

# Der Weltkrieg

## Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Achter Band

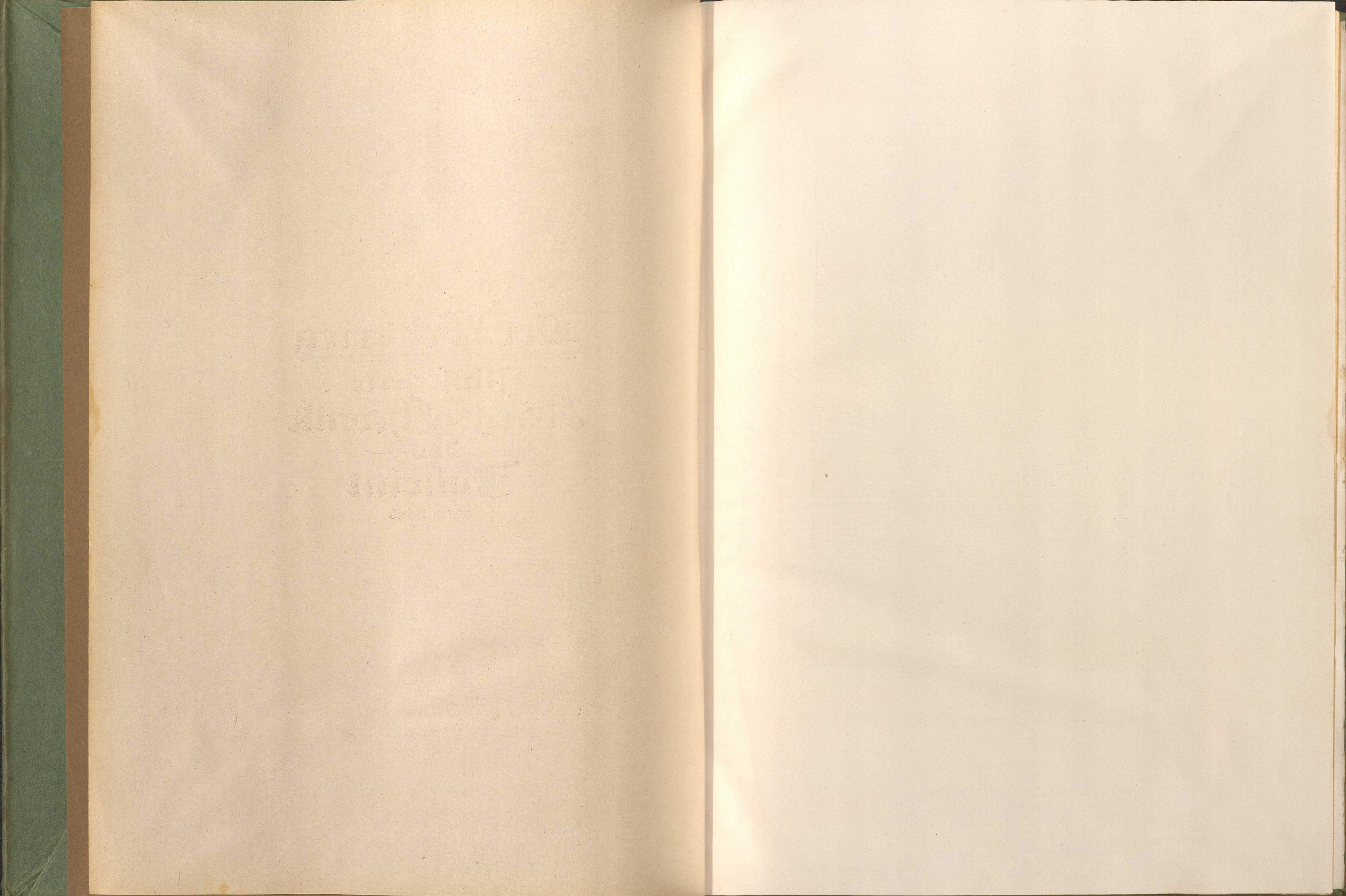
Bielefeld / Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing


Der Weltkrieg
Illustrierte Kriegs-Chronik
des
Daheim
8. Band
- Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig -

# Der Weltkrieg

## Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Achter Band





Durchhalten!
Farbige Zeichnung von Prof. Julius Diez.



# Der Weltkrieg

## Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Achter Band: Bis zum Beginn der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk ❖ Mit der Chronik des Weltkrieges von Prof. Dr. Otto Hoetzsch und dem Anhang: Urkunden und amtliche Telegramme

Bielefeld und Leipzig / 1918
Verlag von Velhagen & Klasing

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



# Inhaltsverzeichnis des achten Bandes

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert, zwei Sterne ** deuten auf Buntdruck.)

## Aufsätze.


Seite

Amerika im Orient. Von Max Roloff . . . . . . . . . 35
Arbeiterschaft und Luxus. Von Ludwig Sternaux . . . . . . 251
Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber . . . . . 64, 113
*Bei einer deutschen Hafenkommandantur an der Donau . 26, 39
*Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft, Von der Tätigkeit der. Von Marg. Jähne . . . 22
Bilder aus der Champagne und den Ardennen von einst und jetzt. Von Dr. Frhr. von Lyncker . . 92
—: Kleine, aus Litauen. Von W. Ambrosius . . . . . . . . . 207
— vom Vormarsch (Czernowitz) . 74
*— von der Offensive gegen Italien. Von Karl Fr. Nowak . 253
Brot, Unser zukünftiges. Von Dr. Ludwig Staby . . . . . . 84
*Calais?! Von Dr. Frhrn. von Mackay . . . . . . . . . 41
Chronik des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch . . I—XXIV
Dem Vaterland, nicht der Partei. Von Alfred Geiser . . . . . . 157
*Deutscher Handelsschiffbau im Kriege . . . . . . . . . . . 195
Deutschland und die Völker Europas. Von J. Höffner . . . . 2
*Deutsch-Ostafrikas Heldenkampf. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann . . . . . . . . 220
*Durchbruchsversuch, Der englische, bei Cambrai . . . . . 207
**Ein Jahr durch Polen. Von Hans von Goecke. Zu neun Ölskizzen von Prof. Arnold Busch 225
*Eleonore, Königin von Bulgarien 112
Entthronung, Die, der Stuarts i. J. 1688. Von G. Roloff . . 136
*Erfolge, Unsere großen, an der Ostfront . . . . . . . . . . 37
*„Es steht alles gut" . . . . . 221
Gefreite, Der. Von Friedrich Freksa (Fortsetzung) . . . . . . 8, 30, 55
Geheimverträge, Die, der Entente mit Rußland. Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann . 221
Geist, Der, der Berliner Schuljugend. Von Emma Sauerland 192
Gockel, Der. Skizze von Rudolf Greinz . . . . . . . . . . 80
*Hausorden von Hohenzollern, Der Königliche, und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz . . . . . . . . . 262
Hilfsdienst, Der vaterländische. Von Oberstleutnant W. von Bremen . . . . . . . . . . 24
*Hindenburg, Unser. Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls. Von Johannes Höffner 115
*„Höhe 304." Feldpostbrief. Von Prof. Dr. Georg Wegener . . 145
Hoppel. Eine Hundegeschichte von Hellmuth Unger . . . . . . 20
Imago. Von M. E. delle Grazie 172, 196
Im Kampf mit dem Urwald. Eine Erinnerung aus den Tagen des Vormarsches gegen Rumänien. Von Karl Fr. Nowak . . . . 52
Im Korb. Von Leutnant Martin Lampel . . . . . . . . . . 123
*In Schlamm und Morast. Von Fr. Willy Frerk . . . . . . . 214
In Udine. Von Karl Hans Strobl 216
*(Italien): Das Schicksal des Verräters . . . . . . . . . . 170
*—: Zusammenbruch . . . . . 185
*Kaisertage in Galizien . . . . 49
Kamerad Tabak. Von Ernst Niemann . . . . . . . . . . . 28
Kaufleute, Deutsche, in Ostasien. Von Franz Woas . . . . . . 223
Klassiker, Unsere, und das deutsche Nationalgefühl. Von P. Paul Vilmar . . . . . . . . . . 259
*(Kohle): Die Geheimnisse der schwarzen Diamanten. Von Gustav Uhl. . . . . . . . . 18
Kriegsanleihe und Steuerlasten. Von Prof. Dr. Wygodzinski . . 95
**Kriegsbriefe eines Malers. Mit neun Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl . . . . . . 201
Kriegschronik. 11.—24. Juli . . 1
—: 25. Juli—7. August . . . . 25
—: 8.—21. August . . . . . . 49
—: 22. August—4. September . . 73
—: 5.—18. September . . . . 97
—: 19. September—2. Oktober . 121
—: 3.—23 Oktober. . . . . . 145
—: 24. Oktober—13. November . 169
—: 14. November—4. Dezember . 193
—: 5.—24. Dezember . . . . . 217
—: 25. Dezbr. 1917—15. Jan. 1918 241
*Kriegsfürsorge, Ein Blatt aus der. Von N. H. . . . . . . . 164
*Kriegshunde im Trommelfeuer. Von Dr. Th. Zell . . . . . . 110
Kriegsnot, Die, und die Frau. Von K. Albert . . . . . . . 148
*Kriegs-Porzellane, Neue deutsche 100
Kriegsweihnacht in Bethlehem. Von Superintendent Hoppe . 218
*Kriegswirtschaft. Von Oberleutnant Lebrecht von Münchow . 4
*Landwirtschaftliches aus Rumänien . . . . . . . . . . . 87
Abraham Lincolns Prophezeiung. Von Joseph Danziger. . . . 126
*v. d. Linde, Leutnant . . . . 137
*Marchais, Schloß. Von A. Haverbeck . . . . . . . . . . . 53
Mäusejagd im Lazarett. Von Schwester Elsa von Bockelmann 210
Millionen, Ungenützte. Von Dr. Ludwig Staby . . . . . . 71
Muttchen, Das. Aus den ersten Wochen des großen Krieges. Von Fr. Ad. Beyerlein . . . 256
Mutter und Tochter. Von Hof- und Domprediger Lic. Doehring 264
*Offensive gegen Italien, Neues von unserer . . . . . . . . 193
*Oesel und Runö. Von Alfred Geiser . . . . . . . . . . . 178
*Ostende, Das sterbende. . . . 134
(Palästina): Die Eroberung des heiligen Landes durch England. Von A. Z. . . . . . . . . . 242
Papiernot. Von Ernst Niemann 233
Peter. Von P. Beschow . . . 224
Polen, Das neue. Drei Jahre deutscher Verwaltungsarbeit . 244
*von Reichenau, Franz . . . . 134
Revolutionäre, Russische. Von Axel Ripke . . . . . . . . . 62
*Riga — deutsch und frei! . . 97
*— erobert . . . . . . . . . 85
Sanitätshund, Der, als Führer von erblindeten Feldgrauen. Von Dr. Th. Zell . . . . . . 65
*(Flieger): Der Schutzengel der Infanterie. Von Oberstleutnant O. Daenbruch . . . . . . . 75
*Sieg, Unser, im Rigaischen Meerbusen . . . . . . . . . . . 166
*— in Ostgalizien . . . . . . . 14
(Skoda): Die Kanonenstadt. Von Karl Fr. Nowak . . . . . . . 102
*Soldatenheime an der Front. Von Wilh. Müller . . . . . . 16
—, Die deutschen, in der Türkei. Von A. L. O. . . . . . . . . 122
Spion, Der. Von Ida Boy-Ed 45
Tag, Der, des Deutschen. Von Johannes Höffner . . . . . . 90
Trauderl, Das. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers. Novelle von Emil Ertl . . . 118, 128, 153
*U-Beute, Eine neue. (Steinbrinck) . . . . . . . . . . . 67
Umwertung, Die, der Werte. Von Hans Dominik . . . . . . . 149
Urkunden und amtliche Telegramme. Anhang . . . . 1—58
*Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. Von Wilh. Pieper . 208
Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm 103, 140, 159, 180, 212, 235, 247
Vorbild, Ein, für unsere Tage. Von Adelheid Stier . . . . . 252
Vor hundert Jahren. Von Fr. B. Wasbutzki . . . . . . . . . 246
*Voß, Fliegerleutnant . . . . 124

Seite
*Wagner, Adolf . . . . . . 187
Was wir nicht vergessen sollen . 107
Weihnachtsfeier in Feindesland. Eine Erinnerung von Dr. Frhr. v. Lyncker . . . . . . . . . 219
Welthungersnot? Von Dr. Frhr. von Mackay . . . . . . . 210
Welttrust, Der, der Lüge. Von Heinz Amelung . . . . . . 255
Weltwende im Osten. Von Dr. Frhr. von Mackay . . . . . 77
Werkzeuge und Hilfsmittel der auswärtigen Politik. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann . . . . . . . . . . 151
*Wie uns Waffenruhe ward. Ein Bild von der Ostfront. Von Paul Beschow . . . . . . 241
*Winterabend in den Rokitnosümpfen. Von P. Beschow . . 232
Wirtschaftsleben, Vom, nach dem Kriege. Von Luise Koppen . 68
Zarenschicksal. Von Dr. Frhr. von Mackay . . . . . . . . . 190
Zeitbilder, Kleine. Aus dem Tagebuch von Peter Rosegger. . . 188
*Ziese, Geh. Kommerzienrat Karl 240

## Gedichte.

An einen im Felde . . . . . 246
von Berlepsch, Karl: St. Quentin 71
Bittrich, Max: Wandlung . . . 190
Brand, Käthe: Weihnachtsgruß ins Feld . . . . . . . . . 238
Erdner, Fritz: Neujahrsgebet 1918 250
von Gaudy, Alice Freiin: Kriegsweihnachtsstube . . . . . . 238
Gensichen, Otto Franz: Bismarck, stah up! . . . . . . . . . 240
v. Gillhausen, Guido: Zum 27. Januar 1918 . . . . . . . . 263
Glaube . . . . . . . . . . 259
Grabschrift . . . . . . . . 37
Hartmann, Jula: Soldatendank . 192
Heymann, Walther: Den Ausziehenden . . . . . . . . . 38
Hoffmann, Rud.: Die Zeiten reifen 261
Homfeld, Bertha: Ein Gedenkblatt 231
Leppa, Karl Franz: Legende vom Schratenbüblein . . . . . . 218
Letzte Kränze . . . . . . . 157
Martinussen, Kurt: Besuch . . . 127
Marx, Ella: Einem Kriegsjungen 158
Meyer, Alfred Richard: Deutsches Volkslied . . . . . . . . 13
Nonne, Else: Abseits . . . . . 29
von Ostau, Ruth: Liebesspruch . 152
Presber, Rud.: Deutschland . . 126
Raimund, Friedrich: Hindenburg 109
Rauschnabel, Hans: Den deutschen Frauen . . . . . . . . . 148
*von Rohr, Adolphine: Die große Glocke von Heiligengrabe . . 90
Romberg, Otto: Drum hassen uns alle . . . . . . . . . . 264
Schember, Ziska Luise: Unsre Zeit, der Zukunft Mutter — . . . 252
Scholz, Irmengard: Die Fahne . 210
Sturm, August: Ohne Kreuz . . 37
v. Zobeltitz, Hans Caspar: Weihnachten 1917 . . . . . . . 224
—: Zwei Kriegsbilder aus dem Westen. (Courrières. Loos) . 35
Wentscher, Erich: Ein Rosenstrauch 92
Zacchie, Ferdinand: Schwur der Heimat . . . . . . . . . 78
Zeller, Mathilde: Licht! . . . . 182

## Bilder.

Bergen, Claus: Im Geschützturm eines deutschen Großkampfschiffes während der Schlacht zw. 126 u. 127
von Bochmann, Prof. Gregor: Aus Estland . . . . . . . . 81
**Bohrdt, Prof. Hans: Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot zw. 68 u. 69
Seite
Bracht, Eugen: Jerusalem . . . 243
Braune, Hugo L.: Ein Artillerie-Beobachtungsstand an der Westfront . . . . . . zw. 250 u. 251
—: Ein Kampf in den Lüften: Angriff eines von zwei Offizieren geführten Doppeldeckers auf einen französischen Fesselballon . . . . . . . . . . 213
Burger, G.: Schanzer. (Schattenzeichnung) . . . . . . . . 12
Buri, Max: Politiker . . . . 143
Busch, Prof. Arnold: General der Infanterie Otto von Below zw. 210 u. 211
Busch, Prof. Arnold: Kolonnenbiwak . . . . . . . . . . 228
—: Landsturmbahnwache bei Neudorf . . . . . . . . . . 226
—: Polnische Flüchtlinge . . . 226
**—: Reitende Jäger auf Patrouille . . . . . . . . . . 227
—: Sanitätsbiwak . . . . . . 226
—: Schlesischer Landwehrmann . 29
**—: Soldatenfriedhof in Sulkow 227
—: Sternennacht im Schützengraben . . . . . . . . . . 228
**—: Übergang über den Bug bei Mielnik . . . . . . . . 225
—: Zerschossenes Dorf Prsybinow 228
Corde, Walter: Der Krieg . . 34
Diemer, Prof. M. Zeno: Einfahrt eines österreichischen Hospitalschiffes in einen dalmatinischen Hafen . . . . . . . zw. 152 u. 153
**Diez, Prof. Julius: Durchhalten! . . . . . . . Titelbild
Doepler, Prof. Emil d. J.: Am Wachtfeuer . . . . . . . . 130
Droste, Werner: Gefechtspause . 144
Erler, Prof. Fritz: Das bayrische Gedenkblatt für gefallene Krieger zw. 176 u. 177
Fehr, Friedrich: Dragoner . . . 173
Frost, Martin: Unteroffizier in einer Sturmkompagnie . . . 129
Grotemeyer, Fritz: Husaren auf Vorposten . . . . . . . . . 93
—: Wasserbereiter bei einer Sanitätskompagnie . . zw. 30 u. 31
Hamacher, Alfred: Leutnant von der Linde . . . . . . . . . 139
Hayd, Karl: Tiroler Standschütze 82
von Hayek, Prof. Hans: Gefechtsstelle einer Garde-Infanteriedivision im Westen . . . . . 57
Heubach, Walter: Weihnachtsfeier in der Wüste . . . . . . . 237
Hoffmann, Prof. Anton: Auf Wache . . . . . . . . . 140
—: Stürmender Infanterist 1915 153
Kaufmann, Hans: Weihnachten 1917 . . . . . . . . . . 217
Kohlschein, Hans: Morgenrot . . 59
Lehmann, Prof. Wilhelm Ludwig: Herbstabend . . . . . . . 151
Leuteritz, Paul: Der Krieg in den Alpen. Österreichisch-ungarischer Geschütz- und Munitionstransport auf schwierigen Wegen . 247
**Liebermann, Prof. Ernst: Weihnachten im Felde . zw. 218 u. 219
Müller-Loschwitz, Rich.: Die Rivalen . . . . . . . . . . 149
Müller-Münster, Franz: Gute Kameradschaft . . . . . . . 15
Obermaier, Ottmar: Schaumünze auf Kapitänleutnant Otto Steinbrinck . . . . . . . . . . 67
**Rocholl, Theodor: Bei einer Artillerie-Munitionskolonne . 201
—: Bild aus Pilly . . . . . 204
**— —: Die von den Engländern zerschossene Kirche in Aubers . 202
**— —: Ein Feldgrauer . . . . 203
**— —: Halbzerstörtes Haus in Ligny le Grand . . . . . . 203
**— —: Mannschafts-Unterstand 202
Seite
**Rocholl, Theodor: Offiziers-Unterstand im Schützengraben . . 204
**— —: Wirkung einer schweren englischen Granate . . . . . 201
**— —: Zerschossenes Haus in Herlies . . . . . . . . . . 203
Schäffer, Ernst: Rittmeister Freiherr von Richthofen . . . . 25
Scheuermann, Willi: Generalfeldmarschall v. Hindenburg zw. 108 u. 109
Schöbel, Prof. Georg: Vor der Mairie in Longwy-Haut zw. 90 u. 91
Schwormstädt, F.: Verhör russischer Spione . . . . . . . 249
Spiegel, Prof. Ferdinand: Warneton . . . . . . . . . . 79
Stein, Arthur: „Herzeloyde" . . 103
Thielmann, Wilhelm: Kriegsnachrichten auf dem Lande . . . 23
Tippmann, Albin: Fern von der Heimat . . . . . . . . . . 235
Vogel, Prof. Hugo: Abendunterhaltung bei Hindenburg . . . 117
Walzer, Hugo: Landung an feindlichem Strand . . . . . . 257

## Abbildungen.

Abtransport italienischer Gefangener bei Görz . . . . . . . 171
An der Front im Gebirge . . . 33
Armee-Fernsprechabteilung auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz 45
Artilleriebeobachter im hohen Felsgebirge . . . . . . . . . 83
Auf Bahnwache im Etappengebiet 181
(Becelaere): Die Reste des Dorfes Becelaere östlich von Ypern . 188
Bei der Ernte . . . . . . . 107
Beobachter im Gipfel eines Baumes 21
Beobachtung an einer Wetterfahne, die durch den Wind die Richtung der ersten feindlichen Gaswolken anzeigt . . . . . 131
Berlin: Tägliche Speisung von 600 Kindern der in den Krieg gezogenen Landwehrleute durch den Deutsch-Evangelischen Frauenbund . . . . . . . . . . . 183
Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft, Von der Tätigkeit der. 2 Abb. . . . . . . . . . 22
Brest-Litowsk: Mitglieder der russischen Delegation auf dem Wege zum Sitzungssaal . . . . . 238
Calais. 4 Abb. . . . . . . 41
Cambrai . . . . . . . . . 207
Carl, Kaiser von Österreich, im wiedereroberten Czernowitz: Huldigungsansprache des Exarchen Schandru . . . . . . . . 50
Cecilie, Kronprinzessin, im ersten Berliner Nachmittagsheim für verwundete Krieger . . . . 141
Czernowitz: Bahnhof . . . . . 38
Deutsche Artillerie im Vormarsch 195
— Offiziere untersuchen eroberte russische Geschützrohre . . . . 71
— Reiterei auf dem Vormarsch . 187
— Truppen in dem gestürmten Woltschach unweit Tolmein . 185
Dünamünde, Festung, von einem deutschen Flieger aufgenommen 85
Eitel Friedrich, Prinz von Preußen, auf dem Vormarsch nach Tarnopol . . . . . . . . . . 50
Erntetage, Unsere, in Rumänien. 3 Abb. . . . . . . . . . 63
Essenausgabe an die in Stellung befindlichen Mannschaften. (Aus den Vogesen) . . . . . . . 157
Feldhaubitze, Schwere 15 cm-, auf dem Wege zur Front . . . . 197
Feldpoststation, Vor einer deutschen 105
Fernsprechstation in einem zerschossenen Haus der Westfront 128
Flammenwerfertruppe in Tätigkeit . . . . . . . . . . . 133



Seite
Fliegeraufnahme der von den Russen bei ihrem Rückzug in Brand gesteckten Gehöfte und Dörfer . . . . . . . . . 97
Franzosen, Bei Craonne gefangene, werden hinter die Linie gebracht 155
Freude in einem russischen Gefangenenlager nach Bekanntmachung des Waffenstillstandes . 242
Geländeabschnitt an der Westfront. (Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers) . . . 75
Geschoßwirkungen im Kampfgebiet des Westens: Ein Granatentrichter . . . . . . . . . 76
Getreide-Elevatoren . . . . . 40
Häuser, Zerschossene, im Trichterfelde bei Poelcappelle . . . . 188
Hausorden von Hohenzollern, der Königliche, und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. 4 Abb. . . . . . . . . . 262
Hindenburg-Medaille, Rückseite . 154
(„Höhe 304"): Auf dem Schlachtfeld am Fuße der „Höhe 304" . . . . . . . . . . 145
—: Das Kampfgelände bei der „Höhe 304" . . . . . . . 147
Hohenzollern, Burg, bei Sonnenaufgang . . . . . . . . . 263
(Italien): Vor dem Beginn der Offensive . . . . . . . . 171
Italiener, Gruppe gefangener . 222
Italienisches Flieger-Abwehrgeschütz, Erbeutetes, neuester Bauart . . . . . . . . . . . 253
Kartenstudium auf einem Erkundungsritt . . . . . . . . 161
Kolonnen, Biwakierende deutsche, in Ostgalizien . . . . . . 38
Konstantinopel: Der Sultan geleitet Kaiser Wilhelm zur Empfangshalle . . . . . . . . . 169
Kowno: Kathedrale . . . . . 16
Kriegsfürsorge. 3 Abb. . . . . 165
Kriegshunde im Trommelfeuer 4 Abb. . . . . . . . . . . 110
Kriegs-Porzellane, Neue deutsche. 7 Abb. . . . . . . . . . 100
Kriegswirtschaft. 6 Abb. . . . 4
Landwirtschaftliches aus Rumänien. 3 Abb. . . . . . . . . 87
Leopold, Prinz von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, beim Unterzeichnen des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk . . . . 239
— und Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes, bei der Besichtigung erstürmter Stellungen in Ostgalizien . . . . . . . . . 37
Leuchtraketen, Erbeutete russische 142
Liebesgabenpaket, Das . . . . 9
Malonne, Fort . . . . . 137, 138
Marchais, Schloß. 5 Abb. . . 53
Nachtpatrouille deutscher Husaren auf dem Ochridasee . . . . 65
Oesel: Ausschiffen von Truppen. 167
—: Ausschiffung der Sturmtruppen auf der Reede von . . . 166
—: Ausschiffung von Feldgeschützen . . . . . . . . . 168
—: Deutsche Kriegsschiffe und Transportdampfer vor Oesel. 167
—: Transportdampfer mit Geschützen und Munition . . . 168
Seite
Oesel: Übernahme von Pferden auf der Reede von . . . . . . 168
— und Runö. 6 Abb. . . . . 178
Ostende, Das sterbende. 3 Abb. 134
Passchendaele, Überreste des Dorfes, das viel umkämpft wurde 214
Pionierkolonne, Eine, führt Pontons heran . . . . . . . . 199
Posten, Ein einsamer . . . . . 184
„Rheinland", Stapellauf des für die Hamburg-Amerika-Linie erbauten Frachtdampfers . . . 195
Riesengeschütz, Erbeutetes italienisches schweres . . . . . . 208
Riga. 3 Abb. . . . . . . . 86
—: 2 Abb. . . . . . . . . 98
—: 2 Abb. . . . . . . . . 114
Rupprecht, Kronprinz von Bayern, mit seinem Stab . . . . . 61
Russische Infanteriestellungen, von einem deutschen Infanterieflieger aufgenommen . . . . . . . 75
— Parlamentäre vor der Wohnung eines deutschen Bataillonsstabes nach Verhandlungen zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes . . . . . 233
— Unterhändler in Verhandlung mit deutschen Offizieren . . . 232
Schweizer Militärposten an der Grenze . . . . . . . . . 175
Seite, Die letzte, des Waffenstillstandsvertrages mit den Unterschriften der Bevollmächtigten . 241
Serajewo: Sühnedenkmal. (Einweihung 28. 6. 17, dem Gedächtnistag der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaares) . . . . . . . . 13
Soldaten, Unsere, bei der Ernte auf dem westlichen Kriegsschauplatz . . . . . . . . . . 121
Soldatenheime an der Front. 3 Abb. . . . . . . . . . 16
Stammbaum der Kohle . . . . 19
Tank, Erbeuteter englischer, an der Straße Cambrai-Bapaume . 244
— im Vormarsch beim Umwerfen eines starken Baumes . . . . 244
Tarnopol: Blick auf die am 23. Juli eroberte Stadt . . . . . . 14
—: Der österreichisch-ungarische Staatsbahnhof in Tarnopol . 14
„Teufelsbrücke", Die, über den Natisone bei Cividale . . . . 186
—: Die Reste der von den Italienern gesprengten . . . . . 193
Trichterfeld in der flandrischen Kampffront. (Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers aus 100 Meter Höhe) . . . . . 215
Türkische Kavallerie bei Überschreiten einer Untiefe des Tahinos-Sees. (Von der Salonikifront) . . . . . . . . 163
— Offiziere auf der Wasserjagd . 159
Übergang österreichisch-ungarischer Truppen . . . . . . . . . 208
Udine. 2 Abb. . . . . . . . 186
—: Vor der deutschen Kommandantur auf dem Viktor Emanuel-Platz . . . . . . . . . . 194
Unterstand, Im . . . . . . . 11
Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. 5 Abb. . . . . . 209
Seite
Volltreffer in eine italienische Munitionskolonne . . . . . . 254
Vorstoß unter dem Schutze einer Nebelbombe. (Aus den Kämpfen in Ostgalizien) . . . . . . 27
Wilhelm II., Kaiser, geht auf einem Fußsteg über die Strypa. . . 51
— Kaiser, im Gespräch mit dem Führer einer türkischen Division an der Durchbruchsfront in Ostgalizien . . . . . . . . . 51
— in Konstantinopel . . . . . 169
Wilna: Kaiser Wilhelm mit Generaloberst von Eichhorn beim Abschreiten der Ehrenkompagnie auf dem Bahnhof . . . . . 49
Zeitvertreib hinter der Front . . 259

## Bildnisse.

von Below, Otto, General der Infanterie . . . . . . . . . 170
von Boroevic, Generaloberst . . 170
Gf. Bothmer, General . . . . 67
von Eichhorn, Generalfeldmarschall . . . . . . . . . . 255
Eitel Friedrich, Prinz von Preußen 99
Eleonore, Königin von Bulgarien 112
Erhard-Schmidt, Vizeadmiral . 167
von Falkenhayn, General, Erich 18/19
Gf. von Hertling, Dr., der neuernannte Reichskanzler . . . 177
von Hindenburg, Generalfeldmarschall . . . . . . . 7, 115, 154
— —: . . . . . . . zw. 108 u. 109
von Hutier, Oskar, General der Infanterie . . . . . . . . 99
von Kathen, Hugo, General der Infanterie . . . . . . . 99, 167
Lenin, Vertreter der russischen Regierung . . . . . . . . . 221
von Lettow-Vorbeck, Generalmajor . . . . . . . . . . 220
v. d. Linde, Leutnant . . . . . 139
Michaelis, Reichskanzler Dr. Georg 1
Milde, Webereheepaar, aus Gnadenfrei in Schlesien am Tage der 40. Wiederkehr seines Hochzeitstages mit sieben Söhnen, einem Schwiegersohn und einem Enkelsohn . . . . . . . . . 232
Oberrieder, Eheleute, mit ihren neun Söhnen . . . . . . . 125
von Reichenau, Franz . . . . 134
von Richthofen, Rittmeister Frhr. 25
Riemann, Otto, General der Infanterie . . . . . . . . . 99
Stallmann, Frau Pfarrer, mit ihren sieben Söhnen . . . . 125
Steinbrinck, Otto, Kapitänleutnant 67
Strasser, Korvettenkapitän . . . 73
Trotzki, Vertreter der russischen Regierung . . . . . . . . 221
Voß, Fliegerleutnant . . . . . 124
Wagner, Adolf, Wirkl. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. . . . . . . 187
Wilhelm II., Kaiser . . . . . 261
von Woyrsch, Generalfeldmarschall 255
Ziese, Geh. Kommerzienrat Karl 240

## Karten.

Front, Die neue, gegen Italien . 194
Karte zur deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive . . . . 170
Norditalien . . . . . . . Beilage



# Chronik des Weltkrieges

Von Professor Dr. Otto Hoetzsch

Achter Teil



# Chronik des Weltkrieges.

## Von Professor Dr. Otto Hoetzsch.

Vor zwei Monaten, auf die wir zurückzublicken haben, war das ungeheure Ringen an der Westfront auf dem Höhepunkt angekommen. Es hat noch einen vollen Monat weiter getobt, bis am 1. Juni der Kaiser an die Kaiserin telegraphieren konnte, daß nunmehr die große englisch-französische Frühjahrsoffensive gescheitert sei. Seit dem Spätherbst 1916 vorbereitet, wurde dieser Angriff der englisch-französischen Heere Anfang April angesetzt und war nach siebenwöchigem Ringen dank der Tapferkeit unserer Truppen und unserer Führung abgeschlagen. Die Pause aber, die damit entstand, ist nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Die Frage: Was nun? haben die Gegner schneller als zu erwarten war, beantwortet. Die ungeheuren Verluste des U-Bootkrieges und die Sorge vor dem Abfall Rußlands drängten sie, einen neuen Generalangriff doch baldigst wieder zu versuchen und die Vorbereitungen dafür zu beschleunigen. Unsere Fronten waren überall darauf gerüstet. Am interessantesten für uns war bei diesen Versuchen, noch einmal die berühmte Einheitsfront herzustellen, die Frage, ob das der russischen Armee gelingen würde, die seit Beginn der Revolution in eine immer stärker um sich greifende Auflösung geraten war. Am 7. Juni begann denn auch die neue Generaloffensive der Entente im Westen. Ihr Ziel war, wie ein holländisches Blatt gesagt hat, die Vertreibung der Deutschen aus Zeebrügge und von ihrer Stellung am Kanal, worin ein indirekter Beweis für uns lag, welchen Wert die flandrische Küste für England haben muß. Die Russen waren freilich nicht entfernt in der Lage, bereits wieder anzugreifen, so daß sich der Generalangriff auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkte. Er ist über den ersten Anlauf nicht hinausgekommen, der, woran wir schon gewöhnt sind, zunächst ja eine nicht unerhebliche Summe von Gefangenen und Material bringen kann und der die ersten Stellungen eindrückt, die aber wertlos geworden sind, weil sie durch das lang andauernde Trommelfeuer der Artillerie zerschossen worden sind. Die Offensive ist im sogenannten Wytschaetebogen zwischen Ypern und der Douve angesetzt worden und breitete sich von da südlich gegen Armentières zu aus. So tobte eine neue Schlacht in Flandern vor der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern; auch sie hat die deutsche Front nicht erschüttern können. Der Rückblick auf den Juni ergab, daß die Engländer einen lokalen Geländegewinn von höchstens 4 Kilometer Tiefe erworben hatten, weil es ihnen gelang, Anfang Juni in dem Bogen von Wytschaete unsere Truppen auf eine vorbereitete Stellung zurückzudrücken. Seitdem sind Angriffe und Feuergefechte an der ganzen Front zwar fortgegangen, aber ein Angriff im großen Stil ist von den Engländern nicht wieder unternommen worden. An der Front der Franzosen, die sich daran anschloß, waren dagegen die Deutschen zumeist die Angreifer, so am Chemin-des-Dames und im Gebiet von Verdun. Im ganzen ist die Offensive im Westen stark abgeflaut; es scheint, als wenn die Franzosen auf größere Angriffe verzichten wollen, bis die amerikanische Hilfe kommt. Wie die Stimmung bei den französischen Truppen ist, zeigte am besten der Aufruf des Generalissimus Pétain an seine Soldaten, der vor der Friedenspropaganda im Lande und in den Schützengräben warnte.

Am 14. Mai griffen die Italiener unseren Bundesgenossen abermals am Isonzo an. Es war die zehnte Schlacht dieses Namens, die geschlagen wurde, sie richtete sich diesmal gegen die ganze 40 Kilometer breite Front von Plawa bis zum Meere. Aber gleichfalls am 1. Juni konnte unser Kaiser dem österreichischen Kaiser dazu Glück wünschen, daß auch diesmal die Isonzoarmee dem Ansturm der Italiener mit allem Erfolge getrotzt habe, der auch hier über vorübergehende Anfangserfolge rein taktischer Art und den Gewinn von Gefangenen und Material im ersten Anlauf nicht hinausgekommen ist. Unsere Bundesgenossen haben darauf sofort in der ersten Juniwoche einen Gegenstoß in dem Karstabschnitt zwischen der Wippach und dem Meere durchgeführt, der die Italiener zwang, auf dem Karstplateau den Gewinn der zehnten Isonzoschlacht wieder aufzugeben. Die Kämpfe wogen auf diesem Kriegsschauplatz zwischen Italienern und Österreichern und Ungarn im wesentlichen immer um dieselben Punkte hin und her und die italienischen Angriffe vermögen nicht, die Linie unserer Bundesgenossen wesentlich zu erschüttern.

Ungefähr zur selben Zeit wie im Westen setzte eine Offensive der Armee Sarrail an der mazedonischen Front ein, die ebenfalls ohne Erfolg blieb. Ende Juni war der rechte Flügel der Sarrailarmee hinter die Struma zurückgegangen.

In Mesopotamien war die Lage die, daß das russische Detachement seit dem 4. April in Chanikin dem englischen Expeditionskorps die rechte Flanke deckte und diese nördlich von Samarra auf Mossul drängte. Die heiße Jahreszeit hat wesentlichen Operationen ein unübersteigliches Hindernis entgegengestellt. Ebenso ist der Vormarsch der Engländer gegen Palästina nicht weiter gekommen. Die britische Operationsarmee an der syrischen Front steht dicht bei Gaza und bereitet sich zu neuen Kämpfen vor, deren Ziel Jerusalem und darüber hinaus Syrien ist, sowie die Durchstoßung der Bahnlinie, der sogenannten Hedschasbahn, die den Kern des Reiches mit den heiligen Städten verbindet; von letzteren ist Mekka ja schon nicht mehr in türkischer Hand.

Zuletzt die Kämpfe im Osten, die am 29. Juni in Gang gekommen sind. Schon Ende Mai meldete unser Heeresbericht, daß mit russisch-rumänischen Angriffen gerechnet werden müsse und ein englisches Blatt nannte die Armee Brussilow, die im vorigen Jahre die lang andauernde Offensive gegen unsere Bundesgenossen durchgeführt hatte, an der russischen Südfront als die schlagfertigste und offensivfähigste. Es hat aber noch volle vier Wochen gedauert, ehe die zerrüttete russische Armee wieder in die Lage gebracht war, um angreifen zu können. Lange hielt man es überhaupt für unmöglich, daß die russische Armee, die unter der Einwirkung der Revolution stand, zu einer Angriffsbewegung fähig gemacht werden könnte. Der Energie des Kriegsministers Kerenski und den zweifellos großen organisatorischen Führereigenschaften des Generals Brussilow ist es gelungen, einen solchen Angriff in ziemlich breiter Front zustande zu bringen. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß der Druck Englands und der Entente darauf immer stärker geworden ist; man sagt, daß die Entente einen letzten Zeitpunkt, nämlich den 1. Juli, dafür festgesetzt und diese Forderung durch Drohungen unterstützt habe. Nach der Vorbereitung durch Artilleriefeuer begann, so meldete der Heeresbericht am 30. Juni, die russische Gefechtstätigkeit in Ostgalizien den Eindruck beabsichtigter Angriffe zu machen. Diese begann am 30. Juni auf einer Front von 30 Kilometern und richtete ihren Hauptstoß gegen Brzezany und Koniuchy. Sie dehnt sich nordwärts bis an den mittleren Stochod und nach Süden bis nach Stanislau aus. Auch hier ergab sich dasselbe Bild, daß der erste Anlauf gewisse Erfolge brachte, eine nicht unerhebliche Gefangenenzahl und daß dieser Anlauf nach wenigen Tagen erschöpft war. Man braucht nicht zu fragen, warum gerade an der Südfront angegriffen wurde. Diese Armee hat lange unter dem Kommando Brussilows gestanden, der jetzt nach dem Rücktritt Alexejews der Generalissimus der russischen Armee geworden ist. Außerdem liegen hier die Haupt-

angriffsziele, an denen immer noch festgehalten wird und deren hauptsächlichstes Lemberg, also das östliche Galizien ist. Es ist, wie wir sagen müssen, bewundernswert, daß trotz der unausbleiblichen Anarchie und Auflösung die russischen Truppenteile zu diesem Angriff gebracht worden sind, daß es vorläufig an Munition und anderem Material nicht gefehlt hat und daß die russischen Soldaten, die sich wie das ganze russische Volk nach Frieden sehnen, doch ihren Befehlshabern gehorchen. Ein neuer Beweis dafür, wie falsch oft Rußland bei uns eingeschätzt worden ist. Daß diese Offensive zu großen Massenerfolgen auch nur im Umfang der Angriffe Brussilows im vorigen Jahre führt, ist ganz ausgeschlossen. Am 19. Juli meldete denn auch der deutsche Heeresbericht, daß die Offensive durch den Durchstoß der russischen Front östlich Zloczow pariert worden sei.

Schließlich der U-Bootkrieg. Obwohl die englische und auch die japanische Hilfe in Torpedojägern und Zerstörern sich geltend gemacht hat und der Schutz der Transportschiffe durch Geleitzüge ausgedehnt worden ist, sind die Erfolge des U-Bootkrieges nicht nur befriedigend, nein geradezu ungeheuer. Die Marine meldete unter dem 9. Juli, daß im Juni über eine Million Tonnen versenkt, vielleicht sogar, wenn die definitive Zahl feststeht, überschritten seien. Im März und Mai war die Tonnenzahl je 860000, im Februar 781000. Was die Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges bedeutet, zeigt der Vergleich mit der Zahl des letzten Monats, in dem er noch unter den bekannten Fesseln zu leiden hatte, nämlich des Januar, in dem nur 439000 Tonnen versenkt worden sind. Im ganzen sind in den nunmehr fünf Monaten des uneingeschränkten Krieges 4,6 Millionen Tonnen versenkt worden. Als das Maiergebnis mit seinen 860000 Tonnen bekannt wurde, glaubte man in England schon, daß der Höhepunkt der U-Bootsgefahr überwunden worden sei. Jetzt zeigt die Zahl des Juni, daß das ein böser Irrtum ist. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck für bestimmte Stellen sagte die erwähnte Meldung des Admiralstabes, daß diese Erfolge das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegführung auf unseren Gegner rechtfertigen, wie das die Äußerung des Generals Ludendorff am 17. Juli erneut betont hat. Das lehrt auch ein Blick in die nervösen Erörterungen der englischen Presse. Es besagt auch nichts, daß eine amerikanische Truppenabteilung von 9000 Mann in Frankreich hat landen können und daß ihr Führer, General Pershing, in England auf einem Dampfer der White-Star-Linie angekommen ist.

So ergibt der Überblick über die Kriegslage, daß diese für uns überall günstig steht. Es ist wohl möglich, daß abermals mit Massenangriffen auf allen Fronten zu rechnen ist, und wir tun gut, nicht zu vergessen, daß die Engländer in diesen der Entscheidung zudrängenden Monaten auch die Kriegführung auf Gebiete ausdehnen können, die ihr bisher entzogen sind, worunter in erster Linie Holland zu verstehen ist. Es ist immer gut, die Augen nicht zu verschließen gegen Gefahren, hat doch der Krieg gelehrt, daß die englische Kriegführung und Politik Skrupel irgendwelcher Art nicht kennt. Damit ist schon gesagt, daß in dieser Phase des Krieges die Gefahren für die neutralen Randländer außerordentlich wachsen. Griechenland ist bereits erledigt. Die Schweiz, Holland, die skandinavischen Länder, schließlich auch Spanien kommen in immer stärkere Bedrängnis, nicht nur durch die nachher zu besprechende Amerikapolitik gegen die Neutralen, sondern auch durch immerhin mögliche Entschlüsse der Ententekriegführung unter englischer Leitung, die die neutralen Staaten zu Entscheidungen zwingen kann. Überblicken wir das Kriegsfeld in dieser ungeheuren Ausdehnung, so ist zu sagen, daß dank der Führung und der Truppen auf unserer Seite alle Positionen glänzend gehalten werden, daß es aber nötig ist, der Türkei verloren gegangene und für sie unbedingt wesentliche Positionen zurückzugewinnen — denn an dem festen Entschluß der Engländer in Mesopotamien und Syrien zum Ziel zu kommen, ist nicht zu zweifeln — und daß die Aussichten gering sind, es werde möglich sein, den Krieg nur militärisch zu Lande rasch zu Ende zu führen. Das ist auch die Empfindung der Neutralen, daß, nur die Lage zu Lande betrachtet, keine der beiden Mächtegruppen imstande ist, den Krieg für sich absolut siegreich zu beenden. Ob über die Operationen zu Lande schon das letzte Wort gesprochen ist, darüber wagen wir kein Urteil; auch da sind allerlei Möglichkeiten noch nicht ausgeschlossen. Aber das Entscheidende ist nach wie vor, daß die rücksichtslose Führung des U-Bootkrieges unseren Hauptgegner an den verwundbarsten Stellen trifft und mit ihren immer sicheren und immer tiefer dringenden Wirkungen das erreicht, worauf der Admiral von Tirpitz von Anfang an hingewiesen hat, England zum Einlenken, zur Aufgabe seiner Kriegsziele gegen uns zu zwingen. Niemand ist in der Lage, den Termin, zu dem das eintritt, genau zu bestimmen und es ist unzweckmäßig, irgendwelche feste Termine zu nennen, die nur falsche Vorstellungen und Hoffnungen auf rasche Beendigung des Krieges erwecken. Aber daß dieser Termin kommt, wenn der Krieg ununterbrochen und ohne Rücksicht uneingeschränkt weiter geführt wird, das ist nicht nur unsere Überzeugung, sondern das beweisen von Monat zu Monat stärker die Erfolge dieses Krieges, die, wie die Admiralität selbst hervorhebt, die Erwartungen erheblich übertrafen.

Daran kann auch in der Zeit, die wir überhaupt in Rechnung einstellen können und für die wir mit einer Beendigung des Krieges rechnen, das Eingreifen Amerikas nichts ändern, auf das unsere Gegner so große Hoffnungen setzen. Wir stehen zu Amerika seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen vom 3. Februar tatsächlich im Kriegszustand, wenn auch die Formalität der Kriegserklärung unterblieben ist. Die amerikanischen Soldaten und Flieger kämpfen gegen unsere Truppen, die amerikanischen Schiffe stören unsere U-Bootfahrten. Am Ernst der amerikanischen Rüstung sieht man auch, daß sich Amerika auf einen langen Krieg vorbereitet. Man soll diese militärischen Vorbereitungen weder über- noch unterschätzen, nicht die Reklameüberschriften der amerikanischen Zeitungen zu ernst und nicht die Zähigkeit der Amerikaner zu leicht nehmen. Sie haben die allgemeine Wehrpflicht im Mai eingeführt, sie führen die Rekrutierung durch, sie bilden mit französischen und englischen Offizieren diese Truppen aus. Man rechnet, daß im Frühjahr 1918 Hunderttausende auf dem westlichen Kriegsschauplatz erscheinen könnten. Einstweilen hat man schon geringere Kräfte entsendet; etwa hunderttausend Amerikaner einschließlich der Ärzte, barmherzigen Schwestern usw. sind an der Westfront. Theoretisch ist natürlich möglich, daß Amerika eine solche Truppenzahl ausbildet und ausrüstet und auf die lange Sicht richten sich, wie gesagt, unsere Gegner auch ein. Die Frage ist, ob genug Schiffsraum vorhanden ist. Amerika will die U-Bootsgefahr durch bewaffnete Schiffe, Zerstörer usw. bekämpfen und baut dazu möglichst viel Frachtschiffe aus Stahl, die zugleich als Zerstörer und Transportschiffe dienen sollen. Die Erwartungen auf ihre Wirkung sind in Amerika selbst geteilt. Die einen behaupten, daß das Bautempo schneller zunehmen könnte als das Tempo, in dem die U-Boote zerstören, die anderen, daß das nicht der Fall sein kann, wenigstens nicht in dem Zeitraum, der verständigerweise überhaupt noch für die Fortdauer des Krieges gerechnet werden kann.

Zu den Transportschwierigkeiten kommt die Frage der Ernährung. Große Truppenmassen auf europäischem Boden müßten von Amerika aus verpflegt werden. Außerdem stellen die Verbündeten Anforderungen an die Nahrungsmittelausfuhr der Vereinigten Staaten. Aber diese selbst ist durch die Ernte sehr eingeschränkt. Selbst Amerika hat bereits Maßnahmen ergreifen müssen, die wenigstens von fern an unsere Lebensmittelversorgungsmaßnahmen erinnern. Der Präsident hat sich Vollmachten geben lassen, um die Lebensmittelverteilung im Lande und für die Ausfuhr zu regeln. Er kontrolliert die Ausfuhr auf den Handelsschiffen und eine Kommission gibt die Erlaubnis über die Menge, die



ausgeführt werden darf. Hier ist die Stelle, wo durch die Maßnahmen der Lebensmittelausfuhr bewußt die Interessen der neutralen Länder angegriffen werden. Die Union hat mit diesen Maßnahmen einen Hungerkrieg begonnen, der von Woche zu Woche verschärft wird. Holland, die Schweiz, Skandinavien sollen auf Rationen gesetzt werden, deren Verwendung ausschließlich für den eigenen Bedarf unbedingt gesichert sein soll, während schlechterdings nichts davon nach Deutschland ausgeführt werden darf. Das wird im weiteren Verlaufe zu sehr unangenehmen Eingriffen und Schikanen führen und kann dazu beitragen, daß die Stimmung in den neutralen Ländern immer gereizter und verzweifelter wird.

Die amerikanische Kriegspolitik arbeitet auf weite Sicht. Wenn auch die Kriegsbegeisterung in der Union nicht groß ist, so ist kein Zweifel, daß sie entschlossen ist, diesen einmal begonnenen Krieg zu Ende zu führen. Sie will sich damit gegen die finanziellen Verluste sichern, die sie an den Kriegslieferungen für die Entente erleiden muß und sie will sich Englands Rückendeckung für die eigene weltpolitische Situation jetzt und künftig sichern. Sie stellt ihr Heer auf, sie baut ihre Kriegsflotte aus, sie schafft sich eine Handelsflotte, alles mit dem Blick auf das kämpfende Europa und auf das lauernde Japan und Mexiko zugleich. Ihr Interesse ist, daß der Krieg so lange dauere, bis ihre Rüstungsunternehmungen abgeschlossen sind, und sie diese für die letzte Entscheidung in Europa, die die Entente 1918 suchen zu wollen und zu können behauptet, in die Wagschale werfen kann. Zugleich soll diese Rüstung eine Warnung an die japanische Politik sein und diese indirekt im Zaum halten. Ziele und Gegensätze der japanischen Politik sind bekannt, sie können in der gleichen Zeit auf eine militärische und politische Stellung durch Rußland wie bisher nicht rechnen. Andererseits arbeitet Amerika für die Entente lebhaft daran, eine Schwächung der Entente durch den Ausfall Rußlands möglichst zu verhindern.

⌘ ⌘ ⌘

Nun ist kein Zweifel: was der Entente durch den Beitritt Amerikas militärisch-politisch gewonnen war, geht ihr andererseits durch den Ausfall Rußlands verloren. Er macht sich langsam geltend, langsamer als man vielfach dachte, aber er macht sich unbedingt geltend. Denn das wesentlichste Moment in der russischen Revolution war in den Massen der Wille zum Frieden, zur Beendigung des Krieges. Vier Monate dauert diese russische Revolution, sie hat zwei große Krisen durchgemacht, am 3. und 4. Mai und am 15. und 16. Juni. In beiden ist der Friedenswille gegen die Widerstände der Liberalen und der Entente je einen Schritt vorangekommen. Erst wurde Miljukow gezwungen, die bekannte Friedensformel der Revolutionsdemokratie den Verbündeten bekannt zu geben: Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, eine Formel, die das ganze bisherige Gebäude der Kriegspolitik der Entente und ihre Verträge erschüttert und in Frage stellt. Dann wurde die Regierung gezwungen, sich durch den Eintritt sozialistischer Minister zu einem Koalitionskabinett zu erweitern, das in derselben Richtung tätig sein will und soll. Die Massen drängen, wenn sie auch in sich nicht völlig einig sind, auf den Abschluß, auf den Frieden. Die Wege, auf denen das gesucht wird, sind die Revision der Verträge mit den Verbündeten, die ja schließlich an sich schon den Krieg sinnlos machen würde, und die internationale Verbindung der russischen Arbeiter mit den Sozialisten der anderen Länder in den Verhandlungen in Stockholm. Das geht mühsam voran, das hat zu kämpfen gegen die englische Politik und den amerikanischen Druck und den liberalen Widerstand, aber es wird zum Ziel führen. Diese Richtungen in Rußland, die zum Schluß drängen, wollen nicht den Sonderabschluß mit Deutschland. Sie wollen nicht die bisherigen Bundesgenossen verraten, sie fürchten geradezu einen Sonderabschluß mit Deutschland, dessen politische Haltung im Kriege ja auch viel zu unklar und unbestimmt war, als daß eine solche Friedensrichtung im feindlichen Auslande auf sie rechnen konnte. Sie wollen einen allgemeinen Frieden, so wie ihn die Sozialisten unseres Bundes wollen. Noch einmal ist es der Entente und den russischen Liberalen gelungen, den Beweis der Bündnistreue zu erbringen mit dieser Offensive, in der Hunderttausende wieder geopfert werden, wie man mit Recht sagt, für die Kriegsziele der Entente. Was wird, wenn diese Offensive scheitert, wenn ein neuer Kriegswinter für das russische Volk droht und wenn die Bundesgenossen die geforderte Revision der Kriegsziele und der Verträge nicht gewähren? Dann führt die Entwicklung unweigerlich — zahlreiche russische Stimmen, die das Gefürchtete kommen sehen, lassen sich anführen — zum Versuch eines Sonderabschlusses mit den Zentralmächten. Wie diese dazu stehen, haben sie mehrfach amtlich ausgesprochen, aus dem Munde der verantwortlichen Staatsmänner und der Parlamente. Leider ließ man es dabei an Klarheit und Einheitlichkeit der Aktion in unserem Bunde zu sehr fehlen.

⌘ ⌘ ⌘

Am 12. Juni ist der griechische König Konstantin zur Abdankung gezwungen worden. Venizelos hat das Ziel eines langjährigen Strebens erreicht und steht an der Spitze eines Griechenlandes, das er der Entente zuführt. Wir sind seit dem 30. Juni im Kriegszustand mit diesem Staate. Damit hat eine Tragödie ihr Ende gefunden, das ja nicht überraschend kam, aber tiefe Sympathie mit dem Könige auslösen wird. Heldenhaft hat er dagegen gekämpft, in die Schlinge der Entente gezogen zu werden, obwohl sein Land ihren Angriffen völlig schutzlos preisgegeben war und unser Bund ihm keinen Schutz bringen konnte. Jetzt ist auch der letzte Balkanstaat in den Krieg hereingezogen und dieser wird nun den Austrag der bulgarisch-griechischen Gegensätze auch bringen müssen, vor allem in der großen Hafenfrage am Ägäischen Meere.

⌘ ⌘ ⌘

Wir können nicht leugnen, daß die politischen Erfolge der Entente, d. h. Englands, nicht gering sind, daß es England gelingt, seinen Bund, gestützt auf den Septembervertrag von 1914, fester zu ziehen und zugleich zu erweitern. Gleichgültig ist es nicht, wenn China und nunmehr acht mittel- und südamerikanische Staaten im Kriegszustand mit uns sind oder die diplomatischen Beziehungen abgebrochen haben. Für die Führung des Krieges bedeutet das sehr wenig, an manchen Stellen gar nichts, aber wohl für seine politische Beendigung. Der Ring wird weiter, der um uns gezogen wird, an keiner Stelle hat er sich bisher gelockert, und die Aussicht ist auch für ein siegreiches Deutschland und seine Verbündeten sehr schwierig, mit diesem großen Bunde der Gegner in den Friedensverhandlungen arbeiten zu können. Wir sind dabei von vornherein diplomatisch-politisch in der Minderheit. Kein Wunder, daß die Sorge darum in unserem Bunde immer größer geworden ist und die Frage immer dringlicher, ob die politische Führung auf unserer Seite ihren Aufgaben gewachsen ist.

Zunächst brach in Österreich und Ungarn eine Krisis aus, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind. In Österreich war es notwendig, den Reichsrat zu berufen, der während des Krieges gar nicht getagt hatte und dessen Mandat abläuft. Am 31. Mai trat er zusammen und schon am 22. Juni mußte das Kabinett Clam-Martinitz zurücktreten. Die alten Ansprüche der nichtdeutschen Nationen an den Staat wurden sofort wieder angemeldet und sind durch die russische Revolution noch stärker angefacht worden. Die schon im Frieden nicht geringen Schwierigkeiten der inneren Politik sind dadurch in Österreich außerordentlich gestiegen, und daraus erklärt sich der Wunsch, den Krieg in absehbarer Zeit zu einem Ende gebracht zu sehen. In Ungarn aber hat am 23. Mai der stärkste und beste Staatsmann, den das Land hat, Graf Tisza, weichen müssen an der Forderung der Wahlreform, überhaupt der freiheitlicheren Gestaltung, zu der auch hier die russische Revolution geführt hat. Das mag in Ungarn notwendig sein, aber wir können die Augen nicht davor verschließen, daß das gerade für Ungarn außer-

ordentlich schwierige Verhältnisse herbeiführt. Denn, wie bekannt, ist die ungarische Bevölkerung nur zu $^2/_5$ madjarisch, und ruft jede Wahlreform im demokratischen Sinne die Ansprüche der anderen Nationalitäten wach, bedroht den Staat mit Verhältnissen, wie sie in Österreich jahrzehntelang im Kampf der Nationen den Staat aktionsunfähig gemacht haben.

Während die Dinge so in Österreich und Ungarn nicht sehr erfreulich laufen, brach am 6. Juli in Deutschland eine Krisis aus, die mit dem Rücktritt des Herrn von Bethmann Hollweg am 14. Juli zum vorläufigen Ende kam. Außerpolitische und innerpolitische Pläne sind dabei unentwirrbar miteinander verknüpft und die Gefahr ist groß, daß die Fragen des inneren Parteistreites die äußeren belasten. In dem Haushaltausschuß des Reichstags wurde am 6. Juli ein Vorstoß gegen den Kanzler von seiten des Abgeordneten Erzberger gemacht. Da die Verhandlungen geheim waren, wird hier auf die mancherlei Einzelheiten nicht eingegangen, die aus der Rede in die Öffentlichkeit durchsickerten. Die beste Antwort, warum der Vorstoß erfolgte, hat ein Beschluß der Zentrumsfraktion des Reichstags gegeben, daß sie Herrn von Bethmann Hollweg nicht für geeignet halte, bei den Friedensverhandlungen mitzuwirken. Die Sorge war allgemein geworden, daß die politische Leitung des Krieges die glänzenden Leistungen unserer Heerführung und unserer Truppen nicht so ausnutze wie wir es brauchen, und so der Ausgang des Krieges für uns direkt gefährdet werde. Alle Großmächte hatten die Männer, unter deren Leitung sie in den Krieg hereingegangen sind, stürzen sehen. Herr von Bethmann war der einzige, der noch im Amte war. Es wäre ihm auch nicht nur schwer geworden, mit den Staatsmännern der feindlichen Länder wieder in Verbindung zu kommen, sondern rein unmöglich. Diese aufgesammelte Sorge entlud sich nun in der Woche nach dem 6. Juli in der immer einheitlicher werdenden Forderung, Herr von Bethmann möge durch seinen Rücktritt die Krise lösen, die ja nicht erst entstanden war. Sie war längst vorhanden und sprach sich, während der Heeresleitung ein unbestrittenes und grenzenloses Vertrauen entgegengebracht wird, in der unaufhörlichen Kritik an der politischen Leitung des Reiches aus. Man mochte zu dieser Kritik stehen wie man wolle, in jedem Falle war es ein Zeichen ungesunder, allmählich gefährlich werdender Zustände, daß sie da war, daß sie geübt werden mußte gerade von den Kreisen und Parteien, die immer die festesten und treuesten Stützen der Krone und des Reiches gewesen waren. Es waren schwüle Tage größter Spannung, die Woche bis zum 14. Juli, als der Kronprinz auf Befehl des Kaisers am 11. in Berlin eintraf, das gleiche Wahlrecht für Preußen am 12. verkündet wurde, die beiden Heerführer am 13. in Berlin ankamen, Herr von Bethmann am 14. verabschiedet wurde und der neue Kanzler Dr. Michaelis am 19. Juli seine erste, mit ungeheurer Spannung erwartete Rede im Reichstage hielt. Und jedermann wußte, daß damit die Krisis, die schwerste, die das Deutsche Reich je durchzumachen hatte, noch keineswegs überwunden war.

Feldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff haben den Führern der Parteien die Lage dargestellt wie sie ist: an allen Fronten denkbar günstig. In die Reichstagssitzung vom 19. Juli fiel dann noch, mit Jubel begrüßt, die Nachricht vom Durchstoß bei Zloczow. Und das war die Hauptsache. Erst von hier aus durfte an alles Weitere gedacht werden und von hier aus war und bleibt wichtiger als Wahlrecht und alles andere die Frage, wie wir diese günstige militärische Lage für einen ehrenvollen Ausgang des Krieges, der uns die nötigen Sicherungen des Friedens bringt, nutzen. Die Mehrheit des Reichstages nahm am 19. Juli eine Entschließung an, die betont, daß Deutschland einen Verteidigungskrieg führe und einen Frieden der Verständigung und des Ausgleiches und der Versöhnung anstrebe. Ob die Betonung dieses Standpunktes dazu dient, uns den Frieden näher zu bringen, konnte niemand genau sagen, der für diese Entschließung war. Von der gegnerischen Seite wurde es bezweifelt und darauf hingewiesen, daß die Feinde nur ein Bekenntnis der Schwäche darin sehen würden.

⌘ ⌘ ⌘

Genau acht Jahre auf den Tag ist Herr von Bethmann Hollweg Kanzler des Deutschen Reiches gewesen. Seine Gestalt war von der Parteien Haß und Gunst umtobt wie nur die Bismarcks in den ersten Jahren seiner Ministerpräsidentschaft. Aber während sich der Haß gegenüber Bismarck wandelte in Bewunderung und Liebe, obwohl ihm große Parteien feind blieben, hat sich die Gunst Herrn von Bethmann gegenüber allmählich in allgemeine Gegnerschaft gewandelt. So völlig vereinsamt ist noch kein Staatsmann zurückgetreten wie er. Niemand kann ihm die menschliche Anteilnahme versagen, daß er ein ehrlicher Patriot ist, der unermüdet für sein Volk arbeitete, obwohl ihn schwerste Schicksalsschläge während des Krieges trafen. Aber, wie erwähnt, so gut wie niemand glaubte zuletzt, daß Herr von Bethmann in der Lage sein würde, den Frieden herbeizuführen und abzuschließen, den Deutschland mit seinen Bundesgenossen braucht und auf den es nach seinen kriegerischen Erfolgen ein Recht hat. Denn wer am Tage seines Rücktritts die Summe aus den militärischen und politischen Leistungen dreier Kriegsjahre zog, der mußte sich sagen: die Kriegskarte lehrte, wie dies von allen Seiten umstellte und bedrängte Deutschland sich zur Wehr gesetzt hatte, Gebiete in der Hand hat von einem den eigenen weit übersteigenden Umfang. Und dabei hat sich die politische Lage Deutschlands andauernd verschlechtert, ist der Bund unserer Gegner immer weiter und — täuschen wir uns nicht — immer enger geworden. Deshalb ergriff jetzt die Sorge so sehr auch alle die, die ganz unabhängig von den Gegensätzen des inneren Parteikampfes allein nach der Zukunft des Deutschen Reiches blicken. Und darum das Gefühl, daß der Kanzler, unter dem das Deutsche Reich in diesen ungeheuren Krieg hineingezwungen worden war, der Lage und Aufgabe nicht mehr Herr sei. Er trat zurück, und eine schwere Erbschaft wurde dem Nachfolger auf die Schultern gelegt, den das Vertrauen des Kaisers auf diesen schwersten Posten rief. Von den Geistesgaben und noch mehr von der eisernen Willenskraft des Dr. Michaelis erhofft das deutsche Volk, daß er der Aufgabe gewachsen sei.

⌘ ⌘ ⌘

Am Ende des dritten Kriegsjahres hatte somit unser Vaterland eine schwere innere Krisis durchzumachen. Scharf wird von den Parteien auch weiterhin gekämpft. Und es ist nicht zu bestreiten, daß die Ernährungsfrage Schwierigkeiten und Sorgen macht und daß die Frage, ob und wie die Versorgung mit Kohle im Winter sicherzustellen sei, noch nicht gelöst ist und darum schwere Schatten schon auf die Wochen des Hochsommers wirft. Gleichzeitig aber lehren die Meldungen von See und Land, wie stark die militärische Stellung Deutschlands ist: über 1 Million Tonnen im Juni durch den U-Bootkrieg versenkt und unaufhaltsames Vordringen in Ostgalizien gegen die Russen! In den Verhandlungen des Reichstags wurde gesagt, daß das Ende des Kriegs noch nicht abzusehen sei. Es ist abzusehen, dann nämlich, wenn der U-Bootkrieg sein Ziel erreicht hat, England in die Bahn der Friedensverhandlungen zu zwingen, und wenn, unter dem Druck der deutschen Schläge, die Revolution in Rußland ihre Führer zum Frieden, sei es mit, sei es ohne die bisherigen Verbündeten zwingt. Die Rede des Kanzlers zeigte, daß ihm kein Zweifel daran sei, daß der Krieg bis zu diesen Zielen durchgeführt werden muß. Und Lloyd George hatte ihn richtig verstanden, als er in seiner Antwort auf die Kanzlerrede am 20. Juli sagte, ohne auf die Entschließung der Mehrheit des Reichstags überhaupt bezug zu nehmen, daß heute die leitenden Stellen in Deutschland für den Krieg entschieden seien. Es geht auch gar nicht anders. Denn noch sind die Feinde nicht bereit, ihre Pläne gegen die Existenz und den ungeschmälerten Bestand unseres Bundes aufzugeben!

⌘ ⌘ ⌘



Die letzten Wochen des dritten Kriegsjahres und der Anfang des vierten haben wiederum Kämpfe von gewaltiger Größe gesehen, im Osten wie im Westen. Im Osten war die Front, wie erinnerlich, seitdem die Offensive Brussilows zu Ende gegangen war, ziemlich ruhig gewesen und infolge der russischen Revolution war wochenlang geradezu ein Stillstand der Waffen eingetreten. Die Front, die die Brussilowsche Offensive im Sommer 1916 erreicht hatte, lief von Brody aus über Zloczow, Koniuchi, Brzezany, vorwärts Halicz, Huta, Kirlibaba, Dorna Watra. Damit war fast die östliche Hälfte von Galizien mit ihrer Hauptstadt Lemberg und die ganze Bukowina mit ihrer Hauptstadt Czernowitz den Russen in die Hände gefallen. Die Revolution schien zunächst der militärischen Kraft Rußlands überhaupt ein Ende zu bereiten. Da sie vor allem aus dem Grunde ausgebrochen war, daß sich die Massen nach Frieden sehnen, erschien es auch ganz sinnlos, in einem neuen Angriff das Kriegsglück erneut zu versuchen. Gleichwohl setzten es gerade die revolutionären Demokraten mit ihrem Führer Kerenski an der Spitze durch, daß den bisherigen Verbündeten, England und Frankreich, gezeigt werde, Rußland sei durch die Revolution militärisch nicht kraftlos geworden. Kerenski wollte den Frieden, aber er wollte ihn durch eine Offensive gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien erzwingen, die die Kraft des revolutionären Rußland und seiner ebenfalls revolutionären Armee zeigen sollte.

Nach allem, was über den Zustand der Armee infolge der Revolution bekannt geworden war, konnte schon sehr zweifelhaft sein, ob ein derartiger Vorstoß gelingen würde. Am wenigsten von der Zersetzung war die Südwestfront ergriffen, dieselbe, die im vorigen Jahre durch den General Brussilow zu großen Erfolgen geführt worden war. Brussilow war durch die Revolution Generalissimus der ganzen Armee geworden und setzte nun auf Drängen Kerenskis, der die ganze Front durch seinen Einfluß und seine Tatkraft mit fortreißen wollte, zum Angriff an. Die Ziele seines Angriffes waren die alten: Kowel und Lemberg, daneben die Erdölquellen im Berglande südöstlich von Drohobycz. Darauf wurde der Angriff besonders auf Wunsch von England gerichtet, das damit ein Versorgungsgebiet der Zentralmächte treffen wollte, ein Versorgungsgebiet, das für den U-Bootskrieg von großer Wichtigkeit war.

Am 1. Juli begann die Offensive, deren beiden Druckpunkte Brzezany und Koniuchy waren. Am 8. Juli wurde dann der Stoß in der Gegend von Stanislau angesetzt. Hier gewannen die Russen Erfolge, sie eroberten Halicz und Kalusz. Am 12. Juli aber kamen deutsche Reserven der zurückgedrängten Front zu Hilfe und warfen den Feind aus Kalusz wieder hinaus. Im Norden gelangen den Russen nicht einmal solche Erfolge, trotz großer Übermacht an Soldaten und Geschützen war der Geländegewinn der russischen Offensive verschwindend gering. Dafür holte nun die Heeresverwaltung der Zentralmächte zum Gegenstoß aus. Sie hatte im März, April, Mai, Juni die russische Revolution mit voller Absicht nicht zu einem Gegenstoß benutzt. Wollte die Revolution ihr Volk zum Frieden führen und zur Lösung von den bisherigen Verbündeten, so sollte diese Entwicklung nicht gestört werden. Aber der Druck der Entente und jene Auffassung Kerenskis blieben stärker, so daß Rußland noch einmal das Schlachtenglück herausforderte. Es erntete eine furchtbare Enttäuschung. An der rechten Flanke der russischen Angriffsfront wurde in den ersten Juliwochen der Gegenstoß, wie immer, in völligster Stille und ohne daß etwas davon in die Öffentlichkeit drang, vorbereitet. In der großen Reichstagssitzung am 19. Juli konnte der Reichskanzler ein Telegramm des Feldmarschalls von Hindenburg mitteilen, daß der geplante Durchstoß der feindlichen Front geglückt sei. Er erfolgte östlich von Zloczow zwischen Swyzin und Zborow und gelang wieder glänzend. Er warf die Verteidigungslinie des Gegners gleich im ersten Anlauf zurück und brachte so die russische Front auch südlich von Zborow ins Wanken und zur Auflösung. Es war die russische 11. Armee, in der die Zersetzung schon sehr weit vorgeschritten war. Parallel mit diesem Angriff zwischen Sereth und Zlota Lipa hatte sich auch die südliche Hälfte der galizischen Front in Bewegung gesetzt und auch hier folgten die Erfolge rasch aufeinander. Halicz, Stanislau, Nadworna, der Tatarenpaß wurden dem Feinde entrissen, Stück für Stück wurde der Geländegewinn zurückgenommen, den Brussilows Offensive im Sommer 1916 gewonnen hatte. Am 24. Juli wurde Tarnopol, am 3. August Czernowitz, am 5. August Radautz genommen. Es ging wieder voran, wie im Sommer 1915 in Galizien, unaufhaltsam und in Riesenmärschen, in denen die Truppen sich keine Pause gönnten, so daß am Ende der ersten Augustwoche, gerade als sich die Erinnerung an den Ausbruch des Krieges zum drittenmal jährte, folgende Front gewonnen war: Von Brody nach Südosten, vorwärts Tarnopol schon auf russischem Reichsgebiet im Gouvernement Podolien herunter nach Süden, vorwärts Czernowitz, Radautz, Suczawa in die Moldau hinein. Unter dem Druck dieser gewaltigen Vorwärtsbewegung war auch die Front in den Karpathen ins Wanken gekommen und wurde langsam und sicher zurückgedrängt, so daß in absehbarer Zeit mit dem Gewinn auch der Moldau, also des letzten noch nicht eroberten Stückes von Rumänien, zu rechnen ist. Glorreiche Erfolge waren so wieder erfochten worden nach den Plänen und unter der Leitung der deutschen Heerführer, vor allem des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und seines ersten Helfers, des Generals Ludendorff, und im Zusammenarbeiten deutscher, österreichisch-ungarischer und osmanischer Truppen. Unaufhaltsam war dieser Angriff seit dem 19. Juli vorangeschritten, der seinesgleichen nur in dem glorreichen Feldzuge von 1915 in Galizien fand. Am 3. August telegraphierte der Feldmarschall von Hindenburg an den deutschen Kaiser: „Österreich-Ungarn ist im wesentlichen frei vom Feinde." Auch an dieser Stelle war die Verteidigungsaufgabe des Krieges erfüllt, die derselbe große Heerführer schon im Februar 1915 für den deutschen Osten so glänzend gelöst hatte.

Die russischen Heeresberichte teilten dieses Mal die Niederlagen mit einer staunenswerten Offenheit mit. Sie berichteten von Truppen, die dem Befehl ihres Anführers den Gehorsam verweigerten, die beraten wollten, ob dieser oder jener Angriff zu machen sei, und, während die Kanonen donnerten, die Frage der Reformen Rußlands im Innern erörterten. Alles das war natürlich richtig. Es läßt sich denken, daß die Revolution in den jetzt fünf Monaten das Heer zersetzt hatte, das sich auch nach Frieden sehnt, das, vor allem aus Bauern bestehend, nach der in Aussicht stehenden Neueinteilung des Landes blickt. Aber der Zweck dieser russischen Offenheit in den Heeresberichten war durchsichtig. Sie suchten die Schuld am Zusammenbruch ausschließlich auf die Propaganda zu schieben, die die Friedensanhänger um jeden Preis, die sogen. sozialdemokratischen Bolschewiki unter der Führung Lenins und seiner Genossen in der Armee betrieben hatten, und zugleich waren diese Heeresberichte mit ihren trostlosen Schilderungen der Anarchie an die Adresse der Entente gerichtet. Sie sollten den Engländern und Franzosen sagen, wie ihre russischen Verbündeten für die Zwecke des ganzen Bundes bluten, und daß der Augenblick kommen müßte, in dem sich Rußland von dem Bunde lösen und die Waffen strecken muß. Die Vorstellung ist aber falsch, als wenn diese deutschen Siege leicht erkauft worden wären. Nicht überall hat an dieser langen Front die Revolution das Heer vollständig aufgelöst. Die Berichte melden von tapferer Gegenwehr und verzweifelten Kämpfen der Russen und wie die geringe Zahl der Gefangenen und das erbeutete Material beweisen, vollzieht sich der Rückzug wieder in der Form, die wir aus dem Feldzug 1915 kennen. Trotz aller Auflösung und Zersetzung ist der Russe auch in diesen Kämpfen ein achtens-

werter Gegner gewesen, und um so höher müssen wir die stürmische Tapferkeit und die Ausdauer unserer Truppen im Bunde mit der Genialität der Führung bewundern, die diese Erfolge so rasch erzielten. Das Ergebnis ist, wie gesagt, daß Österreich-Ungarn vom Feind befreit ist, Gebiete, die zum Teil fast seit Kriegsanfang in den Händen der Russen waren, ihnen wieder entrissen sind, und so war zu Beginn des vierten Kriegsjahres im südlichen Teil der Ostfront durch diese Siege eine neue Frontlinie hergestellt, die schon auf russischem Gebiet verlief.

⌘ ⌘ ⌘

Diese Leistungen sind um so bewundernswerter, als vor allem darauf gerechnet werden mußte, daß die englisch-französische Offensive im Westen nach langer Vorbereitung wieder mit voller Kraft losbrechen werde. Wir wissen heute nicht, welche Truppenzahlen für den Feldzug im Osten zur Verfügung standen, aber wir werden vermutlich später darüber staunen, wie gering sie waren. Denn die Front im Westen forderte die gespannteste Aufmerksamkeit der Führer, die stärkste Unterstützung mit Kriegsmaterial und die massierte Besetzung mit Truppen. Nach einer vierzehntägigen Vorbereitung durch Artillerie begann an der flandrischen Front am 31. Juli die Infanterieschlacht. Ihr Ziel war hier so deutlich wie möglich. Es war die flandrische Küste, die Basis der Deutschen für den U-Bootskrieg und nichts kann, allen Reden und Gegenbeweisen zum Trotz, den militärpolitischen Wert der flandrischen Küste mehr beweisen, als daß die Engländer diese ungeheuren Opfer für einen Angriff an dieser Stelle brachten. Die flandrische Küste ist und bleibt das Glacis entweder für die Engländer oder für uns, der Hauptkampfpreis, um den in diesem Kriege gerungen wird.

Die deutsche Heeresleitung war diesmal in der Lage, dem englischen Artillerieangriff bereits mit starker deutscher Gegenwirkung entgegenzutreten. Das brachte den Engländern schon in der Vorbereitungsphase schwere Verluste bei. Diese suchten sie durch äußersten Einsatz der Reserven auszugleichen, bis sie glaubten, zum Infanterieangriff stark genug zu sein. Mit Massen — so sagte der Heeresbericht am 1. August, der den Beginn dieser großen Schlacht in Flandern meldete — wie sie bisher an keiner Stelle des Krieges, auch nicht im Osten von Brussilow eingesetzt waren, griffen die Engländer und in ihrem Gefolge die Franzosen auf 25 Kilometer breiter Front am 31. Juli zwischen Noordschoote und Warneton beiderseits von Ypern an. Der Angriff überrannte in einigen Abschnitten die deutschen, in Trichterstellung liegenden Linien und gewann vorübergehend beträchtlich an Boden, besonders nördlich und nordöstlich von Ypern, so daß Bixschoote nicht gehalten werden konnte. Trotz der ungeheuren Vorbereitung und äußerster Verschwendung mit Munition und Menschen konnte aber der englische Angriff hier nicht einmal die ersten Erfolge davontragen, die wir erwartet und hingenommen hätten. Der erste Durchbruchsversuch schlug vollständig fehl. Das konnte am sechsten Angriffstag, dem 5. August, bereits festgestellt werden, und damit war die erste Schlacht der Engländer um die flandrische U-Bootsbasis für sie verloren. Sicherlich sind die Kämpfe noch nicht zu Ende und mit schwerem Ringen muß noch gerechnet werden. Aber der Verlauf des ersten Angriffs gibt guten Mut für das Weitere. Als am 4. August in ernster Feier die Erinnerung an die historische Reichstagssitzung des 4. August 1914 und die englische Kriegserklärung begangen wurde, konnte mit Stolz und Genugtuung gesagt werden, daß die Kriegslage nicht nur günstig, sondern über alle Erwartung hinaus glänzend sei: im Osten siegreiches Vordringen, im Westen ebenso siegreiches Standhalten.

⌘ ⌘ ⌘

Die eigentliche Offensive im Westen aber wird, wie bekannt, durch den U-Bootskrieg geführt, der unbarmherzig, Erfolg an Erfolg reihend, wie Feldmarschall von Hindenburg sagte, wirksam ist — und das genügt. Im Juni wurde wieder eine Million versenkter Tonnen gemeldet, die Julizahl wird wohl nicht dahinter zurückbleiben. In der Krisis in Deutschland, von der wir nachher sprechen, wurde vorübergehend die Stimmung heruntergedrückt, weil angeblich im Reichstag darauf hingewiesen worden war, daß die auf den U-Bootskrieg gesetzten Erwartungen getäuscht hätten. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck an solche Stellen sagte die Meldung des Admiralstabes über das Juniergebnis, daß diese Erfolge des U-Bootskrieges das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegführung rechtfertigen, und der General Ludendorff betonte das in seiner Äußerung am 17. Juli erneut. Wir wissen, daß der U-Bootskrieg das Ziel erreichen wird, das von der Marine, insonderheit vom Admiral von Tirpitz von vornherein festgestellt worden war, nämlich England in absehbarer Zeit zu einem brauchbaren Frieden geneigt zu machen.

Während der Reichstagsdebatten und in der nervösen Spannung, die sie erregten, wurde häufiger der Gedanke ausgesprochen, den ein Zentrumsblatt in Verteidigung des Abg. Erzberger so formulierte: „In diesem Augenblick ist kein Ende abzusehen und niemand weiß, wann die Morgenröte anbricht, welche die Friedenssonne verkündet.“ Das Ende ist abzusehen, nämlich wenn der U-Bootskrieg den Erfolg, den wir erwarten und auf den wir vertrauen, erreicht und wenn die russische Revolution so weit ist, daß sie ihre eigenen Führer, mit oder ohne die bisherigen Verbündeten, zum Frieden zwingt. Militärisch geschieht alles, um an diesen beiden entscheidenden Stellen das Ende herbeizuführen und bis militärisch der Erfolg sicher ist, auf den wir bauen, muß eben ausgehalten werden. Die Zweifel und die unsichere Stimmung erklärten sich auch vielmehr daraus, daß der militärischen Kraft und Sicherheit die politische in der Leitung des Krieges eben nicht entsprach und darin sehen wir nach wie vor die Hauptsache in dem Kampfe, der durch den Vorstoß des Abg. Erzberger am 6. Juli eingeleitet worden war und der mit dem Rücktritt des Reichskanzlers endete. Der Vorstoß hat Deutschland in eine Krise gestürzt, die vier Wochen andauerte und mit der großen Liste von Neuernennungen in den höchsten Reichs- und Staatsämtern am 5. August ein vorläufiges Ende erreicht hat.

Auf die Entschließung des Reichstags vom 19. Juli konnte der neue Kanzler schwerlich anders antworten, als er tat; er war in einer Zwangslage, wie wohl selten ein Staatsmann. Aber das ist in seiner außerordentlich geschickten Rede unbestreitbar: auch er hält den U-Bootskrieg für entscheidend und er stellt als Kriegsziel die Sicherung der Reichsgrenzen für alle Zeiten auf. Er glaubt, mit der Entschließung der Mehrheit arbeiten zu können, aber er hat sich durch sie nicht eine gefährliche Bindung anlegen lassen, daß er auf Gebietserwerbung u. dgl. von vornherein verzichte. Das mutet ja auch der Leitung des Reiches eine völlig unmögliche Position zu, wenn die Friedensverhandlungen einmal beginnen. In seiner Rede vor den Vertretern der Presse am 28. Juli, in der er die französischen Eroberungsziele so glücklich enthüllte, hat er seinen Standpunkt noch mehr geklärt und Mißdeutungen über seine Antrittsrede ein Ende gemacht. Nicht uns, sondern unsere Feinde im Westen leitet der Drang nach Eroberung, und die Erreichung des Wunsches vom 19. setzt voraus, daß erst der Feind auf Eroberungspläne verzichte. Gleich das erste Auftreten des Kanzlers in der äußeren Politik gab gutes Vertrauen zu weiterem. In Verhandlungen, die viel Zeit in Anspruch nahmen, hat er den neuen Stab von Mitarbeitern um sich gesammelt und dabei fast jedes wichtige Amt im Reich und in Preußen neu besetzt. Der Wunsch ging von der Reichstagsleitung darauf aus, Deutschland dem parlamentarischen Regime näher zu bringen. Mit Recht ist der Kanzler nicht darauf eingegangen. Weder unsere geographisch-politische Lage noch der Aufbau des Reiches erlauben



die Nachahmung der Vorbilder Englands und Frankreichs, die auch aus anderen Gründen ganz und gar nicht zur Nachahmung verlocken. Eine große Anzahl hervorragender Männer ist in die Ministerien und Reichsämter eingezogen, sie sollen nun den neuen Kanzler umgeben, die schweren Aufgaben lösen, die der Ausgang des Krieges und der Übergang in die Friedenswirtschaft stellt. Von den Geistesgaben und noch mehr von der innern Kraft des neuen Kanzlers erhofft das deutsche Volk, daß er der Riesenaufgabe gewachsen ist. Schwer freilich ist die Erbschaft, die ihm auf die Schulter gelegt wurde, die er vom Vorgänger übernahm.

Trotz aller Schwierigkeiten im Innern — Ernährung, Kohlenversorgung, Finanzlasten, Parteiwünsche, Verfassungskämpfe — ist nach wie vor das wichtigste von allen die Führung der deutschen auswärtigen Politik. Ohne eine zielbewußte und entschlossene auswärtige Politik bleiben die glänzendsten militärischen Erfolge wertlos. Faustpfänder allein, und mögen sie noch so groß und umfangreich sein, führen den Sieg und den Frieden nicht herbei. Die Erbschaft, die Herr von Bethmann in dieser Beziehung hinterließ, ist aber, wie man es offen sagen muß, sehr trübe. Denn wer am Tage seines Rücktritts die Summe aus den militärischen und politischen Leistungen dreier Kriegsjahre zog, der mußte sich sagen: die Kriegskarte lehrte, wie dieses von allen Seiten umstellte und bedrohte Deutschland sich zur Wehr gesetzt hatte, Gebiete in der Hand hat von einem den eigenen übersteigenden Umfang. Aber trotzdem hat sich die politische Lage Deutschlands andauernd verschlechtert, ist der Bund unserer Gegner immer zahlreicher und immer enger geworden. Herr von Bethmann vergriff sich vollständig darin, wie er den Krieg politisch anlegte. Er machte sich von Illusionen nicht frei, zu denen ihn Unkenntnis des Auslandes und Voreingenommenheit verführten. Er nutzte keine der günstigen Situationen des Krieges aus, und so liegen die Dinge heute so, daß wir nach dem Abbruch der Beziehungen mit China und den amerikanischen Staaten des Nordens und Südens außer unseren Bundesgenossen am Ende des Krieges überhaupt keine nennenswerten politischen Beziehungen mehr haben werden. Dabei ist noch gar nicht die Möglichkeit eingestellt, daß auch noch einer oder der andere Neutrale auf die Seite unserer Gegner tritt. Auch beim glänzendsten militärischen Ausgang wird unsere Stellung auf einem allgemeinen Friedenskongreß sehr schwer sein. Herr von Bethmann war schließlich geradezu ein Hindernis für den Friedensschluß geworden. Es ist nun weggeräumt, und der neue Kanzler hat die Aufgabe, unterstützt von dem neuen Staatssekretär Herrn von Kühlmann, unsere militärischen Erfolge vor und beim Friedensschluß politisch voll auszunutzen. Die Aufgabe ist schwer, aber groß, wie sie noch kaum einem Staatsmann des Deutschen Reichs gestellt war. Er hat das Recht, Vertrauen und entschiedene Unterstützung aller Kreise und Parteien des Volkes dabei zu fordern.

⌘ ⌘ ⌘

Überblicken wir die Lage bei Beginn des vierten Kriegsjahres, so wissen wir, daß sie an allen Punkten für uns militärisch vorteilhaft ist. Der Flächenraum, den die Zentralmächte ihren Gegnern aberobert haben, betrug zu Beginn des vierten Kriegsjahres 548700 Quadratkilometer, mehr als der gesamte Flächenraum des Deutschen Reiches. In diesem Gebiet sind 47 Festungen erobert. Die Gegner hatten in Europa nur 16000 Quadratkilometer erobert, und seit dem Anfang des neuen Kriegsjahres hat sich dieser Betrag noch von Tag zu Tag mit dem Vormarsch in Galizien verringert, während zugleich der Vormarsch in der Moldau eingesetzt hat und dort Schritt für Schritt auch neues Gebiet gewinnt. An Gefangenen befanden sich in den Händen der Zentralmächte rund 3 Millionen Mann, davon fast 30000 Offiziere. Und vor allem die Verluste zur See: an Kriegsschiffen haben die Gegner rund 930000 Gewichtstonnen verloren und an feindlichen Handelsschiffen wurden durch die U-Boote über 10 Millionen Bruttoregistertonnen versenkt.

Das sind Erfolge, die auch dem beschränktesten Gegner die Augen öffnen müßten darüber, daß unser Vierbund nicht niedergerungen werden kann. Gleichwohl sehen wir nicht, daß an ihren amtlichen Stellen auch nur die Bereitwilligkeit sich durchgesetzt hat, den Gegner als gleichberechtigt anzuerkennen. Unter allen möglichen Verhöhnungen und Phrasen werden doch immer wieder die alten Kriegsziele aufrechterhalten, die unseren Bund zertrümmern sollen. Stellen wir sie hier bei Beginn des neuen Kriegsjahres einmal genauer fest.

Was das Rußland der Zaren wollte, wissen wir: vor allem Ostgalizien, Armenien und namentlich Konstantinopel mit den Meerengen. Darüber hinaus strebte der Panslawismus nach der Auflösung Österreich-Ungarns und zur vollständigen Zertrümmerung der Türkei. Hätte Hindenburg die Russen nicht so rasch und gründlich aus Ostpreußen herausgeworfen, so wäre auch Ostpreußen mit unter die amtlichen Kriegsziele Rußlands aufgenommen worden. Die deutschen Siege und die durch sie hervorgerufene russische Revolution haben dann einen dicken Strich durch dieses Kriegszielprogramm gemacht. Das Rußland der Revolution will diese Kriegsziele nicht mehr. Die Kadetten und die alten Panslawisten sind beiseite gedrängt, das neue revolutionäre Rußland will einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen; Rußland jedenfalls hat, wie wir feststellen, zu Beginn des vierten Kriegsjahres seinen Eroberungswillen aufgegeben und seine Kriegsziele preisgegeben.

Anders liegen die Dinge bei den anderen Gegnern. Sowohl Serbien wie Italien halten an ihren Kriegszielen fest, die nur auf Kosten Österreich-Ungarns zu verwirklichen wären. Allerdings sind sie sich in ihren Plänen nicht einig. Das großserbische Königreich mit der dazu notwendigen Küste verträgt sich nicht mit der italienischen Herrschaft auf der Adria und auf der westlichen Balkanhalbinsel, namentlich in Albanien. Die Absichten Italiens auf das Trentino und Triest werden gleichfalls noch unbedingt aufrechterhalten. Montenegro und Rumänien brauchen wir wohl nicht mehr zu rechnen, wenn wir über die Kriegsziele eine Übersicht aufstellen. Wohl aber Belgien. Es ist sonderbar, daß in diesem Volk, das seit zwei Jahren das Opfer der englisch-französischen Kriegspolitik ist, eine großbelgische Bewegung immer lebendiger geworden ist, die nicht nur das alte Königreich wiederhergestellt sehen will, sondern auch darüber hinaus zur Abrundung Eroberungen auf Kosten Deutschlands machen will. An sich ist das lächerlich, aber es gewinnt Bedeutung, weil Belgien sich unbedingt in die Abhängigkeit von England und Frankreich begeben hat und unbedingt nur im Bunde mit ihnen den Frieden schließen will.

Nun Frankreich und England.

Schwerlich haben vor dem Kriege in Deutschland viele Menschen geglaubt, daß das Verlangen Frankreichs, das Ergebnis von 1871 rückgängig zu machen und sich Elsaß-Lothringen einzuverleiben, so stark sein würde, wie es sich in diesem Kriege herausstellt. Obwohl der Krieg sich seit nun drei Jahren auf französischem Boden abspielt, obwohl er diesem Lande vielleicht die schwersten Wunden schlägt, obwohl das französische Volk hoffnungslos verblutet, das im Frieden schon ständig abnahm, und nun einen Jahrgang von kräftigen Männern nach dem andern dahinsinken sieht, klammert sich die französische Politik immer stärker an das Kriegsziel Elsaß-Lothringen. Immer schärfer ist die Forderung ausgesprochen worden, daß der Krieg dieses Land Frankreich zurückbringen müsse. Und wenn wir auch infolge der Preßzensur und der Disziplin der französischen Presse ein wirkliches Bild von der Stimmung der französischen Bevölkerung nicht haben, so können wir doch kaum glauben, daß zwischen Regierung und Volk in dieser Hauptfrage ein klaffender Gegensatz bestünde. Es müssen doch auch große Schichten der französischen Bevölkerung selbst

an diesem Kriegsziel mit aller Kraft festhalten. Es ist nicht nur die Revanche von 1871 und die Wiederherstellung einer gloire, an der das französische Herz hängt, auch sehr materielle Werte werden von Frankreich mit diesem Kriegsziel verfolgt. In Ergänzung seines Erzbeckens von Briey-Longwy fordert die französische Industrie das Saargebiet und die lothringische Minette und vor allem: Elsaß-Lothringen hat, solange es zu Frankreich gehörte, diesem Scharen kräftiger Männer geliefert. Sein Verlust war ein absoluter Verlust an Volkskraft, weil die französische Bevölkerung, wie wir sagten, nicht mehr zunimmt, weil die natürliche Volksvermehrung hinter der Verminderung der Bevölkerung durch den Tod im Frieden zurückging. Das zum weitaus größten Teil germanische Elsaß-Lothringen war ein Menschenreservoir, das für Frankreich von größter Bedeutung war. Aus allen diesen Gründen hat sich gerade, je unglücklicher der Krieg für Frankreich verlief, seine Politik auf dieses Kriegsziel versteift und immer stärker auch die englische darauf festgelegt, die ursprünglich ihrerseits gar kein Interesse daran hatte. Seit Wilson und die russische Revolution die Forderung vom Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten hereingebracht haben, hat man den Wunsch nach Elsaß-Lothringen so gedreht, daß diese Bevölkerung sich selbst bestimmen, selbst entscheiden solle, wohin sie gehöre, und die französische Agitation behauptet, daß dann selbstverständlich sich alles für Frankreich erklären würde. Das ist ja nun geradezu Unsinn, weil Elsaß und Lothringen zum allerkleinsten Teile französisch sind, und es liegen schon genügend Erklärungen vor, trotz aller betrübenden Vorfälle, die der Anfang des Krieges im Reichslande gezeigt hat, daß die Bevölkerung auf der Seite des Deutschen Reiches steht. Für uns gibt es keine elsaß-lothringische Frage im außerpolitischen Sinne. Wie das Verhältnis des Reichslandes zum Reich künftig geordnet werden soll, ist unsere Angelegenheit, und kein deutscher Diplomat könnte bei den Friedensverhandlungen zulassen, daß über Elsaß-Lothringen dort geredet werden darf. Solange Frankreich an diesem Ziel festhält, gibt es keine Versöhnung zwischen uns und ihm.

Die Rede des Reichskanzlers vom 28. Juli hat noch darüber hinausgehende französische Eroberungsbestrebungen enthüllt. Daß das richtig war, ist von Ribot in seiner Antwort darauf nicht bestritten worden. Ein Geheimvertrag zwischen Rußland und Frankreich vom Januar 1917 existiert, der Frankreich die Eroberung des linken Rheinufers in Aussicht stellt. Klarer konnte nicht bewiesen werden als so, daß unsere Gegner auf Eroberungen ausgehen, während vor dem Kriege kein Mensch bei uns daran gedacht hat, auf ein Stück französischen Bodens Anspruch zu erheben.

Wenn sich England der französischen Forderung auf Elsaß-Lothringen so eifrig annimmt, so ist seine Berechnung klar – durch alle Phrasen hindurch, mit denen Lloyd George und die anderen englischen Staatsmänner das umkleiden. Kommen die Dinge hier zur Verhandlung, so ist es Englands Berechnung, für den Verzicht Deutschlands auf Belgien den Verzicht Frankreichs auf Elsaß-Lothringen durchzusetzen. Also den Verzicht Deutschlands auf etwas, das es hat, für einen Verzicht Frankreichs auf etwas, das es nicht hat und keine Aussicht hat, je zu erhalten. Diese Sachlage soll man sich in Deutschland vor Augen halten, wenn die belgische Frage erörtert wird. Sie ist schließlich der Eckstein des deutsch-englischen Gegensatzes geworden. Die Frage ist auch hier sehr einfach: entweder wird England in Belgien herrschen oder wird dieses Land unter unserem Einfluß stehen. Ein drittes gibt es sachlich nicht, soviel internationale Garantien u. dgl. auch die Staatskunst finden mag. Die Gründe, warum das so ist, warum der Gegensatz zwischen Deutschland und England sich so stark auf diesen Punkt konzentriert hat, brauchen nicht auseinandergesetzt zu werden. Obwohl die Regierung in den ersten zwei Jahren alles getan hat, um die klare Einsicht in dieser Grundfrage bei uns zu verhindern, hat sie sich doch überall durchgesetzt und behauptet sie sich.

Erst danach kommt die Frage nach den Kolonien. Sie ist während des Krieges auch allzusehr für sich, sozusagen absolut behandelt worden. Man forderte bei uns, daß Deutschland seine Kolonien zurückerhalten müsse, ohne sich daran zu erinnern, daß diese Kolonien ja mehr oder minder zufällig in ihrem Umfang zu Deutschland gekommen sind. Man übersah dabei auch sehr oft, daß die Eroberung der deutschen Kolonien für England eines der wichtigsten Kriegsziele darstellt. Die Eroberung von Südwestafrika bedeutet die Abrundung der Vereinigten Staaten von Südafrika unter englischer Herrschaft und maßgebendem Einfluß des burischen Elementes. Die Erwartungen, die auf das letztere gesetzt worden sind, haben vollständig getäuscht; die Buren werden im Rahmen einer englischen Selbstverwaltungskolonie auch weiterhin zu England stehen und dabei die Freiheit ihrer Nationalität und Sprache haben. Es ist kein Zufall, daß an der Spitze des Kampfes gegen Deutsch-Ostafrika bis jetzt ein burischer General gestanden hat. Dieses Deutsch-Ostafrika aber zu erobern war, wie bekannt, ein Programmpunkt Englands, wir können sagen, seit Cecil Rhodes mit seinem Plan: Afrika englisch vom Kap bis zum Nil. Und indem England die ganze Osthälfte von Afrika für sich zu reservieren sucht, schließt es sie an sein eigentliches territoriales Kriegsziel an. Dieses sieht es in dem Streben, Ägypten und Indien durch eine große Landbrücke miteinander zu verbinden, die im weitesten Umfang die Sinaihalbinsel, Palästina, Arabien, Mesopotamien und Persien umfassen soll. Gelänge die Sicherstellung dieses Gebietes für England, so würde der Indische Ozean ein englisches Meer geworden sein, und die Sicherung dieses Juwels in der englischen Königskrone, wie man Indien genannt hat, außerordentlich gesteigert sein. Es sind Gedanken, die sicherlich die breite Masse des englischen Volkes selber nicht voll erfaßt und als Kriegsziel verfolgt. Aber sie sind ein wesentlicher, ja der wesentlichste Teil des englischen Kriegszielprogramms neben der Bekämpfung Deutschlands als wirtschaftlichen Rivalen, der der Krieg überhaupt dient, der die Einziehung eines neutralen Staates nach dem anderen, namentlich im fernen Osten dient. Daß die Verwirklichung dieses Zieles nur nach Auflösung der Türkei möglich ist, das liegt ja auf der Hand. Unversöhnlich stehen sich also hier die Kriegsziele Englands und Deutschlands auch gegenüber. Das ist das Ergebnis am Ende des dritten Kriegsjahres und das soll man sich vor Augen halten, wenn man den umfassend angelegten Versuch, einen Frieden herbeizuführen, würdigt, den der Papst mit seiner Note vom 1. August unternommen hat.

⌘ ⌘ ⌘

Papst Benedikt XV. hat schon öfter im Krieg sich bemüht, seine Beendigung anzubahnen, so beim ersten Jahrestag des Kriegsbeginns und öfter. Aber das waren bisher immer allgemeinchristliche Ermahnungen, und Erfolg hatte er damit nicht. Auf unserer Seite wurden sie regelmäßig mit Achtung aufgenommen, von den Gegnern wurden diese Kundgebungen immer als Verstoß gegen die Neutralität und Sympathie für Österreich kritisiert.

Nun gehen schon seit Monaten Versuche, über einen internationalen Sozialistenkongreß in Stockholm die Welt dem Frieden näher zu bringen. Durch die russische Revolution schienen sie auch einen großen Schritt weiter zu kommen. Aber die Weigerung der Ententemächte, ihren Sozialisten die zur Reise nötigen Pässe auszustellen, und der Rückschlag in Rußland, den Kerenski herbeiführte, haben die Angelegenheit des Kongresses vorläufig zum Scheitern gebracht. In diesem Augenblick griff die andere große internationale Macht der Erde, die katholische Kirche mit der Note des Papstes ein, die die politische Welt vor eine nicht leicht zu nehmende Lage stellte.

⌘ ⌘ ⌘



Während in den Hauptstädten der kriegführenden Mächte und auch bei den Neutralen im letzten Monat wieder viel vom Frieden und seinen Möglichkeiten gesprochen wurde, sind im Westen, Süden und Osten die Kämpfe in unverminderter Heftigkeit weitergegangen. An der flandrischen Front haben zwar (Meldung vom 20. August) die Gefechte nachgelassen, wenn auch die Artillerietätigkeit in wechselnder Stärke ununterbrochen weiterging. Dafür meldete der Heeresbericht am gleichen Tage, daß nun die Franzosen in die gewaltige Offensive eingriffen: eine Schlacht von Verdun begann am 20. August auf beiden Maasufern, vom Wald von Avaucourt bis zum Caucièreswalde. Auch hier haben die Angriffe den Gegnern keine Erfolge gebracht. Die vordersten nicht zu haltenden Stellungen werden planmäßig aufgegeben und dahinter wird dann der feindliche Stoß so geschickt und überlegt aufgefangen, daß er kraftlos verpufft. Allmählich müßten die feindlichen Heeresleitungen doch einsehen, daß sie dieser Strategie nicht gewachsen sind und Ströme von Blut vergeblich fließen. Ob sich die Kraft der Gegner in diesem Jahre mit den Kämpfen in Flandern und vor Verdun schon erschöpft hat, wissen wir ja nicht. Manche Anzeichen dafür liegen vor, daß sie den dringenden Wunsch hatten, noch in diesem Jahre etwas Entscheidendes zu erzielen. Sonst hätten sie doch gewartet, bis die amerikanische Hilfe, von der in den englischen und französischen Blättern soviel die Rede ist, eingetroffen sei.

⌘ ⌘ ⌘

In ähnlicher Weise haben sich die erneuten Kämpfe an der Isonzofront abgespielt. Am 17. August entbrannten dort schwere Artilleriekämpfe, die sich am folgenden Tage bis zur Meeresküste ausdehnten. In der Nacht zum 19. August überschritten die italienischen Truppen sodann den Isonzo und drangen gegen den Ostrand der Hochfläche von Bainsizza vor. Es gelang ihnen auch, bei dem ersten Vorprall Gefangene und Geschütze zu erbeuten. Der 21. August wurde im Wiener Generalstabsbericht als einer der heißesten Kampftage in der Geschichte der Isonzoarmee bezeichnet. Aber alle Anstrengungen der Italiener führten zu nichts. Auch hier hat sich das Abwehrverfahren der verbündeten Heeresleitungen vortrefflich bewährt, und so sind wiederum an diesen zehn- und mehrmal heiß umkämpften Linien die Stellungen der Österreicher, deren einer Teil an der südtiroler Front (Meldung vom 22. August) vom Feldmarschall Freiherrn Conrad von Hötzendorff geführt wird, behauptet worden.

⌘ ⌘ ⌘

Im Südosten ist der am 19. Juli mit dem Durchbruch am Zborow begonnene Angriff der Zentralmächte von ihnen östlich der österreichischen Grenze, auf russischem Reichsboden, angehalten worden. Er hat Galizien und die Bukowina völlig und nun endgültig vom Feinde befreit und eine Beute von über 40000 Gefangenen, beträchtlichem Kriegsmaterial und Lebensmittelvorräten gebracht.

Während weiter südlich bei Foksani, wo die Heeresgruppe Mackensen in die russischen und rumänischen Stellungen eindrang und in den Waldkarpathen erbittert gerungen wurde, und an der mazedonischen Front, bei Monastir, Durchbruchsversuche der Gegner erfolgreich abgewiesen wurden, brach hoch im Norden der Ostfront, an der Düna, eine neue deutsche Offensive wieder hervor wie Lützows wilde Jagd. Der Herausforderung mit dem Wort, die der Ministerpräsident der russischen Revolution, Kerenski, in Moskau an die Zentralmächte hatte ergehen lassen, folgte umgehend deren Antwort mit dem Schwert.

Am Morgen des 1. September, am glorreichen Tage von Sedan, überschritten deutsche Divisionen die Düna beiderseits Üxküll. In glänzendem Flußübergang gewann die Infanterie das Nordufer, der Feind gab darauf seine Stellungen westlich der Düna auf und begann in der bekannten russischen Weise – Anzünden der Dörfer und Opfern der Nachhuten – seinen Rückzug nach Nordosten. Und schneller, als wir erwarten konnten, führte diese Offensive zu einem ersten bedeutenden Erfolg. Im Frühjahr 1915 waren unsere Truppen bis an die Aa und die Düna gelangt und standen seitdem dort in festen Stellungen, die jedem feindlichen Durchbruchversuche standhielten. Nun hielt die Heeresleitung die Zeit auch hier zum Angriff wieder für gekommen und, wie immer bei ihren Plänen, war es auch hier: stillste Vorbereitung, die das Geheimnis musterhaft wahrt, blitzartiges Vorbrechen, und wie eine reife Frucht fallen die Siege ihr dann in den Schoß. Am 3. September wurde von der 8. Armee unter dem General von Hutier von Westen und Südosten her das an mehreren Stellen brennende Riga genommen. Am andern Tage fiel auch Dünamünde. Ein neues Ruhmesblatt, sagte der Heeresbericht, hat die deutsche Armee mit der Schlacht bei Riga ihrer Geschichte eingefügt; einen Hohenzollernprinzen, den Prinzen Eitel Friedrich, und den General Sauberzweig als Generalstabschef nannte neben anderen Führern die amtliche Veröffentlichung als besonders ruhmreiche Anführer dieser Tage. Die 12. russische Armee ist völlig geschlagen und in voller Auflösung im Zurückfluten durch das südliche Livland. So antwortet Deutschland den Führern der russischen Revolution, die auch heute noch glauben, ihr Volk und Heer im Dienste der Eroberungsziele ihrer Verbündeten festhalten und sich verbluten lassen zu müssen!

Und ununterbrochen geht der Krieg der U-Boote weiter und vermindert den Schiffsraum, der für unsere Feinde verfügbar ist. Am 2. September meldete der Admiralstab, daß bis dahin seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootskrieges bereits mehr als 6 Millionen Brutto-Register-Tonnen versenkt worden seien. Lakonische Worte, aber voll des schwersten Inhalts für unseren Hauptfeind England, den auch der Kaiser in der Anrede an die in Flandern kämpfenden Truppen am 22. August so bezeichnet hat.

Das ist am Anfang September die militärische Lage: „Ein Blick auf alle Fronten," so hatte Hindenburg an den Reichskanzler telegraphiert, der dies vor dem Hauptausschuß des Reichstags bekannt gab, „ergibt, daß wir militärisch am Beginn des vierten Kriegsjahres so günstig stehen wie nie zuvor." Und was das Wort des deutschen Feldmarschalls, der nie eine Phrase braucht und nie eine Übertreibung, bedeutet, das weiß heute die ganze Welt.

⌘ ⌘ ⌘

Mitten in diese Kämpfe herein erscholl die Friedensbotschaft Papst Benedikts XV. vom 1. August. Es war diesmal eine andere Botschaft, als sie dieser Papst früher schon während des Krieges hatte erklingen lassen. Er hat sich vom Standpunkt der Christenpflicht und der Menschenliebe aus öfter bemüht, den Völkern den Beginn von Friedensverhandlungen nahezulegen. Er mahnte dabei alle, daß dazu jeder etwas nachgeben müsse und in gegenseitigem Ausgleich das Ende des Krieges herbeigeführt werden müsse. Mit Achtung sind seine Worte gehört worden, Erfolg hatten sie bisher nicht.

Diesmal aber tat Papst Benedikt einen ausgesprochen politischen Schritt. Er ließ nicht einen Hirtenbrief an die Gläubigen, sondern eine Note an die Souveräne ergehen, die in der diplomatischen Form weitergegeben wurde. Und diese Note enthält praktisch-politische Vorschläge, mit ihr nahm der Vatikan politisch Stellung im Weltkrieg.

Der Vatikan wird durch den Krieg in vieler Beziehung auch empfindlich berührt. Der Krieg zieht durch seine Gläubigen einen tiefen Riß. Selbst der internationalste Orden der katholischen Kirche, selbst der Jesuitenorden, ist durch ihn gespalten. Schon das ist Grund genug für den Papst, zu sorgen, daß der Krieg nicht zu lange dauere, diesen Riß nicht allzutief zwischen den Gläubigen der katholischen Kirche mache. Aber der Heilige Stuhl wurde auch unmittelbar davon berührt, daß Italien in den Krieg eintrat. Die römische Frage ist damit sofort wieder aufgebrochen. Es zeigt sich heute, daß das Gesetz von 1871, mit dem die Neutralität des Vatikans durch die Mächte garantiert

wurde, praktisch nicht genügt. Es gibt dem Papst nicht die Freiheit der Bewegung, auf die er als Souverän Anspruch hat, und die Art, wie Italien die Frage des völkerrechtlichen Verkehrs des Papstes behandelte, verletzt seine Würde. König Alfons von Spanien bot daher gleich, als Italien in den Krieg eintrat, dem Papst den Escurial als Wohnsitz an. Papst Benedikt hat das abgelehnt und die Mißhelligkeiten seiner Lage ertragen. Um so mehr hat er Anspruch darauf, daß ihn der Ausgang des Krieges vor einer Wiederholung dieser peinlichen Lage sichert. Die römische Frage ist so auch ein Teil des Friedensprogramms geworden, und da sie für Millionen deutscher Katholiken eine Herzenssache ist, auch ein deutsches Kriegsziel.

Ferner bewegt den Vatikan sehr das Schicksal, das das Ende des Krieges zwei seiner hauptsächlichsten Objekte, wenn wir so sagen dürfen, Belgien und Polen, bringen wird. Denn beide sind durchaus römisch-katholische Länder, und das letztere stand bis zum Kriege unter dem russischen Glaubensdruck, unter der Herrschaft des Zarismus, in dem das Papsttum einen seiner schlimmsten Feinde sah. So hat es auch ein Interesse daran, wohin die russische Revolution führen wird, ob sie den Bürgern des neuen russischen Staats, den sie schaffen will, wirklich die volle Freiheit des Glaubens bringt.

Alle diese Zusammenhänge und Fragen mußte man sich klarmachen, wenn man die Friedensnote des Papstes vom 1. August in ihrer Bedeutung und Tragweite ganz verstehen wollte. Wenn wir sie nun durchlasen, so war uns bei aller Achtung vor dem heiligen Vater doch das eine nicht zweifelhaft: durch sie zieht der Geist der Entente. So spricht nicht ein Souverän, der unbedingt neutral sein wollte. Die Note berührt sich vielfach mit den Gedanken und der Ausdrucksweise des Präsidenten Wilson; schon das ist dem deutschen Volke, das heute allgemein Wilson als seinen Feind erkannt hat, Grund zum Mißtrauen. Und wo sie praktische Einzelforderungen ausspricht: über Belgien oder gar über Polen oder Armenien, überall gehen ihre Vorschläge gegen unseren Bund, während sie die Eroberungen unserer Gegner nur nebenbei und lückenhaft erwähnt. So war es erklärlich, daß die öffentliche Meinung Deutschlands in der Note eine Sinnesänderung des Papstes zu unseren Ungunsten zu vernehmen glaubte. Aber Wilson, der ähnlich gesprochen hatte, ist unser Feind, Papst Benedikt ist es nicht, und darum haben wir seine Note mit der Achtung aufgenommen, die sie fordern kann. Ob sie eine Grundlage zu Verhandlungen sein kann, werden erst die Antworten Englands und Frankreichs zeigen, die heute, einen Monat nach Erlaß der Note, immer noch ausstehen. Deutschland mit seinen Verbündeten hat gar keine Eile, zuerst seine Äußerung darauf kundzutun.

⌘ ⌘

Die Aktion des Vatikans erregte in Deutschland besondere Aufmerksamkeit, weil sie mit dem Vorstoß des Abgeordneten Erzberger zusammenfiel. Das Vorhandensein eines ursächlichen Zusammenhangs ist von dem letzteren in Abrede gestellt worden. Zeitlich jedenfalls fielen beide Aktionen zusammen, und daher wurde auch die Wirkung der einen durch die andere und umgekehrt bedingt. So entstand im August eine Bewegung, ja eine neue Krisis in Deutschland, die auf alle Patrioten tief niederdrückend wirkte, vor allem, weil sie in so schreiendem Mißverhältnis zu unseren militärischen Erfolgen stand. Wir haben dergleichen innere Kämpfe und Streitigkeiten bei unseren Feinden während des Krieges regelmäßig als Zeichen der Schwäche betrachtet und verfolgt. Jetzt boten wir ihnen ein gleiches Bild.

Mit seinem Wunsche, an der Antwort auf die Note des Papstes maßgebend teilzunehmen, ging der Reichstag über seine verfassungsmäßigen Befugnisse, auch weit über das Hinaus, was durch die außerordentlichen Verhältnisse des Krieges gerechtfertigt werden konnte. Trotzdem machte die Regierung ein Zugeständnis, indem ein Ausschuß von sieben Mitgliedern des Reichstags mit sieben Bundesratsmitgliedern die Antwort an den Papst beraten soll. Das ist mehr, als auch die freieste Demokratie der Welt und das folgerichtigste parlamentarische System zugestehen. Denn nirgends hat die gesetzgebende Körperschaft das Recht, auf in der Schwebe befindliche, werdende Vorgänge der Exekutive in der Politik Einfluß zu nehmen. Darum ist dies Zugeständnis auch ganz unhaltbar.

Innerpolitische Wünsche und außerpolitische Forderungen durchkreuzen sich in diesem Kampf der Meinungen und Parteien in Deutschland ganz unentwirrbar. Denn die, die das parlamentarische System hier bei uns einführen wollen, sind zugleich die Führer der Mehrheit, die einen Frieden „des Ausgleichs und der Verständigung“ wollen. Auch mit diesem Schlagwort ist es schließlich so gegangen, wie mit so vielen: es ist erstarrt, und jeder denkt sich etwas anderes darunter. Sinnlos aber ist es — der scharfe Ausdruck muß gebraucht werden —, wenn ein Parlament mit einer solchen Formel der Politik von vornherein Fesseln anlegen will. Kein Staatsmann der Entente einschließlich der Vereinigten Staaten ließe sich eine solche Bindung gefallen, die für die Friedensverhandlungen jede Bewegungsfreiheit, also eben schon jede Verhandlung unmöglich machte. Wir trauen der Klarheit und Festigkeit des neuen Reichskanzlers, daß er durch diesen Wirrwarr, den leider die deutschen Zustände zeigen, den Weg zur starken deutschen Zukunft findet!

⌘ ⌘ ⌘

In England, in Frankreich, vor allem aber in Rußland hat der August Krisen gebracht. Durch die Sozialdemokratien fast aller Länder geht eine Bewegung, den internationalen Sozialismus zur Herbeiführung des Friedens zu benutzen. Am sprödesten erwies sich dagegen bisher die englische Arbeiterschaft. Aber auch sie kann sich ganz diesen Wünschen nicht verschließen. Ihr Führer Henderson hatte sich auch in Petersburg überzeugt, daß es für England ratsam sei, sich den Friedensbestrebungen, zu deren Sprachrohr sich der Arbeiter- und Soldatenrat gemacht hatte, nicht zu sehr zu widersetzen. Er führte daher einen Beschluß der englischen Arbeiterpartei herbei, daß man sich an den geplanten internationalen Besprechungen in Stockholm, von denen nun schon seit Monaten geredet wird, beteilige. Lloyd Georges wünschte das nicht und führte eine Krise herbei, in der Henderson aus dem Kabinett ausschied. Einen Augenblick schien es, als werde das auch das Kabinett Lloyd George selbst erschüttern. Aber das ging rasch wieder vorbei; das englische Ministerium steht fest und die englische Welt steht einig in ihrem Siegeswillen da. England läßt sich weder durch die russischen Niederlagen noch durch innere Schwierigkeiten in seiner die Welt umfassenden Angriffspolitik gegen uns beirren.

Wir haben kein objektives Bild davon, wie Frankreich den drohenden russischen Zusammenbruch aufnimmt, mit welchen Sorgen es die Entwicklung der russischen Revolution begleitet. Einen starken direkten Einfluß hat diese auf Frankreichs Stellung im Krieg noch nicht ausgeübt. Aber etwas erschüttert ist die Stellung seiner Kriegspartei doch. Die Enthüllungen des Reichskanzlers vom 28. Juli haben ins Schwarze getroffen und Poincaré, dessen hinterhaltige Politik sie enthüllten, schwer bloßgestellt. Allmählich wächst die Kritik an ihm und an der Kriegspartei, und die Frage der Stockholmer Konferenz wirkt auch hier zersetzend mit. Denn in Frankreich will eine Mehrheit der Sozialisten nach Stockholm gehen. An der Frage der Verweigerung der Pässe für sie, an der die Regierung immer noch festhält, kann es sehr wohl zum Bruch, zum Rücktritt des Kabinetts, zur Bildung eines neuen Ministeriums ohne Sozialisten kommen. Aber auch dann ist der Weg zur Friedensgeneigtheit gerade hier besonders weit. Denn Frankreich ist ganz in den Händen von England, und seine Kriegspartei hat sich mit ungeheurer Leidenschaftlichkeit in den Kampf gegen Deutschland verbissen.



Am tiefsten geht ja die innere Krisis in Rußland, das, von den Fieberschauern der Revolution durchschüttelt, gleichwohl sich gegen den Frieden noch wehrt. Der Gewinn der Brussilowschen Offensive im letzten Jahre ist bereits wettgemacht, und trotz teilweise tapferster und verzweifelter Gegenwehr sind die Russen über die Grenze ihres Reiches zurückgetrieben. Kerenski und die ihm folgten, glaubten, durch ihre Offensive zum allgemeinen Frieden zu kommen, und ließen sich darüber von den Verbündeten mit der Revision der Kriegsziele an der Nase herumführen. Nun wurde ihnen ihr Irrtum schrecklich klar und sie sahen, daß sie ihr Vaterland in die größte Gefahr gestürzt hatten. Was wir danach aus Rußland hörten — Übertragung der Diktatur an Kerenski, Nationalkongreß in Moskau, erneutes Koalitionskabinett, Vorgehen gegen die Anhänger Lenins, Grenzschluß bis zum 15. August, Bestimmung des Termins für die Kriegszielkonferenz und Wiederverzicht darauf — alles machte den Eindruck von Ratlosigkeit und Verzweiflung. Mit beispielloser Offenheit sprachen die russischen Kriegsberichte von der Zersetzung an der Front. Sie waren natürlich richtig, aber sie betonten diese Symptome besonders an die Adresse der Entente. Von allen Seiten hat man sich in Rußland gegen den Gedanken eines Sonderfriedens gewehrt, und um so heftiger, je weniger man sich dagegen verschließen konnte, daß für das russische Interesse, für das revolutionäre Rußland kein Platz mehr in der Entente, die ihren Bund mit dem russischen Eroberungsimperialismus geschlossen hatte, ist. Daß man diesen Platz, auch wenn man mit aller Kraft wollte, jetzt gar nicht mehr behaupten könnte, das sagten die russischen Heeresberichte den Bundesgenossen mit ihren Mitteilungen über die innere Auflösung der russischen Armee.

Ein Versuch der Sammlung sollte nun eine Reichskonferenz in Moskau sein. Aber etwas Entscheidendes hatte sie nicht gebracht. Sie war nur der äußere Abschluß der ersten Periode für die dritte provisorische Regierung, die die russische Revolution bereits hervorgebracht hat. Die Putsche vom 16. und 17. Juli, die zersetzende Propaganda der Bolschewiki an der Front und die deutsche Offensive hatten Kerenski davon überzeugt, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr gehe, auf dem er zwar zur Diktatur emporstieg, aber auf Grundlagen, die mit der steigenden Opposition der Kadetten und der sinkenden Macht der Arbeiterratsmehrheit von Tag zu Tag unsicherer wurden. Am 3. August griff er zum äußersten Mittel, dem Rücktritt. Unter diesem Druck kam in der Nacht vom 3. zum 4. August, in einer gleich als „historisch“ bezeichneten Sitzung der Regierung, der Arbeiter-, Bauern- und Parteivertreter — es waren über 50 Anwesende — im Winterpalais das heutige Kabinett zustande. Ein eigentliches Koalitionsministerium ist es nicht. Denn Kerenski, den am Schluß dieser Sitzung alle Gruppen, auch die Kadetten, als den Mann ihres Vertrauens bezeichneten, nahm nur nach eigener Bestimmung Mitglieder der einzelnen Parteien auf, die nicht an ihre Parteien gebunden, ihnen nicht verantwortlich sein sollten. Aber die Wirtschafts-, inner- und äußerpolitischen Gegensätze sind, während in der nationalen Frage Einigkeit — im fremdvölkerfeindlichen Sinne — besteht, in diesem Kabinett außerordentlich, und allein von Kerenskis Kraft hängt es ab, ob es ein brauchbares Werkzeug der russischen Revolution bleibt.

Nach links und nach rechts sucht er sich zu sichern. Rücksichtslos ging er gegen die Bolschewiki vor; Verhaftungen, Prozesse, Spionagebeschuldigungen hagelten nur so gegen Lenin, Trotzki und den ganzen Kreis, der beschuldigt wird, im Solde Deutschlands zu stehen. Gleichzeitig arbeitet er der Gegenrevolution, die man im Anzuge glaubt, entgegen: er ließ den General Gurko verhaften und den Zaren mit Familie (in der Nacht vom 13. zum 14. August) nach Tobolsk überführen.

Vom 25. bis 28. August wurde in Moskau nun jene Reichskonferenz abgehalten. Sie wurde nur zur Aussprache, nicht zur Beschlußfassung berufen, sollte eine Versammlung der Stimmung, nicht der Entscheidung sein. Aber ihre Zusammensetzung lehrte, daß die Stimmung des Landes in bestimmter Richtung zum Ausdruck kommen sollte. Das war nicht ein Konvent der Revolution, wie der Arbeiter- und Soldatenrat, sondern eine viel bürgerlichere Versammlung. Versuche der Bolschewiki, sie zu stören, wurden unterdrückt. Von Verhandlungen der Konferenz kann man ernstlich nicht reden; auch Resolutionen u. dergl. sind nicht bekannt geworden. Die Reden Kerenskis, der Minister, Generale und Abgeordneten ergaben ein in den düstersten Farben gemaltes Bild der Lage Rußlands, der Versorgungs-, Verkehrs- und Finanzverhältnisse und sollten zur Einigkeit und Pflichterfüllung anstacheln. Das Ganze war arrangiert und erschien als eine von den Kadetten und den Generalen geführte Kundgebung gegen die innere Unordnung und für die „Anspannung aller Kräfte“. Eine Kundgebung für den Frieden war es nicht; auch die Sozialisten haben sich dafür nicht geäußert. An den verzweifelten Zuständen, die sie mit schonungsloser Offenheit beklagten, konnten die Reden dieser Konferenz freilich auch nichts ändern. Sie ließ zugleich einen Gegensatz zwischen Kerenski und Kornilow erkennen, als wenn die Gestalt des letzteren langsam über die Kerenskis hinauswachsen wolle.

Kornilow ist eben an Stelle des brüsk von Kerenski abgesetzten Brussilow Generalissimus geworden. Sohn eines westsibirischen Kosaken (1871 geboren), ist er militärisch viel in Asien tätig gewesen und hat im japanischen Kriege eine Brigade geführt. Aus eigener Kraft emporgekommen, scheint er zu dem Typus der in Asien bewährten Kolonial-Offiziere zu gehören — er spricht auch eine ganze Reihe orientalischer Sprachen —, die dem russischen Imperialismus mit die besten Kräfte geliefert haben. Im Weltkriege kommandierte er eine Infanteriedivision; seine Gefangenschaft in Österreich und seine Flucht daraus sind bekannt. In der Revolution ist er über den Posten des Kommandierenden des Petersburger Polizeibezirks rasch zum Kommandierenden der Südwestfront und jetzt zum Generalissimus aufgestiegen. Sollte in ihm, der mit eiserner Hand und brutaler Gewalt die Manneszucht im Heere wieder herstellen will, der Bonaparte der russischen Revolution stecken? Man hält in Rußland die psychologischen Voraussetzungen einer Gegenrevolution schon für gegeben; wird Kerenski oder Kornilow der Louis Napoleon sein und wird er dem I. oder dem III. gleichen?

Einstweilen sieht man den Danton der Revolution noch in Kerenski. Was wir an ihm wahrnehmen, ist, daß er spricht und handelt wie ein leidenschaftlicher Patriot unbestimmter Parteistellung, daß er vor allem Ordnung und Autorität wiederherstellen will und daß er glaubt, diese Riesenaufgabe bewältigen zu können, ohne die Friedensfrage zu fördern, ohne den klaren Entschluß, den Krieg zu beenden. Wir sehen auch heute nicht, daß er in dem Wirrwarr der Parteien und Strömungen sich von einer entschlossen tragen lassen wolle. So steht er zwischen den Fronten des inneren Kampfes und traut allein seiner Kraft.

Die Spannkraft der Revolution scheint nachzulassen und die ersten Anzeichen der Reaktion sind da. Gerade da aber kann für unser Urteil der Vergleich mit der französischen Revolution irreführen. Es ist ausgeschlossen, daß Kerenski das für Rußland leistet, was Danton 1792/93 für Frankreich leistete. Sachlich und persönlich liegen heute in Rußland die Dinge anders als damals für Frankreich. Das Wesentliche sind in Rußland die Bauern. Allmählich erst kommt die Bauernmasse in Bewegung; was sie will, ist Land und Frieden.

⌘ ⌘

Der Herausforderung Rußlands in Kerenskis Moskauer Rede hat also Deutschland mit der Tat geantwortet, so prompt, so Schlag auf Schlag, wie es nur die deutsche Heeresleitung kann. Sie hat der russischen Revolution lange Zeit gelassen, sich auf ein neues Verhältnis zu Deutschland einzurichten, ihre Führer haben das bisher nicht gewollt. So wurde, nachdem die Russen aus den besetzten österreichischen

Gebieten herausgefegt sind, ihre desorganisierte Armee auch im Norden von der Schärfe des deutschen Schwertes getroffen.

Parallel damit geht eine diplomatische Offensive, der der Suchomlinowprozeß und die Veröffentlichungen aus dem Privatarchiv des Zaren sehr willkommenen Stoff bieten. Die Aussagen im Prozeß gegen Suchomlinow lassen heute für niemand mehr einen Zweifel in der Frage übrig, wer den Krieg gewollt hat und die Veröffentlichungen aus den Jahren 1905, 1909 und 1913 erweisen die Friedenspolitik Deutschlands auch in diesen Krisen und sein Bemühen, mit Rußland in Frieden zu leben.

Inzwischen ist die erste Antwort der Entente auf die Note des Papstes erfolgt. Mit bewußter Regie geht sie von Wilson aus. Mit seiner feinen Unterscheidung zwischen Volk und Regierung Deutschlands geben wir uns nicht ab. Das Verhältnis von Krone und Hohenzollernhaus — denn auf diese zielt er — und Volk versteht Herr Wilson nicht. Er lehnt die Note des Vatikans im ganzen ab und erwartet „neue Äußerungen über die Absichten der großen Völker der Zentralmächte". Wir warten noch viel ruhiger die Antworten der anderen Ententemächte ab, denen Wilson mit seiner Ablehnung einer „Aufteilung von Reichen und der selbstsüchtigen wirtschaftlichen Ausschließung" eine unangenehme Wahrheit sagt. Denn gerade das Programm Englands und Frankreichs erklärt er für „unzweckmäßig, für schlimmer als nutzlos und keine geeignete Basis eines dauerhaften Friedens".

Eine Offensive gegen Wilson hat das kaiserliche Wort an die Bremer Kaufmannschaft vom 3. September eingeleitet: „Deutsche Treue wird jeden Versuch, das deutsche Volk und seinen Kaiser zu trennen, zuschanden werden lassen." Wenigstens sollte mit diesem Kaiserwort, das eigentlich aus der Nation selbst hätte kommen sollen, eine Offensive gegen das Verfassungskriegsziel der Entente gegen uns begonnen werden. Sie hat territoriale Kriegsziele, das Kriegsziel der späteren wirtschaftlichen Absperrung und Bekämpfung und das Ziel, daß Deutschlands Verfassung aus dem Krieg parlamentarisch umgewandelt hervorgehe, daß das Kaisertum der Hohenzollern an verfassungsmäßigem Einfluß geschwächt und gemindert werde. Es ist nicht anders, und die logischsten Auseinandersetzungen, daß der Parlamentarismus die Monarchie nicht schwäche u. dergl. mehr, ändern nichts daran, daß das Ziel der deutschen Linken praktisch mit einem Kriegsziele unserer Gegner, vor allem Englands, zusammenfällt. Der Krieg hat gelehrt, daß die englischen Staatsmänner sehr genau wissen, wo Englands Vorteil liegt und daß sie vor keiner Konsequenz zurückschrecken. Was im August 1914 phantastisch klang, ist heute in dem Worte: „No terms with the Hohenzollern" (keine Friedensverhandlungen mit den Hohenzollern!) ein reales Kriegsziel Englands geworden, das, was wir nicht vergessen wollen, ganz besonders dazu gedient hat, Amerika zur Entente heranzuziehen und bei ihr festzuhalten. Dabei beweist jede neue Veröffentlichung in der Art des Suchomlinowprozesses, wie gerade die Person des Kaisers und — untrennbar damit verbunden — das monarchisch-konstitutionelle Regierungssystem Deutschlands die Friedensmacht Europas schlechthin waren. Wollen wir nach außen die Angriffe auf den deutschen Militarismus wirksam bekämpfen, dann dürfen innerpolitische Kämpfe und Verfassungsforderungen den Gegnern auch nicht Waffen liefern, die sie letzten Endes doch gegen das deutsche Kaisertum und den Träger der Kaiserkrone unmittelbar richten. Und dieser Zusammenhang der im Meinungskampf viel zu sehr zurücktritt, muß den weitesten Kreisen nachdrücklich vor Augen geführt werden, das Kaiserwort an die Bremer ist dazu ein Weckruf geworden!

⌘ ⌘ ⌘

Als der Krieg zwischen Rußland und den Zentralmächten ausbrach, war sofort klar, daß damit für die polnische Frage ein neues Stadium angebrochen war. Denn die Grundvoraussetzung für sie war damit zerbrochen, die Gemeinsamkeit der Interessen der drei Teilungsmächte an ihr. Seitdem lastet sie nun auch wie ein Alp auf uns. Einer der herrlichsten Feldzüge der Weltgeschichte vertrieb die Russen aus dem Weichselgebiet, das seit dem Sommer 1915 von zwei Generalgouverneuren der Zentralmächte verwaltet wird. Beim zweiten Gedenktag der Begründung des Generalgouvernements Warschau hielt der Generalgouverneur General von Beseler eine Ansprache, durch die es wie leise Resignation klang. Auf die gewaltige Arbeit der Ordnung und Förderung, die seine Verwaltung Polen gebracht hat, konnte er mit allen seinen Mitarbeitern stolz sein. Ob das die Polen anerkennen ist gleichgültig; für die Armee und auch für das Land hat die deutsche Verwaltung in zwei Jahren in vorbildlicher deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit Musterhaftes geleistet. Und doch ist die Ansicht ganz allgemein, daß wir in Polen vor einer Lage stehen, die für uns nichts Gutes verspricht. Unter hundert Deutschen, die man über die deutsche Politik gegenüber Polen spricht, werden nicht fünf sein, die sie vorbehaltlos anerkennen. Die öffentliche Meinung wird fast durchgängig von dem Gefühl beherrscht, daß das politische System, das in Warschau eingehalten worden ist und wird, sich nicht bewährt hat. Und dabei handelt es sich um eine der allerwesentlichsten Fragen des Krieges!

Wie man auch zu dieser Politik stehe, nach nunmehr zwei Jahren, vor allem nach fast einem Jahre, seit das Novembermanifest 1916 den Schritt tat, den wir für schädlich, vielleicht verhängnisvoll ansehen müssen, steht das eine fest, daß sie nichts als Enttäuschungen erlebt hat. Der Schlußstein gewissermaßen war der Rücktritt des polnischen Staatsrats am 28. August. Er mußte als Herausforderung wirken, weil er die Entsendung der polnischen Legion an die Front zum Grund nahm. Denn diese Legion besteht zum größten Teile aus galizischen Polen, als k. und k. österreichisch-ungarischen Heeresangehörigen, über die die verbündeten Regierungen ebenso wie über jeden Heeresangehörigen, der ihnen sonst untersteht, verfügen können. Die Entsendung dieser Soldaten zur Gesamtdemission zu benutzen war also eine Dreistigkeit des Staatsrats.

Auch diesmal haben die Zentralmächte darauf leider nicht die richtige Antwort gegeben. Im Gegenteil führen sie ihre bisherige Politik weiter, die mit einem Worte die Polen zu versöhnen und zu gewinnen glaubt, indem sie ihnen einen Wunsch nach dem andern erfüllt, ohne daß dabei zu erkennen ist, wie die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns gewahrt sind. Die Art, in der dabei patriotische Sorgen und Warnungen beiseite geschoben werden, wirkt geradezu wie Eigensinn, weil diese Politik Erfolge nicht aufweisen kann. Heute haben sich die verschiedenen Gruppen der Polen auf ein Programm geeinigt, das die Unabhängigkeit schlechthin will, und zwar eine solche, die international garantiert ist. Mit anderen Worten: sie denken nicht daran, sich den Zentralmächten verbunden, loyal zu fühlen, sondern sie wollen sich freie Hand nach allen Seiten wahren. Das ihnen vorzuwerfen, von ihnen Dank zu verlangen, ist geradezu eine Torheit. Denn das war so selbstverständlich wie irgend etwas, daß die Polen eine unvergleichliche weltgeschichtliche Gelegenheit für sich auf alle Weise nutzten. Nicht so selbstverständlich aber war es, daß die deutsche Politik hier von Anfang an mit Illusionen gearbeitet hat, weil sie die Lage in Warschau und die Polen nicht genau genug kannte. Macht sie sich davon nicht entschlossen frei, so droht uns die Gefahr, daß der gegen Rußland so ruhmreich geführte Krieg schließlich uns eine unsicherere Grenze im Osten beschert, als wir sie vor dem Kriege hatten. Das aber war doch nicht die Absicht der Feldherren, die die siegreichen Schlachten auf polnischem Boden geschlagen haben, und dafür haben die deutschen und die österreichisch-ungarischen Soldaten nicht geblutet, während die Polen selbst für ihre Befreiung nichts getan haben!

⌘ ⌘



Die militärisch wie politisch wichtigste Stelle des Krieges ist heute Flandern, also Belgien. Seit dem 31. Juli fechten die Engländer dort, um den Durchbruch zu erzwingen und unsere Stellungen an der flandrischen Küste zu zerstören. Mit unvergleichlichem Heldenmut wehren ihnen das unsere Truppen. Man kann über den Wert der flandrischen Küste für uns denken wie man will, die Erbitterung und Zähigkeit, mit der die Engländer hier immer und immer wieder angreifen, mit der sie zu erreichen suchen, daß nicht wir diese Stellung behalten, sie beweist, daß England den allergrößten Wert darauf legt. Darum ist auch seine Bedingung, wie es eines der maßgebendsten englischen Blätter kürzlich ausgedrückt hat: „Keine Friedensbedingungen können von der Entente auch nur überlegt werden, wenn sie nicht mit der Einwilligung von seiten Deutschlands beginnen, Belgien wieder herzustellen und Genugtuung zu leisten. Das muß bedingungslos erfolgen und darf in keiner Weise der Gegenwert für Zugeständnisse sein, die Deutschland in anderen Gegenden der Welt erhielte." So betrachtet England heute die belgische Frage als ein Kriegsziel, das zu erreichen es als absolut geboten ansieht, über das es Einzelverhandlungen nicht zugestehen will.

In diesem großen weltgeschichtlichen Rahmen spielen sich die ungeheuer schweren Kämpfe ab, die jetzt bald drei Monate im Gange sind. Die Durchbruchsfront, auf der die Engländer kämpfen, ist nur etwa 15 Kilometer lang. Sie liegt etwa zwischen Langemarck und Hollebeke. Auf der deutschen Seite verteidigt die 4. Armee unter Führung des Generals Sixt von Armin die Stellungen. Die Richtungen des feindlichen Angriffs gehen auf Paschendaele, Gheluvelt und Hollebeke; der Angriff wird mit dem höchsten Maße von Munitionsverwendung und mit allem Raffinement der modernen Angriffstechnik durchgeführt. Dazu häuft der Gegner seine Truppen auf der ganz schmalen Angriffsfront auf das stärkste. Wie schwer die Kämpfe sind, ließ unser Heeresbericht, der niemals überflüssige Worte macht, am 5. Oktober erkennen: „Ein Schlachttag von seltener Schwere liegt hinter der führenden Truppe der 4. Armee, er wurde bestanden!" Bei der Zähigkeit und dem ungeheuren Munitionsverbrauch, mit dem die Engländer kämpfen, ist es kein Wunder, daß vordere Stellungen und Linien aufgegeben werden müssen. Aber auch heute sind die Engländer weit davon entfernt, die nächsten Ziele erreicht zu haben, die sie sich gesteckt haben, nämlich Roulers und Menin. Mitte Oktober war der Stand so, daß in den nicht weniger als zehn Flandernschlachten die Engländer vermocht hatten, die deutsche Abwehrfront in einer ungefähren Breite von 30 bis 35 Kilometern und in einer Tiefe von 1 bis 6 Kilometern zurückzudrücken. Dieser gesamte Gewinn ist noch nicht ein Drittel des Raumgeländes, den die Sommeschlacht 1916 gebracht hatte, obwohl England an der flandrischen Front fast seine gesamte Landmacht unter französischer Beteiligung gegen einen Bruchteil der deutschen Armee eingesetzt hat. Es hat noch nicht 100 Quadratkilometer Raumgewinn zu erzielen vermocht, während Deutschland zu gleicher Zeit allein bei Riga und Jakobstadt 3424 Quadratkilometer erobert und z. B. bei der Befreiung Galiziens und der Bukowina fast 24000 Quadratkilometer zurückgewonnen hatte.

Die Leistungen von Führer und Truppen auf unserer Seite in diesen ungeheuren Kämpfen sind über jedes Lob erhaben. Die Truppen halten in einem Feuer aus, das jeder Beschreibung spottet, und gegen Angriffe, die sich mit den letzten und besten Mitteln der modernsten Kriegführung gegen sie richten. Die deutsche Führung aber hat, während die englische Taktik es nicht zu neuen Gedanken gebracht hat, ein Verfahren der Verteidigung eingehalten, das in seiner Beweglichkeit gestattet, Unwesentliches preiszugeben und fortwährend den Gegner zu fesseln und zurückzuwerfen. Auch heute ist die Überzeugung allgemein, daß England dieser Durchbruch nicht gelingen wird.

England weiß wie Deutschland, daß hier um die Hauptstelle des Feldzuges gekämpft wird. Es weiß, daß entweder es selbst in Belgien herrschen wird oder Deutschland dort maßgebenden Einfluß haben wird. Eben deshalb setzt es alles daran, uns diese Stellung wieder zu entreißen, die, wie sich in diesem Kriege erwiesen hat, einen unermeßlichen militärischen Wert für uns hat. England faßt die Entscheidung, die auf den belgischen Schlachtfeldern wie in der politischen Behandlung der belgischen Frage fällt, gerade so auf, wie die, um die bei Waterloo gekämpft wurde. Nicht um ein Faustpfand, wie wir deren schon so viele haben, fließt jetzt das Blut deutscher Männer in Flandern in Strömen. Auf französischem Boden wird es für den politischen Ausgang des Krieges gleichgültig sein, ob unsere Verteidigungslinie ein Stück weiter vor oder zurück liegt, auf flandrischem Boden ist das nicht gleichgültig, weil da für uns und England um ein absolutes politisches Ziel dieses Krieges gerungen wird.

⌘ ⌘

In Flandern kämpft nur ein Bruchteil unserer Armee, und die ungeheuren Angriffe haben es nicht zuwege gebracht, daß die Initiative der deutschen Führung irgendwie beschränkt wurde. Diese machte sich jetzt im Osten weiter geltend, wo die Eroberung von Riga und Jakobstadt eine besondere und höchst erfolgreiche Fortsetzung fand. Nachdem die Marineluftschiffe und Seeflugzeuggeschwader unserer kurländischen Küstenstation in den letzten Wochen militärische Anlagen der livländischen Küste und des Rigaischen Busens, besonders auch in Zerel, an der Südspitze der Insel Oesel, mit Erfolg angegriffen hatten, wurde am 12. Oktober die Aktion gegen die Insel Oesel selbst begonnen. Am 12. Oktober kämpften deutsche Seestreitkräfte die russischen Befestigungen im Süden und Nordwesten der Insel nieder, und die Ausschiffung der Truppen begann vor allem in der Tagga-Bucht. Sofort errichteten die Landungstruppen einen Brückenkopf und begannen den Vormarsch quer durch die Insel. Die erste Meldung wurde am 13. Oktober veröffentlicht. Schon nach vier Tagen war, wie der Tagesbericht meldete, der wesentliche Teil der Aufgabe durch Heer und Flotte vollendet. Die Hauptstadt der Insel, Arensburg, war in deutscher Hand, die Insel selbst dann auch, auf Dagö war ebenfalls Fuß gefaßt und die russischen Seestreitkräfte zogen sich in schleuniger Flucht zurück.

Es ist das erste Beispiel in diesem Kriege, in dem in gemeinsamer Zusammenarbeit von Heer und Flotte eine Landungsaktion gelingt. Das gleiche haben Engländer und Franzosen vor Gallipoli und den Dardanellen versucht, ebenso haben die Engländer an der flandrischen Küste ähnliches angestrebt. Bisher haben derartige Unternehmungen als fast abenteuerlich und tollkühn gegolten, den Deutschen ist eine solche gelungen, und wir haben wieder Grund, stolz auf diese Leistungen zu sein, in denen Armee und Flotte miteinander wetteifernd zum Ziele kamen. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Voraussetzung für das Unternehmen war, den Rigaischen Busen und die Gewässer in der Nähe von Minen zu säubern, mit denen die Russen alle Fahrstraßen sehr reich belegt hatten. Hierbei ist es, dank der Umsicht und Sorgfalt der Arbeit, ohne Verluste abgegangen, wie auch das ganze Unternehmen sonst mit geringen Verlusten einen großen Erfolg gebracht hat. Seine Bedeutung liegt auf der Hand. Die Eroberung Oesels sichert strategisch den Besitz des Rigaischen Meerbusens, den bisher die schweren russisch-englischen Geschütze von der Südküste Oesels aus beherrschten. Nunmehr sitzt Deutschland an diesem südlichen Torflügel zum Eingang in den Finnischen Meerbusen. Der Besitz dieses Stückes sichert die deutschen, östlich der Düna stehenden Truppen und bedroht die Russen, wie jeder Blick auf die Karte zeigt, auf das gefährlichste in der Flanke. So hat die Eroberung von Riga eine glorreiche Fortsetzung gefunden, und wird den Russen durch einen deutschen Erfolg nach dem anderen die Notwendigkeit immer klarer gemacht, an den Abschluß des Krieges zu denken.

⌘ ⌘

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz dauerte die Kampfpause an. Auch die 11. Isonzoschlacht, die ungefähr Mitte September zu Ende gegangen war, hatte dort keine Änderung in der Kriegslage herbeigeführt.

Ebenso erheben sich die fortlaufenden Kämpfe an der Salonikifront nicht über lokale Unternehmungen, die zudem durch starke Hitze beeinträchtigt wurden. Aus Mesopotamien haben die Engländer einen Vorstoß gemeldet, indem sie am 30. September Ramadie nahmen; sonst haben auch dort die Waffen geruht.

Zuletzt der U-Bootkrieg, der im Monat August 808 000 Tonnen versenkt hat. Damit sind seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootskrieges 6,3 Millionen Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Die Zahlen zeigen, daß der U-Bootkrieg nach wie vor weiter wirkt. Bei seiner Beurteilung darf nicht vergessen werden, daß die neutrale Schiffahrt durch ihn an sich schon stark eingeschränkt ist, und vollends ist es nicht erlaubt, diese Tonnenzahl in Vergleich mit der Welttonnage zu setzen. Es liegt auf der Hand, daß die Schiffe, die etwa zwischen Amerika und Ostasien hin- und herfahren, nicht für den Schiffsraum eingerechnet werden dürfen, auf den es allein ankommt, d. h. auf den, der für England erreichbar und nutzbar ist. Und dieser wird mit automatischer Sicherheit von Monat zu Monat vermindert, bis die Grenze erreicht ist, über die England den Krieg nicht aushalten kann.

⌘ ⌘ ⌘

Fassen wir die Übersicht über den Krieg zusammen, so kann sie gar nicht anders enden als in Worten des Danks an den Feldmarschall von Hindenburg, der in diesem Monat seinen 70. Geburtstag feierte. Den besten Glückwunsch entnehmen wir einem neutralen Blatte, das sagte: „Die letzte Schlacht in Flandern brachte hinsichtlich Menschen und Material sicher den größten Einsatz in diesem Kriege. Trotzdem kamen die Engländer nur einen oder anderthalb Kilometer vorwärts. Es ist keine Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß sie die deutsche Verteidigung brechen können. Das liegt an der von Hindenburg jetzt angewandten beweglichen Verteidigung.“ Auch vom Gegner unbestritten, leuchtet Hindenburgs Name als der des größten Feldherrn, den dieser Krieg hervorgebracht hat. Mehr als für menschenmöglich gehalten werden konnte, hat er für uns geleistet, er wird auch im Verein mit seinem genialen Helfer General Ludendorff den Gegner schließlich zum Friedenswillen zwingen; mit tiefstem Dank und unbeschreiblichem Vertrauen sehen wir zu ihm auf.

Bisher war es eine berechtigte Klage, daß der Genialität und Tatkraft unserer militärischen Führung die gleichen Eigenschaften bei der politischen Leitung des Krieges nicht entsprachen. Der Nachfolger des Herrn von Bethmann Hollweg, Dr. Michaelis, fand so eine außerordentlich schwierige Lage vor. Dazu wurden er und der neue Staatssekretär des Auswärtigen Herr von Kühlmann mit der Note des Papstes vom 1. August gleich vor eine schwere Aufgabe gestellt. Es hat sich gezeigt, daß diese Note eine viel tiefere Wirkung erzielt hat als die ganzen Bemühungen der Sozialdemokratien, in einer Zusammenkunft in Stockholm für den Frieden tätig zu sein. Zuerst antwortete Amerika auf sie. Wilson sprach sich dabei in einer derartig anmaßenden Weise über Deutschland aus, er versuchte in der plumpsten Art eine Trennung zwischen Kaiser und Volk zu vollziehen, daß seine Antwort überhaupt keine Antwort auf den päpstlichen Friedensvorschlag ist. Denn einmütig hat das deutsche Volk in zahlreichen Kundgebungen es abgelehnt, das Ausland in seinen inneren Angelegenheiten Richter sein zu lassen oder gar das feste, starke Band berühren zu lassen, das es mit seinem Kaisertum verbindet.

Die Entente sonst hat bisher nicht geantwortet und scheint das überhaupt nicht tun zu wollen. In ihrem Namen hat Ribot am 19. September gesprochen und danach lehnte Frankreich jede Friedensäußerung ab. Es forderte die „Desannexion“ von Elsaß-Lothringen, wie heute bei der Entente der verschämte Ausdruck für Eroberung heißt. In England übernahm Asquith in einer Reihe von Reden, die die Kriegsbegeisterung des Landes steigern sollten, zugleich, Antwort auf den Papst und auf die Kundgebungen Deutschlands zu geben. Er forderte die Räumung aller besetzten Gebiete, vor allem die Rückgabe von Elsaß-Lothringen und die bedingungslose Freigabe von Belgien.

Deutschland und seine Bundesgenossen haben auf die päpstliche Note geantwortet. Unsere Antwort hat sich dabei in weitem Maße auf den Boden des Pazifismus gestellt, von dem aus Papst Benedikt sprach. Sie bekennt sich in einer Weise, die im Inland vielfach Erstaunen erregt hat, zu diesen Ideen vom ewigen Frieden, von der Schiedsgerichtsbarkeit unter den Völkern, dann schließlich auch von der Abrüstung, Gedanken, die zu schön sind, um völlige Wirklichkeit zu werden, Gedanken, deren Verwirklichung jeder wünscht und an die doch keiner recht glaubt.

Die deutsche Note lehnte es ab, auf Einzelheiten einzugehen. Kanzler und Staatssekretär halten es für richtiger, diese Fragen am Verhandlungstisch selbst zu verhandeln und sich bis dahin freie Hand zu halten. Aus der Art, wie unsere Antworten aufgenommen worden sind, geht jedenfalls das hervor, daß die Gegner noch nicht bereit sind, sich an den Verhandlungstisch zu setzen.

Die Freiheit, zu handeln, wollen sich Kanzler und Staatssekretär auch dem Inlande gegenüber wahren, gegenüber dem Streben, durch Beschlüsse des Reichstags die Hände zu binden. Um diese Entschließung des Reichstags vom 19. Juli ist der Kampf ununterbrochen weiter gegangen. Man deutet sie verschiedenartig, man ist auf der einen Seite der Ansicht, der Kanzler stehe auf ihrem Boden, auf der anderen wieder nicht. Wir wollen auf diesen Streit im einzelnen nicht eingehen, der, wie wir zusammenfassend sagen müssen, uns politisch ganz und gar nichts nützt. Denn worauf es ankommt, ist, daß Deutschland eine klare Politik verfolgt, daß auch die Gegner wissen, woran sie mit uns sind. Bisher ist das nicht der Fall; bisher ist es immer so gewesen, daß jede amtliche Kundgebung Deutschlands verschiedenartig gedeutet werden konnte und deshalb rückten die politischen Erörterungen eigentlich nicht vom Fleck. Wir sind ja mitten darin in einer Friedensdebatte, die in merkwürdiger Form geführt wird. Die Staatsmänner sprechen zu ihren Parlamenten, aber sie sprechen vor allem zum Fenster hinaus, damit die Feinde das hören. Und diese gehen auch darauf ein und antworten ihrerseits vor ihren Parlamenten und ihren Volksversammlungen darauf. Ein großer Verbrauch von Worten, der aber nur sehr allmählich und schwer dem Ziele näher führt.

Darin hat auch die große Rede des Grafen Czernin am 2. Oktober nicht viel genützt, die noch weiter ging als unsere Formeln. So uneingeschränkt hat sich noch niemals der Leiter einer auswärtigen Politik eines Großstaates zu dem Programm des Pazifismus bekannt wie der Minister unseres Verbündeten. Die Rede wirkte schließlich dem Sinn nach wieder als ein Friedensangebot. Auch sie hat den Frieden nicht gefördert und das Programm des Grafen Czernin, das in so weite Fernen gerichtet ist, diente im Grunde nur dazu, von den wesentlichen Fragen des Augenblicks die Aufmerksamkeit abzulenken. Diese wesentlichen Fragen, die beiden Grundfragen des Krieges, soweit die politische Seite in Frage kommt, sind die Frage nach Belgien und die russische Friedensfrage.

In bezug auf Belgien erwartete die Welt von Deutschland eine genauere Formulierung seines Standpunktes. Der Meinungskampf, der in Deutschland darum geht, schien dem Gegner anzudeuten, als wenn große und nicht einflußlose Kreise zum Verzicht auf Belgien bereit seien. Am 9. Oktober hat der Staatssekretär von Kühlmann seine erste große, hochpolitische Rede gehalten. Sie war in der Form sehr schön und aus ihr sprachen staatsmännischer Geist und das Gefühl diplomatischer Sicherheit. Er stellte sich eigentlich ohne Einschränkung auf den Boden der Reichstags-



entschließung vom 19. Juli und er formulierte den Standpunkt des Deutschen Reiches so, daß nur Elsaß-Lothringen ein Kriegsziel sei, über das für uns zu reden nicht möglich sei, alle anderen Fragen könnten durch Beratungen gelöst werden. Das wurde allgemein als auf die belgische Frage gemeint angesehen. Ein Verzicht auf Belgien lag in diesen Äußerungen des Staatssekretärs vielleicht noch nicht: Denn natürlich muß auch über Belgien verhandelt werden. Nur fragt sich, mit welchem Programm und auf welches Ziel. Das Ausland hat aus der Rede des Staatssekretärs und den Verhandlungen des Reichstages den Eindruck gewonnen, daß Deutschland England gewissermaßen die Hand hinstrecke und zur Wiederherstellung Belgiens bereit sei.

Frankreich hat die Rede des Herrn von Kühlmann einmütig abgelehnt und sich immer wieder feierlich darauf festgelegt, daß sein unbedingtes Kriegsziel die Rückeroberung der Reichslande sei. Es ist bekannt, daß sich England verpflichtet hat, Frankreich gegenüber so lange für dieses Kriegsziel einzutreten, als Frankreich selbst daran festhält. Das ist also jetzt der Fall. Dementsprechend hat auch England abermals durch eine Rede von Asquith auf den Punkt Elsaß-Lothringen geantwortet und damit wiederum die Forderung auf vollen Verzicht auf Belgien verbunden. So sind wir bisher auf diesem Wege nicht weiter gekommen, Deutschland will, was ja ganz selbstverständlich ist, an Elsaß-Lothringen nicht rühren lassen und ist bereit, über Belgien zu verhandeln auf Bedingungen und mit Zielen, über die wir nichts wissen, über die in einer Kronratssitzung vom 11. September aber genaueres festgelegt worden sein soll. England beharrt auf bedingungslosem Verzicht auf Belgien, Frankreich desgleichen und letzteres fordert dazu die Rückgabe von Elsaß-Lothringen, für das sich England seinem Bundesgenossen gegenüber verbürgt hat. Schält man so die Grundfrage heraus, so liegt auf der Hand, daß sie nur weitergebracht werden kann, indem der Krieg militärisch gegen England, d. h. durch das U-Boot weitergeführt wird, um es zu einer Herabstimmung seiner Bedingungen und zum Druck auf seinen Bundesgenossen zu veranlassen. Politisch aber könnte die Lage nur verändert werden, wenn die russische Revolution schließlich doch dazu führte, daß Rußland aus dem Kreis der Entente ausscheidet und einen Frieden herbeizuführen sucht.

⌘ ⌘ ⌘

Gewiß sind die Verhältnisse in England und Frankreich auch nicht besonders sicher, aber das Wesentliche für die Entente ist politisch, ob Rußland zu einem vollkommenen Zusammenbruch kommt. In England hält Lloyd George die Stimmung vor allem noch damit hoch, daß die Hoffnung auf den amerikanischen Verbündeten immer und immer wieder ausgesprochen wird. Lloyd George mag heute gleichzeitig Ausguck halten, ob Amerikas Unterstützung wirklich das sein wird, was man daraus macht und was man von ihr erhofft, und ob Deutschland einem englischen Friedensangebot geneigt sein würde. Deshalb ist in England kein ernsthaftes Zeichen beginnenden Friedenswillens zu sehen.

In Frankreich steht das wohl anders. Dieses Land kommt aus der Krise seiner Regierungsgewalt nicht mehr heraus. Als der Reichskanzler am 28. Juli die Mitteilungen über die Eroberungspläne des Präsidenten der französischen Republik gemacht hatte, wurde der Kammer die Lage einmal ganz grell beleuchtet, daß Frankreich in seinen Lebensfragen von einem England blind ergebenen Präsidenten in ganz persönlichem Regiment geleitet wird. Die Gerüchte werden nicht stumm, daß Poincaré sich mit Rücktrittsgedanken trage. Politische und halbpolitische Skandale reißen nicht ab und haben am 7. September zum Sturz des Ministeriums Ribot geführt. Das neue Ministerium Painlevé enthält keine Sozialisten in unserem Sinne, vor allem der Minister Thomas gehört ihm nicht an. Ribot ist in dieses als Minister des Äußern eingetreten, und durch die Bildung eines Kriegskomitees im Kabinett nach dem englischen Vorbilde sprach der neue Ministerpräsident den Entschluß aus, den Krieg mit aller Energie weiter zu führen. Man versucht also, in Frankreich heute ohne die Sozialdemokraten zu regieren. Wie lange das gehen wird, wird sich zeigen; sehr hoch haben wir solche Wechsel nicht einzuschätzen. Denn von einem entschiedenen und bewußten Friedenswillen der französischen Republik, auf den es ankommt, von einer entschiedenen Abwendung von England, das in Frankreich eigentlich regiert, sehen wir viel zu geringe und schwache Anzeichen.

In Rußland hat der deutsche Vorstoß den Anfang wenigstens des Bürgerkrieges herbeigeführt. Er hat der russischen Regierung die Räumung Petersburgs oder wenigstens ihre Vorbereitung nahe gelegt und er hat die Agitation für den Frieden ungemein bestärkt. Mit dieser verband sich der Versuch einer Gegenrevolution, der freilich in seinen Zusammenhängen noch nicht recht klar ist.

Der General Kornilow, ein kühner Draufgänger, bekannt durch seine Flucht aus der österreichischen Gefangenschaft, hat am 8./9. September versucht, sich als Diktator an Stelle Kerenskis zu setzen. Er zog mit Truppen auf Petersburg und die Gegenrevolution schien in vollem Gange. Aber das Unternehmen war abenteuerlich und planlos. Kerenski blieb stark genug, schon am 13. erließ er einen Tagesbefehl, daß der sinnlose Versuch einer Revolte vollständig gescheitert sei. Kornilow wurde verhaftet, von einer ernstlichen Gefährdung Petersburgs war überhaupt nicht die Rede und nach dem Siegesmanifest Kerenskis jubelte das ganze Land ihm für seinen Sieg zu.

Zuerst sah dieser Versuch tatsächlich wie eine Gegenrevolution aus und die Blätter der Entente, besonders Frankreichs, haben ihre Sympathie für Kornilow ausgesprochen. Jetzt ist es aber, nachdem Wochen darüber verstrichen sind, gar nicht klar, wie eigentlich Kerenski dazu gestanden hat. Der Prozeß gegen Kornilow geht nicht voran und fast sieht es aus, als hätten die beiden, Kerenski und Kornilow, gemeinsam einen solchen Versuch machen wollen, sich aber gleich beim Beginn veruneinigt. Jedenfalls ist der Vorstoß Kornilows zu einer Gefahr für die Revolution in Rußland nicht geworden, und Kerenski konnte seine Politik der mittleren Linie weiter machen.

Er proklamierte am 15. September die russische Republik. Das sah zunächst ganz gewaltig aus, wie ein Staatsstreich oder ähnliches. Tatsächlich bedeutete die Maßnahme gar nichts und man sieht nicht recht, was Kerenski mit dieser großartigen Proklamation eigentlich wollte. Eindruck hat sie in Rußland nicht gemacht. Wichtiger war, daß er sich nun bemühte, ein neues Ministerium zu bilden. Die Frage ist in Rußland die, daß von Anbeginn der Revolution an zwei Strömungen neben- und miteinander gehen. Die einen sind die Sozialisten, die in sich auch in verschiedene Richtungen gespalten sind. Wie oft schon hervorgehoben, geht ihr Bestreben danach, möglichst bald den Frieden herbeizuführen und die Macht über den Staat ganz in ihre Hände zu nehmen. Die andere Strömung sind die Kadetten, die ursprünglich dachten, durch die Revolution an das Ruder zu kommen und den Krieg mit der Revolution für ihre imperialistischen Ziele noch energischer weiter führen zu können. Das halbe Jahr, das die Revolution jetzt hinter sich hat, hat von Etappe zu Etappe den Kampf der beiden Richtungen miteinander gezeigt, und jedesmal ergibt sich die Lehre, daß die sozialistische Richtung in ihrem Wunsch auf den Frieden einen kleinen Schritt voran kommt, daß sie aber nicht imstande ist, die Herrschaft im Staate zu übernehmen. In der ersten Krisis, die die Revolution durchgemacht hatte, gelang es ihr wohl, die hauptsächlichen bürgerlichen Minister herauszudrängen und Kerenski an die Spitze zu bringen. Aber seitdem zeigt sich jedesmal, daß die Sozialisten allein auch nicht imstande sind, das Heft in die Hand zu nehmen. Es schien so natürlich, wenn man an das Vorbild der französischen Revolution dachte,

daß auf die Girondisten die Jakobiner und der Berg folgen würden. Der Wunsch dazu ist in einer Richtung des Sozialismus, bei den sogen. Bolschewiki auch sehr entschieden vorhanden. Aber die Kraft reicht dazu nicht aus. Andererseits sind die Bürgerlichen, insonderheit die Kadetten, auch nicht stark genug. Sie können nicht entfernt daran denken, ihrerseits die Herrschaft wieder in die Hand zu nehmen, sie riskieren dabei, lediglich einer Militärdiktatur den Boden zu bereiten, der über sie hinweg Frieden schließen und vielleicht wieder ein kaiserliches Rußland aufrichten würde.

In dieser Lage hat man den Schlüssel für die wirrenreichen Vorgänge, über die die amtliche Petersburger Telegraphen-Agentur im ganzen reichlich berichtet. Diesmal ist es Anfang Oktober zum Abschluß dieser Etappe gekommen. Es war diesmal für Kerenski noch schwerer als bisher, seine Politik der mittleren Linie einzuhalten. Vier Wochen lang war Rußland in der Krisis ohne ein Ministerium, ohne eine wirkliche Heeresleitung, und in der Krise zeigte sich, daß das Streben der Masse, sich gegen die gegenrevolutionären Versuche zu schützen, sehr erstarkt war und daß dieser Rückschlag Kerenskis Stellung getroffen hat.

In einer demokratischen Konferenz, die vom 26. September bis 5. Oktober stattfand, versuchten die Sozialisten, die Regierungsgewalt in die Hand zu nehmen. Aber es ist ihnen nicht gelungen und das ganze Ergebnis der tagelangen Redeschlachten war, daß die Konferenz selber nicht wußte, ob sie sich für oder gegen eine Koalition mit den Kadetten aussprechen soll. Man kam diesmal wie gewöhnlich zu einem Kompromiß und stellte neben ein Koalitionsministerium ein sogen. Vorparlament. Damit wollte man die konstituierende Versammlung, die die russischen Staatsformen endgültig begründen soll, vorausnehmen und ein Organ der Kontrolle neben die neue Regierung setzen.

Für den Krieg ist das Wichtigste ja, wie diese Regierung zur Friedensfrage stehen wird. Die demokratische Konferenz hat wieder das Bekenntnis zu einem Frieden ohne Gebietserweiterungen und Entschädigungen wiederholt. Auch soll sich die neue Koalitionsregierung nun endlich darum bemühen, daß die Konferenz der Entente zustandekommt, in der die Verträge revidiert werden. Gelänge das, gelänge namentlich die Veröffentlichung der Verträge, die Rußland an die Entente binden, so würde ohne Zweifel ein gewaltiger Schritt zum Frieden getan sein. Denn in diesen Verträgen würde, wie das schon die Mitteilungen des Reichskanzlers über den Vertrag mit dem Zaren und Poincaré gezeigt haben, der Eroberungscharakter des gegen uns gerichteten Bündnisses zwischen England, Frankreich und Rußland vor aller Welt erwiesen werden. Diesmal sollen nun auch für eine solche Konferenz Vertreter der russischen Demokratie, d. h. der friedensfreundlichen Sozialisten abgeordnet werden. Aber nach den bisherigen Erfahrungen wird es auch damit nicht so schnell gehen. Die Strömung ist in Rußland noch stark, die die Friedenspolitik der Regierung noch aufhält. Zweideutig verhält sie sich in der Frage: Frieden oder Krieg? Und nun hat sie eine besondere Stärkung in der Besorgnis erfahren, die heute durch Rußland geht, der in der Ferne erscheinende Friede würde auf Kosten Rußlands geschlossen werden.

Hier mündet die Friedenserörterung Rußlands in die allgemeine Europas ein. Wir stehen, wie gesagt, in einer Friedensdebatte, die durch Ministerreden und dergl. weitergeführt wird und aus der die Staaten gegenseitig zu entnehmen glauben, wie der Gegner steht und was er wünscht. Da scheint es nun den Gegnern heute, als wenn Deutschland bereit sei, über Belgien mit sich reden zu lassen und sich dafür im Osten auf Kosten Rußlands zu entschädigen. Diese Aussicht fürchtet Rußland, und zwar in allen Teilen seiner Bevölkerung. Die deutschen Vorstöße im Osten haben diese Besorgnis natürlich noch weiter gesteigert und so die Friedensströmung unter den russischen Sozialisten sehr stark zurückgedrängt. Ununterbrochen sprechen die russischen Zeitungen von der Gefahr, daß schließlich, um den Frieden zustandezubringen, England seinen Verbündeten fallen lassen werde, und das macht es den Führern der russischen Revolution immer schwerer, einen entschlossenen Ruck zum Frieden hin zu tun.

Sieht man so die Weltlage Mitte Oktober an, so zeigt sie das Bild glänzender militärischer Lage für Deutschland. Nirgends wird dieses zurückgedrängt, und wo es selbst vorstoßen will, führt es seine Absichten stets glänzend durch. Leider entspricht dieser glänzenden militärischen Lage nicht die Gunst der politischen Lage. Die Lage für England ist heute so, daß von seinen Faustpfändern überhaupt nicht die Rede ist. In den Erörterungen um den Frieden wird weder von ihm noch von unserer Seite über Mesopotamien, Persien, Ägypten, die deutschen Kolonien usw. gesprochen. England beteiligt sich in der Erörterung nur in bezug auf Belgien und Elsaß-Lothringen, und die deutsche Politik erleichtert ihm diese Behandlung. England hat so die Freiheit der Entschließung, wann und wie es Frankreich zum Nachgeben gegen Zugeständnisse Deutschlands zum Nachgeben in Belgien veranlassen werde, und es hat ebenso die Freiheit der Entscheidung, entweder Deutschland für sein Entgegenkommen in Belgien die Hände frei zu geben gegen Rußland oder die russischen Faustpfänder Deutschlands allmählich ebenso herauszuhandeln, daß schließlich auch Rußland dauernd am Wagen Englands über den Krieg hinaus festgehalten wird.

Dazu tritt das zielbewußte Streben, die europäischen Neutralen zu gewinnen und ganz Südamerika an den angelsächsischen Wagen zu spannen. England drückt auf Schweden, Amerika auf Holland, beide auf Argentinien usw. — in Amerika sind heute nur noch Mexiko, Paraguay und Chile neutral. So vergrößert sich der Kreis der Entente immer mehr. Nicht als läge darin eine direkte militärische Gefahr. Aber die Liquidation des Krieges wird uns ungeheuer erschwert, und inzwischen setzen sich England und Amerika mit ihrem Handel überall fest und suchen so überall den Wiederaufbau des deutschen Handels so schwer wie irgend möglich zu machen.

Es hat gar keinen Zweck, die Ungunst dieser Lage für Deutschland zu verschleiern. Sie gefährdet die großen militärischen Erfolge, auf die wir hinweisen können, sie erschwert, wenn es einmal zu Friedensverhandlungen kommt, die Lage Deutschlands ganz außerordentlich. Schuld daran ist zu einem großen Teile die deutsche Politik selbst, dazu außerdem die Unklarheit und der Parteikampf im Innern Deutschlands. Die deutsche Politik selbst hat eine entschiedene Richtung nach außen nicht eingehalten, sie hat es immer für klug gehalten, ihre Absichten im In- und Auslande verschleiert und undeutlich auszudrücken. Das hat dazu geführt, daß heute auf der Welt niemand einer deutschen Regierungserklärung wirklich glaubt, weil man zu oft erlebt hat, daß ihr Sinn hinterher umgedeutet wurde, daß gesagt wurde, die Erklärung bedeute ja gar nicht das, sondern etwas anderes usw. Und das hängt wieder mit der Uneinigkeit und dem Parteikampf im Innern zusammen. Es besteht über die wesentlichen Fragen der Kriegspolitik, dessen was der Krieg bringen soll usw., eine so geringe Übereinstimmung, daß auch hier das Ausland nicht weiß, woran es ist. Und indem sich die inneren Forderungen unwillkürlich in den Vordergrund gedrängt haben, wird die Klarheit über das, worauf es ankommt, noch weiter erschwert. Nichts ist dringlicher nötig, als daß über die Fragen der großen Politik wie über die Gegensätze im Inneren Klarheit und Einigkeit herbeigeführt werde. Dabei fällt ohne Zweifel der größere Teil der Pflichten auf die Regierung. So wie die Zustände heute in Deutschland sind, muten sie der Heeresleitung und unseren Truppen Übermenschliches zu und bringen sie die ungeheuren militärischen Erfolge, auf die wir stolz sein können, um einen Teil der politischen Wirkung, die doch darin besteht, daß der Gegner zum Frieden willig gemacht werde.

⌘ ⌘ ⌘



Seit der letzten Oktoberwoche ist die italienische Front in den Vordergrund getreten, an der sich wieder eine Kriegshandlung allergrößten Stiles abgespielt hat. Ein Nebenkriegsschauplatz ist sie ja niemals gewesen; vor allem am Isonzo ist nicht weniger als elfmal unter ungeheuren Opfern der Italiener von diesen versucht worden, endlich zum wenigsten bis Triest zu kommen. Die zwölfte Isonzoschlacht, deren Beginn am 24. Oktober gemeldet wurde, hat für sie aber einen ganz anderen Verlauf genommen als die bisherigen. Bisher standen dort unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen in der Verteidigung gegen einen Feind, der seine gesamte Streitmacht an dieser Front konzentrieren konnte, während unser Bundesgenosse nur mit einem Teil dort tätig sein konnte. Die Entwicklung auf den anderen Kriegsschauplätzen hat es ermöglicht, daß nun, $2^1/_2$ Jahre nach dem Treubruch des früheren Bundesgenossen, Deutschland seinem österreichisch-ungarischen Verbündeten so starke Kräfte zur Verfügung stellen konnte, daß ihnen gemeinsam wieder ein großartiger Durchbruch gelang. In nicht mehr als fünf Tagen wurde die zweiundeinhalbjährige Mühe der Italiener zunichte gemacht, wurden zwei italienische Armeen vernichtet und der Einmarsch in die Ebene durchgesetzt.

Am 24. Oktober meldete der Bericht des Hauptquartiers, daß die Gefechtstätigkeit in Tirol, Kärnten und am Isonzo merklich aufgelebt sei, daß deutsche Artillerie in den Feuerkampf eingegriffen habe und daß an diesem Tage deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie bei Flitsch und Tolmein und im Norden der Hochfläche von Bainsizza die vordersten italienischen Stellungen genommen habe. Seitdem haben wir erfahren, daß eine deutsche Armee unter dem General Otto v. Below bei Tolmein den Durchbruch begann, während daneben bei Flitsch eine österreichisch-ungarische Gruppe kämpfte. Nördlich und südlich von Görz stand eine Armeegruppe Boroevic. An die Armee Below schloß sich die Armee Krauß, an diese die Armee Krobatin und an diese die vom Feldmarschall Conrad v. Hötzendorff kommandierte Front, die bis zum Gardasee und an die Schweizer Grenze reicht. Der Durchbruch traf die empfindlichste Stelle der italienischen Isonzo-Aufstellung und bedrohte rasch die italienische Armee mit einer Aufrollung von Norden und Süden. In mehr als dreißig Kilometer Breite wurde also in dem Becken von Flitsch und Tolmein die italienische Isonzofront zuerst durchbrochen, trotz der starken Stellungen des Feindes, die die Täler sperren. Unsere Truppen leisteten hier wieder Bewundernswertes in der Überwindung der natürlichen Hindernisse, der steilen Berghänge, des Schnees und des Regens. Bereits am 25. Oktober wurden über 10 000 Gefangene gemeldet, ein Beweis, wie die Italiener durch diesen deutschen Angriff überrascht worden waren. Er zog rasch seine Kreise weiter und weiter. Schon am 27. Oktober wurde mitgeteilt, daß die zweite italienische Armee geschlagen sei und die unter der persönlichen Oberleitung des Kaisers Carl vorbereitete Operation großen Erfolgen entgegenreife. Die Gefahr einer Aufrollung der gesamten italienischen Isonzofront wurde um so größer, als zu gleicher Zeit auch nördlich und südlich von Görz und im Karstgebiet der Druck der österreichisch-ungarischen Truppen stärker und stärker wurde. Als Cividale von unseren Truppen besetzt werden konnte, wurde die Gefährdung der italienischen Armee im Rücken so groß, daß Cadorna nichts anderes übrigblieb, als zurückzugehen. Dieser Rückzug mußte sich, wie die Gefangenenzahlen zeigen, mit größter Schnelligkeit vollziehen. Ein erster großer Erfolg war in der Besetzung von Cividale durch deutsche Truppen gegeben, während gleichzeitig Görz von österreichisch-ungarischen Truppen wieder besetzt wurde. Und nun ging es in demselben Tempo weiter; am 3. November wurden schon über 200 000 Gefangene und mehr als 1800 erbeutete Geschütze gezählt.

Wie alles wirklich Große ist auch diese deutsch-österreichische Offensive in ihrem Plane einfach. Mit dem Durchbruch kam die Isonzofront in ein rettungsloses Wanken, und damit erhielten die Armeen Krobatin und Hötzendorff, deren Front nach Süden gerichtet ist, von selber gleichfalls die Möglichkeit der Offensive. Damit wurde der Druck auf den italienischen linken Flügel verstärkt und so auch der italienische rechte Flügel zum weiteren Zurückgehen gezwungen, dem die Armeen Below und Boroevic, die schon in der Ebene fochten, immer stärker nachfolgten. So war die Lage Ende November die: die Front am Gardasee von der Grenze bis zum Tale des Astico hatte noch keine wesentliche Veränderung erfahren. Von da östlich etwa von Arsiero bis zur Brenta und dann bis zur oberen Piave kämpften die Armeen Hötzendorff und Krobatin nach Süden und hatten die Italiener schon bis gegen Bassano zurückgedrängt.

An der unteren Piave suchten die Italiener den Übergang über den Fluß den Armeen Below und Boroevic zu verhindern. Der Übergang war aber schon im Gang. Am Ende sind die Operationen noch nicht angekommen.

Der bekannte Schweizer Militärschriftsteller Stegemann hat den strategischen Zusammenbruch der Italiener als beispiellos bezeichnet, größer noch als den der Rumänen. Seit dem 29. Oktober hat Frankreich versucht, dem Verbündeten Hilfe zu bringen. Aber obwohl davon ganz offen geredet wurde, ist bisher von einem Eingreifen des französischen Heeres nichts zu spüren gewesen, und am Zusammenbruch des ganzen italienischen Feldzuges werden auch künftig die Truppen der Verbündeten für die Italiener nichts mehr ändern. Am 7. November ist Cadorna seines Amtes enthoben worden; er hat sich in den zweiundeinhalb Jahren niemals als hervorragender Feldherr bewiesen. Sein Nachfolger ist der General Diaz geworden. Das Ergebnis aus diesem ersten Teile der Offensive gegen Italien ist ungeheuer, schon militärisch, weil die Front der Zentralmächte ungemein verkürzt worden ist. Sie kann nun von ihnen mit sehr viel geringeren Kräften gehalten werden und die oberste Heeresleitung kann für die frei werdenden Truppen an andere Stellen der Front denken. Triest und der Weg nach dem inneren Österreich sind nun befreit, zwei italienische Armeen vernichtet und der wichtigste Teil der italienischen Kriegsindustrie bedroht. Der Verlust der Italiener an Kriegsmaterial ist so gewaltig, daß er unmittelbar die Kampffähigkeit der Entente im ganzen schädigt. Mit Recht hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung darauf hingewiesen, daß auch bei dieser Operation, wie bei allen großartigen Erfolgen des Feldzuges, Hindenburg und Ludendorff die geistigen Leiter sind. Wiederum haben sie bewiesen, daß die Freiheit des Handelns bei unserer Heeresleitung ist, daß ihre Maßnahmen dem Gegner das Gesetz der Handlung vorschreiben. Sie haben im Westen gegen ungeheure englisch-französische Angriffe die Front gehalten und doch zu gleicher Zeit so starke Kräfte freigehabt, daß diese Operationen glorreich durchgeführt werden konnten. Wieder haben wir Anlaß, aus vollem Herzen diesen Heerführern, mit denen das Schicksal uns im Weltkrieg begnadet hat, zu danken und den Truppen, die in fester Bundesgenossenschaft gegen alle Unbill der Witterung in so kurzer Zeit diese großartigen Erfolge erzielten.

⌘ ⌘ ⌘

Ihre Bedeutung ist um so größer, als zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Stellen die Engländer und Franzosen unsere Front zu durchbrechen suchten. Seit dem 31. Juli kämpfen die Engländer fast ununterbrochen in Flandern. Sie haben wohl herein in unsere Stellung gegenüber Ypern gewisse Vorstöße machen können, aber ein wesentlicher Erfolg ist ihnen noch immer nicht beschieden gewesen. Dasselbe konnte von den Versuchen der Franzosen gesagt werden, an der Aisnefront unsere Verteidigungslinie einzudrücken. Auch der Versuch bei Cambrai, der darauf

unternommen wurde, ist mit Recht als nicht mehr als ein Zwischenfall bezeichnet worden. In ungeheuren Kämpfen halten unsere Truppen nach wie vor die ganze lange Front unerschüttert fest.

Es hat nur anekdotischen Wert, wenn am 27. Oktober zum ersten Male ein Bericht des amerikanischen Expeditionskorps veröffentlicht wurde, und wenn amerikanische Zeitungen in hohen Tönen die drei gefallenen, fünf verwundeten und zwölf gefangenen Amerikaner als die ersten Opfer des ersten Zusammenstoßes zwischen Amerika und Deutschland feierten. Bis die amerikanische Hilfe, auf die die Entente seit langem fortwährend baut und hofft, irgendwie wirksam sein kann, wird das Frühjahr 1918 herankommen, und dann ist auch noch die Frage, wieviel die U-Boote über das Meer zum Kampf auf den französischen und belgischen Schlachtfeldern herüberkommen lassen. Denn unaufhaltsam geht neben diesen Kämpfen zu Lande die Aktion der U-Boote einher.

Im November sind 674 000 Tonnen versenkt worden, so daß seit dem 1. Februar im ganzen 7 649 000 Tonnen vernichtet worden sind. Dazu hat ferner Deutschland am 22. November das Operationsfeld der U-Boote noch erweitert. Es hat angekündigt, daß das Sperrgebiet um England größer gemacht wird und die Zufahrtsstraße nach Griechenland, die im Mittelmeer bisher frei gelassen wurde, gleichfalls geschlossen werde. Diese Maßnahme hat ihren Grund in der Absicht Englands, das darin von den Vereinigten Staaten unterstützt wird, den Neutralen ihren Schiffsraum abzupressen. Diesem Bestreben tritt Deutschland entgegen, indem es das Sperrgebiet noch wirksamer erweitert. Außerdem will es damit die Inselgruppe der Azoren, die, seit Amerika in den Krieg eingetreten ist, für den Krieg immer bedeutungsvoller geworden ist, auch absperren. Daß die Straße nach Griechenland nicht mehr frei gelassen werden konnte, war dadurch geboten, daß Venizelos ja sein Land auf die Seite der Entente geführt hat und die Freiheit der Zufahrtsstraße zum Transport von Truppen und Kriegsmaterial mißbraucht wurde. Auch diesmal hat Deutschland mit peinlichster Korrektheit die Rechte der Neutralen gewahrt, es hat diese Erweiterung des Sperrgebiets früh genug angekündigt und läßt den Neutralen volle Zeit, sich auf die neue Lage einzurichten.

⌘ ⌘ ⌘

Von den anderen europäischen Fronten ist nichts zu berichten. Dagegen hat die gute Jahreszeit den Engländern ermöglicht, auf dem Kriegsschauplatz, auf dem sie gegen die Türkei kämpft, die Operationen wieder aufzunehmen. Zunächst ist das an der mesopotamischen Front geschehen, wo in der ersten Oktoberwoche die Kämpfe von England wieder begonnen worden sind. Hier bleibt freilich endgültig jener große Zusammenhang, den der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch erträumte, gestört, der Gedanke, daß in gemeinsamer Zusammenarbeit zwischen England und Rußland es möglich sein sollte, Persien, Mesopotamien und die ganze östliche Hälfte der Türkei in einem großen Feldzuge völlig zu erobern. Schon vor der Revolution war die Tätigkeit der Russen schwächer und schwächer geworden. Seit die Revolution die russische Armee rettungslos zerrüttet hat, ist davon überhaupt keine Rede mehr. Die Kämpfe an der armenischen Front mit wechselnden lokalen Vorkommnissen haben keine große Bedeutung mehr. England muß daher allein kämpfen und hat das mit bemerkenswerter Tatkraft getan, indem es zunächst an der Euphratlinie bis nach Ramadie vorrückte. Damit hat es seinen Einflußraum von Bagdad nach Westen um 50 Kilometer vorgeschoben und strebt zu dem Knotenpunkt von Hit, wo die von Aleppo ausgehende, am Euphrat entlang führende Straße mit dem Karawanenweg zwischen Damaskus und Bagdad zusammentrifft. Auch am Tigris ist es in der bekannten Richtung auf Mossul ein Stück über Samarra hinausgekommen.

In den letzten Tagen des Oktober hat England dann mit noch größerer Energie die Operationen an der syrisch-arabischen Front begonnen. Seine Armee, die der General Allendy kommandiert, vermochte zuerst Beerseba zu besetzen und begann dann die Operationen gegen die türkische Stellung bei Ghaza. Dabei konnte sie die Kriegsschiffe von See her mit eingreifen lassen, deren Feuer von der Flanke den Angriff gegen die Stellung von Ghaza unterstützte. Damit war Ghaza nicht mehr zu halten, die Engländer rückten sofort nach und besetzten Askalon und am 17. November auch Jaffa, die Hafenstadt von Jerusalem, das von Jaffa ungefähr 55 Kilometer entfernt ist. Dadurch hat sich der englische Vormarsch sehr nahe an Jerusalem selbst herangearbeitet, da man auch in nördlicher Richtung über Hebron vorstoßen konnte und in den Besitz des Punktes kam, an dem die Bahnlinien Beerseba—Jaffa und Jaffa—Jerusalem zusammenstoßen. Mit dem Falle von Jerusalem muß daher in absehbarer Zeit leider gerechnet werden.

Ohne Zweifel streben die Engländer mit großer Tatkraft der Verwirklichung ihrer Ziele gegen die Türkei zu. Militärisch bedeuten diese Erfolge auf einem Nebenkriegsschauplatz ja nicht viel. Aber sie sind natürlich ein Verlust von Prestige und sie geben England, das Bagdad schon in der Hand hat, abermals Faustpfänder in die Hand. England ist fest entschlossen, diese Faustpfänder zu behalten. Es will sich in diesen Kämpfen Ägypten und den Suezkanal sichern, und schon sehr früh haben selbst gemäßigte englische Zeitungen verkündet, daß England deshalb Palästina behalten müsse. Es sei daran erinnert, daß England im Kampf gegen die Türkei das Kriegsziel verfolgt, Arabien und Mesopotamien unter seine Botmäßigkeit zu bringen und so eine Landverbindung zwischen Ägypten und Indien herzustellen. Diese Landverbindung soll gewissermaßen durch ein Glacis, durch Palästina gesichert, womöglich noch um Syrien erweitert werden, und da England das östliche Mittelmeer beherrscht und in Cypern einen Stützpunkt hat, so wäre die englische Politik hier zu ganz außerordentlichen Erfolgen gekommen. Sie würde die Türkei in einem Nerv ihres Lebens bedrohen, sie würde von der Türkei Mesopotamien, das durch die Bagdadbahn erschlossen werden soll, losreißen, sie würde weiter in Arabien die heiligen Stätten des Islam von der Türkei ablösen und England zur vorherrschenden Macht des Islam machen und sie würde mit einer solchen englischen Stellung in Palästina, da bekanntlich auch Frankreich in Syrien Ansprüche erhebt, und neben dem Streben, Armenien in einer weitgehenden inneren Freiheit gleichfalls von der Türkei zu lösen, deren kleinasiatischen Rest aufs schwerste bedrohen und ständig in der Zange halten.

Wir können sagen, daß, so wenig an sich militärisch dieses Vorgehen Englands in Mesopotamien an der Palästinafront bedeutet, doch damit der Kampf von zwei großen Richtungen der Weltpolitik in ein entscheidendes Stadium tritt. Deutschland strebt mit seiner Türkenpolitik, die Kaiser Wilhelm II. begonnen hat, und mit dem Bau der Bagdadbahn nach einer Linie seiner Ausdehnung von Norden nach Süden bis zum Persischen Golf. England aber strebt, wie erwähnt, von Westen nach Osten, von Kairo bis nach Kalkutta, so daß der Indische Ozean und sein Randverkehr zugestandenermaßen ein Gebiet ausschließlich englischen Einflusses würde. Deshalb kämpft es ja mit solcher Zähigkeit darum, unser Deutsch-Ostafrika sich im Kriege zu erobern, denn das gehört in diese Pläne auch herein. Und indem ein unvergleichlich tapferer Widerstand von unseren Kämpfern, unter Führung des tapferen Oberst von Lettow-Vorbeck in Ostafrika entgegengestellt wird, kämpfen diese deutschen Männer, die auch heute noch England verhindern, ganz Ostafrika in die Hand zu bekommen, an einer ungemein wichtigen Stelle der englischen Weltinteressen und Absichten. Schon vor dem Kriege konnte man nicht im Zweifel sein, daß diese beiden Richtungen der deutschen und der englischen Weltpolitik, die sich gewissermaßen am Ausgang der Bagdadbahn schneiden, miteinander nicht zu versöhnen sind.



Jetzt wird um diese Linie entscheidend gekämpft, und deshalb sollen wir auf diese Kämpfe mit aller Aufmerksamkeit und aller Überlegung blicken.

Mit eiserner Zähigkeit sucht England hier den Sieg zu gewinnen. Deshalb stellt es auch die sogenannte zionistische Bewegung in seine Politik ein, die Bewegung der Juden, die darauf ausgeht, Palästina zu einer Heimstätte der Juden, zu einem eigenen Judenstaat zu machen. Am 2. November hat Balfour, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen in England, an den Lord Rothschild in einem offenen Briefe geschrieben, daß Palästina eine solche jüdische Heimstätte werden solle. England sucht sofort die militärischen Erfolge politisch auszumünzen und die zionistischen Hoffnungen an seinen Wagen zu spannen. Das ist eine kluge Politik, denn diese Gedanken finden große Sympathie in Amerika bei der einflußreichen Judenschaft dort, die ungeheure Geldmittel für die Verwirklichung des Gedankens zur Verfügung stellt. Die Vorbereitungen, einen solchen Staat zu begründen, liegen schon länger zurück, wie ja überhaupt die Verhandlungen der Entente sich schon lange um Palästina und Syrien gedreht haben, ehe auch nur viel davon erobert war. Bisher hat die Türkei dieses Streben der Juden nach einer eigenen Heimstätte in Palästina abgelehnt. Ob tatsächlich die Durchführung des Gedankens möglich ist, können wir hier nicht untersuchen. Wir müssen in jedem Fall darauf gefaßt sein, daß England nach der Einnahme von Jerusalem einen solchen Judenstaat proklamiert. Aus allen Gesichtspunkten ist für uns eine solche Lösung unmöglich, aus religiösen wie politischen Gesichtspunkten, und es ist gar keine Frage, daß die deutsche Politik bei der Beendigung des Krieges darauf gerichtet sein wird, für die Türkei die verlorengegangenen Stücke ihres Gebietes wieder zurückzuerlangen. Denn wir wollen unbedingt, daß aus dem Kriege eine starke Türkei hervorgeht, die ohne Bagdad und Mesopotamien und Arabien und Palästina nicht denkbar ist, wir kämpfen im Bunde mit ihr für eines unserer wichtigsten Interessen der Zukunft und müssen daher die Probe, auf die der Krieg unsere Orientpolitik gestellt hat, mit allen Ehren und Erfolgen bestehen. Heute ist England in der Vorhand. Es hat schon im Juni 1916 die Unabhängigkeit Arabiens erklären lassen, es strebt ein Protektorat über Mesopotamien an, es wird die armenische Frage in seinem Sinne lösen wollen, es beherrscht den Persischen Golf und hat in Persien, dessen Schicksal mit Bagdads Fall auch besiegelt wurde, die Hände frei, da Rußland seine Interessen dort nicht mehr wahrnehmen kann wie vorher. So stellt England heute nachdrücklich die Frage nach dem Schicksal eines großen Teiles der asiatischen Türkei, mit der es die weitere verbindet, ob der Sultan oder das englische Weltreich den Haupteinfluß auf die islamische Welt haben soll.

Trotz alledem verändern diese englischen Erfolge die militärische Lage für uns nicht. Sie ist auf allen Punkten sonst im höchsten Grade günstig, und es gibt in der Flut von Nachrichten eine gute Vorstellung, daß Deutschland mit seinen Verbündeten in einer kurzen Woche wieder nicht weniger als 4000 Quadratkilometer Land dem Feinde entreißen konnte, daß nach dem glücklichen Verlauf der Kämpfe auf dem italienischen Kriegsschauplatz die Zahl der in Deutschland internierten Kriegsgefangenen 2 Millionen übersteigt, wobei nur die Kriegsgefangenen berücksichtigt sind, die in die Listen der Gefangenenlager in Deutschland eingetragen sind. In solchen nüchternen Zahlen drückt sich am kürzesten, wenn man einmal haltmachen will, aus, wie vortrefflich wir militärisch stehen.

⌘ ⌘ ⌘

Zu gleicher Zeit mit unserem Siege über Italien ist in Rußland eine neue Umwälzung eingetreten, die wohl zu einer entscheidenden Veränderung der ganzen politischen Weltlage führen wird. Am 5. Oktober war eine Einigung zwischen Kerenski und der demokratischen Konferenz gelungen, ein sogenanntes Koalitionsministerium wieder begründet. Aber die Macht dieses Mannes, in dem man den Sommer hindurch den Napoleon oder wenigstens den Gambetta Rußlands gesehen hatte, war bereits erschüttert und geschwächt. Er hatte sich nicht entschließen können, das einzige zu tun, was seine Machtstellung gesichert hätte, nämlich eine entschlossene Politik zum Frieden hin zu betreiben. Die Sehnsucht nach Frieden aber war ja eines der treibenden Momente in der russischen Revolution überhaupt gewesen. Und daß die Regierung, daß vor allem Kerenski in dieser Richtung das Land nicht dem Kriegsende näherbrachten, das haben die sogenannten Bolschewiki schon seit Monaten gründlich ausgenutzt. Besonders seit dem Fehlschlage der Offensive im Juli war ihre Macht immer höher gestiegen. In den Arbeiterräten hatten sie die Mehrheit erlangt und trotz der Einigung Anfang Oktober arbeiteten sie weiter für ihr Programm, daß die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte die Regierungsgewalt in die Hand nehmen müßten.

In einer neuen Umwälzung, die eine neue Periode der russischen Revolution einleitet, haben sich die Bolschewiki denn auch am 7. und 8. November der Gewalt bemächtigt. Der Vorstoß gelang überraschend schnell und zeigte, wie wenig fest die Grundlage war, auf der Kerenski zuletzt stand. Dieser selbst floh, er versuchte aus der Nähe von Petersburg mit Truppen, die ihm treu geblieben waren, die Macht wieder zu erkämpfen. Aus dem Inneren des Reiches schien sich eine Erhebung der Kosaken vorzubereiten, die gleichfalls gegen die neue Regierung gerichtet war. Längere Zeit blieb Europa ohne jede genauere Nachricht über das, was in Rußland wirklich vorging. Aber Ende November konnte kein Zweifel mehr sein, daß Kerenski das Spiel verloren hatte. Die Bolschewiki haben eine Regierung, ein Kabinett geschaffen, das sie den Rat der Volkskommissare nennen und mit dem sie nun Rußland regieren wollen. Es ist ein sehr kühnes Unterfangen, denn sie stellen ja nur einen Teil, eine Minderheit der industriellen Arbeiterschaft dar, während der andere Teil beiseite steht und während die sogenannten Sozialrevolutionäre ihre Gegner sind. Die Sozialrevolutionäre aber sind die Vertreter der Bauern, und was die Bauern wollen und tun, das wird über die Revolution in ihrem weiteren Schicksal entscheiden. Von gegenrevolutionären Versuchen haben die Bolschewiki nicht viel zu befürchten, denn außer den Kosaken, über deren Bewegung aber auch nichts Genaueres bekannt geworden ist, ist niemand vorhanden, der eine Gegenrevolution schon durchzuführen in der Lage sei. Das Land ist in einer Anarchie und Auflösung, die wohl schwerlich groß genug vorgestellt werden kann, und so scheint die Aussicht an sich nicht groß, als würden diese radikalen und extremen Arbeiterführer, namentlich Lenin und Trotzki, die Ordnung herstellen können.

Aber sie haben einen mächtigen Bundesgenossen, sie wollen unbedingt den Frieden bringen und sie haben, seit sie an der Macht sind, ganz entschlossen und rücksichtslos ihre Politik auf den Frieden hin eingerichtet. Unter dem 9. November haben sie ein Angebot zum Waffenstillstand ergehen lassen und schlugen den bekannten sogenannten demokratischen Frieden vor. Seit dem 23. November hat Trotzki, der als Minister des Äußeren in dieser Bolschewikiregierung auftritt, begonnen die Geheimabmachungen Rußlands mit seinen bisherigen Verbündeten zu veröffentlichen, und am 28. November ist von Zarskoje Selo aus ein Funkspruch an die Völker der kriegführenden Länder ergangen, der alle Völker und Regierungen zu Verhandlungen über sofortigen Waffenstillstand und allgemeinen Frieden auffordert. Am 29. November hat die Petersburger Telegraphen-Agentur eine Note Trotzkis an die Vertreter der neutralen Länder, nämlich Norwegen, Schweden und Dänemark, Holland, Spanien und die Schweiz veröffentlicht, in der der Rat der Volkskommissare, also die heutige Regierung Rußlands, mitteilt, daß die militärischen Befehlshaber beauftragt seien, vorläufige Verhandlungen mit den Befehlshabern der feindlichen Armeen einzuleiten, um zu einem sofortigen Waffen-

stillstand an allen Fronten zu gelangen. Trotzki bittet die betreffenden Vertreter, nun alles mögliche zu tun, damit dieser Waffenstillstandsvorschlag und die Aufforderung zu Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens den Regierungen der feindlichen Länder amtlich unterbreitet werde.

Der erste entscheidende Schritt zum Frieden ist damit getan. Denn daran ist kein Zweifel: wenn auch die neue Regierung Rußlands noch nicht gefestigt ist, so wird nach ihr keine andere kommen können, die nicht ebenso bewußt und entschieden den Frieden anstrebt, sonst wird sie von den Massen hinweggefegt, wie die bisherigen Regierungen seit Ausbruch der Revolution, die glaubten, mit Zögern und Hinhalten Rußland dienen zu können. Damit erledigt sich auch die Frage, die so oft während dieser Wochen in Deutschland aufgeworfen wurde, mit wem man denn eigentlich in Rußland verhandeln solle, was eigentlich Rußland sei. Wir glauben nicht daran, daß Rußland, wie es uns jetzt vielfach gesagt worden ist, in Stücke zerfallen wird und einem dauernden Zerfall entgegengeht. Dagegen sprechen so viele Gründe, die in den natürlichen Verhältnissen des Landes liegen und die sich aus seiner Geschichte ergeben, daß wir besser tun, unser Urteil mit solchen Phantasien nicht zu belasten. Aber schwere innere Kämpfe wird Rußland natürlich noch durchmachen müssen, ehe es zu einer inneren Ordnung kommt, die von Dauer ist. Dazu braucht es den Frieden, und den strebt es an. Und mit dem Rußland, das zum Frieden strebt und ihn ehrlich durchführen will, können wir in Verhandlungen eintreten. Deutschland und Österreich-Ungarn haben das ja auch sofort getan.

⌘ ⌘ ⌘

Ein neuer Reichskanzler war vor diese große Aufgabe gestellt, deren Lösung möglicherweise das Ende des Krieges herbeiführt. Während Deutschland überall glänzende militärische Erfolge erfocht, hat es wieder eine schwere innere Krisis durchmachen müssen. Dr. Michaelis hat sich als Kanzler des Reiches nicht halten können, er hat dieses Amt nur 105 Tage wahrgenommen, und Deutschland mußte wieder eine schwere, tiefe, alles aufrüttelnde innere Krisis überwinden. Ein politischer Wirrwarr entstand zeitweise, der auf das Ausland so ungünstig wie möglich wirken mußte. Am 1. November fiel die Entscheidung, durch die an Stelle des Dr. Michaelis der bisherige bayrische Ministerpräsident Graf Hertling trat. Er trat dieses Amt anders an als seine Vorgänger und es ist keine Übertreibung zu sagen, daß Deutschland in derselben Zeit, in der Rußland eine neue gewaltige Umwälzung erlebte, eine friedliche Revolution durchgemacht hat. Denn die Ernennung des Grafen Hertling erfolgte, nachdem er sich der Unterstützung der Mehrheit des Reichstages versichert hatte, und neben ihm zogen als Vertreter großer Parteien der nationalliberale Abg. Dr. Friedberg als Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums und der bisherige fortschrittliche Reichstagsabgeordnete v. Payer als Vizekanzler in die politische Leitung ein, während die Sozialdemokraten einen Sitz in diesem Ministerium nicht annehmen wollten. Diese Vorgänge sind der Anfang einer parlamentarischen Regierung auch in Deutschland, die ja nicht in allem die Vorbilder Frankreichs und Englands nachzuahmen braucht, die aber jedenfalls auch in Deutschland von dem Grundsatze ausgeht, daß die Regierung das Vertrauen der Mehrheit des Parlaments haben muß. Es sind Schritte getan, die die Grundlagen unseres bisherigen Verfassungslebens sehr stark berühren und die Selbständigkeit der Krone ohne Zweifel einschränken.

Graf Hertling hat sein Amt auch in bezug auf die äußere Politik nach den Grundsätzen übernommen, die die Mehrheit des Reichstages ausgesprochen hat. Sie sind in der deutschen Antwortnote an den Papst und in der darin ausdrücklich erwähnten Friedensresolution des Reichstages vom 19. Juli niedergelegt. Graf Hertling hat zudem diese Grundsätze auch in einer eigenen Rede vom 23. Oktober ausgesprochen. Nun ist der Streit um diese Grundsätze in Deutschland allmählich so lebhaft geführt worden, daß, wie das häufig geht, die Schlagworte, die dann hin- und herfliegen, einen wirklich faßbaren Sinn verloren haben. Jedenfalls strebt Graf Hertling einen Frieden der Verständigung an, ohne daß wir genau wissen, welche bestimmte Richtlinien er in seiner auswärtigen Politik verfolgen will.

Der neue Reichskanzler hatte gleich in seiner ersten Rede Gelegenheit zu einer außerordentlich wichtigen Stellungnahme. Am 29. November trat er in seiner neuen Eigenschaft zum erstenmal als Reichskanzler auf und konnte in dieser Rede mitteilen, daß jener russische Funkspruch eingegangen sei, der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen anbot. Er gab darauf die klare und unzweideutige Erklärung ab, daß die deutsche Reichsregierung die Grundlage dieses Angebots für diskutabel halte und daß sie wünsche, die Frage Kurlands, Litauens und Polens nach dem vollen Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten entschieden zu sehen. Die gleiche Erklärung zur Bereitschaft gab die österreichisch-ungarische Regierung ab, für die Graf Czernin der russischen Regierung direkt die Antwort übermittelte. Damit wurde eine feste Stellung genommen. Die beiden verbündeten Mächte, zusammen mit ihren weiteren Verbündeten, Bulgarien und der Türkei, sind bereit, mit der jetzigen russischen Regierung über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln, und zwar in einem Sinne, der einer dauernden Verständigung mit Rußland dient. So gut wie von allen Rednern des Reichstages wurde betont, daß Deutschland mit dem russischen Volke in guten nachbarlichen Beziehungen zu leben wünscht, die ihm vor allem eine Wiederaufnahme des beiden Teilen so nützlichen wirtschaftlichen Verkehrs sicherstellen.

In dieser Stellungnahme kann eine weltgeschichtliche Entscheidung ersten Ranges ruhen, nicht nur daß sie möglicherweise zum Frieden führt, der auf diese Weise vom Osten kommen würde, sondern auch weil dann ein erster Schritt getan sein könnte, der das kontinentale Europa gegen England eint und damit würde der Friede auf eine dauernde Grundlage gestellt sein. Gelänge es, die englische Politik unmöglich zu machen, mit der England immer Unfrieden und Gegensätze in Europa angestiftet hat und mit der es immer für seine besonderen Interessen im Trüben fischte, so würde der Frieden nach menschlichem Ermessen lange gesichert sein, würde England gezwungen sein, die Gleichberechtigung der anderen Staaten anzuerkennen.

Bisher scheint es, als wollten die bisherigen Verbündeten die russische Regierung nicht anerkennen. Über diese Folge sind sich Trotzki und Lenin von vornherein klar gewesen, sie wußten, daß die Veröffentlichung der Geheimverträge zwischen Rußland und seinen bisherigen Verbündeten den Bund sprengen muß, der den Krieg herbeigeführt hat. Und sie haben zielbewußt diese Verträge veröffentlicht, einen nach dem andern, die die ganze Räuberpolitik der Entente gegen uns bloßstellt. In Paris tritt die Konferenz der Entente zusammen, unter deren Vertretern auch die der Vereinigten Staaten und Japans sein werden, um Stellung zu dieser Wendung in Rußland zu nehmen, und danach wird sich entscheiden, ob diese Entwicklung im Osten zum allgemeinen Frieden führt oder zunächst nur zu einem besonderen Abschluß im Osten. Zwar wollen auch Lenin und Trotzki keinen Sonderfrieden mit den Zentralmächten. Sie streben einen allgemeinen Frieden und einen allgemeinen Waffenstillstand an. Aber stößt er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, so führt der elementare Friedensdrang der russischen Massen eben zu einem Sonderabschluß mit unserem Bunde, zu dem dieser ja bereit ist. Wir können am Anfang Dezember des vierten Kriegswinters sagen, mit heißem Dank an unsere Truppen und ihre Heerführer, daß die militärische Arbeit im Osten getan ist, und daß nun die politische Leitung das ihre tun muß, um diplomatisch-politisch für Deutschland dort dasselbe zu gewinnen, was Hindenburg und Ludendorff militärisch so glorreich gewonnen haben.

⌘ ⌘ ⌘



Seit Anfang Dezember sind wesentliche Veränderungen auf den Kriegsschauplätzen nicht eingetreten. Am 15. Dezember meldete das Hauptquartier, daß die Engländer seit über vier Wochen ihre Angriffe in Flandern eingestellt hätten und daß somit die gewaltige, auf den Besitz der flandrischen Küste und die Vernichtung unserer U-Bootsbasis hinzielende Offensive als abgeschlossen gelten könne. Fast das ganze englische Heer hatte, durch Franzosen verstärkt, über ein Vierteljahr lang mit der deutschen Flandernarmee um die Entscheidung gerungen, die zuungunsten Englands fiel. Dieser Ausgang wurde für England noch durch die schwere Niederlage verschärft, die seine Truppen bei Cambrai erlitten. Seitdem haben wir von umfassenderen Kämpfen auf dem westlichen Kriegsschauplatz nichts gehört; alles ist gespannt und rüstet sich auf den gewaltigen Zusammenstoß, den voraussichtlich die ersten Monate des Jahres 1918 dort bringen werden. Auf unserer wie auf der feindlichen Seite erwartet man allgemein, daß ein großer deutscher Angriff erfolgen werde, mit dem unsere Heeresleitung die durch die Verhandlungen im Osten frei gewordenen Truppen auf den Westen konzentrieren kann.

Sonst ist militärisch nur von zwei Entscheidungen auf Kriegsschauplätzen außerhalb Europas zu sprechen. Am 9. Dezember gelang es Teilen der an der syrisch-arabischen Front operierenden Armee Allenby, Jerusalem zu besetzen. Wie schon erwähnt, waren Gaza und Bersaba Ende Oktober und Anfang November in englische Hände gefallen. Danach sicherte sich der englische Befehlshaber die Straße an der Küste, die von Gaza über Askalon nach Jaffa führt. Das letztere wurde am 17. November besetzt und damit hatte England den Endpunkt der Bahnlinie Jaffa-Jerusalem und einen der besten Häfen an der syrischen Küste gewonnen. Parallel damit gingen zwei weitere Kolonnen auf Jerusalem vor, die eine auf der Hochebene von Judäa, gerichtet auf die Bahnlinie nach Ludd und weiter auf Damaskus, und die andere über Hebron und Bethlehem direkt auf Jerusalem. Die Schwierigkeiten, die die Engländer zu überwinden hatten, waren hier sehr groß und die Türken setzten ihnen entschiedenen Widerstand entgegen. Jerusalem fiel, indem die mittlere Kolonne nach Osten umbog und nördlich Jerusalems die Straße von Jerusalem nach Nablus erreichte und indem die direkt über Bethlehem und Jerusalem rückende Truppe noch auf ihrem rechten Flügel eine weitere Umgehungskolonne vorrücken ließ, die auf Jericho nach Norden marschierte und dann links abbiegend sich mit jener mittleren Operationstruppe vereinigte. So wurde Jerusalem vollständig eingekreist und war es möglich, daß die von Hebron heranmarschierende englische Truppe die Stadt ohne Kampf besetzen konnte. Die Bedeutung dieses Erfolges und das, was die Engländer daraus machen wollen, wurde schon geschildert.

Ferner ist es Anfang Dezember englischen, belgischen und indischen Truppen gelungen, unsere tapferen Verteidiger aus Deutsch-Ostafrika herauszutreiben und damit ist der letzte Rest des deutschen Kolonialbesitzes überhaupt in die Hand unserer Feinde gekommen. Freilich haben die Engländer hier nicht wie in Kamerun und Deutsch-Westafrika die völlige Besiegung des Verteidigers erreicht, sondern der heldenmütige General v. Lettow-Vorbeck ist mit seiner zahlenmäßig sehr schwachen europäischen Streitmacht und seinen rührend treuen Askaris nach Portugiesisch-Ostafrika durchgebrochen, wo er noch tapfer weiter kämpft. In glänzendster Weise hat er die Waffenehre bis auf das letzte aufrechterhalten.

Es hat sehr lange gedauert, ehe die Engländer zu diesen Erfolgen in Ostafrika gekommen sind. Schon im November 1914 haben sie die Eroberung versucht, bei Tanga, im Norden der Kolonie – ein Versuch, der elend scheiterte. Darauf fanden 1915 Kämpfe in größerem Umfang nicht mehr statt. England rüstete sich auf alle Weise für die Eroberung dieses Gebiets aus, das fast eine Million Quadratkilometer groß ist und einer militärischen Unternehmung großen Stils ungeheure natürliche Schwierigkeiten entgegenstellt. Erst im Februar 1916 waren alle Vorbereitungen wie Straßenbau, Truppen-, Munitions- und Proviantransport und dergleichen beendet. Der Burengeneral Smuts begann die Aktion, die auch hier auf den Versuch der Einkreisung hinauskam. Diese Versuche haben wir schrittweise verfolgen können. Sie erreichten schließlich die Einkreisung nicht, sondern nur eine Herausdrängung des deutschen Verteidigers, was beweist, wie meisterhaft der deutsche Offizier sich strategisch zur Wehr zu setzen vermochte. Die einzelnen Stufen dieses von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilten Widerstandes waren die Kämpfe im Kilimandscharo-Gebiet, dann der Verlust von Mrogoro und Tabora, sowie der Bahnlinie, die die Küste mit dem Tanganjikasee verbindet, sodann bei Iringa und im Mahenge-Hochland. Erst als schließlich indische Truppen im Süden der Kolonie, bei Kilva, gelandet worden waren, drohte von allen drei Seiten wirklich die Umzingelung, so daß der General v. Lettow-Vorbeck die Kolonie räumte und über den Rovumafluß nach Portugiesisch-Mozambique übertrat. Die Dankbarkeit der Heimat ist diesem hervorragenden Soldaten und seiner Truppe sicher, die so, auf das Äußerste der Übermacht und den Schwierigkeiten der Natur trotzbietend, die wertvolle Kolonie verteidigte. Auch ihre Taten müssen uns ein Ansporn dafür sein, daß unter allen Umständen aus dem Kriege ein großer deutscher Kolonialbesitz gewonnen wird. Die Zähigkeit, mit der die Engländer sich bemüht haben, unsere Kolonien zu erobern und die große Rolle, die sie in den Kriegszielen unserer Gegner spielen, lehren uns den Wert solcher überseeischen Besitzungen ganz besonders nachdrücklich erkennen.

⌘ ⌘ ⌘

Blicken wir im ganzen auf die militärischen Operationen des Jahres 1917 zurück, so können wir nur immer wieder den Dank an Heerführer und Truppen wiederholen, die uns eine außerordentlich günstige Lage verschafft haben. Im Westen sind die Angriffe der Engländer und Franzosen abgeschlagen worden. Wir erinnern uns, mit welchem meisterhaften Geschick Hindenburg es verstand, den Stoß abzufangen, indem das Gebiet, auf das er zunächst gerichtet wurde, vorher in aller Stille zwischen Arras und Cambrai geräumt wurde. Damit war der ganze Stoß der Entente gescheitert und durchkreuzt und die hier vorbereiteten Riesenangriffe an der Somme unmöglich gemacht. Sie beschränkten sich auf einen Angriff bei Arras. Aber auch dort gelang ihnen der Durchbruch nicht, ebensowenig wie den Franzosen an der Aisne und in der Champagne. Wer eine Skizze der Westfront zur Hand nimmt, auf die die Front von Anfang 1917 und 1918 eingezeichnet ist, sieht, daß Engländer und Franzosen wohl bei Ypern, Arras, an der Aisne und bei Verdun Gelände gewonnen haben, aber daß dieser Gewinn vollständig gegenüber dem großen Gebiet verschwindet, das fest in unserer Hand geblieben ist. Auch die leiseste, strategisch bedeutsame Veränderung an der Westfront haben unsere Truppen zu verhindern gewußt.

Im Osten hat die Revolution versucht, in einer Offensive unter dem General Brussilow unsere Front zu durchstoßen. Sie erntete dafür nur den Gegenstoß und die Russen wurden aus den letzten Gebieten vertrieben, die sie von Österreich noch besetzt hatten. Bald darauf eroberten unsere Streitkräfte Riga und Jakobstadt und im Zusammenwirken mit der Kriegsflotte die Inseln Oesel, Dagö und Moon.

Am gewaltigsten aber waren die Erfolge gegen Italien, das in elf Schlachten am Isonzo sich vergeblich gemüht hatte, Triest zu erobern und so einen wirklich gefährlichen Stoß in das Innere Österreich-Ungarns zu richten. Im Oktober war Deutschland stark genug, seinem Verbündeten Truppen zur Verfügung stellen zu können, und die Bundesgenossen warfen nun die italienische Front weit zurück. Am Ende des Jahres war sie nicht mehr als ein Drittel der Front im Anfang 1917; die gewaltigen Gefangenenzahlen sind noch in unser aller Gedächtnis.

Der Waffenstillstand, der mit Rußland abgeschlossen werden konnte, hat sodann die Front, die für das Jahr 1918 militärisch noch in Frage kommt, ungeheuer verkürzt. Ganz schematisch die Kilometer berechnet, befanden sich Anfang 1918 von der bisherigen Frontlänge 2800 Kilometer im Zustand des Waffenstillstandes und nur 1900 im Kriegszustand. Selbst auf den Kriegsschauplätzen in Europa ist die Front auf der Waffenstillstandsseite länger als die des Kriegszustandes. Und nun war zu Anfang des Jahres 1918 alles darauf gespannt, was die deutsche Heeresleitung mit den frei werdenden Truppen und dem Kriegsmaterial beginnen würde. Weil die strategischen Reserven zur Fortführung der Offensive auf Frankreichs Boden fehlten, war ja nach dem Abbruch der Schlacht an der Marne die Front zu den bekannten Stellungskämpfen erstarrt, in denen die Truppen der Westfront nun bald vier Winter lang den Angriffen Frankreichs und Englands widerstanden haben. Jetzt beseelt sie alle der Gedanke, ob es nicht auch dort einmal wieder vorangehen will, da die Unterstützung durch die Truppen der Ostfront und auch durch österreichisch-ungarische Truppen hinzukommen soll. Die Truppe, wie das Volk daheim sind in dem unbegrenzten Vertrauen zu ihrer Heeresleitung sicher, daß sie weiß, wo mit der größten Aussicht auf Erfolg angesetzt werden kann, und daß sie des Erfolges gewiß ist.

Zuletzt, aber nicht zuletzt an Bedeutung, der Krieg der U-Boote. Das Endergebnis des ersten Jahres, d. h. der ersten elf Monate, hat die Erwartungen, die wir auf den U-Bootskrieg setzten, übertroffen. Durchschnittlich ist ein Ergebnis von 850 000 Tonnen erreicht worden, während, wie erinnerlich, die Berechnung nur auf 600 000 Tonnen monatlich ging. Die Jahresbeute 1917 beträgt 9,3 Millionen Brutto-Registertonnen; das ist ein Viertel der Tonnage der Welt oder fast das Doppelte der Tonnage, die die deutsche Handelsflotte zu Beginn des Krieges hatte. Das Taschenbuch der deutschen Kriegsflotte für 1917/18 stellte die Berechnung auf, daß seit Kriegsbeginn die feindliche und neutrale Handelsflotte durch kriegerische Maßnahmen, vor allem durch die U-Boote 13,2 Millionen in Tonnen verloren haben.

Wir wissen alle, worin das Wesen dieses Unterseeboothandelskrieges, der in diesem Kriege als vollständige Neuerscheinung aufgetreten ist, ruht. Er vermindert mit einer tödlichen Sicherheit, gegen die noch kein Mittel gefunden worden ist, den Schiffsraum unserer Feinde. Auf dem Schiffsraum ruht die Versorgung Englands mit Nahrungsmitteln, ruht die Versorgung der Entente in Europa mit dem amerikanischen Kriegsmaterial und die Ergänzung ihrer Streitkräfte durch amerikanische Truppen. Man muß es den Engländern lassen, daß sie versucht haben, auf alle Weise dieser tödlichen Gefahr entgegenzuarbeiten, durch allerlei Kunstgriffe auf und unter der See, vor allem aber mit dem zähen Bestreben, die durch das U-Boot gerissenen Lücken im Schiffsraum wieder zu stopfen. Das kann durch Neubauten und durch die Heranziehung anderen noch vorhandenen Schiffsraums geschehen. Die Grenze für die Neubauten ist nicht ins unbestimmte hinauszuschieben und der fremde Schiffsraum, auf deutsch, der Schiffsraum der Neutralen, der ihnen auf alle Weise abgepreßt werden soll, ist gleichfalls zu übersehen. Nach bekannter Weise hat die amerikanische Presse ungeheure Zahlen für Schiffsneubauten genannt, mit denen Amerika seinen Verbündeten zu Hilfe kommen will. Diese Zahlen besagen sehr wenig Entscheidendes. Ein hoher deutscher Seeoffizier, Kapitän Brüninghaus, hat im Dezember vor dem Kriegsausschuß der deutschen Industrie eine Darstellung über die Ergebnisse und den Stand des U-Bootskrieges gegeben, der weiteste Verbreitung gewünscht werden muß. Da wurde in ganz nüchternen Zahlen das Entscheidende unwiderlegbar festgestellt, wurden vor allem die Schiffsbauprogramme der Vereinigten Staaten auf das mögliche Maß zurückgeführt. Günstigenfalls kann der Entente nur ein Drittel von dem Schiffsraum seitens Amerikas zukommen, dessen die Entente nach ihrer eigenen Ansicht zur Weiterführung des Krieges bedarf. Der Zeitpunkt, zu dem unsere Gegner wegen Mangel an Tonnage nicht mehr imstande sind, gleichzeitig Krieg zu führen und zu leben, muß in absehbarer Zeit eintreten. Denn hat der Schiffsraum eine gewisse Grenze erreicht — so führte der Kapitän aus —, kann nach menschlichem Ermessen keine Macht der Erde die Entente vor dem Zusammenbruch retten. Das Äußerste, was von den europäischen Neutralen für Überseefahrten herausgepreßt werden kann, wird auf $^3/_4$ Million Tonnen beziffert. Nach dieser Auspressung der Neutralen kann die Entente nicht mehr fertigen Schiffsraum in nennenswerten Mengen aus der Welttonnage in ihren Dienst stellen. Mit dem eigenen Schiffsraum kann England dem auch nicht nachkommen; von Amerika wurde das Nötige schon gesagt. Und Amerika hat nur die Wahl, entweder Soldaten oder Lebensmittel zu senden; beides zusammen kann es nicht schicken. So können wir mit Sicherheit zu Beginn des Jahres 1918 sagen, daß der U-Bootskrieg sein Ziel, England zum Frieden bereit zu machen, in absehbarer Zeit erreichen wird. Es hängt von Englands Entscheidung ab, ob es den Zeitpunkt dazu findet, einzulenken, wenn weiterer Widerstand nicht mehr nützt, oder ob es den Zeitpunkt herankommen läßt, da kein Widerstand mehr möglich ist.

⌘ ⌘ ⌘

Eine gewaltige Erleichterung hat die russische Revolution unserer Ostfront gebracht. Ihre Führer haben sich gegen einen Frieden mit Deutschland, obwohl sie ihrem Volk den Frieden bringen sollten und wollten, gewehrt und sind einer nach dem anderen darüber gestürzt, bis die Bolschewiki, die am 7./8. November die Gewalt in die Hände bekamen, Ernst damit machten. Am 2. Dezember nachmittags überschritten die Bevollmächtigten der russischen Regierung unsere Ostfront, an einer Stelle, die bei der ersten Berührung der Parlamentäre am 26./27. November verabredet worden war. Am 5. Dezember schlossen die bevollmächtigten Vertreter aller beteiligten Heeresleitungen mit den Russen eine Waffenruhe zunächst von zehn Tagen an allen Fronten ab, die dazu benutzt werden sollte, die Verhandlungen über den Waffenstillstand selbst zu Ende zu führen. Am 9. Dezember wurde diese Waffenruhe auch auf die ganze rumänische Front ausgedehnt. Die russischen Deputierten wollten sogleich die Frage des allgemeinen Friedens mit den Waffenstillstandsverhandlungen zusammenbringen. Da die Vollmachten dazu auf beiden Seiten nicht ausreichten, wurden die Verhandlungen unterbrochen. Den Zeitraum der Waffenruhe, die bis zum 17. Dezember dauern sollte, erklärte die russische Regierung für ausreichend, um ihren Verbündeten Gelegenheit zu bestimmter Stellungnahme zu geben. Sie erhielt auf diesen Vorschlag, an den Verhandlungen teilzunehmen, keine Antwort von ihren Verbündeten und nahm am 13. die Waffenstillstandsverhandlungen wieder auf, mit dem festen Entschluß, sie zu Ende zu bringen. Schon in den ersten Besprechungen hatte sich herausgestellt, daß in allen Fragen außer der der Inseln im Rigaischen Meerbusen eine Einigung leicht zu erzielen war. Diese kam am 18. Dezember zustande, an diesem Tage wurde im Hauptquartier des deutschen Oberbefehlshabers, in der am 26. August 1915 eroberten Festung Brest-Litowsk zwischen den Vertretern der Heeresleitungen unseres Bundes und Rußlands der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet.

Der Stillstand der Waffen sollte bis zum 14. Januar 1918 gelten und dauert automatisch weiter, wenn er nicht mit siebentägiger Frist gekündigt wird. Im 9. Artikel wurde gleich festgesetzt, daß unmittelbar im Anschluß an die Unterzeichnung des Waffenstillstandes die Friedensverhandlungen beginnen sollten. Viel schneller als die Entente gedacht hatte, wurde so eine vorläufige Einigung zwischen Deutschland und Rußland erzielt, die ein weltgeschichtliches Ereignis ist.



Bereits aus dem Waffenstillstandsvertrag sprach weit stärker als in solchen Dokumenten sonst üblich ist, der entschiedene Wille zum Frieden. Sofort nach der Unterzeichnung wurden die Besprechungen in Gang gebracht und die Unterhändler formell bestellt. Nach der Reichsverfassung hat der deutsche Kaiser allein das Recht, Frieden zu schließen. Er erteilte dem Reichskanzler das Mandat zu Verhandlungen, und dieser bestellte den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herrn von Kühlmann, zum Unterhändler. Deutschlands Sache wird so durch eine diplomatische Persönlichkeit vertreten, die naturgemäß von einem Stab von Sachverständigen umgeben ist, aber allein die Verantwortung trägt. In gleicher Weise haben unsere Verbündeten gehandelt, so daß sich in dem kleinen Städtchen Brest-Litowsk, das noch alle Spuren des Krieges trägt, die Minister des Auswärtigen unseres Bundes oder entsprechend hochstehende Vertreter zusammenfanden.

Gerade um die Weihnachtstage, die so mit einem ersten Schein des Friedens beleuchtet wurden, fanden die ersten Verhandlungen über den Frieden statt. Das Äußere sieht ja anders aus, als wir es sonst gewöhnt sind. Auf unserer Seite ist alles so wie früher: bevollmächtigte Minister, Militärs usw. Aber von der russischen Seite wurden ganz andere Persönlichkeiten entsendet, Revolutionäre, die jahrzehntelang im Kampf gegen die eigene Regierung gestanden hatten, die fortwährend ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten und die nun einen Frieden schließen wollten nicht zwischen Rußland und Deutschland, sondern einen allgemeinen Frieden, und nicht einen Frieden, bei dem über Grenzen, Entschädigungen usw. verhandelt wird, sondern in dem das Evangelium des internationalen Proletariats bis ins äußerste verwirklicht werden soll. Sie kamen mit der Forderung, daß alle Verhandlungen öffentlich geführt werden müssen; Geheimnisse, Geheimverträge soll es überhaupt nicht mehr geben. Und diese Männer kamen mit dem klaren, aber ganz doktrinären Programm, das der Arbeiter- und Soldatenrat schon am 28. März 1917 aufgestellt hatte, nach dem der Frieden zu schließen sei ohne Annexionen und Kontributionen über die ganze Welt. So bot schon die Eröffnung ein seltsames Bild: auf der einen Seite die Minister, Offiziere, der Oberbefehlshaber Ost, Prinz Leopold von Bayern, mit seinem Stabschef, General Hoffmann, und auf der anderen Seite die russischen Revolutionäre Joffe, Kameniew, ein Soldat, ein Matrose, ein Bauer, russische Offiziere nur als Sachverständige, schließlich sogar, entsprechend der Auffassung der russischen Revolution, die die Gleichberechtigung der Frau unbedingt durchführt, auch eine Frau als diplomatische Unterhändlerin.

Von deutscher Seite war durch die Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage vom 29. November eine allgemeine Richtlinie gegeben. Der Reichskanzler hatte da auf das Ansuchen Rußlands um Waffenstillstand gesagt, daß die Leitsätze des russischen Friedensvorschlages eine diskutable Grundlage für Friedensverhandlungen bieten könnten. Es kam das im wesentlichen auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen heraus, das der Reichskanzler gleichfalls ausdrücklich als Grundlage der Verhandlungen anerkannte. Er sprach die Erwartung aus, daß die Gebiete, um die es sich für uns handelt, Kurland, Litauen und Polen, schon die Richtung einschlagen würden, die ihrer Kultur und ihrer Zukunft entspräche. Man hat bei der Aufregung, die beim ersten Stocken der Verhandlungen in Deutschland auftrat, vielfach vergessen, daß das der Ausgangspunkt der Verhandlungen war und nicht beachtet, daß wenn man einmal diesen Ausgangspunkt wählte, die Schwierigkeiten für Deutschland und seine Bundesgenossen nicht gering waren. Deutschland ist Rußland gegenüber der Sieger, es konnte Rußland Bedingungen stellen, die dieses annahm oder ablehnte. Stellte sich Deutschland aber auf den Boden des Selbstbestimmungsrechts der Nationen und daß nur in gegenseitiger verständnisvoller Vereinbarung überhaupt verhandelt werden konnte, so ergaben sich daraus sofort große Schwierigkeiten und entstand der Schein, daß der Besiegte die Führung der Verhandlungen in die Hand bekäme und daß der Sieger sich die Bedingungen von dem Unterlegenen vorschreiben ließe.

Hinzukam die ausgesprochene Absicht der russischen Unterhändler, daß in Brest nicht ein Sonderfrieden mit Deutschland geschlossen werden solle, sondern ein allgemeiner Frieden. Sie versuchten immer wieder, nicht ohne weiteres von ihren Bundesgenossen abzufallen, sondern diesen die Möglichkeit eines Anschlusses an die Verhandlungen zu geben, natürlich auch auf Grund ihres Programms, das oben schon bezeichnet wurde. So kam es zu der Erörterung gerade am ersten Weihnachtstage, die eine so große Aufregung in Deutschland hervorrief. Die russischen Unterhändler sprachen den Wunsch aus, daß der allgemeine Friede versucht werde und die Verbündeten Rußlands Gelegenheit hätten, daran teilzunehmen, und entwickelten das Programm ihres Friedens, dem sich alle anschließen sollten, den Verzicht auf alle Gebietserweiterungen und Entschädigungen, das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten, die Sicherheit für die kleinen Nationen vor Vergewaltigungen usw. usw. Daß diese Forderung kam, war vorauszusehen und konnte gar nicht überraschen. Wohl aber überraschte es in Deutschland, als in der Antwort im Namen unseres Bundes der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Graf Czernin die Bereitwilligkeit unseres Bundes erklärte, einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen über die ganze Welt hin zu schließen, wenn sich die anderen Feinde Deutschlands und seiner Verbündeten dem in einer genau zu bestimmenden Frist und ohne jeden Vorbehalt anschließen würden.

Damit wurde auf unserer Seite ein sehr gewagtes Spiel gespielt. Zunächst steht über jeden Zweifel fest, daß das vom Grafen Czernin in unserem Namen ausgesprochene Programm in Deutschland außerordentlich starken Widerspruch findet. Deutschland ist nicht bereit, einen solchen Frieden mit Verzicht nach allen Seiten hin zu schließen, und in dieser Form wirkte zudem, so sehr es von amtlicher Seite bestritten worden ist, die Erklärung gerade wie eines der zahlreichen Friedensangebote, die sich regelmäßig als völlig unwirksam erwiesen haben und das Gegenteil ihrer Absicht erreicht haben. Eine sehr starke Bewegung und Erregung ergriff die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich in zahlreichen Protesten gegen diese Haltung erhob. Es war ein Glück und nicht der Erfolg der eigenen Diplomatie, daß es die Entente vorzog, auf dieses erneute Angebot unseres Bundes und Rußlands nicht zu antworten und daß die gestellte Frist ablief, nach der der Staatssekretär von Kühlmann amtlich erklärte, daß die ganze Aktion nun hinfällig geworden sei. Damit war die allgemeine Gefahr vorüber, wenn freilich die Besorgnis in Deutschland noch lebendig blieb, daß bei anderer Gelegenheit ein solches Angebot wiederholt werde. Schließlich durfte doch nicht vergessen werden, daß ein derartiges Angebot nicht rein taktisch gemacht werden kann. Die Zustimmung zu dem Grundsatz ohne Annexionen und Entschädigungen kann man nicht einmal aussprechen und einmal ablehnen. Entweder steht man grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß ein solcher Friede erstrebt werden müsse, oder man steht nicht auf diesem Standpunkt, sondern wünscht einen Frieden, der in irgendwelcher Form die bisherigen Grenzen verändert und die Verluste des Krieges ausgleicht. Schon diese Zwischenfälle führten zu einer unerfreulichen und unklaren Stimmung in Deutschland selbst.

Noch schwieriger aber wurde die Verhandlung, als nun auf Grund der allgemeinen Besprechungen die Gebietsfragen zwischen Rußland und unserem Bunde zur Erörterung kommen sollten. Sie sind Streitpunkte lediglich zwischen Rußland und Deutschland. Rußland erklärt sich bereit, was es von österreichisch-ungarischem und türkischem Gebiet besetzt hält, zu räumen. Zugleich wurde auch sehr geschickt die Räumung Persiens im Waffenstillstandsvertrag

zustande gebracht und so eine sehr schwierige Frage in für uns günstigem und in einem für England ungünstigen Sinne geregelt. Zwischen Bulgarien und Rußland sind überhaupt keine territorialen Schwierigkeiten. Rußland läßt vom Panslawismus und dem Drang nach Konstantinopel ab, es bedroht die Balkanstaaten nicht mehr. Bulgarien aber erkennt das Selbstbestimmungsrecht der Völker an, das ihm Mazedonien und die Dobrudscha gewinnen soll. Dementsprechend betrachtet Bulgarien den Abschluß des Waffenstillstandsvertrages bereits als den Frieden zwischen sich und Rußland und wird auch daran festhalten.

Dagegen hat, wie bekannt, Deutschland vom bisherigen russischen Gebiet große Länderstrecken im Besitz. Was es mit diesen will, darüber herrscht Klarheit in Deutschland auch nicht. Starke Annexionswünsche gehen parallel mit dem Wunsche, aus diesem oder jenem Grunde die Grenze Deutschlands nicht oder nicht allzusehr nach Osten vorzuschieben und das Gesamtgebiet dieser Frage wird durch die ungemein schwierige polnische Frage noch verwickelt, die ja durch den Reichskanzler von Bethmann Hollweg eine vorläufige und außerordentlich peinlich bindende Lösung gefunden hat. Nun stellte sich Deutschland, wie gesagt, nicht auf den Standpunkt als Sieger vom Besiegten, dieses oder jenes Gebiet zu fordern und die Grenze so oder so gezogen sehen, stellte sich also nicht auf den Standpunkt, wie Bismarck 1871 gegenüber den französischen Unterhändlern. Nach den Erörterungen der ersten beiden Januarwochen sehen wir, daß der einzig richtige Standpunkt gewesen wäre, wenn es klipp und klar seine Forderungen gestellt hätte, vor allem unter dem Gesichtspunkt, daß ein rascher Friede mit Rußland in unserem Interesse sei, wenn alle Kräfte nach dem Westen und gegen England konzentriert werden sollten und wenn für den späteren deutsch-englischen Gegensatz freundliche deutsch-russische Beziehungen angestrebt werden sollen. So wäre es voraussichtlich zu einer Lösung gekommen. Die deutsche Politik schlug diesen Weg nicht ein, sondern begann die Erörterung vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen aus. Der Widerspruch zwischen den allgemeinen Grundsätzen des 25. und den besonderen Forderungen Deutschlands vom 28. Dezember war gleich derartig klaffend, daß nicht sehr viel Hoffnung auf den Fortgang der Besprechungen gesetzt werden konnte. Die Verhandlungen wurden unterbrochen, wie es zunächst hieß, freundschaftlich und mit der gewissen Sicherheit, daß ein Abschluß in Aussicht stünde. Die amtliche deutsche Berichterstattung machte sich dabei des Fehlers schuldig, der in den jetzigen Kriegsspannungen außerordentlich schwer wog, nämlich die Dinge rosiger erscheinen zu lassen, als sie wirklich lagen. So war die Überraschung in Deutschland recht groß, als sich bei Wiederaufnahme der Verhandlungen die Schwierigkeiten ungemein steigerten.

Zunächst erschienen die Russen überhaupt nicht, sondern verlangten die Verlegung der Verhandlungen an einen neutralen Ort. Das lehnte, wie selbstverständlich, Deutschland glatt ab. Darauf gab Rußland nach und entsendete seine Deputierten, an deren Spitze jetzt der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, also der Minister des Auswärtigen in der russischen Republik, Trotzki, erschien. Gleich die ersten Berichte ließen erkennen, daß der Wind anders wehte als in den ersten Verhandlungstagen. Inzwischen hatten auch die Ukrainer ihre Vertreter entsendet; ihre Anerkennung als eines selbständig verhandelnden Faktors begegnete auf keiner Seite großen Schwierigkeiten. Als aber die Erörterungen um die materielle Seite, um die Gebietsfrage begann, zeigte sich in den Sitzungen vom 11./12. Januar, daß eine Lösung der beiden Standpunkte nicht möglich war. Und dabei zeigte sich vor allem, wie gefährlich für die deutsche Politik ihr Standpunkt zum Selbstbestimmungsrecht war. Die Verhandlungen liefen in theoretische Auseinandersetzungen aus, die gar kein Ziel haben konnten, und die Russen traten von diesem allgemeinen Programm aus mit einem Selbstbewußtsein, ja einer Anmaßung auf, die, da sie die Besiegten sind, natürlich Zurückweisung erforderte, die aber schließlich nicht verwunderlich war, wenn wir ihr Programm zur Grundlage der Erörterungen gemacht hatten.

Dazu beeilte sich Trotzki nicht mit Entgegenkommen. Ihm ist die Hauptsache die Durchführung des sozialistischen Programms bis zur letzten Folgerung und er glaubt alles Ernstes, daß das Vorgehen der russischen Revolution eine Weltrevolution herbeiführen und daß diese den „Imperialismus“ und die „Bourgeoisie“ der Welt zwingen werde, den Programmforderungen der russischen Sozialisten für den Frieden nachzugeben. Nur wenn man ihn so auffaßt, versteht man seine Haltung zu den Friedensforderungen, die angesichts des ungeheuren, gar nicht zu bestreitenden Friedensbedürfnisses in Rußland und der Auflösung seiner Armee an sich unbegreiflich ist. Am 17. Januar wurden sodann die Verhandlungen mit ihm unterbrochen, weil er zur Eröffnung der konstituierenden Versammlung nach Petersburg reiste. Die Besprechungen mit den Ukrainern gingen weiter.

⌘ ⌘ ⌘

Die Entente sieht den Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland zu. Sie erkennt die Regierung der Bolschewiki nicht an, sie unterstützt die Bewegungen der Gegenrevolution und alles, was die ohnehin unsicheren Zustände in Rußland noch unsicherer machen kann. Und sie hat es abgelehnt, sich an den Verhandlungen um einen allgemeinen Frieden irgendwie zu beteiligen. Eine gemeinsame Ablehnung ist freilich nicht zustande gekommen. Wie der Minister Pichon am 27. Dezember in der Kammer verraten hat, hat Frankreich versucht, eine solche gemeinsame Antwort herbeizuführen. Aber das ist abgelehnt worden. Der Grund liegt auf der Hand. Die Politik Englands und der Vereinigten Staaten geht darauf hinaus, Elsaß-Lothringen, an dessen Wiedergewinn Frankreich heute noch unbedingt festhält, als Verhandlungsgegenstand zu behandeln. M. a. W. sie wird Frankreich und Frankreichs Kriegsziel Elsaß-Lothringen zu gegebener Zeit preisgeben, wenn es ihr vorteilhaft erscheint. Für den Verzicht Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen — ein Gebiet, das es gar nicht erobert hat — versucht die angelsächsische Politik, den Verzicht Deutschlands auf Belgien zu erhalten — also auf ein Gebiet, das Deutschland erobert und in seinem Besitz hat. Danach würde eine Einigung über die deutschen Kolonien vielleicht, vielleicht aber auch nicht, herbeigeführt werden, würden die Eroberungen Englands in der asiatischen Türkei einfach den Verhandlungen entzogen und würde Deutschland sich auf Kosten Rußlands im Osten entschädigen können. Das ist der Plan, den die englische Politik mit einer unheimlichen Zähigkeit seit Monaten verfolgt und den jetzt auch die Vereinigten Staaten mit aller Energie unterstützen. Hält man sich ihn vor Augen, so gewinnt man sofort den richtigen Standpunkt zu den zahlreichen Kriegszielreden englischer Minister und der Botschaft des Präsidenten Wilson vom 5. Januar.

Es gibt immer noch Leute, die es für möglich und richtig halten, wenn Deutschland sich auf diese Bahn begeben würde. Abgesehen davon, daß man in diesem Gedankengang nicht weiß, wie die verbündete Türkei aus dem Kriege herauskommen soll, ist die Aussicht, auf solchem Wege mit England zu einem Frieden zu kommen, heute recht gering, die Gefahr aber um so größer, daß der Sonderabschluß mit Rußland scheitert und in der allgemeinen Liquidation des Krieges Rußland die Wahl zwischen den Angelsachsen und uns hat, statt daß die Gelegenheit jetzt benutzt würde, dauernd gute deutsch-russische Beziehungen herzustellen und so eine kontinentale Verständigung in Europa gegen England vorzubereiten, die den Frieden der Welt allein sichern würde. So günstig die militärische Lage bei Beginn des Jahres 1918 ist, so schwierig ist die politische Lage Deutschlands in derselben Zeit geworden und, wie wir leider sagen müssen, durch unsere eigene Schuld.

⌘ ⌘ ⌘

# Illustrierte Kriegs-Chronik

## Achter Teil

**Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!**

## Kriegschronik:

11. Juli 1917: Großer Erfolg des Marine-Korps zwischen Küste und Lombartzyde; die Engländer über die Yser zurückgeworfen (über 1250 Gefangene, dabei 27 Offiziere). — Scharmützel östlich des Dojran-Sees. — Am Isonzo stärkeres Geschützfeuer.

12. Juli: Sturmerfolg bei Monchy. Heftige Feuerkämpfe in der Westchampagne und auf dem linken Maasufer. — Bei Riga, Smorgon und Baranowitschi lebhafte Geschütztätigkeit, ebenso bei Luck und in Ostgalizien. Gefechte an der Schtschara, am Stochod bei Kowel und zwischen Dnjestr und Karpathen.

13. Juli: Vorstöße bei Nieuport, Ypern, Hulluch und südlich der Scarpe. Gesteigertes Feuer in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer. An der Höhe 304 die vom Feinde genommenen Gräben zurückerobert. — Russische Angriffe südlich des Dnjestr an der Lomnica-Linie. — Gefecht östlich der Nidze Planina.

14. Juli: Dr. Michaelis zum deutschen Reichskanzler ernannt. — Angriff bei Lombartzyde. Starke Artillerietätigkeit zwischen Soissons und Reims, in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer. Kämpfe beim Bois Soulains, Somme-Py und am Wald von Avocourt. — Bei Dünaburg und Smorgon rege Gefechtstätigkeit.

15. Juli: Vorstöße bei Gavrelle und bei Bullecourt. Erfolg am Chemin-des-Dames südöstlich Courtecon. In der Westchampagne südlich Naurey bis südöstlich Moronvilliers heftige französische Angriffe; ebenso auf dem linken Maasufer bei Höhe 304. — Gefechte an der Düna, bei Smorgon und oberhalb Kalusz.

16. Juli: Vergebliche Gegenangriffe bei Lombartzyde; Erkundungsvorstöße bei Lens und Fresnoy zurückgeworfen. Französische Angriffe bei Courtecon, La Bovelle, Sillery; Kämpfe in der Westchampagne. Erfolg bei Remauville. — Gefechte bei Riga und südlich Dünaburg sowie im Donau-Delta.

17. Juli: Angriffe bei Lombartzyde; Erkundungsvorstöße von Messines bis St. Quentin. Erfolge an der Straße Laon—Soissons und bei Courtecon. Französische Angriffe zwischen Malval und Cerny sowie am Bois Soulains. Kämpfe am Pöhl-Berg und um Höhe 304. — Gefechte bei Riga, Dünaburg und Smorgon; Kalusz wieder besetzt.

18. Juli: Angriffe zwischen Hollebeke und Warneton sowie nördlich der Straße Arras—Cambrai und nördlich Fresnoy. Auf dem linken Maasufer vom Avocourt-Walde bis zum »Toten Mann« auf 5 Kilometer französische Angriffe. — In Ostgalizien bei Brzezany starkes Fener. Die Höhen östlich Nowica erstürmt.

19. Juli: Vorstöße der Engländer im Küstenabschnitt und bei Ypern. Französische Stellung bei St. Quentin gestürmt. Gefechte am Hoch-Berg und im Walde von Avocourt. — Erfolg nordwestlich Luck; Angriffe gegen unsere Höhenstellungen südlich Kalusz. — Feuertätigkeit zwischen Ochrida- und Prespa-See, am Dobropolje und auf dem linken Wardarufer.

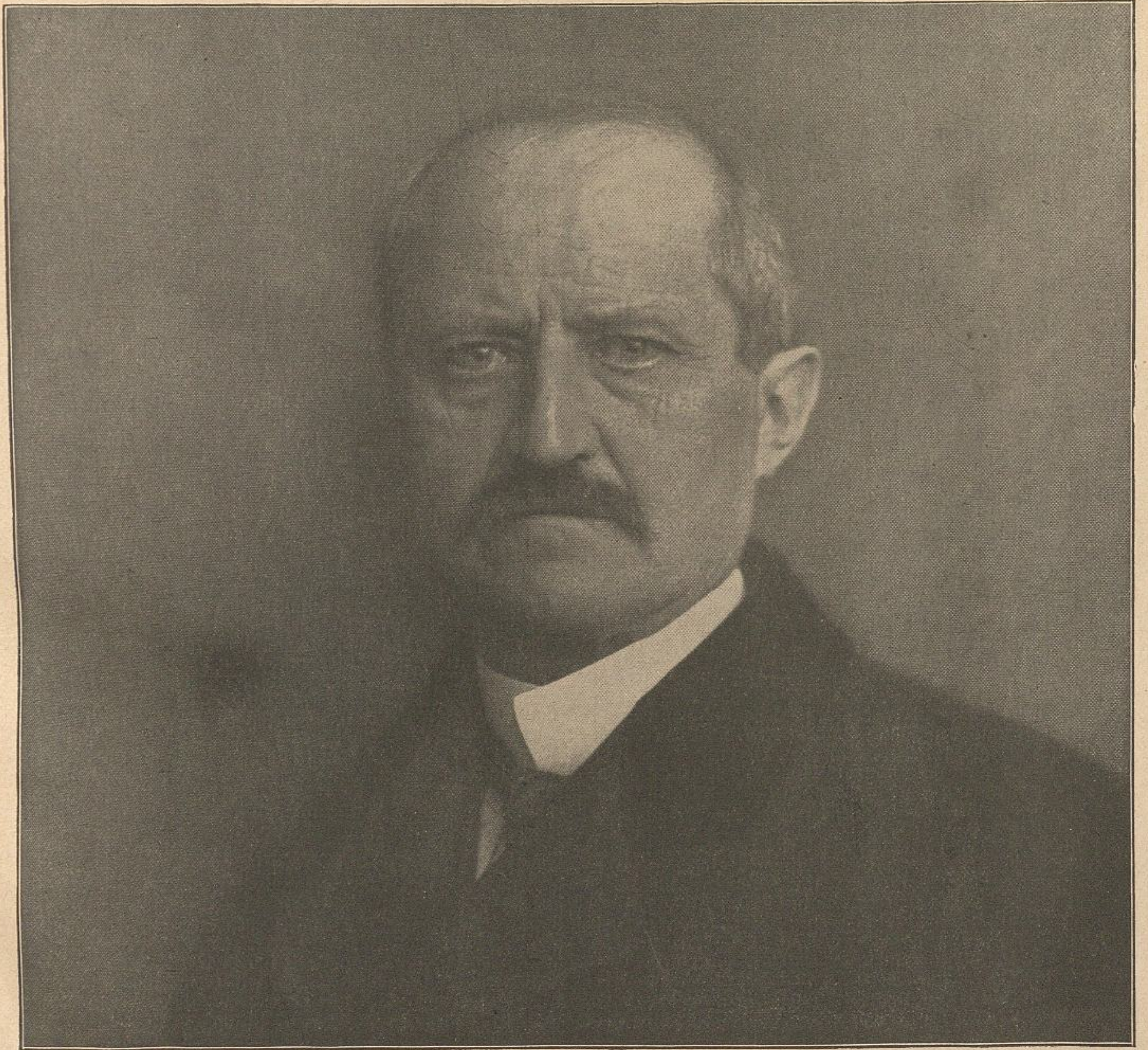
20. Juli: Angriffe bei Lombartzyde, Messines, Gavrelle, Monchy und St. Quentin. — Nordwestlich Craonne auf dem Winterberg französische Stellungen erstürmt. — Die russischen Stellungen zwischen Sereth und Zlota Lipa durchbrochen. Starke Angriffe bei Nowica und Lomnica abgeschlagen.

21. Juli: Feuerkampf in Flandern und im Artois; Erfolge am Chemin-des-Dames und bei Fort de la Pompelle. — In Ostgalizien haben wir in 40 Kilometer Breite die Straße Zloczow—Tarnopol überschritten. Erfolge nördlich Brzezany. Nördlich des Dnjestr Vorstöße der Russen; südlich des Flusses hatten wir Erfolge bei Babin und Nowica.

22. Juli: In Flandern und im Artois Feuertätigkeit. Am Chemin-des-Dames bei Braye und Cerny Einbrüche in die französischen Stellungen. — In Ostgalizien ist der Hauptteil der russischen 11. Armee geschlagen; die Bahn Brzezany—Tarnopol ist an mehreren Stellen erreicht, in Jazierna große Beute gemacht. Feuerkampf an Schtschara und Serwetsch; Angriff zwischen Krewo und Smorgon.

23. Juli: In Flandern Artillerieschlacht. Angriff bei Avion—Méricourt. Erfolg am Winterberg bei Craonne. Harwich mit Luftbomben belegt. — Russische Angriffe bei Dünaburg und Smorgon. Neue Erfolge in Galizien; wir stehen vor Tarnopol.

24. Juli: Die Artillerieschlacht in Flandern tobt weiter. Erfolge am Chemin-des-Dames bei Cerny und im Caurières-Walde. — Russische Angriffe bei Jakobstadt, Dünaburg, Krewo, Trembowla. In Galizien große Beute; der Sereth-Übergang südlich Tarnopol erkämpft.



Der neue Reichskanzler Dr. Georg Michaelis. Aufnahme von Becker & Maaß, Berlin.

# Deutschland und die Völker Europas. Von J. Höffner.

Wenn man sich fragt, welche tieferen Mächte des Gefühls den allgemeinen Haß gegen Deutschland hervorrufen, wird man alsbald gewahr, daß der vielgebrauchte Vorwand, Deutschlands Rüstungen bedrohten Europa, eine leere Attrappe ist. Indem man über alle mehr äußerlichen Fragen hinweg zum eigentlichen Muttergrund vordringt, enthüllt sich in überraschender Deutlichkeit die alte Konstellation: Rom—Germanien. Es ist der alte, ungebrochene Weltherrschaftswille der romanischen Rasse, der, ein Genius wider den andern, jetzt soviel Rassen und Meinungen unter seinen Absichten versammelt.

Unter allen Völkern hat Frankreich am meisten das, was gegründeter Anspruch gegen uns scheinen möchte. Entstanden, wenn man sich erinnert, aus jenem einmütigen Willen der Stämme, Romanentum und germanisches Blut voneinander zu scheiden, hat es viele Jahrhunderte lang mit dem bittersten Gefühl der Zurücksetzung die Vorherrschaft der germanischen Rasse betrachtet. In den Dingen der Kirche hat es die Oberhand gewahrt, selbst zur Zeit der glühendsten Wiederaufblüte Italiens; selbst in der Renaissance, hatte Paris als wichtigste Universität in allen Fragen der Lehre den Vorrang vor allen anderen, sowie es später durch die Literatur und Kunst und vor allem dauernd durch die Mode den Kontinent beherrscht. Den Anspruch Frankreichs in literarischen und zumal malerischen Dingen, uns die Richtung zu geben, in seinem wechselnden Anfluten und Zurückebben durch die Jahrhunderte hindurch darzustellen, müßte eine so dankbare als interessante Aufgabe sein. In den Zeiten des Naturalismus hat es unser geistiges Leben ohne weiteres beherrscht, doch wer hätte wagen dürfen, dem deutschen literarischen Spießer diese feindliche Invasion bei Namen zu nennen? Wir sind, sehr zum Heil anderer Völker, immer etwas schwer von Begriffen.

Man kennt die heftige Empfindlichkeit, mit der ein stolzes, heißblütiges, ehrgeiziges und empfindliches Volk, das sich bezeichnenderweise für die Grande Nation an sich hält, dem römischen Kaisertum deutscher Nation zugesehen hat. Die einzige Befriedigung ihres Ehrgeizes ist damals die Dominante in der großen religiösen Bewegung der Zeit, den Kreuzzügen, deren geistiger Urheber Frankreich durch den Frater Bernhard und den Herzog Gottfried bleibt, wieviel tiefer auch die deutsche Natur den Sinn der Unternehmung erfaßt.

Bis zum Interregnum sehen wir in den Kämpfen des Papsttums gegen das Kaisertum Frankreich stets eifervoll beteiligt, der Bruder des Königs, den die dankbare Kirche den Heiligen nennt, Anjou führt den „Kreuzzug" gegen das „Ottergezücht" der Staufen, Anjou mordet das strahlendste Geschlecht, das über Deutschland geleuchtet hat, in seinen Wurzeln; er läßt Manfreds Söhne im Gefängnis verkommen. Enzio stirbt im Kerker, Konradins Haupt fällt auf dem Karmelitermarkt.

Um 1363 gründet indessen Johann der Gute von Frankreich für seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, das Herzogtum Burgund, das durch große Ländereien, die etwa das heutige Belgien, Luxemburg, Holland begreifen, dem deutschen Reich lehnspflichtig ward. Der Plan ging dahin, nach Aneignung Lothringens die Grenzen des neuen Herzogtums, das bald ein Königreich zu werden hoffte, den französischen Fuß gegen die Niederlande vorzusetzen. Die Lehenpflicht gegen das Deutsche Reich gab den neuen Herzögen zugleich erwünschten Anlaß, sich in deutsche Geschäfte zu mengen und sich als deutsche Reichsfürsten zu fühlen. Durch die bekannte Verbindung Maximilians mit Maria von Burgund fiel zwar die Hauptmacht des neuen Herzogtums nach dem Tode Karls des Kühnen an Habsburg, doch schon als die Kaiserwahl von Maximilians Enkel zur Sprache steht, erhebt Franz I. von Frankreich den Anspruch, den vordem schon Philipp von Valois erhoben hatte und den später Ludwig XIV. wieder erheben wird: den Anspruch, römischer Kaiser zu werden.

Wie immer stand auch damals Rom mit seinem ganzen Einfluß auf seiten des stammverwandten Volks, Lateiner zu Lateinern, Romanen zu Romanen, Italiener zu Frankreich. Leo X. leiht Franz das volle Gewicht seiner Stellung, in einem Breve verspricht er Köln und Trier den Kardinalshut, wo Franzens Wahl durchgehe, Albrecht von Mainz soll Legat des apostolischen Stuhls in Deutschland werden. Auch der Esel mit Golde beladen tritt wieder in die Erscheinung, drei Millionen Krontaler setzt der Franzose daran, Kaiser zu werden; schon bestellt seine Mutter, die Savoyerin, den Krönungsschmuck. Mann für Mann werden die Wahl- und Reichsfürsten mit Versprechungen geködert, in den Geleisen der Botschafter Karls fahren die Franzens an die Höfe — schließlich gibt der Sachse, dem alten Maximilian und dem Deutschtum treu, den Ausschlag, und Karl wird Kaiser. Schon muß er sich wider Frankreichs Bodengewinn in Italien wenden.

Von nun an hat Deutschland keinen Feind, mit dem Frankreich nicht gemeinsame Sache machte, mit dem abgesetzten Herzog von Württemberg, mit dem Sultan der Osmanen, mit dem berüchtigten maurischen Piraten Chaireddin Barbarossa — als der Kaiser 1535 die tunesische Feste Goletta nimmt, tragen die Kanonen des Seeräubers die Lilien von Frankreich; 42 nimmt Franz die Raubfregatten des Muhammedaners zu Nizza und Marseille gastlich in französische Häfen auf — er, der einst zwanzig Jahre zuvor gelobt hatte, die Hand auf die Brust gelegt, drei Jahre nach seiner Kaiserwahl werde er nicht mehr leben oder Konstantinopel haben, und dessen Wahl der Papst begünstigt hatte unter dem Vorgeben, er sei der Fürst der Christenheit, von dem sich am ersten erwarten lasse, er werde die Christenheit zum Sieg wider die Ungläubigen führen.

Hundert Jahre später ist Frankreich, nachdem die Religionskriege das Reich in sich zerstört haben, schon soweit gekommen, daß Ferdinands Sohn Leopold bei seiner Kaiserwahl geloben muß, keinem Feind Frankreichs seine Unterstützung zu gewähren. Als Gegenleistung bringt Mazarin vier Wochen später Mainz, Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen, Kassel, Braunschweig und Schweden zu dem gottwohlgefälligen Zweck, angeblich den Westfälischen Frieden zu sichern, zu einem Bündnis: der Rheinischen Allianz.

Während der Regierung dieses Kaisers bricht Ludwig XIV. in Holland ein, mit schmachvoller deutscher passiver und aktiver Hilfe von Reichsverrätern, den Bischöfen von Münster, dem Erzbischof von Mainz und dem Kurfürsten von der Pfalz, besetzt Türenne die Niederlande; Ludwig hetzt die Ungarn auf, er ruft die Schweden in die Marken, er nimmt das Elsaß, Mömpelgard und Straßburg, in Worms und Speier durchwühlen seine Horden die Grüfte der alten Kaiser. Mit dem Anfang des Jahrhunderts kommt die Große Allianz für die Freiheit Europas zustande: die großen Seemächte, Niederland und England vereinen sich mit dem heiligen Reich gegen Frankreich, als Ludwig für seinen Enkel, der wieder den verruchten Namen Anjou trägt, durch ein mit päpstlicher Hilfe erschlichenes Testament des spanischen Habsburgers Karl, die spanische Erbfolge antreten will. So gelingt es endlich, das „europäische Gleichgewicht" herzustellen.

Drei Menschenalter später ernten die Enkel des Sonnenkönigs den Lohn der verhaßten Dynastie; aus den schwersten Schädigungen ringt die unglückliche und ehrgeizige Nation sich wieder hoch, und unter Führung eines Mannes von lateinischem Blut und Nichtfranzosen macht sie in einem beispiellosen Rausch des Blutes und des Ruhms den alten Traum vom romanischen Weltreich wahr, das germanische Kaisertum geht zugrunde, die Adler Roms ziehen vor den siegreichen Heeren wie in alter Zeit, die Rasse sieht ihre kühnsten Träume verwirklicht. Wieder erheben sich die See- und Kontinentalmächte, und der Romanismus sieht sich am Boden. Doch schon indem das ancien régime unter den alten Bourbonen hergestellt scheint, wächst in der Verbannung der Mann aus dem Blut des Toten heran, der dem Ehrgeiz des Volkes neue Wege eröffnet: zum zweitenmal wird Frankreich Kaiserreich. Der schlauen Politik des Korsenenkels gelingt, woran der Oheim scheiterte, die Gunst des alten Erbfeindes England durch persönliche dynastische Beziehungen zu gewinnen, in vorgeblicher Verteidigung der lateinischen Kirche gegen die Anmaßung der griechischen als kleidsamen Mantel der wahren Motive, gelingt es ihm, mit ihm gemeinsam gegen das zweite Kaisertum, Rußland siegreich zu kämpfen, sodann, der lateinischen Schwester zu Hilfe eilend, wendet er sich gegen das dritte Kaisertum, Österreich, um alsbald zu bemerken, daß inzwischen der bestgehaßte alte Nebenbuhler Deutschland aus seiner erwünschten Unmündigkeit und Zerrissenheit fast zu der politischen Macht der alten Zeit emporzuwachsen beginnt. Er wendet sich auch gegen diese, das Unternehmen mißlingt, das Kaisertum Frankreichs sinkt in den Staub, ein neues deutsches Kaisertum erhebt sich, und mit Schmerz und Ingrimm sieht Frankreich endlich Österreich und Deutschland trotz des vorhergehenden Bruderkrieges zu einem Bündnis verknüpft, dem sich in widernatürlicher Verkennung der historischen Realitäten die lateinische Schwester zugesellt. Vierzig Jahre lang wartet es fiebernden Herzens auf „Revanche". Endlich stehen die Gestirne günstig.

Noch indes Frankreich mit Deutschland um die Vorherrschaft ringt, sind die alten Warägerinstinkte in den nördlichen Völkern, die bislang mit sich in den inneren Kämpfen der Entwicklung begriffen waren, wieder neu auf. Ganz ohne Zweifel, wie hoch man von Gustav Adolfs Glaubensbegeisterung denken möge, ist es das Aufflammen des alten Meerkönigtums, wenn schon einer höheren geistigen Idee dienstbar gemacht, das seine Schiffe über die See treibt, und auch





Karl XII. muß man von diesem Punkt aus erfassen. Man darf darum nicht glauben, daß die religiösen Überzeugungen des einen, die ethisch strengen des andern Königs Vorsteckschilder bewußter Unwahrheit gewesen wären: der Geist, sagen unsere gottkundigen Vorfahren sehr schön, verändert nicht die Kräfte der Natur, sondern gebraucht sie, wie er sie vorfindet; während diese beiden Führer aber vereinzelte Erscheinungen bleiben, gewinnen die auf der britischen Insel gelandeten Nachkommen der Waräger zu Meer und jenseits der Meere Raum über Raum.

England als ein kleines Land, ohne das usurpierte Irland noch nicht halb so groß wie Deutschland, aber furchtbar und in früheren Zeiten unbezwinglich durch seine insulare Lage, war von den Verhältnissen der Natur zum Sitz eines genügsamen, Ackerbau und Schafzucht treibenden, friedlichen Volkes bestimmt, wozu für die Küstenbevölkerung Schiffahrt und Fischerei hinzukam. Indem es nun wiederholt beutegierigen, wilden und kriegskundigen Einfällen zum Opfer fällt, überwiegt schließlich das Blut der Eindringlinge völlig das Blut der Ureinwohner, und die Instinkte der Väter leben in den Nachkommen kraftvoll weiter. Zudem wird durch die Abgeschiedenheit der Lage und durch das brutale Selbstbewußtsein der Eroberernation in dem gesamten Volk jene „insulare Engherzigkeit" erzeugt, die heut so wunderbare Begriffsverwirrungen hervorbringt wie die, England sei das „auserwählte Volk" der Bibel. Shakespeares Worte, daß die Insel trotzig

„Dasteht, Garten Neptuns, umpfählt, verschanzt
Von nie erklommnen Felsen, brüllenden Fluten,
Vom Triebsand, der kein feindlich Fahrzeug trägt,
Nein, bis zum Wimpel es verschluckt, — wohl drang
Hier Cäsar etwas vor, doch prahlt er nicht
Mit: Kam und sah und siegte — nein, voll Scham,
Der ersten, die ihn je berührt, schied zweimal
Geschlagen er von unserm Strand. Die Flotte,
Ein hübsches Spielding unsrer grimmen See
Wie Eierschalen auf der Brandung tanzend,
Zerbrach an unsern Klippen"

waren die fast religiöse Überzeugung jedes Engländers, ebenso wie die, daß Gott und Natur England zum Beherrscher der Meere bestimmt hätten. Trotzdem — was sehr bezeichnend ist — steht keine der großen maritimen Entdeckungen der Menschheit in den Annalen des alten England, als der seefahrenden Nation an sich, verzeichnet. Es sind Romanen, die die weltgeschichtlichen Entdeckungszüge ins Reich des Sichtbaren unternehmen, wie wir die in den geistigen Gebieten. England ist unbeteiligt. Nur einmal bringt es aus der wunderbaren Mischung keltischen, germanischen und romanischen Blutes, die es darstellt, ein Menschheitsgenie, bringt es Shakespeare hervor, und noch heute schwebt Dunkel um die Person des Dichters, ob er wirklich jener Stratforder Ackerbürgersohn oder ob er der Staatsmann Bacon war. Die Expansionsgelüste der Nation beschränken sich im Mittelalter durchaus auf das Nächstliegende, auf Frankreich und Spanien.

Aus blutigen dynastischen und Religionswirren durch die kluge und berechnende Tochter der Boleyn herausgehoben, siegreich über die größte Seemacht der damaligen Zeit, Spanien, kommt es schon zu Elisabeths Zeiten zu seiner (von Bacon ausgesprochenen) Ansicht: „Wer die See beherrscht, der hat viele Freiheit." Hatte das Streben, die Schiffahrtsstraßen zu beherrschen, in Frankreich Calais, in Spanien Gibraltar zu besitzen, ihre Politik „in Spanien und Frankreich Feuer und Blut zu sein" regiert, so erkannten sie jetzt, indem die Welt vor ihren erstaunten Augen größer ward, daß es leichtere Beute gäbe. Indem es die alten Seemächte niedertrampelt, dem geschwächten Frankreich während des Siebenjährigen Krieges die amerikanischen Kolonien entreißt, erreicht es, ein von der Natur zu bescheidenem Dasein bestimmtes Inselvolk, eine Weltbeherrschung durch die See, die es mit Fug und Recht zu einer ausschlaggebenden Stimme im europäischen Konzert stempelt.

Das Weltmeer ist ein Ganzes; es erträgt nur einen Herrn und dieser Herr muß England sein und bleiben. Dies war das Ergebnis der Weltanschauung Englands, die Aufrechterhaltung der Oberseeherrschaft die Aufgabe ihres völkischen Daseins, und so reich wie irgend möglich zu werden die ihres privaten Lebens. Denn längst war in diesem Lande der alte Idealismus des germanischen Elements gestorben und erstickt; der ganze Volkskörper war durch seine fressende Erwerbsgier, durch seine rohe Gewaltherrschaft über die — angeblich — kolonisierten Länder, in seinem skrupellosen Ausbeutungssystem im eigenen Lande den eigenen wirtschaftlich schwachen Gliedern gegenüber, das in bestimmten Vierteln Londons ein Elend erzeugt, wie es die Welt sonst nicht kennt, ein Raub des unbedenklichsten Utilitätsprinzips des Romanentums geworden. Das germanisch Tiefe, Fromme, Ritterliche, Ideale war zwar als erstrebenswert und adlig im Bewußtsein noch lebendig, doch an Statt des Wesens trat der Schein, an die der Idee die Form, an die der Wahrheit der „cant". Die große Unwahrhaftigkeit und Süßlichkeit des englischen Ideals erkennt man am besten aus den für die breiten Schichten bestimmten und darum erfolgreichsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst. Die vornehmen Charaktere des Britentums haben das alles mit dem heißesten Schmerz ihrer Nation so oft öffentlich vorgehalten, daß wir Deutschen uns füglich die Mühe weiterer Darlegungen sparen können. Das Reich war auf dem Gipfel seiner Macht und von Natur nur ein Mittelstaat, jetzt durch die gewaltige Ausdehnung seiner Kolonien ein wirkliches Kaiserreich, als die alte Gier Frankreichs nach Spanien wieder durchbrechend bei Anlaß der Frage der hohenzollernschen Thronkandidatur den Krieg von 1870 herbeiführte und damit die Einigung der deutschen zerrissenen Lande herbeiführte. Dank jener insularen Überheblichkeit lag ihm jeder Gedanke an die Möglichkeit, auch das „Land der Dichter und Denker" könne einen Anteil an der Verteilung der bunten reichen Welt draußen begehren wollen, zunächst völlig fern. Es sah mit der Überheblichkeit des weltbefahrenen Verwandten erheitert zu, wie der kleinstädtische Vetter auch ein paar Kähne bauen wollte, so ruhig und sorglos, daß es sogar in jenen heut tausendfach verfluchten Tausch von Helgoland willigte. Inzwischen ging die Zeit und das prophetische Wort: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte" begann die trägen Geister aufzurütteln: Deutschland reckte sich in seinen Schuhen und erwachte zum Weltleben. Schon war der Neid und die Brotgier des Briten wach: in dem Augenblick, als das geeinte Reich zu der alten schimmernden Pracht der Vorzeit zu erstarken beginnt, schaukeln die Drachen der seebeherrschenden Nation drohend zu den Füßen der Kaiserpfalz.

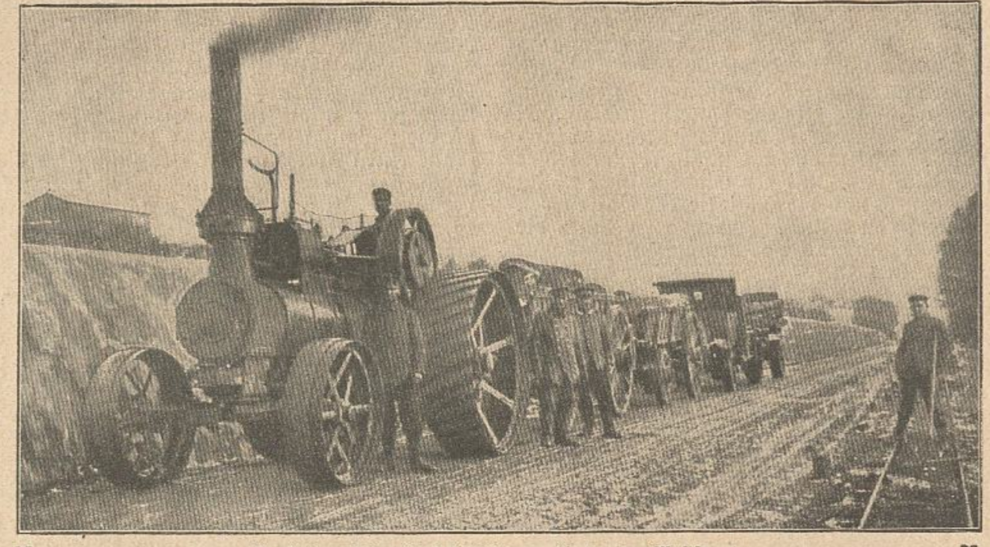
Es bleibt der dritte der Erbfeinde: der Osten. Jahrhundertelang hatte die Ungarngefahr das Reich bedroht, bis unter dem Einfluß des deutschen Geistes der heißblütige, stolze und wilde Stamm sein Heil im Anschluß an die germanische Kultur erkennt und durch sie zu einem der ritterlichsten und liebenswertesten Völker „hinaufgeläutert" — um schillerisch zu reden — wird. Der Türke, aus Spanien und Italien verdrängt, erobert Jerusalem und Byzanz, bedroht aber weniger das Reich als ganz Europa, wenn auch die österreichische Ostmark den ersten Anprall auszuhalten und die Austragstelle der Kämpfe zu werden bestimmt ist. Alle jene Kriege aber sind Kriege des Islam wider das Christentum, Kriege Asiens wider Europas gemeinsame Sache. Wahrhaft furchtbar wird der Osten erst, als der Zusammenschluß der nordöstlichen Völker zu einem ungeheuren Reich den Anspruch erhebt, West- und Südslawen aller Stämme in einer einzigen gewaltigen Macht zu vereinen und Halbasien aufs neue an die östlichen Marken Deutschlands anbrandet.

Rußland ist das einzige Land gewesen, das die Ehre genoß, von Bismarck gefürchtet zu werden. Er kannte das Gebiet jenseits des Njemen in seiner elementaren Urtümlichkeit, er kannte die schweigende, passive Rasse seiner Bewohner mit der tiefen Kraft der slawischen Seele, er kannte die ungeheuren Gebiete der weiten Ländereien, die der Zug wochenlang durchrast, den geheimnisvollen Atem Halbasiens. Er wußte, daß trotz Korruption der Herrschenden, Fäulnis der oberen Schichten in diesem unerschöpften Blut Kräfte wirksam sind, die einst furchtbar werden können, und er wußte sich eins mit den größten Denkern und Kündern unseres Volkes, wenn er ein gutes Verhältnis zwischen dem deutschen und dem gemütsverwandten slawischen Volkstum unter allen Bedingungen anstrebte. Der österreichische Staat, der trotz aller Reibungen der Nationen untereinander ein lebenskräftiges Ganzes bleibt, bot ihm das Vorbild dieser Möglichkeit. Durch seine kluge und von aufrichtiger Sympathie regierte Politik war es gelungen, friedliche und zuweilen freundliche Beziehungen aufrechtzuerhalten. Mit den anderen Feinden fertig zu werden durfte das verjüngte Reich sich schon zutrauen.

Indessen war das Romanentum gegenüber den slawischen Völkern, in deren Schmiegsamkeit, Ehrgeiz und äußeren Formalsinn ohne Zweifel ein ihm verwandtes Moment liegt, nicht müßig gewesen, und ihren höheren Ständen gegenüber hatte die alte Verführungsmacht seiner Sirene Paris sich als mindestens so gefährlich erwiesen wie für uns die Lockung Roms. Waren die führenden Kreise so durchaus pariserisch orientiert, so kam in dynastischer Hinsicht und in solchen der häuslichen Behaglichkeit und der Kindererziehung der auch an unseren Höfen so sehr gefühlte englische Einfluß zu seinem Recht, und was Deutschland einst durch Heirat der preußischen Prinzessin Charlotte, durch persönliche, freund- und verwandtschaftliche Verbindungen, durch Bewunderung unserer Geisteskultur an Boden gewonnen hatte, ging ihm, schwer zum Schaden des europäischen Friedens, fast völlig verloren. Mit dem Tode des Kaisers Alexander, mit dem Scheiden Bismarcks, mit dem Überhandnehmen einer bestimmten Richtung am Hofe eines leicht beeinflußbaren Selbstherrschers erwuchs den Feinden Deutschlands die Möglichkeit, ihre verderblichen Pläne zur vollen Ausführung zu bringen: die Birne wurde reif.

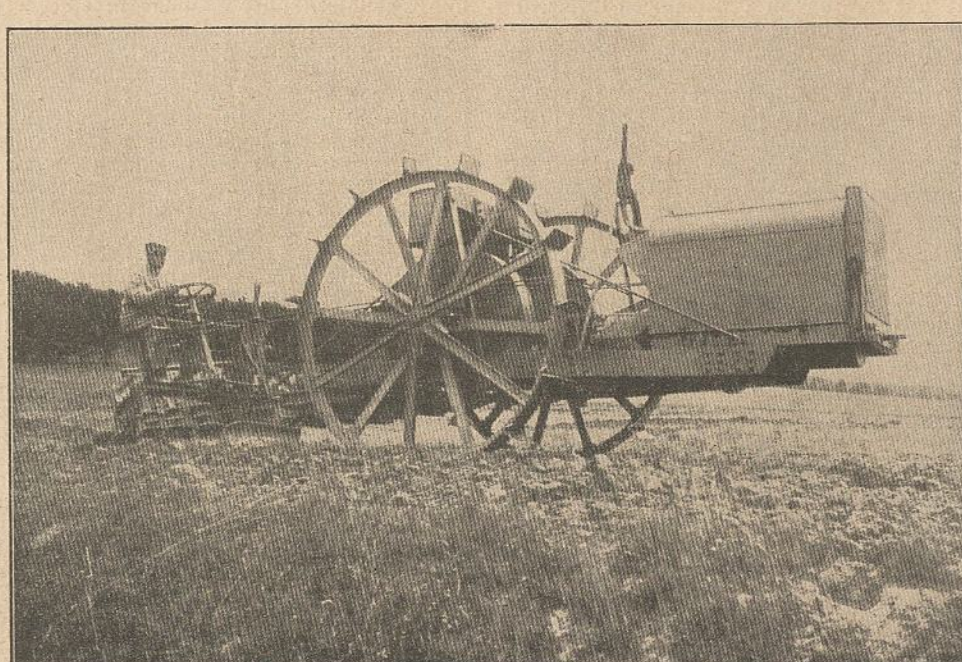
# Kriegswirtschaft. Von Oberleutnant Lebrecht von Münchow.

Als im August 1914 der furchtbare Krieg ausbrach und alles begeistert zu den Fahnen eilte, wurden Millionen kräftiger, jugendfrischer Arbeiter dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben entzogen. Staat, Industrie und Landwirtschaft waren vor eine ungeheure neue Aufgabe gestellt, wenn dieser Mangel an Arbeitskräften nicht sofort einen Stillstand des gesamten Wirtschaftslebens bedeuten sollte. Ein Krieg in unserer heutigen Zeit gleicht im Anfang einem allgemeinen Ausstand sämtlicher Arbeiter in Stadt und Land. Dabei will der Bürger doch sein täglich Brot und seine gewohnte Bequemlichkeit nach Möglichkeit gesichert haben, und es ist ja, Gott sei Dank, auch im ersten Kriegsjahre gelungen, die Schrecken des Krieges der Zivilbevölkerung weniger merken zu lassen. Erst des fast gänzlichen Abschlusses von der Außenwelt durch die englische Blockade während dreier langer Kriegsjahre hat es bedurft, um auch den nicht im Heere Stehenden den Krieg fühlbar zu machen.



Zuglokomobile als Holzschlepper hinter der Westfront.

Bei genauerer Betrachtung und tieferer Überlegung wird jeder zugeben müssen, daß trotz aller Fehler, die wohl bei einer solchen Riesenorganisation unvermeidlich sind, das erhaltene Ergebnis ist durchaus befriedigend. Der Erfolg dieser Anstrengung hat in der ganzen Welt, und ganz besonders bei unseren Feinden, eine solche Bewunderung hervorgerufen, daß die Früchte sich noch lange Zeit nach dem Frieden zeigen werden. Haben doch unsere Feinde nach und nach sämtliche in Deutschland erdachten Maßnahmen bei sich selbst eingeführt, und sie führen Deutschland, trotz aller Feindschaft und allen Hasses, fortgesetzt als Vorbild für ihre Wirtschaftsordnung und Organisation an. — Wenn man sich nun fragt, wie ist es Deutschland denn möglich gewesen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, so muß man mit Stolz auf unsere Industrie blicken. In Deutschland hat man es verstanden, die Industrie nicht nur auf die Fabrikation von Kriegsmaterial einzustellen, sondern man hat mit Umsicht von vornherein daran gedacht, auch die Lebensbedürfnisse auf industriellem Wege herzustellen. Die vielen Tausende von Ersatzmitteln, die so hergestellt werden, kennt jetzt wohl jeder; aber weniger bekannt wird es sein, daß die Erzeugnisse der Landwirtschaft auch zum größten Teil mit Hülfe von Maschinen hervorgebracht werden, und daß es sogar Güter gibt, wo außer dem Geflügel und den Milchkühen und Schweinen gar kein Vieh mehr gehalten wird. Die ganze Arbeit wird in solchen industriellen Musterwirtschaften durch Maschinen mit elektrischer Kraft, durch Dampfmaschinen oder jetzt besonders durch Motore geleistet.



Motorpflug in Tätigkeit.

Von Beginn des Krieges an, als die große Leutenot und der Mangel an Pferden begann, hat man sich in Deutschland damit beschäftigt, in immer weiterem Umfange die Landwirtschaft auf diese maschinelle Weise zu betreiben, und viele Hunderte von Maschinen wurden von Gutsbesitzern, der Zivilverwaltung und dann auch von der Militärverwaltung angekauft, und der heimische Boden sowie auch die neu eroberten Gebiete wurden bald von gewaltigen Maschinen beackert. Mit unseren Bildern veranschaulichen wir einige dieser landwirtschaftlichen Maschinen und Einrichtungen, die von fleißigen Feldgrauen oder in der Heimat von Arbeitern bedient werden und die verschiedensten Arbeiten verrichten.

Der Acker kann von mächtigen Dampfpflügen, die an einem Drahtseil zwischen zwei Lokomobilen hin und her laufen oder durch die kleineren elektrischen Pflüge umgepflügt werden. Der Automobilmotor hat aber auch hier die Elektrizität und die Dampfkraft zum großen Teil verdrängt, weil er leichter ist als die Dampfmaschine und keine besondere Anlage braucht, wie dies zur Leitung der Elektrizität nötig ist. — Es gibt sehr verschiedenartige Motorpflüge, und zwar Seilpflüge nach dem Prinzip der Dampfpflüge: Taktoren, große und schwere Automobile, die das Pfluggerät als Anhänger nachschleppen; die Stockpflüge oder eigentlichen Kraftpflüge, bei denen die Pflugschare und der Motor durch einen festen Rahmen zu einem Ganzen verbunden sind; Landbaumotoren oder Bodenfräser, die den Erdboden durch viele Hacken zerkleinern und zugleich durchlüften. Alle diese Motoren übernehmen die gesamte Feldbestellung und selbst die Ernte, bis die Frucht in die Scheunen eingefahren wird, dadurch, daß die verschiedensten Ackergeräte an die Kraftmaschine angehängt werden können.

Nachdem der Pflug den Boden mit großer Schnelligkeit in gehöriger Tiefe umgepflügt hat, wird er als zweiten Gang eine größere Anzahl Eggen oder Grübler ziehen, die Schollen dadurch zerkleinern, und den Acker zur Aufnahme des Samens zubereiten. Oder aber er schleppt eine





Ein Motorpflug mit sechs Pflugscharen.

Düngerstreumaschine hinter sich, um dort den künstlichen Dünger gleichmäßig über das Land zu verteilen, wo noch kein Dung untergepflügt war. Darauf zieht er die Saatmaschinen, die gleichmäßig und sparsam die Saatkörner in das Erdreich fallen lassen, und schließlich fährt er mit Walze oder Egge darüber hin, um das Saatgut mit Erde zu bedecken. Der Acker ist nun bestellt und wartet der wärmenden Sonnenstrahlen und des wohltuenden Regens, um keimen, blühen und Frucht bringen zu können. Der Kartoffelacker wird mit Hilfe von Kartoffelsetzmaschinen bestellt, und zwar wiederum ohne Pferde oder Ochsen allein mit Hilfe der motorischen Kraft.

Naht aber die Heuernte, fährt unser Motor auf die Wiesen, wo ihm eine Anzahl „Heumäher" angehängt werden. Die Heumäher sind Maschinen, die das Gras und Kraut abschneiden, in kleine Haufen zusammenraffen und ablegen. Bei ausgedehnten Wiesen muß vielleicht die Kraft-



Dreschmaschine in voller Tätigkeit. Aufnahme der Gebr. Haeckel.



Einfahren eines Erntewagens.

maschine noch die Heuwender ziehen, die das Heu umwenden, damit die Sonne es gut von allen Seiten trocknen kann; dann kann das Heu die Leiterwagen füllen, um langsam dem schützenden Heuboden zuzuschwanken. Nun folgt die Kornernte. Auch hier besorgt dieselbe Maschine mit angehängten Mähmaschinen und Bindern die Erntearbeit und führt die Frucht dem Dreschsatze zu. Zum Ausdreschen benutzt man meist die Dampflokomobile oder den elektrischen Motor, mit deren Kraft man eine Dreschmaschine treibt.

Die Heeresverwaltung hat eine sehr große Menge solcher Dreschmaschinen im Gebrauch, und wir sehen unsere Feldgrauen mit Freuden sich mit ihnen Erntearbeiten unterziehen. In solchen Dreschmaschinen werden die Körner von den Halmen getrennt, gereinigt und in Säcke befördert. Die Strohhalme aber werden in Bündel gepackt und gepreßt, alles wieder durch die rein mechanische Arbeit der Maschine.

Die Dampflokomobilen aber leisten auch nützliche Arbeit, wenn das Ausdreschen längst bendet ist. Als Kraftmaschinen für Erzeugung von elektrischem Licht und zum Ziehen von schweren Lasten haben sie vielfach dicht hinter der Front sehr wertvolle Dienste geleistet. Auch bei dem Bau der Unterstände half die Lokomobile mit durch Heranschaffen von Baumstämmen und Brettern. Sie ist also dem Soldaten ein guter Kamerad geworden. Es ist daher wohl ganz natürlich, wenn er sie liebevoll behütet und bewacht und sie gegen Fliegerangriffe durch Verkleidung schützt. — In Deutschland war die Industrie für landwirtschaftliche Maschinen bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege derart vervollkommnet, daß sie den ersten Rang in der Welt einnahm und sogar Amerikas Erzeugung überflügelt hatte. — Während nun alle anderen Länder wegen der Kriegsindustrie die Landwirtschaft vernachlässigten, hat Deutschland gearbeitet, um das vollkommenste an landwirtschaftlichen Maschinen in großer Anzahl zu schaffen. Das gereichte ihm bereits jetzt, während des Krieges, zum Segen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, alle unsere Felder in Deutschland und in den besetzten Gebieten zu bestellen und die Ernte hereinzubringen, während doch alle unsere kräftigen Männer an der Front stehen zum Schutze dieser Arbeit?

Welchen Nutzen aber die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen in großen Mengen nach dem Kriege haben wird, läßt sich noch gar nicht absehen, da doch nicht allein die Zentralmächte, sondern vor allem auch Rußland und die übrigen Kriegführenden ungeheure Mengen landwirtschaftlicher Maschinen wegen Mangel an Menschen und Vieh brauchen werden.



Abladen des Getreides hinter der Front. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.





Generalfeldmarschall von Hindenburg. Neueste Aufnahme von Unteroffizier Martin Gordan.

# Der Gefreite. Von Friedrich Freksa. (Fortsetzung.)

Der Gefreite stand auf. Er ging, in den Knien schwankend, zu dem Wärter hinüber und sagte zu ihm: „Gehen Sie hinaus und holen Sie den Arzt, ich bleibe solange hier und halte den Mann fest.“ Der Wärter ging hinaus und nahm das Licht mit. Der Amputierte weinte jetzt nur noch leise vor sich hin.

Nach einer Weile tat sich die Tür wieder auf und herein trat im weißen Lichte einer großen Azetylenlampe ein junger Mann in blauer Litewka. Im Widerschein der Lampe erschienen die Gläser seines Kneifers wie undurchsichtige Metallspiegel. Er strich sich mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung der Linken über den bürstenartig verschnittenen Schnurrbart und beugte sich über den Kranken, den der Gefreite noch immer festhielt. Dann stach er mit der Nadel einer Spritze in den gesunden Unterarm des Mannes und drückte zu. Der Wärter nahm nun die Stelle des Gefreiten ein, und der Doktor sagte zu diesem: „Ich danke Ihnen. Nun machen Sie aber schnell, daß Sie wieder in Ihr Bett kommen!“

Nach einer Weile wiederholte der Arzt die Einspritzung und begann, da der Kranke ruhiger wurde, den Verband zu untersuchen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Schicken Sie sofort zwei Mann und holen Sie den Stabsarzt. Der Verband muß noch in der Nacht erneuert werden.“ Stille herrschte wieder im Raum. Den Gefreiten, der wieder in sein Bett zurückgewankt war, befiel wiederum große Müdigkeit.

Wie Schatten sah er noch zwei Soldaten kommen, die den Kranken drüben auf eine Bahre legten. Er hörte noch die Stimme des Stabsarztes: „Vorsichtig, vorsichtig, stoßt mir das arme Männchen nicht!“, hörte auch noch, wie der Assistenzarzt sagte: „Der Verschüttete von Bett Nr. 5 hat sich prächtig benommen.“ Dagegen klang die Stimme des Stabsarztes: „Braves Söhnchen, braves Söhnchen!“

Danach versank alles im Dunkel. Aber im Schlaf ward der Gefreite gequält von dumpfen Traumbildern, — Dinge des Schreckens, die er im Felde erlebt hatte, wachten zu einer neuen, blutigeren Wirklichkeit auf.

Am nächsten Morgen erwachte er mit Herzklopfen und Zittern. Im Traum hatte er noch einmal den Augenblick durchlebt, da die Mine wie eine Wurst in der Luft wippte, hatte gespürt, wie ihn ein Schlag von einer gewaltigen flachen Hand vor die Stirn und die Augen traf und er irgendwohin gewirbelt wurde ins Graue hinein. Er schaute auf zu den niedrigen, schmalen Fenstern unter der Decke, durch die die Sonne eines schönen, blauen Herbsttages fiel. Und eine Frage quoll in ihm auf und zerrte an seinem Herzen: „Warum bin ich von der Mine verschont worden, warum hat sie mich nicht getroffen?“

Der Stabsarzt machte seinen Morgenbesuch. Freundlich reichte er dem Gefreiten die Hand und fragte wieder wie das erstemal: „Nun, gut geschlafen, Söhnchen?“

„Jawohl, Herr Stabsarzt,“ antwortete der Gefreite.

„Nun, und ...“ sagte der dicke Herr ermunternd, „haben wir etwa noch besondere Wünsche?“

Da sah ihn der Gefreite an. „Darf ich gehorsamst fragen, Herr Stabsarzt, wann ich wieder hinaus kann?“

„Haha, du Teufelskerlchen,“ lachte der dicke Herr, „nicht so bald, nicht so bald! Du glaubst wohl, es ist nur so ein Theaterspaß, verschüttet zu werden? Nein, hinaus kommen wir nicht. Wir werden noch ein paar Tage im Bettchen bleiben und dann werden wir Heimaturlaub nehmen. Denn den haben wir uns redlich verdient. So. Und jetzt wird erst einmal fest gegessen und getrunken, damit wir wieder auf die Beinchen kommen.“

Der Gefreite legte sich wieder zurück und dachte nach. Das war nun etwas, woran er noch gar nicht gedacht hatte. Heimaturlaub! Was sollte ihm der! Er besaß ja niemanden in der Heimat, wußte nicht einmal, bei wem er wohnen könnte. Besuchen, ja besuchen könnte er einige Leute. Die junge Frau des Leutnants zum Beispiel, und auch die Frau vom Fritz und anderen Kameraden. Und Briefe konnte er vielleicht auch mitnehmen für die anderen. Aber was half das ihm! Er sollte in die Heimat und nicht wieder zu seiner Truppe hinauskommen und hatte doch, ohne es sich ganz klar zu machen, das Gefühl, daß er zu seiner Kompagnie gehörte.

Als der Wärter sein Mittag brachte, eine gute Suppe und gebratenes Schweinefleisch, da fragte er ihn fast zitternd vor innerer Erregung und Spannung, ob er denn nicht nach seinem Urlaub wieder zu seiner Kompagnie zurückkäme?

Der Wärter kniff verschmitzt die Augen zusammen und sagte: „Nur keene Angst nich! Erst wirst auskuriert und denn kommste zum Ersatztruppenteil. Denn weißte, mit die Nerven, da is dies man so 'ne Sache. Davor haben sie alle Bange!“

„Aber ich will zu meiner Kompagnie zurück. Ich will nicht zum Ersatztruppenteil,“ sagte der Gefreite.

„Mach' doch keene Zicken,“ erwiderte der Wärter. „Das beste ist, du tust, was sie dir sagen. Mehr braucht ein ordentlicher Mensch nich zu tun.“

„Ich will zu meiner Kompagnie,“ murmelte der Gefreite.

„Na, wenn du durchaus willst,“ meinte der Wärter, „denn kann ich das ja schon für dich machen, denn spreche ich mit dem jungen Doktor und der sagt's dem Ollen... Aber vorläufig biste aus deiner Kompagnie 'raus, das steht fest. Überleg' dir's man auch mal. Das is jetzt so die erste Rage. Nachher denkste auch anders.“

Da lag nun der Gefreite wieder und grübelte.

Aber immer zäher wurde sein Wille und immer fester sein Entschluß. Koste es, was es wolle, er mußte zur Kompagnie zurück. In ihm wirkte die Angst, die ihn seit dem Tode der Mutter immer beherrscht hatte, die Angst vor fremden Menschen, neuen Verhältnissen. Er besaß das durch Erfahrung gesteigerte Mißtrauen des Heimatlosen, dem der andere stets als fremd, als Knechtender erscheint. Für ihn bedeutete die Kompagnie Geborgensein und Ruhe. Dafür nahm er die Lebensgefahr, das Frieren in den Erdlöchern, die ewig nassen Füße gern in den Kauf. Doch waren diese Regungen nur gewissermaßen die Baßtöne in der unklaren Harmonie seiner Empfindungen. Stärker noch als sie wirkte in ihm das Gefühl des Stolzes. In der Kompagnie war er etwas wert. Da galt er. In seinem ganzen Leben vorher war es ihm noch nicht geschehen, daß seine Leistung anerkannt wurde. Der Tag, an dem der Regimentskommandeur ihm eigenhändig das schwarz-weiße Band mit dem Kreuz angeheftet hatte, war für den stillen Burschen von stärkster Bedeutung gewesen. Der Handschlag des Kommandeurs, die herzlichen Glückwünsche der Offiziere und besonders seines Hauptmannes, hatten dabei vielleicht noch mehr Eindruck auf ihn gemacht als das kleine Symbol selbst.

An diesem Tage, als die Kameraden ihn bei einem bescheidenen Glühwein feierten, war die Kompagnie ihm Verwandtschaft, Heimat, Vaterhaus geworden. Der Gedanke, von diesen Kameraden fortzukommen, bedrohte ihn. Ihm war zumute wie dem Bauern, der sein seit Jahrhunderten angestammtes Stückchen Erde verkaufen soll. Das Herz in der Brust wurde ihm schwer.

Der junge Assistenzarzt, der nach dem Mittagessen an seinem Bett vorbei kam, meinte gutmütig: „Aber Sie





sehen schlecht aus. Die letzte Nacht war doch nichts für Sie.“

Und der Stein in der Brust ward von Stunde zu Stunde schwerer. Unter Qualen schlief er hinüber in unruhige Träume. Oft wachte er in der Nacht auf. Dann mußte er auf das einförmige Rauschen des Windes in den Bäumen lauschen. Ihm fehlte die Unruhe in den Lüften, er entbehrte das Gebrumm nahen Artilleriefeuers. Erst gegen Morgen, als schwere Geschütze, die nicht allzu fern standen, dumpf zu grollen begannen, schlief er fest und tief ein.

Der Wärter weckte ihn, als die Sonne schon hell durch die Fenster der Baracke schien. „He! Gefreiter!“ rief er. „Es ist Besuch da. Der Tag ist warm und die Luft ist ruhig, wir werden ein bißchen auslüften.“



Das Liebesgabenpaket. Hofphot. Eberth, Kassel.

Er wurde in Decken gehüllt und hinausgetragen unter eine aus Ästen gezimmerte offene Liegehalle.

Schwerfällig, mit den Pfeifen im Munde, standen seine beiden alten Kameraden aus dem Graben da, die letzten von der alten Kompagnie, mit der er ausgerückt war.

„Guten Tag auch,“ sagte der Blondbärtige, reichte ihm die Hand und drückte sie fest.

„Wie geht dir's denn?“ fragte der Braunbärtige und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Ich bin ganz gesund,“ sagte der Gefreite. „Nur der Stabsarzt, der macht's gefährlich, der will durchaus, daß ich krank bin.“

Eine kleine Pause entstand.

„Seid ihr jetzt in der Unterkunft?“ fragte der Gefreite dann lebhaft. „Wie lange seid ihr denn hierher 'raufgelaufen?“

„Bloß drei Stunden,“ sagte der Blondbärtige.

„Der Hauptmann läßt dich schön grüßen und der Leutnant auch,“ sagte der Braune.

„Schade, daß du gestern nicht mit dabei warst,“ bedauerte der Blonde, „gutes Dortmunder Bier haben wir bekommen, jeder Mann einen Liter extra!“

„Und Liebesgaben,“ fiel der Braunbart ein. „Und gar nicht schlecht! Tabak, Zigarren und lauter praktisches Zeug. Wir haben dir deinen Teil mitgebracht.“

Und er legte dem Kranken ein kleines Päckchen auf die Decke.

Dem Gefreiten traten plötzlich die Tränen in die Augen. Er brachte mit unterdrücktem Schluchzen einen stammelnden Dank hervor.

Die beiden Soldaten sahen einander erstaunt an. Dann legte ihm der Braune die große harte Hand mit täppischer Hilflosigkeit auf die Schulter und brummte im tiefsten Baß: „Na, Willem, es ist ja alles nich so schlimm.“

Der Gefreite richtete sich hastig auf, ergriff die Hand und sagte: „Wenn ich nur nicht von der Kompagnie fort müßte. Ich soll nach Hause und weiß nicht warum, denn ich bin ganz gesund. Und dann wollen sie mich am End' in einen Ersatztruppenteil tun. Wenn ich aber nicht in die Kompagnie zurück kann, dann freut mich das ganze Leben nicht mehr. Lieber wär' ich gleich tot!“

Die beiden Soldaten wichen vor diesem heißen, unerwarteten Ausbruch ein paar Schritte zurück und schüttelten bedenklich die Köpfe. „Ja, aber Willem,“ meinte der Braunbart, „wenn sie dich nach Hause schicken, dann muß es doch wohl schlimm mit dir stehen. Umsonst schicken sie doch keinen nach Hause.“

„Nein!“ rief der Gefreite, „das ist es ja eben. Bloß der Stabsarzt will, daß ich krank bin. Seht mich doch an — ich hab' nirgends ein Loch — und Appetit habe ich auch. Also wo bin ich krank?“

Er riß sich die Decke ab, starrte die beiden hilflos an und seufzte: „Ich weiß gar nicht, was ich daheim machen soll!“

Der Braunbart senkte den Kopf und rauchte heftig, so daß er in eine dicke Wolke gehüllt war. Endlich sagte er bedächtig: „Ja, Willem, du mußt Meldung machen an den Herrn Hauptmann.“

„Da hast du aber auch recht,“ lobte der Blonde, „das muß er machen! Eine richtige Meldung muß er schreiben, dann wird der Hauptmann schon sagen, was er tun soll.“

„Wo nehm' ich aber eine richtige Meldekarte her?“ rief der Gefreite.

„Na, ein einfaches Papier tut's auch,“ sagte der Braunbart. „So ist ja unser Hauptmann gar nicht.“

Aber der Gefreite blieb hartnäckig. Nein, es mußte ein ordentliches Meldeblatt sein, anders täte er's nicht. Das gehörte sich so. Sonst müßte er sich vor seinem Hauptmann schämen.

Da ging der Blonde in die Baracke und kam nach einer Weile mit einem Meldeblock und einem Bleistift wieder. In der Tür der Baracke aber wurde der Wärter sichtbar, der sich schmunzelnd eine Zigarre anzündete.

Der Gefreite setzte sich aufrecht hin, biß in den Daumen und dachte angestrengt nach. Die beiden anderen rauchten heftig. Endlich fing er an zu schreiben: „Melde

dem Herrn Hauptmann gehorsamst . . ." schon stockte er. „Daß," sagte der Braunbart, der ihm über die Schulter guckte, „daß . . ."

„Daß," schrieb der Gefreite. Wieder stockte er und schrieb endlich: „daß ich ganz gesund und wohl bin. Und möchte den Herrn Hauptmann gehorsamst bitten . . ." „daß," sagte der Braunbart, „daß" schrieb der Gefreite und fuhr fort: „daß der Herr Hauptmann mich bald wieder in die Kompagnie läßt und nicht in einen Ersatztruppenteil tut."

Angestrengt und mit lauter Stimme las er die Worte vor.

„Stimmt alles," sagte der Braunbart anerkennend.

„Wird schon ziehen," sagte der Blonde.

„Meint ihr, daß ich auch nichts vergessen habe?" fragte der Gefreite.

„Wieso denn, steht doch alles drin," brummte der Braune.

„Fehlt gar nichts," bestätigte der Blonde. „Du schreibst, du bist gesund und willst wieder zur Kompagnie und nicht zum Ersatztruppenteil. Das ist doch alles klar."

„Ja, das ist es," sagte der Gefreite und setzte umständlich seinen Namen unter das Meldeblatt.

Der Blonde nahm es in Empfang, kniff es sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche. Dann meinte der Braune: „Nun ist es aber Zeit, Willem, nun müssen wir wieder gehen."

Und sie drückten ihm die Hand und gingen in dem langen rhythmischen Marschschritt, der dem Soldaten zur anderen Natur wird, über das Gras zu dem schmalen Waldpfad, auf dem sie bald den Blicken des Nachschauenden entschwanden.

Dieser Besuch und die Hoffnung auf seinen Hauptmann, der schon alles ordnen würde, machten den Gefreiten ruhiger. Er wurde auch nicht enttäuscht. Nach drei Tagen sagte der Stabsarzt in gutmütig unwirschem Tone zu ihm: „Hör' mal, Söhnchen, wenn du also mit Gewalt zu deiner Kompagnie zurückwillst, dann will ich dir nicht zuwider sein. Übermorgen bekommst du vierzehn Tage Erholungsurlaub in die Heimat, und dann gehst du zu deinem Truppenteil zurück. Aber beklag' dich nachher nicht. Wir haben es gut mit dir gemeint."

„Ich danke Herrn Stabsarzt gehorsamst," antwortete der Gefreite.

Auf den Urlaub in die Heimat hätte er so gerne verzichtet, aber das getraute er sich nun nicht mehr zu sagen.

Am dritten Tage wurde er mit einem leergehenden Sanitätsautomobil zu der Feldeisenbahnstation befördert. Dort erreichte er den Anschluß an eine Urlauberabteilung seines Regimentes, und des anderen Morgens stand er mutterseelenallein in aller Herrgottsfrüh auf dem Bahnhof seiner kleinen Heimatstadt.

Der Bahnbeamte gähnte ihn an. Er erkannte den hageren, gebräunten Feldsoldaten in der verwitterten, erdig gewordenen Felduniform nicht.

Langsam schritt der Gefreite durch die stillen, vom blassen Morgenlicht matt schimmernden niederen Gassen in die kleine Stadt hinein. Seine Tritte hallten laut und fremd von den Fliesen des schmalen Bürgersteiges. Geradeaus ging er, ohne zu wissen wohin. Wo sollte er seine Unterkunft nehmen? Zuletzt hatte er im Hause seines Meisters geschlafen. Der Gedanke aber, wieder in das Haus zu gehen, das voller nichtsnutziger Kinder war und in dem den ganzen Tag die gellende Stimme der Meisterin keifte, bedrückte ihn.

Weiter trugen ihn seine Füße, durch die ihm bekannten Straßen, deren stumme Häuser an ihm vorbeiwandelten wie ein Traum.

Nun stand er auf dem altertümlichen Marktplatz vor der Treppe des hochgiebeligen Rathauses. Die beiden Gasthäuser der Stadt, die am Markte gelegen waren, „der schwarze Adler" und „Zinkers Gasthof", waren noch geschlossen.

Er schritt zu dem schmucklosen Brunnen vor dem Rathause, setzte den Schwengel mit der dicken Eisenkugel in Bewegung und wusch sich Hände und Gesicht. Dann ging er weiter Als sich aber immer noch keine Seele blicken ließ, ließ er sich endlich auf der grüngestrichenen Bank vor „Zinkers Gasthof" nieder.

Was sollte er nun anfangen? Und vierzehn Tage lang! Wenn er nur ein Quartier hätte! Sein einziger Wunsch war zu schlafen, fest und lang zu schlafen . . .

Ja und mittags könnte er dann mal die Frauen von den Kameraden aufsuchen und die Frau seines gefallenen Zugführers. Der wollte er berichten, wie gut ihr Mann gewesen sei und wie tapfer! Aber unmöglich konnte er ihr doch sagen, daß der Körper noch immer da drüben vor dem französischen Verhau lag! Nein, weiß Gott, das ging nicht! . . . Er überlegte, was da zu machen sei . . . und er nahm sich vor, zu erzählen, wie der Leutnant begraben worden sei . . . mit allen militärischen Ehren. Diese Worte, die ihm irgendwo haften geblieben waren, wiederholte er sich mehrere Male.

Ja, so wollte er sagen, das würde sie trösten und beruhigen. Denn es war wirklich unmöglich die Wahrheit zu sprechen. Was wußten denn die Leute hier, wie es da draußen zuging. Auf der Bahn hatte er gerade schon genug törichtes Zeug hören müssen, von den Reisenden, die über den Krieg sprachen. Wie einfach sie sich das vorstellten! —

Eine kühle Herbstsonne kroch hinter dem Rathaus hervor. Das Licht, das ihn voll traf, machte ihn unsäglich müde. Und plötzlich sank ihm der Kopf auf die Seite, und er nickte ein.

Indessen wurde es in „Zinkers Gasthof" lebendig. Ein kräftiges, blondes Mädchen in einer rotgestrickten Bluse stieß die Fenster mit ihrem nackten Unterarm nach außenhin auf. Dabei beugte sie sich vor und ward des schlafenden Soldaten gewahr.

„Herrjeh!" rief sie verdutzt und eilte ins Haus, „Herr Zinker, Herr Zinker!" schrie sie nach hinten, „nu kommen Sie aber doch bloß mal her, auf unserer Bank schläft ein Soldat!"

Herr Zinker, ein breiter Mann, der trotz seiner Beleibtheit hastig und schnell in seinen Bewegungen war, schoß in Hose, Wollhemd und Weste auf grünen Pantoffeln ins Gastzimmer und streckte seinen grauhaarigen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht zum Fenster hinaus. „Der hat ja sogar das Eiserne!" sagte er. „Wer kann denn das bloß sein? Hol' mir mal meinen Rock!"

Das Mädchen kam mit dem Rock, Herr Zinker fuhr hinein, schloß hastig die Haustüre auf und trat hinaus, um den Schläfer genauer in Augenschein zu nehmen. Er steckte die Glieder seiner Finger ineinander und rieb sich die Knöchel, während er aufmerksam die abgeschabte Montur des Schlafenden musterte. Die Magd in der roten Bluse hatte schon ein paarmal verstohlen aus der Tür geschaut, jetzt kam sie heraus, stellte sich neben ihn und fragte: „Wer ist denn das aber bloß?"

Der Wirt zog die Mundwinkel herab, krauste die Stirn und warf der Magd aus den kleinen graugrünen Augen einen Seitenblick zu. Dann zuckte er die Achseln und fragte scharf: „Hast du denn deine Stube schon fertig?"

Das blonde Mädchen zog mit den vollen Lippen eine Schippe, warf den Kopf zurück und ging wieder ins Haus, wo sie geräuschvoll mit Eimer und Besen hantierte. Dieser Lärm, den sie machte, ließ den Gefreiten einmal aufschrecken. Aber gleich sank der Kopf wieder auf die andere Seite, und er schlief friedlich weiter.





Der Wirt hatte sich, in der Erwartung, daß der unbekannte Schläfer erwachen würde, vorsichtig zwei Schritte zurückgezogen. Nun schüttelte er mißbilligend den Kopf, zog eine Pfeife mit Porzellankopf, der das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, aus der Tasche, stopfte sie bedachtsam und setzte sie in Brand. Dann ging er vor seinem Hause hin und wieder und versuchte, die

heranrollenden Wagens. Um die Biegung der Straße schwankte ein alter, steifer Gaul. Er schleppte einen leichten Landwagen hinter sich her, auf dessen Bock eine hagere Bäuerin in schwarzem Kopftuch saß. Bei „Zinkers Gasthof" fuhr sie vor. Der Wirt schob seine Pfeife in den Mundwinkel und grüßte die Frau mit herablassendem Kopfnicken. Sie aber sagte mit lauter Stimme: „Guten




Im Unterstand. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Windrichtung so zu bekommen, daß der aromatische Duft des Tabaks dem Schläfer in die Nase getrieben wurde.

Nun war auch das Leben im „Schwarzen Adler" drüben erwacht. Auch hier stieß eine Magd die Fenster auf. Und bald erschien auch die Gestalt des Adlerwirtes. Er setzte sich mit seiner Morgenzigarre im Mund auf die weiße Bank vor seinem Hause, putzte mit Sorgfalt seine Brille und nahm dann den schlafenden Soldaten auf der grünen Bank gegenüber in Augenschein.

Von der Hauptstraße her drang das Gepolter eines

Morgen auch, Herr Zinker." Dann kletterte sie mit Umständlichkeit vom Bock herunter. Die blonde Magd kam heraus und nahm ein paar Töpfe von der Bäuerin in Empfang. Danach stellte die Frau Kiepen mit Gemüse und Körbe mit Eiern auf die Straße, und die Magd stieß das Holztor neben dem Hause auf. Die Bäuerin brachte das Pferd in den Stall. Währenddem kam ein zweiter Wagen angerattert, den ein alter Mann im Blaukittel lenkte. Auch er machte vor „Zinkers Gasthof" halt und sprang steifbeinig ab. Die Bäuerin kam vom Hof

zurück. Der Bauer wies mit der Peitsche auf den schlafenden Soldaten und sagte verschmitzt: „Haha, ihr habt das Haus voll, daß ihr die Leute auf der Straße schlafen lassen müßt!“ Die Bäuerin, die ihre Hände unter der schwarzen Schürze wärmte, trat ganz nahe an den Gefreiten heran und sah ihm ins Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. Herr Zinker sagte: „Ich kenne ihn gar nicht.“ Darauf knallte der Bauer mit der Peitsche in kunstvollen, lauten Schwingungen. Aber er erzielte keine Wirkung damit. „Na,“ sagte er anerkennend, „das kann man wohl einen gesunden Schlaf nennen.“

Dann band er seine Körbe vom Wagen. Auch er lieferte verschiedenes für Zinkers Wirtschaft.

Die Bäuerin begann schon ihren Marktstand aufzubauen. Sie nahm ein kleines Bänkchen von ihrem Wagen, spannte einen großen, dunkelgrünen Regenschirm darüber und stellte Körbe und Kiepen schön ordentlich und einladend um sich herum.




Schanzer.
Schattenzeichnung von Leutnant d. R. stud. theol. G. Burger.

Der Bauer stieg wieder auf und sagte: „Ich komme bald wieder, inzwischen wird er ja wohl aufwachen.“ Und polternd fuhr er die Ratsgasse hinauf zur Bürgermeisterei.

Lauter und lauter wurde es auf dem Markte. Fenster wurden geöffnet, verschlafene Frauengesichter, Männer in Hemdsärmeln zeigten sich. Der alte Uhrmacher an der Ecke legte sich im abgeschabten Schlafrock und schön gestickter Kappe weit zu seinem Fenster heraus und beschaute sich gemächlich das morgendliche Treiben. Dienstmädchen kamen in weißen und bunten Schürzen, langen und kurzen Ärmeln, bauschigen und engen Röcken und begannen einzukaufen. Daumen wurden nach rückwärts gebogen über die Schulter fort in der Richtung nach „Zinkers Gasthof“. Zeigefinger reckten sich in derselben Richtung, und immer weiter sprang es von Mund zu Mund und belehrte Neuhinzugekommene: Auf Zinkers Bank schläft ein Soldat.

Schulkinder kamen. Sie sammelten sich in großem Bogen um die Bank und schauten andachtsvoll den Schläfer an. „Sieh mal, er hat das Eiserne Kreuz,“ sagte ein kleiner Junge und stieß seinen Nachbar kräftig dabei.

„Wer ist es denn ?“ fragte eine dralle Küchenmagd. Aber niemand konnte ihr antworten. Sie ging davon, und durch die ganze Stadt lief es bald von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse: „Vor Zinkers Haus schläft ein Soldat, den niemand kennt. Und er hat das Eiserne Kreuz.“

Der weißhaarige Landrat kam in einem breiten Landauer, der von zwei gut gehaltenen alten Rappen gezogen wurde, auf den Markt gefahren. Der würdige Johann mit grauem Backenbart parierte das Gespann vor dem „Schwarzen Adler“.

Der Adlerwirt purzelte diensteifrig hervor, aber schon hatte Johann den Schlag geöffnet, und der Landrat stieg ans. Er wandte das rote, blühende Gesicht mit dem weißen, militärisch gestutzten Schnurrbart zu „Zinkers Gasthof“ hinüber und fragte: „Was ist denn da drüben los?“

„Ach,“ erwiderte der Adlerwirt, „da schläft bloß ein Soldat.“

„Was,“ sagte der Landrat und faßte sich ans Kinn, „schläft ein Soldat? Johann, geh mal ’rüber und sieh nach, von welchem Regiment der Mann ist.“ Und fast unwillig ging er in die Gaststube, um ein Glas Portwein zu trinken.

Johann, in altfränkischer Livree dritter Garnitur, ging hocherhobenen Hauptes durch die Menge, die ihm wie einer Respektsperson Platz machte. Er trat dicht an den Soldaten heran, besah die Achselstücke und das Band vom Eisernen Kreuz und sagte: „Das Eiserne hat er. Er ist von unserm Regiment!“ Dann stützte er die Rechte in die Hüfte und fragte Herrn Zinker von oben herab: „Wer ist es denn?“ Herr Zinker zuckte nur die Achseln. Von dieser Antwort war Johann sehr wenig befriedigt. Er sah den Wirt scharf an und fragte, während seine Stimme den kurzen Ton seines Herrn annahm: „Na, wie kommt er denn hierher?“

„Weiß nicht,“ sagte Herr Zinker, „heut morgen saß er schon da.“

„Na, das ist doch aber keine Art! Der Herr Landrat will wissen, wer der Mann ist.“

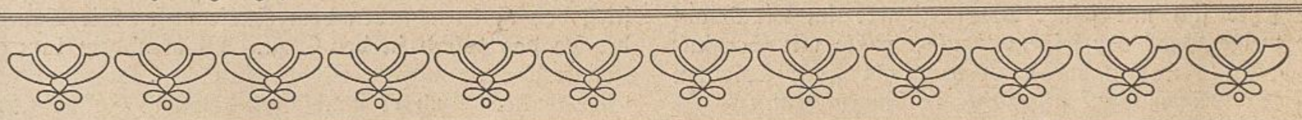
„Ja, dann müssen Sie ihn schon selber fragen,“ sagte Herr Zinker. Die Kinder drängten sich unruhig dicht an Johann heran in Erwartung des kommenden Augenblicks. Johann schien nicht übel Lust zu haben, die Worte des Wirtes zu befolgen. Er streckte schon seine Hand aus, um den Schläfer aufzurütteln.

„Ach Jott nee!“ rief da eine dicke Marktfrau und hielt ihn energisch am Arm zurück, „lassen Sie den Mann doch schlafen, der wird schon von allein aufwachen, wenn er ausgeschlafen hat.“

Ein beifälliges Murmeln folgte ihren Worten. Nur die Kinder, die in die Schule mußten, sahen nicht ganz zufrieden aus. Johann merkte, daß er sich nicht beliebt machen würde, wenn er den Soldaten weckte. Großartig entschied er: „Na, denn lassen wir ihn also schlafen!“

Und ebenso stolz wie er gekommen, ging er in den „Schwarzen Adler“ zurück.

(Fortsetzung folgt.)





## Deutsches Volkslied. Von Alfred Richard Meyer, z. Z. im Westen.

Gestern abend, als wir unsere alten Lieder wieder sangen,
Hat uns Deutschland — liebe blaue Ferne! — süß-sanft eingefangen.

Keiner hörte mehr den bösen Belferchor der Minenhunde.
Unser Unterstand war nur Gesang: „In einem kühlen Grunde —“

Wie aus Dunkelheit dies alles wuchs zur Gegenständlichkeit!
Alles war uns herzlich nah und dennoch alles schmerzlich weit.

Wind, du legtest dich um unsern Hals wie Mädchenarm so weich.
Mondschein tanzte überm Mühlenrad. Mein Herz sprang warm und reich.

Schwarzer Lindenbaum, du sprühtest deine Düfte reich und warm.
Liebe Liebe —! Schoß ein Schatten durch den Graben, rief: „Alarm!“

Aber noch durchs Tackern der Gewehre und in roter Wunde
Sang es leise, wie aus fernem Traum: „In einem kühlen Grunde —“



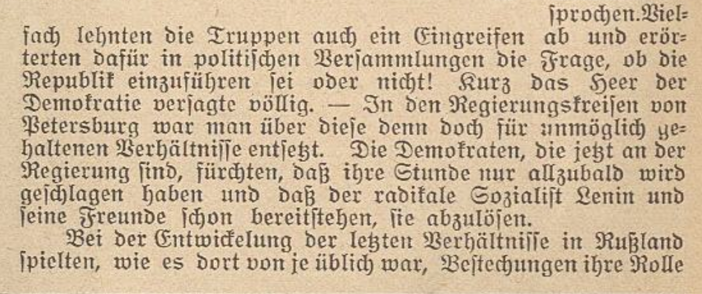
Das Sühnedenkmal zu Serajewo,
eingeweiht am 28. Juni 1917, dem Gedächtnistag der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaares.
Aufnahme des Presse-Photo-Vertriebs Paul Wagner.

# Unser Sieg in Ostgalizien.

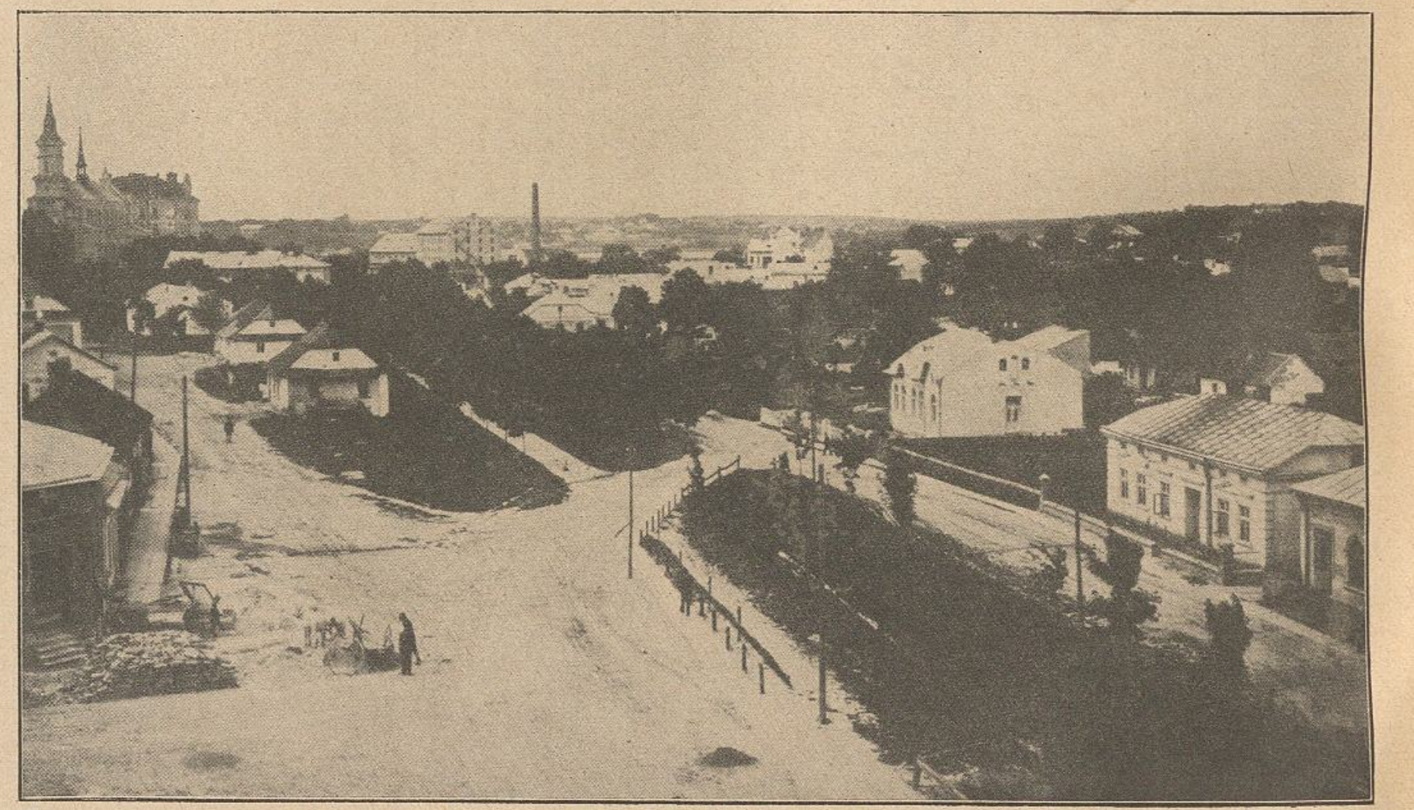
Fast genau an dem Tage, an welchem Herr von Bethmann Hollweg von seinem Amt als Reichskanzler zurücktrat, gelang es unserm herrlichen Heere, an der Ostfront einen Erfolg zu erringen, dessen Tragweite sich noch nicht übersehen läßt, der aber unbegrenzte Möglichkeiten in sich zu schließen scheint. Es gelang deutschen Regimentern, die russische Front nördlich von Zborow im ersten Ansturm bis zu einer Tiefe von 10 Kilometern zu durchbrechen. Fluchtartig zogen sich vielfach die Russen zurück. Der deutsche Stoß ging hauptsächlich in östlicher Richtung auf Tarnopol, aber er wirkte auch nach Norden und Süden, so daß er tatsächlich auf der ganzen russischen Front hier im östlichen Zipfel Galiziens zu bemerken war. — Die Wirkung des deutschen Angriffes auf die russische Armee war unerwartet groß. Seitdem am 16. März der russische Kaiser abgedankt hatte, wurden die englandfreundlichen Kreise Rußlands nicht müde, immer wieder zu betonen, die russischen Soldaten würden jetzt, wo sie ein demokratisch regiertes Vaterland verteidigten, mit um so größerem Mute gegen Deutschland kämpfen. Besonders der demokratische Abgeordnete für Saratow, Kerenskij, der in der provisorischen Regierung das Justizministerium übernommen hatte und der seit Mitte Mai Kriegs- und Marineminister geworden war, tat sich hierin hervor. Trotzdem war allgemein bekannt, daß an der Front massenhafte Desertionen erfolgten und daß die Disziplin im ganzen russischen Heere sehr schlecht geworden war. Überall wurde gewühlt. Kerenskij erließ zwar einen geharnischten Befehl, alle Flugblätter, welche die Soldaten zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere aufforderten, zu vernichten, auch sollten solche Soldaten, die sich im Besitz jener Flugblätter befänden und sie nicht ablieferten, als Hochverräter behandelt werden. Aber dies brachte wenig Eindruck hervor und die Zersetzung des Heeres machte immer weitere Fortschritte. Als dann der deutsche Angriff erfolgte, war sehr bald von einer Anerkennung der Vorgesetzten und einer Subordination keine Rede mehr. Zureden und Belehren durch die Offiziere war völlig wirkungslos geworden; sie wurden durch Bedrohungen, zuweilen sogar durch Erschießen der Zuredenden beantwortet. Mehrere Truppenteile verließen die Schützengräben, ohne das Herankommen der Deutschen abzuwarten. In einigen Fällen wurde der Befehl, zur Unterstützung der Kämpfenden vorzurücken, stundenlang erst in Versammlungen der Soldaten besprochen. Vielfach lehnten die Truppen auch ein Eingreifen ab und erörterten dafür in politischen Versammlungen die Frage, ob die Republik einzuführen sei oder nicht! Kurz das Heer der Demokratie versagte völlig. — In den Regierungskreisen von Petersburg war man über diese denn doch für unmöglich gehaltenen Verhältnisse entsetzt. Die Demokraten, die jetzt an der Regierung sind, fürchten, daß ihre Stunde nur allzubald wird geschlagen haben und daß der radikale Sozialist Lenin und seine Freunde schon bereitstehen, sie abzulösen.



Der österreichisch-ungarische Staatsbahnhof in Tarnopol.



Bei der Entwickelung der letzten Verhältnisse in Rußland spielten, wie es dort von je üblich war, Bestechungen ihre Rolle



Blick auf die am 23. Juli eroberte Stadt Tarnopol. Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.





mit. Gleich bei Beginn der russischen Revolution hatten sich zahlreiche Stimmen im Volke erhoben, die einen Separatfrieden mit Deutschland forderten. Das war den Engländern sehr unangenehm, aber ihre Bemühungen, einen solchen Sonderfrieden zu verhindern, wagten sich zunächst nur äußerst vorsichtig ans Licht. Es begann der Rubel zu rollen. Ungezählte Summen britischen Goldes flossen in russische Taschen, und die russischen Telegraphenlinien wurden von den Engländern beaufsichtigt. Durch ein solches fein organisiertes System wurden denn auch Ergebnisse erzielt. Indem man die Friedensfreunde verdächtigte, konnte man die Ablehnung eines Sonderfriedens durchsetzen. Es gelang, den Arbeiterrat zu der Erklärung zu bringen, daß er nur einen allgemeinen Frieden gutheißen könne. Die jetzt in Rußland einflußreichen Männer, die sich so mißbrauchen ließen, wollten nicht sehen, daß die Fortsetzung des Krieges einzig allein im Interesse der englischen Großkapitalisten liegt, die sich durch Vernichtung Deutschlands zu Herren der ganzen Welt machen wollen.

Kerenskij versucht es jetzt, den starken Mann zu spielen. Ob er aber hiermit Erfolg haben wird, fragt sich doch sehr. Jedenfalls schiebt sich in der letzten Juliwoche, wo diese Zeilen geschrieben werden, die russische Dampfwalze wieder einmal nach rückwärts.

v. M.



Gute Kameradschaft. Zeichnung von Franz Müller-Münster.

# Soldatenheime an der Front.

Soldatenheime hat auch der Friede schon gekannt, aber der Krieg erst hat es erwiesen, was sie wirklich sind, Stätten der Ausspannung, der Feierabendempfindung für Leib und Seele, des Heimatsgefühls für das heimmüde Herz. Und damit Quellen und Brunnen neuer Kraft für das deutsche Gemüt, das tief im Heimatsgedanken wurzelt und aus ihm heraus all das schöpft, was seinen namenlosen Opfern und Entbehrungen Sinn und ruhige Selbstverständlichkeit gibt. Der Krieg hat wohl überhaupt erst zu Tage gefördert, was uns im Unterbewußtsein als ein unveräußerliches Vermächtnis schlummerte: die Liebe zur heimischen Scholle, zur Heimstätte, sei sie noch so bescheiden und dürftig. — Und dieser durch den Krieg geweckte Gedanke ging fruchtbar in's Weite und betätigte sich mit Macht: er wartete nicht, bis die siegreichen Kämpfer heimkehrten, um ihnen dann die Heimat auf's Neue zu schmücken und zu verschönen, nein, er zog mit den Kriegern hinaus und trug ihnen gewissermaßen ein Stück der verlassenen Heimat nach. Und wo es immer möglich war, gleichviel ob in halbverwüsteten Städten der Etappe oder in den Gräben und Wäldern der Reserve-Stellung, da entfaltete er seine wundersame Liebesgabe, und es erfüllte sich buchstäblich, was Victor Blüthgen vom Soldatenheim singt: „Die Heimat spricht, ich komm' zu dir, — Du müder Held, nun sei mein Gast, — Ich bring' für Leib und Seele dir — Erquickung in die kurze Rast.“ — —

Schreibstube im Soldatenheim Ober-Ost.

So empfindet es der Krieger, wenn er das ihm so lieb gewordene Wort „Soldatenheim“ über einem Hauseingang, an einem birkenen Gartenzaun oder an einer einfachen Holzbaracke aufleuchten sieht. Das ist es gerade, was der Ausschuß für Soldatenheime mit seinen Schöpfungen erreichen wollte: nicht bloß Aufenthalte und Abfütterungsstätten sollten die Heime sein, sondern plastische Darstellungen des Heimatgedankens. So war mir auch meine Aufgabe beim Eintritt in diese Arbeit im Oktober 1916 gezeigt worden, und als mir dann im November die Leitung des Soldatenheims beim Oberfehlshaber Ost übertragen wurde, da verdichtete sich meine Auffassung über diesen Dienst in einem Vers, den ich in der Kleiderablage am Eingange des Heims, wo die Eintretenden Garderobe, Gepäck und Gewehr zur Aufbewahrung abgeben, an die Wand schreiben ließ: „Hier leg' man ab jedwede Last, — Es finden Aff' und Mantel Ruh', — Und wenn du sonst noch Sorgen hast, — So lege sie auch gleich dazu.“ — — Mancher ist in das Soldatenheim gekommen, hat das Sprüchlein gelesen und ist dem Rate gefolgt. Mehr noch haben es nicht gelesen und doch seinem Sinne gemäß gehandelt, als sie den Geist des Hauses spürten, der sich glücklicherweise nicht nur in Wandschriften kündete. Letzterer wurde es mit der Zeit ziemlich viel. Die saubere Aufgabe reizte zu sehr, und so entstand das, was man später als „die Reimschmiede bei Ober-Ost“ bezeichnete. Jedes Zimmer bekam ein Sprüchlein, manches auch deren zwei. Greifen wir einige heraus, so werden wir vielleicht finden, daß sie ab und zu auch denen daheim ein wenig zu sagen haben. Machen wir also einen kleinen Rundgang durch die Räume. Unterwegs sei mir erlaubt zu erzählen, daß der große Tag des Heims der Einweihungstag, der 2. Dezember 1915, war. Er führte uns Hindenburg und Ludendorff ins Haus, dazu die Spitzen des Stabes und der Gouvernements- und Kommandanturbehörden, ferner den Generaldelegierten der freiwilligen Krankenpflege, Fürsten Hohenlohe, mit seinem Stabe und viele andere hohe Offiziere. Feldprediger P. Humburg als Bezirksleiter der Soldatenheimarbeit bei Ober-Ost hielt eine Eröffnungsrede, kurz und schlicht, stattete den Behörden den Dank des Ausschusses für alles Entgegenkommen ab und forderte dann zu einer Besichtigung des Heims auf.



Die Kathedrale von Kowno vom Balkon des Soldatenheims Ober-Ost gesehen. Aufgenommen bei einem Soldatenbegräbnis.

Im Flur drängten sich die Soldaten, um bei dieser Gelegenheit ihren „Vater Hindenburg“ mal so recht in Ruhe betrachten zu können. Und doch war es mäuschenstill, wie in der Kirche; Ehrfurcht liegt auf allem, was in die Kreise Hindenburgs tritt. Folgen wir dem damaligen Rundgange, so treten wir in ein schönes Musikzimmer ein, dessen Zweckbestimmung





neben Flügel, Harmonium und Geige auch jener kleine Spruch dort kündet:

> Singt, Brüder, singt und musiziert,
> Im Lied der Heimat Näh' ihr spürt.

Aber auch dem Unmusikalischen soll ein Platz im Musikzimmer gesichert sein, denn ein anderer Vers gibt ihm Daseinsberechtigung:

> Es kann nicht jeder Flöte blasen,
> Doch, wie wir's bei den Alten lasen,
> Ist's schon Musik und gar nicht schlechte,
> Wenn mancher's Stillsein fertig brächte.

Dieses Stillsein findet seinen feierlichsten Ausdruck im Schreibzimmer und dem daneben liegenden äußerst gemütlichen Lesezimmer, in dessen bequemen Stühlen und Sesseln die Feldgrauen ihre Heimatblätter studieren oder ein gutes Buch aus der von Frau Geheimrat Tiesler verwalteten Heimbücherei lesen. Die Parallele solchen friedvollen Tuns mit dem Leben der Wirklichkeit zieht ein Spruch an der Wand:





Vor dem deutschen Soldatenheim Ober-Ost.

> Das Leben gleicht dem Zeitungsblatt,
> Das rechten Wert nur heute hat.

Auch das benachbarte Spielzimmer hat es sich gefallen lassen müssen, in ein betrachtsames Verhältnis zu dem großen Weltgeschehen gebracht zu werden. Ein Vers tut dies mit dem Hinweis:

> Im Kampf und im Krieg
> Gilt's wie hier im Spiel, —
> Nur eins ist Ziel:
> Endgültiger Sieg!

Aber auch die nichtkriegerischen Verhältnisse lassen einen Vergleich mit dem Spiel zu:

> Eins kann vor allem dich das Spiel gut lehren:
> Man soll das Leben durch den höchsten Einsatz ehren!

heißt es an der andern Wand.

Doch streben wir der Richtung zu, aus welcher uns angenehme Düfte entgegendringen. Die jetzige Hausmutter, Frau Dr. Moré waltet unter Beihilfe von Schwester Johanna an der Speisenausgabe ihres oft recht heißen Dienstes. Die meisten Stabs-Ordonnanzen bei Ober-Ost haben nur eine kurze Essenpause, und daher drängen sich hier oft, um nicht zu sagen, „stoßen sich im engen Raum die Sachen“. Doch es geht auch beim höchsten Eiltempo alles in guter Ordnung. Die tapfer zulangenden Feldgrauen werden von weißgekleideten Kellner-Ordonnanzen bedient, als säßen sie in einem ersten Wirtshaus. Fürwahr, das „Essenfassen“ hat hier einen vornehmen Charakter angenommen, nichts erinnert an das „Kantinenmilieu“, und die Soldaten können sich einmal (wie sie es selbst ausdrücken), so recht wieder als „Menschen“ fühlen, denen man mehr als das nur äußerst Notwendige bietet. Darauf weisen die gedeckten Tische hin, die Blumen in den Vasen und der schöne, gewählte Bilderschmuck an den Wänden. Wollen wir dazwischen noch Kenntnis nehmen von ein paar Sprüchlein, so seien hier einige genannt:

> Und wenn es Dir daheim bei Muttern
> Auch manchmal besser hat geschmeckt,
> Ein wenig denke dran beim Futtern,
> Daß Liebe auch den Tisch hier deckt.

In einem andern Zimmer:

> Gefällt es Dir hier, soll's doppelt uns freu'n,
> Doch ist's bei Dir besser, so lade uns ein!

Einladungen in diesem Sinne sind meines Wissens bis jetzt nie erfolgt, denn den weitaus Meisten gefällt es doch außerordentlich gut im Soldatenheim. Aber auch derer ist gedacht, die nicht zufrieden zu stellen sind, und ein Spruch sagt ihnen:

> Die beste Kritik über eine Sache
> Ist, daß man selbst sie besser mache.

Wem auch das noch nicht genügt, der empfängt in einem andern Zimmer noch „stärkeren Tobak“:

> Den Unzufried'nen schuf Gott auch,
> Dieweil bei ihm es alter Brauch,
> Daß er auch jenen höre an,
> Der selbst nichts Rechtes schaffen kann.

Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß etwaige berechtigte Beschwerden nicht ein offenes Ohr fänden. Eine Bekanntmachung im Flur nennt eine aus drei Kameraden gebildete Kommission, bei der Klagen und Wünsche entgegengenommen werden.

Der freundliche Leser wird gebeten, sich auch an diese zu wenden, wenn ihm die Verse nicht gefallen haben. Scheiden wir nach diesem kleinen Rundgange vom Soldatenheim, so nehmen wir gewiß das Bewußtsein mit, daß diese segensreiche Einrichtung keineswegs etwas Verweichlichendes in das Leben des Kriegers hineingetragen hat, wie dies mancher bei der Begründung dieser Arbeit befürchtete, sondern daß sie einen notwendigen Bestandteil des Heeresgefolges bildet, der immer weiteren Ausbau verdient.

Wilh. Müller.

# Die Geheimnisse der schwarzen Diamanten. Von Gustav Uhl.

Wer die Kohlen zuerst als Schwarze Diamanten bezeichnet hat, weiß ich nicht. Vielleicht war es der ungarische Dichter Maurus Jókai, unter dessen rund 300 Erzählungen sich auch ein vor anderthalb Menschenaltern noch viel gelesener Roman dieses Titels befindet; vielleicht hat er aber diese Bezeichnung auch nur aufgenommen und ihr zu einer großen Verbreitung verholfen. Das ist jedoch im Grunde genommen ziemlich gleichgültig. Wichtiger ist, daß dieser poetische Name den Nagel auf den Kopf trifft. Denn die Kohle ist eine Gabe der Mutter Natur von der allergrößten Wichtigkeit und stellt Schätze dar, gegen deren Wert alles Gold und alle Edelsteine der Welt nicht aufkommen. Und das Wertvolle, Unvergleichliche ist es doch hauptsächlich, woran man bei Nennung des Wortes Diamanten in erster Linie denkt. Seit noch nicht einem Jahrhundert sind sie erst in den Gesichtskreis der Menschheit getreten, und in dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne haben sie es verstanden, alle Verhältnisse von Grund aus umzuwälzen.

Vor allem haben sie den Raum überwunden. Entfernungen gibt es fast nicht mehr. Eine Reise von Königsberg zur Leipziger Messe, die früher mehr als eine Woche in Anspruch nahm und zu der sich der Kaufmann erst entschloß, wenn er vorher sein Testament gemacht hatte, ist in einem Tage zu erledigen, und die neusten Nachrichten aus Amerika oder gar China, die früher ein, zwei Monate alt waren, ehe sie uns erreichten, lesen wir jetzt am nächsten Tage in der Zeitung. Man hat unsere Zeit das Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität genannt, hat wohl auch vom Maschinenzeitalter gesprochen. Das ist alles ganz richtig. Aber wie Dampf sowohl als Elektrizität Erzeugnisse der Maschine sind, so ist die Maschine wiederum das Ergebnis der Kohle. Will man unserer Zeit ein Stichwort anheften, so wäre es gewiß das richtigste und treffendste, von einem Zeitalter der Kohle zu sprechen.

Bei der Kohle denkt man im Hinblick auf die angedeutete umstürzlerische Tätigkeit fast ausschließlich an den Brennstoff, der die Eisenbahnen von Land zu Land, die Schiffskolosse über die Ozeane treibt, der alle die Millionen von Arbeitsmaschinen in der Industrie in Tätigkeit setzt und der unsere Öfen und Herde heizt. In dieser Tätigkeit der Kohle liegt nun kein Geheimnis. Es ist ein ganz einfacher Verbrennungsprozeß, der hierbei vor sich geht. Wenn in der Überschrift dieses Aufsatzes von den Geheimnissen der Schwarzen Diamanten gesprochen wird, so ist dabei gedacht an die Kohle als Rohstoff für die Verarbeitung in der Industrie. Und hier enthüllen sich tatsächlich Geheimnisse, die um so wunderbarer und staunenerregender werden, je tiefer der Forscher in sie einzudringen versucht.

Die Gelehrten haben schon früh die Entdeckung gemacht, daß sich die Steinkohle in Koks und Leuchtgas spaltet, wenn man sie bei Luftabschluß in eisernen Retorten bis zur Rotglut erhitzt. Diese Tatsache benutzten dann die Techniker durch Einrichtung der Gasanstalten. Das schöne helle, bequeme und billige Gaslicht hat ja, besonders seit sich die Erfindung des Glühstrumpfes durchgesetzt hat, auf der ganzen Linie gesiegt.

Das bei dem Glühen der Kohle in geschlossenen Retorten entstehende Leuchtgas ist übrigens nicht gleich gebrauchsfertig, sondern muß erst in umständlicher Weise gereinigt werden, denn es hat eine ganze Reihe von Beimengungen, die man zunächst als mehr oder weniger unangenehme Verunreinigungen betrachtete. Heute schätzt man die „Nebenprodukte", wie man diese Verunreinigungen jetzt nennt, fast mehr als Koks und Gas selbst, und, daß ich es von vornherein sage, in diesen Nebenprodukten der Leuchtgasfabrikation zeigen sich die Geheimnisse, von denen die Überschrift spricht.

Aus den glühenden Retorten wird das rohe Leuchtgas durch ein System von Röhren geleitet und dabei gewaschen und gereinigt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier beschreiben, wie dies vor sich geht. Genug, in diesen Röhren setzt sich zunächst eine dunkle ölige zähe Masse ab: der Steinkohlenteer.

In einem zweiten Teile des großen Röhrensystems wird eine stark stechend riechende Flüssigkeit abgeschieden: das Ammoniakwasser. Endlich ergeben sich bei der weiteren Reinigung des Gases noch gar nicht so unwesentliche Mengen von Cyanschlamm und mit allerlei Schwefelverbindungen gesättigte Reinigungsmasse. An der Decke der Retorten aber setzt sich eine schwarze oder dunkelgraue Masse an: Graphit. Die Nebenprodukte der Leuchtgasbereitung sind also Teer, Ammoniakwasser, Cyan, Schwefel und Graphit.

Den letzteren kennt jedermann, ohne vielleicht seinen Namen zu wissen, aus den Bleistiften. Es ist reiner Kohlenstoff in ganz eigenartiger Kristallisierungsform, der zwei bemerkenswerte Eigenschaften besitzt: er ist nämlich an der Luft unverbrennlich und ist außerdem ein guter Leiter der Elektrizität. So verwandelt man den bei der Leuchtgasbereitung gewonnenen Graphit hauptsächlich zu zweierlei Fabrikaten. Einmal mischt man ihn mit feuerfestem Ton und formt Schmelztiegel daraus, die sehr hohe Hitzegrade aushalten können, so daß es möglich ist, in ihnen die zähflüssigsten Metalle zum Schmelzen zu bringen; weil aber der Graphit die Elektrizität gut leitet, macht man aus ihm auch die Kohlenstifte der Bogenlampen. Schmelztiegel sowohl als Bogenlampenstifte sind aber wichtige und begehrte Gegenstände und werden gut bezahlt; so können also die in den Gasretorten entstehenden Graphitrückstände ganz vorteilhaft verwendet werden.

Das gleiche gilt von dem bei der Gasreinigung abfallenden Schwefel, der in klug erdachten Verfahren zu Schwefelsäure und allen möglichen Schwefelverbindungen verarbeitet wird. Besonders seit uns der sizilianische Schwefel, der sonst so sehr billig ist, nicht mehr zur Verfügung steht, ist die Ausnützung jedes Schwefelrückstandes von Wichtigkeit. Die beiden Nebenprodukte der Gasfabrikation, von denen wir jetzt gesprochen haben, Graphit und Schwefel, sind übrigens die unwichtigsten, denn beide sind nicht selten und finden sich auch sonst vielfach in der Natur. Aber der Techniker läßt auch sie nicht umkommen und nimmt sie mit.

Wichtiger und wertvoller ist schon ein drittes Nebenprodukt: der Cyanschlamm. Das wässerige Cyankali hat nämlich die überraschende Eigenschaft, das Gold aufzulösen, während dies sich doch sonst, wie allgemein bekannt ist, den Lösungsversuchen selbst kräftiger Säuren widersetzt. Namentlich in den Goldbergwerken von Transvaal benutzt man diese Eigenschaft des Cyankaliums bei der Goldgewinnung. Man „schüttelt" hier, wie der technische Ausdruck heißt, die goldhaltigen Sand und Gesteine mit Cyankalilösung. Dadurch lösen sich selbst die kleinsten Spuren von Gold, die vorhanden sind, auf, während die übrigen Metalle vom Cyankali nicht angegriffen werden; und aus der so gewonnenen goldhaltigen Lösung schlägt man dann das Gold nieder und schmilzt es zusammen. Aus scheinbar wertlosen Abraummassen der Goldbergwerke in Transvaal hat man noch Gold im Werte von Hunderten von Millionen abgeschieden, und dies wäre ganz unmöglich gewesen ohne das Cyan, das übrigens auch noch zu anderen technischen Zwecken benutzt wird.

Das vierte Nebenprodukt bei der Gasbereitung ist, wie wir sahen, das Ammoniakwasser. Ammoniak, eine Verbindung, in der der Stickstoff der Luft gebunden ist, ist für die Landwirtschaft als Düngemittel geradezu unentbehrlich. Solange wir aus Chile Jahr für Jahr zu sehr billigem Preise ungezählte Schiffsladungen von Salpeter beziehen konnten, war unser Ammoniakbedarf leicht gedeckt. Seitdem wir aber vom Weltmeer abgeschnitten sind, hapert es damit, und unsere Wissenschaft hat ihr Bestes tun müssen, um neue Verfahren zu ersinnen, diese hochwichtigen Düngemittel fabrikmäßig in großen Mengen herzustellen. Unter diesen Verhältnissen darf auch das Ammoniak, das bei der Gasfabrikation abfällt, nicht verloren gehen. Da so das Ammoniak für die Landwirtschaft von höchster Bedeutung ist, wacht die Technik geradezu eifersüchtig, daß keine Spur davon zugrunde geht.

Weitaus das wichtigste von allen Nebenprodukten der Gaserzeugung ist aber der Teer, sowohl nach der Menge als nach der Bedeutung. Zur Zeit unserer Väter wurde er noch stark über die Achsel angesehen. Daß er Holz gegen die Einflüsse der Witterung schützt, wußte man, und so verwendete man ihn zur Herstellung von Dachpappe und bestrich mit ihm die Zaunpfähle, damit sie in der Erde nicht so leicht verfaulen. Aber im allgemeinen hieß es: „Wer Teer angreift besudelt sich."

Diese Zeiten sind vorbei. Seitdem haben sich ganze Scharen von deutschen Gelehrten auf das Studium des Steinkohlenteers geworfen, und sie haben in unermüdlicher Laboratoriumsarbeit herausgebracht, daß dieser unscheinbare, schwarze und schmierige Geselle ungeahnte Schätze und Reichtümer enthält. Und wenn heute die deutsche chemische Industrie den Weltmarkt beherrscht, so ist das zum guten Teile nur, weil sie es versteht, das Gold, das im Steinkohlenteer liegt, auszumünzen.

Es ist ganz interessant, zusammenzustellen, wie sich zahlenmäßig Produkte und Nebenprodukte bei der Gasbereitung zusammensetzen. Wird eine Tonne (d. h. 1000 Kilogramm) Steinkohle in der glühenden Retorte zersetzt, so erhält man rund 700 Kilogramm Koks und 300 Kubikmeter reines Leuchtgas; dazu 50 Kilogramm Teer, 8 Kilogramm Ammoniakwasser, 8 Kilogramm Cyanschlamm, 8 Kilogramm mit Schwefelverbindungen gesättigte Reinigungsmasse und 2 Kilogramm Graphit. Was diese Zahlen zu bedeuten haben, wird mit einem Schlage klar, wenn man erfährt, daß die „Teerprodukten-Vereinigung", zu der sich die größeren Kokswerke Deutschlands zusammengeschlossen haben, jährlich rund eine Million Tonnen Teer erzeugt!





Man weiß jetzt, daß der Steinkohlenteer nicht eine einheitliche Masse, sondern ein Gemenge von Ölen und Pech ist. Um ihn zu verwerten, kommt es darauf an, diese verschiedenartigen Bestandteile in sachgemäßer Weise voneinander zu trennen. Ein vortreffliches Mittel hierzu bietet wieder die trockene Destillation. — In einer großen Retorte wird der Teer zunächst bis auf 170 Grad erhitzt, und zwar muß genau beachtet werden, daß diese Temperatur nicht überschritten wird. Dann entweichen aus ihm Gase, die sich in gekühlten Röhrenleitungen als eine hellbraune Flüssigkeit niederschlagen. Die sind die sogenannten Leichtöle oder die Kohlenwasserstoffe der Benzolreihe.

Sind diese Leichtöle dann sachgemäß aus dem Teer restlos abgeschieden, so leitet man ihn in eine zweite Retorte, in der er nun bis zu 230 Grad erhitzt wird: und wieder wird genau darauf gesehen, daß die Temperatur nicht höher wird. Sofort beginnen sich wieder Dämpfe zu bilden, die bei ihrem Niederschlage in gekühlten Röhren das dunkle Mittel- oder Karbolöl ergeben, jenes stechend unangenehm riechende Präparat, das vor einem Jahrzehnte in der Heilkunde eine so große Rolle spielte. Aus ihm scheiden sich von selbst grauweiße, blätterige Kristalle ab, das Naphthalin, ein viel verwendetes Präparat.

Ist nach bestimmter Zeit auch das Mittelöl völlig verdampft, so kommt der nun bereits ziemlich dickflüssige Teer zum drittenmal in eine Retorte, in der er genau bis auf 270 Grad erhitzt wird, und diese dritte Destillation des Teers ergibt das Schwer- oder Imprägnieröl. Sobald auch dieses völlig ausgeschieden ist, wird der Teer zum vierten Male der Destillation unterworfen. Jetzt kommt es auf die Temperatur nicht mehr so genau an, wie bei den ersten drei Malen; sie muß nur beträchtlich höher sein als 270 Grad. Dabei entstehen dann die Anthracenöle, die in der Kälte eine feste grünliche Masse (das Anthracen) abscheiden, und als Rückstand in der Retorte verbleibt Pech.

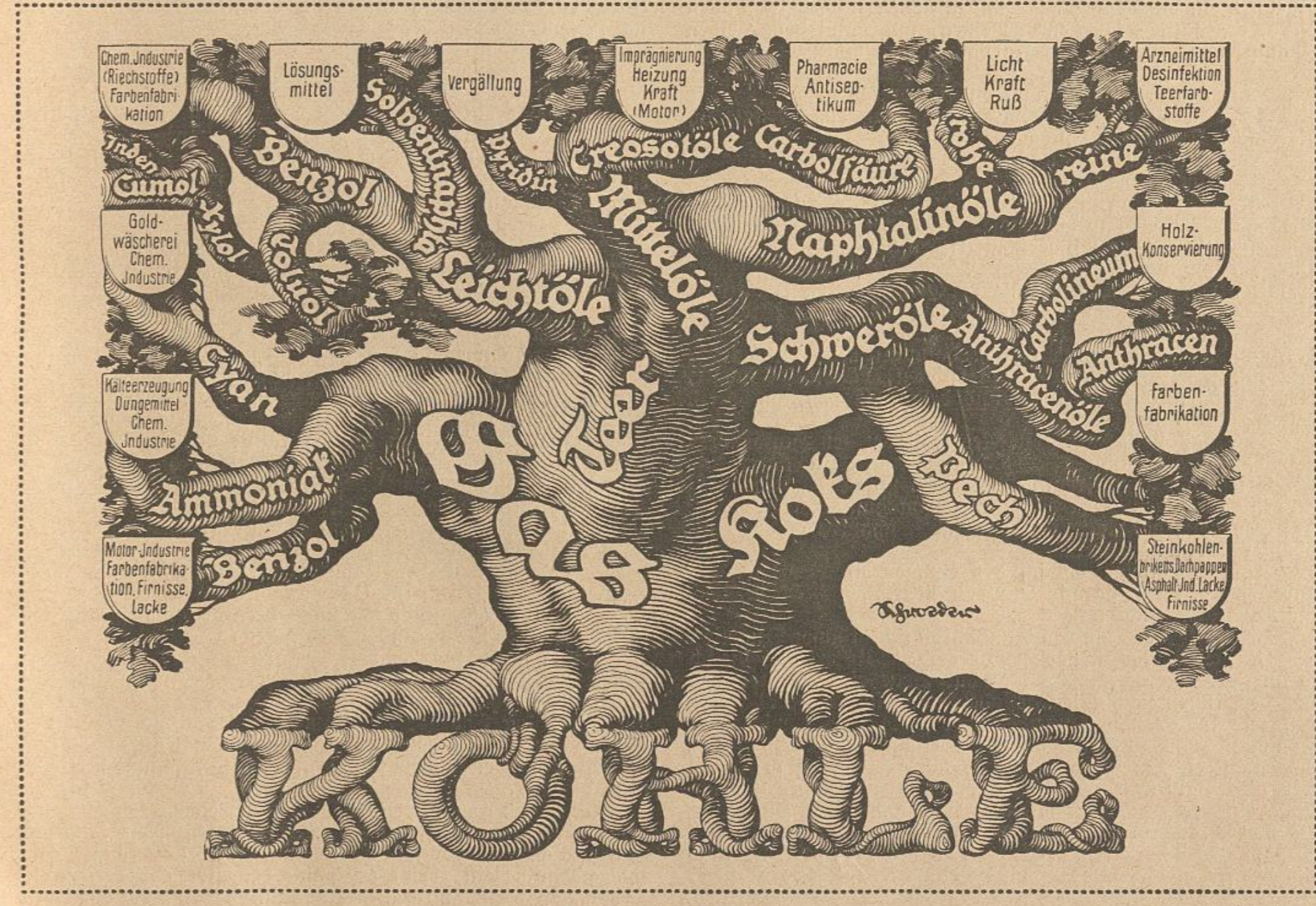
Durch die hier beschriebene viermalige sehr sorgfältig durchgeführte Destillation ist der Teer in seine fünf Hauptbestandteile geschieden. Der Übersichtlichkeit wegen seien sie noch einmal aufgezählt. Steinkohlenteer ist also ein Gemenge von: 1. Leichtölen, 2. Mittel- oder Karbolöl, 3. Schwer- oder Imprägnieröl. 4. Anthracenöl und 5. Pech.

Gebrauchsfertig von diesen fünf Erzeugnissen ist nur das letzte, das Pech. Die Öle dagegen sind bloß erst Grundstoffe für die allerverschiedensten Präparate, so verschiedenartig und verwirrend reichhaltig, daß es im Rahmen eines Aufsatzes ganz unmöglich ist, die Fülle der Erzeugnisse zu erschöpfen. Wir müssen uns darauf beschränken, das Wichtigste anzudeuten; aber auch dies schon ist staunenerregend.

Zuerst die Farben, denn von Teerfarben hat wohl schon jedermann gehört. Aus dem Benzol, dem Naphthalin und Anthracen hat man gelernt, alle Farben des Regenbogens vom hellsten Rot über Gelb, Grün und Blau bis zum tiefsten Violett in Tausenden von Tönen herzustellen. Die ersten von diesen Farben, die entdeckt wurden, das „Fuchsin" (Rot) und das „Mauve" (Violett), bleichten in der Sonne völlig aus, und noch heute werden von diesen Anfängen her die Anilinfarben ein wenig mißtrauisch betrachtet. Seitdem es aber gelungen ist, aus dem Anthracen das Alizarin darzustellen, sind sämtliche Teerfarben in allen ihren Schattierungen völlig lichtecht.

Bis vor wenigen Jahren war der Welthandel bei zwei der wichtigsten Farben auf Frankreich und England angewiesen: ersteres lieferte aus dem in Frankreich viel gebauten Krapp ein schönes Rot, letzteres aus den riesigen Indigokulturen Vorder-Indiens das Blau. Heute sind beide Kulturen völlig vernichtet, weil die deutschen Alizarinfarben besser und weitaus billiger sind, als die Farben aus den landwirtschaftlichen Erzeugnissen jene Länder. Noch vor 20 Jahren lieferte Indien für etwa 70 Millionen Mark Indigo, und Deutschland, das für die blauen Uniformen seiner Soldaten diesen lichtechten Farbstoff nötig brauchte, mußte hierfür an England jährlich mehr als 20 Millionen Mark zahlen. Kurz vor dem Kriege aber hatte sich dies Verhältnis glatt umgekehrt, denn jetzt kaufte Großbritannien von uns für einen fast noch höheren Betrag Teerfarben!

Man kann sich leicht denken, wie unangenehm unseren angelsächsischen „Vettern" das völlige Fehlen dieser Farben wurde, als der Krieg die Lieferung deutscher Erzeugnisse an das feindliche Ausland unterband. Ein bezeichnendes Zeugnis hierfür sind die englischen Briefmarken, die alle seitdem mehr oder weniger abweichende Farbentöne erhalten haben: die richtigen Farben konnte nur Deutschland liefern. Oder ein zweites Zeugnis. Im ersten Kriegsjahre gab England einen großen Auftrag auf Flaggentuche nach Amerika, stellte dabei aber, in der Absicht die deutsche Industrie zu schädigen, die Bedingung, deutsche Farben dürften nicht verwendet werden. Aber diese Bedingung mußte gestrichen werden, denn es gab in der ganzen Welt keine Farben, die es an Güte mit den deutschen hätten aufnehmen können. In der Industrie der Teerfarben nimmt eben das Deutsche Reich weitaus den ersten




Der Stammbaum der Kohle.

Platz ein. An der Gesamterzeugung der ganzen Welt, die nach der letzten mir zugänglichen Angabe auf 150 Millionen Mark geschätzt wurde, war Deutschland mit 120 Millionen beteiligt. Gleich nach dem Kriegsbeginn stellte die englische Regierung 40 Millionen Mark zur Verfügung, um im eigenen Lande leistungsfähige Fabriken für Teerfarben ins Leben zu rufen. Was hierbei herausgekommen ist, ist nicht bekannt geworden; das Ergebnis scheint aber nicht allzu günstig zu sein, denn die sonst immer ruhmredige englische Presse ist, wenn sie von der chemischen Industrie spricht, recht kleinlaut geworden.

Dann die Arzneimittel. Hier liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Die Karbolsäure ist unerschöpflich in der Darbietung neuer und immer wieder neuer Heilmittel. Das Lysol, die Salizylsäure, dann Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin und Pyramidon, weiter Aspirin, Salipyrin, Salol und was weiß ich welche Heilmittel noch mit wunderschönen Namen auf „in“ und „ol“. An sie alle hatte sich das Ausland geradeso gewöhnt, wie wir es getan haben, und die Ärzte in den Heeren der Entente kamen in die peinlichste Lage, als sie diese deutschen Arzneimittel nicht mehr haben konnten. Auch für Arzneimittel stoßen Jahr für Jahr viele, viele Millionen aus dem Ausland in unsere Heimat und erhöhten den deutschen Volkswohlstand.

Aber auch die Duftstoffe werden jetzt in Deutschland aus dem Steinkohlenteer hergestellt! Während man früher den blühenden Blumen in umständlichen und teueren Verfahren ihre Wohlgerüche entziehen mußte, stellt man diese heute täuschend gleich in der Retorte des Chemikers her. Es klingt wie aus einem Zaubermärchen, wenn man hört, daß aus dem Terpentinöl ein Rosenöl dargestellt wird, das dem schönsten Erzeugnis der persischen Blumenfelder an köstlichem Geruch nicht nachsteht, daß aus der Karbolsäure der Duft des Maitranks, aus dem Benzol der des Jasmin hergestellt wird. Und ebenso Veilchen, Heliotrop, Wintergrün und andere. Alle diese Duftstoffe sind künstlich und doch ganz echt, denn ihre chemische Zusammensetzung entspricht durchaus der der natürlichen, in der Pflanze gebildeten Stoffe. Und dabei sind sie billig! Von dem köstlichen Vanilleduft kostete das Kilogramm als Naturerzeugnis wohl 7000 ℳ; das künstliche Vanillin stellt sich in der gleichen Menge auf 30 ℳ, und dabei verdient die Fabrik noch sehr viel.

Aber mit allen diesen Erzeugnissen, die der Steinkohlenteer hergibt, haben wir noch längst nicht alles aufgezählt, was wir ihm verdanken. Aus dem Teer stammt auch das Saccharin, der Süßstoff, der uns über die unangenehme Zuckerknappheit in glücklicher Weise forthilft, entstammt weiter der künstliche Kautschuk, der zweifellos ebenfalls eine riesengroße Zukunft hat, entstammen zwei Sprengstoffe, die sich durch besondere Furchtbarkeit ihrer Wirkung auszeichnen, das Trotyl (Trinitrotoluol) und die Pikrinsäure. Allein diese vier zuletzt genannten Erzeugnisse würden hinreichen, der Teerindustrie eine ungeheure Bedeutung in der Weltwirtschaft zu verschaffen. Und dazu kommt dann all das andere, was ich vorher aufgezählt habe. Es grenzt wirklich an das Wunderbare!

Bei dieser Lage der Dinge muß man sich eigentlich wundern, daß immer noch so viele Steinkohle als solche verfeuert wird! Denn das Heizen besorgt der Koks auch; die Öfen müssen nur entsprechend eingerichtet werden. Gehen doch bei der Verbrennung gegen 20 Prozent des Wertes verloren. Alle die so kostbaren Nebenprodukte fliegen ja durch den Schornstein davon. Tatsächlich treiben wir, wie Sachverständige und Fachleute ausgesprochen haben, mit den Schätzen, die uns die Kohle bietet, eine wüste und wilde Verschwendung, wenn wir die schwarzen Diamanten einfach unter dem Kessel verbrennen. Diese Erkenntnis setzt sich in der Technik immer mehr durch. Vor dem Kriege haben wir Jahr für Jahr ungeheure Mengen Teer aus England bezogen, den wir dann verarbeitet haben. Unsere Aufgabe wird es sein, immer mehr zur Koksfeuerung überzugehen, damit unsere Industrie in der Lage ist, den Teer selbst zu erzeugen, den sie gebraucht, um in noch ausgedehnterem Maße, als es bisher schon geschehen ist, die wertvollen Stoffe darzustellen, die er darbietet.

## Hoppel. Eine Hundegeschichte von Hellmuth Unger.

Auf dem Wege zu unserm Lazarette begegnete ich eines Tages zwei jüdischen Jungen, die einen kleinen Hund mit sich schleppten, sicher zu keinem guten Zwecke, denn das Tierchen winselte und biß um sich. Es gehörte nicht zu ihnen.

Ich habe Hunde gern und war im Kriege bereits zweien begegnet, einem, der im Lazarette seinen Herrn wiedergefunden hatte, der hatte „Karlchen“ geheißen, und dann dem Helden „Pumperlein“, der in den Karpathen von einer Russenkugel niedergestreckt wurde. Mit Hoppel aber was es anders, der sollte mir gehören, und davon will ich erzählen.

„Was wollt ihr mit dem Hunde anfangen?“ fragte ich die beiden Jungen. „Und woher ist er?“

„Wir haben ihn gefangen und wollen ihn schlachten.“

Sie wollten weitergehen. Ich sah mir das Tierchen an. Es war mager, daß sich seine Rippenbogen gegen die glanzlose Haut drückten und durchzusehen waren. Der Hund mußte lange schon herrenlos sich herumgetrieben haben. Zu schlachten wäre an ihm nicht viel gewesen. Als ich vor ihm stand, blickte er mit seinen großen, glänzenden Augen so bittend nach mir, als ahne er, was seine Besitzer mit ihm vorhatten. Und seine Augen konnten reden. Wenn es dir möglich ist, fremder Soldat, und du ein Herz im Leibe hast, dann hilf mir. Und gleichsam um seine Bitte noch zu unterstützen, bäumte er sich im Arme des einen Jungen auf und bellte. Es war mehr ein heiseres Winseln.

Was sollte ich tun? Ein Recht, denen den Hund abzunehmen, hatte ich nicht. Und dann war mein Stabsarzt, das wußte ich, kein Hundefreund. Vor dem müßte ich seinen Besitz erst verteidigen, denn das Halten von Hunden ist verboten.

„Hoppel“, der Name kam mir dabei, schaute nochmals mit höchster Angst nach mir.

Kurz entschlossen bot ich den Jungen eine Handvoll Zigaretten an, wenn sie mir das Tier überlassen würden. Und die überlegten nicht lange.

Ich hatte den Hund und nahm ihn mit in unser Quartier.

In diesen Wochen hatten wir die beste Unterkunft, die ich je im Felde gefunden. Es war das Haus eines Arztes, der vor der Russen nach Wien geflohen war, eines alten Mannes, den wir später noch kennen lernen sollten. Als wir unser Kommando in die kleine galizische Ortschaft bekommen hatten, war noch kein Quartiermacher vor uns dagewesen, so fanden wir dies Paradies. Große Räume mit vornehmer Einrichtung, ein großer Garten mit viel Obst und einem Fischteiche. Es war wundervoll.

In dieses Quartier brachte ich meinen „Hoppel“, übergab ihn der Frau, die uns jetzt die Wirtschaft besorgte, wie sie es früher schon bei dem alten Arzte versehen, und suchte meinen Stabsarzt auf, um ihm von dem Hunde zu berichten.

„Ein Hund?“

„Jawohl, Herr Stabsarzt.“

„Was soll denn der in unserm Quartier? Sie haben wohl lange nicht mehr Flöhe gehabt?“

„Es ist vollkommen ungezieferfrei!“ log ich aus ehrlichster Überzeugung, und bis wir in die Wohnung kamen, war er sicher schon gebadet.

„Ist er groß?“

„Nein. Wie ein Schoßhund und bildhübsch. Er hat eine schwarzsammetne Haut . . .“

„Er wird ein dreckiges Fell haben! Und Sie sollen nicht schon wieder dichten! Sie sind kein Kriegsberichterstatter.“

Ich kannte meinen Chef. Hinter dessen Grobheit steckte ein gut Teil Herzensgüte. Und wenn er so redete, war er wohl schon halb gewonnen.

„Ich werde mir das Tier erst ansehen.“

Als wir nach der Visite ins Quartier kamen, war Hoppel bereits in stubenwürdigem Zustande. ‚Hoffentlich benimmt er sich nun recht gut, daß er sich seine Zukunft nicht gleich verscherzt. Er wird scheu genug sein‘, dachte ich. Hoppel aber dachte nicht daran, er war der frechste Köter, der mir je über den Weg gekommen ist und schien es als Ehrenpflicht zu betrachten, sich sofort von seiner besten Seite zu zeigen.

Er sprang uns entgegen, mit einem selbstverständlichen Gebell, als seien wir Eindringlinge, denen er energisch entgegentreten müßte. Nur der Umstand, daß der Stabsarzt heute die Reithose mit den Ledergamaschen anhatte, rettete ihm sein feldgraues Tuch. Das Leder konnte Hoppel nicht zerbeißen. Solch eine Frechheit! Nun wird er sich seinen Aufenthalt in diesem Paradiese verscherzt haben! Aber nein. Mein Chef lachte und meinte, das sei ja ein ganz verflixter Köter, der erst einmal deutschen Komment lernen müsse. Das hieß, er wollte Hoppel doch im Quartier dulden.

„Wenn er sich nicht anständig beträgt, schmeiße ich ihn doch noch 'raus! Wo sind die Burschen?“

Wir aßen. Und Hoppel, der freche Kerl, statt zu mir, seinem Beschützer, zu kommen, setzte sich neben den Stabsarzt und blinzelte ihn an, bis er einen Knochen bekam. Das Luder ging nach der Charge, und wenn einer die Sterne auf den Achselstücken hat, dann geht er im militärischen Leben immer vor.

Aber Hoppel gehörte nun zu unserer Familie und ich freute mich darüber.

Wenn einer nun erwartet, daß ich Heldentaten von ihm erzählen wollte, so irrt er sich, Hoppel jedenfalls kannte nur Heldentaten nach der schlechten Seite. Aber böse konnte man ihm niemals sein, denn er konnte lachen, so niederträchtig schlau, daß man ihm auch die schlimmste Schandtat verzeihen mußte. Wenn er etwas verbrochen hatte und sich schuldbewußt





fühlte, dann zog er die Schnauzenwinkel in die Höhe und fletschte und kniff die Äuglein zusammen. Und sein Hundelachen steckte dann selbst den grimmen Stabsarzt an.

Es waren schließlich acht Offiziere, die in unserm Quartier in Ermangelung eines Kasinos zu den Mahlzeiten kamen, ich als der jüngste hatte für Speis' und Trank zu sorgen. Und um meine Wirtschaft würde mich manche Hausfrau beneiden. Ich kaufte von den galizischen Bauern Eier ein, vier Heller das Stück, und hatte sie schließlich schockweise in unserer Vorratskammer liegen. Wir speisten damals viel Eiergerichte. Ihr größter Liebhaber war aber Hoppel. Als er eines Tages durch Zufall in die Kammer gesperrt worden war, hatte er sechzehn Stück einfach ausgetrunken, eine Leistung, die ihn aufs Krankenstroh warf und von mir mit einem ordentlichen Eßlöffel voll Rizinus behandelt wurde. Danach lief er wieder umher und ward dicker als je zuvor.

War dies sein erster großer Streich gewesen, so war der zweite eigentlich sein größter. Ich hatte vier junge Gänse eingehandelt, alle vier für zehn Kronen, und war riesig stolz darauf, denn zu Hause besorgte solche Geschäfte meine Frau. Diese Gänse sollten in den nächsten Wochen gemästet werden, um dann in ihrem angenehmsten Zustande unsere Tischtafel zu schmücken. Hoppel wollte es anders.

Eines Morgens machte er im Garten große Raubtierjagd und biß meinen vier Lieblingen stracks die Gurgel durch. Dabei war er nicht größer als seine weißen, befederten Widersacher.

Mein Stabsarzt war nicht wenig erstaunt, als er so bald seinen Gänsebraten bekam, wunderte sich, daß er so wenig fett war. Ich sagte, daß die jungen Gänse die zartesten seien. Meinen Hoppel konnte ich doch nicht an den Pranger stellen.

Das könnte ja sein! Ich hätte doch aber nicht gleich alle vier auf einmal schlachten lassen brauchen.

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt.“

Das war noch die diplomatischste Erwiderung.

Und am nächsten Tagen gab es Gänseklein. Der Stabsarzt als gründlicher Mann vermißte sogleich die Hälse, die er leidenschaftlich gern aß. Die hatte aber Hoppel bekommen.



Beobachter im Gipfel eines Baumes. Aufnahme von Gebrüder Haeckel.

Ich dachte ihm eine ordentliche Tracht Prügel zu. Als ich mit einem frischgeschnittenen Stöcklein zu ihm kam, lachte er, der freche Kerl, und sprang darüber.

So ist er noch um seine verdienten Prügel gekommen.

Eines Tages kam er mit ins Lazarett, in dem die Verwundeten von der nahen Front zusammenkamen und weiter ins Etappengebiet abgeschoben wurden. Dort muß es ihm sehr gut gefallen haben, denn dort blieb er. Allerdings war bei den Schwestern die Verpflegung besser, und Frauenhände sollen bekanntlich nicht so hart sein.

Nach vierzehn Tagen sah er so rund und wohlgenährt aus, daß selbst der Stabsarzt seine Freude an ihm hatte und mir erklärte, wenn es in wenigen Wochen Friede würde — und das wurde es bei ihm immer — er Hoppel mit nach Hause nehmen würde.

„Zu Befehl!“

Das sollte aber heißen: Nie soll es dir gelingen. Wenn einer den Hund bekommt, dann ich.

Sommersende mußte ich krank nach Hause. Ich habe noch versucht meinen Hoppel mitzubekommen, und der besann sich denn auch, daß er mir Dank schuldete, und wollte mit in den Lazarettzug, aber . . . die bleibenden Verwundeten baten mich, ich möchte ihnen die Freude nicht nehmen. Da ließ ich ihn zurück. Und ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.

Von seinen Streichen habe ich allerdings noch viel gehört.

Und der Stabsarzt schrieb mir oft: Hoppel hat wieder zehn Eier gefressen, Hoppel hat einen österreichischen Generalmajor angekläfft und dafür acht Tage Kasten bekommen. Hoppel hat . . . Was hat Hoppel nicht ausgefressen! Aber sein neuer Besitzer wurde dadurch nur stolzer auf ihn. Hoppel ist mit uns vorgerückt. Hoppel hat den Dnjestr durchschwommen. Es ging immer weiter.

Meine Kameraden sind seitdem weit herumgekommen, in Galizien. Jetzt erst habe ich erfahren, daß der Hund nicht mehr ist. In einer Gegend Galiziens war unter den Hunden die Tollwut ausgebrochen, da hatten sie auch den Hoppel erschießen müssen, ehe er angesteckt wurde.

# Von der Tätigkeit der Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft. Von Marg. Jähne.

Seit wir die „wohlgemuten Schuhe“ und ihre Verwandten aus dem Bekleidungsreich an der Abgabestelle für getragene Sachen (S. 235 von Band VII der Illustrierten Kriegschronik des Daheim) verließen, haben sie einen tüchtigen Weg zurückgelegt. Sämtlich mußten sie durch die Läuterungshitze der Desinfektion, aber während die flinken Schuhe nun rasch der Vollendung entgegeneilten, tauchten die Kleider, Hüte, Mäntel, Decken noch in den Jungbrunnen der chemischen Reinigung, und dann erst wandern sie hinauf in die Werkstätten der Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft, Kommandantenstraße 80/81. Hier warten schon über hundert fleißige Hände, um sie zu bearbeiten. Schusterhämmer klopfen, Nähmaschinen rasseln, gewichtige Bügeleisen stehen in Tätigkeit. Nach seiner Vollendung wird jeder Gegenstand mit seinem Preise gezeichnet und kommt nun hinunter in die Verkaufsstelle. Da stehen soldatisch stramm in Reih und Glied prächtige, hohe Männerschaftstiefel zu 11 Mark das Paar, daneben bieten sich derbe, hohe Schnürschuhe für 6 Mark an, und ein Paar zierliche blitzblanke Lackschuhchen zeigen verschämt auf dem weißen Papierfähnchen einen Preis von 4 Mark. Ein hohes Regal, vollgestopft mit Ballschuhen — kaum streift ein Blick der vielen Kauflustigen diese weißen, rosa, himmelblauen, silbernen und goldenen Schuhchen. Es gibt noch mehr solche unbegehrte Artikel; z. B. dort im Wäschelager fällt uns unter den gelichteten Stößen von Tisch- und Bettzeug, Handtüchern, Leibwäsche und Kinderschürzen ein hochgetürmter Haufen von schneeweißen, schöngeplätteten Herrenkragen auf. Niemand kann sie brauchen, allen wurden sie zu weit in dieser kriegsdünnen Zeit. Und weiterhin unter den Herrensachen lassen Dutzende von tadellosen Frackanzügen unbegehrt und unbeachtet ihre tiefschwarzen Schwalbenschwänze hängen. Wer braucht jetzt einen Frack? Wir kommen zum Kleiderlager, wo ebenso langgereiht über Bügeln warme Wintermäntel und Jacken hängen, auch Kostüme. Wollen wir einmal neugierig sein? Zwischen 10 und 30 Mark schwankt der Preis der Frauenmäntel.



Wäschelager.

Auf großen Tischen häufen sich die verschiedensten Dinge. Hier ein Stoß von Wolldecken, dort Herrenfilzhüte — für 1,65 Mark kann man bereits einen feinen olivengrünen Herrenfilz erstehen — weiterhin ein großer Berg von Blusen. — Der Andrang zur Kleiderverwertungszentrale ist groß. Es werden täglich durchschnittlich 1000 Sachen verkauft. Dafür kommt jeden Morgen ein frischer Nachschub aus den Schuster- und Schneiderwerkstätten des oberen Stockwerks hinunter in die Verkaufsräume. Die Käufer — Käuferinnen wohl hauptsächlich — gehören den Kreisen der Arbeiter und kleinen Beamten an. Sonnabends und Montags besonders strömen sie in breiten Massen durch die Verkaufsräume, denn das sind die beiden Tage, wo ihr Geldbeutel noch am straffsten ist. Mütter mit ihren Kindern, samt den alten Großmüttern, die auch ein Wort zum gewichtigen Einkauf sprechen wollen. Am Wäschelager begehren sorgenvolle Hausfrauen unablässig Laken und Bettbezüge, die stets, ach nur zu bald! vergriffen sind. Kräftige Landfrauen lenken ihre bedächtigen Schritte den warmen Mänteln und Jacken zu, in der Sommerhitze nicht den kalten Spätherbst vergessend, wo sie auf nassen Kartoffel- und Krautäckern schaffen werden, während die jungen Großstadtmädel in dem Haufen von Blusen wühlen und sich die leichten Fähnchen gegenseitig probeweise überziehen. Es ist ein Gewimmel, ein Kommen und Gehen; man glaubt es gern, daß 300 Beamte in dem weitverzweigten Betrieb beschäftigt sind.

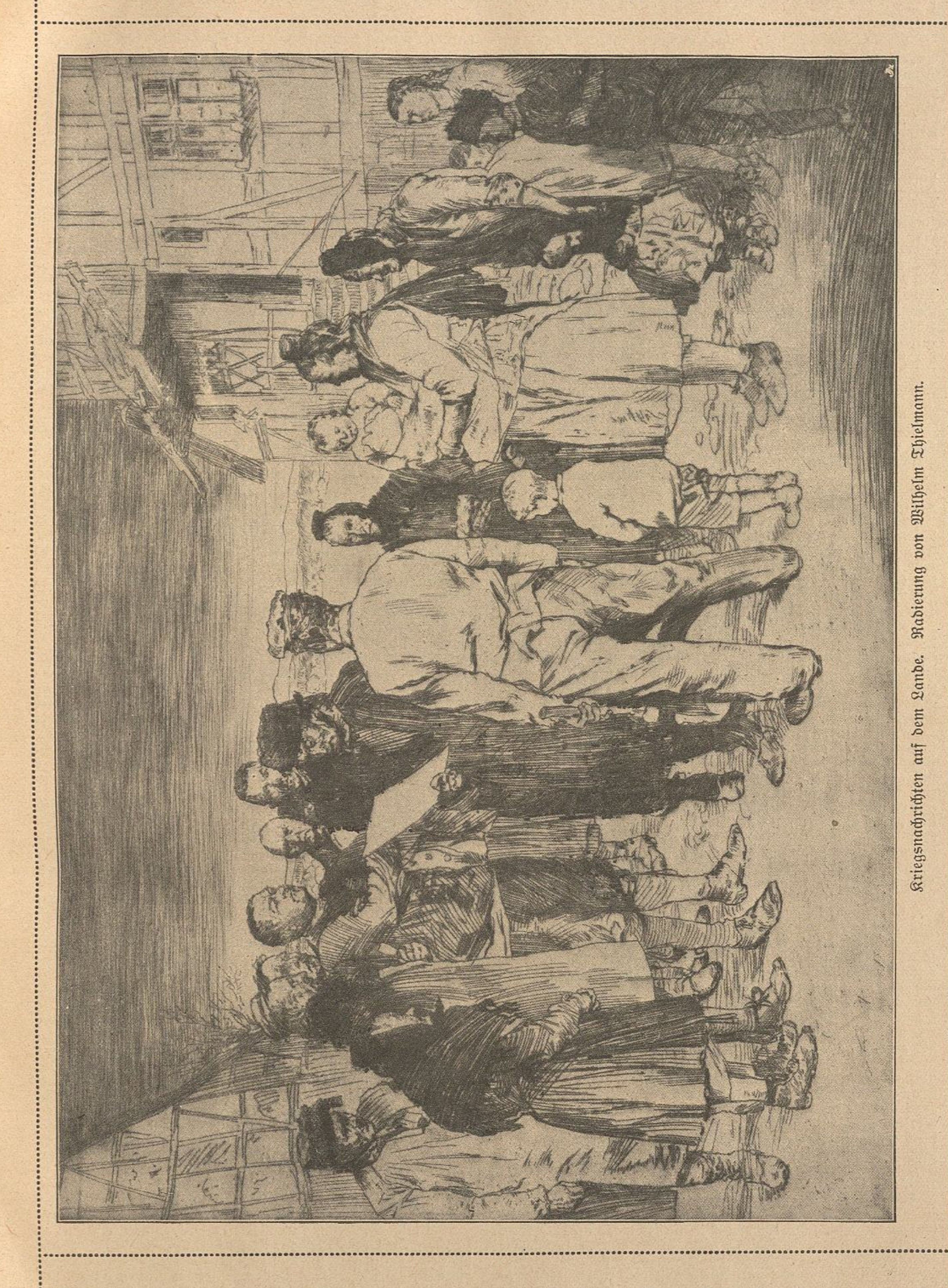




Schuhlager der Berliner Kleiderverwertungsstelle. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Im hohen, hellen Geschäftszimmer sitzen nette junge Mädchen mit hohen Stößen von Karten, Scheinen und Büchern vor sich auf den Tischen. Sie tragen die Nummer jedes angekauften und jedes verkauften Gegenstandes in die Geschäftsbücher ein und ebenso, was er im Ankauf kostete und zu welchem Preise er in seinem neuen Glanze abgegeben wurde. Und dann fertigen sie Bezugsscheine aus.





Kriegsnachrichten auf dem Lande. Radierung von Wilhelm Thielmann.

# Der vaterländische Hilfsdienst. Von Oberstleutnant W. von Bremen.

Vor hundert Jahren führte Preußen, als es galt, die Napoleonische Weltherrschaft zu brechen, die allgemeine Wehrpflicht ein. In unseren großen deutschen Einigungskriegen bestand sie ihre Feuerprobe und brachte uns unsere Siege. Alle großen Staaten der Welt folgten unserem Beispiel und gründeten ebenfalls ihre Heere darauf, zuletzt unser bitterster Feind, England, das erst mitten im Ringen um seine weltbeherrschende Stellung sich notgedrungen dazu entschloß.

Seit drei Jahren schon stehen wir nun im Kampfe um unser Sein oder Nichtsein für alle Zeit. Siegreich haben unsere Heere gen West und Ost ihre Fahnen in das Land unserer Feinde getragen und dort den eisernen Wall gegen die Anstürme immer neuer Millionenheere gezogen. Wunder von Tapferkeit, Heldenmut und nimmer müden Ausharrens haben sie geleistet und vollziehen sie immer aufs neue. Wohl hat auch die Heimat tapfer und unentwegt mitgeholfen an den Taten unserer Helden dort draußen, wenn auch ihre stille Arbeit nicht den Vergleich aushält mit dem, was täglich und stündlich unsere ungezählten Tausende dort leisten müssen. Aber unser Volk auch in der Heimat ist heute mehr denn je entschlossen, all seine Kraft einzusetzen, auf daß der Kampf, der nicht mehr allein von den Truppen draußen, sondern auch von den Völkern im Innern ausgefochten wird, zu einem Siege führt, der unser nationales Dasein für alle Zukunft festlegen muß. Und daß es so ist, davon legt eine neue große Tat Zeugnis ab: die Einführung des vaterländischen Hilfsdienstes.

So wird der 5. Dezember 1916, an dem das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst in Kraft getreten ist, einen gleichen Merkstein in der deutschen Geschichte bilden, wie einst der 3. September 1814, der uns die in den Befreiungskriegen so herrlich bewährte allgemeine Wehrpflicht in Preußen endgültig brachte.

Was soll der vaterländische Hilfsdienst sein? Er soll die Mobilmachung vieler noch brach liegender oder nicht an richtiger Stelle verwendeter Kräfte sein. Neben die Feldarmee soll eine Heimarmee treten. Wohl haben unsere Heimarbeiter in den Stürmen des Weltkrieges schon tapfer und unentwegt mitgekämpft, aber nun soll ihre Organisation ein festes Gefüge durch dies Gesetz erhalten.

Als oberste Behörde für die Durchführung dieser Organisation ist das Kriegsamt geschaffen, an dessen Spitze der in länger denn zwei Jahren trefflich bewährte Chef unseres Feldeisenbahnwesens, der württembergische Generalleutnant Groener, getreten ist. Dieses Kriegsamt soll nun alle Industrien im ganzen Deutschen Reich mit einem großen, gemeinsamen Netz umspannen und alle Arbeitskräfte dafür mobilisieren.

Als Arbeitskräfte für diesen Zweck hat das Gesetz gewissermaßen eine Erweiterung der allgemeinen Wehrpflicht vorgesehen, indem „jeder männliche Deutsche vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten sechzigsten Lebensjahre, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen ist, zum vaterländischen Hilfsdienst während des Krieges verpflichtet“ ist. Für Frauen ist also eine Verpflichtung zum vaterländischen Hilfsdienst nicht vorgesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Angebot an weiblichen Arbeitskräften die vorhandenen offenen Stellen immer noch übersteigt — die bisher im Kriege so bewährte Arbeitskraft der deutschen Frau wird auch in Zukunft ohne jeden Zwang in reichem Maße zur Verfügung stehen und, wie bisher, dort zweckmäßig Verwendung finden, wo Männerarbeit dadurch ersetzt werden kann.

Was nun die Altersgrenze für die Hilfsdienstpflicht betrifft, so bedeutet sie sozusagen eine Verlängerung der Wehrpflicht. Diese reicht bekanntlich nur vom 17. bis zum 45. Lebensjahre, wobei allerdings zu bemerken ist, daß ein Erlöschen der Wehrpflicht der während des Krieges vor dem 45. Lebensjahre in das Heer Eingestellten während der Dauer des Krieges nicht eintritt. Es ist daher auch nur eine Meldung der vom 30. Juni 1857 bis zum 1. Januar 1870 Geborenen vorgeschrieben.

Von der vaterländischen Dienstpflicht ausgenommen sind nur allein diejenigen, die „zum Dienst in der bewaffneten Macht einberufen“ sind, d. h. alle Angehörigen des aktiven Heeres. Auch die Deutschen im Auslande sind hilfsdienstpflichtig, und niemand kann sich durch Austritt ins Ausland der Hilfsdienstpflicht entziehen. Ebensowenig ist auch eine Hilfsdienstpflicht im Ausland ausgeschlossen; d. h. es können Hilfsdienstpflichtige vor allem auch im Etappengebiet verwandt werden. Zunächst hat man hierfür nur freiwillig sich dazu Meldende in Aussicht genommen und verwendet.

Eine der bedeutendsten Fragen ist nun aber weiter: Was ist vaterländischer Hilfsdienst? Das Gesetz sagt darüber: „Als im vaterländischen Hilfsdienst tätig gelten alle Personen, die bei Behörden, behördlichen Einrichtungen, in der Kriegsindustrie, in der Land- und Forstwirtschaft, in der Krankenpflege, in kriegswissenschaftlichen Organisationen jeder Art oder in sonstigen Berufen oder Betrieben, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar Bedeutung haben, beschäftigt sind, soweit die Zahl dieser Personen das Bedürfnis nicht übersteigt.“

In dieser Fassung bedarf der Begriff „Behördliche Einrichtungen“ einer Erläuterung. Nach den Mitteilungen des Kriegsamts fallen auch darunter: Die gesamte Seelsorge sowie alle Einrichtungen für Ernährungszwecke. Unter den Begriff „Volksversorgung“ fällt aber nicht nur die leibliche sondern auch die geistige, die juristische, also: Universitäten, Technische Hochschulen, die Presse in weitestem Sinne, auch die Provinzpresse, die religiöse, die Sonntags- und die Fachpresse, weiter auch die Rechtsanwälte, die Banken und Versicherungsgesellschaften, die Berufsorganisationen von Arbeitgebern und Arbeitern, die Organe der Sozialversicherung und ähnliche Einrichtungen.

Bei den vielfachen Zweifeln, ob ein Beruf oder Betrieb nun als im vaterländischen Hilfsdienst stehend anzusehen ist, und ob weiter die darin beschäftigte Zahl von Personen „das Bedürfnis nicht übersteigt“, entscheiden hierzu besonders im Bezirk jedes Generalkommandos eingesetzte Ausschüsse, sogenannte „Feststellungsausschüsse“, die aus einem Offizier als Vorsitzenden, zwei höheren Staatsbeamten, sowie aus je zwei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestehen. Gegen die Entscheidungen dieser Ausschüsse sind Beschwerden zulässig, über die dann eine beim Kriegsamt eingerichtete Zentralstelle entscheidet.

Wer nun zurzeit nicht in einer Behörde oder Einrichtung, die als vaterländischer Hilfsdienst anzusehen ist, beschäftigt ist, kann jederzeit zum vaterländischen Hilfsdienst einberufen werden.

Zunächst hatte man mit einem Aufruf zu freiwilligen Meldungen für den Eintritt begonnen. Wie aber bereits bei der Beratung des Gesetzes hervorgehoben wurde, ist die Zahl der Müßiggänger heute bei uns nicht mehr allzu groß. So genügten nun auch die freiwilligen Meldungen nicht, und es mußte daher eine „Heranziehung“ zum Hilfsdienst eintreten. An Stelle der Freiwilligkeit ist also der Zwang getreten. Aber auch das genügt nicht, damit das Gesetz in volle Wirkung zu treten vermag. Hierfür gilt daher auch das von unserem Feldmarschall Hindenburg gesprochene Wort: „Ohne Zwang geht es nicht, aber hinzukommen muß die tatkräftige von vaterländischem Pflichtgefühl geleitete Pflichterfüllung eines jeden einzelnen.“

Für die Ausführung dieser Heranziehung zum Hilfsdienst sind nun ebenfalls Ausschüsse gebildet, und zwar sogenannte „Einberufungsausschüsse“, in der Regel einer für den Bezirk jedes Bezirkskommandos. So haben wir nun nicht weniger als 227 solche Einberufungsausschüsse. Sie sind in ihrem Wirkungskreise natürlich sehr verschieden. Während einzelne, in kleinen Bezirken tätige, vielleicht 1000 bis 2000 Hilfsdienstpflichtige haben, verfügen andere über Hunderttausende. Der größte von ihnen in Berlin, der über ganz Groß-Berlin und noch eine größere Zahl von Kreisen der Provinz Brandenburg verfügt, dürfte gegen anderthalb Millionen Hilfsdienstpflichtige unter sich haben.

Auch diese „Einberufungsausschüsse“ bestehen aus einem Offizier als Vorsitzenden, einem höheren Beamten und je zwei Vertretern von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Sie erlassen zunächst schriftliche Aufforderungen an die bei ihnen von den Ortsbehörden gemeldeten Hilfsdienstpflichtigen, sowie Bedarf daran eintritt, den ihnen die bei jedem Armeekorps gebildeten Kriegsamtsstellen mitteilen.

Auch gegen die von den Einberufungsausschüssen verfügte Überweisung steht den betreffenden Hilfsdienstpflichtigen ebenfalls eine Beschwerde zu, über die dann der erwähnte „Feststellungsausschuß“ entscheidet. Welch eine gewaltige Arbeit diesen Ausschüssen erwächst, ergibt sich ohne weiteres aus der hohen Zahl der Hilfsdienstpflichtigen. Die Arbeit wird aber vor allem auch dadurch gesteigert, daß bei der Überweisung zum Hilfsdienst „auf das Lebensalter, die Familienverhältnisse, den Wohnort und die Gesundheit sowie auf die bisherige Tätigkeit des Hilfsdienstpflichtigen Rücksicht zu nehmen ist“. Dazu kommt noch, daß auch „zu prüfen ist, ob der in Aussicht gestellte Arbeitslohn dem Beschäftigten und etwa zu versorgenden Angehörigen ausreichenden Unterhalt ermöglicht“. Es leuchtet ohne weiteres ein, welche Schwierigkeiten so der Entscheidung der Einberufungs- und Feststellungsausschüsse erwachsen.

Schon aus diesem kurzen Überblick dürfte es sich ergeben, von welch einschneidender Wirkung das vaterländische Hilfsdienstgesetz für unsere ganzen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ist. Sein Zweck soll es sein, unsere materiellen Kräfte zu steigern, Waffen, Munition, Heeresersatz herbeizuschaffen, dann aber auch unsere sittlichen Kräfte zu steigern, die Willenskraft unseres Volkes zu stärken und so hinter unserer unvergleichlichen Kampfarmee auch eine ihrer würdige Heimarmee zu errichten, die mit ihr den Sieg für alle Zeit erkämpft.



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

25. Juli 1917: In Flandern gewaltigste Artilleriekämpfe; englische Erkundungsvorstöße zurückgeschlagen. Französische Angriffe am Winterberg bei Craonne. — In Galizien geht der Vormarsch unaufhaltsam weiter; Tarnopol genommen; ebenso Stanislau und Nadworna. Im Susita-Tal Stellungen zurückgenommen.

26. Juli: In Flandern Artillerieschlacht von unverminderter Heftigkeit. Erfolge bei Monchy, Ailles, Hurtebise und am Hochberg. — Fortschritt südlich Smorgon. Buczacz, Tlumacz, Ottynia und Delatyn sind genommen. Die russische Karpathenfront auch südlich des Tataren-Passes ins Wanken gekommen.

27. Juli: In Flandern und im Artois gewaltsame Erkundungen der Engländer gescheitert. Erfolg bei Avocourt. Bei Ailles, Hurtebise und am Hochberg Gegenangriffe. — Der Griezna- und Serethübergang von Trembowla bis Shomorceze erkämpft; Kolomea genommen. Das Tal von Soveja bis zum Oberlauf der Putna aufgegeben.

28. Juli: In Flandern teilweise heftiges Trommelfeuer. Neue Angriffe bei Ailles abgewiesen. Bahnhöfe und militärische Anlagen von Paris mit Fliegerbomben belegt. — In Verfolgung der Russen haben wir die Linie Jagielnica—Horodenka—Zablotow überschritten. Erfolg in den Waldkarpathen. An der oberen Putna zurückgegangen.

29. Juli: Artillerieschlacht in Flandern tobt weiter; erbitterte örtliche Infanteriekämpfe. Angriffe bei Ailles. — In Ostgalizien sind die Russen beiderseits von Husiatyn hinter die Reichsgrenze zurückgegangen. Auf beiden Dnjestrufern geht die Verfolgung weiter. Im Czeremosz-Tal ist Kuty genommen. Angriffe südlich des Ojtoz-Tales.

30. Juli: In Flandern englische Vorstöße. Am Chemin-des-Dames von Cerny bis zum Winterberg bei Craonne heftige Angriffe. — Der Grenzfluß Zbrucz an mehreren Stellen überschritten. Kämpfe bei Korolowka, Zaleszczyska, zwischen Zalucze und Wiznitz sowie beim Vormarsch auf Seletin.

31. Juli: In Flandern stärkstes Trommelfeuer: die große Infanterieschlacht hat begonnen. Am Chemin-des-Dames Angriffe bei Filain. — Weitere Verfolgung in Galizien. Kämpfe bei Niora am Zbrucz. Werenczanka und Sniatyn erkämpft. Erfolg bei Wiznitz. Angriffe am Mgr. Casinului.

1. August: Die große Schlacht in Flandern auf 25 Kilometer breiter Front zwischen Nordschoote und Warnston: Angriffe in der Hauptsache abgewiesen; nur vorderste Stellung geräumt. Neue Kämpfe bei Filain; Erfolg bei La Bovelle. — In Galizien und der Bukowina gehen die Verfolgungen weiter.

2. August: Von Langemarck bis zur Lys heftigste Angriffe verlustreich gescheitert. Erfolglose Anläufe der Franzosen bei Filain und Cerny. — Bei Wygoda russische Nachhuten geworfen. Auch südlich des Dnjestr nähern wir uns der russischen Grenze. Wir stehen vor Kimpolung. Neue starke Kämpfe um den Mgr. Casinului.

3. August: Vorstöße an der Straße Nieuport-Westende, östlich Bixschote und bei Langemarck. Kämpfe bei Allemant, Cerny und auf dem linken Maasufer. — Kurdrynce erobert. Zwischen Dnjestr und Pruth gehen die Russen zurück. Czernowitz besetzt. Straßenkämpfe in Kimpolung; Angriffe am Mgr. Casinului.

4. August: In Flandern und im Artois Kampfpause; Erfolg bei Leintrey. — Nördlich Czernowitz ist die russische Reichsgrenze überschritten. Galizien außer einem schmalen Streifen von Brody bis Zbaraz vom Feinde befreit. In der Bukowina drängen wir über die Linie Czernowitz—Patroutz—Bilka—Kimpolung dem Feinde nach.

5. August: In Flandern keine Angriffe; starker Feuerkampf nur in einzelnen Abschnitten. Gefecht bei Jouvincourt. — Bei Brody und am Zbrucz Artilleriegefechte. Vormarsch auf Chotin. Rarancze und der Westteil von Bojan am Pruth genommen. Russen in die Ebene von Radautz zurückgedrängt. Wama a. d. Motiawa genommen.

6. August: Englische Teilangriffe zwischen der Straße Ypern—Menines und der Lys. Gefechtstätigkeit zwischen La Bassée-Kanal und Scarpe sowie am Chemin-des-Dames. — Längs des Zbrucz örtliche Gefechte. Zwischen Dnjestr und Pruth sowie südöstlich Czernowitz russischer Widerstand. Nach heftigen Kämpfen Radautz genommen.

7. August: Im Trichterfeld von Flandern Erkundungsgefechte; zwischen Hulluch und der Scarpe starkes Feuer. Erfolg in der Schlucht von Bessy und bei Berry-au-Bac. — Vormarsch im Sereth- und Suczawa-Tal; rumänische Angriffe am Mgr. Casinului und bei Kloster Lepsa (am Putna-Tal) abgewiesen. Die russischen Stellungen nördlich Focsani gestürmt.




Rittmeister Freiherr von Richthofen. Radierung von Ernst Schäffer.

# Bei einer deutschen Hafenkommandantur an der Donau. I.

Eine Dienstreise führte mich in diesen heißen Sommertagen nach Rumänien, die Donau abwärts.

Dicht hinter der kleinen Türkeninsel Ada Kaleh kommen wir in die Stromschnellen des Eisernen Tores. Jetzt bei tiefem Wasserstande ist das Strombett, aus dem überall Felsen hervorragen, unpassierbar, und wir müssen den daneben liegenden Kanal benutzen, der erst seit einigen Jahren erbaut ist. Aber auch in diesem Kanal hat die Strömung eine derartige Geschwindigkeit, daß bisher stromauf Schleppdampfer nur ein einziges Schlepp hinter sich heraufziehen konnten.

Diesem Übelstande hat unser Feldeisenbahnchef, dem ja auch die gesamten Wasserstraßen unterstehen, schnell abgeholfen. Neben dem Kanal ist ein Eisenbahngleis gestreckt worden, und jetzt spannt sich außer dem Dampfer noch jedes Mal eine Lokomotive vor den Schleppzug, der auf diese Weise nicht mehr wie bisher vor dem Eingange des Kanals geteilt werden muß.

Bei dem Eisernen Tor kommen wir an die Grenze. Die Berge werden niedriger, und bald darauf erreichen wir die erste rumänische Stadt. Ohne anzuhalten fahren wir an ihr und dem recht belebten Hafen vorüber und kommen immer weiter in die große Ebene der Walachei hinein, wo wir längs des Ufers die weiten, bereits abgeernteten Felder sehen, die uns eine reiche Ernte gebracht haben, ohne die wir den Kampf um unser Dasein kaum hätten fortsetzen können. Jeden Augenblick begegnen uns Dampfer, die eine Anzahl tiefliegender, also vollbeladener Schlepps hinter sich fortziehen.

Endlich erreichen wir unser Tagesziel, die kleine, freundliche Stadt, wo ein guter Freund von mir seit einigen Monaten den Posten eines Hafenkommandanten bekleidet.

Telegraphisch von meiner Ankunft benachrichtigt, empfängt er mich freudestrahlend an der Landungsbrücke.

Wir begrüßen uns händeschüttelnd, während zwei bereitstehende russische Gefangene sich meines Gepäcks bemächtigen.

Aber so einfach ist mein Einzug in Rumänien doch nicht. Schon naht sich die gestrenge Hafenpolizei in Gestalt eines Unteroffiziers und fragt nach Nam' und Art. Eigentlich hatte ich gedacht, daß mein Freund mich kraft seiner Persönlichkeit legitimieren würde. Er aber meint lächelnd:

„Hier gilt gleiches Recht für alle. Zeige nur deinen Paß und Erlaubnisschein vor. Dann will ich Dich wenigstens von der körperlichen Untersuchung befreien, die dir sonst auch noch bevorstehen würde. Unsere Donaupolizei ist jetzt recht scharf. Hier rechts ist der Ankleideraum für die Damen und links der für die Herren."

Nachdem meine Papiere für gut befunden waren, durfte ich die Sperre durchschreiten.

Draußen wartete schon das Auto der Hafenkommandantur. „Wozu braucht Ihr denn eigentlich ein Auto?" fragte ich, „ein Motorboot würde doch für den Wasserverkehr völlig ausreichen."

„Das glaubst Du in Deinem beschränkten Untertanenverstande, mein Lieber. Du ahnst eben nicht, daß ich außer diesem einen Haupthafen noch weitere vier kleinere Verladeplätze unter mir habe, die derartig weit von hier liegen, daß ich mit meinem sonst sehr tüchtigen Motorboot, das allerdings gegen den Strom nur 8 Kilometer die Stunde macht, fast einen ganzen Tag gebrauchen würde, um dorthin zu kommen."

„Was wird denn in diesen kleineren Plätzen verladen?"

„Vor allem das Getreide der diesjährigen Ernte, das die Bauern mit ihren Panjewagen dorthin bringen. Dann aber auch Vieh und Rohstoffe, Leder, Häute, Metalle. In jedem Platze sitzt einer meiner Unteroffiziere zur Aufsicht; aber mindestens einmal in der Woche muß ich doch jeden Hafen selber einmal besuchen und nach dem Rechten sehen."

Jetzt hat das Auto die Uferböschung erklommen, und wir biegen in die Hauptstraße der Stadt ein, die etwa 20,000 Einwohner zählt. Mein Freund macht den Erklärer.

„Hier ist das Elektrizitätswerk. Es hat bei der Beschießung der Stadt durch die Bulgaren etwas gelitten. Die eine halbe Wand fehlt noch, und die Fensterscheiben konnten wir auch noch nicht wieder einsetzen. Trotzdem arbeitet es tadellos. Aber um 11 Uhr abends wird das Licht ausgedreht, um die Bevölkerung nicht zum Leichtsinn zu erziehen. — Die kleine Baracke hier ist die Entlausungsanstalt."

Vor einer hübschen, einstöckigen Villa machen wir Halt. Das blendend weiße Häuschen ist wirklich allerliebst. Ich bekomme ein sehr hübsches Zimmer mit dem Bad gleich daneben.

„Wo befindet sich denn der Eigentümer des Hauses?"

„Den haben wir freundlich aufgefordert, sich irgendwo in der Stadt einzumieten. Mein Adjutant wohnt auch noch hier, und ich konnte es nicht verantworten, daß der Besitzer geblieben wäre, um uns gelegentlich in unsere Arbeit hinein zu sehen. — Jetzt aber mach' dich bitte schnell fertig. Das Abendessen wartet schon auf uns."

In wenigen Minuten bin ich bereit, worauf wir uns zwei Häuser weiter begeben wo die Hafenkommandantur sich ihr Kasino eingerichtet hat. Eine größere Anzahl Herren erwartet uns schon, und nach kurzer Vorstellung geht es zu Tisch. Der Herr Hafenkommandant macht mich mit der Tätigkeit der einzelnen Herren bekannt.

Sein erster Adjutant, ein Hauptmann, ist im Zivilberuf Großkaufmann im Auslande und sehr für seinen jetzigen Posten geeignet. Der zweite Adjutant ist sonst Professor der Philosophie.

Das seetechnische Element ist durch einen älteren Kapitänleutnant vertreten, der in Friedenszeiten einen großen Ozeandampfer nach Amerika gesteuert hat. Jetzt setzt er in sachgemäßer Weise die Schleppzüge zusammen und regelt überhaupt den Verkehr der ein- und auslaufenden Schiffe.

Ein anderer Seeoffizier ist Kommandant der Werft, die erst von uns eingerichtet wurde und bereits eine der bedeutendsten Anlagen längs der unteren Donau ist. Außerdem ist er Vorstand der Bergungsgruppe, deren Tätigkeit darin besteht, die von den Rumänen versenkten Schiffe wieder vom Grunde der Donau ans Licht zu befördern. Am folgenden Morgen soll ich einer solchen Hebung beiwohnen. Er erzählt:

„Sofort in den ersten Tagen nach ihrer heimtückischen Kriegserklärung haben die Rumänen fast alle auf der Donau befindlichen Schiffe versenkt. Es liegen jetzt noch fast 400 Dampfer und Schlepper auf dem Grunde des Stromes, während wir beinahe 200 bereits wieder gehoben haben. Da unterdessen der Wert der Schiffe bedeutend gestiegen ist, so machen wir ein sehr gutes Geschäft dabei, denn die Kosten für Hebung und Wiederinstandsetzung betragen nur ein Viertel des Neuanschaffungswertes, ganz davon abgesehen, daß Neubauten jetzt entweder unmöglich sind oder jedenfalls das Zehnfache der Zeit wie eine Hebung beanspruchen."

Ich wundere mich, warum die Rumänen sogleich nach der Kriegserklärung mit dem Vernichten ihrer doch recht bedeutenden Donauflotte begonnen haben und nicht erst so lange damit warteten, bis der deutsche Einmarsch erfolgte. Sie waren doch anfangs ihres Erfolges über die anscheinend bereits erschöpften Mittelmächte so sicher.

„Vielleicht waren die eingeweihten Kreise keineswegs ihrer Sache sicher. Die schlugen nur los, um die versprochenen Bestechungsgelder zu erhalten. Dazu kam dann noch, daß die Mehrzahl der versenkten Schiffe deutsche oder österreichisch-ungarische waren."

Der nächste Herr, dessen Bekanntschaft ich mache, ist Vorstand der Rohstoffstelle. Er setzt mich durch Mitteilungen über die riesigen Mengen von Rohstoffen in Erstaunen.

Der Rohstoffmann hat aber außerdem noch ein anderes wichtiges Amt. Zusammen mit einem K. und K. Kollegen bildet er die sogenannte Zuteilungsstelle. Diese Abteilung hat bei allen durchkommenden Schlepps zu bestimmen, welche nach Deutschland und welche nach der Doppelmonarchie gehen sollen. Natürlich ist das nicht ihrem Gutdünken überlassen, sondern die Verteilung erfolgt nach einem bestimmten Schlüssel, der sich monatlich ändert und jedesmal eine Folge der Vereinbarungen zwischen den Mittelmächten ist. Dann lernte ich noch einen Hauptmann, den Chef der Donaupolizei kennen, einen sehr tätigen Herrn, der bisher im Berliner Polizeipräsidium gearbeitet hat. Ein Postrat, Vorsteher der Feldpost, und der Doktor, der mir sofort Chinin zu schlucken geben wollte, vervollständigten den Kreis.

„Nimm blos dem Doktor zu Liebe Chinin", meinte mein Freund, „sonst elendet er dich mehr, als es die Moskitos jemals tun werden, denn es gibt nicht eine einzige Mücke, geschweige denn eine Anopheles hier."

Aber das war des Doktors schwache Stelle. „Herr Major wird noch so lange leichtsinnig sein und kein Chinin nehmen, bis er eines Tages mit 41 Grad Fieber da liegt."

Vermittelnd fragte ich: „Woran erkennt man denn eigentlich die gefürchtete Anophelesmücke?"

Gern gab mir der Doktor eine etwas langatmige Erklärung.

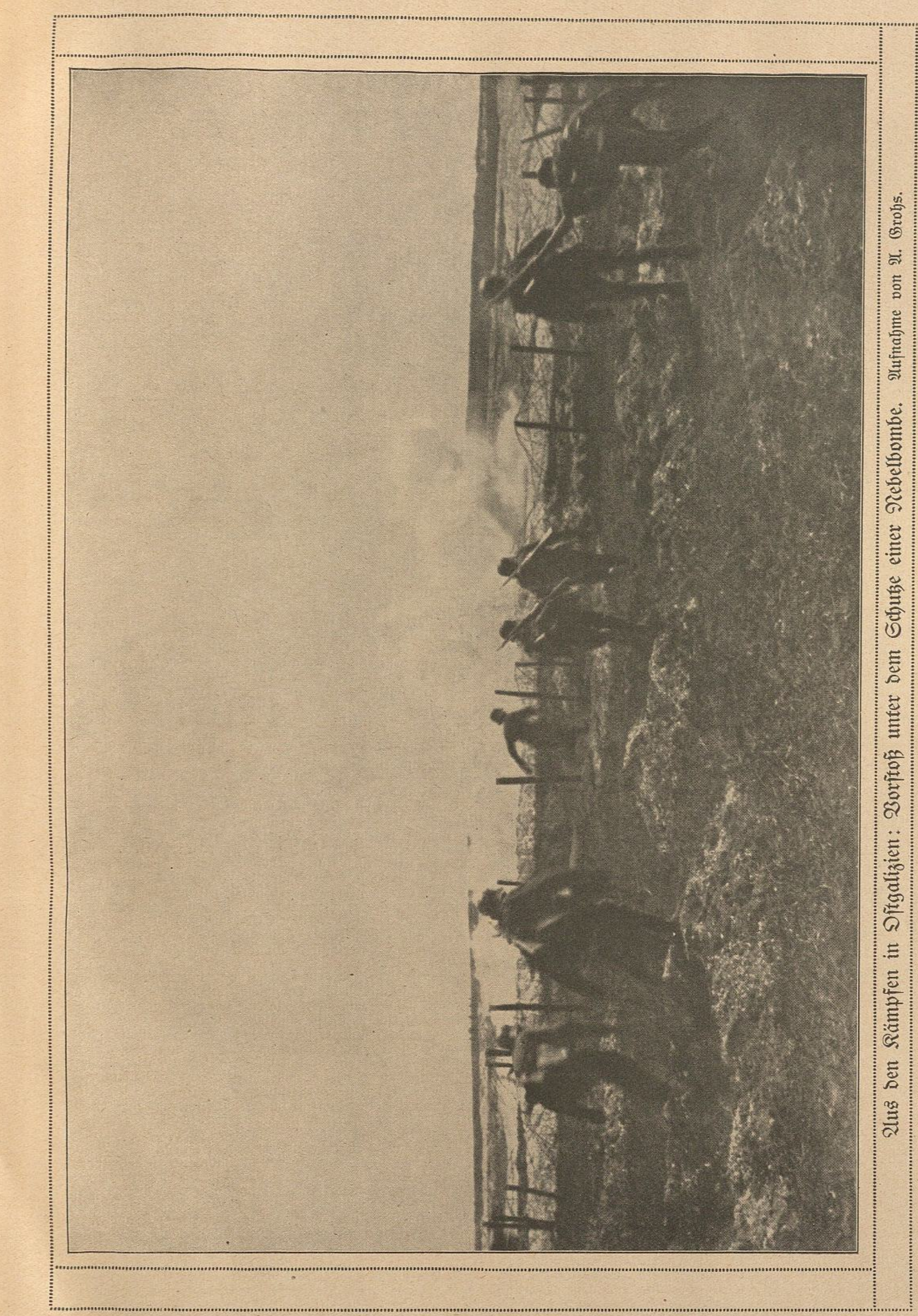
Beide Mückenarten, die harmlose Culex und die Fieber bringende Anopheles sind sich äußerlich sehr ähnlich. Aber man kann sie sofort unterscheiden, wenn sie an der Wand sitzen. Die Culex-Arten, zu denen auch unsere gewöhnliche deutche Mücke gehört, sitzen von seitwärts gesehen gekrümmt und mit dem Hinterkörper dicht an der Wand. Die Anopheles dagegen bilden im Sitzen eine gerade Linie und halten Hinterleib und Hinterbeine weit von der Wand abgespreizt. Trifft man eine derartige Mücke in seinem Zimmer, dann empfiehlt es sich unten allen Umständen Chinin zu nehmen."

Lachend rief der Kommandant des Hafens dazwischen: „Eine einzige Anopheles will der Doktor hier gefunden haben, und darauf hin sollen wir alle uns mit dem vermeledeiten Chinin den Magen verderben."

Der Doktor gab den Kampf auf.

Den weiteren Verlauf des Abends bei rumänischen Landwein und Skat kann ich übergehen. Früh schon gingen wir nach Hause, denn unweigerlich um 11 Uhr erlischt das elektrische Licht. — —





Aus den Kämpfen in Ostgalizien: Vorstoß unter dem Schutze einer Nebelbombe. Aufnahme von A. Grohs.

# Kamerad Tabak. Von Ernst Niemann.

Es hat mich immer ein bißchen verdrossen, das Wort Goethes: „Das Genie raucht nicht.“ Man mag's drehen, wie man will, es behält eine mißachtliche Färbung und wird dem Wesen und Wirken des blauen Rauchgekräusels, dem Sebastian Bach eine Kantate, Hölty eine Ode gewidmet hat, in keiner Weise gerecht. Zur Zeit des Olympiers schnupfte man viel, heute raucht man mehr. Heute raucht auch das Genie, und wer mag's ermessen, wie viele gewaltige, umgestaltend wirkende Gedanken im duftenden Gewölk geboren worden sind. Die Überzahl unserer Geistesarbeiter bildet ein großes Tabakskollegium, das sich aus den wundertätigen Quellstoffen des bitteren Krautes Nahrung für Phantasie und Verstand holt und aus der Opferwolke gesteigerte Lebensgefühle gewinnt wie den Sauerstoff aus der Lufthülle. Allen neun Musen scheinen die belebenden Dämpfe ein wohlgefälliges Element; noch einmal so fabulierfroh tummelt sich darin Pegasus, das alte, brave Götterpferd, freier und freudiger offenbaren sich die Tonweisen dem Künstler zur rhythmischen Gestaltung.

Mir aber ist der Tabak zum Freund und Kameraden, die lange Pfeife zum treuen Weggenossen geworden. Ob ich mich diplomatisch in Rauchwolken hülle und darin vor dem Streit und Geschrei des Tages den schweigenden Philosophen spiele, ob ich sie küre, damit sie Grillen und Sorgen von mir nehme und mich nach allerlei feindseligen Anfechtungen wieder in eine milde, vergebende Stimmung bringe, ob sie die dürftige Leuchte meines schlichten Verstandes zur Klarheit bringen soll: immer ist sie mir helfend zur Seite gewesen, hat mir die Berufsfalten von der Stirn gescheucht und geholfen, mit dem Irren und Wirren des Lebens leichter, als es sonst wohl geschehen wäre, fertig zu werden. Sie gibt mir in der harten Kriegszeit, die unser Nahrungsbedürfnis nach Grammgewichts- und chemischen Grundsätzen regelt, Kraft zum Strecken und Sparen, indem sie aus patriotischen Gründen scheinheilig den Appetit betrügt und die mangelnde Butter und Wurst zum Brot durch Prinzipientreue und Hoffnung auf bessere Tage ersetzt. Wir sind so etwas wie Philemon und Baucis oder wie Orest und Pylades oder sonst eine angesehene Firma auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft. Trennte man uns, ich würde dasitzen, wie ein Schneider mit Leibweh, wie ein lebensmüder Kanarienvogel, dem man die Stange aus dem Bauer genommen hat, ich würde ein ganz greulicher Kerl werden. Wer sich an das Rauchen gewöhnt hat, mag die dabei empfundene angenehme Erregung und das Gefühl allgemeiner Behaglichkeit nicht mehr entbehren.

Es ist auf dieser buckligen Welt nun einmal nicht alles so, wie es wohl sein könnte. Kreuz und quer weben Sorgen und Not ihre Fäden, und die Seele scheuert sich wund an dem alltäglichen Kleinkram, und Macbeths unsterbliche Hexen brauen einen Unverstand zusammen, der die Menschen beständig unter quälendem Gefühlsdruck hält. Es muß daher jedem Ding ein Kulturwert beigemessen werden, das in dieser nervösen, innerlich aufgeregten Zeit die Gefühls- und Nervenspannungen zur Ausgleichung zu bringen und seelisches Gleichmaß, Ruhe und Heiterkeit ins Leben zu tragen vermag. Ob das nun durch die Pfeife des kleinen Mannes oder durch das Goldmundstück in den oberen Stockwerken der Gesellschaft geschieht, der Tabak tut diese Wirkung. Wodurch und warum? Darüber mögen sich gescheitere Leute den Kopf zerbrechen. Das Problem wird noch von den Parteien hin- und hergeschoben; es verläuft mehr in den unsicheren Gefilden der Mystik und der Erfahrungsmetaphysik. Mit der Musik hat der Tabak gemeinsam, daß beide nicht dionysisch aufregen, sondern wundersam anregen und doch auch wieder beruhigen, indem sie durch ihre Fähigkeit der Spannungsauslösung das Gemüt vom Druck des Lebens entlasten und die Seele mit den kräuselnden Wolken oder den harmonischen Tonwogen aus der Erdenschwere in eine freie, heitere Höhe des Fühlens und Denkens emporführen, kurz, die Welt hat wieder einmal Sinn: „David, spiel dem König Saul was vor!“ Dieser Notruf am Hofe zu Jerusalem erklang unter den gleichen Umständen wie die Klage der Frau Johanna: „Wenn unser Bismarck doch erst wieder rauchen könnte!“ Der Raucher wird mit seinem Zorn und seiner Leidenschaft immer schneller fertig als der Nichtraucher, und wenn mir einmal ein temperamentschwieriger Zeitgenosse begegnet, bei dem es innerlich kocht und glüht, so daß weder Menschen- noch Engelszungen noch warme Umschläge einen befreienden Temperatursturz hervorrufen, dann vertraue ich immer noch auf den Spruch von Wilhelm Busch: „Bringt ihm, was er haben muß — Pfeife, Tabak, Fidibus.“

Bismarck, der als zünftiger und erfahrener Raucher vertrauliche Beziehungen zum Tabak unterhielt, hatte nicht übel Lust, die wohltätigen Eigenschaften dieses Wunderkrautes auch politisch auszumünzen, indem er meinte, wie außerordentlich ersprießlich es für das parlamentarische Geschäft sein könnte, wenn sich die Abgeordneten dabei in die Seelenwärmer einträchtiger Rauchwolken hüllen würden. Die Menschen greifen immer gleich nach Äxten und Beilen, um sich einander zu bekehren, wie die Welt sein soll, während doch alles, was man mit Ruhe und Maß anfaßt, viel besser gelingt. Der Gedanke, unsere Parlamente und Rathäuser, in denen die politische und die kommunale Weisheit unter oratorischen Donnern mit Schmerzen geboren zu werden pflegen, mit Hilfe kringelnder Rauchwolken als Stätten galanter Schäferstündchen zu wissen, hat in der Tat etwas Bestechendes. Es gibt aber Leute, die sagen, daß in der Herrlichkeit solcher Stunden die bürgerliche Behaglichkeit in stumpfes Philistertum hinunterrutschen, der starke männliche Bekennerdrang sich in weichlicher Nachgiebigkeit verlieren würde. Als ob's nicht zumeist Raucher gewesen wären und sind, die Tatmenschen, die Männer mit dem starken Wirklichkeitssinn, während doch die Sonderlinge, die vielen wunderlichen Kostgänger an des Herrgotts Tisch mit Vorliebe im Nichtraucherabteil durchs Leben fahren! Beim rauchenden Moslem liegt's in der Natur, nicht am Tabak, wenn er sich beim Ertönen der Gebetsglocke noch mal aufs andere Ohr legt und die Erledigung der Pflichten gegen Allah und seinen Propheten auf eine bequemere Zeit verschiebt. Der Tabak greift nicht an die innere Kraft des Menschen, sondern glättet nur das äußere Gebaren und zügelt das Temperament. Die Menschen brauchen sich nicht sprungbereit gegenüber zu sitzen, wie der Moses von Michelangelo, um wirkliche Stärke und Mannesgröße zu zeigen, mit warmen, freundlichen Bäckeraugen geht's auch, geht's besser. „Die stärksten Gedanken kommen auf Taubenflügeln,“ sagt Nietzsche.

Als ich noch unter dem Heldentum der ersten Zigarren litt, habe ich's sogar fertig gebracht, die Nichtraucher allesamt als schlappe Zeitgenossen anzusprechen. Das ist freilich, wie ich mich später überzeugt habe, in dieser Verallgemeinerung nicht richtig, aber ich glaube doch, daß die meisten das richtige Verhältnis zu dem duftenden Kraut aus dem Grunde nicht gefunden haben, weil sie dieser ersten Gelegenheit zum Heldentum, worin die edle Glut des Jünglings lodert, vorsichtig aus dem Wege gegangen sind. Sie ahnten nicht, daß hinter den Stunden der Qual, in denen man allerdings nicht weiß, ob man auf dem Kopf oder auf den Füßen steht, in der Innigkeit des Genießens ein dauerndes Glück des Sieges harrt. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich erkannte, daß zum Erfordernis der Manneswürde eine Tabakspfeife gehört. Als verborgener Engerling freilich war der Raucher in mir schon früher da, aber heimlich und verstohlen, hinter Hecken und Zäunen und bei Gottlieb im Pferdestall; und immer mit seitlichen Sicherungen und Rückendeckung. Denn obgleich Vater und Großvater selbst qualmten wie ein Fabrikschlot und das Rauchrecht gewissermaßen hypothekarisch auf die Familie eingetragen war, so durfte ich doch damit rechnen, im Falle des Erwischtwerdens den Tag in bußfertiger Stimmung beschließen zu müssen. Diese Erinnerung steht mir ein bißchen im Wege, wenn ich heute unsere soeben eingesegneten Sechserlebemänner, die der Krieg in die geldquellenden Stellen der Erwachsenen geschoben hat, mit der Zigarette im Munde öffentlich und kühn durch das Jahrhundert schreiten sehe; denn es kommt mir vor, als ob unsere Alten nicht ganz unklug gehandelt hätten, als sie die vorzeitigen Unternehmungen ihrer Sprößlinge zum gesteigerten Menschentum zu stören suchten, ohne dabei übermäßige Rücksicht auf körperliche und moralische Gefühle zu nehmen.

Weiß einer, was ein Ölgötze ist? Ich hab' es auch nicht gewußt, bis mir meine Wohnungs- und Kostwirtin gleich am Abend meines Einzugs, während ich zur Krönung des Behagens die lange Pfeife rauchte, die Eröffnung machte, falls ich ihr schönes Zimmer für eine Räucherkammer halte, könnte ich nur sofort wieder ausziehen. Die Art und Weise, in der sie mich zu den angeblichen Pflichten des 19. Jahrhunderts zu bekehren suchte, ließ parlamentarische Schwierigkeiten ahnen. Ich habe auch später die Erfahrung machen müssen, daß Zimmervermieterinnen sich fast immer im Innersten ihrer Hausfrauenseele getroffen fühlen, sobald sie den neuen Herrn mit der langen Pfeife erblicken; sie schielen nach der Pfeife, wie der Weltonkel Wilson nach den Bindestrichen. Wem darum Gott ein braves Weib beschert, das nicht nur in den Kuchenwochen des Ehestandes, sondern auch in dessen weiterem Verlauf fröhlich behauptet, das blaue Gewölk erfülle die enge Welt der Häuslichkeit mit wohligem Behagen, kann sich freuen; er ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen. Also die Frau, in deren Schutz ich mein leibliches Gedeihen gestellt hatte, setzte mir aus Gründen der Stubenpflege sofort den Stuhl vor die Tür. Nun hat aber der preußische Minister von Puttkamer einmal den Begriff „sofort“ dahin erläutert, daß er auch „nach drei Monaten“ bedeuten könne. In der Tat war ich auch nach drei Monaten noch der „möblierte





Herr“ des weiblichen Reibeisens, war sogar samt meiner Tabakspfeife wohlgelitten und befand mich in einem Gehege von Güte und Fürsorge, daß ich mir vorkam, wie ein Leibmops, der sich geliebt weiß. Und das alles, weil die Frau erkannt und begriffen hatte, daß das Pfeifenrauchen den so in jeder Hinsicht ersprießlichen Familiensinn förderlich beeinflußt. Jeder echte Raucher kennt ja das seßhafte Glück, das in den kräuselnden Wolken gedeiht und gegen das alle Lockungen der Welt machtlos sind. Wem dieser Quell des Behagens sich erst einmal erschloß, der möchte in der gegenwärtigen Notzeit des Volkes, wo der einzelne mit Schwerem sich abzufinden hat, wohl wünschen, daß die Pfeife der Großväter ihre Auferstehung erlebte. Ich weiß wohl, daß des Lebens Vorurteil viele weise Sprüche dagegen weiß, und der Weg des Rauchers ist auch sonst nicht unbeschattet. Allerlei falsche Propheten, unbestellte Tempelhüter der Gesundheit stehen gegen ihn. Und seit dem Kriege rauschen die Schwingen düsterer Möglichkeiten um seine Schwelle, er deutet besorgt die Zeichen kümmerlicher Tabaksverhältnisse. Und nun wieder die altmodische, plumpe Tabakspfeife! Bei den Bienen- und Großvätern, bei alten Professoren und Dorfpfarrern — nun ja. Es gibt Gegenden im Reich, wo der oberschichtige Pfeifenraucher um seine gesellschaftliche Möglichkeit kämpft, und schleicht er wie die Katze bei der Nacht, so gucken die andern mit dem Blick eines geängsteten Vogels über den Zaun oder lächeln, wie man eben so lächelt. Ach, was wissen sie denn von der Köstlichkeit einer Pfeife Tabak, die einem zur Not Liebe, Freundschaft, Lust und Kunst ersetzt, dem Arbeitenden, Schaffenden, Unermüdlichen in der heimlich stillen Welt der Häuslichkeit das erregte Gemüt entlastet und entspannt, den körperlich schwer arbeitenden Männern in der wundervollen Müdigkeit des Feierabends die Ruhe der Seele gibt, den knorrigsten Menschen weiche, sinnige, kindliche Wallungen einflößt! Die Großstadt kennt sie nicht mehr, die traulichen, plauderlustigen Stunden der Muße, des häuslichen Stillebens und inneren Friedens bei der Tabakspfeife, wo man in den leisen Tönen der Dämmerung von alten und zukünftigen Tagen spricht und mit hellen, warmen Augen in eine geliebte Welt schaut. Altfränkisch? Warum nicht altfränkisch?! In diesem Stimmungskreis haben sich große Kräfte entfaltet, in ihm sind Männer geboren worden, die in harten Tagen ein Volk oben halten.

„Wenn unsere Leute nichts mehr zu rauchen haben,“ schreibt einer aus dem Felde, „ist nichts mit ihnen anzufangen; sie singen nicht mehr und essen nicht mehr, sie brüten dumpf und haben das Leben satt.“ Aus allen Kriegen der Neuzeit sind uns Tabaksgeschichten überliefert worden, aus keinem so viele wie aus diesem, Geschichten von Tabaksnot und vom Tabakstrost. Es mag ein bißchen dahergeredet sein, wenn Soldaten erklären, lieber auf das Essen als aufs Rauchen verzichten zu wollen. Aber gleich nach Pulver und Brot kommt ihnen doch das Bedürfnis nach Tabak, der ihnen in allen Lagen des harten Kriegslebens kameradschaftlich zur Seite steht. Er hilft ihnen auf den Märschen die Anstrengungen und Entbehrungen ertragen, er vertreibt ihnen den Hunger und lindert die Schmerzen, wappnet sie gegen die niederdrückende Schwere des Erlebens mit seelischem Gleichmut und bringt die durcheinandergeschüttelten Gedanken und Gefühlswerte wieder in Ordnung, wenn in der Einsamkeit langer Grabennächte das Grauen aus der unheimlichen Stille kriecht und die Sinne ergreift.



Schlesischer Landwehrmann. Nach einem Ölgemälde von Prof. Arnold Busch.

Im Überfluß von 1870 hat sich die Liebeszigarre mancherlei nachsagen lassen müssen, heute kann sie eine ganze gutgedrillte, aber tabakhungrige Kompagnie in Verwirrung bringen, wenn ein Glücklicher am Wege steht und raucht. Brahms war bei seinem bedenklichen Korporaltabak, den ihm der Verleger Simrock in seiner Unschuld besorgte, in seinem Gott vergnügt und machte gute Musik dabei. Unseren Feldgrauen sind die gewöhnliche Nicotiana rustica und kohlendes Etappenkraut, die es wirklich manchmal in sich haben, zu Köstlichkeiten geworden. Er fragt nicht mehr nach billig und teuer, die Sorten sind ihm nur rechnerische Gradunterschiede, die die Sache nicht berühren. Rauchwolken müssen um ihn sein. Und wenn die Not am größten, raucht der Herr Major Matratzen-Seegras. Ganz leidlich brennen auch Tee, Baumflechte, Birkenrinde, dürres Moos, Heu mit getrocknetem Kaffeesatz und was die Natur in ihrer sorglosen Größe sonst noch an Feld-, Wald- und Wiesenkräutern zum herrlichen Genießen überall ausstreut.



Unsere Heeresverwaltung kennt das unbezwingliche Rauchbedürfnis des Kriegers; darum liefert sie, was sie kann. Gegen elf Milliarden Zigarren und Zigaretten und Berge von Rauchtabak sind bereits ins Feld gegangen. Und wenn der Heimatraucher diesen Abgang darbend verspürt und den Tabakhändler wie einen Götzen umkost, damit er ihm nur seinen Teil gebe, so mag ihn dabei der Gedanke aufrichten, daß das wundertätige Kraut da draußen Schlachten mit schlagen hilft, indem es den Soldaten die Härten des Krieges erträglich macht und sie durch Grauen und Weh hindurch zur siegenden Frohheit begleitet.

## Abseits. Von Else Nonne.

Voll Grauen trieb mich's und voll Bitterkeit,
Mich, Welt anklagend, abseits zu ergehn,
Und von dem Kampf der aufgewühlten Zeit
Kein Wort zu hören und kein Bild zu sehn.

Und zu vergessen — dich, mein Vaterland,
Du vielgeliebtes. Eine Weile nur
Dort einzugehn, wo stets ich Ruhe fand,
Ins Lichtasyl allheiliger Natur.

Und tiefer noch, wohin das Wort nicht reicht.
Allem entfremdet, was nach Hülle rief,
In jeder Stille, die dem Tode gleicht
Und die das Leben ist — tief, selig tief.

Aber der Abendwind ließ mir nicht Ruh.
Im jungen Wald ward er zur Melodie:
„Was schließest flüchtend du die Augen zu?
Steig aus dir selber wieder auf — und sieh!“

Weit auseinander wogte das Gezweig,
Und unentwegte Sonne sah ich glühn
Auf Felder und auf Gärten weit und reich,
Wo stille Blumen wie im Frieden blühn.

O deutsches Land, umklammert, Inselland,
Furchtbar umbraust von einem Meer von Blut,
Du selbst ruhst unversehrt in Gottes Hand,
Indes dein Kriegsschwert fernab Wunder tut!

# Der Gefreite. Von Friedrich Freksa. (Fortsetzung.)

Noch nie war an einem einfachen Wochentage „Zinkers Gasthof“ so besucht gewesen. Die Leute drängten sich in der kleinen Gaststube dicht aneinander, saßen rauchend und trinkend da und steckten die Köpfe zusammen.

„Dann müssen doch auch noch andere Urlauber kommen,“ sagte einer, „die kriegen doch immer zusammen Urlaub.“

„Ja, dann wird schon etwas im Gange sein,“ bemerkte ein strategischer Kopf, dem diese Redensart seit Ausbruch des Krieges geläufig geworden war.

„Das ist immer so ein gewisses Anzeichen,“ meinte ein Dritter, „die erste Schwalbe, die sich blicken läßt.“

„Wer kann es denn aber bloß sein?“ fragte ein Vierter.

„Jedenfalls ist es ein tapferer Soldat,“ sagte Herr Zinker im Brustton der Überzeugung, denn er hatte den Schläfer schon lange in sein Wirtsherz geschlossen. „Umsonst kriegt kein Gemeiner das Eiserne.“

„Gemeiner?“ krittelte der alte Bauer, der inzwischen zurückgekommen war. „Er hat doch die Knöppe.“

„Wir werden schon alles erfahren,“ tröstete Herr Zinker feierlich. Und mit jeder Minute, die neue Gäste brachte, stieg sein Wohlwollen für das feldgraue Aushängeschild vor seiner Tür.

„Was meint ihr,“ fragte er endlich, „wollen wir ihm nicht ein Frühstück spendieren, wenn er aufwacht? Das ist man doch eigentlich dem Vaterlande schuldig!“

„Ich zahl' eine Mark,“ sagte der Ackerbürger Mathiesen, der ein weiches Gemüt und ein neugieriges Herz hatte. Der alte Bauer, der nicht hinter dem Ackerbürger zurückstehen wollte, der ein alter Prozeßgegner von ihm war, zahlte denselben Betrag, Fünfziger und Nickel fanden sich dazu und bald war ein hübsches Sümmchen beisammen. Herr Zinker überschlug. Er beschloß, dem Soldaten ein extragroßes Beafsteak mit Zwiebeln und Kartoffeln, einen feinen Kräuterschnaps, Butter und Käse und eine ordentliche Flasche Rotwein vorzusetzen.

Immer höher stieg die Spannung in der kleinen Stube. Wann wohl würde der Fremde erwachen? Was alles würde man zu hören bekommen? . . .

Da geschah es, daß die schwere Tür, die von der Gaststube in die Küche führte, mit donnerndem Krach zuflog . . .

Der Gefreite ahnte von alledem, was um ihn her vorging, von all diesen Leuten, die er in Atem hielt, nichts. Zwei ganze Stunden, die ersten, die er in der Heimat zubrachte, hatte er verschlafen. Jetzt drang plötzlich ein wohlbekannter Laut in seine Ohren, der ihm die Wachheit des stets bereiten Soldaten zurückgab: ein Handgranatenschlag, meldete das Ohr dem Hirn, und zwar ganz in der Nähe! . . .

Sein Hals straffte sich. Er schlug die Augen auf und lauschte mit offenem Munde.

„Er ist wach, er ist wach!“ jubelte eine helle Knabenstimme.

„Er ist wach,“ wiederholten schüchterne Mädchen- und ernste Männerstimmen. Und „er ist wach“ klang es fort von Mund zu Mund, von Marktstand zu Marktstand, von Treppenstufe zu Treppenstufe bis in Zinkers Gaststube hinein.

Der Gefreite raffte sich zusammen. Er richtete sich auf und sah mit Erstaunen den belebten sonnigen Markt, die Mädchen, die ihn alle so merkwürdig anschauten, als ob er etwas ganz Besonderes war, die Kinder, die um ihn herumjauchzten und sich an ihn drängten.

Er reckte die steif gewordenen Glieder und wollte sich in Bewegung setzen, weil es ihn innerlich verschüchterte, von all diesen Leuten beobachtet zu werden, weil er sich schämte, auf offenem Markte geschlafen zu haben.

Da fühlte er eine wohlwollende Hand auf seiner Schulter. Eine schmalzige Stimme sagte: „Na, guten Morgen! Endlich ausgeschlafen? Nun haben wir aber wohl ordentlichen Hunger, was? Na, da drinnen ist schon ein Platz für uns.“

Und Herr Zinker schob den Verblüfften durch die Tür ins Haus, ins Gastzimmer, aus dem ihm Stimmengewirr entgegenschlug.

„Endlich . . . er ist wach . . . hurra . . .!“ rief es durcheinander.

„Nun soll er aber erzählen!“

Der alte Bauer drängte die gar zu Neugierigen mit kräftigen Ellenbogen zurück. „Erst laßt ihn mal essen,“ grollte er, „dann ist Zeit genug zum Erzählen!“

Ein Kind, das in einem Märchen aufwacht, kann nicht erstaunter dreinschauen, als der Gefreite. Willenlos ließ er sich auf dem Stuhl nieder, als ihm die Sitzkante an die Kniekehlen geschoben wurde. Die Mauer von fremden Köpfen, die ihn umgab, war ihm unheimlich. Er senkte den Kopf auf den Teller, der vor ihm stand, um sich klarzumachen, wo er eigentlich sei. Da aber erschien wie auf Zauberspruch ein duftendes Beafsteak darauf mit Bratkartoffeln und Zwiebeln, und wie von selbst spazierte ihm der erste Bissen in den Mund. Eine Hand reichte ihm ein Glas roten Weines, und er trank. Da aber wurden die gierigen Geister seines Magens wach. Er griff tüchtig zu. Von allen Seiten drang behagliches und unterdrücktes Lachen an sein Ohr. Wohlwollende Stimmen redeten ihm zu und wünschten ihm guten Appetit. Als er endlich den sauber abgestippten Teller von sich schob und aufblickte, sah er in lauter zufriedene Gesichter, alle schmunzelten, als hätten sie selbst an dem leckeren Mahle teilgenommen.

„Profit!“ sagte der Wirt und stieß mit ihm an. „Profit!“ sagte der Ackerbürger Mathiesen, und „Profit!“ sagte der alte Bauer.

„Nun soll er aber erzählen, woher er kommt,“ ließ sich eine Frauenstimme vernehmen. „Und warum er hier auf dem Marktplatz geschlafen hat!“ rief der alte Bauer und sah ihn erwartungsvoll an. Und aller Augen richteten sich auf ihn in voller Spannung und Neugier. Der Gefreite sah schüchtern von einem zum andern. Er wischte sich umständlich den Mund und hub an: „Unser Regiment liegt seit acht Monaten im Walde von Yvonne . . .“

„Das stimmt,“ bestätigte ein alter Mann im Hintergrunde, „da ist mein Enkel auch.“

„Ich bin nämlich auf Erholungsurlaub hier,“ fuhr der Gefreite fort und holte hastig seinen Urlaubsschein aus der Tasche, um die Wahrheit seiner Worte sofort zu erweisen.

„Sind Sie denn verwundet?“ fragte der Wirt.

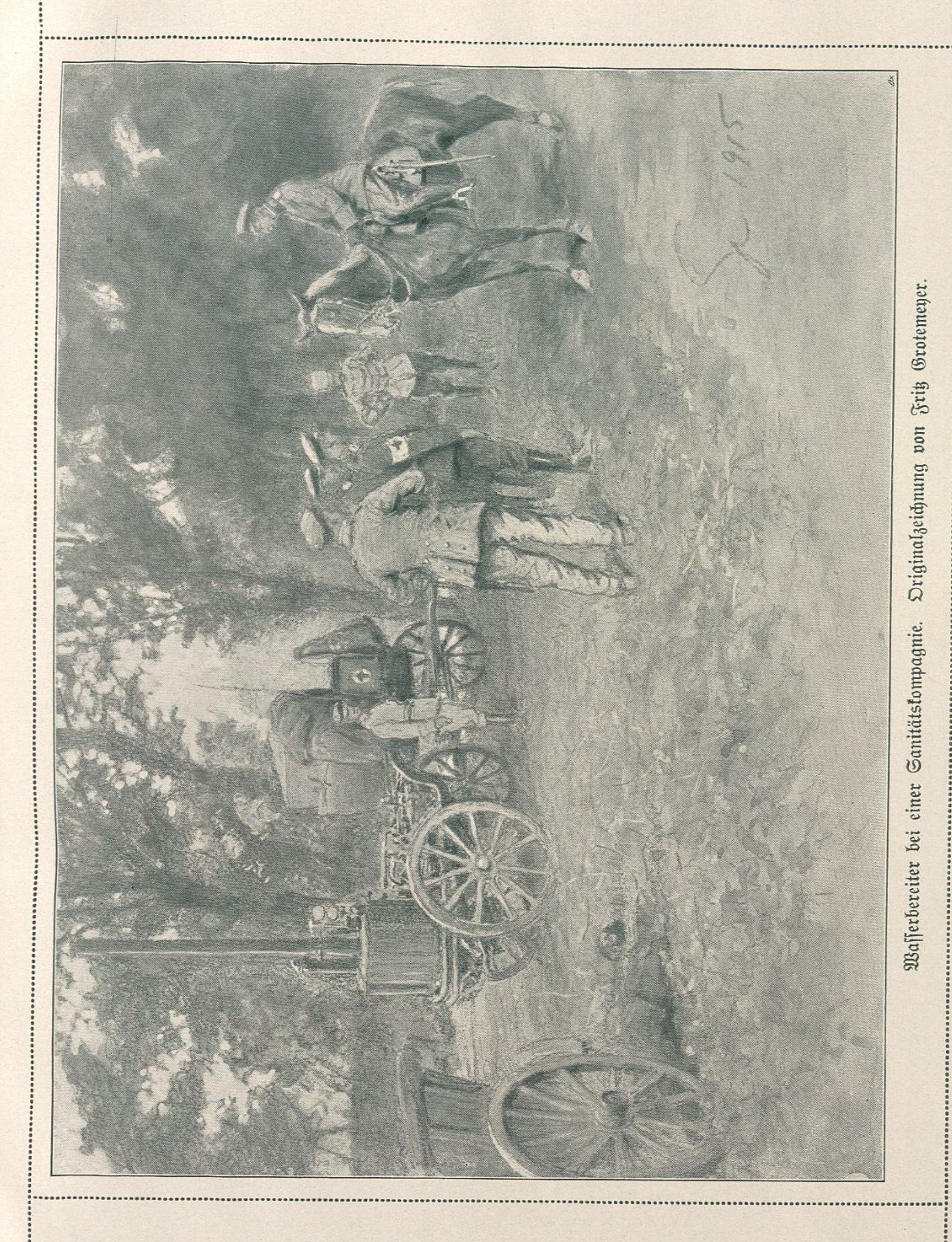
Der Gefreite wurde rot, als wäre ihm ein persönlicher Vorwurf gemacht worden. „Nein,“ sagte er langsam, „verwundet bin ich nicht. Aber sie haben mich in die Heimat geschickt, weil ich von einer Mine verschüttet worden bin.“

„Was ist er? Von einer Mine ist er verschüttet worden?“ summte es in der kleinen Gaststube.

Der alte Bauer hatte den Urlaubsschein genommen und ihn — weit von sich gestreckt — gelesen. Er gab den Paß, nach dem sich viele Hände ausstreckten, weiter an den Wirt. Ein jeder schien es als eine Ehrenpflicht zu empfinden, das kleine Stück Papier in die Hände zu bekommen.

„Sie waren also früher hier am Ort?“ forschte der Wirt.





Wasserbereiter bei einer Sanitätskompagnie. Originalzeichnung von Fritz Grotemeyer.

„Ja," sagte der Gefreite, „beim Tischler Siebenschrot habe ich gearbeitet."

„So, so, beim Siebenschrot! Der ist vor drei Monaten in Polen gefallen. Gott hab' ihn selig," meinte Herr Zinker und trank einen Schluck Rotwein.

Eine grauhaarige, breithüftige Frau in schwarzgestrickter Wollweste schob sich bis zu dem Gefreiten und fragte: „Kennen Sie meinen Tochtermann? Der steht bei den Jägern. Der hat uns auch was von Minen geschrieben."

Der Gefreite schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „Jäger stehen in unserem Abschnitt nicht."

Die Frau aber fragte unbekümmert weiter: „Wie ist denn das aber mit den Minen? Ich hab' schon mal unseren Herrn Lehrer gefragt, der sagt, da wären Gänge in die Erde gemacht, und dann wird Pulver hineingetan und angezündet und dann fliegt alles in die Luft."

Der Gefreite sah versonnen vor sich hin. Ihm wurden lebendig die zerschossenen, wüsten Wälder, die Gräben mit ihrem eigentümlichen, dumpfen Geruch und darüber ein Streifen trostlosen, grauen Regenhimmels. „Ja, Frau," sagte er dann, „solche Minengänge gibt's auch — aber bei uns war's anders. Da haben sie die Minen durch die Luft in die Gräben 'reingeworfen."

Alle drängten näher herzu und horchten auf die unbeholfenen Worte. Hinten aber sagte plötzlich eine schnoddrige Stimme: „Na, der kann aber mal aufschneiden! Da ist ja unser Förster nichts dagegen." Ein sehniger, starkknochiger Mann, mit einer Stahlbrille auf der großen Nase, mit schlaffen Lippen und unrasierten schwärzlichen Backen schob sich nach vorn, stützte sich auf beide Fäuste und fragte in inquisitorischem Tone: „Also Minen, die durch die Luft geworfen werden? Davon haben wir ja hier noch nie etwas gehört! Erzählen Sie doch mal, wie so'n Ding aussieht."

Der Gefreite war durch die Frage betroffen und verblüfft. Er suchte nach Worten. „Das sind Röhren, hohle Röhren," sagte er und formte mit den Händen in der Luft, „hohle Röhren, ich kann es nicht anders sagen. Sie sind so hoch wie der Tisch und wohl noch höher. Und sie sind ganz voll Dynamit und wiegen oft über einen Zentner schwer. Wenn sie groß sind, haben sie hinten Flügel wie ein Propeller bei einer Flugmaschine. Sie werden mit einem Minenwerfer geschossen. Wir haben auch welche. Unsere schweren, die fliegen vierhundert Meter, die leichteren achthundert Meter, die ganz leichten zwölfhundert Meter."

Mit großen Augen und offenen Mäulern hatten alle zugehört. Der Mann mit der Stahlbrille lächelte hämisch und überlegen und sagte: „Minenwerfer? Das scheint also so 'ne Art neumodischer Kanone zu sein."

„Nein," sagte der Gefreite bestimmt, „die Minenwerfer gehören zu den Pionieren, und die Kanonen gehören zur Artillerie. Das ist der Unterschied. Eine Kanone schießt viel weiter. Wenn eine Granate kommt, so klingt es auch ganz anders. Ein Artilleriegeschoß kann man nicht sehen, eine Mine aber fliegt durch die Luft wie . . . wie eine große Wurst, die kann man sehen, das ist ein großer Unterschied."

„Na, hören Sie mal," sagte der Mann mit der Brille, „wie eine große Wurst — das hört sich aber denn doch sehr komisch an."

Herr Zinker, den das Inquisitorium seines geschätzten Gastes schon längst geärgert hatte, schlug sich ins Mittel: „Herr Sekretär, der Mann kommt doch von da draußen, da muß er es wohl wissen. Wir hier im Lande können doch unmöglich alle militärischen Geheimnisse kennen."

Der alte Bauer legte dem Gefreiten die Hand auf die Schulter und fragte: „Na, und wie sind Sie denn nun eigentlich verschüttet worden?"

Der Gefreite wurde wieder rot und erzählte stockend: „Ich stand Posten — am Sehschlitz — da sah ich gerade noch — die große Wurst — in — der Luft — da schrie ich: Achtung! Mine! Und dann war's 'rum."

„Was war 'rum?" klang es aus der atemlos lauschenden Menge.

„Als ich erwachte," fuhr der Gefreite fort, „lag ich schon im Lazarett. Und darum hat mich der Doktor hergeschickt, daß ich mich erholen soll."

„Aber wie war denn das, wie es 'rum war?" fragte der alte Bauer hartnäckig.

„Das weiß ich nicht," sagte der Gefreite. „Ich habe eben in der Erde drin gesteckt und die anderen haben mich 'rausgebuddelt. Das war schon manchmal so, daß Leute verschüttet wurden, aber die waren dann immer tot, wenn wir sie ausgruben."

„In der Erde?" fragte der Sekretär und kniff das eine rechte Auge mißtrauisch zusammen.

„Ja," sagte der Gefreite. „Wenn die Mine in den Graben fällt, so reißt sie die Erde voneinander und verschiebt sie in eine Masse, doppelt so groß wie das Zimmer, und was denn da drinsteckt, das wird zerdrückt."

„Ja, aber warum sind Sie denn nicht zerdrückt worden?" forschte der Sekretär, der seinen langen Kopf über die erste Reihe der Zuhörer vorgestreckt hatte.

„Darüber haben sich auch alle gewundert," sagte der Gefreite. „Ich bin eben davongekommen und andere haben dran glauben müssen. Das ist mal so im Krieg."

Er hatte diese Antwort mechanisch gegeben. Aber nun, nachdem er die Worte gesprochen hatte, überkam ihn die Tatsache, daß er hier unter den Leuten saß und erzählte, von dem erzählte, was da draußen geschehen war, mit einer ungeheuren Gewalt. Ja — warum war er davongekommen, und warum mußten andere sterben? Er dachte zurück an die vergangenen Feldzugsmonate. Die Gesichter der Kameraden wurden lebendig, mit denen er gegessen, getrunken und geschlafen hatte. Er mußte an Stunden denken, wo sie in der Dunkelheit zusammen in ihren Erdlöchern gesessen hatten, dicht aneinander geschmiegt, um sich zu wärmen. Er glaubte ernste, bekümmerte Stimmen wieder zu hören, die mit zögernden Worten vom letzten Briefe aus der Heimat erzählten, von Frau und Kind, vom verfallenen Geschäft, von Elend und unverschuldeter Not . . .

„Na, Prosit!" sagte Herr Zinker und schenkte dem Gefreiten wieder ein. „Stoßen wir drauf an, daß Sie auch den weiteren Feldzug gut überstehen!"

Der Gefreite schaute auf und sah Herrn Zinker vor sich stehen, mit der linken Hand in der Westentasche. Da fiel ihm etwas ein. Wenige Wochen, bevor er zum Militär gekommen war, hatte er ihn auch so vor sich stehen sehen, damals, als er den Wäscheschrank bei ihm abgeliefert hatte. Und er fragte zaghaft: „Herr Zinker, kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr? Ich habe Ihnen doch damals im Juni den Schrank gebracht?"

„Aber natürlich," antwortete Herr Zinker und sah seinen Gast aufmerksam an — doch merkte man am Ton, daß er das mehr aus Höflichkeit sagte, „nur meine ich, haben Sie damals anders ausgesehen."

Der Gefreite fuhr sich übers Kinn: „Damals hatte ich den Bart noch nicht."

„Nun weiß ich Bescheid," rief Herr Zinker. „Dann sind Sie der Willem von der Hanne! Na, das freut mich aber wirklich. Da gratulier' ich noch besonders zum Gefreiten und zum Eisernen. Herrjeh, wenn das die Hanne noch erlebt hätte, die wär' nicht wenig stolz gewesen!"

Mit einem Male streckten sich viele Hände aus. Jeder wollte dem tapferen Soldaten, dessen Mutter in vielen Häusern der Stadt gearbeitet hatte, die Hand schütteln. Der Gefreite drückte alle diese Hände männlich und fest. Aber seine Gedanken waren in einem alten,

großen Obstgarten, in dem hager und gebückt die Mutter stand und den Boden umgrub. Trotz der lärmenden Anerkennung um ihn herum fühlte er sich fremd in diesem Kreis. Diese Menschen da, die ihn umstanden, bedrängten und bedrückten ihn. Er mußte ihnen aber wohl standhalten, denn sie meinten es gut und waren so freundlich.

Schon stand wieder ein Teller vor ihm, auf dem ein großes, lachendes Stück Käse lag, und das Weinglas war zum drittenmal gefüllt.

„Wo haben Sie sich denn das da geholt?" fragte der Ackerbürger Mathiesen und tippte mit dem Zeigefinger auf das schwarz-weiße Band an der Brust des Gefreiten.

„Wir liefen eine Offizierspatrouille," berichtete der Gefreite, „das war noch im Bewegungskrieg im September. Es war im Wald, und wir rannten den Franzosen gerade in die Gewehre hinein. Zwei von unseren Leuten fielen, und unser Leutnant kriegte einen Schuß durch beide Beine. Da hab' ich ihn aufgehuckt und fortgetragen."

Die Gesichter der Leute verrieten eine gewisse Enttäuschung. Sie sahen sich an, als ob sie sagen wollten: ‚Na, das war eigentlich eine einfache Sache.'

Das aber mißfiel wiederum Herrn Zinker, der darauf bedacht war, das Ansehen seines Gastes möglichst zu heben. Er fragte mit lauter Stimme: „Nun sagen Sie aber mal, haben denn die Franzosen das so stillschweigend gelitten, daß Sie den Leutnant wegtrugen?"

Der Gefreite lächelte. „Sie haben natürlich ordentlich zu mir 'rübergepfiffen," gestand er. „Ich hab' aber nur an den Leutnant gedacht und daß der unbedingt wieder zurückmußte. Er war ein sehr guter Herr. Als er merkte, daß er mir schwer wurde, da wollte er durchaus, ich sollte ihn hinter einen Baum legen und dann erst Hilfe holen. Das hab' ich aber nicht getan, denn ich hab' gewußt, daß wir ihn doch nicht hätten holen können. Da hab' ich ihn lieber gleich mitgenommen. Erst hab' ich ihn aus dem Feuer getragen, dann haben wir uns ein bißchen ausgeruht, und dann hab' ich ihn noch eine Stunde weit getragen, in mehreren Absätzen natürlich — und dann haben wir endlich eine Feldwache gefunden."

„Und die anderen von der Patrouille?" fragte Herr Zinker.

„Die anderen?" wiederholte der Gefreite. „Die waren entweder tot oder verwundet. Einige sind gleich wieder sprungweise zurück und haben geschossen. Die drüben waren eben zu viele! Da war nichts zu machen."

Fast traurig senkte er den Kopf.

Er sah wieder den Wald vor sich mit dem dichten Unterholz, aus dem das Feuer plötzlich auf sie eingeprasselt war; sogar von den Wipfeln der Bäume herab fielen zum Teil die Schüsse.

Die Wirtsstube war immer voller geworden. Alle suchten möglichst in die Nähe des Soldaten zu gelangen, um kein Wort zu verlieren, das er sprach.

Bier und Schnaps wurde getrunken, laut wurde über Krieg und Politik geredet. Herr Zinker schritt rüstig hin und wieder und freute sich des unverhofften Geschäftes.

Der Gefreite war zutraulicher geworden. Sie hatten ihn nach dem und jenen Kameraden gefragt, der aus dem Städtchen und seiner Umgebung stammte. Da konnte er besser antworten als auf Fragen nach Minen, nach 42 cm-Kanonen, nach Zeppelinen, nach dem Ende des Kriegs, nach der nächsten Schlacht.

Ein blasser, schmächtiger Mensch mit geröteten Augen, der Gehilfe des Apothekers, klopfte ihm mit dem Zeigefinger auf die Hand und fragte mit heiserer, erregter Stimme: „Sind Sie auch mal in so einer richtigen, blutigen Geschichte drin gewesen, in so einem wilden Bajonettkampf oder so in einem Handgemenge, wo Sie richtig auf die Franzosen losgegangen sind?"

Es ward totenstill in dem niederen Raum, als diese Frage, die dem allgemeinen Verlangen nach blutrünstigen Erlebnissen Ausdruck zu geben schien, hervorsprang.

Der Gefreite krauste die Stirn und wehrte ab: „Es erlebt einer schon alles mögliche. Ins Handgemenge sind wir auch gekommen, und zwar öfter, als wir es vorher gedacht haben."

„Na — und . . ." fragte der junge Mensch, dem die Erregung hektisch rote Flecken auf die schmalen Backen malte, „wie war Ihnen denn da zumute, wenn Sie so einem das Bajonett in den Bauch rannten?"

Der Gefreite wandte den Kopf gequält zurück und sagte: „Es heißt eben vorwärts und man geht vorwärts! Wenn man aber das Eisen aus dem Körper herauszieht und der will es nicht loslassen, das ist . . ." Er vollendete nicht, denn ihm fehlte das Wort.

„Wie ist das?" forschte der Apothekergehilfe gierig. Der Gefreite zuckte die Achseln und wiederholte: „Daran darf einer nicht denken" — und er hatte dasselbe Gefühl in den Fingern wie damals, als das Bajonett nur widerwillig den Körper eines Getroffenen verlassen wollte.

Unwillkürlich ballten sich ihm die Fäuste.

Einen Augenblick, als die Leute ihn in Ruhe ließen, benutzte er, um zu Herrn Zinker zu gehen und ihn zu fragen, ob er vielleicht eine Kammer für ihn habe.

Herr Zinker schlug ihn wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Na, aber freilich! Wir werden doch wohl einen so tapferen Vaterlandsverteidiger noch unterbringen."

„Und was soll das kosten?" fragte der Gefreite.

„Darüber lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen," antwortete der Wirt, „Sie können sich dafür ja ein bißchen bei mir nützlich machen."

Und er überlegte, daß er durch das Angebot des Soldaten den fehlenden Hausknecht in diesen Wochen ersetzen und kostenlos Tischlerreparaturen haben würde. Dazu behielt er den trefflichen Lockvogel für die Gäste im Hause.

Also ward der Gefreite der Knecht des Herrn Zinker. Des Vormittags war er tätig im Stall, im Keller, im Speicher. Kamen Gäste, so mußte er den Waffenrock anziehen und sich in die Wirtsstube setzen. Da fragten ihn die Leute aus, und er mußte Rede und Antwort stehen. Gemach gewöhnte er sich einige Erzählungen an, von denen er wußte, daß man sie gerne hörte. Des Nachmittags sägte und leimte er an alten Schränken und Kommoden und richtete Tischfüße und Stuhlbeine. Diese altgewohnte Handwerkerarbeit tat ihm wohl. Denn da blieb er ungestört und konnte seinen Gedanken nachgehen, die sich dann immer mit den Kameraden draußen beschäftigten. Dann konnte ihn Unruhe ergreifen, so daß er mit gesenktem Kopfe hin und her schritt und rechnete, wie viele Tage schon verflossen waren und wie viele noch blieben, bis er wieder hinaus konnte.

Er hatte so etwas wie ein schlechtes Gewissen, und es war ihm nicht unlieb, wenn ihm abends von dankbaren Zuhörern ein paar Schnäpse gezahlt wurden, so daß er in seiner armseligen Bodenkammer mit schwerem Kopf aufs Bett fiel und bald einschlief.

Überall aber drängte sich die blonde Magd an ihn. Stieg er in den Keller, so prallte er im Dunkel mit ihr zusammen, stand er über ein paar Bretter gebückt, die er zusammenpaßte, so kam sie neugierig dazu. Einmal kam Herr Zinker dazu, wie sie so dicht an ihm lehnte. Sie ging mit rotem Kopf davon. Herr Zinker aber sah ihr nach, blinzelte dem Gefreiten zu und sagte: „Ja, das wäre eine Frau! Sie hat sich schon bei mir ein paar hundert Mark erspart, ich habe das Sparkassenbuch in Verwahrung. Jetzt hat's ihr die Montur angetan,





das sieht man. Wer da schnell zugreifen würde, der hätte etwas Gutes!"

Allein der Gefreite war blöde. Er griff nicht zu, er getraute sich nicht das Mädchen, das schon am frühen Morgen in seine Nähe zu kommen suchte, in die Arme zu nehmen.

Er griff aber nicht zu . . .

Die erste Woche seines Aufenthaltes in der Heimat war bereits vorüber.

Es war in der Nacht vom Samstag zum Sonntag. Ungewöhnlich viel Gäste waren gekommen. Das große Wort führte Johann, der Kutscher des Landrates. Zwei Runden Gilka hatte er schon für seinen Tisch, an dem auch der Gefreite saß, bezahlt. Dafür mußte der aber auch immer wieder erzählen, wie es einem zumute ist, der das Bajonett aus einem toten Franzosen herauszieht.

Herr Zinker, der den Wochenabschluß gemacht hatte, schien an diesem Abend Spendierhosen anzuhaben. Er braute eigenhändig einen Punsch, von dem er die erste Terrine gratis abgab. Das Getränk war so verlockend, daß der Wachtmeister von der Gendarmerie, der Gasinspektor und zu guter Letzt noch der Uhrmacher, jeder eine Terrine nachbestellte für einen halben Taler.

An der Front im Gebirge. Aufnahme Welt-Preß-Photo.

Die blondhaarige Magd hatte eine blaue Sammetbluse angezogen und eine weiße Schürze umgebunden, die hinten zwei große weiße Schleifen hatte. Sie schenkte den Punsch ein und trank den Gästen zu. Am häufigsten aber stieß sie mit dem Gefreiten an, dem das Blut allmählich in den Kopf stieg. Sie warf ihm lange Blicke zu, ließ es aber trotzdem geschehen, daß der weißhaarige, asthmatische Uhrmacher seinen Arm um ihre Taille schlang und daß der schnauzbärtige Gendarmeriewachtmeister sie in die Wange kniff. Sie lachte und knurrte dazu wohlgefällig wie die graue Katze, die auf den dürren Schenkeln des Gasinspektors lag, der das Tier hätschelte und streichelte.

Lieder wurden gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Es ziehen, ziehen ja ins Feld des Königs Grenadiere", „Heil dir im Siegerkranz" und „Der gute Kamerad mit den Vöglein im Walde".

Das Mädchen setzte sich bei dem Gesang zwischen den Gefreiten und Herrn Zinker, die auf der Eckbank am Ofen saßen.

Vor ihr stand die Punsch-Terrine, aus der sie fleißig einschenkte. Sie sang laut mit in schrillem Diskant und zeigte dabei ihre weißen Zähne, die zwischen den roten, feuchten Lippen hervorlugten. Bei der Strophe „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", schmiegte sie sich an den Gefreiten an und legte ihm den vollen Arm auf die Schulter. Als der Schluß des Liedes kam, lag ihre Wange dicht an der seinen.

Der Gasinspektor hatte sich in das Spiel mit der Katze vertieft und nicht mitgesungen. Der Wachtmeister wischte sich den Schnurrbart ab und sagte, als sich alle die trocken gesungenen Kehlen mit dem Punsch feuchteten, indem er das Glas hart auf den Tisch stieß: „Da seht nur den Inspektor an, den alten Junggesellen. Der amüsiert sich mit der Mieze. Was aber ein richtiger Mann und Feldsoldat ist, der nimmt was Ordentliches, Warmes in den Arm."

Der Wachtmeister warf einen Blick auf die Katze, einen anderen auf das Mädchen. Dann legte er sich

hintenüber, faltete die Hände über dem Bauch und brach in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Das Mädchen lief hinaus. Herr Zinker schenkte geräuschvoll ein, und der Gefreite blickte dumm von einem zum anderen. Aber da hoben schon wieder alle ihre Gläser und ließen ihn hoch leben.

„Prosit!“ erscholl es nun von allen Seiten. Alle stießen mit dem Mädchen an. Das heiße, schwere Getränk begann die Leute zu beherrschen. Jeder redete für sich. Der Gendarmeriewachtmeister verzapfte die schon oft erzählte Geschichte, wie er zu Beginn des Krieges ein sehr gefährliches Spionenauto aufgehalten hätte. Der Uhrmacher berichtete zu gleicher Zeit von seinen Erlebnissen als junger Mann in Amerika im Jahre 70.

Der Gefreite schaute in sein Glas. Der Tabakrauch umflorte seine Augen, die Stimmen im Zimmer verschmolzen sich zu einem surrenden Geräusch. Nur den heißen Körper des Mädchens, das sich an ihn schmiegte, fühlte er deutlich. Ihr Kopf legte sich auf seine Schulter, er wandte ihr das Gesicht zu. Da küßte sie ihn.

Im selben Augenblick erhob Herr Zinker sein Glas und rief: „Das lass' ich mir gefallen. Die jungen Kriegsverlobten, sie leben hoch!“

Und alle anderen sprangen auf, stießen miteinander an und sangen: „Hoch soll'n sie leben!“ Der Gasinspektor brummte: „So ist's recht. Es soll nur bald die Kriegstrauung folgen.“

Herr Zinker brachte noch zwei Flaschen Kupferberg Gold und ließ die Pfropfen lustig knallen. Dazu mußte das Grammophon spielen: „Schatz, mein Schatz, ach weine nicht“ und „Hochzeit machen, das ist wunderschön, eia, ist das schön!“

Der Gefreite stand aufrecht in dem Tumult, der sich erhoben hatte, und suchte zur Besinnung zu kommen. Von der Straße her waren ein paar Herren hereingetreten, die vorher im „Schwarzen Adler“ am Honoratiorentische gesessen hatten. Sie tranken noch ein Schnäpschen und gratulierten nun auch, als sie vernahmen, daß Herrn Zinkers Gefreiter sich verlobt habe. Der also zum Bräutigam Gewordene begriff nicht recht, wie alles geschehen war. Aber er ließ es zu, daß das Mädchen sich an seinen Hals schmiegte und ihn küßte. Er wehrte sich auch nicht gegen das Glas Sekt, das ihm in die Hand gesteckt wurde. Er trank es vielmehr in einem Zuge aus, erwiderte alle die Händedrücke derjenigen, die ihm Glück wünschten und taumelte endlich, als die Stube anfing sich zu leeren, zu der schmalen Stiege im Flur, die er mühsam erklomm.

Es war heller Tag, als er mit einem Aufschrei in seinem zerwühlten Bett erwachte. Er hörte sich selbst noch schreien: „Achtung, Mine!“

Draußen läuteten die Kirchenglocken.

Das Entsetzen des Traumes war so stark in ihm, daß er sich mit beiden Händen die Brust hielt, in der das Herz stark arbeitete. Die Welt ringsum schien ihm zu bersten, und er selbst wirbelte irgendwo draußen im endlosen Grau. Langsam erst kam er völlig zu sich. Sein Kopf schmerzte, und seine Augen brannten. Erschöpft streckte er sich aus und ruhte noch ein Weilchen, um zu vergessen, was ihm der Angsttraum vorgetäuscht hatte.

Wieder wurden in ihm die Gedanken an die Kameraden lebendig. Er sah sie draußen in ihren Gräben und Waldlagern. Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er noch immer nicht die Familien seiner beiden ältesten Kameraden aufgesucht hatte, durch deren Vermittlung damals das Meldeblatt aus dem Lazarett an seinen Hauptmann gelangt war.

Diese Gedanken wurden so mächtig in ihm, daß er aufsprang, Kopf, Hals und Oberkörper mit kaltem Wasser bearbeitete, die Montur ausputzte und sich zum Ausgang fertigmachte. Er wollte gleich hinaus ins Freie.

Aber die Magd hatte ihm aufgelauert. In einer weißen Bluse mit grünen Bändern und einem schwarzen Rock kam sie ihm entgegen. Vorwurfsvoll sah sie ihn an und sagte: „Nun haben wir die Zeit zum Kirchgang versäumt.“ Dann zog sie ihn ins Gastzimmer und setzte ihm ein Frühstück vor, das sie in einer Ecke verwahrt hatte, Schinkenbrote und einen heißen Kaffee.

(Fortsetzung folgt.)



Der Krieg. Kartonzeichnung von Walter Corde.



## Zwei Kriegsbilder aus dem Westen. Von Hans Kaspar von Zobeltitz.

### Courrières

Steinkohlenstaub liegt auf den streif'gen Pfützen,
Ist fest und dick auf jedes Ding gebreitet.
Die Bergmannsjungs ziehn nicht mal ihre Mützen,
Wenn unser General vorüberschreitet.
Ein Blick voll Haß. — Sie haben längst vergessen,
Was uns einmal mit Courrières verkettet:
Zur Grube stieg ein Kamerad aus Essen,
Hat ihre Väter vielleicht mit gerettet.

### Loos

Hier tönte einst mit schwerem Hammerschlag
Musik der Arbeit tags und in den Nächten,
Was in der Erden tief verborgen lag
Stieg Korb um Korb empor in breiten Schächten.
Das Lied verklang. Unter den Giftgeschossen
Und Nebelschwaden, die die Feinde sandten,
Ertranken Frankreichs schwarze Diamanten . . .
Zertrümmert liegen hundert stolze Fossen.

## Amerika im Orient. Von Max Roloff.

Den Reisenden, der sich vor Kriegsausbruch von der Seeseite her Bairut näherte, wird es stets in Erstaunen versetzt haben, wenn er vom Turme eines, ganz nahe der großen syrischen Handelsstadt gelegenen, schloßartigen Gebäudes das Sternenbanner wehen sah. Was tut Amerika im Orient, und welche Zwecke verfolgt es hier? so mag sich mancher Deutsche gefragt haben. Trotzdem ist das Thema „Amerika im Orient“ in Deutschland wenig erörtert worden, und die breiten Massen wissen überhaupt nichts von Amerikas Tätigkeit im Orient.

Einen Einblick in die Bedeutung des amerikanischen Einflusses im Orient gewinnen wir schon durch folgende trockene Zahlen. In der Türkei bestanden vor Kriegsausbruch insgesamt gegen 1000 fremde Schulen mit rund 90000 Schülern. Davon entfielen auf:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Frankreich | 530 | Schulen | mit | rund | 54000 | Schülern |
| Amerika | 273 | „ | „ | „ | 18000 | „ |
| England | 126 | „ | „ | „ | 10000 | „ |
| Italien | 67 | „ | „ | „ | 5000 | „ |
| Deutschland | 23 | „ | „ | „ | 3000 | „ |

Aber der Einfluß der Amerikaner im Orient erstreckte sich nicht nur auf das Schulwesen, sondern auch auf andere Gebiete: Handel, Konzessionen für Eisenbahnen, industrielle und landwirtschaftliche Unternehmungen; ein Strom von amerikanischen Reisenden ergoß sich alljährlich nicht nur auf Konstantinopel und Syrien, sondern über den ganzen näheren Orient bis tief nach Persien hinein. Merkwürdig ist es, daß die Vertretung der amerikanischen Interessen bei der Hohen Pforte meistens in die Hände eines Juden gelegt war. Außerdem sind im Laufe der letzten Jahrzehnte viele tausende Syrer, Libanesen, Drusen, Araber, Armenier, Kurden in die Vereinigten Staaten eingewandert.

Syrien ist die Hochburg des amerikanischen Einflusses im Orient. Die arabischen Christen Syriens waren die ersten gewesen, die erkannt hatten, daß, soll es zu einem nationalen Eigenleben kommen, das intellektuelle und moralische Leben des einzelnen von Grund auf erneuert werden müsse. Da traf es sich wunderbar, daß sie in einer fremden Gruppe die wirksamsten Helfer fanden: in den ersten Vertretern des American-Board, die um das Jahr 1830 in missionarischer Absicht nach Syrien kamen. Der demokratische Geist der Amerikaner fiel auf einen guten Boden, denn der Syrer besitzt von jeher einen trotzigen Sinn, der zu Widerstand gegen die früher bestehende despotische Regierungsform führte. Unter Abdul Hamid wurde jeder Versuch, die nationale Selbständigkeit und freiheitliche Einrichtungen zu erlangen, im Keime erstickt; aber die syrischen Vorfechter für die Freiheit entzogen sich der Verfolgung von seiten der Türken und wanderten aus nach Amerika, wo sie eine großzügige arabische Presse gründeten, deren Erzeugnisse unter dem Schutze der amerikanischen Missionen und amerikanischer Konsulate in der asiatischen Türkei in allen Bevölkerungsschichten der arabisch sprechenden Reichshälfte verbreitet wurden. Auch alle arabischen Zeitungen in der asiatischen Türkei genossen reichliche Geldunterstützungen von seiten Amerikas und zählten angesehene amerikanische Orientkenner zu ihren Mitarbeitern.

Der Erfolg der amerikanischen „Missionsschulen“ ist ganz bedeutend; wir dürfen hierfür nicht die Augen schließen. Die englische Sprache wäre im Orient neben dem Französischen gar nicht aufgekommen, wenn nicht die Amerikaner durch ihre beiden Missionsgesellschaften, den American-Board und den Presbyterian-Board, dies großartige Schulsystem geschaffen hätten, das im Verein mit englischen Missionsschulen der englischen Sprache eine Ausbreitung verschafft hat, die es heute fast mit der französischen Sprache aufnehmen kann.

Die Amerikaner unterhielten 1914 nicht weniger als zehn höhere Schulen (College) in der Türkei, deren Lehrziel etwa dem unserer Realgymnasien entspricht; das Syrian protestant College in Bairut hat den Charakter einer Universität. Die nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über das höhere amerikanische Schulwesen in der Türkei, das auf einer breiten Basis von Elementar- und Mittelschulen ruht (1913/14).

| | Schülerzahl | | | Rassen | | | | | | Religionen | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | College | Vorschulen | Gesamtzahl | Armenier | Griechen | Türken | Juden | Araber und andere | Pensionäre | Protestanten | Gregorianer | Orthodoxe | Muhammedaner | Katholiken u. andere |
| International College, Smyrna | 261 | 120 | 381 | 47 | 247 | 49 | 19 | 19 | 86 | 27 | 32 | 240 | 50 | 13 |
| Anatolian College, Marsovan | 83 | 292 | 375 | 148 | 273 | 15 | 2 | 37 | 274 | 81 | 97 | 171 | 16 | 8 |
| Euphrates College, Charput | 154 | 378 | 532 | 525 | — | 2 | — | 5 | 188 | 223 | 298 | 5 | 2 | 4 |
| Central Turkey College, Aintale | 91 | 129 | 220 | 212 | — | 3 | — | 5 | 108 | 142 | 72 | — | 3 | 3 |
| St. Paul's Institute, Tarsus | 90 | 117 | 207 | 188 | 10 | 6 | — | 3 | 159 | 91 | 100 | 10 | 6 | — |
| American Collegiate Institute, Smyrna | 90 | 199 | 289 | 128 | 130 | 1 | 20 | 10 | 55 | 82 | 103 | 83 | 1 | — |
| Central Turkey Girls' College, Marasch | 71 | 81 | 152 | 139 | 4 | 9 | — | — | 28 | 95 | 41 | 3 | 9 | 4 |
| Syrian protestant College, Bairut | 218 | 699 | 917 | 60 | 69 | — | 50 | 738 | 643 | 161 | 29 | 286 | 182 | 190 Drusen |
| Robert College, Konstantinopel | 192 | 278 | 470 | 75 | 204 | 67 | 14 | 110 | 345 | 15 | 70 | 279 | 90 | 4 |
| Konstantinopel College | 120 | 133 | 253 | 67 | 54 | 46 | 19 | 67 | 167 | 22 | 61 | 97 | 53 | 1 |
| | 1370 | 2426 | 3796 | 1589 | 891 | 198 | 124 | 994 | 2053 | 939 | 903 | 1174 | 412 | 227 |

In Syrien allein unterhielt Amerika außerdem noch 114 Elementarschulen mit 5500 Schülern und Schülerinnen; und in der ganzen Türkei wurden nicht weniger als 102 Missionsstationen angetroffen. Auf allen amerikanischen Missionsstationen findet man Krankenhäuser, Kliniken, Apotheken, Waisenhäuser usw., die zum größten Teil, gerade wie die Schulen, mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestattet sind. Neben dem eingangs erwähnten Syrian protestant College in Bairut ist das Robert College in Rumeli Hissar am schönsten Teil des Bosporus als eine Hochburg des Amerikanertums im Orient zu betrachten. Es erhielt u. a. vor drei Jahren eine Schenkung von 6 Millionen Mark von einem ungenannten Geber, womit neue Schulpaläste für eine technische und eine landwirtschaftliche Schule errichtet wurden; auch die Mädchenschule, früher in Skutari, wurde damals in einer großartigen Anlage von Neubauten auf die europäische Seite, nach Arnautköi, verlegt.

Das amerikanische College in Bairut, das der Türkei einen großen Teil ihrer Ärzte, Zahnärzte und Apotheker lieferte, hat eine wundervolle Lage auf dem Vorgebirge von Bairut mit freiem Blick auf das Meer, die Stadt und den Libanon; es besteht aus einem Block von 18 Gebäuden für die verschiedenen Fakultäten, Hörsäle, Wohnhäuser, Aula, Museum, Sternwarte, Hospitäler usw. Vier neue Paläste waren 1914 im Bau begriffen, ein Klubgebäude für die Studierenden mit einer Fülle von großen und kleinen Versammlungsräumen und

drei Neubauten für die Vorschulen und Internate, außerdem ein prächtiger Neubau für eine landwirtschaftliche Schule.

Jeder, der die Amerikaner kennt, wird erstaunt fragen, was der Zweck dieser ungeheuren Ausgaben für ein Land sei, mit dem die Vereinigten Staaten doch so gut wie gar keine Interessen verbinden? Daß die Ausbreitung des Evangeliums nicht der Hauptzweck sein kann, leuchtet ein; denn einmal ist in einem muhammedanischen Staate wie die Türkei die Proselytenmacherei unter Muhammedanern so gut wie ausgeschlossen, und zum andern ist doch auch nicht anzunehmen, daß gerade die amerikanischen Christen es als ihre besondere Aufgabe betrachten, die gregorianischen Armenier und orthodoxen Griechen Kleinasiens zum Protestantismus zu bekehren. Er wäre zu verstehen, wenn eine kleine streng gläubige Gemeinde jenseits des Atlantischen Ozeans sich ein solches Ziel gesteckt hätte! Aber merkwürdigerweise sind in Amerika fast alle Großbanken, Industrielle und Kapitalisten eifrige Förderer der amerikanischen Mission im Orient; sie geben willig, nicht tausende, sondern hunderttausende für diese Zwecke.

Das amerikanische Schulwesen und die Mission im Orient sind Geschäftsunternehmungen großzügigster Art, nichts anderes. Gewiß, unter den amerikanischen Missionaren gibt es viele, die von einem großen Enthusiasmus für die reine Missionssache beseelt sind und die selbst glauben, daß sie die Apostel des Evangeliums in diesen Geburtsländern des Christentums seien. Nicht die Missionare verurteilen wir, wohl aber das System, das nur selbstsüchtige Zwecke unter dem Deckmantel der christlichen Nächstenliebe verfolgt.

Wenn auch die Ausbildung der Ärzte, Zahnärzte und Apotheker nicht so gründlich ist, wie wir dies in Deutschland und anderen Ländern Europas gewöhnt sind, so wollen wir deshalb weder die Unterrichtsmethode noch die ehemaligen Zöglinge der amerikanischen Anstalten herabsetzen. In einem Lande wie die Türkei, wo nicht nur auf dem platten Lande weit und breit, sondern auch in vielen Städten des Inneren großer Ärztemangel herrscht, ist jedes Unternehmen, das sich zum Ziele steckt, Ärzte heranzubilden, sei es auch nur vom Range unserer Heilgehilfen, freudig zu begrüßen. In die tiefsten Tiefen der medizinischen Wissenschaften konnte schon deshalb ein großer Teil der Zöglinge nicht eingeführt werden, weil ihnen die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung zum Teil fehlte und für den Orientalen eine allzulanges Studium eine zu harte Geduldsprobe ist, der er meistens nicht standhält.

So ist es auch mit den Handelsschulen. In denselben hat sich Amerika einen ganzen Stab von äußerst fähigen Handelsagenten, Kommissionären und Vertretern herangebildet, die über den ganzen Orient zerstreut leben und ausschließlich amerikanischen (und englischen) Interessen dienen. Die Vertreterfrage ist für den europäischen Handel im Orient von jeher ein besonders wichtiges Problem gewesen; die Amerikaner haben dies Problem im Interesse ihres Handels gelöst: in allen Hauptplätzen des orientalischen Handels findet man ehemalige Schüler der amerikanischen Colleges, die fließend englisch sprechen, die amerikanischen Verhältnisse genau kennen und dabei auch genau wissen, was der Orient braucht. Und alle diese Vertreter und Agenten verfügen über reiche Geldmittel, mit denen sie eine Reklame nach amerikanischem Muster betreiben.

Überall im Orient, von Kairo bis Teheran, von Konstantinopel bis nach Jemen findet man amerikanische Industrieerzeugnisse; so in der Bekaä, dem Hochplateau zwischen Libanon und Antilibanon, die großen Pumpwerke für die Maulbeer- und Feigenplantagen, sowie allenthalben amerikanische Lokomobilen und Dreschmaschinen, Lokomotiven aus Philadelphia, Eisenbahnwagen, Erzeugnisse der Elektrotechnik, Nähmaschinen, von denen alljährlich viele Tausende in Smyrna eingeführt werden. Amerika beschränkte sich nicht darauf, mit den europäischen Staaten in der Lieferung der üblichen Waren zu wetteifern, sondern die amerikanische Ausfuhr ruhte auf einer für den Orient ganz neuen Besonderheit: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Der Amerikaner war gewiß nicht der erste, der erkannt hat, daß die Zukunft der Türkei in der Hebung der Landwirtschaft begründet ist, aber er war der erste, der diese Erkenntnis in die Tat umsetzte; er führte eine große Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen und neuzeitlicher Geräte ein. Hierbei wollen wir die merkwürdige Tatsache nicht übersehen, daß doch schließlich Amerika an der Hebung der Landwirtschaft in der Türkei nicht dasselbe brennende Interesse hat, wie manche Länder in Europa. Ausfuhrartikel aus dem Orient nach Amerika sind hauptsächlich: Häute, Mohärwolle, Opium, Teppiche und Kunsterzeugnisse. Es darf hierbei auch nicht vergessen werden, daß die Hebung der Seidenraupenzucht im Orient erst möglich gewesen ist, nachdem die Amerikaner durch ihre besonders konstruierten Bewässerungsmotoren die bereits im Aussterben begriffene Maulbeerkultur wieder neu belebt hatten.

Es gibt kaum ein größeres Unternehmen im Orient, an dem nicht auch die Amerikaner finanziell beteiligt sind. Die Hill-Finanzgruppe in New York hat in Smyrna eine ganze Reihe von Gesellschaften gegründet. Noch bei Kriegsausbruch unterhandelten amerikanische Finanzgruppen mit der Hohen Pforte über wichtige Eisenbahn-, Bergwerk- und andere Konzessionen, darunter die bedeutendste vom Jahre 1914: das Bahnprojekt von Samsum am Schwarzen Meer über Siwas in das mesopotamische Becken nach Diarbekr und Mossul, wo die Bahn Anschluß an unsere Bagdadbahn finden würde, mit Anschlüssen durch Armenien nach Rußland und nach Alexandrette am Mittelländischen Meer. Die Aufnahmen hatten ergeben, daß die Geländeschwierigkeiten nicht groß sind, und daß die Einträglichkeit aus Bodenerzeugnissen und Mineralschätzen ohne eine Kilometergarantie des Staates gedeckt sein würde. Es handelt sich hierbei um Bahnstrecken von über 5000 Kilometern! Die ganze Gegend ist besonders reich an Mineralschätzen, insbesondere an Kupfer; die Bahn würde an der berühmten Argana-Kupfermine entlang ziehen, was allein schon das Unternehmen gewinnbringend gemacht hätte. Die genauen geologischen und agrarischen Kenntnisse dieser Gegend verdanken die amerikanischen Finanzgruppen ihren einheimischen Vertretern, ehemaligen Zöglingen der amerikanischen Colleges. Amerika verlangte auf 40 Kilometer zu beiden Seiten der Bahn die Konzession für sämtliche Mineralien, wohingegen der türkische Fiskus sofort 200 Millionen Mark erhalten hätte.

Die Erforschung der Naphthalagerungen in Südwestpersien an der Mündung des Schatt-el-Arab, jetzt Eigentum der Anglo-Persian-Oil-Co., geschah ebenfalls durch Techniker und Ingenieure, die ihre Ausbildung im Syrian College in Bairut erhalten haben. Seit Kriegsbeginn betreibt der amerikanische Generalkonsul in Teheran eine äußerst lebhafte Propaganda, um seine Landsleute zu ermutigen, den Handel in Persien auf Kosten Deutschlands, Österreichs und Rußlands an sich zu reißen. Er stellt den amerikanischen Industriellen und Kaufleuten landes- und sprachenkundige Vertreter zur Verfügung, die alle ohne Ausnahme die amerikanischen Schulanstalten in Ispahan besucht haben.

Die Erfolge der Amerikaner im Orient sind um so auffallender, wenn man bedenkt, daß die großen europäischen Staaten schon viel früher als die Amerikaner Missionare und Kolonisatoren in den Orient geschickt haben. Der Erfolg ist also der Methode zuzuschreiben, mit der die Amerikaner arbeiten. Die Grundsätze dieser amerikanischen Methode sind folgende. Die Besten aus der einheimischen Bevölkerung werden ausgesucht, um ihnen die abendländische Kultur zu übermitteln; das Christentum unmittelbar zu übertragen, ist unmöglich. Die Schüler müssen in praktischen Dingen ausgebildet werden, als Ärzte, Apotheker, Lehrer, Techniker, Ingenieure, Landwirte, Kaufleute. Die Erziehung muß amerikanisch sein, und streng nach amerikanischem Muster erfolgen, genau so wie dies in Boston geschieht; dadurch macht man die Orientalen zu Amerikanern.

Also nicht die Christianisierung des Orients liegt der amerikanischen Missionsgemeinde am Herzen, sondern die Amerikanisierung. Auch in Bulgarien haben die Amerikaner auf ähnliche Weise missioniert, und die amerikanische Schule in Samakov diente als Grundlage für das bulgarische Schulwesen. Dem Deutschen gilt eine solche Missionsmethode als unehrlich und unchristlich, und mit Recht; Deutschland will auch die Völker des Orients nicht germanisieren, wie sie Amerika amerikanisieren will. Manche von den wenigen deutschen Schulen im Orient brauchen in keiner Beziehung einen Vergleich mit den amerikanischen Colleges zu scheuen; wenn diese auch mit geradezu fürstlichen Geldmitteln arbeiten können, so ist doch zweifellos der Unterricht in den deutschen Schulen gründlicher und tiefgehender, als in den amerikanischen Unterrichtsanstalten. Lernen können wir trotzdem viel von den Amerikanern. Die englischen, französischen und russischen Schulen in der Türkei wurden schon Ende 1914 geschlossen; ob die amerikanischen Schulen jetzt, nachdem die diplomatischen Beziehungen zwischen der Türkei und Amerika abgebrochen sind, auch geschlossen wurden, ist nicht bekannt geworden. Es würde dann von ausländischen Schulen nur noch deutsche geben. Hierdurch ist eine große Verantwortung auf unsere Schultern gelegt worden; es wäre ein großer Fehler, wollten wir einfach unser altbewährtes Schulsystem in den Orient verpflanzen; für den Orientalen taugt das nichts. Das amerikanische Schulwesen im Orient germanisiert, das wäre das Beste, was wir unseren türkischen Bundesgenossen schenken könnten. Also nicht: die deutschen Schulen amerikanisieren, sondern umgekehrt. Um das zu erreichen, müssen wir freilich bei den Amerikanern in die Lehre gehen. Wir wollen aber von Anfang an ehrlich sein: unsere Schulen im Orient dürfen keine Missionsschulen sein, wie die amerikanischen; man kann und muß trotzdem gerade die Missionare als gründliche Orient- und Sprachenkenner zu Rate ziehen und im Schulvorstand wie im Lehrkörper mitwirken lassen. Missionschriften bleibt ja trotzdem noch ein reiches Feld für ihre Betätigung im Orient durch die Errichtung von Kranken- und Waisenhäusern. Dies ist der Weg, der eingeschlagen werden muß, wenn wir dem weiteren Amerikanisieren des Orients einen Riegel vorschieben und an die Stelle amerikanischer Industrieerzeugnisse deutsche setzen wollen.





# Zwei Heldenlieder.

### Ohne Kreuz.

Mit keinem Kreuze haben
Sie seine Brust geziert —
Er starb im Schützengraben,
Wie's einem Held gebührt.

Hat seinen Mann gestanden
Nach tapfrem deutschen Brauch,
Und schlug den Feind zuschanden,
Kühn wie die andern auch.

Er ward nicht eingegeben — —
Über dem Grabenbeet
Seh' ich das Kreuz doch schweben
Das nimmermehr vergeht.

August Sturm.

### Grabschrift.

Am Bachbett brennt die bitt're Beere
In ihrer Reife tiefstem Rot.
Mir ist's, als wenn es Herzblut wäre
Von Kameraden, wund und tot.

Da ruhn die Treuen still beisammen,
Gebettet all zum letzten Schlaf,
Verklärt im Glanz der Sonnenflammen,
All die, die heut die Kugel traf.

Und auch mein Freund ruht in der Erden.
Mein Herz, was schlägst du laut und jach?
Auch du mußt balde stille werden!
Drum still mein Freund! Ich komme nach!

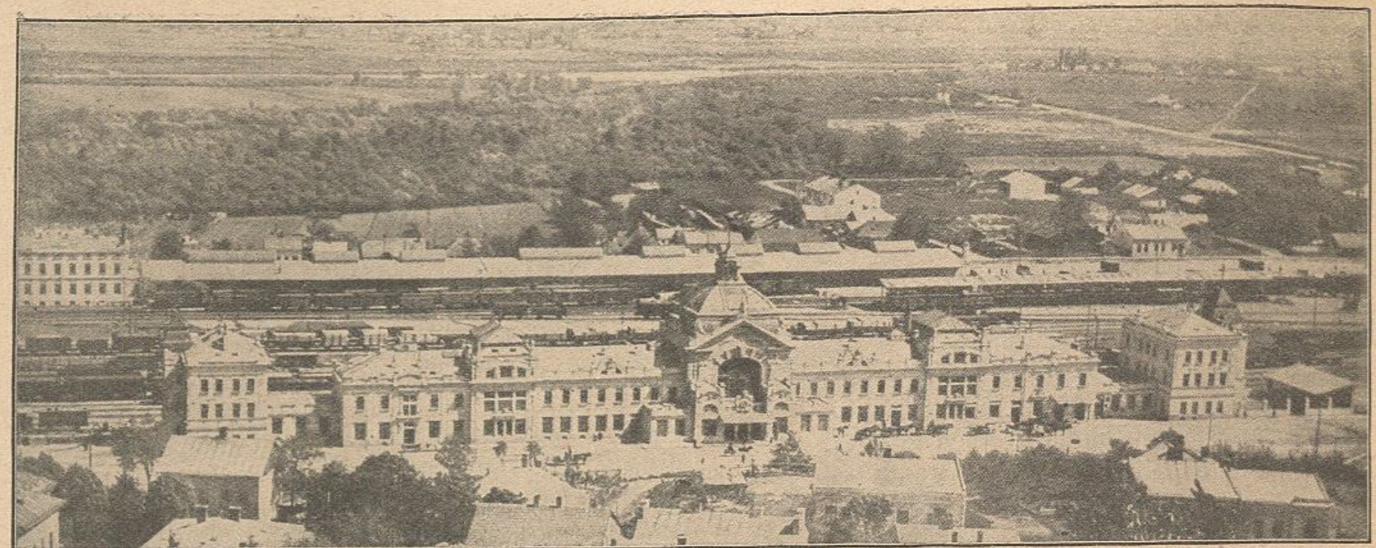
Von unbekannter Hand auf dem Grabe des am 5. Oktober 1915 in Frankreich gefallenen Unteroffiziers Ch. Brandt gefunden

## Unsere großen Erfolge an der Ostfront.

„Im Osten ist durch den Siegeslauf der verbündeten Truppen Galizien fast völlig, die Bukowina bereits zum größten Teil vom Feinde gesäubert," so konnte der deutsche Kriegsbericht in den ersten Tagen des August verkünden. Unser erstes Bild zeigt den Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit Herren seines Stabes. Die ihm unterstellten Truppen haben sich bewundernswürdig geschlagen und in unwiderstehlichen Angriffen die immer aufs Neue Widerstand versuchenden russischen Reserven vor sich hergetrieben. Ungeheuren Jubel erregte es, als am 2. August von Norden her österreichisch-ungarische Truppen des Generaloberst von Kritek und südlich von Westen her k. und k. Truppen unter Führung des Heereskommandanten Generaloberst Erzherzogs Joseph in Czernowitz eindrangen, der schönen Hauptstadt des Buchenlandes (denn das bedeutet Bukowina). Damit ist es zum dritten Male aus der Hand der Russen befreit: zum ersten Male am 23. Oktober 1914, dann am 19. Februar 1915 und endlich jetzt. In Czernowitz verloren die Russen nicht nur ihren wichtigsten Etappenort, sondern auch einen sehr bedeutenden Bahn- und Straßen-Knotenpunkt. Hoffentlich ist das Geschick der wichtigen Stadt damit endgiltig festgelegt.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes, bei der Besichtigung erstürmter Stellungen in Ostgalizien.
Aufnahme des Bild- und Filmamtes.





Oben: Der Bahnhof in Czernowitz. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros. — Unten: Biwakierende deutsche Kolonnen in Ostgalizien. Aufnahme des Bild- und Filmamtes.

## Den Ausziehenden.

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
Daß dieser falle und jener heil heimwärts geht.
Doch später ist in Stein und Lied zu lesen,
Die im Kampfe fielen, sind unsere Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
Ob einem die Kugel ausläßt oder herübernimmt.
Und bliebest du zu Hause und wärest nicht dabei,
In Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
Ich übrig bleiben soll, ein andrer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?

Walther Heymann (gefallen bei Soissons).



# Bei einer deutschen Hafenkommandantur an der Donau. II.

Der nächste Morgen brachte uns die Besichtigung des Hafens. Im Kraftwagen fuhren wir wieder zur Landungsbrücke hinunter, um ein Motorboot zu besteigen. Der erste Anblick zeigt mir etwa 50 Dampfer und Schlepps, die längs des Kais oder auch im offenen Strom ankern. An verschiedenen Stellen ragen die Schornsteine oder die Masten von versenkten Schiffen aus dem Wasser und harren ihrer Wiedererstehung.

Knatternd fuhr das Boot ab, und schon nach wenigen Minuten legen wir bei zwei großen Schlepps an, die merkwürdige Aufbauten zeigen. Der Vorstand der Bergungsgruppe, sonst Chefingenieur einer unserer größten Schiffswerften, macht den Erklärer.

„Sie sehen hier zwei alte russische Schlepps, die wir auch erst gehoben haben. Verschiedene Schußlöcher an den Außenwänden zeigen noch die Art ihrer Versenkung an. Wir haben sie nur so weit ausgebessert, als es für unsere Zwecke nötig war. Ihr Äußeres ist daher nicht gerade berückend. Über beide nebeneinander liegende Schiffe sind zwei mächtige Traggestelle gelegt, die aus je vier sehr dicken Baumstämmen bestehen, die eng miteinander verschnürt sind. Von diesen Tragebalken herab sehen Sie vier starke Drahtseile ins Wasser hinuntergehen, an denen ein in der Hebung begriffener Dampfer hängt. Die Drahtseile sind anfangs durch Taucher unter dem Dampfer befestigt worden, was keine ganz einfache Arbeit war, weil der Dampfer über ein Meter tief im Donauschlick saß. Unterdessen hat man durch Einlassen von Wasser die Schlepps soweit gesenkt, als es irgend möglich ist. Sind dann die Seile fest angezogen, so wird durch Dampfpumpen das Wasser aus den Schlepps gepumpt. Diese heben sich allmählich und ziehen das versenkte Schiff aus dem Schlamm heraus. Augenblicklich schwebt es bereits zwischen den beiden Schlepps, hat aber immer noch fünf Meter Wasser über Deck. Wir sind jetzt dabei, die ganze Vorrichtung nach dem gegenüberliegenden Ufer zu fahren, wo ein harter Untergrund ist, und zwar so dicht ans Land heran, bis der zu hebende Dampfer auf Grund aufliegt. Jede solche Hebung bringt den Dampfer um anderthalb Meter höher, so daß wir ihn nach vier bis fünf Malen an der Oberfläche haben. Ist er erst soweit, dann ist das Spiel gewonnen. Seine Lecks werden durch Taucher abgedichtet, der Sand und das Wasser aus seinem Inneren entfernt, und nach kurzer Zeit schwimmt er wieder und kommt zur Instandsetzung auf die Werft."

„Haben nicht viele der versenkten Schlepps noch eine Ladung in sich und kann man diese noch verwenden?" fragte ich.

„„Bei uns wird alles verwertet,““ entgegnet mein Freund, der Hafenkommandant. „„Wir haben eine große Anzahl Getreideschlepps gehoben, deren Ladung buchstäblich zum Himmel stank. Zum Fortwerfen war sie aber doch zu schade. Anfangs machten wir den Versuch, das in Gährung übergegangene Korn, das bereits über sechs Monate im Wasser lag, auf dem schönen Asphaltpflaster vor dem Theaterneubau zu trocknen. Es gelang auch ganz gut, aber die ganze Stadt wurde verpestet, und unser Doktor machte mir mit sanitären Bedenken die Hölle heiß. Daher haben wir uns jetzt auf einem alten Schlepp eine Trocknungsanstalt errichtet, in der wir alles nasse Getreide in kürzester Zeit dörren. In diesem Zustande wird es nicht nur vom Vieh sehr gern genommen, sondern man kann sogar noch Spiritus daraus brennen.““

Unterdessen sind wir weiter gefahren und nähern uns einer Anzahl höchst seltsamer, schwimmender Maschinen. Wie große Krane sehen sie aus mit einem mächtigen Rüssel an jeder Seite. „„Das sind Getreide-Elevatoren,““ belehrte mich mein Freund. „„Sie gehören der Z. E. G. Für deinen Laienverstand muß ich wohl hinzusetzen, daß das „Zentral-Einkaufs-Gesellschaft" bedeutet. Sie dienen dazu, das Getreide direkt aus den Eisenbahnwaggons oder den Fuhrwerken in die Schlepps umzuschlagen. Wir haben zehn Stück davon hier, die natürlich auch alle versenkt waren.““

Kurz darauf legen wir an einem Elevator an, der die Höhe eines dreistöckigen Hauses erreicht. Er ist auf einem flachgehenden aber starken Ponton montiert, so daß man ihn bis unmittelbar ans Ufer fahren kann. Der schwarze Qualm seiner Maschine, das Drehen der Räder und ein laut brummendes Geräusch zeigen an, daß er in Tätigkeit ist.

Als wir aussteigen, meldet ein Unteroffizier dem Kommandanten: „Fünfzehn Russen bei der Arbeit am Elevator."

Ich frage: „Ihr arbeitet hier wohl viel mit Gefangenen?"

„„Fast ausschließlich. Wir haben Russen und Rumänen hier, mit denen ich sehr zufrieden bin. Fluchtversuche kommen überhaupt kaum vor. Von den rumänischen Gefangenen ist sogar eine größere Anzahl der Ernte wegen in ihre Heimat beurlaubt, wo sie sich nur bei der Gendarmerie zu melden haben, im übrigen aber ohne Aufsicht sind.““

Der Unteroffizier meldet, daß der Mais, der gerade umgeschlagen wird, heiß sei. Die Leute könnten kaum mehr darin arbeiten.

„„Wie kann denn jetzt Mais, der doch noch aus der vorjährigen Ernte stammen muß, naß und dadurch heiß werden?““ Einer der Gefangenen, der als Dolmetscher für die übrigen dient und daher eine Art von Vertrauensstellung genießt, meint: „Der Mais wird beim Einladen Regen bekommen haben, Herr Major."

Wir sind an die Luke des Schlepps getreten, aus welcher der Elevator hervor ragt. Unten in der Tiefe sehen wir mehrere Russen beschäftigt, mit Schaufeln dem gefräßigen Saugrüssel neue Nahrung zuzuführen. Mein Freund erklärt. „„Wir schlagen hier ein großes Schlepp, das von der unteren Donau kommt, in zwei kleinere um, weil das große jetzt bei dem tiefen Wasserstand nicht mehr durch den Kanal am Eisernen Tor geht. Der Rüssel des Elevators nimmt das Getreide durch starkes Aufsaugen von Luft auf und bringt es in eine Art von großer Badewanne, die Du dort dicht bei der Dampfmaschine des Elevators sehen kannst. Es ist dieses eine selbsttätige Wage. Jedes Mal, wenn sie genau 1 000 Kilo, also eine Tonne, enthält, kippt sie um und entleert ihren Inhalt, der jetzt aufs neue vom Luftstrom gefaßt und durch einen zweiten Rüssel herausgeschleudert wird. Diesen letzteren siehst Du dort hinten in der Luke des zu beladenden Schlepps verschwinden.““

Der Unteroffizier hat sich seinen Hut voll Mais aus der Luke herauf reichen lassen. (Alle unsere Mannschaften tragen dort der Hitze wegen Strohhüte.) Er ist tatsächlich brennend heiß. Da kann man sich vorstellen, daß die Leute es dort unten kaum mehr aushalten.

Der Kommandant wendet sich zum Dolmetscher. „„Sagen Sie den Leuten, daß dieses Schlepp heut noch fertig werden muß. Die Leute sind dann dienstfrei und können gleich anschließend hier baden.““

Diese Ankündigung erregte große Freude unter den Gefangenen. Jetzt werden sie es auch in dem heißen Mais wohl noch etwas länger aushalten.

Wir gehen jetzt zu dem Schlepp, das beladen wird. Hier nehmen wir wieder eine Maisprobe direkt aus dem speienden Rüssel des Elevators. Er ist noch immer recht warm, aber doch schon erheblich abgekühlt.

„„Bis Orschowa, besonders wenn wir die Deckluken offen halten, kann er ohne Gefahr gehen. Allerdings müssen wir dann Wachmannschaften mitgeben, sonst ‚verflüchtigt' sich zu viel durch die nicht plombierten Luken.““

Jetzt fahren wir an zwei kleinen bewaffneten Schiffen vorbei, die den grauen Anstrich der Marine tragen. Ich sehe auch die deutsche Kriegsflagge. „Was sind denn das für zwei von unseren Kriegsschiffen?

„„Das ist unsere Donau-Halbflottille. Du hast doch gewiß schon von den österreichischen Monitoren und deren wichtiger Verwendung beim serbischen und rumänischen Feldzuge gelesen? Nun, unsere Halbflottille war auch dabei, und wenn sie auch von ihren Taten nicht so viel in die Zeitung brachte, so hat sie darum doch vortreffliche Dienste geleistet. Augenblicklich ist sie damit beschäftigt, die Donau zu vermessen und zu befeuern, was so viel bedeutet, wie Leuchtfeuer anzubringen, damit auch nachts gefahren werden kann. Es heißt aber, daß ihre Tage gezählt sind, und daß beide Schiffe demnächst abrüsten werden, um wieder in die Zahl unserer Schleppdampfer einzutreten.““

„Was bedeuten denn diese Bojen, die ich bereits an verschiedenen Stellen, anscheinend ziemlich planlos, liegen sah?"

„„Das bedeutet unpassierbares Fahrwasser. Überall dort liegt noch ein versenktes Fahrzeug, das eine gefährliche Klippe für die Schiffahrt sein würde. Die Rumänen haben die Schiffe mit Vorliebe dort versenkt, wo sie uns am meisten Unbequemlichkeiten zu bereiten hofften.““

„Warum habt Ihr denn nicht zunächst diese hier direkt im Hafen versenkten Fahrzeuge gehoben, die doch dem Verkehr recht hinderlich sind?"

„„Für uns hieß es, von der Hand in den Mund leben. Als wir die Walachei erobert hatten und mit dem Abtransport der trotz aller Zerstörungen der Russen und besonders der Engländer immer noch reichen Vorräte beginnen wollten, da machte sich zunächst ein großer Mangel an Schiffsraum bemerkbar. Unsere Bergungsgruppe begann daher vor allem mit der Hebung derjenigen versenkten Schiffe, die mit der geringsten Mühe zu heben waren. Jetzt ist unser Schiffspark wieder so groß, daß wir allen zu stellenden Anforderungen für die diesjährige, ausgezeichnete Ernte genügen können, so daß wir uns demnächst auch an die schwierigeren Fälle heranmachen können. Du wirst gleich eine Reihe von solchen sehen.““

Wir sind am Ende des Hafens angelangt und kommen gleich darauf an eine Stelle, wo eine kleine Insel die Donau in zwei Arme teilt. Hier bietet sich ein merkwürdiges Bild. Zu beiden Seiten der Insel liegt in dem ziemlich flachen Fahrwasser eine Reihe versenkter Schiffe, die mit den verschiedensten Teilen zum Wasser heraussehen.

„„Hier wollten die Rumänen in besonders raffinierter Weise das ganze Fahrwasser sperren. Zu diesem Zwecke haben sie in den Luken einer ganzen Anzahl von Schlepps eiserne Schienen einzementiert. Du siehst bei mehreren von ihnen diese Schienen in die Höhe ragen. Dann wurden sie nebeneinander versenkt. Zum Pech für die Rumänen blieb gerade eine schmale Fahrrinne von etwa 30 Metern frei, so daß tatsächlich die Schiffahrt keinen Augenblick gestört wurde. Aber zunächst mußten alle Schiffe sehr vorsichtig und stets mit Lotsen fahren, bis das ganze Fahrwasser durch unsere Donauflotille neu vermessen war.““

Wir sind bei einem der versenkten Schlepps angelangt, das in der Mitte durchgebrochen zu sein scheint. Es liegt unmittelbar am serbischen Ufer und dient einigen Serbenkindern als Badespielplatz. Am Ufer sehen wir einen bulgarischen Landsturmmann stehen.

„„Die Bulgaren halten eine ziemlich strenge Donauwacht, einmal, um das Entweichen von Gefangenen zu verhindern, dann aber auch, weil sie die unrechtmäßige Ausfuhr von Lebensmitteln verhindern wollen. Im allgemeinen darf auch von uns niemand das dortige Ufer ohne vorherige Erlaubnis betreten.““

„„Bisher war hier ein rumänisches Gymnasium,““ berichtet mein Freund. „„Jetzt ist die ganze schlampige Gesellschaft von uns an die Luft gesetzt worden, und deutsche Gastlichkeit und Gemütlichkeit, geleitet und betreut von echter, deutscher Frauenhand, ist dafür eingezogen.““

Wir betreten den sehr hübschen Garten, wo wir uns niederlassen. Gleich erscheint auch Schwester Lena in ihrer einfachen, aber für ein hübsches, jugendliches Gesicht doch sehr kleidsamen Tracht und erkundigt sich nach unseren Wünschen. Wir erbitten uns Himbeeren mit frischer Milch, worauf sie mit leichten, federnden Schritten ins Haus eilt.

„„Ein prächtiges Mädchen,““ sagt der Herr Kommandant. „„Sie ist unser aller Freude hier. Von früh bis spät in die Nacht ununterbrochen tätig, immer munter, immer guter Laune und zu jedem Menschen gleich zuvorkommend und liebenswürdig. Und dabei führt sie den ziemlich großen Haushalt des Soldatenheims, der eigentlich schon beinahe ein kleines Hotel ist, mit einer Umsicht und Gewandtheit, die für eine so junge Dame ganz erstaunlich ist.““

„Was ist sie denn eigentlich in ihrem Zivilberuf? Diese Fähigkeiten m.:ß sie sich doch irgendwo erworben haben.“



Getreide-Elevatoren. Ganz rechts ein bereits wieder gehobener, in der Mitte zwei halb versenkte, daneben ein versenkter Dampfer.

Wir haben kehrt gemacht und steuern wieder dem Hafen zu. An der Werft legen wir wieder an. Unser Kapitänleutnant, der Chef der Werft, macht den Führer. Ich gebe kurz einen Auszug aus seinem Vortrag.

„Die Werft ist in wenigen Monaten aus dem Nichts entstanden und beschäftigt jetzt mehrere hundert Arbeiter. Fast alle von uns bisher gehobenen Schiffe, also eine recht erhebliche Menge, sind hier wieder instand gesetzt worden. Besonders bemerkenswert ist eine Vorrichtung, durch welche auch die größten Schiffe ans Land gezogen werden können. Sie besteht aus einer Reihe nebeneinander liegender Schienenbahnen, die sich bis unter das Wasser fortsetzen und dort noch eine Länge von über 100 Meter erreichen. Auf den Schienen laufen kleine, kräftige Wagen. Diese werden unter das Schiff geschoben, worauf die Wagen zugleich mit dem Schiff an starken Drahtseilen aufs Land gezogen werden.“

„„Jetzt hast Du so ziemlich alles gesehen, was es hier zu zeigen gibt,““ sagte mein Freund. „„Mit der Besichtigung unserer zwölf großen Magazine und der verschiedenen Büroräume will ich Dich verschonen. Immerhin kannst Du Dir bereits einen kleinen Begriff von der Tätigkeit eines Hafenkommandanten machen.““

Wir gehen durch einen hüsch angelegten, öffentlichen Park nach der Stadt hinauf und stehen bald darauf vor einem stattlichen Gebäude, an dem eine Tafel hängt mit der Inschrift „Deutsches Soldatenheim“.

„„Ich glaube nicht, daß sie sich bisher viel mit solchen Dingen abgegeben hat. Der Vater ist Kommandeur eines Kavallerieregiments, und sie selber eine begabte und leidenschaftliche Reiterin, die bereits anfing, sich auf den Konkurrenzreiten einen Namen zu machen. Sobald der Krieg ausbrach, hat sie sich der Fürsorge gewidmet und ist seither unermüdlich für unsere Soldaten tätig. Solange es noch solche Mädchen in Deutschland gibt, brauchen wir für die Zukunft unseres Volkes keine Angst zu haben.““

Schwester Lena kommt zurück und bringt uns die köstliche Erfrischung. Etwa eine halbe Stunde bleiben wir sitzen, und ich muß feststellen, daß mein Freund Recht hat. Sie ist allerliebst in ihrer frischen und selbstverständlichen Natürlichkeit. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann.

Aber der Herr Kommandant drängt schon zum Aufbruch. „„Wir müssen gehen, mein Lieber. In einigen Stunden geht das Schiff, und, wie Du weißt, mußt Du vorher noch in die Entlausungsanstalt.““

„Kann man der Sache wirklich nicht entgehen?“

„„Wenn Du es hier nicht tust, wo wir Dich in zwei Stunden fertig machen, wirst Du in Oderberg entlaust, wo es 24 Stunden dauert. Also wähle.““

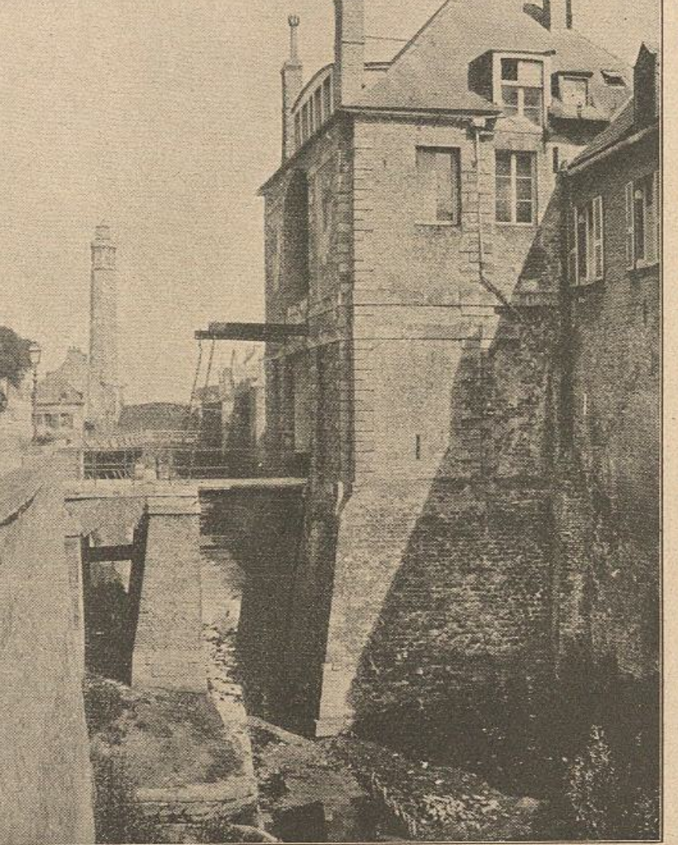
Es ist doch haarsträubend. Da muß man sich von Tieren befreien lassen, die man gar nicht besitzt. Seufzend willige ich ein, während Schwester Lena mir Mut zuspricht. „Es ist gar nicht so schlimm“, meinte sie lachend. — —



# Calais?! Von Dr. Freiherrn von Mackay in München.

Das Giornale d'Italia brachte unlängst einen Bericht seines Londoner Korrespondenten über dessen Besuch in Calais. Darin heißt es: „Wer heute nach Calais kommt, fühlt sich wie in England. Es scheint, als ob die Stadt immer englisch gewesen sei, ein Stützpunkt Großbritanniens an der französischen Küste, ein vorgestreckter Arm einer Nation, die es nicht mehr erträgt, ausschließlich Seemacht zu sein. Die Engländer haben auf die ganze Stadt Beschlag gelegt. Mit dem Hafen fingen sie an, dann bemächtigen sie sich der Magazine, erbauten selbst Getreidespeicher und errichteten eine Militärstadt neben der alten. Heute ist ganz Calais in den Händen der Engländer. Niemand kommt mehr hinein außer mit ihrer Zustimmung. Kein Blatt rührt sich ohne ihre Erlaubnis. Die ganze Arbeit ist mit guten Manieren, sehr viel Geld und hervorragend praktischem Sinn geleitet worden. Die Vereinsamung Englands auf seiner Insel war ein Grund seiner Macht und zugleich seiner Schwäche. Es konnte nicht zugeben, daß ein so nah benachbartes, ihm nicht gehöriges Festlandsgebiet einem feindlichen Einmarsch ausgesetzt war; denn es wäre damit gleichsam belagert worden. Zwar hat die Geschichte noch nicht bewiesen, daß Großbritannien zu seiner Verteidigung eines vorgeschobenen Bollwerks auf dem Festland bedürfe; nach dem Fall von Antwerpen wurde aber dieser Schluß gezogen . . . Zwischen Calais und Dover ist durch Minen und Netze gleichsam ein sicherer Korridor geschaffen worden, auf dem die Schiffe ruhig verkehren können. In Calais sind Vorräte im Werte von Milliarden angehäuft; es ist das Beispiel eines Zentralmagazins für ein ganzes Heer. Wer sehen will, welche Opfer England für den Krieg bringt, soll nur nach Calais kommen.“

Was mag man in Paris zu diesen Schilderungen und Bekenntnissen eines Vertreters der sorella latina sagen? Als vor zwölf Jahren der Geheimvertrag bekannt wurde, den London in Spanien geschlossen hatte, um Tanger zu „internationalisieren“, das heißt zu einer Stütze seines Herrengebots über Woge und schwimmende Ware zu machen, hatte eine erste Pariser Zeitung Mut und Einsicht genug, um trotz der schon damals hoch in Halmen stehenden Ententefreundschaft entrüstet zu erklären und zu warnen: „Das Foreign Office hat unwandelbare Grundsätze. Es duldet nicht, daß Frankreich sich an der Meerenge von Gibraltar auf dem Verbindungsweg zwischen London und Italien festsetze. Um keinen Preis würde England darüber mit sich handeln lassen. Es würde dies mit Gewalt fordern, wenn wir Feinde wären. Es hat es uns als Freunden aufgezwungen, da wir die Einfalt hatten, auf es zu hören. Es war nicht möglich, eine Partie gründlicher zu verlieren und mit mehr Ruhmredigkeit und Unfähigkeit einzuleiten.“ Heute darf man an der Seine nicht laut reden, aber gewiß werden viele bedrückte Gemüter sich fragen, ob England jetzt nicht in weit bedrohlicherer Weise, statt nur in französisches Kolonialland, in den Wall und Burgfried des Mutterlandes selbst eine Bresche gebrochen hat, die es nach denselben „unwandelbaren Grundsätzen“ behaupten und niemals freiwillig wieder preisgeben wird. Geschichtskundige aber mögen sich daran erinnern, wie heute just 700 Jahre vergangen sind, daß die englischen Barone im Kampf mit ihrem wortbrüchigen König so weit gingen, dem Sohn Philipps von Frankreich und nachmaligen König Ludwig VIII. die englische Krone anzubieten, daß der Dauphin tatsächlich von Calais aus in See stach, aber schon 1217 zurückkehren mußte, als nach Johanns Tod gerade die schwächliche Herrschaft Heinrichs III. den britischen Nationalstolz aufflammen ließ. Sie werden zugleich nicht minder eingedenk sein, wie wiederum rund 500 Jahre verflossen sind, da der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich aufflammte, der dieses mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte: Wie in dessen Verlauf der Brite sich immer heimischer auf französischem Boden machte, wie mit der Schlacht von Azincourt, in der die Heere Karls von Orleans furchtbar aufs Haupt geschlagen wurden, das Ringen den Höhepunkt erreichte, wie der Bürgerkrieg das Elend vollendete, das Englands Herrschsucht über das Land heraufbeschwor, wie die ränkevolle Isabeau im Bund mit Johann von Burgund als Englands Trabantin Paris eroberte, und wie charakteristisch Albions heute wie damals dem Wesen nach gleiche Politik in der Rolle sich spiegelt, die eben Calais während des ganzen Verlaufs dieser blutigen Auseinandersetzungen gespielt hat.



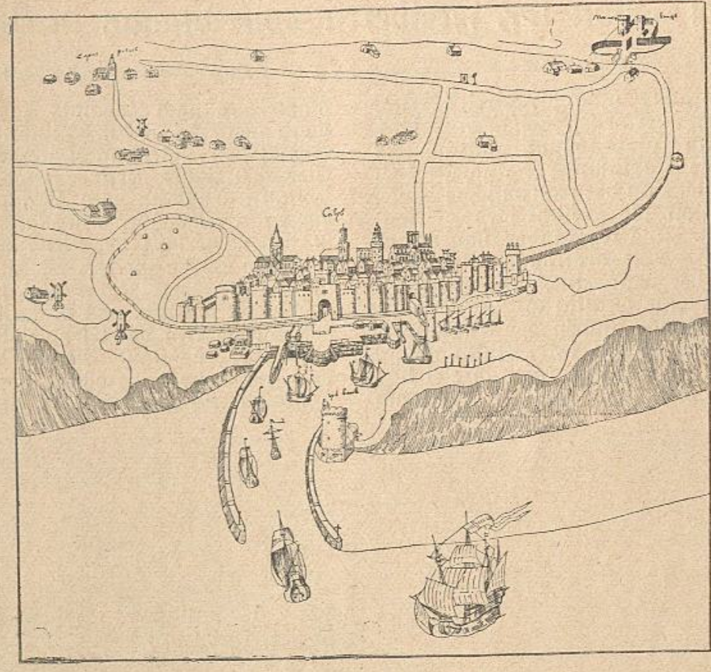
Alte Befestigungen in Calais. — Im Hintergrunde der neue Leuchtturm.

Bis zu jener Zeit der englisch-französischen Kämpfe gehörte Calais zum deutschen Hansabund, dem es 1303 beigetreten war, und zwar stand es in besonders engen Beziehungen zum Kontor von Brügge, das damals die Stellung des ersten Welthandelsmarktes im europäischen Norden behauptete.

Die Stadt fühlte sich in diesem germanischen Bund wohl und gedieh in seinem Schutz und in der Sonne seiner friedlich-freiheitlichen Organisation trefflich: sie war, im Äußeren wie dem geselligen und wirtschaftlichen Leben nach eine echte stolze Patrizierstadt mit ragenden, von Balduin IV. vollendeten Befestigungen und mit blühendem Handel, dessen Einkünfte die Truhen der Bürger füllten und die Mittel zu kunstvoller Ausschmückung der Stadt lieferten. Da verdunkelten schwarze von der anderen Seite des Kanals heranziehende Gewitterwolken das Licht glücklicher Entwicklung. Als Philipp VI., der Sohn Karls von Valois, auf den Thron der Kapetinger stieg, erhob sofort Eduard III. Erbansprüche unter dem Hinweis, daß er als Sohn einer Tochter Philipps IV. der nächstberechtigte Kronerbe sei. Damit also entspann sich das große geschichtliche Ringen zwischen den beiden Mächten, dessen Flamme drei Glutherde hatte. Zunächst den britischen Besitz in Südfrankreich, der damals die Herzogtümer und Grafschaften Gascogne, Guyenne und Poitu umfaßte; sodann die Unterstützung, die Frankreich dem nach Paris geflüchteten König David II. von Schottland angedeihen ließ; endlich aber und nicht zum wenigsten den Neid, mit dem man an der Themse den kräftigen Auftrieb des Handels der Normandie und Flanderns unter Führung von Städten wie Calais und im Schutze der Hansa beobachtete. So also marschierte Eduard III. nach der ruhmreichen Schlacht von Crecy, in der das gewaltige Lehnheer Philipps VI. vor der überlegenen Feldherrnkunst des englischen Herrschers zusammenbrach, in eiligen Märschen, alles verwüstend, über Blangis und Montreuil nach dem alten Calaisia, dem Pontus Itius der Römer, und unter den Beweggründen dieser Frontschwenkung, die einer kräftigen Ausnützung des Sieges widersprach, war das Motiv des Handelsneides, das propter invidiam, das in den gleichartigen Kämpfen zwischen Rom und Karthago eine so ausschlaggebende Rolle gespielt hat, gewiß nicht das unwichtigste. England hoffte leichten Schlages sich der Normandiehäfen zu bemächtigen und damit den französischen Wettbewerb zur See zu erdrosseln, sah sich aber in dieser Erwartung

getäuscht. Eduard erschien vor den Mauern Calais' am 3. September 1346 und forderte den Befehlshaber der Feste, Jean de Vienne, zur Übergabe „an den König von Frankreich“ auf, erhielt aber die stolze Antwort: „Ich kenne keinen anderen König Frankreichs als denjenigen, der mir diesen Platz anvertraut hat; ich gehorche nur ihm und bin entschlossen, in seinem Dienst zu leben und zu sterben.“ Dabei blieb es, und der königliche Heerführer sah alsbald ein, daß die Stadt zu fest war, um in jähem Ansturm erobert zu werden. Er bezog also ein verschanztes Lager bei der Kirche von St. Pierre und versuchte von hier aus Mauerbrecher und angeblich auch Kanonen — machinas et alia instrumenta magistralia, wie sich der englische Berichterstatter Knighton ausdrückt — gegen die Stadt heranzuführen. Aber die Geländeschwierigkeiten erwiesen sich als zu groß, die um die Stadt laufenden Wassergräben waren zu breit und die Festungsmauern zu stark, als daß diese Kampfwerkzeuge in zweckdienlicher Weise und mit gefährlicher Wirkung an die Stadt hätten herangebracht werden können. Im Gegenteil hatten die Belagerer unter ständigen, mit Mut und Geschick geführten Ausfällen des Feindes zu leiden, so daß sich Eduard entschloß, den Gegner durch Aushungerung zu bezwingen und nunmehr sein Lager bei St. Pierre in eine „ville de bois“, das heißt in eine ausgebaute Verschanzung mit Unterkünften für die Soldaten, Laufgräben, Umwallungen, Palisaden, Faschinendeckungen zu verwandeln. Indessen auch das genügte nicht; den Engländern drohte noch eine andere Gefahr. Es kam die Kunde, daß der König von Frankreich ein starkes Entsatzheer sammele, und die Engländer standen so vor der Drohung, in ein vernichtendes Feuer von zwei Seiten zu geraten. Eduard dehnte daher sein Verschanzungssystem nach Eroberung des bei St. Marie vorgeschobenen Forts (Karte rechts oben) immer weiter kreisförmig aus, so daß schließlich, nach der trefflichen Darstellung in den Chroniken von St. Denis, „Calais in eine zweite Stadt eingeschlossen schien, die man Ville neuve la Hardie nannte“. Nachdem Versuche zur Friedensstiftung durch Papst Clemens VI., dem der Krieg zwischen Frankreich und England schon wegen seiner Kreuzzugpläne wider den Strich ging, gescheitert waren, blieb dem Belagerer, da der Winter anrückte, keine andere Sorge übrig, als die Zufuhr von Lebensmitteln an den Feind zu verhindern und sich selbst mit diesen und mit Waffen und Munition reichlich zu versorgen. Auch diese Aufgabe wurde trefflich gelöst. Die französische Flotte hatte sich von den starken Verlusten im Kampf bei Lécluse noch nicht erholt, die englische war um so stärker geworden; bei der Überfahrt über das Meer hatten Eduard nicht weniger als 737 Segel zur Verfügung gestanden, eine für damalige Zeit gewaltige Armada, der man in Paris nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Diese ganze Flottenmacht wurde jetzt zu dem doppelten Zweck dienstbar gemacht, Calais von der See her völlig abzusperren und zugleich einen „nassen Saumpfad“ von der flandrischen zur britischen Küste zu schaffen, auf dem sich die Herbeischaffung aller nötigen Kriegsmittel in regelmäßiger Ordnung vollzog. Die vielen Parallelen mit der Kampflage und der englischen Politik damals und heute springen in die Augen.

Froissart, dessen Geschichtserzählungen so schätzbare Dokumente der Sitten seiner Zeit sind, hat auch die Kämpfe um Calais sehr eingehend und in lebhaften Farben dargestellt. Er weiß zu erzählen, wie Eduard III. oftmals vor Zorn über den unerbittlichen Widerstand der Feste übergeschäumt und gedroht habe, die Stadt, wenn er sie bezwungen, mitsamt den Bürgern in Flammen aufgehen zu lassen. Wie die Königin von England nach dem Sieg über Schottland mit einer großen Schleppe von Hofdamen in das Lager gekommen sei, wie dort in der Freude über den Triumph glänzende Feste gefeiert worden seien, die in schrillem Widerspruch zu der Not in der belagerten Stadt gestanden hätten, deren Verteidiger schließlich „den letzten Ochsen mit Fell brieten und verzehrten“. Wie der König von Frankreich in letzter Stunde nochmals zu einem Hilfsversuch sich entschlossen, alsbald aber die überlegene Stärke der Engländer erkannt und nun zu dem Mittel gegriffen habe, die Fehde durch das Angebot eines Turnierkampfes zwischen den besten Rittern beider Heere zu entscheiden. Indessen widerstreiten diese Angaben allzusehr anderen Berichten, um auf Wahrheitstreue unbedingten Anspruch zu haben. Tatsache ist jedenfalls, daß nach elfmonatiger Belagerung das ausgehungerte Calais schließlich, dessen Bürger, wie Froissart sich ausdrückt, vor die Wahl gestellt waren, se soumettre ou se manger l'un l'autre, am 4. August 1347 sich übergeben mußte, daß Eduard III. seinen Racheschwur nicht hielt, die wackeren Verteidiger nicht über die Klinge springen ließ, vielmehr nur die Forderung stellte, daß sechs der angesehensten Notabeln die Widerspenstigkeit der Stadt mit dem Tod am Galgen büßen sollten. Aber als sie im Hemd, barfuß, mit Stricken um den Hals vor dem Sieger erschienen, besänftigte die Königin, kniefällig ihm zu Füßen fallend, mit heißen Bitten seinen Zorn und rettete das Leben der Todgeweihten (s. d. Bild a. S. 44).



Stadt und Hafen von Calais im 15. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich im Britischen Museum zu London.

Um so härter war aber die Politik Englands bei der weiteren Behandlung der Stadt. Die neue Regierung verkündete sofort, daß niemand in der Stadt bleiben dürfe, außer mit besonderer Erlaubnis und nach Ableistung des Treueschwurs. Schon diese Maßregel hatte einen starken Abzug der wenigen Bürger, welche die Belagerung überstanden hatten, zur Folge; an ihrer Stelle machten sich alsbald zuschwärmende Engländer breit, während die Einwanderung von Franzosen eine Kopfsteuer nach Möglichkeit unterband. Dazu wurde der Handel engherzigen Polizeivorschriften unterworfen; kurz, London behandelte seine Beute ganz nach gewohnter und gegen Irland erprobter Praxis: es kam ihm nur darauf an, den Platz als militärischen Stützpunkt für seine Seeherrschaft und Ausdehnungsgelüste auf französischem Boden zu behaupten, den Verkehr lenkte es systematisch nach den eigenen Häfen ab.

So zogen in kurzer Zeit auch die letzten alteingebürgerten Handelsherren ab; die Stadt verarmte unter britischem Regiment immer mehr und war schließlich nur noch ein Schatten einstmals strahlender Bedeutung. Als daher der tapfere Franz von Guise 1558 den alten Besitz Frankreichs als die letzte der englischen Stellungen auf westeuropäischem Boden zurückerobert hatte, atmeten seine Bürger wie nach langer Gefangenschaft auf; aber ebenso groß wie der Jubel in ganz Frankreich war die Wut jenseits des Kanals. Marie Tudor bejammerte den Verlust des schönsten Edelsteins ihrer Krone. Noch auf ihrem Sterbebette meinte sie: wenn man ihr Herz ausschneide, werde der Name Calais eingegraben gefunden werden, und ihre Nachfolger und Nachfolgerinnen auf dem britischen Thron ließen alle Minen einer ränkevollen Diplomatie gegen Frankreich springen, um das Schmuckstück wieder zu gewinnen. Dreimal hintereinander, nach der Vernichtung der französischen Flotte, welche die Rückkehr des vertriebenen Königs Jakob II. erzwingen sollte, in den Jahren 1694, 1695 und 1696, unternahm England Vorstöße, den verlorenen flandrischen Gibraltarschlüssel am Kanal wiederzugewinnen; sie scheiterten ebenso wie der letzte Versuch zu einer Landung an der französischen Küste im Jahre 1804 als Parade gegen die damaligen Rüstungen Frankreichs unter dem Konsulat.

❀ ❀ ❀

Erst heute also, nach mehr als 350 Jahren, ist England auf den verschlungenen Wegen der Einkreisungspolitik dahin gelangt, daß sein Banner wieder auf den Zinnen von Calais weht. — Als unlängst der Entwurf eines Tunnelbaus zwischen Dover und Calais neuerdings auftauchte, war der Widerstand der britischen Öffentlichkeit gegen den Plan weit geringer als früher, und ein Pariser Spottvogel meinte, der Stimmungsumschwung sei natürlich genug, da das Vereinigte Königreich ja nur einen unterirdischen Weg nach „Neuengland“ baue, und dieses drohe mehr und mehr einen Umfang wie vor fünfhundert Jahren anzunehmen. Mit dem Ton des Witzbolds, mit dem echt französischen trockenen Spott des pince sans rire, dem „Epigramm auf den Tod des Gefühls“, gab er damit freilich nur einer Sorge Ausdruck, die auf ganz Frankreich von Mond zu Mond als unheimlicher Alp immer schwerer lastet. Nachdem Großbritannien heute seine nach der Normandie hinübergeworfenen Hilfsarmeen von 160000 Mann auf





mehr als eine Million vergrößert hat, begnügte es sich nicht damit, in dem berühmten Dreieck Dünkirchen — Calais — Boulogne immer heimischer sich zu machen, sondern es dehnte seine Seßhaftwerdung auf französischem Boden, den Hilferufen folgend, die aus dem Hauptquartiers Joffres der Not gehorchend, nicht freien Triebs erklangen, bis nach Verdun aus. Was wird aus der Nachbarschaft bei gleichem Fortlauf der Dinge wie bisher letzten Endes werden? Bereits stellt man an der Seine Berechnungen folgender Art an. Beim Kriegsbeginn sei das Verhältnis der französischen Truppen zu den britischen 15:1 gewesen; am Ende des ersten Kriegsjahres habe es 3:1 betragen und gegenwärtig belaufe es sich auf 5:3. Auf gleicher Entwicklungslinie werde vielleicht schon mit der Jahreswende der Stand von 1:1 erreicht werden, der sich dann weiter selbsttätig immer mehr zugunsten Englands drehen und schließlich, wenn es gelinge, die Rahmen von Kitcheners Dreimillionenarmee voll aufzufüllen, die Umkehrung von 1:3 zeigen dürfte. Mittelbar wird damit also französischerseits selbst zugegeben, daß die eigenen Reserven sich mehr und mehr erschöpfen, während der Bundesgenosse noch über starke, in ihrer Ergiebigkeit freilich wohl überschätzte Ersatzquellen verfügt. — Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich logisch eine Kette weiterer beunruhigender Folgerungen, die sich alle um die eine Sorge drehen: wie werden wir den Nachbarn, den wir ins Haus geladen, wieder herausbringen? — Voran stehen die militärischen Bedenken. Erreichten die britischen Kampfverbände die ziffernmäßige Überlegenheit, so müßte der Oberbefehl an England übergehen, Frankreich also auf seinem Boden unter englischer Führung für Zwecke und Ziele fechten, die mindestens in den letzten Ausläufen nicht die eigenen sind. Nicht minder düster sind die finanzwirtschaftlichen Ausblicke. Die Gesamtschulden der Republik aus den Aufwendungen für den Krieg belaufen sich gegenwärtig auf etwa 42 Milliarden Franken. Das Pariser Finanzierungssystem besteht darin, daß die „silbernen Kugeln“ teils aus Vorschüssen der Bank von Frankreich, teils aus kurzfristigen Schatzwechseln, teils aus langfristigen Anleihen gegossen werden, die aber bislang einen tatsächlichen Ertrag von höchstens 12 Milliarden ergeben haben (die erste Siegesanleihe lieferte einen Nennertrag von 14,5 Milliarden, wovon jedoch nur 5,5 bares Geld waren); den ganzen Rest des Geldbedarfs müssen Auslandskredite decken. Diese setzen sich wieder zusammen aus der Londoner Beteiligung an den Anleihen, aus den in Lombardstreet untergebrachten Bons der Nationalverteidigung, aus kleinen Valutaanleihen, die ebenfalls zum Teil an der Themse untergebracht sind, endlich und in der Hauptsache aus den in Nordamerika aufgenommenen Geldanleihen, deren Wert die Höhe von 380 Millionen Dollar erreicht hat. Ist aber der Rechtsgläubiger dieser gewaltigen Summen das Sternenbannerreich, so läuft doch offensichtlich, da die Verquickung und Verschlingung der großkapitalistischen Interessen zwischen London und New York mit jedem Mond engere Formen annimmt, die ganze Entwicklung der Dinge zugleich auf eine weitere ständig wachsende finanzielle Abhängigkeit Frankreichs von England hinaus. Wozu wird überdies ein großer Teil des französischen Geldes, das in den anglo-amerikanischen merger fließt, verwandt? Gerade der große britisch-französische Sommeangriff hat darüber lehrreiche Aufschlüsse gegeben. Frankreich bezieht nicht nur ständig wachsende Munitionsmassen aus England, dieses selbst baut auch auf seinem festländischen Operationsgebiet immer mehr strategische Bahnen, Straßen, Telegraphenlinien, richtet militärische Verwaltungen ein, kurz, macht sich auf dem Wege einer pénétration militaire immer heimischer. Mehr noch! Der Pariser „Economiste“ setzte unlängst auseinander, wie die Ausfuhr der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch England vom amerikanischen Markt verdrängt werde, und wie es mit vielen anderen wichtigsten Landesindustrien, so namentlich der Erzeugung von Baumwollwaren, um nichts besser stände. „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an.“ Eine nur zu unumstößliche und bittere Wahrheit! Die deutsche Industrie ist in der Kriegszeit trotz vieler schwächenden Begleiterscheinungen der Krise im ganzen genommen nicht schwächer und ärmer, sondern eher innerlich gefesteter und selbständiger geworden; sie hat ihre Technik, dank der Absperrung vom Ausland, verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Ersatzstoffen entdeckt, damit ihre Gewinne gesteigert, sich organisatorisch ganz auf eigene Füße gestellt und privat- wie staatswirtschaftlich an Leistungsvermögen gewonnen. Jenseits der Vogesen ist das Umgekehrte der Fall, und abgesehen von den bekannten Organisationsschwächen des Wirtschaftslebens in Frankreich verdankt dies Land die Herzlähmung und Nervenzerrüttung vorab seinem lieben britischen Freund. Jenseits des Kanals meint man, daß, wenn Deutschland sich brüste, gewaltige Gebiete im Osten und Westen seiner Grenzen sich botmäßig gemacht zu haben, England sich rühmen dürfe, alle Meere erobert, sie von der „deutschen Pest“ befreit und unter die Schutzherrschaft des Union Jack gestellt zu haben. Was dieser Schutz bedeutet, spürt Frankreich von Tag zu Tag deutlicher in allen Gliedern. Mit dem ihm eigenen robusten und rücksichtslosen Nützlichkeitssinn hat der Brite seine „unteilbare Seegewalt“ zugleich dazu benutzt, den Handel des Bundesgenossen völlig lahmzulegen. Gegen die wettbewerblos gewordene Alleinherrschaft Londons kann die Trikolore nicht mehr aufkommen, muß auf immer mehr Handelsgebieten dem britischen Wettbewerb und Einfluß weichen, ja sogar schicksalergeben zusehen, wie England nur auf seinen Schiffen und zu wucherischen Transportpreisen, die es selbstherrlich bestimmt, Lebens- und Kriegsbedarfsware eigenen oder amerikanischen Fabrikates liefert.

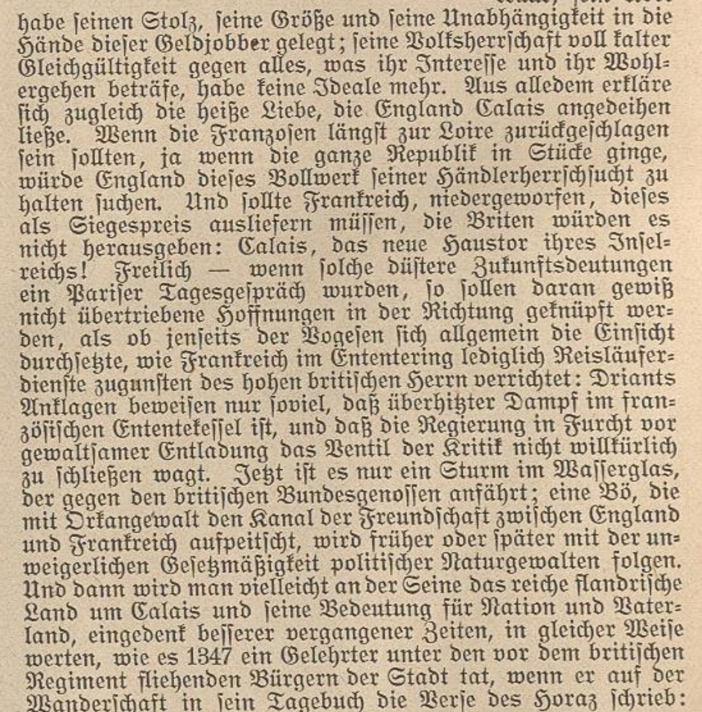
Noch weit schwerer und begründeter aber erscheinen die Sorgen und Ängste Frankreichs beim Blick nach Calais und bei der Frage, was das Endergebnis der zeitlichen Verehelichung Mariannes mit John Bull sein wird — noch weit begründeter werden die Sorgen Frankreichs, wenn man die Entwicklungsgesetze und -strebigkeiten des Landes im weiteren weltpolitischen Gesichtsfeld prüft. Vor Halbjahresfrist rückte der Abgeordnete von Calais Herrn Briand mit dem pein-



❀ Der Hafen von Calais. ❀

lichen Auskunftsverlangen zu Leib, ob die Regierung zuverlässige Vertragspfänder dafür in der Hand habe, daß seine Heimatstadt und das ganze gegenwärtig von den Briten besetzte französische Gebiet nach dem Friedensschluß sofort geräumt werden würden. Eine bündige Antwort auf die Anfrage erfolgte natürlich nicht; die neugierige Volksvertretung mußte sich mit einem verlegenen Herumreden über den Kern der Sache begnügen, aus dem immerhin soviel deutlich wurde, daß der britische Geschäftsträger sich dahin geäußert habe: „Die britische Regierung sei derzeit nicht imstande, bindende Erklärungen über die nach dem Krieg notwendigen Maßnahmen abzugeben; der Fall sei denkbar, daß England genötigt sein könne, seine Truppen so lange auf dem Festland zu belassen, bis sämtliche europäischen Fragen gelöst seien und keine Möglichkeit mehr bestände, daß Calais zur Angriffsstütze gegen Großbritannien gemacht werde.“ Manch einer der Herren Deputés mag wohl bei solcher Auskunft mit Hamlet gedacht haben: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann einen Kapaunen nicht besser mästen.“ Und wenn er Shaw kennt, wird er zugleich jenes „wunderbaren Talismans“ gedenken, der nach des irischen Spötters Britenspiegel den Engländer zum Herrn der Welt macht: „Wenn er etwas will, gesteht er niemals ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis ihm — Gott weiß wieso — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine sittliche und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Wie der Aristokrat, tut er, was ihm gefällt, und schnappt, wonach ihn gelüstet . . . Er ist nie verlegen um eine wirklich moralische Gebärde. Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß man es nicht einen Engländer wird vollbringen sehen, aber niemals wird man einem Engländer beweisen können, daß er im Unrecht sei.“

Verbürgt ist jedenfalls eine Äußerung Balfours zu dem Schwätzer Churchill, der alsbald aus der Schule plaudern mußte: „Solange wir Calais behalten, ist das verlorene Antwerpen entbehrlich.“ Der tiefere Sinn der Worte ist unschwer aufzudekken. Die ganze neuzeitliche Entwicklung des Kriegswesens drängt England zur festländischen Machtausdehnung. Ohne Stützpunkt jenseits des Kanals bedrohte die Vervollkommnung der Unterseewaffe seine Lebensmittelzufuhr, und die Steigerung des Geschoßbereiches weittragender Geschütze und die heutige Luftschiffahrt machten die Vorteile seiner Insellage zunichte; bei einem Angriffskrieg verschlechterten sich ebensosehr die Kampfesbedingungen, wie bei einem Verteidigungskrieg der natürliche Schutz schwächer würde. Die zwangsläufige Rückstoßwirkung des Grundfehlers der britischen Politik seit der Einstellung auf den einseitig gegen Deutschland eingestellten Einkreisungskurs, daß nämlich die orientalischen Weltreichflanken offen gelassen und nur an die Verstärkung der europäischen inneren Linie gedacht wurde, ist, daß England, einmal auf den Bahnen dieser Taktik festgefahren, seinen europäischen Bundesgenossen noch weniger als jemals ein aufrichtiger Freund ohne trügerische Hintergedanken sein kann; es muß vielmehr, je mehr sich die Durchstoßung der deutschen Front als unmöglich erweist, desto mehr bedacht sein, den erhofften Stellungsgewinn, wenn nicht anders möglich, auf Bundesgenossenkosten sich zu verschaffen. Mehr noch! Rein geographisch betrachtet, erscheint der Vierbund, die gewaltigste Staatenorganisation, welche die Welt seit Roms Tagen gesehen, nur als eine Verlängerung Mitteleuropas über den Balkan und die Türkei nach Westasien, nach dem Ostflügel des Mittelmeers und der persischen Golfpforte des Indischen Ozeans hin; er steht, so betrachtet, genau unter demselben doppelten Flankendruck von der See und dem Lande her wie vordem die Mittemächte allein, nur in gewaltigeren Umfassungslinien, die sich russischerseits von Petersburg über das Schwarze Meer, den Kaukasus und den Kara Dagh nach Aserbeidschan, britischerseits von Calais über Gibraltar, Malta, Saloniki, Suez, Aden zum Schatt el Arab ziehen. Eben darum aber und in Rücksicht auf die Tatsache, daß das zarische Reich als riesenhafte Festlandsmasse eine zu große natürliche Beharrungskraft und selbständige Bewegungsfreiheit nach Asien hin besitzt, um jemals einen tödlich wirkenden Erdrosselungsgriff Englands fürchten zu müssen, muß dessen Taktik heute notwendig mehr als je auf verstärkte Sicherung seiner indischen Weltmachts-Hochstraße gerichtet sein. Dementsprechend hat man denn auch in London gehandelt. Sofort beim Kriegsbeginn wurde auf die der syrischen Küste vorgelagerten Inseln Beschlag gelegt, dann im Dardanellenvertrag die Verfügung über Imbros und Tenedos zur Beherrschung der Dardanellenausfahrt ausbedungen, und unlängst brachte ausgerechnet die Turiner „Stampa“ genauere Enthüllungen darüber, wie nach den Londoner Plänen aus Saloniki ein zweites internationalisiertes Tanger werden solle. Dabei verlangt die Londoner Generalstabsleitung der Ententekriegsführung noch, um der Ironie des ganzen Bundeskampfspiels die Krone aufzusetzen, daß Frankreich und Italien hier auf der Chalkidike, als dem britischen Vorposten zur Deckung Ägyptens, sich nutzlos und gegen ihr eigenes Interesse verbluten sollen. Kurz, wenn der „Temps“ einmal im Honigmond der London-Pariser Freundschaft, als England „die Wacht in der Nordsee“ zugewiesen, Frankreich zum Hüter der Ententemacht im Mittelmeer bestellt und damit scheinbar eine Teilung der Seegewalt zwischen den Verbündeten entgegen allen Überlieferungen und Grundsätzen Englands vollzogen wurde, triumphierend ausrief: La Méditerranée échappe à l'Angleterre, so droht heute offenbar umgekehrt Paris dieses für alle modernen See- und Weltmachtfragen so wichtige, für Frankreichs Weltmachtstellung aber ausschlaggebende Kampfgut zu entschlüpfen. —



Das Opfer der sechs Bürger von Calais. Nach einem Gemälde von Jacques Louis David.

Der vor Verdun an der Spitze seiner Jäger gefallene Oberstleutnant Driant war ein tapferer Soldat, zugleich aber auch ein tüchtiger Schriftsteller, der sich von der Pariser Entente-Marktschreierei nicht blenden ließ und namentlich in seiner „La guerre fatale“ das Wesen der britischen Freundschaft scharf beleuchtet hat. Nach Jahrhunderten freiheitlichen Sinnes habe England seine Geschichte einer habgierigen und gewissenlosen Zunft von Geldleuten anvertraut, sein Adel habe seinen Stolz, seine Größe und seine Unabhängigkeit in die Hände dieser Geldjobber gelegt; seine Volksherrschaft voll kalter Gleichgültigkeit gegen alles, was ihr Interesse und ihr Wohlergehen beträfe, habe keine Ideale mehr. Aus alledem erkläre sich zugleich die heiße Liebe, die England Calais angedeihen ließe. Wenn die Franzosen längst zur Loire zurückgeschlagen sein sollten, ja wenn die ganze Republik in Stücke ginge, würde England dieses Bollwerk seiner Händlerherrschsucht zu halten suchen. Und sollte Frankreich, niedergeworfen, dieses als Siegespreis ausliefern müssen, die Briten würden es nicht herausgeben: Calais, das neue Haustor ihres Inselreichs! Freilich — wenn solche düstere Zukunftsdeutungen ein Pariser Tagesgespräch wurden, so sollen daran gewiß nicht übertriebene Hoffnungen in der Richtung geknüpft werden, als ob jenseits der Vogesen sich allgemein die Einsicht durchsetzte, wie Frankreich im Ententering lediglich Reisläuferdienste zugunsten des hohen britischen Herrn verrichtet: Driants Anklagen beweisen nur soviel, daß überhitzter Dampf im französischen Ententekessel ist, und daß die Regierung in Furcht vor gewaltsamer Entladung das Ventil der Kritik nicht willkürlich zu schließen wagt. Jetzt ist es nur ein Sturm im Wasserglas, der gegen den britischen Bundesgenossen anfährt; eine Bö, die mit Orkangewalt den Kanal der Freundschaft zwischen England und Frankreich aufpeitscht, wird früher oder später mit der unweigerlichen Gesetzmäßigkeit politischer Naturgewalten folgen. Und dann wird man vielleicht an der Seine das reiche flandrische Land um Calais und seine Bedeutung für Nation und Vaterland, eingedenk besserer vergangener Zeiten, in gleicher Weise werten, wie es 1347 ein Gelehrter unter den vor dem britischen Regiment fliehenden Bürgern der Stadt tat, wenn er auf der Wanderschaft in sein Tagebuch die Verse des Horaz schrieb:

Quo nihil maius meliusve terris  
Fata donavere bonique divi  
Nec dabunt, quamvis redeant in aurum.



# Der Spion. Von Ida Boy-Ed.

Das Kind, im hellen Kleidchen, saß auf einem Stück mißfarbenem Ziegenfell im Sonnenschein, der den kleinen Garten füllte. Manchmal schlug es mit den dicken Händchen, wie ein Küken mit seinen noch unentwickelten Flügeln. Dazu rief es dann: „Mama — Mama —“

Der Garten lag zwischen Wänden. Zwei gehörten den Nachbargrundstücken rechts und links und da sie völlig fensterlos waren, wirkte ihre steinerne, betünchte Einförmigkeit gefängnishaft. Rankrosen, an ihrem Fuße angepflanzt, hatten noch kaum Meterhöhe erreicht. Aus der Rückseite des Hauses führte über flacher Schwelle eine Tür auf diesen umschrankten Fleck Erde, der an der vierten Seite von einer fast mannshohen Mauer begrenzt war. Über sie herein schaute der weite blaue Himmel; vor ihm, zur Linken, gleich einer Kulisse von unerhörter Großartigkeit, erhoben sich über noch teilweise sichtbaren, sich vor- und durcheinander schiebenden Dächern, die bleichen ragenden Türme der Kathedrale von Laon; zart in all ihrer Kühnheit, als habe die Hand eines Zauberers versteinertes Ast- und Blätterwerk emporgebunden zu einem Wundergebilde.



Eine Armee-Fernsprechabteilung auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von E. Benninghoven

Eine junge Frau ging auf den schmalen Wegen zwischen den Blumenrabatten und bückte oft den blonden Kopf, wenn sie mit sorgsam wählender Hand weiße Narzissen, Goldlack und die feinen Stengel, an denen die Herzblumen schwankten, herausschnitt. Es gab hier keinerlei Baum oder Strauch, hinter den Blumen zog sich in sauberen Reihen junges Gemüse hin. Die Traulichkeit eines deutschen Gärtchens fehlte; aber auch die Ungepflegtheit eines französischen Hofplätzchens.

Die Luft war sanft und warm, von einer wunderlichen schmeichelnden Süßigkeit. Die Mauern umschützten das Gärtchen gut und hielten die Sonnenheizung förmlich in ihm zusammen. So kam der Wind nicht herein, der allzeit den Höhenrücken umspielte. Fast hufeisenförmig ragt er auf aus den breiten, weichen Linien der Landschaft, wuchtig vom Häusergehocke der alten Stadt bekrönt.

Nun kreischte das Kind auf, und die Händchen schlugen in zappelnder Ungeduld. Der Papa war in der Tür erschienen, und der kleine Junge wußte: gleich reiste er auf zwei starken Armen hoch in die Luft und sein Gedächtnis bewahrte wohl die Empfindung von etwas ganz atemlos Herrlichem. Und der Mann, dunkel, nicht nur durch Haar und Bart, sondern vor allem durch die tiefe Glut seiner schwarzen Augen, nahm das blonde Kind und erfüllte die Erwartung der Luftreise, indem er ihn einige Male hoch über sein Haupt emporhob und dann wieder tief zur Erde hinabließ. Die Mutter lächelte herüber. Ihr Gesicht, das vorher gespannt wie von schweren Gedanken gewesen, bekam einen beruhigten, fast frohen Ausdruck, als sie sah, mit welcher Leidenschaftlichkeit ihr Mann das Kinderköpfchen gegen seine Wange drückte.

‚Um seinetwillen wird er Wort halten!‘ sagte ihr Herz, mit der überredenden Inbrunst, die nur Furcht aufbringt.

Er plauderte dem Kinde allerlei vor, in jenen zärtlich entstellten und verstümmelten Worten, mit denen Erwachsene wohl auf das erste Gestammel der Kleinen einzugehen suchen. Wie fremdartig der jungen Frau das

klang. Auch sie hatte ihre Sprache aus drollig zerbrochenen Lauten — und das Kind jauchzte ebenso dazu — Vielleicht erfaßte es nur instinktiv Klang der Liebe. Unterschied noch nicht, daß zweierlei Sprachen an sein Ohr schlugen —

Nun kam die Frau zwischen den Rabatten heraus. Und da bemerkte der Mann die Blumen in ihrer Hand; es war ein großer Strauß, und er hatte gerade, indem er durch das Eßzimmer schritt, gesehen, daß die Schale auf dem Tische schon frisch gefüllt war. Er erriet demnach sofort, zu welchem Zwecke sie diese Blumen abgeschnitten habe.

„Du willst wieder die Gräber deiner Landsleute schmücken!“ sprach er und setzt zugleich das Kind nieder.

„Es ist nicht unserm Vertrag zuwider,“ antwortete sie und vermied seinen Blick, mit liebkosenden Fingern ihre Blumen umordnend; „und dort schlafen auch Franzosen — Blaise — sie bekommen auch Blumen.

„Die zwei, drei! Sie möchten es sich verbitten, von einer Deu—“

„Blaise!“

Er machte eine Gebärde, vielleicht der unterdrückten Ungeduld, vielleicht auch der Entschuldigung.

Dann saßen sie um den Tisch. Das Kind in seinem hohen Stühlchen, in der kleinen Faust einen Löffel als Zepter, ernsthaft und gnädig annehmend, was die Mama ihm an Milchbrei ins Mäulchen hineinfütterte. Eine ältliche Person trug das einzige Gericht auf: Suppe, in der Fleisch, Porree und Weißbrot sich mengten. Vor dieser Magd lebte die junge Frau in unbestimmter Angst. Immer wieder kam das Gefühl, als stehe dieses Wesen ihrem Manne näher als sie selbst. Es war keine Eifersucht, vielmehr Furcht vor undeutlich Bedrohlichem. Hatte sie nicht mehr als einmal einen raschen Blick zwischen beiden bemerkt? Was tat ihr Mann so oft auf dem Dachboden? Er wolle versuchen selbst das Blech der Rinne auszubessern, sagte er. Einmal, allein mit dem Kinde im Hause, schlich sie hinauf und sah auch Werkzeug liegen. Sie wagte, zitternd, ob sie gleich keinen Zeugen hatte, an Babettes Kammertür zu fassen. Die war verschlossen. Aber rührte sich nicht drinnen etwas? Schien es nicht? Unerklärbare, sehr zarte Laute — War dort jemand versteckt? Konnten diese Geräusche von der Straße durch das offene Fenster kommen — falls Babettes Fenster offen war? — Und nachts? Wozu stand ihr Mann manchmal nachts auf? Schlich treppan? Er sagte ihr wohl, daß es ihm keine Ruhe lasse — es zwinge ihn, aus der Dachluke hinüberzusehen, wo an der Front, bei Soissons, die tags nur als graublau nebelnder Horizont zu erraten war, nachts die platzenden Granaten Glühpünktchen in die schwarze Luft malten. Wie war es natürlich, daß die Not seines, vom Feinde besetzten Vaterlandes ihm den Schlaf raubte. Und diese Feinde waren die Landsleute seiner eigenen Frau! Erwuchs ihr aus dieser übermenschlich schweren Lage vielleicht der Verdacht, als bestehe zwischen ihrem Manne und Babette ein geheimes Bündnis? Vielleicht nur das unausgesprochene der gemeinsamen Leiden — sie waren beide Franzosen. Wie todtraurig — und doch wie begreiflich —

War ihr Mann nicht heute besonders finster und schweigsam? Nicht einmal für den, von ihm mit fanatischer Liebe vergötterten Theophile hatte er noch Aufmerksamkeit. Hatten ihn die Blumen so verstimmt? Die Gefallenen ruhten doch in Frieden. An Gräbern hörte die Feindschaft auf.

Nach dem Essen schlief das Kind. Babette hantierte in der Küche und ihr Mann, der die ganzen Vormittage rastlos in der Stadt umherzugehen pflegte, schloß sich in seinem Büro ein, obschon seine Geschäfte ruhten. Dann unternahm die junge Frau ihren täglichen Gang, der sie für ein paar Stündchen vom Gefühl der Gefangenschaft und Gefahr befreite. Durch die abschüssigen und steigenden Straßen der uralten grauen Stadt wanderte sie, dem Halbbogen des hohen Hügelrückens folgend, vorbei am Lyzeum und der Ecole normale. Vor ihrer hochgetreppten Front stand ragend jenes Denkmal dreier Franktireurs, die 1870 standrechtlich von den Deutschen erschossen worden waren. Und die fanatischen Gesten, die finster vergrämten Mienen der Todgeweihten riefen jeden Tag, seit Jahrzehnten, den französischen Kindern stumme Mahnungen des Hasses und der Rache zu. Jetzt wehte über ihnen, am Dachfirst, die weiße Fahne mit dem Roten Kreuz. Und dann betrat die junge Frau das Gelände des deutschen Militärfriedhofes. Er lag auf dem abschließenden, höchsten Punkt des gekrümmten Hügels, gerade gegenüber dem vieltürmigen Wunderbau der gotischen Kathedrale, der noch die Zitadelle vorgelagert war. Auch ihr eigenes Häuschen, mit der, den Gartenplatz gegen den Abhang abschließenden Mauer, konnte sie von hier sehen. Sie starrte hinüber; es schien unfaßlich, ganz verwirrend, daß sie dort wohne, daß es dort einmal Stunden des Glücks für sie gegeben habe. —

Und weit hinaus schweifte ihr Blick. Das Departement de l'Aisne lag da, im Sonnenschein hingebreitet, voll sanfter Lieblichkeit, wie von zarten Pastellfarben getönt. Wohlbestellte Äcker — hineingestellt wie Spielzeuggruppen die Ruinen zusammengeschossener Dörfer und Gehöfte. Und dort im Westen — der Krieg. Gerade murrte ein dumpfes Rollen durch den linden Wind, der mit den Lauten der Vernichtung schmeichelnd spielte. Und nah um die junge Frau Gräber — Gräber. Alle geschmückt von treuen Kameraden. Dort eine riesige Holztafel mit den Namen vieler, die zusammen in einem Grabe schliefen — und weiter noch Massengräber, aus jenen harten Tagen vom Ende September 1914, wo in den kaum eingerichteten Lazaretten der Tod seine Sense unaufhörlich schwang. Auf der Höhe des ansteigenden Geländes arbeiteten Architekten, Steinmetze und Gärtner an der monumentalen Ausgestaltung der Stätte, die in der ersten Not gewählt worden war und die nun die strengen Formen eines für immer geheiligten Platzes erhalten sollte.

Die junge Frau verteilte die Blumen auf die nächsten Gräber . . . Sie hätte in sie hinabrufen mögen, die Grenzen der Menschheit zerbrechend: Eine deutsche Frau weint hier um euch . . . Und ihr eigener, immer unterdrückter Jammer mischte sich in die Bewegung, steigerte sie und Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Aber Madame Lambert!“ sagte da hinter ihr eine herzliche Stimme. Ach — der liebe Hauptmann von der Etappenkommandantur, der immer mit ihr sprach, wenn er ihr begegnete. Er kannte sie gut. Man kannte sich jetzt mit jedem Landsmann nach wenigen Minuten, als sei man sich seit Jahren Freund. Sie lächelte schon.

„Das bißchen Weinen. Nachher ist einem besser,“ sagte sie.

„Behauptet meine Frau auch. Aber Sie haben unseren Helden wieder schöne Blumen gebracht. Das ist treu von Ihnen. Mag Ihr Mann denn das?“

Er sah sofort in ihren grauen, schwimmenden Augen das Flimmern der Verlegenheit — und ihr Blick wich ab.

Wie ihm die reizende, mädchenhafte Frau mit dem ganz wunderbar vollen blonden Haar immer leid tat! Er hätte sie am liebsten nach Deutschland, in die Obhut seines eigenen, grundgütigen Weibes geschickt. Alle Herren hier kannten sie. Zu Beginn hatte sie wohl als Gelegenheitsdolmetscherin gedient. Und da sich das unabweisbare Gefühl ihr aufdrängte, als seien sie und ihr Mann besonders bewacht, erzählte sie gerade diesem Hauptmann einst offen: als ihr Mann und sie die furchtbare Lage begriffen, hatten sie einander gelobt, daß keiner Land und Volk des andern hassen und schmähen, keiner





mit irgendwelcher Tat dem Feind des andern Schaden bringen wolle. In gegenseitiger Schonung wollten sie den Krieg ertragen, um des eben geborenen Kindes willen, in dessen Adern das Blut beider Völker floß.

Mit väterlichem Wohlwollen sah der stattliche Mann, dem der Krieg eine scharfe Narbe schräg über die Wange geschrieben hatte, auf sie herab.

„Mal ehrlich, Madame Lambert — wie ist's? Die Länge trägt die Last. — Ist's so? Oder umgekehrt? Sind Sie an die Lage mehr gewöhnt?“

„Ja — nein — ich weiß nicht — der Krieg — das Schwere — dies halb gefangensein — ja. Aber mir ist — als sei's meinem Mann zuerst leichter gewesen, schonend sein — tragen — damals, als er noch dachte: Frankreich siegt. Aber seit er sieht, daß die Deutschen hier Herren sind — Und dann: der Junge will nun sprechen. Blaß vor Zorn wird mein Mann, wenn ich Theo deutsche Worte lehre — Es ist aber doch auch mein Kind — es soll auch meine Muttersprache — Aber mein Mann — jawohl, er hat auch recht, daß Theo französisch . . .“ Sie sprach gequält, abgebrochen, hastig.

„Na ja — das ist sein Recht. Aber Sie auch — Zum Donnerwetter, wie kam denn das überhaupt, daß Sie . . .“

„Es war so natürlich damals! Jetzt ist es unbegreiflich. Ich war als Kinderfräulein zum Baron de la Perouge engagiert — mit familiärer Stellung — für drei Jahre — Und als ich angekommen war, sah ich: alles war anders. Schlechter als bei uns eine Dienstmagd hatt' ich's — grobe Arbeit von früh bis spät — ich dachte zuletzt: lieber sterben — Blaise Lambert verkehrte im Schloß, verkaufte dem Baron Wiesen, vermittelte Getreideverkäufe — so derlei mehr. Vielleicht verliebte er sich in meine blonden Haare, es klang so drollig, wenn er sagte: ‚deutsches Gret—schen.“ Und er sprach so ritterlich — ich fühlte solchen Trost. — Und war überwältigt, daß er mich aus der Dienstbarkeit befreien wollte — ich hatte ihn lieb. — Vielleicht deshalb. — Und seine Augen — als bezwängen sie mich — Augen, wie man träumt —“ Sie würgte den leidenschaftlichen Tränenausbruch nieder, der abermals in ihr hochquellen wollte und schloß mit tapferer Festigkeit: „Jetzt ist's ja mehr und mehr, als seien wir ganz fremde Menschen voreinander — aber nach dem Krieg, nicht wahr? Dann wird es wieder besser. Und das Kind, ja — mein Kind ist auch sein Kind — deshalb müssen wir stillhalten — hoffen . . .“

„Freilich,“ sagte der Hauptmann gutmütig, „nach dem Kriege gleicht sich alles wieder aus.“

Und ganz unmittelbar schloß er eine Frage an: „Ihr Mann hält ja wohl streng den gewissen Pakt?“

Durchbohrte sein blaues, blitzendes Auge sie? Von welch tödlichen Ängsten waren diese Sekunden der Stummheit erfüllt? Kam es nicht über sie wie eine jähe Lähmung? Schwieg der Hauptmann nicht wie in schwerem Warten? Und zu ihrem Entsetzen fühlte sie, daß sie erblaßte — ihre Lippen wurden ihr schmal und eng. —

„Ja,“ sagte sie mit spröder Stimme, „das tut er gewiß.“

„Sowie Sie Gegenteiliges bemerkten, müßten Sie auch Meldung erstatten, sonst kämen Sie selbst noch in eine furchtbare Lage.“

„Das weiß ich. Aber — ich — schwöre Ihnen, Herr Hauptmann, daß nichts . . .“

Er sah, sie hielt sich kaum aufrecht. Ja, das arme Frauchen, das bebte in bangen Zuständen — den Donnerwetter auch — Und mit einen paar festen, warmen Worten entließ er sie gewissermaßen —

Mit bleiernen Füßen ging sie zurück — Ihre Blicke schweiften wieder ins weite, besonnte, schöne Frankreich hinein — es lag da wie im Frieden und die Sonne wärmte die junge Saat auf den Feldern, während in die zitternden Lichtwellen manchmal ein Ton fuhr, als schlüge ein umfilzter Riesenhammer dumpf auf die erbebende Erde — Und vor dem Horizont wehte eine breite Rauchfahne.

‚Was kann ich denn beschwören?‘ dachte die junge Frau. ‚Ich weiß nichts. Nur Angst hab' ich, unerträgliche Angst.‘

Mit Namen ließ sich gar nichts nennen. Ja, gewiß, diese undeutliche Beklemmung erwuchs ihr nur aus schweren Einbildungen, die sich wiederum aus der ganzen Lage erzeugten.

Der Tag schlich hin, wie jeder andere. Mühsam in den nur allzu rasch erledigten Sorgen für Haus, Kind und Mann. Aber in der Nacht horchte sie zitternd auf die Schritte, die über ihrem Haupte erklangen. Wozu gingen sie hin und her und her und hin — vielleicht zwischen Babettes Kammer und der Dachluke, die gegen Westen sah, wo die Glühpünktchen der Granaten in der Nacht aufblitzten? War das ferne Schauspiel stärker als sonst? Holte er Babette heraus, es mit ihm zu betrachten? — Ihre Blicke durchforschten am Morgen sein bleiches, düsteres Gesicht. Es schien einen Ausdruck von Zufriedenheit zu tragen. Er löffelte aus der Kumme den Milchkaffee, als sei es Suppe. Das Kind legte sich weit vornüber, um von seinem Stuhle aus nach dem Weißbrot des Papas zu langen und es kreischte vor Freude, wenn der Papa neckend das Brot bald näher schob, bald zurückzog. Und die junge Frau lächelte wie erlöst dazu.

Da hörte man laut und scharf den Klopfer gegen die Haustür schlagen. Dann auf den Steinfliesen des schmalen Flurs Babettes Pantoffel, und gleich danach harte Tritte.

Die Tür wurde aufgerissen. Babettes Gesicht, grau fast und mit jäh vertieften harten Linien, sah herein.

„Herr,“ stammelte sie, „Herr . . .“

Und Mann und Frau fuhren schon in die Höhe — In stolzer Haltung stand er und sah dem eintretenden deutschen Unteroffizier und den beiden Soldaten, die an der Tür mit Gewehr bei Fuß Stellung nahmen, fest entgegen. Die Frau aber, sich an die Stuhllehne klammernd, fühlte ihre Pulse pochend, so sehr, daß es in ihren Ohren brauste und ihr alles, was geschah, undeutlich ward. Sie begriff wie in einen Nebel hineinsehend, nur ohngefähr — Man beschuldigte ihren Mann — er hatte dem Feinde Spionendienste geleistet — nachts aus seiner Dachluke Brieftauben entsendet — alle Räume wurden durchsucht — Lärm von treppauf und treppab stapfenden schweren Stiefeln scholl durch das kleine Haus. Und man hörte das Krachen einer Tür, die eingeschlagen ward. Babette, in der Ecke des Zimmers kauernd, darin sie neben ihrer Herrschaft bewacht blieb, duckte ihren Kopf tiefer.

Es kam jemand mit einigen kleinen Käfigen herein — hinter Stäben waren die weichen Körper grauer Tauben vor Angst regungslos. Aber dann erwachte die junge Frau — sie sah, daß ihres Mannes Hände gefesselt wurden . . .

„Blaise!“ schrie sie auf.

Und jammernd kam der Klagevorwurf hinterher: „Warum hast du uns das angetan?“

Er hob die Stirn — sein Blick ging langsam über Frau und Kind — Eine Bewegung zuckte über sein Gesicht und ward schon von ihm unterdrückt — Das Kind, zuerst verdutzt und stumm vor den fremden grauen Männern, fing plötzlich an zu weinen. Da rötete sich jäh das vordem ganz entfärbte Gesicht des Mannes. Und mit rauher Stimme, befehlshaberisch sagte er: „Nur vorwärts . . .“

Auch Babette, sich zu haßvollem Trotz aus ihrer schlotternden Angst aufraffend, mußte sich die Hände fesseln lassen. Zögernd trat der Unteroffizier an die junge Frau heran — Sie wich zurück.

„Ich!" schrie sie — „Ich? Ich bin ja deutsch — Und das Kind — ich kann nicht vom Kind —" Sie kniete neben dem Kinderstuhl, umfaßte den Kleinen, der immer lauter weinte, da er seine Mutter schluchzen sah — Sie war von aller Selbstbeherrschung verlassen. Der Schlag zerbrach sie völlig ... Sie bemerkte nicht, daß ein Oberleutnant das Zimmer betrat und leise mit dem Unteroffizier sprach ... Es entging ihr lange, daß es still um sie wurde, daß endlich nichts im Hause sich mehr regte — Langsam weinte sich das Kind aus und fing an, mit den blonden Haaren der Mutter zu spielen und die Kämme, die es hielten, herauszuziehen.

Und dann fuhr sie empor — das Kind jauchzte auf — Sie sah sich um — Frost lief durch ihre Glieder — Sie erkannte: sie sei allein — Ein entsetzliches Gefühl kam über sie: allein in einem fremden französischen Haus — allein in Feindesland — vielleicht auch mit todbringendem Verdacht beladen — Fliehen! Wohin? — Sie lief an die Haustür. Verschlossen. Dann bemerkte sie: ein Posten schritt vor dem Hause auf und ab. War das Bewachung? War sie der Mitschuld verdächtig? Oder war das Schutz? Vielleicht gegen haßvolle Belästigungen von Blaises Landsleuten?

Die Zeit schlich. Die grauenvolle Stille im Hause bedrängte ihr Herz so sehr, die Furcht in ihr ward so qualvoll, daß sie sich davor retten mußte. Hastig nahm sie ihre häuslichen Pflichten auf, dachte, daß das Kind Essen haben müsse — Das half ihr — Und doch erbebte sie, als käme nun der Tod, da der dröhnende Schall des Klopfers wieder durchs Haus scholl. Aber es war ihr Gönner, der gutherzige Hauptmann. Sie weinte auf, als sähe sie ihren Retter. Er sagte ihr, daß sie in der nächsten halben Stunde noch zu einem Verhör abgeholt werden würde, trotzdem ihr Mann und die Babette ihm schon die Unkenntnis der Vorgänge bezeugt hätten; Angst brauche sie keine zu haben. Sie würde wahrscheinlich nach Deutschland abgeschoben; sie solle nur ihre und des Kindes Sachen schon vorbereiten — das Haus werde unter Sequester gestellt, ebenso die paar Hektar Ländereien, die ihr Mann verpachtet gehabt. Und sonst? Habe sie Mittel?

Doch — ja. Ein paar tausend Francs waren im Haus. Aber sie wußte nicht, ob sie die nehmen dürfe. Schnell, sagte der Hauptmann: unbedingt! Denn der Kleine sei doch des Vaters Erbe — Das war in diesem Augenblick ein fürchterliches Wort — Die Frau starrte ihn an, kalt vor Entsetzen, starrte ihm gerade ins Gesicht ... Er sah weg. So einen Blick auszuhalten, dazu gehörte mehr Mut, als sein großmütiges Herz vor einem Weibe aufbrachte — Er fragte dann mit etwas undeutlicher Stimme, ob sie noch Eltern in Deutschland habe.

„Niemand," sprach sie tonlos, „keine Eltern mehr — Niemand."

Ja, dann solle sie nur erstmal zu seiner Frau reisen. Jawohl. Die sei nämlich eine — Für alle Beladenen wisse sie Rat.

„Und — mein — und Blaise?" fragte sie. Seine Narbe flammte ganz rot auf und er sah fast hilflos vor sich hin.

„Wann?" fragte sie.

„Noch vor Nacht. —"

War sie selbst es, die so viel Kraft aufbrachte, neben einer Ordonnanz her zum Verhör zu gehen? Zu antworten? Ihr Haus zu bestellen? Der Hauptmann schickte ihr aus dem Schwesternheim eine Schwester. Sie fühlte wohl die milde schonende Nähe irgendeiner, die ihr Beistand leisten wollte — Sich des Kindes annahm — Ihr nicht mit Trostworten lästig fiel — Bis zum Abgang des Nachtzuges wollte dies stille, sicher im Hause waltende Wesen neben ihr bleiben.

Nun ward es Abend. Der weite Himmel entfärbte sich noch nicht — und die bleichen Türme der Kathedrale waren so stark im Licht, wie nur die sinkende Sonne es auf sie warf. All das Wunderwerk der sich aufeinander emporstufenden, immer schlanker werdenden Säulenbündel, mit dem versteinten Blattschmuck ihrer Kapitäle, zeigte sich in scharfer Deutlichkeit.

Da verließ die junge Frau das Haus — mit ihren unsicheren Füßen schritt sie noch einmal über die harten Platten des Straßenpflasters, der rötlich umstrahlten Kathedrale zu. An ihren hellen, vielgegliederten Mauern vorbei, die emporwuchsen in all der stolzen Gewalt kirchlichen Prunkes — Links grünten die Anlagen, breit und väterlich beschatteten blühende Kastanien Wege und Bänke. Feldgraue saßen da ruhevoll und dachten ernst in das weit vor ihnen sich hinbreitende Feindesland hinaus — Und nun, vor ihr — die Zitadelle ... Als grauer, wuchtiger Endpunkt des Hügels — Und ein verschlossenes Tor? Was hatte sie gedacht? Weshalb kam sie? Sie fühlte: es ist gewiß schon geschehen! ... Und da ist ein Grab ... Man wird mir gestatten zu knien und zu beten — Aber sie fand nur ein verschlossenes Tor — Sie wartete. Worauf? Sie wußte es nicht — drängte sich hart gegen dies mit Eisen beschlagene Tor.

Ihre Gedanken sprachen zu ihm, der drinnen vielleicht schon in der eisigen Stummheit des Todes lag — vielleicht grub man ihm gerade sein Grab.

Ihre Seele dankte ihm heiß, für die Liebe, mit der er sie einst aus schmachvoller Dienstbarkeit befreit — Ihre Seele bat die seine um Vergebung, daß sie nun fortgehe und in ihrem Vaterlande aus ihrem Knaben einen deutschen Mann erziehe! Aber er hatte sein Wort zerbrochen — Er hatte ihrem Lande und ihren deutschen Brüdern Schaden getan — Das war Verrat auch an ihr, das machte sie frei von allen Fesseln, mit denen ihres Kindes Blut und ihres Herzens Dankbarkeit sie sonst für immer an dies Land gekettet ... Er hatte sein Vaterland mehr geliebt als sein Weib.

Heiße Ströme schmerzlichen Glücks, weinenden Trostes fluteten durch sie hin.

‚Und ich — und ich?' dachte sie — und begriff, daß auch sie ihr Vaterland mehr liebe als sie ihn je geliebt.

So verstand sie ihn ganz — verzieh — und war doch erhoben in Freiheit.

Mitten in ihren Gefühlsekstasen schrak sie wild und furchtbar zusammen. Ein hartes, rasches, knatterndes Geräusch — Schüsse? Eine Salve? Drinnen? Geschah es in diesem Augenblick?

Sie brach in die Knie.

„Gott sei seiner Seele gnädig —" rief sie laut.

Sie wußte: stolz und in starker Haltung würde er zu sterben wissen für sein Vaterland. Sie hatte eine Vision — sah ihn stehen, und mit erhobener Stirn, die glühenden Blicke fest auf die Gewehrläufe gerichtet — so unerhört deutlich erlebte sie dieses Gesicht, daß ihr Ohr, wie im Nachhall den Ruf zu vernehmen glaubte: Vive la France! — und erschauernd fühlte sie, wie der Ruf jäh im ewigen Schweigen erstarb.

Ihre Tränen flossen. Sie betete still.

Und im Gebet erwuchs ihr die Kraft dem Leben entgegenzugehen, wie er dem Tode: stolz und aufrecht. Heimzukehren als deutsche Frau, ihrem Lande einen Knaben zu bringen.

‚Aber hassen — hassen will ich ihn nicht lehren,' dachte sie aufschluchzend.



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

8. August 1917: Nach heftigem Trommelfeuer englische Angriffe von Nieuport auf Rattevalle. Teilangriffe im Ypernbogen an der Bahn Boesinghe—Langemarck. — Die russische Karpathenfront bröckelt unter dem österreichisch-ungarischen Druck weiter ab. Erfolge südlich der Bistrica; Angriffe am Casinu-Tal und bei Focsani.

9. August: Von Bixschoote bis Hollebeke Artilleriekampf von äußerster Heftigkeit; Gefecht bei Hooge. Gesteigertes Feuer beiderseits Lens. — In den Waldkarpathen und den Grenzgebirgen der westlichen Moldau erfolgreiche Gefechte. Heftige Gegenangriffe nördlich Focsani zurückgeworfen.

10. August: Zwischen Yser und Lys Trommelfeuer; östlich und südöstlich Ypern Infanterieangriffe, ebenso vom Wege Monchy—Pelves bis zur Straße Arras—Cambrai. Erfolg nördlich St. Quentin. — Gefechte bei Dünaburg und Smorgon. Kämpfe bei Czernowitz und im Ojtoz-Abschnitt. Nördlich Focsani Übergang über die Susita erzwungen.

11. August: Angriffe zwischen Freezenberg und Hollebeke. Nördlich St. Quentin Kämpfe bei Fayet, ebenso am Chemin-des-Dames bei der Royère-Ferme und bei Cerny. Erfolge am Hochberg. — Fortschritte im Slanic- und Ojtoz-Tale, desgleichen am Mt. Claja und Mgr. Casinului. Verzweifelte Angriffe gegen unsere Susita-Stellung.

12. August: Gefecht nördlich Hollebeke. Vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe und nordwestlich St. Quentin vermehrte Feuertätigkeit. Angriffe bei Cerny-en-Laonnois. — Erfolg südlich des Trotusul-Tales; Kämpfe südlich des Ojtoz-Tales. Neue Gegenangriffe nördlich Focsani. — Fliegerangriff auf Southend und Margate.

13. August: Artilleriekämpfe östlich Messines und östlich des Chemin-des-Dames sowie in der Westchampagne. Starke Angriffe nördlich der Straße Lach—Soissons und bis Rilles. — Erfolg südlich des Trotusul-Tales. Die Stadt Panciu erstürmt. — Im Monat Juli verloren unsere Gegner 34 Fesselballons und 213 Flugzeuge, wir 60 Flugzeuge und keinen Ballon.

14. August: Feuerkampf an der Küste und bei Ypern von großer Heftigkeit. Gefechte bei Westhoek, Lens, an der Scarpe und bei Neuve Chapelle. Angriffe am Cornillet südlich Nauroy und bei Flirey. — Starke Angriffe südlich des Trotusul-Abschnittes, südlich des Ojtoz- und Casinu-Tales. Neue Kämpfe bei Panciu. Erfolge zwischen Susita- und Putna-Tal.

15. August: Heftige Angriffe bei Langemarck und östlich Ypern. Starkes Feuer beiderseits Lens. Angriffe bei St. Quentin und Cerny. Artillerieschlacht von größter Heftigkeit bei Avocourt, Höhe 304, Talourücken, Fosses-Wald und Gegend von Vaux. — Heeresgruppe Mackensen ist zwischen Sereth und Gebirge in zähem Vorwärtsdrängen. — Friedensnote des Papstes überreicht.

16. August: In Flandern ist die zweite große Schlacht entbrannt, zwischen Bixschoote und Wytschaete in 18 Kilometer Frontbreite. Angriffe zwischen Hulluch und Lens. St. Quentin von den Franzosen heftig beschossen. Kämpfe am Chemin-des-Dames. — Gefechte südlich des Trotusul-Tales. Neue Angriffe nördlich Stracani und Panciu.

17. August: Der zweite Großkampftag der Flandernschacht auf 30 Kilometer Front zwischen Yser und Lys. Kathedrale von St. Quentin abgebrannt. Angriffe bei Cerny. Erfolg im Caurières-Walde. — Nördlich Holda an der Bistric und südlich des Trotusul-Tales erfolgreiche Teilkämpfe.

18. August: In Flandern heftiger Feuerkampf. Langemarck verloren. Angriffe bei Lens, am Chemin-des-Dames und bei Verdun. — Sturmerfolg bei Grozesci. Seit 19. Juli in Galizien gefangen 655 Offiziere, 41 300 Mann, erbeutet 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50 000 Gewehre und viel Kriegsgerät.

19. August: In Flandern an der Küste und von der Yser bis zur Lys heftige Kämpfe; Angriffe südlich Langemarck. Ebenso bei Havricourt und westlich Le Catelet. Feuerkampf bei Verdun. Erfolge bei Royère und im Caurières-Walde. — Die elfte italienische Offensive an der Isonzofront.

20. August: Beginn der Schlacht vor Verdun auf einer Front von 23 Kilometern. — Fortschritte beiderseits des Ojtoz-Tales. Kämpfe am Bahnhof Marasesti; Angriffe südlich der Rimnic-Mündung. — An der Isonzofront heftige Kämpfe von Auzza bis ans Meer.

21. August: Heftige Kämpfe vor Verdun: »Toter Mann« und Südrand des Rabenwaldes verloren. — Auf der Karsthochfläche tobt der Kampf weiter.

## Kaisertage in Galizien.

In treuem landesväterlichem Sinn hat unser Kaiser seit den ersten Monaten des nun schon drei Jahre wütenden Weltkrieges wieder und wieder die kämpfenden Truppen an der Front im Osten und im Westen besucht. Und es war zugleich rührend und erhebend zu beobachten, wie die Soldaten ihm verehrungsvoll zujubelten und wie er gütig und leutselig Offiziere und Mannschaften, die sich besonders ausgezeichnet hatten, ansprach und ihnen mit eigener Hand das Eiserne Kreuz an die Brust heftete. — Als Mitte Juli die Armee des Prinzen Leopold von Bayern in unwiderstehlichem Draufgehen die russischen Stellungen zwischen Sereth und Zlota Lipa durchbrochen und in den anschließenden blutigen Kämpfen die russische 11. Armee nahezu vernichtet hatte, hielt es unsern Kaiser nicht länger in seinem Schlosse in Berlin, und er reiste an die östliche Front ab. Am 24. Juli besuchte er mit dem Prinzen Leopold, dem

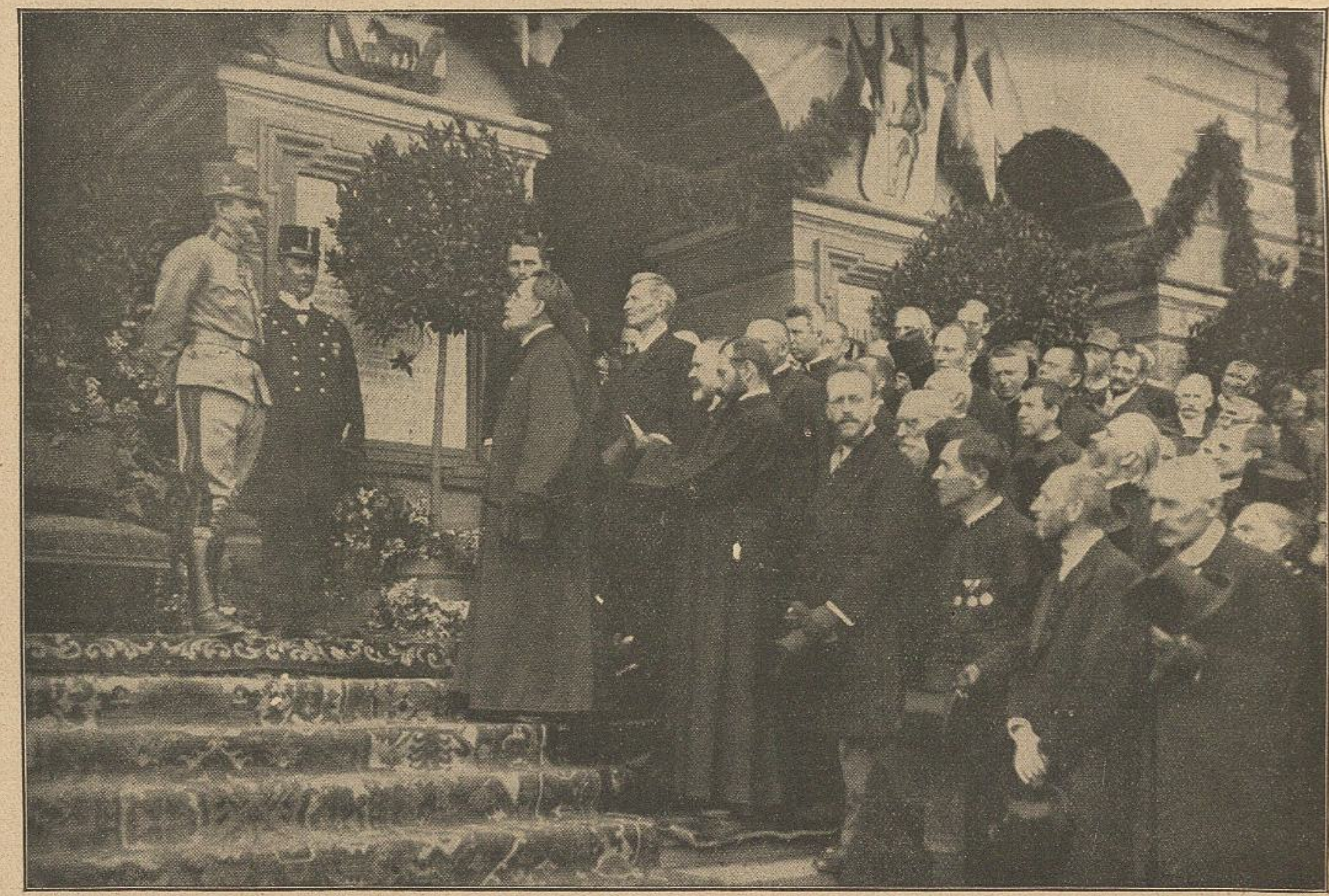


Der Kaiser mit Generaloberst von Eichhorn beim Abschreiten der Ehrenkompagnie auf dem Bahnhof von Wilna. Aufnahme des Bild- und Filmamts.



Prinz Eitel-Friedrich von Preußen auf dem Vormarsch nach Tarnopol. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Oberbefehlshaber Ost, zunächst das Städtchen Zloczow, wo die Einwohner dichtgedrängt dem Kaiser zujubelten, und dann den benachbarten Brennpunkt der Durchbruchsschlacht, die heißumkämpfte Zlota-Gora. Der Zugang zur Kuppe über den zerschossenen Dammweg durch den von Minen und großen Granaten aufgewühlten Strypagrund war beschwerlich. Trotzdem stieg der Kaiser, der äußerst frisch aussah, durch das Gewirr der zerschossenen Gräben und Drahthindernisse den steilen Berg hinan. Von der Höhe der Zlota-Gora, von der man einen überraschenden Fernblick über die ganze Gegend hat, überblickte er das ganze Schlachtfeld und war glücklich, als ihm berichtet wurde, daß das gewaltige Ziel mit verhältnismäßig geringen Opfern erkauft werden konnte. Am folgenden Tage fuhr der Kaiser durch das zerschossene Zloczow und durch Jezierná auf der Tarnopoler Landstraße weiter der Front zu. Dabei kam er dem Kampfgelände so nahe, daß er die Erstürmung des Geländes westlich des Heizdezna-Flusses beobachten konnte. Am 27. Juli begrüßte unser Kaiser



Kaiser Carl von Österreich im wiedereroberten Czernowitz: Huldigungsansprache des Exarchen Schandru. Aufnahme von A. Grohs.





Kaiser Wilhelm geht auf einem Fußsteg über die Strypa. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

dann den Führer der Südarmee, Graf Bothmer, zwischen den heißumkämpften Höhen Lysonia (Höhe 399) und Dzikie Lany und schloß dabei auch seinen Sohn, den Prinzen Eitel-Friedrich, in die Arme, der mit heldenhafter Tapferkeit in diesen schweren Kämpfen an der Spitze seiner Soldaten gestanden hatte. Prinz Eitel-Friedrich erhielt dafür hier auf dem Schlachtfelde aus der Hand des Kaiserlichen Vaters den hohen Orden Pour le Mérite und wurde „in warmer Anerkennung der während des ganzen Feldzuges als Truppenführer geleisteten vortrefflichen Dienste“ zum Chef des ersten pommerschen Feldartillerie-Regiments Nr. 2 ernannt.

Weiter ging es nun nach Süden und in das Land hinein, das die Russen so lange in ihrer Gewalt gehabt haben, und erst auf dem Hochlande von Bobrowody wurde Halt gemacht. Hier besuchte Kaiser Wilhelm die türkischen Korps, Infanterie, Reiterei und Artillerie, die mit großer Tapferkeit ihren Abschnitt an der Kampffront gehalten haben. Mit großer Lebhaftigkeit sprach er bald mit Graf Bothmer, bald mit Prinz



Der Kaiser im Gespräch mit dem Führer einer türkischen Division an der Durchbruchsfront in Ostgalizien. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Leopold, bald mit dem türkischen General oder einem der türkischen Obersten, bei dessen Regiment er gerade verweilte. Dann wieder rief er den osmanischen Truppen in ihrer Landessprache ein Grußwort zu und verteilte an besonders tapfere Soldaten Ordensauszeichnungen.

Nach dem Besuch der Kampftruppen an der galizischen Front wendete unser Kaiser sich nach dem Norden, auch hier die in schwerem Kampfe stehenden Verbände begrüßend und ermunternd. Unser Bild zeigt ihn auf dem Bahnhof in Wilna, wie er mit dem kampferprobten Generaloberst von Eichhorn die in ihren Sturmhelmen angetretene Ehrenkompagnie abschreitet.

Auf dieser Reise an die Ostfront traf Kaiser Wilhelm in Podgorze bei Krakau auch mit seinem jugendlichen Freunde und Bundesgenossen, dem Herrscher von Österreich und Ungarn zusammen. Kaiser Carl, der auch in der Kampflinie gewesen war, hatte in Wien wichtige Staatsgeschäfte zu erledigen; aber als am 4. August Czernowitz, die stattliche Hauptstadt des Buchenlandes, erobert worden war, kehrte er eilig wieder an die Front zurück und zog, umjubelt von einer frohbewegten Menge, in diese Stadt ein.

Für alle, die an den Kaisertagen in Galizien den geliebten Monarchen der in Treue vereinten Bruderländer ins Auge blicken durften, werden diese lebenslang unvergeßlich bleiben.

v. M.

## Im Kampf mit dem Urwald.

### Eine Erinnerung aus den Tagen des Vormarsches gegen Rumänien. Von Karl Fr. Nowak.

Jeder Kriegsschauplatz hat seine Eigenart, auf jedem Kampfplatz der Völker Europas ist nicht nur der Gegner zu befehden: immer steht auch noch eine andere, besondere Waffe gegen unsere Heere. Sie haben im Osten nicht bloß die Russen gegen sich. Sie müssen über Steppen, deren Dörfer niedergebrannt sind, müssen durch Sümpfe, in denen ihre Geschütze zu versinken drohen. Der Gegner muß überwunden werden, das Land muß überwunden werden, das ihm hilft. Im Westen ficht nicht nur der Engländer, der Franzose, der Belgier, Kanadier, Afrikaner gegen Deutschland. Es ist zugleich ein Krieg mit den Industrieen, die sich aus der ganzen Welt mit allen Vollkommenheiten neuzeitlicher Technik gegen uns zusammengetan haben. Von diesen Industrieen haben sich die Italiener einen beträchtlichen Teil zu ihren Isonzoangriffen herübergeholt. Aber am Isonzo ist nicht einmal so sehr der Feind, nicht so sehr die neue Vernichtungstechnik das Schreckliche. Das Schreckliche ist der Stein, der Karst, der die Wirkung jeder Granate verhundertfacht, der mit weiten, grausamen Splittern bei jedem Schuß den Umkreis auf einen Kilometer abmäht, aber nicht die Deckung in weicher Erde gestattet, die sonst jeder Kriegsschauplatz als Schutz gewährt. In Tirol sind die Italiener, vor den Italienern aber Schnee, Gipfel und Gletscher niederzukämpfen. In Serbien waren die Epidemien. In Montenegro die baumlose, wilde Bergeinsamkeit mit dem Kleinkrieg. Unser jüngster, nunmehr niedergeworfener Gegner hatte, als er in süßer Eroberungsschwärmerei in Siebenbürgen einzog, den Schutz dieses Landes für sich: die Urwälder.

Unser ganzer Vormarsch durchquerte sie. Es gibt dort keine Wege, es gibt dort keine Stege. Hundertjährige Fichten und Tannen. Der Urwald deckt die wenigen Ebenen, die ja in Wahrheit Hochflächen sind, er klettert die Hänge hinauf, und über allen Gipfeln des Berglandes steht er als schwarze, undurchdringliche Kapuze. Natürlich führten, als noch der Frieden da war, Fußsteige und Pfade auch da und dort durch den Wald. Der Schnee hat ihre Spuren verweht, der Regen hat sie verwaschen, der Sturm ihren Saum verwittert, und was übrigblieb, hatten Windbrüche seit zwei Jahren mit zerrissenen, fallenden und vermorschten Stämmen völlig überdeckt. Von Stamm zu Stamm im weiten Urwaldland dichtes, verzweigtes, knorriges Unterholz. Das Tier gänzlich verwildert. Seit zwei Jahren kein Förster mehr im Gelände. Bären streifen umher. Die Wölfe sind übermütig geworden. Von den Waldhöhen kommen sie ins Tal herunter und fallen an, was sie treffen, wen sie treffen.

Aber mitten durch diesen Urwald schritt doch die ganze Arz-Armee, mit Train und Troß, mit Mannschaft und Geschützen, als die Befreiungsstunde für Siebenbürgen schlug. Gerade um des Urwaldes willen, der dem Gegner jeden Schutz, jedes Versteck, jeden Hinterhalt bot, konnte man nicht auf den wenigen Straßen marschieren. Mit jedem Mann ging die Axt mit, die sich durch Unterholz und Stämme hieb. Nirgends ist an das Selbständigkeitsgefühl, an die Selbstverantwortung kleinster Truppenverbände größerer Anspruch gestellt worden, als in Siebenbürgen. Drei, vier, sechs, zehn Kolonnen stießen vor. Zur gleichen Zeit. Hieben sich durch den Wald, schossen sich mit dem Feind, jagten ihn: Tage lang ohne Verbindung mit den Ihren, ohne Verbindung mit den Nachbarkolonnen, die genau auf gleiche Art unter den gleichen Umständen auf sich allein angewiesen waren. Manchmal hingen die Vormarschierenden am Draht der rückwärtigen Kommandos, meist freilich zerriß er bald. Man löste seine Aufgabe, man fand sich dann wieder, man erhielt eine neue Aufgabe und verschwand tagelang abermals wieder, um sie zu lösen. Einmal soll eine stark verschanzte Höhe genommen werden. Der Weg dahin ist unendlich weit. Zwei Bataillone werden ausgeschickt. Rechts und links auf einer riesig gedehnten Front geht überall der Kampf. Die beiden Bataillone schicken Staffetten, Ordonnanzen zurück. Plötzlich sind sie verschwunden. Rechts und links geht der Kampf weiter. Von den beiden Bataillonen hört man nichts. Zwei Tage nichts, drei Tage nichts. Wohl nirgends sonst auf irgendeinem Kriegsschauplatz gibt es dergleichen. Aber der Generalstabschef der Division, der die beiden Bataillone angehören, lächelt nur, da man ihn nach dem Schicksal der Leute fragt. Sie sind eben im Wald . . . Hauen irgendwo Wege zwischen die Stämme . . . Raufen sich mit dem Feind . . . Unruhig ist niemand. Nach vier Tagen kommt Botschaft. Ebenso lakonisch ist sie, wie beruhigend: „Jawohl, die Höhe ist genommen, — wir gehen weiter.“

Durch den Urwald ging die Infantrie, der Train, die Artillerie. Die Gebirgsgeschütze wurden in kleinste Teile zerlegt, wurden Rad um Rad, Stück um Stück vorwärtsgetragen. Der Train hatte sich dem Gelände anzupassen, es war ein Train ohne Wagen. Das alte Relais lebte in neuer Form auf. Tragtierstaffeln bewachten Proviant und Munition, brachten alles Nötige nach vorn. Sie kletterten ein paar Kilometer nach vorn. Dort warteten neue Staffeln. Die Lasten wurden umgeladen. Die neue Staffel marschierte wieder eine Kleinigkeit. Dann kam die dritte, die vierte, die achte Tragtierkolonne . . . Endlich war man so weit oben, daß auch die Tragtiere nicht mehr klettern konnten. Die Relais wechselten das Beförderungsmaterial. Das wunderbarste und erstaunlichste Erlebnis des Weltkrieges wiederholte sich noch einmal: wo selbst Tiere nicht mehr weiter können, kommen die Menschen noch vorwärts. Männer nahmen den Tieren die Lasten ab, Männer krochen mit den Lasten weiter, über die Berge, durch den Wald, bis auch sie zur nächsten Tragstaffel kamen, die sie ablöste. Konserve um Konserve wanderte so durch Siebenbürgen, Patrone um Patrone. Mitten durch die Wildnis: vorne rechts und links — oft im Rücken — war der Feind . . .

Nicht der Feind war das Schlimmste. Die Unmöglichkeit, sich irgendwie zurechtzufinden, war allerwärts die größte Gefahr. Natürlich ging jeder Offizier seinen Leuten mit der Karte in der Hand voran. Aber die Wege, die die Generalstabskarte sehr gewissenhaft verzeichnete, waren einfach nicht da. Der Urwald hatte sie in zwei Jahren verlöscht. Es blieb also nur ein Ausweg: das Marschieren nach der Himmelsrichtung. Man wollte zu bestimmter Zeit irgendwo sein. Und war trotz aller Vorsicht und Genauigkeit zu ganz anderer Zeit — ganz wo anders. Jetzt mußte man zurück, zum Ausgangsort, um noch einmal vorzugehen. Auch der Ausgangsort war schwer wiederzufinden. Einzelne Kompagnien waren tagelang versprengt. Ein Glück, eine Tüchtigkeit ohnegleichen, daß sie dann nicht nur wieder da waren, sondern immer am befohlenen Platze da waren. Ein blutjunger Offizier, dem zweihundert Mann anvertraut sind. Er bringt sie doch durch . . . Und hat dann nach acht Tagen Silberfäden im jungen, dunkeln Haupthaar.

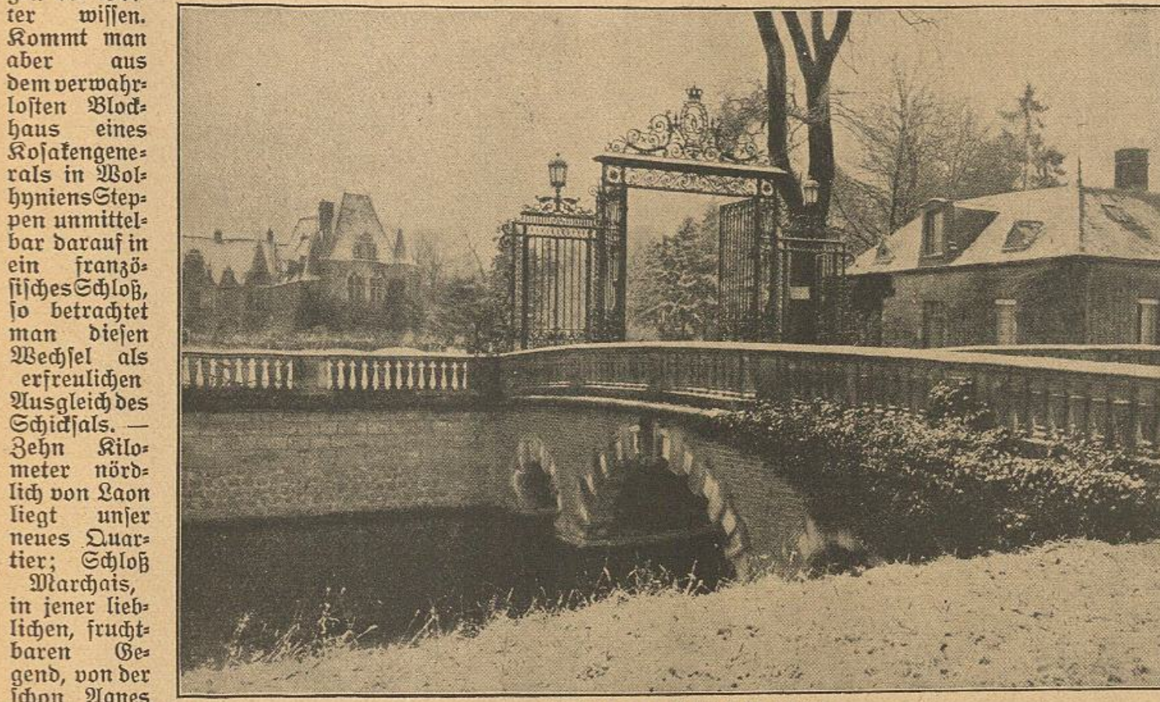
Ein Vormarsch war's nicht nur durch die Wildnis: ein Vormarsch auch durch Wochen und Monde ohne Obdach. Man muß sich nur überlegen, was das eigentlich heißt, — marschieren und kämpfen, kämpfen und marschieren, aber keine Nacht im Bett, keine Stunde durch viele Wochen aus Stiefeln und Kleidern, keine Möglichkeit, sich auch nur mit einem Zwischenraum von je drei Tagen einmal zu waschen . . . Und durchaus nicht in den Nächten schlafen, sondern gelegentlich bei Tag, irgendwo auf die Erde gebettet. Nie sicher dabei vor dem Schuß, was noch die nebensächlichste Kleinigkeit war . . . Aber sie kamen durch. Kamen durch den Urwald und kamen durch Siebenbürgen. Unmittelbar quer durch. — Und warfen die Rumänen hinaus. Jeden Tag ein Stück weiter gegen die Pässe, die in den Karpathen als die Tore ins Siebenbürgner Land standen. Und endlich hatten sie sie eines Tages auch noch über die Pässe geworfen. Aus den Toren ins Siebenbürgner Land waren jählings Tore ins Königreich Rumänien geworden. Das war der Vormarsch, der große, musterhafte und mühenreiche, aber erfolggekrönte Vormarsch der Armee Arz.

Russische Divisionen bemühen sich jetzt, diese Tore zu halten, durch die einst der heute zusammenbrechende, überschlaue Feind gekommen war, „um sich Transsylvanien zu holen“.

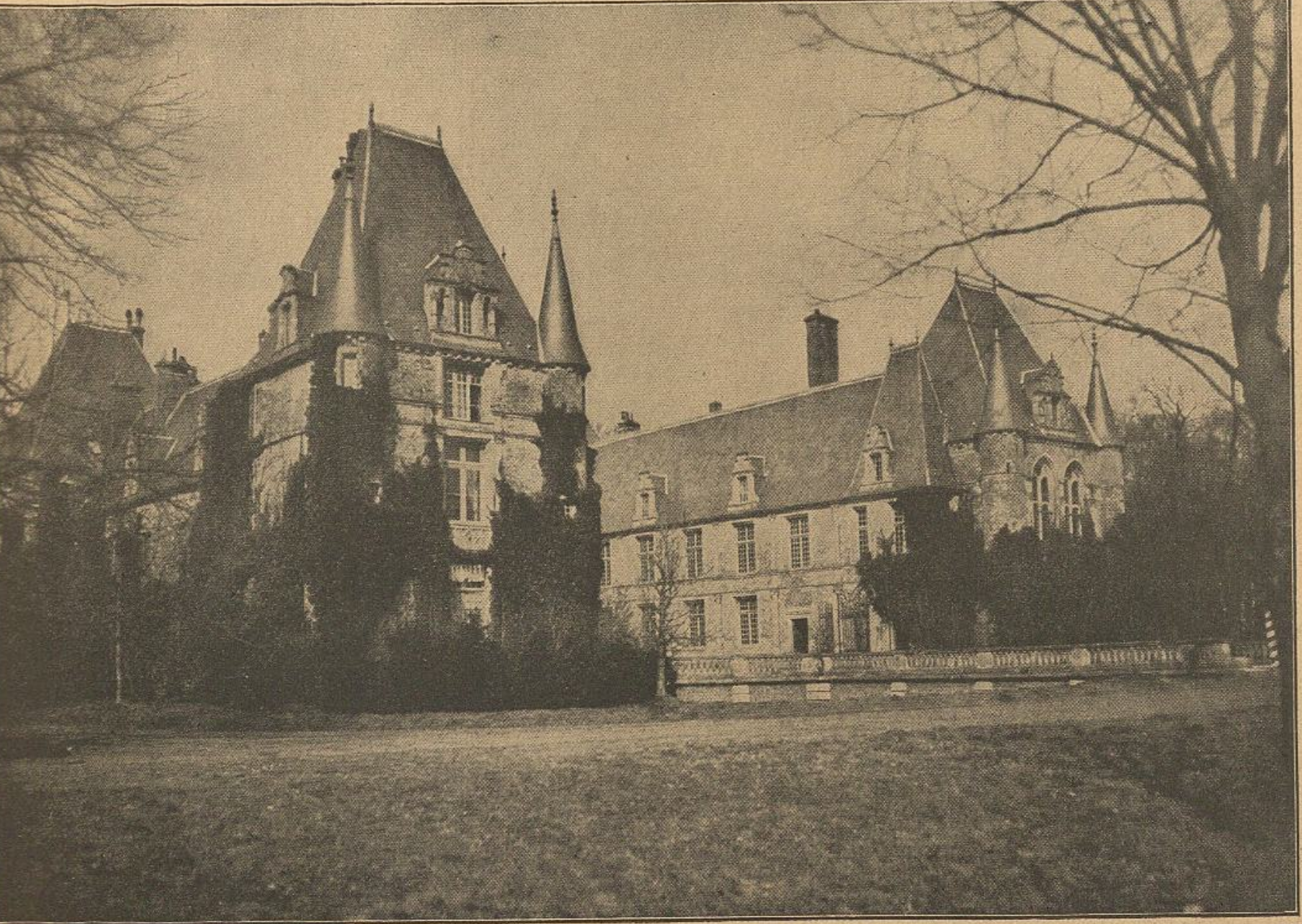


## Schloß Marchais. Von A. Haverbeck.

Einen Quartierwechsel im Kriege pflegt man meistens mit gemischten Gefühlen zu betrachten; denn was man hat, das weiß man, was man aber wieder bekommt, das mögen die Götter wissen. Kommt man aber aus dem verwahrlosten Blockhaus eines Kosakengenerals in Wolhyniens Steppen unmittelbar darauf in ein französisches Schloß, so betrachtet man diesen Wechsel als erfreulichen Ausgleich des Schicksals. — Zehn Kilometer nördlich von Laon liegt unser neues Quartier; Schloß Marchais, in jener lieblichen, fruchtbaren Gegend, von der schon Agnes Sorel in der „Jungfrau“ sagt „das angenehme Land.“ — Jetzt dem Fürsten von Monaco gehörend und von diesem als Sommersitz benutzt, war das Schloß ehemals Eigentum der französischen Könige; erbaut in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch den Kardinal de Lorraine, hat es den Stürmen der Zeit standgehalten und ist in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Betritt man den von einem breiten Wassergraben umgebenen Park durch das große dreiflügelige, schmiedeeiserne Tor, so hat man das in Hufeisenform gebaute Schloß unmittelbar vor sich liegen. Im Erdgeschoß befinden sich die Gesellschafts- und Wohnräume, — ein Festsaal fehlt, doch hat dieses wohl seinen Grund darin, daß das Schloß lediglich als Sommeraufenthalt gedacht war. Den sogenannten roten Salon, dessen Wände und Möbel mit Seidendamast in dieser Farbe bespannt sind, schmücken lebensgroße Bildnisse französischer Könige. Im Wohnzimmer fesseln kostbare alte Schränke das Interesse; eine hier aufgestellte Sammlung ausgestopfter Vögel und Tiere legt Zeugnis ab von den



Einfahrt zum Schloß Marchais.



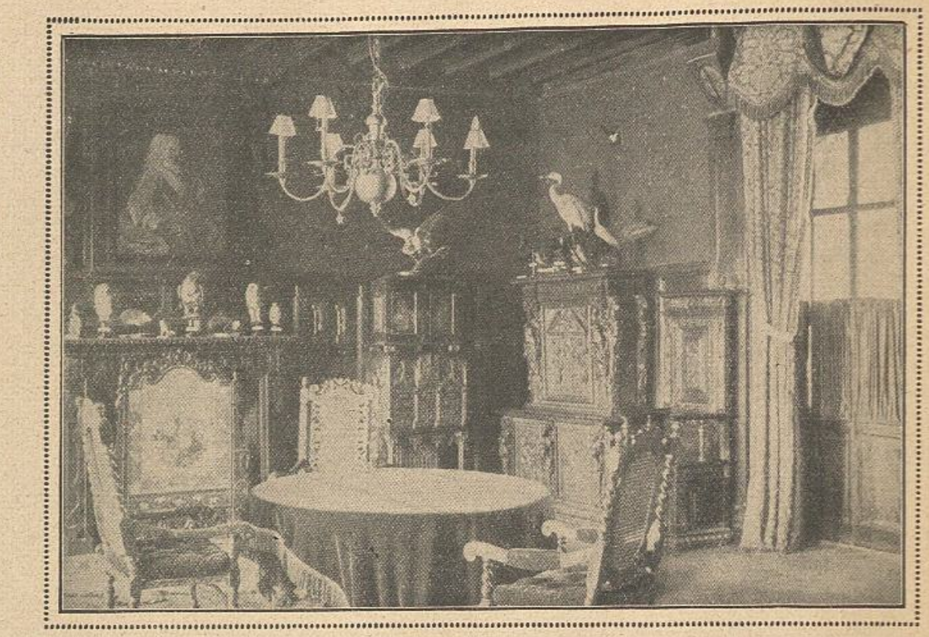
Schloß Marchais in der alten französischen Landschaft Isle de France.

naturwissenschaftlichen Liebhabereien des Besitzers. Ein Bibliothekzimmer mit reichhaltiger Büchersammlung in geschnitzten Schränken und einem Kamin, der als Verzierung die bourbonische Lilie trägt, schließt sich an. Die Bezüge der Rokoko-Möbel in dem getäfelten Billardzimmer sind kostbare alte Aubussons; unter mehreren anderen befindet sich hier ein Bildnis der Maria Stuart. Das Speisezimmer zeigt die gleiche Täfelung der Decke und Wände; auch in diesem Raume hängt eine Anzahl von Bildnissen französischer Herrscher, z. B. von Heinrich IV., dessen Persönlichkeit mit der Geschichte des Schlosses eng verknüpft ist.

Im oberen Stockwerk liegen die Schlafzimmer; im Schlafgemach des Fürsten sind die Wände mit kostbaren Gobelins bedeckt. Diese waren im Sommer 1914 beim Herannahen der deutschen Truppen von der Dienerschaft im Park vergraben worden, wurden jedoch von den findigen Feldgrauen entdeckt, und der um seinen Besitz besorgte Fürst bot eine Million Mark Kriegskontribution, falls alles unversehrt erhalten bliebe. Die Gobelins wurden sorgsam wieder aufgehängt, jede mögliche Rücksichtnahme zugesichert, und ein deutscher Wachtmeister beaufsichtigt dauernd das unter dem Schutz des Kaisers stehende Schloß und seine Nebengebäude. Im rechten Schloßflügel oben ist die stimmungsvolle Schloßkapelle; vor einiger Zeit fand man dort mehrere alte Steinsärge mit Knochenüberresten; wer dort beigesetzt wurde, ließ sich jedoch nicht mehr feststellen.

In der Nähe von Marchais liegt der bekannte Wallfahrtsort Notre Dame de Liesse mit seinen als wundertätig gepriesenen Moor- und Schlammbädern; hierhin wallfahrteten die Könige und weiblichen Mitglieder der Familie und benutzten dazu den Chemin des Dames; der viele Monate lang so heftig umkämpft worden ist. — Alljährlich verlebte jeweilig die Königsfamilie die Sommer in Marchais; überall, in den Tapeten und den Verkleidungen der Kamine, sehen wir die bourbonische Lilie. Vor dem Mittelbau des Schlosses befindet sich der alte Turnier-Platz; vom großen Altan sahen die Damen des Hofes den ritterlichen Spielen zu.

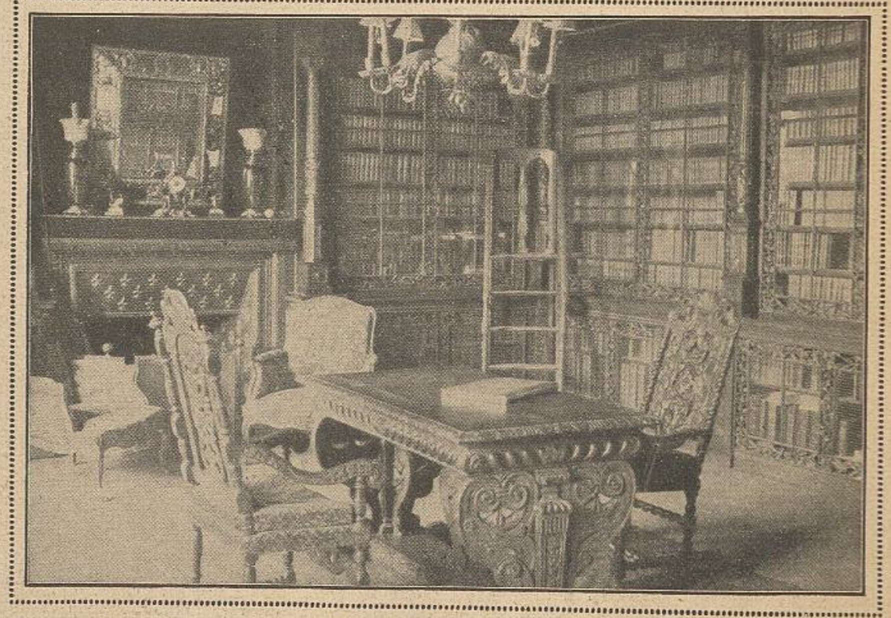
Den sich weithinziehenden Park zu durchstreifen, ist ein Genuß. Das Auge ruht aus auf den breiten Rasenflächen, über die nur ab und zu ein Wolkenschatten dahinzieht; die Sonne webt Goldschleier über die grünen Kronen der Bäume, und längstvergangenen Zeiten hängen die Gedanken nach. Rauschte da nicht ein seidnes Frauengewand? Klang's nicht von den Taxushecken wie ein Flüstern herüber: „Paris ist schon eine Messe wert?“ Ob nicht hier das Wort vom „toujours perdrix“ entstand? Und die schöne Gabriele d'Estrées, mit dem goldenen Haar und dem zarten Gesichtchen, die so früh und geheimnisvoll starb, auch sie hat hier glückliche Tage verlebt, bis ein tragisches Schicksal sie ereilte. — Geschlechter kommen und gehen, es ist immer wieder dasselbe Stück höfischen Lebens, das sich abspielt, nur die Zeiten und Spieler wechseln. Etwas unendlich Stimmungsvolles, der Schimmer einer glanzvollen Vergangenheit, liegt über Schloß und Park, deren Zauber unwiderstehlich gefangen nimmt.



Das Wohnzimmer.



Das Schlafzimmer.



Das Bibliothekzimmer.



# Der Gefreite. Von Friedrich Freksa. (Schluß.)

Während der Gefreite aß, begann das Mädchen schmeichelnd: „Du, Herr Zinker meint, du kannst getrost wegen der Heirat Nachurlaub nehmen, den bekommst du sicher.“

„Heirat,“ sagte er nachdenklich.

„Ach, das ist schnell gemacht, da ist gar nichts dabei,“ eiferte das Mädchen, „wir gehn zum Bürgermeister und zum Pastor und lassen uns kriegstrauen. Das kostet keinen Pfennig. Dann bekomme ich doch die Staatsunterstützung, denk' doch mal an! Und wenn dir was passiert, dann krieg' ich auch was. Wenn man schon einmal zusammen ist, dann muß man auch alles mitnehmen. Dann kann man sich doch nach dem Kriege rühren. Denn wenn du wieder zurückkommst, so fällt es mir nicht ein, auch nur eine Stunde länger bei Zinker zu bleiben. Denn du kannst dir gar nicht denken, wie froh ich bin, wenn ich erst aus diesem Dreck heraus bin.“ Und dankbar drückte sie sich an ihn.

Der Gefreite empfand so etwas wie Stolz darüber, daß das Mädchen solches Vertrauen zu ihm hatte. Er gab ihr die Hand und sagte, er wolle sich das mit der Trauung überlegen. Eine gewisse Lebenserfahrung hatte ihn doch gelehrt, nicht überall gleich ja zu sagen. Trotzdem war er beinah entschlossen, den Wunsch des Mädchens zu erfüllen. Er schnallte sein Seitengewehr um, setzte seine Mütze auf und ging hinaus, nachdem er noch einen Kuß mit auf den Weg bekommen hatte.

Durch die menschenleere Hauptstraße ging er. Als er über den Jakobsplatz schritt, brauste die Orgel in der Kirche auf. Die langgezogenen Töne des Schlußchorales hallten ihm nach, als er in der engen, winkeligen Körnerstraße die Hausnummern absuchte, bis er die 15 fand. Die schmale Pforte war angelehnt, er trat ein und tastete sich den niederen, dunklen Flur entlang.

„Die erste Tür rechts ist es,“ hatte ihm der blondbärtige Kamerad gesagt. Seine Hand glitt die kalkige, staubige Mauer entlang und fühlte nun das Holz des Türrahmens. Er klopfte mit dem Knöchel an. Von innen schrillte eine Frauenstimme: „Wer ist denn da? Die Kinder sind in der Kirche und ich liege krank im Bett.“

„Ich bin ein Kamerad Ihres Mannes,“ sagte der Gefreite gegen die Tür, „ich soll Ihnen Grüße bringen, Frau.“

„Von Karl?“ klang es erstaunt zurück. „Ach, da kommen Sie man 'rein, aber gleich in die zweite Tür!“ Ein heftiger Hustenanfall folgte.

Der Gefreite trat in ein kleines, dumpfes Schlafzimmer. Im Bett lag ein abgehärmtes Weib, das in ein gestricktes Tuch gehüllt war. Sie hustete noch immer und wischte sich den Mund nach jedem Anfall mit dem Ärmel ab. Endlich sagte sie mühsam: „Ach, setzen Sie sich doch. Ich bin ganz allein hier, die Kinder müssen aber gleich kommen. Und erzählen Sie von Karl! Wie geht es ihm denn immer? Ist er wirklich noch ganz gesund, wie er schreibt? Sie sehen, mir geht's nicht besonders.“

Der Gefreite saß bolzengerade auf dem wackeligen Holzstuhl vor dem Bett und bestätigte ihr, daß der Mann ganz gesund sei.

„Ich hab' ihm nichts davon geschrieben, daß ich krank bin,“ sagte die Frau. „Helfen kann's ja doch nicht, solange dieser Krieg dauert. Und dann hab' ich ja auch die Kinder. Die helfen mir schon, so gut sie können. Der Junge geht ins Sechzehnte und ist groß und stark für sein Alter. Bei dem Knechtemangel bekommt er oft was extra zu verdienen. Und das Mädchen lernt das Feinflicken. Da geht es schon. Wir können uns nicht beklagen. Andere haben's noch viel schlechter. Wenn nur der Husten nicht wäre! Ich würd' wohl eher gesund werden, wenn Karl da wäre. Wissen Sie, es fing gerade an, uns ein bißchen besser zu gehen, da kam der Krieg. Aber das muß wohl nun so sein.“

Der Gefreite begann nun auf Befragen zu erzählen, wie sie zu essen und zu trinken gehabt hätten, und wie jeder Gruß aus der Heimat mit und ohne Gabe willkommen sei. Die Kinder kamen zurück, der Sohn im zu kurz gewordenen Konfirmandenanzug, das Mädchen in einem gefälligen schwarzen Kleidchen. Der Sohn mußte aus der Tischschublade eine Zigarre holen und ein Glas Schnaps bringen. Die Zigarre schob der Gefreite zwischen den dritten und vierten Knopf der Uniform, den Schnaps trank er auf das Wohl der Frau. Und er erzählte weiter von ihrem Leben da draußen in den Waldlagern und Erdlöchern.

Die Frau hörte aufmerksam zu. Sie schien ganz befriedigt zu sein von dem, was sie erfuhr. „Schlecht hat er's dann ja nicht,“ sagte sie glücklich. Der Gefreite merkte, daß es um sie selbst recht böse stand. Die Kinder sahen sich bei jedem Hustenanfall mit verhaltener Angst an. Ihm wurde das Herz schwer und er nahm bedrückt Abschied. Die Frau reichte ihm dankbar die Hand: „Nun grüßen Sie den Karl nur schön. Und Gott gebe, daß der Krieg bald zu einem guten Ende komme!“

Der Gefreite trat aus dem dumpfen Hause und atmete erleichtert auf. Er schritt bis zur Hauptstraße hinunter, zum Honoratiorenviertel. Dort hatte der andere Kamerad eine Konditorei. Schon von weitem konnte er den Namen auf dem Schild glänzen sehen. Er trat in den Laden. Ein hübsches Mädchen von zwölf Jahren fragte nach seinem Begehren. Er sagte, er wolle die Mutter sprechen, er hätte Grüße vom Vater zu überbringen. Das Mädchen musterte ihn neugierig, wurde rot: „Mutter hat grad Besuch . . . ich weiß nicht . . . aber ich will mal sehen.“ Und sie rief etwas durch die Tür, die aus dem Laden nach hinten führte.

„Er soll nur 'reinkommen!“ rief eine tiefe Frauenstimme.

Der Gefreite trat in die gute Stube hinter dem Laden, deren Möbel mit gepreßtem grünen Sammet bezogen waren. Eine große, stattlich aufgeputzte Frau erhob sich vom Sofa. Auf dem runden Tisch vor ihr stand eine Flasche Wein mit zwei gefüllten Gläsern. Eine halbe Schokoladentorte lag auf einer Tortenschüssel. Am Fenster lehnte ein breiter Mann mit grauen Haaren im feinen, langen, schwarzen Rock. Er lehnte die Stirn gegen die Fensterscheiben, so daß der Gefreite sein Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

„Also Gustav hat Ihnen Grüße an mich aufgetragen,“ sagte die Frau in einem merkwürdig bestimmten Tone, „wie geht es ihm denn?“

„Soweit ganz gut,“ erwiderte der Gefreite und sah sich befremdet um. „Er hat nur solange keine Nachrichten mehr von Ihnen bekommen, darum hat er mich hergeschickt.“

„So,“ sagte die Frau gedehnt, „darum hat er Sie hergeschickt. Na, dann sagen Sie ihm man, daß es uns auch nicht schlecht geht. Er kann ganz ruhig sein.“

Die weißgestrichene Tür neben dem Sofa wurde aufgeklinkt, und ein Junge von ungefähr acht Jahren schob ein altkluges, blasses Gesicht vorsichtig ins Zimmer.

Die Frau sah es und schrie ihn an: „Du Nichtsnutz, hab' ich nicht verboten, daß du hier 'reinkommen sollst! Was fällt dir denn wieder ein?“

„Ich will ja gar nicht 'reinkommen,“ sagte der Kleine in gekränktem Tone, „ich will ja bloß den Soldaten sehen, der vom Vater gekommen ist.“

„Marsch, 'raus!“ Die Frau wurde krebsrot im

Gesicht. „Es ist schrecklich," sagte sie dann, sich selbst bedauernd, „was man für 'ne Last mit den Kindern hat, wenn kein Mann im Haus ist. Na, also, grüßen Sie Gustav, und ich werd' ihm bald mal 'nen langen Brief schreiben."

Der Gefreite ging und war froh, als er wieder draußen war. Als er von dannen ging, hörte er hastige, trippelnde Schritte hinter sich her kommen. Der kleine Junge kam hinter ihm hergelaufen, gab ihm eine Tafel Schokolade: „Da, die hab' ich für dich stibitzt. Du mußt Vater aber auch recht schön von mir grüßen. Er soll nur viel Franzosen totschlagen und dann schnell wiederkommen. Ich krieg' nämlich zuviel Haue, wenn er nicht da ist."

Der Gefreite gab ihm ernsthaft die Hand und sagte: „Warte, ich will dir auch etwas schenken." Er griff in die Tasche und holte eine französische Patronenhülse heraus. „Da, die haben wir aus einem französischen Graben geholt, da war dein Vater mit dabei, die bewahr' dir schön auf."

Der Kleine ergriff die Patronenhülse fast ehrfürchtig und sagte mit feierlicher Stimme: „Das tu' ich aber auch, die darf mir niemand anfassen, die verstecke ich mir!" Und sie schüttelten sich die Hände wie zwei alte Kameraden.

Der Gefreite ging weiter. Er dachte nach über diese Frau, die da bei Wein und Torte mit einem anderen Manne zusammensaß, während sein Kamerad draußen unter feindlichem Feuer Posten stand. Dann dachte er an die andere Familie, an die Frau, die sich mit dem entsetzlichen Husten quälte. Und er fühlte, wie sehr es not täte, daß diese beiden Kameraden einmal heimkämen, um Ordnung zu schaffen.

Ja, wer in der Heimat etwas besaß, der war an die Heimat gebunden. Er spürte das doppelt, seit er das blonde Mädchen kannte. Und doch ahnte er, daß auch diese ihm ohne die Gefreitenknöpfe und das schwarzweiße Band im Knopfloch wohl nicht so nachgegangen wäre. Aus sich selbst heraus aber würde er sich nie getraut haben, sich mit Mädchen einzulassen. Wozu auch...

Er nahm Haltung an, da sonntäglich geputzte Menschen ihm begegneten.

Alle sahen ihm nach, viele grüßten ihn, und die Mädchen stießen sich an, wenn sie an ihm vorbeischwenkten. Ein Ärger stieg in ihm auf gegen alle die zudringlichen, neugierigen Menschen. Was wußten sie von dem Kriege, der doch alle bedrohte? Nur wer einen Gefallenen betrauerte, empfand etwas von der großen Schwere. Es fiel ihm aufs Herz, daß er seinen dritten Besuch machen mußte. Er schämte sich, daß er es solange aufgeschoben hatte, zu der Frau seines gefallenen Zugführers zu gehen, der da draußen lag am feindlichen Drahtverhau. Sie wohnte bei ihrem Vater, dem Herrn Schuldirektor. Und das Bild erstand wieder vor ihm, wie er diese Frau als weiße, zarte Braut im Kirchenportal gesehen hatte. Das Herz wurde ihm mit jedem Schritt schwerer. Als er vor dem efeuumsponnenen, altertümlichen Hause, das nur aus zwei Geschossen bestand, angelangt war, zupfte er noch einmal Uniform und Mütze zurecht. Dann zog er an dem Porzellangriff der Glocke, die einen alten, dünnen Messingklang hatte, der weich durch das ganze Haus schwang. Ein ältliches Mädchen öffnete. Der Gefreite stand stramm und fragte nach der Frau Oberlehrer. Das Mädchen sah ihn unschlüssig an. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob Sie jetzt zu ihr dürfen. Ich muß erst mal den Herrn Direktor fragen. Kommen Sie mal mit, aber gehen Sie schön leise."

Beklommen folgte ihr der Gefreite durch den gewölbten Hausgang, dessen Wände sauber geweißt waren. Das Mädchen schob ihn in die Küche und hieß ihn auf einem Holzstuhl Platz nehmen. Sie war klein und behäbig, hatte aber ein mageres Gesicht, lebhafte graue Augen, fest gescheiteltes Haar und einen leichten Anflug von Schnurrbart auf der Oberlippe. „Sie sind doch der Sohn von der Hanne," sagte sie plötzlich mit so scharfer Betonung, daß der Gefreite antworten wollte: „Zu Befehl!" Mitten im Wort verbesserte er sich und sagte: „Jawohl, der bin ich." Da nickte sie nur bedachtsam vor sich hin. Sie ergriff einen Suppenlöffel und schöpfte behutsam das Fett aus einem Kessel ab, hing den Löffel wieder an den Haken, stemmte die beiden Hände in die Hüften und wandte sich ruhig an den Soldaten: „Wissen Sie, die Frau Doktor ist nämlich noch sehr herunter. Wir haben viel Angst und Sorge mit ihr gehabt. Sie war ganz von Sinnen, wie die Trauernachricht kam. Das läßt sich ja denken. Aber man möchte doch wissen, wie alles gewesen ist. Bleiben Sie mal hier, ich hole den Herrn Direktor."

Da saß nun der Gefreite auf dem Holzstuhl in der halbdunklen Küche. Von den Wänden schimmerten Zinngeschirr und spärliches Kupfer. Auf dem großen Herde kochte der Suppenkessel. Kartoffelscheiben lagen in einer großen Schüssel auf dem weißgescheuerten Küchentisch. Durch das Fenster schaute er in die Gartenecke, in der sich eine Schaukel befand. Da hatte er heimlich manchmal geschaukelt, bis es die Mutter ihm verbot. Da war auch das Beet mit den Suppenkräutern. Da die Bank, auf dem das Fräulein mit dem blauen Sonnenschirm saß und las.

Die Tür tat sich auf, und vor ihm stand der Herr Direktor. Er hatte einen schwarzen Rock an und hielt einen Federhalter in der Hand. Er kam sehr nahe an ihn heran, musterte ihn durch die goldumränderte Brille, fuhr sich mit der Linken durch die weiße Mähne und sagte: „Sie sind also der Willem, der Sohn von unserer alten Hanne! Willkommen in der Heimat!"

Der Gefreite stand stramm und sagte hölzern: „Jawohl, Herr Direktor!"

Des alten Herrn Blicke irrten hilflos von der Küchentür hinüber zu seiner Köchin. Er fragte: „Was meinst du denn, Tine, lassen wir ihn zu ihr hinein oder nicht?"

Das alte Mädchen sah den Gefreiten fest an und gab ihre Meinung kund: „Herr Direktor, viel Worte machen darf er nicht. Ich denk' aber, es ist doch besser, wenn sie jemanden sieht und spricht, der mit dabei war. Briefe und Nachrichten sind nicht das Richtige für so eine junge Frau."

„Also dann kommen Sie," sagte der Direktor. Er schritt durch die Tür hinaus in den Gang zu der breiten, rötlichen Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Vorsichtig öffnete er eine Tür, bedeutete den Gefreiten zu warten und trat in ein Zimmer.

Drinnen tat es einen tiefen Seufzer.

Die Tür wurde aufgerissen, vor dem Gefreiten stand eine Frau, deren Haare gegen das Licht golden schimmerten. Vom Gesicht, das im Schatten lag, vermochte er nichts zu erkennen. Weiße, dünne Finger umklammerten sein Handgelenk und zogen ihn ins Zimmer hinein. Da erkannte er das Gesicht wieder, das er damals unter dem blauen Schirm im Garten gesehen hatte.

„Sie haben ihn gesehen!" rief die junge Frau mit erregter, hoher Stimme und sah ihm ins Gesicht. „Sagen Sie — hat — — hat er — sehr leiden müssen?"

Und Tränen entstürzten ihren Augen.

Der Gefreite suchte nach Worten. Er sah in das besorgte Gesicht des alten Direktors, der die Tochter im Rücken stützte, und antwortete: „Der Herr Leutnant ist gestorben wie ein Held. Er ging gegen den Feind vor. Er erhielt eine Kugel in den Kopf und eine in die Brust. Da hat er nicht mehr leiden müssen . . ."

„Mein Gott, mein Gott," schluchzte die junge Frau fassungslos. „Und Sie waren in seiner Nähe, Sie haben — — es mit angesehen — — sagen Sie — —"





„Ich habe es ganz deutlich gesehen," sagte der Gefreite wahrheitsgetreu. Aber dann stockte ihm der Herzschlag in der Brust. Er wußte, nun kam die Frage nach dem Grabe. Er rief sich die auswendig gelernten Worte von den militärischen Ehren wieder ins Gedächtnis zurück.



Gefechtsstelle einer Garde-Infanteriedivision im Westen. Studie von Prof. Hans von Hayek.

„Haben Sie mir kein Bild mitgebracht von seinem Grabe?" fragte die junge Frau in verzweifeltem Tone.

Der Gefreite antwortete hölzern: „Wir haben den Herrn Leutnant mit allen militärischen Ehren begraben."

Das junge Weib schluchzte wild auf. „Warum schickt man mir kein Bild von seinem Grabe?" wimmerte sie. „Ich will ein Bild von seinem Grabe haben."

„Aber Kind," sagte der alte Direktor, „da draußen im Feuer wird es nicht leicht sein zu photographieren. Denk' doch —"

„Ich will selbst hinfahren und ihn mir heimholen . . . ich will ihn hier haben, damit ich zu ihm gehen kann," weinte sie hartnäckig.

Der Gefreite sah wieder die beiden Drahtverhaue, zwischen denen in freier Luft der Leib des Mannes lag — — und ein dumpfer Schmerz betäubte ihn. Zugleich kam er sich hier so überflüssig vor. Die Lüge, die er ausgesprochen hatte, begann an ihm zu nagen. Warum war er auch hierher gegangen?!

„Warum kann er nicht gerettet werden, wie das erstemal!" jammerte die Frau. „Hätte ich ihn doch damals nicht wieder hinausgelassen, als er geheilt war! Warum haben Sie ihn nicht gerettet?"

Der Gefreite dachte daran zurück, wie er den Leutnant im Waldgefecht auf seinen Schultern davongetragen hatte. Damals hatte er den Lebenden retten können, den toten Körper aber vermochte heute kein Mensch zu bergen. Wie eine Anklage gegen ihn selbst dünkte ihn der Jammer der Frau.

Der alte Herr hatte die Tochter in einen der großen Lehnstühle gebettet und war um sie bemüht. Sie aber schluchzte und wimmerte fieberhaft.

Der Gefreite, der starr in der Mitte des Zimmers stand und nicht wußte, wohin er sich am liebsten verkrochen hätte, fühlte, wie ihn eine Hand von hinten packte und fortzog. Draußen sagte die alte Magd zu ihm: „Da haben Sie nun gesehen, wie es um sie steht. Nun kommen Sie!"

In der Küche mußte er sich wieder auf den Holzstuhl setzen. Schweigend hantierte die Alte eine Zeitlang am Herde. Dann brachte sie auf einem Teller Wurst und Brot und holte eine Flasche Bier mit einem Glase. Sie schenkte ein, und der Gefreite langte aus Höflichkeit zu, trotzdem ihm die Kehle wie zugeschnürt war.

Die Alte aber lief in der Küche von einer Ecke zur anderen und sah ihn alle Augenblicke nachdenklich von der Seite an. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie setzte sich auf einen Schemel ihm gegenüber, legte ihm die Hand auf den Unterarm und sagte: „Du, Willem... hör' mal . . . ich muß was mit dir reden, du weißt, daß ich immer gut mit deiner Mutter war, und du weißt auch noch, wie oft du bei mir deine Suppe bekommen hast."

„Ja, das weiß ich," sagte der Gefreite beklommen.

„Das ist jetzt schon lange her," fuhr sie fort, „und du bist nun ein Mann geworden und hast sogar das Eiserne." Sie wischte sich mit dem blauen Schürzenzipfel über die Augen, und der Gefreite sah sie verlegen an. Ihn wollte das dumpfe Gefühl, das ihn heut seit seinem Erwachen beherrschte, nicht verlassen. Der Gedanke, daß irgend etwas Böses auf ihn eindringen wollte, lähmte ihn von neuem. Und in seinen Ohren begann es zu brausen, als die alte Köchin von neuem begann: „Nu sag' mal, ist es denn wahr, was die Leute in der Kirche gesagt haben, daß du dich mit dem Mädchen vom Zinker versprochen hast?"

„Ja, das muß wohl wahr sein," antwortete er mühsam, denn nun merkte er wohl, worauf sie los wollte. Sie sah ihn mit langem Blicke sonderbar an. Dann stand sie auf, schenkte ihm wieder ein, ging ein paarmal durch die Küche und sagte: „Willem, du hast keine Mutter mehr, da muß ich es dir schon sagen: Das ist keine Person für dich!"

Er fuhr mit finsterem Blick herum, sie aber begegnete seinen Augen fest und ruhig: „Sieh sie dir doch mal genau von der Seite an, Willem, da stimmt was nicht! Aber ihr Mannsleute seid ja blind, besonders wenn ihr noch ledig seid."

Der Gefreite wollte etwas sagen. Da erstand die Erinnerung an den gestrigen Abend in ihm stark wie ein Bild. Er sah den Wachtmeister lachen, und da verstand er. Er stieß sein Glas Bier weit von sich und saß starr da. Wieder war ihm zumute, wie in dem Augenblick, als die Mine niedergeprasselt war. Ringsum ward alles grau. Kaum hörte er noch, wie die Alte sagte: „Du bist ein viel zu guter Mensch, Willem, solche Leute werden immer übers Ohr gehauen, weil es eben mehr Schlechte und Schlaue als Gute gibt. Du mußt es mir nicht übelnehmen, daß ich dir ein Licht aufgesteckt habe. Lieber jetzt als später! Ich hab' es gut mit dir gemeint. Ich hab's nicht mit ansehen können, daß du dem Mensch in die Hände fällst, das ein Luderleben geführt hat, seit sie bei Zinker ist. Freilich, dem Zinker könnt's passen, wenn sie versorgt würde. Aber du, Willem, bist zu schade dafür."

Dem Gefreiten schlug der Puls hart und laut bis in den Hals und klang in seinen Ohren im Rhythmus des Angriffssignales: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp.“

Er war sehend geworden und der Schleier von seinen Augen genommen. Das also war die Heimat! Strohmann für ein schlechtes Mensch sollte er werden. Nein, er gehörte nicht hierher! Und er stand auf, zog das Koppel fest an und wollte gehen.

„Willem!“ sagte das alte Mädchen, „du willst doch nun am Ende nichts Böses tun?“

Er schüttelte kurz den Kopf.

„Was willst du denn machen?“ forschte sie.

„Weiß nicht, werd' schon sehen.“ Er sah fahl aus im Gesicht, und die Augen schienen unbeweglich wie graue Kugeln, als er grüßte.

„Willem,“ rief die Alte und eilte ihm nach. Sie erreichte ihn, als er die Pforte öffnete. Wieder schwang der dünne, alte Messingklang der Glocke weich durchs Haus. „Willem!“ rief sie bittend und streckte beide Hände nach ihm aus. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, du findest andere Mädchen genug.“

„Ist schon recht,“ sagte er. Dann aber sah er ihr gutes, altes, bekümmertes Gesicht. Und er reichte ihr noch einmal die Hand, machte kehrt und ging mit harten Schritten davon. Als er in die Hauptstraße einbog, begegnete ihm der Wachtmeister. Der lächelte ihm schon von weitem zu. Er grüßte und ging auf die andere Seite. Als er zum Markt kam, sah er den alten Uhrmacher im Fenster liegen. Der rief ihm zu: „Nun, gut bekommen, junger Bräutigam?“ Er wurde rot und grüßte kurz. Und plötzlich stand die eherne Gewißheit in ihm: Du mußt fort, fort von diesen Menschen, wieder dahin zurück, wohin du gehörst, zu den Kameraden, — heim ins Feld!

In Zinkers Gaststube war es wieder voll. Er gelangte, ohne daß jemand ihn gewahrte, durch den Tabaksqualm im Vorflur zur Stiege in seine Kammer.

Da schloß er sich ein und packte seinen Tornister. Als er schwer und hart die Treppe wieder hinunter stieg, erschien unten einen Augenblick der blonde Kopf des Mädchens. Sie rief ihm flüchtig zu: „Komm doch schnell, sie warten schon alle auf dich.“

Er ging aber weiter und war voller Trotz. An der Haustür trat ihm Herr Zinker entgegen: „Menschenskind,“ rief er, „was haben Sie denn? Wie sehen Sie denn aus? Wo wollen Sie hin?“

„Heim ins Feld,“ sagte der Gefreite laut, sah ihn an, schob ihn mit eckiger Armbewegung zur Seite und marschierte auf die Straße hinaus. Und hinter ihm kam heftig atmend das Mädchen gelaufen und rief: „Aber Willem, was hast du denn bloß?“ Er aber wandte sich nicht um, sondern schritt weiter. Da faßte sie ihn am Ärmel und bat: „Willem, Willem, tu mir das nich an, geh nich fort.“

Er blieb stehen und maß sie mit einem langen Blick. Da faßte sie Mut und sagte: „Wir sind verlobt und Brautleute, Willem, das kannste nich abstreiten!“

Da gab er ihr ruhig zur Antwort: „Gestern war ich dumm. Heute weiß ich Bescheid! Genug hab' ich von euch. Ich geh' wieder heim ins Feld!“ Und schritt davon, ohne das Mädchen eines weiteren Blickes zu würdigen, das totenblaß und starr stehen blieb.

Am Schalter fragte er nach seiner Anschlußstation. Der weißhaarige Schalterbeamte schüttelte den Kopf. „Wir haben zwischen zwölf und sechs Uhr keinen Zug in der Richtung,“ sagte er. „Wenn Sie nach M. laufen, da haben Sie um drei Uhr einen Zug ... aber da müssen Sie laufen wie ein Bürstenbinder, wenn Sie aber fort müssen, dann können Sie noch zurechtkommen, denn es sind über zehn Kilometer.“

Und damit setzte er sich in Marsch und lief die feuchte Landstraße entlang, die sich, von Apfelbäumen umgrenzt, quer durch die leeren Äcker zur nächsten Station hinzog. Der Wind, den er im Rücken hatte, schien ihn fröhlich vorwärtszuschieben und über ihn triumphierten ganze Schwärme von Saatkrähen. Er erreichte den Zug rechtzeitig und gewann zu seiner Freude sogar einen Eckplatz, den ihm ein Mann freiwillig einräumte.

⌘ ⌘ ⌘

Der Gefreite stand vor seinem Kompagnieführer und meldete: „Zur Stelle.“

Der Hauptmann saß in seiner Waldhütte am Schreibtisch, der aus einem Kistendeckel gezimmert und mit graublauem Tuch aus einem französischen Uniformmantel benagelt war. Er trug ein graues Wams aus Hasenwolle. Der Waffenrock hing an einer Winkelleiste über dem kleinen, gußeisernen Ofen, zu dem er sehnsüchtig die nassen Ärmel herabstreckte. Aus ihnen rann das Wasser in schmutzigen Tränen herab, die zischend auf die Ofenplatte auffielen und verdampften. In dem engen Raume, der mit seinem rohen Gerät an die Waldzelle eines Einsiedlers gemahnte, herrschte ein heimeliges Gefühl.

Der Hauptmann erhob sich, legte die Hände auf den Rücken und hielt den Soldaten mit seinen Blicken fest, so daß er erstarrte.

Der Hauptmann erschien jung, denn er trug die Haare nur einen halben Millimeter lang geschnitten, war glattrasiert, und die Haut leuchtete in den frischen Farben, wie sie die freie Luft verleiht. Seine weit geöffneten Augen erinnerten in der Wölbung und Klarheit der goldbraunen Iris an einen Sperber. Das wurde noch verstärkt durch die große, leicht gebogene Nase. Er fragte den Soldaten kurz: „Warum kommen Sie vor Urlaubsablauf zurück?“

Der Gefreite errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Ist Ihnen irgend etwas passiert? Sprechen Sie sich mir gegenüber ruhig aus. Das ist das beste für Sie,“ ermunterte der Hauptmann den Mann, wie ein guter Schullehrer einen verstockten Buben.

Der Gefreite stotterte: „Nichts ist passiert, Herr Hauptmann; sie haben es mir im Lande zu dumm gemacht, und drum sah ich zu, daß ich wieder heim ins Feld käme.

„Nur nicht zu forsch!“ sagte der Hauptmann und klopfte ihm auf die Schulter. „Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen.“

Der Gefreite trat ab. Von der Höhe des Berghanges, an dem das Blockhaus des Hauptmanns gelegen war, schaute er hinab auf das Waldtal, an dessen Rande, verborgen unter den Zweigen der Bäume, sich die Mannschaftsbaracken schmiegten.

In ihm klang der Satz seines Hauptmanns nach: ‚Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen.‘ Der Arzt, der Krankenwärter, die Kameraden, die Vorgesetzten, alle hatten ihn seit jenem Tage so anders behandelt.

Warum mochten sie das wohl tun?

Dunkel fühlte er, daß er nicht mehr derselbe war wie vor dem Tage, da ihn die Erde fast verschlungen hätte. Aber er empfand dieses Wunder, von dem die anderen staunend sprachen, nur schmerzlich. Die Mine hatte ihm, trotz seiner Rettung, das Leben zerrissen. Von den Kameraden, an denen er hing, hatte er fortgemußt. Daß sie ihn alle als krank behandelten, machte ihn schwach und elend. Die Erinnerung an die Heimat, die nicht seine Heimat war, erfüllte ihn mit Ekel.

Wie Bilder eines wirren Traumes stellten sich die Ereignisse der letzten Wochen im Nebel der Erinnerung vor ihn hin. Er sah wieder in der dunklen Gaststube die Mauer von Gesichtern, die auf ihn eindrängte. Als wäre er außerhalb seiner eigenen Haut, hörte er sich





wieder erzählen, wo doch ein jedes Wort ihm eine Qual war. Er sah Herrn Zinkers pfiffiges Gesicht, das lachende des Gendarmeriewachtmeisters und das hämische des Gasinspektors. Er fühlte wieder, wie sich das Mädchen an ihn drängte.

Und dann dachte er an die Frauen seiner beiden Freunde, an die Enge und an das Elend in der Stube des Braunbartes und an das leichtfertige Weib des Konditors. Er fürchtete sich, die beiden Kameraden zu treffen und ihnen Rede und Antwort zu stehen. Mit gesenktem Kopf wie ein scheuer Hund drückte er sich in die Wohnbaracke. Da sah er die Leute eifrig beschäftigt, Kleider und Stiefel zu putzen. Er merkte sofort, daß etwas Besonderes im Gange sei, und fragte, was denn los sei.

Er erfuhr, in der vorletzten Nacht hätte der Franzose angegriffen, fünfzehn Mann wären geblieben.

Aus der Baracke rief ihm einer zu: „Der Karl und der Konditor sind auch drunter.“

Er schnappte wie ein Fisch nach Luft. Also auch die hatte es gefaßt. Nun war er fast der letzte von der alten Kompagnie. Und er dachte wieder an die beiden Frauen. Jetzt brauchte er nichts mehr zu erzählen!

Aber warum mußten alle die anderen daran glauben, warum hatte es ihn verschont?

„Mensch!“ rief ihn der Unteroffizier an. „Warum starrst du denn so vor dich hin? Da, nimm 'nen Schnaps und mach' dich fertig!“

Er suchte sich seine Ausrüstung zusammen und putzte seine Sachen, bis er propper dastand, wie sich's für einen guten Soldaten gebührt. Dann kam der Befehl an die Kompagnie: „Antreten!“ Er drängte sich ins Glied, aber wie er zur Seite schaute, fehlten die beiden bekannten Gesichter.

Er fühlte seine Knie und Hände zittern, als er mit den Kameraden auf der Waldstraße hinaufmarschierte zur Granatschlucht, in der der Soldatenfriedhof lag. Nun zogen sie durch das breite Tor, das aus berindeten Baumstämmen gebildet war. Die Musik erklang über den Hügeln mit Kreuzen. Rötlich schimmerte das Licht des Abendhimmels durch die schwärzlich erscheinenden Wipfel. Breit aber klaffte das große Grab wie ein Maul der Erde, in dem die in braune Zeltplanen gehüllten Körper der Toten aufgereiht ruhten. Die Musik spielte, die Trauerkompagnie salutierte die Gewehre, und der Kommandeur der Division trat aus dem Halbkreis der Offiziere und sprach von der Tapferkeit der Gefallenen und ihrer Treue gegen Kaiser und Reich bis in den Tod. Er schloß mit den Worten: „Da euch andere Auszeichnungen nicht mehr erteilt werden können, Kameraden, nehmt als letzte Ehrung das ehrliche Soldatenbegräbnis, das wir euch im feindlichen Feuer, in der feindlichen Erde schaffen, wie sich's geziemt.“

Der Hauptmann trat vor und sprach. Der Geistliche folgte ihm, aber der Gefreite vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging. Alles war verdrängt von den großen schmerzlichen Augen der Frau seines Leutnants. Wie Feuer brannte die Lüge in ihm, daß er ihr gesagt hatte: sein Leutnant hätte ein ehrliches Grab gefunden. Ein Gefühl der Schande überkam ihn, daß er, der letzte der Kompagnie, das getan hatte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Scham drückte ihn nieder.

Auf seinem Lager in der Baracke konnte er keine Ruhe gewinnen, er konnte den großen Augen, die ihn festhielten, nicht entrinnen.

Er fühlte im Dunkel eine heiße, fiebernde Hand sich auf seine Faust legen und ihn fortführen, während die Augen in einer gewissen Ferne ihm immer folgten. Schattenhaft begegneten ihm der Braunbart und der Blondbart. Der Konditor sagte: ‚Wilhelm, da hinten ist deine Mutter, sie wartet auf dich!‘ Und wirklich, hinter einem schwarzen Abgrund stand seine Mutter unter einem schönen, grünen Apfelbaum, der gerade blühen wollte; wie weiße Flaumfederchen spreizten sich die ersten Blütenblätter auf den Zweigen. Die Mutter hatte einen schwarzen Kapotthut auf mit breiten Bändern, die in einer Schleife unter dem Kinn gebunden waren. Im Arm aber hielt sie das dicke, goldumränderte Gesangbuch mit dem großen goldenen Kreuz auf dem schwarzledernen Rücken.

Eine Lerche stieg jubelnd auf. Klingen und Singen war in den Lüften. Noch einmal, mitten in der Wiese, winkte die Mutter zurück. Aber als sie sich umwandte, hatte sie das Gesicht von der Frau seines gefallenen Leutnants. Sie wies mit der Hand in die Ferne. Da verdorrte rings alles Land, und ihm war, als schaue er hinaus



Morgenrot. Federzeichnung von Hans Kohlschein.

über den Drahtverhau und sähe hinter der Mulde den unbeerdigten Körper seines Leutnants.

Der Gefreite erwachte. Rings um ihn wurde es in der Baracke lebendig. Kerzen wurden in Laternen gesteckt, die Leute, die in langen Reihen auf den mit Stroh belegten, zweistöckigen Pritschen ruhten, erhoben sich.

Der Gefreite fuhr in die Stiefel; er zog den Waffenrock über die gestrickte Wollweste und mischte sich in das Gewimmel der sich rüstenden Kameraden, die den Tornister überwarfen, das Seitengewehr umschnallten, den Helm aufstülpten, die Gewehre ergriffen und nach Patronen riefen.

Ohne daß ihn die Erinnerung an den Traum losließ, hatte er sich fertiggemacht und stand nun draußen vor dem Eingang der Baracke. Von allen Seiten strömte es zum Sammelplatz. Hie und da leuchtete eine elektrische Taschenlaterne an einem Brustknopf. Halblaute Stimmen brummten im Dunkeln, neue, ihm unbekannte Gesichter wurden unter den Helmen sichtbar. Einen unerschöpflichen Vorrat von Männern schienen die Bretterhütten zu bergen.

Die Baracken waren geleert. Die Kerzen erloschen. Hell und ruhig funkelten am Himmel die Sterne.

Des Hauptmanns Stimme erklang: „Vorwärts, ihr Leute, mit Gott!“

Diese Worte, die erfüllt waren vom Ernste der Stunde, blieben fest über ihnen stehen wie eine feurige überschrift über dem Tor des Geheimnisses.

Oft hatte sie der Gefreite gehört. Heute erschütterten sie ihn stärker als ein Gebet. Er hörte das Stampfen der Schritte, das sich im Walde verlor, er schaute hinauf zum westlichen Bergsaum, der sich schwarz und scharf vom nächtlichen Himmel abhob. Das Firmament glänzte wie bläulich durchleuchtetes Glas.

Die Marschtritte tönten. Die Kompagnie zog hinaus, schweigsam, wie sie seit Wochen, seit Monaten tat. Entgegen schritten sie dem Tode und kamen zurück auf dem gleichen Wege, um auszuruhen für einen neuen Kampf. Die Heimat wartete auf sie, und diese Männer warteten auf die Heimat. Aber der Krieg stand zwischen ihnen und ihrer Sehnsucht.

Sie aber zogen geduldig hinaus wie Holzhauer, die zur Arbeit in den Wald gehen. Die Notwendigkeit war ihr Glaube, der sie alles ertragen ließ.

Hundertmal war der Gefreite diesen Weg gegangen, aber heute erst empfand er dunkel seinen Sinn.

Je näher sie an die Stellung kamen, desto mehr Zeichen der Zerstörung wurden sichtbar. Auf dieser Hochebene hatten uralte Bäume ihre strotzende Kraft aus dem fruchtbaren Boden gesogen. Zwischen ihnen konnten noch üppig wachsende, junge Stämme und dichtes Gestrüpp zu ihrem Lebensrechte gelangen. Wenige enge Pfade durchquerten diese grüne Welt. Blößen hatte die Natur nur an Orten gelassen, wo durch Herbst- und Frühlingsregen die Erde von den steinernen Rippen des Berges geschliffen war. Der Wald überdauerte Jahrhunderte und Geschlechter und stellte in sich ruhend und mit dem Kreislauf der Gestirne sich stets erneuernd ein Gleichnis dar von der Ewigkeit und Unerschöpflichkeit des Lebens. Da aber geschah es, daß der große Krieg auf dieser Hochebene Menschenwogen gegeneinander prallen ließ. Die uralten Bäume, die in Hunderten von Sommern schweren Gewittern widerstanden hatten, zerbarsten durch die Einschläge der Granaten. Kupferne und bleierne Infanteriegeschosse sägten die jungen Bäume und widerstrebenden Äste ab. Flüssige Feuer zerbrannten das Gestrüpp. Nur noch Baumstumpen, zähe Dornen, niedrige Büsche und Bodenpflanzen bezeugten neben zermürbtem und verkohltem Holz, daß hier einmal ein Hochwald gestanden hatte.

Doch noch immer fieberte in dieser Wüstenei das Leben. Wie weißgraue Wundränder schnitten die beiden feindlichen Grabenreihen in das gequälte Fleisch der Erde. Zwischen ihnen zogen sich die zinkgrauen Stacheldrähte der Verhaue. In schrägen, wirren Linien krochen sie an dürren Pfählen hinauf und hinab und gemahnten an seltsam verschlungene tropische Gewächse. Hie und da flatterten im Winde in den Drähten kleine Tuchfetzen. Wie Wesen mit eigenem Leben regten sie sich im Zuge der Luft. Nichts anderes schien sich in diesem Gebiete des Todes für das sehende Auge zu bewegen.

Nun vernahm das Ohr das heller und heller werdende Gebrumm der Granaten, hörte das an ein Raketenfeuerwerk erinnernde Platzen der Schrapnells, das Zwitschern der Infanteriegeschosse, das Gackern eines fernen Maschinengewehres. —

Wieder stand der Gefreite Posten. Angespannt lugte er hinaus durch die Stahlblende.

Nichts hatte sich in dem Bild, das er vor sich sah, geändert. Die drei länglichen, borkenähnlichen Stumpen hart links vor dem Drahtgewirr waren die Körper der französischen Handgranatenwerfer, die seit Januar dort ruhten. Hundert Meter hinter dem Verhau war die Rille, die das Tauwasser in den Boden geschnitten hatte. Bis dahin gelangten in der Nacht oder in der Dämmerung noch Patrouillen. Dahinter aber lag das unbedingte Herrschaftsgebiet des Feindes. Aus der vorspringenden Waldecke rechts gackerte mit unheimlicher Treffsicherheit die große Gans herein, das französische Maschinengewehr, das jeder Annäherung Halt gebot.

Dieser Waffe war auch der Leutnant Reuter zum Opfer gefallen, da drüben am Eichenbusch im französischen Draht.

Der Gefreite wagte nicht dorthin zu sehen. Er schämte sich vor diesem kümmerlichen grauen Haufen dort vorne. Wieder sah er die Frau vor sich, die nach dem Grabe ihres Mannes fragte.

Aber wenn er auch nicht hinaussehen mochte, dennoch drängte es ihn dazu. Er konnte, wenn er mit den Augen das Gelände absuchte, an dieser einen Stelle nicht vorbeischlüpfen. Immer wieder wurden Blicke und Gedanken auf den Mann da draußen gelenkt, der nun schon drei Monate fast in Regen und Sonne lag.

Er fand sich in seinen Gedanken nicht mehr zurecht. Wie kam es doch, daß er noch hier lebendig stand, und sein Leutnant hatte nicht einmal ein ehrliches Soldatengrab?

Er dachte an den Augenblick des Schreckens, da er in der Luft die Mine erkannte und den Warnungsruf ausstieß. Ein krampfhaftes Zittern durchlief seinen Körper. Er schlotterte, von der Gewalt der Erinnerung geschüttelt, zusammen.

Hinter sich hörte er die unbekannte Stimme eines der neuen Kameraden: „Schau mal den da, der bibbert ja ordentlich vor Angst.“

Alle Muskeln seines Körpers straffte er und überwand den Anfall körperlicher Schwäche. Er war voller Grimm. Er wollte es diesem Rekruten schon zeigen, was ein alter Mann leistet! Sein Entschluß war gefaßt: Dem Körper seines Leutnants mußte ein ehrliches Begräbnis werden, und wenn es ihm selbst das Leben kostete. Denn da noch länger hinauszustarren und neben dem grauen Haufen noch das Schattenbild der Frau zu sehen, das war schlimmer als der Tod.

Sobald seine Wache beendet war, meldete er sich freiwillig für die Nacht zur Schleichpatrouille.

꙳ ꙳ ꙳

Der Hauptmann und ein Unteroffizier lugten aus dem Graben und horchten in die Nacht hinein, denn draußen regte sich's. Sie versuchten zu unterscheiden, was es wäre. „Etwas rechts hinter der Rille muß es sein, Herr Hauptmann,“ sagte der Unteroffizier. „Es





ist sicher im französischen Bereich. Von uns kommt keiner ungestraft bis dahin.“

„Leuchtpistole fertig!“ kommandierte der Hauptmann. „Wir leuchten, wenn es deutlicher wird.“

Da stieg von drüben zischend wie eine Rakete ein Streifen auf, und in der Luft hing weißglühend eine Kugel, die mit einem grellen Lichte das Gelände beschien. Schwarz zeichneten sich alle Schatten der Steine, der Vertiefungen in dem hellen Grau des Bodens ab.

„Da! Was ist das?“ fragte der Hauptmann hastig und riß das Glas vor die Augen. „Mein Gott, er holt den Leutnant Reuter!“

Gack — gack gack — gack, gack, gack, gack fing drüben in der Waldecke das französische Maschinengewehr an. Die Gewehrkugeln zwitscherten. Die beiden schwarzen Klumpen hinter der Rille kamen merklich näher.

Die Leute sprangen an die Blenden.

„Er schafft's!“ rief der eine.

„Er schafft's nicht!“ der andere.

„Schau, er kommt näher!“

„Jetzt hat er die Rille gleich!“

„Jetzt kriegt er Deckung!“

„Er schleift ihn in der Zeltbahn nach.“

Das Schießen von drüben ward heftiger.

„Da — Jetzt hat's ihn!“

Die Leuchtkugel verlosch. Eine zweite stieg auf. Die beiden schwarzen Klumpen lagen regungslos im Schatten einer Mulde.

„Ich sage dir, es hat ihn!“

„Nein, er stellt sich tot!“

Das Maschinengewehr gackerte weiter. Wieder erlosch die Kugel. Eine dritte kam emporgesaust. Die beiden Körper hatten sich näher an die deutsche Stellung herangeschoben, aber das Maschinengewehr eiferte ihnen nach.

Der eine Schatten draußen richtete sich auf und fiel zusammen.

„Paßt auf!“ schrie der Unteroffizier. „Wenn sie Ruhe geben, holen wir ihn! Sie sind sechzig Meter vor uns. Wer macht mit?“

„Ich — ich — ich —“ rief es.

„Vorsichtig, Leute!“ mahnte der Hauptmann.

Das Schießen hatte das Feuer auf der ganzen Linie entfacht. Eine halbe Stunde ging es hin und her.

Dann kroch der Unteroffizier hinaus mit zwei Mann.

Sie kamen zurück und brachten die Reste des Leutnants und den noch warmen Körper des Gefreiten zurück in den Graben.



꙳ Von unserer Front in Flandern: Kronprinz Rupprecht von Bayern (×) mit seinem Stab. ꙳

Aufnahme des Bild- und Filmamts.

# Russische Revolutionäre. Von Axel Ripke.

Schon seit langen Jahren ist der stärkste Träger aller revolutionären Gedanken im russischen Volke der russische Student gewesen. Verständlich genug für den, wer Rußland kennt. Denn der Student, auch wohl schon der ältere Schüler, trug nach Herkunft und Bildung die äußeren und inneren Vorbedingungen in sich, die ihn zum begeisterten Revolutionär machten. Das Streben nach Wissen ist im russischen Volke, gerade weil ihm solches von der alten Regierung dauernd vorenthalten wurde, schon seit langem stark genug gewesen, um auch Söhne armer und ärmster Eltern trotz aller Hindernisse aufs Gymnasium zu bringen; aber auch nach Überwindung aller Hemmnisse blieb der leichte Erreger jeder Unzufriedenheit, die Armut, der ständige drückende Begleiter auf dem Bildungswege des werdenden Mannes. Es hat an russischen Universitäten mehr als einen Studenten gegeben, der drei Tage lang in der Woche nur von Tee und Brot leben konnte; oft genug besaßen vier, fünf oder auch noch mehr Studenten zusammen einen Mantel, während andere wiederum als Inhaber eines freien Mittagstisches als Entgelt für die entsprechenden Nachhilfestunden, die ihnen aber sechs Stunden des Tages raubten, wegen ihres Glückes beneidet wurden. Aus solchen hungrigen Schichten konnten schon leicht Revolutionäre erwachsen, die auch vor Blut nicht zurückscheuten. Denn in den meisten Fällen kam, wie es so geht, bei diesen jungen Leuten auch die andere Triebfeder zu aller revolutionären Tätigkeit hinzu: die Halbbildung, die nach dem Grunde eigener und fremder Armut in Büchern und Schriften forschte, bis sie sich zum System des Umsturzes bekannte.

Die Arbeit dieses großen russischen Revolutionsheeres ist bis zum Herbst 1905 geheim und unterirdisch geblieben; nur wenn die Bomben sprangen und ein russischer Würdenträger ihr Opfer war, erfuhr die Welt, daß es in Rußland gährte. Wohl hielt die russische politische Polizei, die berüchtigte Ochrana, ein allzeit wachsames Auge auf die, die an den Zaren und seine Herrschaft heran wollten, überzog zu diesem Zweck das Reich mit einem Netz von Wachtposten, schickte auch der Spitzel genug ins Ausland, nicht zuletzt auch zu uns — aber auch ihre Tätigkeit blieb im Dunkeln, und jedes Mitglied dieser Gilde hielt sich gern selbst im Verborgenen, schon weil manche von ihnen Überläufer aus dem anderen Lager waren. Was an revolutionären Plänen, an Entwürfen zum Umsturz der Selbstherrschaft in Rußland auch nur seit der Thronbesteigung Nikolaus II. alles ausgeheckt und ausgedacht worden ist, wird niemals auch nur annähernd festgestellt werden können. Denn so unfähig der Russe zu jeglicher Organisation ist, so mitteilsam und darum auch wider Willen leicht verräterisch gerade die russische Jugend — so haben es doch wenigstens die Revolutionäre immer verstanden, sich und ihre Absichten im Geheimen zu halten. So bestand zu Beginn unseres Jahrhunderts in der Petersburger Studentenschaft eine weitverzweigte revolutionäre Organisation, innerhalb derer jedes einzelne Mitglied stets nur drei andere kannte. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß selbst im Falle einer Entdeckung die völlige Aufhebung durch die Polizei niemals erfolgen konnte. So ist es denn auch tatsächlich nicht geschehen.

Bei der Unmöglichkeit, selbst für den genauesten Kenner auch nur annähernd die verschiedenen revolutionären Gesellschaften des vormärzlichen Rußlands zu schildern, kommt hinzu, daß ja nur der geringste Teil sich unmittelbar gegen den Zaren wandte, während die meisten Gruppen und Einzelpersonen als berufene oder vermeintliche Führer der vielen unterdrückten russischen Fremdvölker ihren Kampf gegen die russische Herrschaft auch mit revolutionären Mitteln zu betreiben suchten. Daher müssen auch diese Kämpfer zu den vorbereitenden Mächten des russischen Revolutionssieges gezählt werden, wenngleich sie natürlich in den Augen eines national empfindenden Menschen eine ganz andere Wertung verdienen, als jene jugendlichen Umstürzler, die im besten Falle Toren waren. Doch so sehr der geistige Ursprung aller dieser Vorkämpfer der Freiheit verschiedenartig war, das Ziel dagegen war bei beiden Gruppen ungefähr das gleiche, so hätten doch auch beide im Bunde miteinander ihren Zweck nicht erreicht, wenn nicht der Zarismus und seine Stützen sich wie verbohrt gegen alle Forderungen des Fortschritts verschlossen hätten, bis sich schließlich auch der gut gesinnte Bürger dem Heer der Unzufriedenen anschloß und zum Umstürzler wurde. Diese im Grunde mit der früheren Staatsordnung nur deshalb Unzufriedenen, weil sie von schlechten Männern schlecht verwaltet wurde, verkörpert heute am deutlichsten der vorläufige Präsident der russischen Republik Rodsianko, während die Masse der russischen Ideologen am reinsten in Kerenski dargestellt wird. Und es ist bezeichnend genug, daß die Macht des Bürgerlichen im Schwinden, die des Kommunisten heute noch im Wachsen ist; doch vielleicht kann ihn schon morgen das allrussische Chaos verschlingen. Denn dem steuert das russische Schicksal zu.

**Auch heute, wo es mehr denn je bei uns darauf ankommt, daß wir Rußland und die Russen richtig beurteilen, kann man leider** oft genug die falschesten Meinungen hören oder lesen. So ist es vor allem vollkommen verfehlt, wenn man auch heute in der auswärtigen russischen Politik Überlegungen und Erwägungen zu erkennen vermeint, die ihren angeblichen Ursprung in den Bündnisverträgen oder auch nur in den augenblicklichen Beziehungen Rußlands zu den Mächten der Entente haben. Dem Russen, auch dem allgewaltigen Rechtsanwalt Kerenski, ist das Schicksal Frankreichs ebenso gleichgültig wie die Haltung Amerikas oder die Stimmung in England; kein einziger — außer einigen augenblicklich zur Ohnmacht verurteilten panslawistischen Schreiern — denkt heute in Rußland an machtpolitische Kriegsziele, an Konstantinopel oder ähnliche unerfüllbare Träume; sondern die gesamte russische Politik, auch deren Stellungnahme zur Fortführung oder Beendigung des Krieges, wird allein von innerpolitischen Beweggründen geleitet. Denn man darf nicht vergessen: in Rußland regiert heute das Volk auf der Straße, die ungebildete, hungernde, kriegsmüde Masse, deren einziges Trachten auf die Erfüllung des alten Lebenswunsches jedes einfachen Russen gerichtet ist, auf den Besitz von neuem Ackerland. Gegenüber diesem Wunsche von Millionen, der in seiner elementaren Wucht heute bereits alle bürgerliche Ordnung so gut wie aufgelöst hat, ist ein Kerenski ebenso machtlos, wie seine verschiedenen Vorgänger. Sie alle, mögen sie nun Miljukow oder Lwow oder anders heißen, haben bisher vergeblich versucht, den Schrei nach Land zu unterdrücken und dem russischen Bauern, auch wenn er im Soldatenrock steckt, eine andere Losung in den Mund zu legen; weil ihnen dieser Versuch mißlang, mußten sie die heißersehnte Herrschaft wieder aufgeben. Kerenski nun, als Sozialist und Ideologe, sucht sich gegen diese einzige russische Volksforderung nicht weiter aufzulehnen, schon weil er innerlich ihre Berechtigung anerkennt; er sucht nur noch die Republik zu retten, die die „bürgerlichen" Revolutionäre schon längst zum Teufel wünschen, nachdem sie mit Schrecken gesehen haben, daß die vermeintliche Freiheit dem Pöbel die vollkommenste Zuchtlosigkeit, ihnen selbst die Herrschaft des Terrorismus gebracht bat. Ist erst die konstituierende Versammlung, die über die künftige Staatsform Rußlands entscheiden soll, einigermaßen ordnungsmäßig zusammengetreten, ist dann gleichzeitig von ihr das A und das O der russischen Politik, die Agrarfrage im Sinne des Volkswillens entschieden worden, dann wird vermutlich ein russischer Bauer den andern fragen: „Wofür kämpfen wir noch?"

Zur Stunde regiert freilich noch im russischen Heere, soweit es überhaupt noch kämpft, die Phrase und das Halbwissen jener schlechtgebildeten akademischen Führer, die einstmals das Volk zum Kampfe wider die Selbstherrschaft aufstachelten und jetzt die gleiche Losung im Ringen gegen uns ausgeben. Und es soll anerkannt werden, daß diese jugendlichen Schwätzer und Schreier im russischen Heere noch imstande gewesen sind, den unwissenden Bauern durch die Vortäuschung, wir Deutsche drohten ihm, durch Wiedereinsetzung des Zaren den ersehnten Acker wegzunehmen, von neuem in die Schlacht zu treiben. Freilich ist auch diese Schlacht wie immer bisher für den Russen zur Niederlage geworden. Unsere Siegesberichte aus Galizien und der Bukowina sprechen eine beredte Sprache. Den revolutionären jungen russischen Leutnant, der zugleich als wichtiges Komiteemitglied unter Umständen — wenn das nämlich überhaupt noch möglich ist — seine Leute besser zusammenhält, als der kommandierende General, wird vermutlich auch die neueste Niederlage noch nicht irre machen, denn auch er treibt Politik auf eigene Faust, fühlt sich als Herrscher in seinem Reiche und hat das einzige Streben, das ihn dabei innig mit Kerenski verbindet, wie jener die Republik zu retten. Deswegen hält der revolutionäre Offizier zum Zivildiktator, und dieser wiederum ist jenes Förderer und Beschützer. Der Weg aber, auf dem die vielen Revolutionsführer in Uniform die Republik sich erhalten können, ist klar vorgezeichnet: sie müssen sich durch das Heer als dessen Vertreter in die konstituierende Versammlung wählen lassen. Gingen erst die bewaffneten Massen in die Heimatdörfer zurück, so würden damit zugleich die geistigen Leibgardisten Kerenskis ihre Wähler verlieren. Das darf nicht geschehen, und deshalb wird der Krieg zur Stunde noch fortgeführt.

Uns aber braucht deswegen keine neue Sorge zu erfüllen. Denn hinter dem russischen Heer steht als fürchterliches Gespenst der Kampf aller gegen alle, der bald aus jeder Stadt eine Sonderrepublik machen will und dessen treuer Gefolgsmann der Hunger ist. Das ist auch der Grund, weshalb die russische provisorische Regierung mit allen Mitteln die Einberufung der konstituierenden Versammlung zu beschleunigen sucht. Die Unruhen wachsen, und damit zugleich droht erneut die Gefahr der Reaktion. Uns kann es ja im Grunde gleich sein, wer in Rußland regiert, wenn sich nur überhaupt eine Regierung bildet, die nicht geschoben wird, sondern selbst das Schicksal des Landes leitet. Dieser Tag ist aller Wahrscheinlichkeit **nach nahe genug, und er wird uns den Frieden bringen**



# Unsere Erntetage in Rumänien.



Dreschmaschine auf den Getreidefeldern des Krongutes Segarcea in voller Tätigkeit.



Erntearbeiten auf einem Weizenfelde.



Schnitterinnen in einem Weizenfelde. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.

# Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber.

### Fernes Gefecht.

Der Melder vom ersten Zug kommt herein: „Ganz links ist Alarm. Drei rote Kugeln bis jetzt.“

Ich trete ins Freie.

Kein Laut. Windstill, klar steht die Nacht auf der schlafenden Erde. Die Gestirne über mir funkeln groß und nah. Im Graben blicken die Wachen über die Brustwehr, feindwärts. Ich gleite hinter ihnen vorbei — keiner regt sich. Steinerne Bilder im Dom.

Das Frontstück des ersten Zuges schneidet über eine Höhe. Im Hinaufgehen seh' ich, wie weit in der Ferne, in der Verlängerung meines Abschnittes, ein rotes Licht in der Luft erscheint, steigt, schwebend stehen bleibt — und in Funken verlischt. Nach einer Weile noch eins. Und wieder eins. Aber kein Laut, kein Schuß. Oben wartet der Zugführer; grüßt, sagt seine Meldung. Wir sehen den Lichtern zu. Rote Lichter rufen: „Gefahr!“ Sie mehren sich, folgen schneller aufeinander. Ich schicke die Melder zurück und lasse die Ruhenden aus den Unterständen treten. Bereit sein ist alles.

„Bei den X . . . ern wirds wieder was setzen!“ meint der Zugführer. „Ja“, sag ich, „das Schwalbennest ärgert den Russen“. Das Schwalbennest ist ein weit gegen den Gegner vorspringendes Grabenstück beim Nachbarregiment. Eine Bataillonsbreite liegt zwischen uns und dort. Seit Wochen müht sich der Feind, das vorwitzige Stück durch Überrumpelung zu kappen. Aber er hat kein Glück, bis jetzt nicht. Die X . . . er sind wohl auf der Hut. Ohne Zweifel: jetzt stehen sie wie eine Mauer bei den Gewehren, Finger am Abzug.

Da knallt's. Zwölf oder zwanzig Schuß etwa, blitzschnell hintereinander. Dann wieder Stille. Sekunden schleichen zur Minute. Warten und Horchen, — atembeklemmend, an den Nerven zerrend. Und dann, mit einem Schlage, als hätte Jemand auf den Knopf gedrückt: Massenfeuer der Infanterie. Als brodelte Metallbrei in einem Riesenkessel über der Glut von Holzstößen. Und Bündel von Lichtern in der Luft, Garben von Leuchtraketen, weiße und rote, Garben und Garben. Surrend klappern die Maschinengewehre . . . .

Da steigt in den Glanz des roten und weißen Gefunkels ein grüner greller Punkt hinein, ein zweiter — und dritter. Artilleriesignale. Und krachend fährt ein Donnerschlag in das Kochen des Gewehrfeuers. Dann nimmt das Schicksal seinen Lauf. — Der Schoß der Erde reißt auf und speit die Hölle hoch gegen den Himmel in die Nacht empor. Die Atmosphäre lodert von den Flammenblitzen der Geschosse. Ein Lärm — wie der Zusammenbruch aller Dinge. Natur, wie klein sind deine Gewitter gegen diese brüllende Wucht, von Menschen ersonnen wider Menschen. Kanonen-Donner? O nein, das sind die Paukenwirbel des letzten Gerichts, wenn der Richter das Schwert gesenkt hat: „Gerichtet und verdammt!“ . . . .

Eine Viertelstunde oder wenig länger nur rast das Getöse. Dann kurzes Abflauen. Und jäh — wie er kam — ist der Spuk verloschen und verstummt. Die Nacht steht klar und ruhig auf der schlafenden Erde. Groß und nah funkeln die Gestirne über uns. Wir steigen hinab in den Graben, und Jeder geht an seinen Platz. Aber auf unsren Seelen lastet's, lange noch, wie der Nachhall des Unheils, das kam und ging, wer weiß: woher und wohin? —

⌘ ⌘ ⌘

### Der frohe Mensch.

Wo er hinkam, ging Fröhlichkeit von ihm aus. Nein, das sagt nicht genug. Es war mehr. Er machte froh. Er hatte Heiterkeit, die zugleich Kraft war und Zuversicht und unbedingte Entschlossenheit. Das zusammengenommen zwang er, ohne es zu wollen, in jeden hinein, mit dem er zu tun hatte.

Er war verwundet gewesen, geheilt und wieder zur Front gekommen. Ich kannte ihn noch nicht. Aber wer von ihm sprach, dem erhellte sich das Gesicht, und er sagte: „Solch ein froher Mensch!“

Eines Morgens trafen wir uns. Bei frühem Tage kam er durch den Graben, seine Maschinengewehre zu besichtigen. Er führte als junger Hauptmann unsere M. G.-Kompagnie.

Jemand hinter mir rief mich an, keck und klingend: „'n Morjen auch!“ Ich wendete mich, sah ihm ins Gesicht und wußte: das ist er. Ein paar Blicke lang prüften wir einander, dann Händeschütteln, rasch und herzlich.

Er lachte wie der junge Siegfried. Die starke Schönheit lag ihm dabei auf Mund und Augen, der strahlende Glanz seiner unendlichen Lust am Leben. Und noch etwas: Güte. Brudersinn. Freundeswert. Und Tapferkeit, über jedes Hindernis hinweg.

Ich seh ihn im Kameradenkreise, in sonnigen und dunklen Stunden. Ich seh ihn, wie er junge Offiziere zum edelsten Beruf heranbildete, bei uns an der Front. Ich sah ihn im Trubel von Gefechten. Und fand kein anderes Gefühl zu ihm, als: „welch ein froher Mensch!“ —

In den Kämpfen des letzten Sommers, am gleichen Tag und auf dem gleichen Schlachtfeld, wo ich verwundet wurde, ist er gefallen. Aber — wie fiel er! Wie!

Tage und Nächte lang lagen wir schon im Gefecht, fast ohne Unterbrechung. Wir hatten den Gegner geworfen und konnten nun nicht mehr Halt machen; er mußte in einem Atem zurückgedrückt werden, unaufhörlich zurück, über eine Stellung nach der andern hinweg. Das kostete Verluste, eine gute Menge. Auch der Führer des ersten Bataillons wurde verwundet weggetragen. Da sprang er an seine Stelle. Mitten in den stürmenden Angriff des Regiments hinein sprang er wie in ein rauschendes Bad. Und stieß vorwärts wie ein Pfeil. Es ging ihm alles garnicht schnell genug, nicht kühn und unwiderstehlich genug. Das Bataillon folgte ihm mit beispielloser Tapferkeit, aber — er war zu rasch. Das Augenmaß verließ ihn diesmal. Die Leute konnten ihm nicht nachkommen. Die Geschwindigkeitsgrenze einer Masse ist eine andere als die des Einzelnen.

So war er bald — allein. Weit vor der stürmenden Front allein. Was kommen mußte, kam nun, mit jäher Überstürzung. Er sah sich auf einmal mitten drin in einem Knäuel von Russen. Schlug um sich wie ein Held. Und fiel. —

Am Abend, nach gewonnenem Siege, fanden sie seine Leiche. Rumpf und Glieder waren fast unversehrt. Aber sein Kopf, sein Gesicht war zerstochen, zerfetzt, zerquetscht, zertreten, zertrampelt bis zur formlosen, unkenntlichen, blutigen Masse.

Kein Zweifel: der blitzhafte Trotz seines Lachens, der Stahl seiner Augen, der blendende Glanz seines kühnen Gesichtes hatte die feige Wut der Bestien bis zur gemeinen Mordlust gereizt und gestachelt. Unter den Tritten ihrer Nagelstiefel verging und verzuckte so allmählich die prangende Zier eines jungen, wundervollen Lebens.

Solch ein froher Mensch! — — —

⌘ ⌘ ⌘

### Der Lindwurm.

Ich frage meine Leute, ob sie von Fafner gehört hätten. Einige, wie es scheint, haben eine Vorstellung von ihm, aber an eine Antwort trauten sie sich doch nicht ran. „Na“, sag ich, „aber den Lindwurm kennt ihr doch?“ „Jawoll, Herr Leutnant“, ruft Einer „meine Schwester hat'n gehabt.“ Er meint den Bandwurm. Aber die meisten wissens doch: Der Drache, den Siegfried erschlug.

„Wollt ihr ihn sehen?“ Sie lachen mich mit breiten Gesichtern an, gewissermaßen so: ‚auf den Leim kriechen wir nicht, Freundchen‘. Ich stell' ihnen manchmal gern eine Falle und freu' mich, wenn sie hineintapern. Aber diesmal ist's mir Ernst. „Zwei Kilometer Luftlinie hinter uns im Walde wohnt er; bei nächster Gelegenheit führ' ich euch hin“.

Tief im Tannenwald ist eine Schlucht, am Rande einer Lichtung. In der Schlucht, seitwärts sich einbohrend, eine grausige Höhle. Darin haust das Ungeheuer. Auf einer kreisrunden großmächtigen Betonplatte kauert der schwere, gedrungene Leib; den langen, schlanken, graugrün glänzenden Hals streckt es durch eine Öffnung oben in der Höhlenwand und wittert mit dem Rachen gegen den Himmel.

Es ist ein Schiffsgeschütz. Ein Langrohr mit 15 cm-Kaliber. Von seiner Lagerstätte aus bespeit es . . . mit Granaten, sechzehn Kilometer weit.

Wir haben Glück; ein deutscher Flieger steht über der Festung, beobachtet und lenkt das Feuer durch Funkspruch. Rätselvolle Vorgänge. Es ist nichts zu sehen als das Untier mit seinen Wärtern, grüne Tannenwipfel und blaue Luft darüber. Aus dieser Luft flattern unsichtbare Boten herbei und bringen die Befehle, geheimnisvolle Formeln und Zahlen. Ein Mann steht am Geschütz und dreht eine winzige Scheibe. Dreht er sie rechts, so gilt der Schuß dem Bahnhof; dreht er links, der Brücke; stellt er sie nochmals, so trifft's das Munitionsmagazin in der Vorstadt.

Zur Seite stehen die Geschosse aufgereiht, schlank, bronzegolden, spiegelblank. Zwei Leute schieben eins davon in den offenen Leib des Fabelwurmes, schließen mit leichter Handbewegung die schwere Verschlußkappe. Daran hängt ein dünnes Seil. Einer greift es, tritt ein paar Schritte zurück und wartet. Von irgendwoher fliegt das Kommando „Schuß!“ herab. Ein schwacher Ruck am Seil: — das Tier zuckt auf, rasselnd und klirrend, brüllt einen schrecklichen Wutschrei; breit, glühend schießt ein Feuerstrom ihm aus dem Rachen, alles im Luftdruck mit sich reißend, was in der Nähe ist: Erdklumpen, Steine, Strauchwerk, Baumäste. Dann liegt es wieder still. Und heulend schraubt sich die Granate durch die Lüfte, eine lange, lange, unsichtbare Reise. — Plötzlich schweigt das Heulen und Schrauben. Kein Krach, kein Einschlag. Aber nach Sekunden ein Funkspruch aus der leeren Luft: „Treffer!“

Wie sinnverwirrend das ist. Wie abseits jeder greifbaren, glaubhaften Wahrscheinlichkeit. Wie sagenhaft dunkel.

Ja. Tage später noch sinnen wir's: die Sage von Siegfried und dem Lindwurm muß neu gedacht werden. —





⌘ Nachtpatrouille deutscher Husaren auf dem Ochridasee. Aufnahme des Bild- und Film-Amts. ⌘

# Der Sanitätshund als Führer von erblindeten Feldgrauen. Von Dr. Th. Zell.

Für unsere tapferen Feldgrauen, die im Kampfe gegen die feindliche Übermacht den Gebrauch ihrer Glieder oder Sinne eingebüßt haben, kann nicht genug geschehen. Ganz besonders gilt das für jene Kriegsbeschädigten, die „das Licht des Auges, die edle Himmelsgabe“, verloren haben. Bei dem Nachgrübeln, gerade diesen schwer Betroffenen zu helfen, ist man auf die Abrichtung der Sanitätshunde zu ihren Führern verfallen.

Es ist mir der Brief eines erblindeten Hauptmanns zur Verfügung gestellt worden, der sich, wie auch andere Erblindete, mit den Leistungen seines Hundes zufrieden erklärt. Da die Erfahrung die allein maßgebende Instanz ist, so hat sich also der neue Grundgedanke bewährt. Durchaus verkehrt wäre es jedoch, in dressierten Sanitätshunden ein Universalhilfsmittel für erblindete Feldgraue zu erblicken. Solche überschwengliche Vorstellungen kann man nicht eindringlich genug bekämpfen. Nur ein Hundefreund oder wenigstens ein Tierfreund wird sich mit Nutzen eines vierbeinigen Führers bedienen.

Als Tierfreund oder Tierfeind wird man wohl geboren, da es schließlich auf gewisse Grundanschauungen ankommt. Belehrung kann wohl etwas, aber nicht allzuviel ausrichten.

Nur ein wahrer Tierfreund kann sich in die Gefühle eines Tieres hineinversetzen und versteht, daß es ebenfalls ein Geschöpf mit allerlei Wünschen ist, auf die man Rücksicht nehmen muß.

In Übereinstimmung mit diesem Ergebnis steht die Auskunft, die die zuständige Stelle die Güte hatte, mir auf meine Anfrage zuteil werden zu lassen. Es heißt hier: „Eine Reihe von Kriegsblinden haben wir hier bereits mit Hunden, die diesen als Führer dienen, ausgebildet. Zunächst wird der Hund von einem sehenden Abrichter angelernt und ausgebildet, und wenn die Abrichtung fertig ist, bekommt der Blinde unter Leitung des Dressurleiters den Hund in die Hand. Die Blinden, denen wir bisher Hunde übergeben haben, sind sehr glücklich darüber, bis auf zwei Blinde, die aus Berlin kamen und auch nach Berlin zurückkehrten, die aber beide keine richtige Liebe und kein richtiges Verständnis für Hunde hatten. Letzteres scheint doch wohl dazu zu gehören. Zwei andere Kriegsblinde, ein ehemaliger Förster und der Vorsteher eines Rechtsanwalts-Bureaus, schreiben aber ganz außerordentlich entzückt aus der Heimat. Wir haben sie hier mit den Hunden ausgebildet und nach etwa achtwöchiger Ausbildungszeit wurden sie mit ihren Hunden in die Heimat entlassen. Die Hauptsache legt unser Verein bei den Kriegsblindenhunden auf die Tatsache, daß der Hund den Blinden ein Freund und Beschützer ist und ihnen in den kleinen Handreichungen viel nützen kann.“

Zunächst erhebt sich die Frage, welche Rasse am besten zum Blindenhund paßt. Aus seiner praktischen Erfahrung äußert sich der erwähnte Hauptmann folgendermaßen: „Als Rasse halte ich den deutschen Schäferhund bei weitem am geeignetsten. Er ist ruhig, scharf, hat Nase und ist kein Stromer oder Hundebeißer. Im Volke als Polizei- oder Wolfshund bekannt, wirkt allein seine Gegenwart schon schützend. Besonders letzteres fällt beim Pudel, der doch mehr als gelehriger Spielhund bekannt ist, fort. Auch habe ich zu der Nase des Pudels kein richtiges Zutrauen, und seltsamerweise wird er meist von allen anderen Hunderassen gebissen. Er ist unter seinen vierfüßigen Genossen wenig beliebt.“

Hierzu seien folgende Bemerkungen gestattet.

Die Nase des Pudels wird ohne Grund angezweifelt. Geheimrat Ströse, eine anerkannte Autorität, hat sich über den Pudel als Jagdhund sehr günstig geäußert. Die Züchtung von Pudelpointern wäre andernfalls ganz unverständlich.

Den Haß der anderen Hunde gegen den Pudel hat bereits Scheitlin vor siebzig Jahren hervorgehoben: „Andere Hunde scheint der Pudel zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich weil sie ihn als einen besonderen Menschenfreund und Vorgezogenen nicht leiden mögen.“

Die Begründung des Hasses der anderen Hunde gegen den Pudel, wie sie Scheitlin gibt, halte ich nicht ganz für zutreffend; doch würde die Erörterung zu weit führen.

Sodann käme das Geschlecht in Frage, ob man einen Rüden oder eine Hündin wählen soll.

Unser Gewährsmann schreibt: „Im Geschlecht würde ich der Hündin den Vorzug geben. Sie ist anhänglicher, besonders im Freien, kümmert sich nicht um andere Hunde und Laternenpfähle . . .

„Abgesehen hiervon ist die Hündin als Blindenführerin deshalb geeigneter, weil der Rüde zu den sogenannten schlechten Vätern in der Tierwelt gehört. Unter regelmäßigen Verhältnissen kümmert er sich nicht um seine Jungen. Das Betreuen von hilflosen Geschöpfen liegt also nicht in seiner Natur, was sehr wesentlich ist. Bei der Hündin liegt die Sache umgekehrt.“

Damit der Sanitätshund als Blindenführer die gewünschten Leistungen vollbringt, muß er dressiert sein. Über Einzelheiten der Dressur kann man natürlich verschiedener Ansicht sein.

Um den Blinden auf Hindernisse aufmerksam zu machen, dressiert man den Hund, sich hinzusetzen, sobald solche auftauchen. Unser Hauptmann hält das für überflüssig, weil schon das bloße Stehenbleiben des Hundes genügt, um den Blinden zum Abtasten zu veranlassen. Ebenso kann er sich für die besondere Dressur, einen bestimmten Ort auf Kennwort zu erreichen, nicht erwärmen. Unser Gewährsmann macht dagegen geltend, daß der Blinde doch wisse, wo er gehe. Er braucht also erst kurz vor dem Hause, das er erreichen will, den Hund mit langer Leine voranlaufen zu lassen.

Ein höchst wichtiger Punkt, der hierhin gehört, ist die Frage, ob der Hund den Blinden über den Fahrdamm führen kann. Der Verein glaubt das durch Dressur erreichen zu können. Tatsächlich haben auch bei der Vorführung in Oldenburg einzelne Hunde diese Leistung vollbracht.

Bei der Wichtigkeit der Streitfrage ist die Ansicht unseres Praktikers von ganz besonderer Bedeutung. Er sagt: „Mit der Absicht, den Hund für ein gefahrloses Überschreiten von Straßen zu dressieren, kann ich mich nicht befreunden. Auch die angeführten Beispiele für ein in dieser Beziehung kluges Benehmen unserer vierbeinigen Freunde können mich nicht umstimmen. Jeder Kläffer, der einmal Bekanntschaft mit der Peitsche eines Kutschers gemacht hat, sieht sich beim Überschreiten des Dammes nach Wagen um. Hier muß der Blinde sich auf sein Gehör und auf seine Mitmenschen verlassen. Überschreitet der Blinde die Straße und kommt in Gefahr, überfahren zu werden, so wird der Hund dahin springen, wo er in Sicherheit kommt. Die Überlegung, dorthin zu springen, wo auch sein Herr in Sicherheit kommt, kann wohl kaum einem Hunde anerzogen werden. Wenn der Hund besonders als Blindenhund auffällt, werden sich immer hilfsbereite Mit-

menschen finden, die dem wartenden Blinden zurufen, sobald die Straße frei ist. Für alle derartigen Hilfeleistungen ist die Erkennbarkeit des Blindenhundes gar sehr erwünscht. Wenn der Blinde auch im Fragen nicht schüchtern sein darf, so ist es ihm doch oft lieber, wenn die Hilfe von allein in unauffälliger Weise ihm zuteil wird."

Auf Grund der von mir angestellten Versuche muß ich der Ansicht des Hauptmanns zustimmen. Die Tatsache, daß in einer ruhigen Stadt zu Kriegszeiten, wo Autos kaum fahren, Blinde durch Hunde über die Straße geführt werden, ist hocherfreulich, kann aber für Friedenszeiten, wo Autos wiederum auf der einsamten Landstraße rasen, nicht maßgebend sein. Ich habe mich davon überzeugt, daß beim langsamen Überschreiten einer Straße ein Auto sich inzwischen aus einer Entfernung nähern kann, bei der es selbst bei freiem Ausblick vom Hunde nicht immer vorher wahrgenommen werden kann. An Stellen, wo die Straße Biegungen macht, muß selbst ein Sehender vorsichtig sein.

Solche Fragen, bei denen man verschiedener Ansicht sein kann, gibt es natürlich eine ganze Menge. Die Praxis wird im Laufe der Zeit einen gewissen Ausgleich herbeiführen.

Kein Streit jedoch kann darüber herrschen, daß Leinenführigkeit verlangt werden muß. „In der Leinenführigkeit," heißt es, „muß der Hund erzogen sein, neben dem Herrn, Kopf am Fuß, vor allem aber auch dazu erzogen sein, vor dem Herrn herzugehen. Da der Blinde in der rechten Hand den Stock zum Tasten hat, so geht der Hund an der linken Seite. Geht der Hund bei Fuß, so muß er auf Kommando: Vor! so weit vorgehen, daß sein Hinterteil in Höhe des Fußes ist. Jetzt muß der Hund auch daran gewöhnt werden, daß der Blinde unmittelbar hinter ihm hergeht. Für den Blinden ist es angenehm, wenn der Hund scharf vorwärts geht und nicht bei dem kleinsten Anziehen der Leine nach hinten stehen bleibt. Er muß also an Zug gewöhnt sein. Es ist daher wohl praktischer, die Führleine am Brustgeschirr zu befestigen und nicht am Hals, wo die Dressurkorallen sitzen."

Als besondere Wünsche äußert der blinde Offizier noch: Apportieren, Ablegenlassen und Lautwerden auf Kommando.

„Mit dem Hunde kann nicht fleißig genug das Apportieren geübt werden. Er muß Postkarten, Geldstücke, Kragenknöpfe, besonders aber auch Schlüssel anbringen. Letzteres wollen die Hunde bekanntlich sehr ungern. Papier darf er nicht knautschen. Gelingt es ihm nicht z. B. Geldstücke aufzunehmen, so merkt der Blinde doch, wo es liegt." Es ist einleuchtend, daß der Hund gerade durch Apportieren dem Blinden unersetzliche Dienste leisten kann. Nicht nur im Zimmer, auch auf der Straße kann ihm etwas Wertvolles entfallen und davonrollen.

Daß Hunde Schlüssel nicht gern apportieren, liegt daran, weil sie instinktiv wissen, daß eiserne Gegenstände für ihre Zähne nicht vorteilhaft sind.

Das Ablegenlassen ist überall da von Wert, wo Hunde nicht mitgenommen werden dürfen, z. B. bei öffentlichen Dienstgebäuden, Badeanstalten u. dgl.

Hat ein Hund etwas apportieren sollen und kommt leer zurück, so sehen wir die Ergebnislosigkeit des Suchens sofort. Dem Blinden muß sie durch Lautgeben auf Kommando gemeldet werden, das sich überhaupt in vielen Fällen als wertvoll erweist.

Wie man sieht, wird vom Sanitätshunde als Blindenführer eine ganze Menge verlangt. Doch sind solche Forderungen unbedenklich, solange sie mit der Natur des Tieres im Einklang stehen. Im übrigen muß die Grundregel gelten: Man soll vom Hunde nicht zu viel und vom Blinden nicht zu wenig verlangen. Gerade diese Regel wird von unserm Gewährsmann mit Recht immer wieder betont. Trotzdem würde der bestdressierte Hund in der Hand eines erblindeten Tierfreundes und Tierkenners in seinen Leistungen erheblich beeinträchtigt werden, falls das Publikum nicht die Blindenhunde unterstützt.

Zur Belehrung auf diesem Gebiete sind in erster Linie die Zeitungen berufen, die ein gutes Werk vollbringen, wenn sie hierfür wirken. Dem Publikum muß immer wieder klargemacht werden, daß es nur eine Dankesschuld erfüllt, wenn es dem erblindeten Helden hilft.

Zu den Grundregeln, die dem Publikum immer wieder gepredigt werden müssen, gehören beispielsweise folgende: 1. Füttere den Blindenhund niemals! Es macht dem menschlichen Herzen alle Ehre, wenn er einen Unglücklichen dadurch erfreuen will, daß er seinen Hund füttert. Aber es ist grundfalsch. Der Hund wird dadurch von seinen Pflichten abgelenkt. Kein Hundebesitzer sieht es überdies gern, daß sein Hund von fremden Leuten gefüttert wird.

2. Hilf dem Blinden, wo du kannst, über den Straßendamm! Selbst mit Hilfe des Blindenhundes ist es, wie wir vorhin auseinandersetzten, dem Feldgrauen nicht möglich, ohne Gefahr einen Damm zu überschreiten.

Für Hundebesitzer gilt insbesondere die Regel: 3. Halte deinen Hund fest, sobald du merkst, daß ein Blindenhund kommt! Jeder Hund wird durch einen andern abgelenkt. Der sehende Hundebesitzer kann fremde Hunde abwehren. Der erblindete ist dazu nicht imstande. Da Blindenhunde meistens Hündinnen sein werden, so würden ärgerliche Auftritte entstehen, falls sie von frei umherlaufenden Rüden belästigt würden. — Für Behörden wäre der Wunsch am Platze, daß sie gegen Blindenhunde möglichste Nachsicht walten lassen; so bei Beförderung in Eisenbahnen u. dgl.

Damit der Blindenhund möglichst schnell dem Publikum erkennbar sei, wäre es vielleicht angebracht, daß er ein amtliches Abzeichen und eine Glocke trägt. Dann würden sofort alle Menschen wissen, daß ein solcher naht. Namentlich könnten die Hundebesitzer beizeiten ihre Hunde festhalten. Für den Blinden selbst hätte die Glocke ebenfalls großen Vorteil.

Vorhin bezweifelte ich, daß ein Hund die Überlegung besäße, bei Gefahr mit seinem Herrn dahin zu eilen, wo auch sein Herr in Sicherheit ist. Wie berechtigt mein Zweifel ist, dürfte aus folgenden Umständen hervorgehen.

Bei Hunden, deren Herren taub waren, habe ich gesehen, daß sie auf das Bellen fast gänzlich verzichteten und ihren Gebieter durch Anstoßen mit der Nase, Zupfen an der Kleidung u. dgl. auf irgend etwas aufmerksam machten.

Ob man daraus den Schluß ziehen darf, der Hund verzichte aus Überlegung auf das Bellen, scheint mir bedenklich zu sein. Der Hund weiß eben aus Erfahrung, daß er mit dem Bellen nichts erreicht, und deshalb läßt er es.

Der Blindenhund weiß wohl, daß sein Herr der Hilfe bedarf. Zwar behaupten viele als etwas Selbstverständliches, daß der Hund auch weiß, daß sein Herr blind sei. Ist das wirklich so selbstverständlich? Ein untrüglicher Beweis dafür wäre entschieden, daß ein Blindenhund, der mit seinem Herrn allein ist, niemals mit dem Schwanze wedelt. Über diesen Punkt habe ich trotz aller Bemühungen keine Klarheit erreichen können.

Daß Hunde von Tauben und Blinden ein richtiges Verständnis für das Wesen des Gebrechens ihres Herrn besäßen, scheint hiernach nicht einwandfrei festzustehen. Ein solches Verständnis wäre jedoch unerläßliche Voraussetzung, falls der Hund seinen Herrn in gefährlichen Lagen retten soll.

Von Affen hat mir ein alter Bekannter, der ein ausgezeichneter Tierbeobachter ist, Fälle erzählt, woraus hervorging, daß sie für das Gebrechen der Blindheit Verständnis besaßen. Mein Gewährsmann war viele Jahre in Südwest-Afrika und hielt auf seiner Farm häufig Affen. Ein blinder Neger, der sich mit seinem Stock zurechtzufinden suchte, wurde z. B. von einem zahmen Pavian am Arm gefaßt und nach der Tür des Landhauses geführt.

Kennzeichnend für den Charakter des Affen ist folgender Vorfall. Der Pavian hatte dumme Streiche verübt und war an die Kette gelegt worden. Zufälligerweise kam der blinde Neger wieder zur Farm. Der Affe geleitete den Mann, der bei ihm vorbei mußte, ein Stück. Als ihn jedoch die Kette plötzlich festhielt, wurde er wütend und biß den Blinden ganz erheblich.

Der Affe hat für die Blindheit des Menschen nicht nur größeres Verständnis als der Hund, weil er klüger ist, sondern auch deshalb, weil er wie der Mensch ein Augentier ist. In erster Linie richtet er sich nach den Augen, nicht wie der Hund nach der Nase. Zwar ist beim Schäferhund das Auge besser als bei anderen Rassen, trotzdem ist sein Grundsinn der Geruch.

Während manche Blindenlehrer die Einführung der Blindenhunde freudig begrüßen, haben andere das Bedenken, daß durch den Hund der Blinde um seine Selbständigkeit gebracht wird. Dieses Bedenken kann ich in keiner Weise teilen. Gewiß, der Hund erleichtert dem Blinden das Dasein und soll es auch. Jedes Hilfsmittel hat den Nachteil, daß es den Besitzer verwöhnt. Trotzdem denkt kein Mensch daran, aus diesem Grunde auf Hilfsmittel zu verzichten.

Hiervon abgesehen, wird die Anzahl der Blinden, die sich tierischer Hilfe bedienen, ziemlich beschränkt sein. Es scheiden zunächst alle aus, die für Hunde kein Verständnis oder keine Zuneigung zu ihnen haben. Sodann hat das Halten von Hunden in Großstädten soviel Nachteile, daß selbst fanatische Hundefreunde ihren Hausgenossen abschaffen. Der Hund fühlt sich gesundheitlich auf dem Stadtpflaster nicht wohl. Auf dem Lande merkt man z. B. vom Haaren der Hunde wenig. In der Großstadt dauert es wochenlang und zwingt den Besitzer oder seine Bedienung, stundenlang sich mit dem Entfernen der Haare aus der Kleidung zu beschäftigen.

Bisher habe ich weder in Berlin noch auf dem Lande, wo die Verhältnisse viel günstiger für die Leistungen des Hundes liegen, niemals einen Blindenhund kennen gelernt, obwohl es dort auch verschiedene Blinde gab.

Vielleicht ändert sich das, wenn erst das Publikum über die Hilfe, die es den Blinden schuldet, genügend aufgeklärt ist. Um zu dieser Aufklärung mitzuwirken, sind die vorstehenden Zeilen niedergeschrieben. Ich würde mich von Herzen freuen, wenn sie dazu ein wenig beitragen würden.



# Eine neue U-Boot-Beute.

„Die deutsche Flotte wird wenige Wochen nach Kriegsbeginn von der See verschwunden sein; entweder werden ihre Schiffe auf dem Meeresgrund liegen, oder sie werden im Triumph eingeschleppt sein in einen englischen Hafen" — das war bei unsern „Vettern" jenseits des Kanals vor dem Weltkriege die feste Überzeugung. Aber diese Überhebung hat nicht lange vorgehalten. Die Taten unserer Kreuzer „Emden", „Karlsruhe", „Königsberg", „Dresden", „Möwe" gaben zu denken, und die für uns so herrlich ausgegangene Seeschlacht vor dem Skagerrak ließ unsere Feinde beunruhigt aufblicken. Aber Wut, Scham und Furcht überfallen den Engländer, wenn er an Deutschlands U-Boote denkt, die verabscheuungswürdige Wasserpest, die ernsthaft an der Seeherrschaft des meergewaltigen Albion rüttelt. Gar nicht zu reden von den vielen Hunderten von Handelsdampfern, die vernichtet worden sind; aber die Torpedierung von stark bewehrten Schlachtkreuzern und Großkampfschiffen geht ihm auf die Nerven. Was war das für ein Schlag, als am 22. September 1914 in einer Stunde drei mächtige Panzerkreuzer, „Aboukir", „Hogue" und „Cressy", vor Hoek van Holland versenkt wurden, oder als vor den Dardanellen „Triumph" und „Majestic" in den Fluten versanken! Und unangenehm war es jedesmal, wenn auch nur ein großes Schiff von einem deutschen U-Boot abgeschossen wurde. Den letzten schönen Erfolg dieser Art hatten wir in den letzten Tagen des dritten Kriegsjahres zu verzeichnen. Eines unserer Unterseeboote, das unter dem Befehl des Kapitänleutnants Steinbrinck steht, versenkte im englischen Kanal einen großen englischen Kreuzer der „Diadem"-Klasse, der in Begleitung einer großen Anzahl von Zerstörern auf der Fahrt war. Die „Diadem"-Kreuzer sind höchst stattliche Kriegsschiffe mit vier Schornsteinen, 133 Meter lang, verdrängen 11 200 Tonnen Wasser und tragen im Frieden schon eine Besatzung von 680 Mann. Welch Jubel wird das kleine U-Boot durchbraust haben, als nach dem Abschuß des Torpedos eine furchtbare Detonation ankündigte, daß der Feind getroffen war! Heil unseren wackeren Helden vom U-Boot! — Kapitänleutnant Otto Steinbrinck ist im Jahre 1888 in Leppstadt als Sohn eines Realgymnasialprofessors geboren. Mit 19 Jahren trat er in die Marine ein, wurde 1908 Fähnrich und 1910 Leutnant zur See. Seit 1912 befindet er sich im Torpedo- und Unterseebootsdienst. Otto Steinbrinck ist einer unser erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten; gelang es ihm doch im Winter 1916 auf einer einzigen Streife 22 feindliche Schiffe zu versenken. Die schöne Medaille mit seinem Bildnis, die wir unseren Lesern zeigen, ist die Schöpfung eines im Felde stehenden Künstlers, des Müncheners Ottomar Obermaier.




Schaumünze auf Kapitänleutnant Otto Steinbrinck. Von Ottmar Obermaier.

Schon vor dem Kriege sind Arbeiten dieses tüchtigen Mannes mehrfach ausgezeichnet worden; auch dies neueste Werk zeugt von technisch wie gedanklich gleich vortrefflicher Durchdringung des Stofflichen, und die Schärfe und Entschlossenheit des markanten Männerkopfes gereicht ebenso wie die frische, meerumhauchte Bewegung des allegorische Vorwurfs der Rückseite dem jungen Meister zu hoher Ehre.



General Graf Bothmer, der Führer der siegreichen deutschen Südarmee in Ostgalizien. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

# Vom Wirtschaftsleben nach dem Kriege. Von Luise Koppen.

Ist es nicht vermessen, in dieser Zeit, wo nicht nur die gewöhnlichen Tauben; die ja wohl mal so irgendwo den Leuten gleich gebraten zugeflogen sind, sondern insbesondere auch die Friedenstauben in Höhen geflüchtet sind, die wir Menschen nicht erschauen können, wagen zu wollen, von Zeiten zu sprechen, die nach dem Schlusse des Völkerringens beginnen?

Und doch — so sicher wir wissen, daß hinter der schwärzesten Wolkenwand die strahlende Sonne, das klare Firmament steht, so bestimmt wissen wir, daß der Friede irgendwo wartend steht. Wir sehen ihn noch nicht; aber kommen wird er für uns, den Sieg zu seiner Rechten, so wahr der lebt, der einst gesagt hat: „Meinen Bogen hab' ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch."

Auf alles aber was da kommen wird, haben wir uns vorzubereiten — denn bereit sein ist alles. Wir sind hineingeführt worden in diesen Krieg mit rauher Hand, fast von heute auf morgen; eine linde Hand wird, so hoffen wir, uns wieder hinausleiten aus dem Stein und Geröll, aus Graus, Mord und Blut in das Land der Verheißung, denn das wird uns der Frieden sein, auch wenn noch nicht Milch und Honig in ihm fließt.

Wir hatten uns die Sache ja wohl allesamt ein wenig anders gedacht: ein wildes, kurzes Brausen und dann Sieg und Friede. Man braucht durchaus nicht zu den Menschen gehören, die nur von Leid und Prüfungen das Heil für den einzelnen und für die Völker erwarten, die im Glück alsbald den Fallstrick des Bösen erblicken, und man könnte doch sagen, daß vielleicht ein Siegeszug wie der der ersten Monate mit schnellem Siegesschluß uns nur eine scheinbare Wohltat gewesen wäre. Wir haben beten gelernt in jenen ersten Tagen der wunderbarsten Erhebung, die je ein Volk erleben durfte, heiß, inbrünstig, begeistert — aber das alte Wort bleibt bestehen: Not lehrt beten, lehrt das tiefgründige Gebet, das Ringen mit dem Gotte Jakobs, das da spricht: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Wir sind durch manche Not gegangen, seit jenen ersten Kriegswochen, seit die fielen, die unseres Lebens Krone und Freude waren, seit wir merkten, daß siegen und sterben eng verbunden sind. Wir kamen auch von der Fülle der ersten Monate zu einer gewissen Kargheit der Lebensführung, die, während diese Worte geschrieben werden — und das ist vor der Ernte 1916 — wohl schon ihren Höhepunkt überschritten hat. Sie tat uns not, die Kargheit, die sogar in einem Punkte mit einer leichten Entbehrung verbunden war.

Ich will heute nicht das so oft Gesagte wiederholen von der Üppigkeit der gesamten Lebensführung seit 1870, denn Segen und Unsegen liegen da oft sehr eng beisammen. Kunst, Wohlfahrtspflege, Handel und Wandel haben ihren Nutzen davon, der Strom fließt hin und her, und die Summen, welche die Drohnen des Lebens mit offenen Händen ausgeben, dienen den Fleißigen zum Segen, wobei ich hinzufügen möchte, daß ich mich nach der näheren Bekanntschaft dieser Drohnen nicht besonders sehne.

Heute ist das anders. Ich will uns nicht gerade mit dem hungrigen Huhn vergleichen, das ein Korn suchte und lebhaft gluckſend beklagte, daß es nur einen Diamant fand, aber es ist Tatsache, daß wir bestimmte Eßwaren, nach denen sich geübte Zungen sehnen, jetzt für Geld und gute Worte überhaupt nicht, andere nur in verminderter Schmackhaftigkeit und Güte haben können. Ja, aus diesen Kleinigkeiten konstruieren wir uns nicht nur Kargheit, sondern herbe Entbehrung, auf deren Ertragen wir vermeinen, stolz sein zu dürfen. Wenn wir scharf mit uns ins Gericht gehen, so könnte man beinahe lächeln über solche Torheit. An Entbehrung streift der Mangel an Fett, alles übrige kann man nur als Knappheit bezeichnen. Wie anders gingen unsere Vorfahren in die napoleonischen Kämpfe im Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie waren schon blutarm, wo wir vor dem Kriege wohlhabend waren; die Gehälter blieben damals teilweise oder ganz aus, die Grenzen und die Zölle machten die schnelle Zufuhr der Lebensmittel unmöglich. Wir hatten den rücksichtslosen Feind im Lande. — Ja, damals konnte man von **Not** sprechen, die in die Hütten der Armen drang und vor den Thronen nicht haltmachte. Schwer ist unsere Zeit, aber doch mehr innerlich als äußerlich, und wenn wir ihre strengen Lehren nützen, so wissen sie uns auch viel zu sagen und zu raten für die Zeit nach dem Kriege.

Als England seinen von Herz und Gemüt zeugenden Entschluß kundtat und ihn so viel wie denkbar und möglich war, auch ausführte, ganz Deutschland in ein großes Konzentrationslager zu verwandeln, wozu es ja seine edlen Vorbilder den Burenkriegen entnehmen konnte, sind viele einsichtige Leute der Ansicht gewesen, daß man mit der Aufsicht über die Lebensmittel nicht allzulange hätte warten dürfen. Sie sahen in Deutschland nicht das von den Briten beliebte Konzentrationslager, sondern gewissermaßen ein Haus im Winterschnee, zu dem nur wenige Pfade führen, ein Schiff im Meer, dem selten ein Kahn nahen kann. Sie wollten — dem guten Hausvater gleich — eine Übersicht über die Vorräte gewinnen und ein ausreichendes Mindestmaß gewährleisten. Es mag sein, daß wir mit solcher Einteilung und Verteilung zu lange gewartet haben, aber man kann es auch verstehen, daß eine Regierung zögert, durchgreifende, in das freie Privatleben so tief einschneidende Veränderungen einzuführen, ehe sie durchaus dringlich wurden, denn wir müssen uns doch gestehen, daß die so sehr nötigen, alles gleichmachenden Bündel von Karten, die jetzt Lebenswerte in sich bergen, auch manche Blüte der feinen, stillen Nächstenliebe knicken, weil deren Durchführung unmöglich ist, daß sie die edelste Form der Gastlichkeit, das Hinzuziehen bedrängter und betrübter Menschen an unseren Tisch beträchtlich erschweren, denn „wenn wir alle gleich reich sind, sind wir alle gleich arm", sagt Moltke.

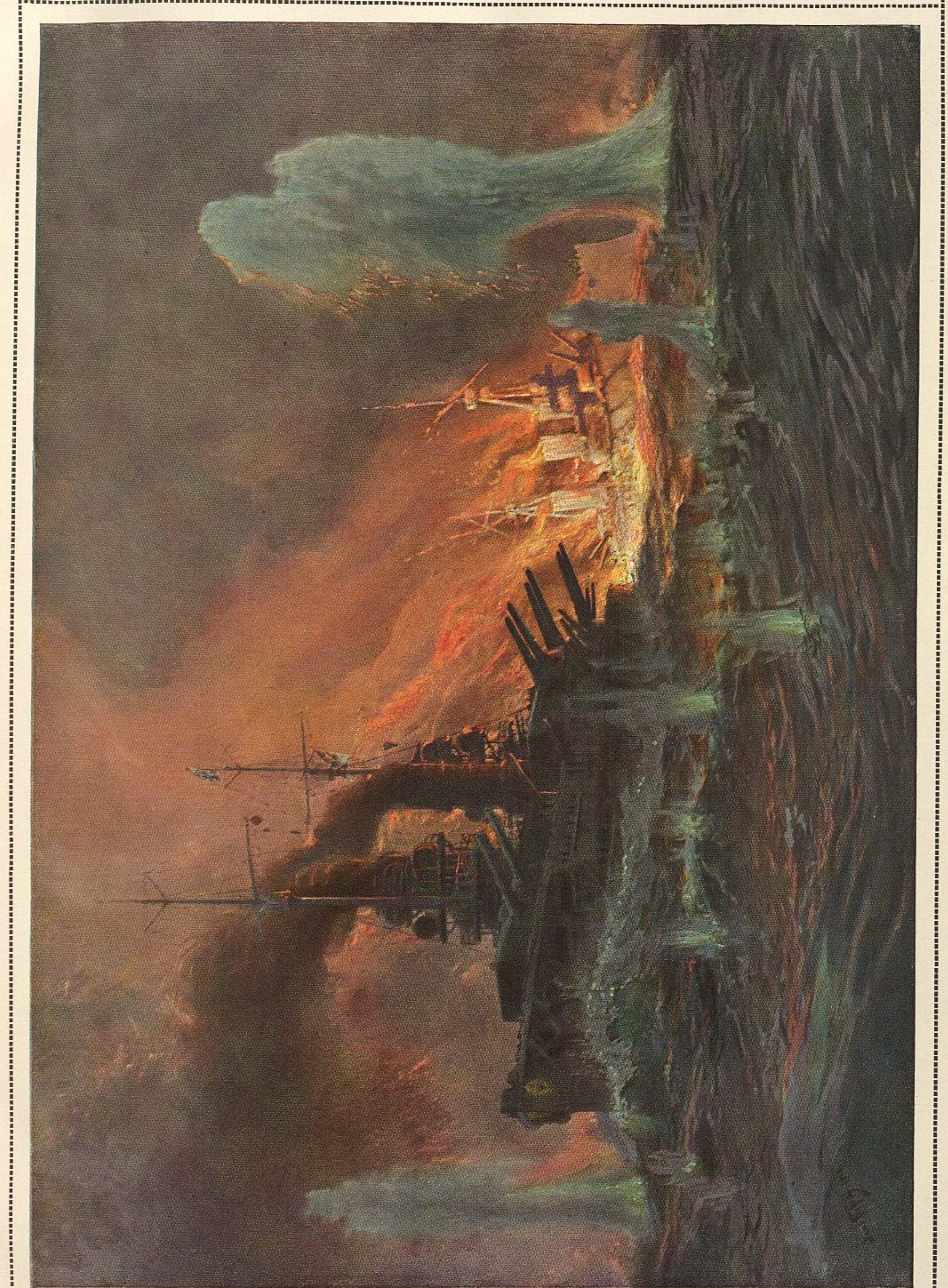
Wir aber, die wir den Segen einer solchen straffen Verteilung trotz aller Härten kennen gelernt haben, nehmen hinüber in das Leben nach dem Kriege eine Wertschätzung für genaue Einteilung aller vorhandenen Vorräte im Einzelhaushalt, auf daß nichts umkomme. — Es ist seltsam, daß in Sagen und Märchen aller Völker eine der schwersten Sünden, der gewöhnlich der Untergang folgt, die ist, Nahrungsmittel zu vergeuden, siehe das Brot im Sumpf, das Korn im Meer. — Wir alle haben, — und das ist auch ein Gewinn dieser ernsten Zeit — die einfachsten Nahrungsmittel wieder schätzen gelernt: Unser täglich Brot gib uns heute! — Wird je ein Kind wieder gleichgültig Brot wegwerfen, das mit Bewußtsein diesen Krieg erlebt hat? Vielleicht ist es ein Brauch, aus Kriegsnot entstanden, daß alte Leute, auch Protestanten, mit dem Brotmesser das Zeichen des Kreuzes über die Rinde machen, ehe sie das Brot anschneiden. „Segne es!" sagte die Bewegung und: „Segne es!" sagen auch wir und werden es noch lange sagen.

Die bunte Reihe der Lebensmittelkarten hat uns den Wert der kleinen Teile eines Pfundes gelehrt. Wir hatten die Bruchrechnung im täglichen Leben ein wenig verlernt, wie jene Schülerin, die bei diesem Abschnitt der Rechenkunst so beständig versagte, daß der Lehrer ihr endlich zurief: „Du mußt es doch lernen, wie kannst du denn sonst später wissen, wieviel ein Viertelpfund Kaffee kostet." Worauf sie erwiderte: „Ich kaufe nur ganze Pfunde!" Uns alle und ihr auch hat der Krieg die Bruchrechnung beigebracht, und es wird noch eine ganze Weile dauern, bis wir wieder sagen können: Ich kaufe nur ganze Pfunde! Wir haben aber bei diesem strengen Lehrmeister auch gelernt, daß Bruchteile einem Ganzen gleichen, wenn es sein muß, wie es die Witwe von Zarpath sah in der langen Dürre, die über dem Lande lag, da ihr Mehl im Kad nicht verzehret wurde und dem Ölkrug nichts mangelte. Der Ölkrug, der nur Tropfen ausgießen darf, anstatt der Güsse der Friedensjahre, ist ja auch uns wie das Mehl zu einem besonderen Symbol geworden. Mehl als Lebensnotwendigkeit. — Wasser und Brot erhalten den Menschen, Öl, Fett als Mittel zur Behaglichkeit des Daseins.

Mit einem gewissen Schauder las man früher — denn in den letzten Jahren sind solche Bücher seltener erschienen — Schilderungen des Zukunftsstaates, wie ihn die Sozialisten kommen sahen und seltsamerweise zu ersehnen schienen. Mit Grauen denke ich da ganz besonders an ein englisches Buch, dessen Titel mir entfallen ist, und den ich ja leider unter den gegenwärtigen Verhältnissen „drüben" nicht erfragen kann. Da war nicht nur die Arbeit geregelt bis auf den Glockenschlag, auch die Mahlzeiten, der Inhalt der Kochtöpfe, ja sogar die Kleider in Schnitt und Farbe — letztere einförmig grau. Dieser Staat — und das haben wohl auch die Sozialisten selbst eingesehen — wird nie kommen, das Ende müßte ja ein Massenselbstmord aus grauer Verzweiflung sein, aber ein Stückchen, einen kleinen Abschnitt eines solchen Gemeinwesens lernen wir jetzt kennen, allerdings mit dem Bewußtsein, daß die Einrichtung auf Zeit und nicht auf Ewigkeit ist und daß der Staat die in diesem Falle hochwillkommene Kündigung aussprechen wird, sobald immer die Verhältnisse es gestatten.

Die besitzenden Stände aber haben aus den Beschränkungen der Karten gesehen, daß Geld doch nicht alles verschaffen kann, daß z. B. Butter, Öl und Schmalz in gewissem Sinne jetzt ebenso unbezahlbar sind, wie einzelne berühmte Edelsteine Indiens. Die Arbeiterkreise aber müssen sehen, daß gerade die wichtigsten und ausschlaggebendsten Lebensmittel für sie in derselben Menge vorhanden sind wie für die Reichen,





Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt.

(Große, ebenfalls farbige Einzeldrucke dieses Bildes für Wandschmuck sind im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig erschienen.)

daß der Staat, soweit das möglich ist, tatsächlich bis aufs Gramm jeden Menschen gleich bedenkt. Und wenn Herr Helfferich sagte: Bei mir ist seit Wochen keine Butter auf dem Tisch, so kann die Rechnung, wenn seine Haushälterin seinen Anteil verkocht, wohl stimmen. Jedenfalls hält sich auch unser Kaiserhaus durchaus an die gesetzlichen Bestimmungen der fleisch- und fettlosen Tage.

Wir aber haben wieder aus all diesen Vorschriften und Beschränkungen die Lehre gezogen, daß nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Staate der Mensch und nicht der Besitz gilt. Wir nehmen in die Zeit nach dem Kriege die Erkenntnis mit, daß jeder unter Umständen darben muß mitten im Überfluß des Geldes, und daß der Arme genug bekommt, auch wenn sein Besitz gering ist. Rechnen wir dazu noch die ja leider für viele Leute ganz neue Erkenntnis, welch ein prachtvoller Kern in dem Volke steckt, das man das niedere zu nennen beliebte, so wird man nicht nur Wertschätzung, sondern Liebe und Dankbarkeit für diese Kreise empfinden. Denn mag die Gleichstellung, die wir durch die Karten für Lebensmittel erfahren, noch so bedeutend sein, wir alle, die zu den sogenannten höheren Schichten gehören, wissen ganz genau, daß sie doch noch härter ringen müssen als wir. Und wenn alles gleich wäre vom Tropfen Milch bis zum Korn Salz — die armen Volksklassen sind doch unter erschwerten Bedingungen in den Kampf gegangen. Unser Besitz an Kleidern und Schuhen, an Wäsche und Hausrat ist ein großer Vorsprung vor denen, die solche Stücke nur anschaffen, wenn die Not kommt. Wir brauchen da noch nicht einmal an die Lebensmittelvorräte zu denken, mit denen man sich — laut besonderer Ermahnung der Verwaltungen im ersten Kriegsjahr — „eindecken" sollte. Da die gepökelten Fleischwaren, die trokkenen Teigwaren, ja sogar der Reis damals noch nicht allzu teuer waren, so konnten Leute, die über einige hundert Mark verfügten, sich recht ausgiebig versehen, was den Armen doch schlechterdings wegen der Geld- und Wohnungsfrage unmöglich war. —

Jetzt freilich ist das Eindecken recht schwierig, um nicht zu sagen, unmöglich geworden, und außerdem nennt man es jetzt gar nicht mehr eindecken, sondern „hamstern", welches Wort einen recht häßlichen Beigeschmack hat, denn die Hamsterbauten mit ihren vielen Vorräten sind eben nur für den Hamster selbst bestimmt, er hat noch nie das geringste Bedürfnis gespürt, irgendeinem anderen Tier freiwillig auch nur ein Korn abzugeben. Wer was von ihm haben will, muß es ihm stehlen. Ich fürchte, der Menschen-Hamster, der mehr Schinken und Würste in seinen Schränken hat, als er in seinem Leben vorher verzehrt hat, besitzt eine fatale Ähnlichkeit mit dem Tier-Hamster. Wer etwas von ihm haben will, muß es ihm stehlen, und das kann dann andere unangenehme Verwicklungen geben.

Man sagt, wer Krieg führen will, muß einen gehörigen Schuß Optimismus im Blute haben, wie ein genialer Feldherr neben aller kühlen Ruhe und nüchternen Berechnung sein Teil Phantasie haben muß. Wir alle müssen diesen Optimismus haben für die dunklen Tage, die dieser Weltkrieg auch für uns trotz aller Siege bringt, wir müssen das Ziel sehen, dann schreckt der Weg uns weniger.

Wenn ich mir den Frieden und die Zeit nach dem Kriege betrachte, so brauche ich dazu Wahrscheinlichkeitsberechnung und Optimismus, die ich versuchen werde durch alle Vernunft, über die ich verfüge, in der guten und richtigen Bahn zu halten.

Ich weiß, daß es Schwarzmacher gibt, die behaupten, daß nach diesem Kriege unser Handel lahmgelegt werde. Ich kann das in diesem Umfange nicht glauben, und selbst in dem uns feindlichsten Lande, in England, erheben sich schon Stimmen gegen diese Anschauung. Es klingt so leicht und einfach: Keiner kauft bei den verwünschten Deutschen. — Wenn andere Völker die Waren, die Deutschland ausführte, besser und billiger lieferten, so wäre das möglich, wir haben aber nun einmal in bestimmten Waren einen Vorsprung, der nicht so bald einzuholen ist. Jeder Schlag gegen eines andern Volkes Handel ist ein Schlag gegen den eigenen Volkskörper. Es wird ein Kampf sein in den ersten Jahren, vielleicht für lange Jahre, aber Handel und Verkehr sind international, und auf die Dauer kann man ein tüchtiges Volk, das erstklassig liefert, nicht vom Weltmarkt verdrängen. Die Industrie in Deutschland muß Arbeit finden, schon um alle Schäden, die der Krieg verursachte, soviel wie möglich zu heilen. Eins haben wir aus diesem Kriege gesehen, und man darf ja auch wohl ausnahmsweise sich etwas rühmen: Wir sind ein Volk mit dem Sinn für straffe Ordnung, für Disziplin und Organisation. Unsere Leute räumen schon auf, wenn das Schlachtfeld noch blutig ist vom Kampf, die polnischen Sümpfe werden mit Knüppeldämmen durchfurcht, die Bevölkerung der besetzten Distrikte wird geimpft und gesäubert, Ostpreußen ersteht aus Schutt und Asche. Solch eine Tüchtigkeit muß sich auch über die Grenzen durchsetzen, sobald die Bollwerke sinken. Daß wir in der Not, auf uns und unsere Bundesgenossen gestellt, leben und in gewisser Beziehung sogar gedeihen können, haben wir ja genugsam gezeigt.

Also, ich sehe die Zeit nach dem Kriege „im goldenen Schein", würde mein Optimismus sagen, die Vernunft flüstert mir zu „silbern". — Gut, Silber ist mir genug.

Mein Optimismus zeigt mir da allerhand lockende Bilder. — Also, die Karten werden verschwinden, wenn nicht gleich, so doch in einiger Zeit. Man kann in die Läden gehen, ohne sich still und bescheiden an eine Kompagnie von wartenden Menschen gereiht zu haben, denen ein Schutzmann höchste Instanz war. — Nebenbei bemerkt, meine hohe Wertschätzung dieser Herren ist etwas geschwunden, sie waren kürzer angebunden, als nötig war und „hatten sich" schlimmer als kommandierende Generäle. Ich habe den Optimismus zu hoffen, daß der Frieden mir diese Wertschätzung zurückgibt. Auch die Ladnerinnen werden wieder höflicher sein und bei bescheidenen Ausstellungen das nicht mehr „eine Szene machen" benennen. Ich hoffe es wenigstens.

Ich hoffe, man kann im Frieden schon morgens früh ein wenig Butter aufstreichen. Bisweilen denke ich sogar an ein frisches Morgenbrötchen, aber das mag sein wie es will. Im Kriege schmeckte auch altes Brot mit Marmelade sehr gut. Wir haben gelernt mit Gewohnheiten zu brechen und das etwas Philiströse, das entschieden in uns Deutschen liegt, zu zerreißen. Und auch das wollen wir als Errungenschaft mit in das neue Leben, das Leben nach dem Kriege nehmen.

Wenn wir auch nicht an eine wirtschaftliche Niederringung Deutschlands glauben, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir einer Kampfzeit entgegengehen. Es sind zu viele unersetzliche Werte verloren gegangen, der Wohlstand Europas, ja vielleicht der ganzen Welt mit Ausnahme von Amerika ist gesunken. Milliarden liegen am Grunde des Meeres, Milliarden sind in die Luft geflogen, wie Dampf und Rauch vergangen, aber ihr Weg ging durch blühendes Leben. Es sanken starke Arbeitskräfte, es löschte ein gutes Teil der feinen Intelligenz aus, in die neben treuester Liebe auch ein großer Teil unseres Nationalvermögens gesenkt war. Die Hände unserer Feinde sind leerer noch. Zum Handel gehört aber Geld, und so sind die Schranken uns zunächst eng gezogen.

Man hat so oft den Überfluß verurteilt. Wozu? Ja, aber Überfluß ist Segen für die Allgemeinheit. Er erleichtert besonders das Leben derer, die in freien Berufen den Menschen das Schöne schaffen, nach dem sich doch jeder sehnt. Wir werden zunächst von diesem Überfluß nichts haben, oder doch nur wenig, und wenn einzelne Berufsklassen leiden, so leiden alle anderen mit, die Handwerker, wie die Krämer, die Gärtner, wie die Architekten und die Hauswirte. Es gibt im Staate nichts Einzelnes, keinen, der sich ganz ausschließen könnte und sagen: Was geht es mich an? Wir alle kämpfen jetzt und müssen nach dem Kriege zunächst weiterkämpfen, in freier, ungebundener Weise, aber nicht minder hart.

Das Wirtschaftsleben nach dem Kriege, auch nach dem bis zum Schlusse siegreichen, den wir erhoffen und erwarten, wird belastet sein mit einer Kette von Verpflichtungen, denen wir uns weder entziehen können, noch wollen. Es sind nicht nur Scharen von deutschen Männern in den Tod gegangen, deren Hinterbliebene versorgt werden müssen mit Kapital und nutzbringender Arbeit, es werden Tausende mit verminderter Erwerbsfähigkeit kommen, deren gesunde Arme nicht mehr ihr Kapital sind. Der Staat wird für sie sorgen, aber das stolze Wort: L'État — c'est moi können wir in diesem Falle von uns allen sagen. Der Staat kann diese Riesen- und Ehrenaufgabe nur dann bewältigen, wenn er sich auf uns stützen kann. Wir müssen also in direkten und indirekten Steuern, in Abgaben allerart zunächst helfen, die Geldsummen zu schaffen für diese und viele andere Verpflichtungen. Das jetzige Geschlecht wird es nicht leicht haben. Wir Deutschen sind ein Volk des Fleißes, der Tatkraft, wir schaffen mit Lust. Viel von dem, was in künftigen Jahren erarbeitet wird, kann nicht in unseren Händen bleiben. Wir müssen solchen Abgaben schon jetzt fest und gelassen ins Auge sehen. Die Steuersätze der Friedenszeit, über die schon des Murrens genug erscholl, werden sobald nicht wieder kommen. Es soll doch unser Stolz sein, das Vaterland dastehen zu sehen, einem festen Hause gleich, dessen Vorstand jeglicher Verpflichtung nachkommt. Wir dürfen nicht flicken, sondern wir müssen bauen. — Wir müssen haben eine starke Flotte, ein starkes Heer, feste Grenzen und freie Fahrt über die Grenzen, ob die nun von Wasser sind oder aus Land gebildet. Jedes Haus, das selbst vor Mangel geschützt ist, muß helfen, daß Deutschland fest und stark stehe unter den Völkern.

Auch mit dem größten Optimismus dürfen wir nicht hoffen, daß mit dem Ende des Krieges oder bald darauf die Preise der Lebensmittel wieder so werden, wie vor dem Kriege. Die Ein- und Ausfuhr wird zunächst gering sein, die Produktion mancher Lebensmittel im Inlande wird sich nur langsam heben. Und alles, was knapp ist, aber begehrt wird, schnellt mit dem Preise in die Höhe. Das ist eine alte Wahrheit, deren Richtigkeit uns dieser Krieg wieder bewiesen hat.

Wir können Gott danken, daß wir die notwendigsten Lebensmittel im eignen Lande hervorbringen, und wir und unsere Nachkommen dürfen, bis jener vom Herrscher aller Reußen vor Jahren so liebevoll vorgeschlagene ewige Frieden einmal Ereignis wird, nie von dem Grundsatz abgehen, daß Deutschland im Zustand einer wohl verproviantierten Festung bleiben muß, und das kann nur der genügend große Acker und die für das Vieh ausreichende Wiesenfläche in dieser Riesenzitadelle schaffen. Den Industriestaat kann sich unser Land vorläufig nicht leisten, und es kann nichts schaden, daß auch die Sozialdemokraten nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gesehen haben, daß Deutschland trotz aller Siege längst verloren wäre, wenn es den Industriestaat etwa in dem Umfange hätte, den England aufweist und den sie ersehnten. Wir nehmen also in die Friedenszeit die Wertschätzung der sorglichen Bodenverwertung hinein und werden diese Wertschätzung wohl noch längere Zeit mit der Tat zu beweisen haben. Auch wenn wir, wie schon gesagt, den Ausschluß Deutschlands vom Handel der Völker für ganz unmöglich halten, so werden uns doch ausländische Waren zunächst fehlen und dann noch längere Zeit sehr spärlich zufließen. Für Luxus-Genußmittel wäre das weniger bedauerlich, obgleich manche von ihnen, wie z. B. Kaviar, zugleich einen bedeutenden Nährwert besitzen, aber an Reis, besonders an die besseren Javasorten, an Kaffee, Tee, Zimt und andere Gewürze hatten wir uns in Friedenszeiten gewöhnt, und sie werden noch längere Zeit selten und teuer sein. Unsere Wirtschaftsführung wird also nach Friedensschluß zunächst noch einförmig bleiben müssen, nicht aus Sparsamkeit, sondern aus Mangel an der Ware selbst. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Nahrungsmittel, die bisher unsere Bundesgenossen lieferten — es sind das ganz besonders Hülsenfrüchte, getrocknetes Obst, Eier u. dergl. — zunächst noch nicht wieder so reichlich ausgeführt werden können, selbst wenn das Kriegsheer heimgekehrt sein wird.

Die deutschen Frauen, die in diesem Kriege gelernt haben, auch unter erschwerenden Verhältnissen zu wirtschaften und Abwechslung in den Küchenzettel zu bringen, werden diese Kunst weiter in Anwendung bringen müssen. Die Haushaltsform der Großmutter ist heute wieder hoch in Ehren und muß es noch eine Weile bleiben. Die notwendige Streckung der Seife bringt das alte, viel belächelte Bükefaß mit seiner Lauge aus Buchenasche wieder ans Tageslicht und in Tätigkeit, wir entknoten wieder die Bindfäden und glätten Einwickelpapier zu neuem Gebrauch. Auf den Feldern weht wieder der blaue Flachs, denn Baumwolle ist selten geworden. Die Nähfaden und das Gummiband teilen dasselbe Schicksal, die Nähstube nach dem Kriege wird noch lange jeden Rest Garn, jeden Flicken Zeug achtungsvoll behandeln und vorhandene Sachen länger ausbessern, als es letzthin üblich war.

Es konnte in früheren Zeiten richtiger sein, ein gebrauchtes Wäschestück nicht mehr zu flicken, weil der Stoff billig und die Zeit kostbar war. Nicht nur in der Kriegszeit, sondern auch darüber hinaus muß bei dem hohen Preise aller Webwaren, solange wie es möglich ist, alles wieder und wieder ausgebessert werden.

Unsere Gärten, die Villen und Häuser umgaben, waren vielfach zu reinen Ziergärten geworden. Die Küchengärten der guten alten Zeit waren verschwunden. Der Krieg, der den teuren Boden des Heimatlandes verteidigt, hat uns den Wert der Erde und ihrer Erträge erneut gezeigt. „Und Saat zu Nutz den Menschen!" Nun gehört freilich zu Saat zu Nutz den Menschen mehr als der Same und eine graue Masse, die wie Erde aussieht. Es wurde auch da gerade in unsern Großstädten oft in rührender Unkenntnis mehr vergeudet als geerntet. Aber das Interesse am Boden wuchs, die Schule übernahm die Unterweisung, wie auch armes Land zum Anbau vorbereitet werden konnte. In kleinen Gärten wurden statt Ziersträuchern Beerenfrüchte gepflanzt, Tomaten wurden gezogen und sogar auf Balkonen allerlei Küchenkräuter gesät und stellenweise auch geerntet. Wie ist unser Blick für die Schönheit des reifenden Feldes, der Heu verheißenden Wiese ein so anderer geworden, seit wir wieder mehr gelernt haben, um den Segen der Flur zu bitten.

Zu solchen kleinen Hilfen, die vereint ein Großes bilden, gehört auch die Kleintierzucht, die, früher allgemeiner Brauch, jetzt immer mehr im Schwinden war. Ich will hier nur an das Wort eines bedeutenden Landwirts erinnern: „Hühnerzucht im kleinen lohnt sich immer, im großen ist der Nutzen ohne gründliche Kenntnisse zweifelhaft." Dasselbe gilt für die Imkerei auf dem Lande. Wir müssen auch lernen, unsere ganz ungerechtfertigte Abneigung gegen einzelne Fleischarten abzulegen, ganz besonders gegen Kaninchenfleisch, das als Volksnahrung viel mehr gewürdigt werden müßte. Ob die Hausschlachtungen größerer Tiere, z. B. der Schweine, wieder den Umfang früherer Jahre annehmen werden, wie es fast den Anschein hat, kann genau erst die Zukunft bestimmen. Jedenfalls hat diese Zeit eine in vielen Fällen fast krankhafte Sehnsucht nach Dauerware im Haushalt erzeugt, die ja nur der alte, treue Freund der Deutschen, „der Goldborstige", stillen kann. Aber vielleicht geht diese Sehnsucht wie so viele andere Träume vorüber, wenn uns erst aus den Läden die rechtmäßig zu erwerbende Dauerware wieder entgegenlacht. Die in den letzten Jahren so beliebt gewordene Abendspeise, das einfache und doch so kostbare belegte Butterbrot, wird auch nach dem Kriege nicht so bald erscheinen, wir müssen die kriegsgemäßen Abendbrote noch eine Weile fortsetzen. Suppen sind auch ein gut Ding, und es ist ein altes gutes Preußenwort, das sich damals gegen Kaffee und Tee richtete: „Seine Majestät der König sind mit Suppen erzogen worden!" Es gibt ja auch feine Suppen für große Geldbeutel.

Der Verbrauch der geistigen Getränke ist durch den Krieg bedeutend eingeschränkt worden, besonders gilt das für Bier und Alkohol, die teuer wurden und spärlich. Der Wein, soweit es sich nicht um Auslandsmarken handelt, ist fast zu alten Preisen zu haben. Wir werden auch nach dem Kriege zum Nutzen unserer Weinbauern zunächst bei den heimischen Marken bleiben. Wie weit das auch bei Schaumwein dauernd geschieht, hängt nicht nur von uns, sondern auch von der Haltung und den Verträgen unserer jetzigen Feinde ab. Soviel aber kann man heute schon sagen: Sollten wir das bekannte Wort umändern müssen und sagen: Ein rechter deutscher Mann kann keinen Franzen leiden, auch seine Weine trinkt er nicht! so würden wir nichts Schlechtes zu trinken haben; deutsche Weine, auch die Schaumweine, halten den Wettbewerb aus.

Von den Weinen ist nur noch ein Schritt zur Geselligkeit, die sich der Deutsche ja nun einmal nicht gänzlich trocken vorzustellen vermag.

Die Geselligkeit der Friedensjahre — ja, das ist eigentlich ein böses Kapitel, und wenn irgendwo, so waren wir da in ein gefährliches Fahrwasser geraten, gefährlich wegen der fast gesetzmäßigen Gleichförmigkeit, die sich durchgesetzt hatte, und in deren Fesseln man stand. Man machte Karriere nicht nur durch Talent und Fleiß, sondern auch durch ein großes Haus. Einer steigerte den andern, und auch die machten mit, die es nicht konnten, nur damit niemand sah, daß sie eigentlich gar nicht in der Lage waren, Gesellschaften zu geben, die Hunderte kosteten. Hand aufs Herz — es war doch oft noch recht langweilig obendrein! Der Krieg hat diesem Wesen ein Ende gemacht. Soweit es Unwesen war, möge es verschwinden für ewige Zeit. Das Aufleben lohnt nicht. Die edle Geselligkeit aber, die jetzt während der Kriegszeit verschüttet wurde, diese Pflegerin und Hegerin der Kunst und der Freundschaft, sie wird erstehen, auch wenn sie nach dem Kriege noch eine Zeitlang harrend vor unserer Pforte stehen muß. Wir haben die Nichtigkeit des großen Verkehrs, die Wichtigkeit der treuen Freundschaft zu tief in diesen schweren Tagen erfahren, um nicht die Freunde, sobald es geht, wieder um unsern Tisch zu versammeln „zum lecker bereiteten Mahle" — denn das kann es sein, auch wenn nur ein Hauptgang die Gäste bewirtet. Und wäre es der berühmte Kalbsbraten, der oft lächelnd verspottete. Jetzt, wo man kaum noch weiß, wie ein großer Braten aussieht, kann man sich eine Festtafel so gut mit diesem Hauptstück ausmalen, und wir müßten ja nicht deutsche Frauen sein, wenn wir die kleinen Zierlichkeiten des Tisches und der Bewirtung nicht anzufügen wüßten. Zu diesen Zusammenkünften mit den Freunden werden wir, sobald die Vorräte steigen, auch die Hausbesuche zählen, die jetzt so erschwert sind und die jeder glückliche Haushalt, der klar und offen daliegt, doch so gern sieht und nicht entbehren möchte.

Es treten auch in dieser großen Zeit bei uns allen noch viele Mängel und Schwächen zutage. Daneben aber geht ein Strom von Güte von Haus zu Haus, von Herz zu Herz, ein gegenseitiges Aushelfen, ein verständnisvolles Geben über alle Stände hinweg. Es wird eine Aufgabe der Friedensjahre sein, unsere Dankbarkeit für solche Hilfe zu beweisen, indem wir persönlicher, von Mensch zu Mensch, Teilnahme geben, Hilfe spenden. Hüter, ist der Tag noch fern? Schon ergrünt es auf den Weiden. — Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende. Nach Meeres Sausen und Windes Brausen leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.



## St. Quentin. Von Karl von Berlepsch.

In unsern alten Städten
Wie ist's so lieb und traut!
Man möchte knien und beten
Erhoben und erbaut.

Im Schatten der Abteien
In Gäßchen, eng und krumm,
Da gehn wie Priesterweihen
Des Volkes Geister um.

Da liegt, von tausend Jahren
Behütet und bewahrt
Vor Kriegen und Gefahren
Die liebe deutsche Art. —

Wie werden Frankreichs Heere
Einst bitterlich bekehrt,
Daß sie um ihre Ehre
Das eigne Land entehrt.

Da wird ihr töricht Prahlen
Wohl schweigen und vergehn.
Am Grab der Kathedralen
Wird Frankreich weinend stehn.

Kein Sieg kann wiedergeben,
Was sie nun wutbetört
Von ihres Volkes Leben
Für ew'ge Zeit zerstört! —

Mein Deutschland, schau und lerne
Der harten Zeiten Spruch:
Greif nicht in leere Ferne
Und sei dir selbst genug!

Hältst du nur klar den Bronnen,
Drin deine Seele liegt,
So hast du viel gewonnen,
So hast du reich gesiegt!



Deutsche Offiziere untersuchen eroberte russische Geschützrohre. Phot. Eiko-Film.

## Ungenützte Millionen. Von Dr. Ludwig Staby.

Die Kriegszeit hat tief eingreifende Veränderungen auf vielen Gebieten hervorgerufen, die an sich mit dem Krieg und der Kriegführung nichts zu tun haben und die vielfach auch heute noch unberührt geblieben wären, wenn der jetzige Krieg nicht nur ein gigantischer Kampf in militärischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung wäre. Auf allen möglichen Gebieten sind neue Quellen gefunden und erschlossen worden, um uns die Stoffe oder doch wenigstens Ersatz für solche zu liefern, die wir aus dem Auslande nicht mehr erhalten können, und überall steht die Frage an erster Stelle, was läßt sich aus dieser oder jener Materie, die bisher mißachtet wurde und ungenützt blieb, noch gewinnen. — Von dieser alles bewegenden Frage ausgehend, ist jetzt auch ein Problem energisch in Angriff genommen worden, das zwar schon lange bekannt war, aber immer wieder liegen gelassen wurde, das Problem nämlich, die in großen Gemeinwesen, also in den Städten, besonders den Großstädten täglich in großen Mengen sich ansammelnden Abfälle nach Möglichkeit in jeder Richtung hin zu verwerten. Die Haushaltungen sind bekanntlich durch behördliche Verordnungen dazu verpflichtet worden, die Küchenabfälle, also organische Substanzen von den anorganischen, wie Asche, Papier, Scherben usw. zu trennen und getrennt aufzuheben, so daß die ersteren gesammelt und zur Ernährung von Vieh, besonders von Schweinen verwendet werden können. Diese Verordnungen haben große Erfolge gehabt, dahingegen haben andere Abfälle der Stadt, die Abwässer, noch lange nicht die Verwertung gefunden, die sie verdienen.

Bekanntlich enthalten diese Abfallstoffe einen starken Prozentsatz organischer und mineralischer Substanzen, deren Wert für die Landwirtschaft und Technik bisher nicht überall genügend gewürdigt und namentlich von den Bewohnern der größeren Städte geradezu mit Nichtachtung behandelt worden ist. Die letzteren haben, mit geringen Ausnahmen, überhaupt nicht daran gedacht, die Fäkalien zu irgend jemandes Nutzen zu verwerten, sondern waren lediglich darauf bedacht, diese Stoffe auf die billigste und bequemste Art durch Abschwemmung in unsere Flüsse abzustoßen. Daß durch diese Politik unsere Landwirtschaft arg geschädigt wird, die den nötigen Stickstoff für teures Geld im Auslande kaufen muß, wird besonders in dieser Kriegszeit doppelt hart empfunden, wo allgemeine Klage

über Mangel an Dünger herrscht. Daß ferner das jetzige Kanalisationssystem unsere Flüsse so total verunreinigt, daß man kaum noch den Mut hat, das Wasser zum Baden zu benutzen und daß unsere Fischerei auf diesem Wege mit der Zeit todsicher dem Ruin zugeführt wird, kann jeder Anwohner der Großstadtflüsse bestätigen. Wer das von Zeit zu Zeit einsetzende Fischsterben in der Elbe oder den Untergang der früher so blühenden Krebszucht in den mecklenburgischen Seen mit erlebt hat, kann es nicht verstehen, daß die Behörden diesen Mißbrauch, der heute mit den Abwässern getrieben wird, so gleichmütig und ohne die schärfsten Gegenmaßregeln mit angesehen haben.

Manche Städte, z. B. Berlin, leiten die Abwässer durch ein großes, weitverzweigtes Kanalisationssystem nach weit außerhalb der Peripherie gelegenen Ländereien, die mit dem Abwasser berieselt werden, worauf dann das durch Drainierung gereinigte Wasser abgeleitet wird. Bei dieser Rieselfelderwirtschaft wird allerdings der Dungwert der Abwässer möglichst ausgenutzt, aber das System verlangt lockeren, sandigen Boden und auch der wird im Laufe der Zeit durch die Ablagerung der Schlammassen undurchlässig und in seiner Ertragfähigkeit dadurch bedeutend herabgesetzt. Außerdem werden aber bei der Berieselung nur die Düngerstoffe verwertet, alles andere, besonders das Fett, bleibt ungenutzt. Andere Städte wiederum leiten die Abwässer in große Schlamm- und Klärbassins, in denen sich die festen Bestandteile absetzen, während das überschüssige Wasser zur Berieselung verwendet wird. Diese Art der Berieselung ist die rationellste, denn bei ihr lassen sich alle Bestandteile des Wassers sowohl wie des Klärschlammes verwerten, und sie wird desbalb auch in der neuesten Zeit allen anderen mit Recht vorgezogen.

Fragen wir uns nun, welche Nutzungswerte in den Abwässern enthalten sind, so finden wir in dem Wasser selbst als hauptsächlichste nutzbare Substanzen Kalisalze, Phosphate und Stickstoffverbindungen. Es würde sich aber nicht lohnen, diese Stoffe aus dem Wasser abzuscheiden, dazu sind sie darin in zu geringer Menge vorhanden und daher ist es das rationellste, dieses Wasser lediglich zur Düngung der Felder zu benutzen.

Welche Werte aus den städtischen Abwässern gewonnen werden können, wollen wir an dem Beispiel der Stadt Elberfeld-Barmen erläutern. Die Kläranlagen dieser Doppelstadt ergeben täglich 250 Kubikmeter nassen Klärschlamm. Hieraus können täglich gewonnen werden 3500 Kilo oder 70 Zentner Rohfett und 16500 Kilo oder 230 Zentner Trockenschlamm als Dünger mit drei Prozent Stickstoff. In einem Jahr würden also die Kläranlagen 1277500 Kilo oder 25500 Zentner Rohfett und 6022500 Kilo oder 120450 Zentner Stickstoffdünger liefern können. Wenn man das Rohfett nur mit 15 ℳ für den Zentner und den Dünger mit 1 ℳ den Zentner bewertete, dann würden für Fett 383250 ℳ und für Dünger 120450 ℳ, also im ganzen 503700 ℳ erzielt werden.

Nach dieser Verwertungstabelle ist nun der Gesamtwert, der aus den Abwässern aller großen Städte Deutschlands gewonnen werden könnte, berechnet worden, und diese Berechnung hat ergeben, daß für 58 Millionen Mark Fett und für 39 Millionen Mark Stickstoffdünger herausgewirtschaftet werden könnte. Wenn aber der entfettete Klärschlamm, anstatt unmittelbar als Dünger verbraucht zu werden, noch zur Bereitung von Gas aufgearbeitet wird, dann können aus ihm für 28 Millionen Mark Gas und für 34 Millionen Mark Ammoniumsulfat gewonnen werden. Das sind gewaltige Zahlen, die einen ungeheuren Nationalwert darstellen und für unsere Volkswirtschaft und unser Nationalvermögen ganz außerordentlich ins Gewicht fallen.

Angesichts dieser großen Werte drängt sich unwillkürlich die Frage auf, weshalb denn diese kostbaren Schätze nicht längst gehoben worden sind, und da müssen wir antworten, das hat darin seinen Grund, daß bis vor kurzer Zeit noch keine Methoden bekannt waren, um die Ausnutzung der Abwässer einfach und gewinnbringend durchführen zu können. Unter dieser Rentabilität soll aber nicht etwa ein Verdienst der betreffenden Stadt verstanden werden, denn ein solcher braucht nicht in Betracht zu kommen, es genügt vollauf, wenn die Erträgnisse des Unternehmens die Kosten decken, damit die Stadt keine jährliche Zubuße zu leisten hat. Die Hauptschwierigkeit, ein derartiges Ergebnis zu erreichen, liegt in der Beschaffenheit des Klärschlamms. Ein Kubikmeter Abwasser enthält ungefähr vier Liter Schlamm, aber dieser hat noch einen Wassergehalt von durchschnittlich 93 Prozent, und dieser Wassergehalt ist das große Hindernis, da mit einem so wasserhaltigen Schlamm nicht zu arbeiten ist. Man hat versucht, dem Schlamm durch Trocknung den größten Teil des Wassers zu entziehen, das geht ohne Zweifel, aber das kostet eine solche Menge Brennmaterial, daß diese Trocknung außerordentliche Lasten, die durch die Verwertung nicht gedeckt werden können, mit sich bringt. Infolgedessen hat man diese Methode, die zuerst im Jahre 1898 von der Stadt Cassel praktisch durchgeführt worden ist, fallen lassen müssen. Dann versuchte man anderen Ortes, den Schlamm in großen Pressen vom Wasser zu befreien, was aber nur möglich war, wenn ihm andere feste Stoffe zugesetzt wurden. Aber auch dieser Weg war nicht empfehlenswert, und es wurde erst ein besseres Verfahren gefunden, als man vor wenigen Jahren gewaltige Zentrifugen baute, die selbsttätig und pausenlos ohne große Betriebskosten arbeiteten. Durch die Schleuderkraft dieser Maschinen wurden Wasser und feste Bestandteile getrennt, und zwar derart, daß der aus dem Klärbecken in die Zentrifuge gebrachte Schlamm, der 70 Prozent aller festen Bestandteile des Abwassers enthielt, hier in eine Masse verwandelt wurde, die schon zu 25 Prozent aus Trockenmasse bestand; der ursprüngliche Rohschlamm hatte also ungefähr 25 Prozent seines Wassers verloren. Dieser aus den Zentrifugen kommende Schlamm ist schon eine ziemlich feste Masse, die auf die Felder als Dünger gefahren werden kann. Da er aber erst zu einem Viertel seines Volumens aus Trockenmasse bestand, eignete er sich noch nicht für die Weiterverarbeitung, und es galt daher, ihn noch weiter zu entwässern, bis er 65—70 Prozent Trockensubstanz aufwies, also eine feste, versandfähige Masse wurde.

Diese Aufgabe ist durch neue Apparate und Verfahren vollständig gelöst worden, so daß wir heute imstande sind, durch das Zusammenarbeiten von Klärbecken, Schlamm-Zentrifuge, chemische Behandlung und automatische Weiterentwässerung aus dem durchschnittlich 6 Prozent Trockenmasse enthaltenden Schlamm ein Material zu erhalten, das höchstens 40 Prozent Wasser, also 60 Prozent und darüber Trockensubstanz aufweist. Der Prozeß geht auch ziemlich schnell, da er nur ungefähr drei Stunden Zeit erfordert. Das Produkt, das durch diese Behandlungsreihe den größten Teil des ihm anhaftenden Geruchs verloren hat, ist eine feste Masse, die ohne weiteres in Wagen, Schiff oder Eisenbahn verfrachtet werden kann, um als Düngemittel ins Land zu gehen oder als Material bestimmten Fabriken zugeführt zu werden, die sich mit der weiteren Verarbeitung befassen. In diesen Fabriken wird durch chemische Verfahren und Destillation aus diesem Halbfabrikat das Fett gewonnen, und dann wird die entfettete Masse immer noch als Dünger verwendet, wenn sie nicht in besonderen Anlagen der Vergasung unterworfen wird, wobei als Hauptprodukt Leuchtgas und Wassergas und als Nebenprodukte Teer und Ammoniak erzeugt werden. Außerdem kann aber der entfettete Trockenschlamm selbst auch als Heizmaterial dienen, er wird ähnlich wie Braunkohle zu Briketts gepreßt, die einen ziemlich hohen Heizwert haben.

Wo sich derartige Fabriken, wie Fettabscheidungsanlagen und Vergasungsanstalten in erreichbarer Nähe befinden, tun die Städte am besten, diesen ihren Trockenschlamm zuzuführen, da sich eigene Anlagen zur Weiterverarbeitung nur bei großen Städten lohnen würden. Man hat berechnet, daß erst für eine Stadt mit 25000 Einwohnern eine derartige Eigenanlage rentabel sein würde. Diese Rentabilität wächst natürlich mit der Größe der Stadt und erreicht bei unseren Großstädten mit einer Million Einwohnern und mehr ihren Höhepunkt; für Berlin würde also eine derartige Anlage sich am besten rentieren. Trotzdem sollen aber auch die kleineren Städte ihre Abwässer nicht ungenutzt lassen, eine Verarbeitung zu dem Halbfabrikat des Trockenschlammes ist schon bei einer Einwohnerschaft von 60000 durchführbar und wo auch diese Zahl nicht erreicht wird, können sich leicht verschiedene benachbarte Gemeinden zu einer Anlage der Schlammklärung und Trocknung zusammenschließen. In unserer jetzigen Zeit muß eben überall der Grundsatz durchgeführt werden, daß nichts verloren gehen darf, was noch irgendwie verwendbar ist.

Bei der Fettknappheit unserer Zeit, unter der wir ja alle leiden, ist dieser gewaltige Zuwachs von Fett, das auf diese Weise gewonnen werden kann und der im Höchstfalle vier Millionen Zentner für Deutschland ausmachen würde, in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn auch das durch die chemische Behandlung erhaltene Fett absolut rein ist, so soll es natürlich in keinem Falle als Nahrungsfett dienen, aber es soll in Industrie und Technik alles zur Nahrung taugliche Fett ersetzen. Es kann in bedeutenden Mengen zur Herstellung von Seifen und Lichtern und als Schmiermittel, von denen große Massen nötig sind, verwendet werden. Dann ist es nicht mehr nötig, zu diesen Materialien Fett zu gebrauchen, das zur Nahrung dienen kann, wie es bisher leider der Fall gewesen ist. Dann kann jedes Pfund Nahrungsfett, sei es nun pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, auch zur Ernährung des Menschen verbraucht werden, und dann wird die Fettnot ihr Ende finden. Dazu kommt noch die gewaltige Masse von Stickstoffdünger, die bis zu 40 Millionen Zentner betragen könnte und den unsere Landwirtschaft so dringend nötig hat bei der fehlenden Einfuhr. Es liegt also nicht nur im Interesse der Volkswirtschaft und der Volkshygiene, die Abwässer der Städte zu verwerten und die bisher vernachlässigten Millionenschätze zu heben, sondern ebenso im Interesse der Volksernährung und Volkswohlfahrt. Eine große Aufgabe harrt der Städte, aber es ist sicher, daß diese Aufgabe dank der deutschen Tatkraft, Technik und Wissenschaft gelöst werden wird.



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

22. August 1917: Angriff nördlich Ypern bei St. Julien und bei Lens. Kämpfe bei Verdun im Avocourt-Walde, an Höhe 304, sowie beim Forges-Grund; Samogneux verloren. — Gefechte bei Riga, Dünaburg, Tarnopol, am Zbrucz und südlich des Trotus-Tales. — In der 11. Isonzoschlacht sehr schwere Kämpfe.

23. August: Große Angriffe zwischen Langemarck und Hollebeke sowie bei Lens. St. Quentin lebhaft beschossen. Kämpfe beiderseits der Straße Vacherauville—Beaumont. — Luftangriff auf Margate, Ramsgate und Dover. — Am Isonzo heftige Kämpfe besonders an den Flügeln, bei Auzza und auf dem Karst.

24. August: Angriffe bei Westhoek und Lens. Gesteigerte Kämpfe bei Avocourt, Höhe 304, Beaumont und im Fosses-Walde. — Vorstöße bei Soveja und im Susita-Tal. Erfolg westlich von Corbul am Sereth. — Am Isonzo besonders heftige Kämpfe bei Vrh und zwischen Wippach und Meer.

25. August: Bei Ypern lebhafte Artilleriekämpfe und Infanteriegefechte. Angriffe bei Lens und St. Quentin. Kämpfe am Forges-Bach und bei Höhe 344. — Angriffe gegen den Monte Gabriele. Auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist die Linie zurückgenommen.

26. August: Lebhafte Kämpfe westlich Le Catelet und bei St. Quentin. Angriffe gegen Höhe 344 und bei Beaumont. — Rege Feuertätigkeit bei Dünaburg, Baranowitschi, Tarnopol und am Zbrucz. — Schwere Kämpfe am Mont Gabriele. Der Monte Santo aufgegeben. Gefechte auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist.

27. August: Heftige Vorstöße vom La Bassée-Kanal bis Lens. Gefechte im Vorfeld von Catelet. Erbitterte Kämpfe bei Beaumont, sowie im Fosses- und Chaume-Walde. — Kämpfe auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist, besonders östlich Auzza und auf dem Monte San Gabriele.

28. August: Starker Angriff an der Straße Ypern—Menin sowie zwischen Langemarck und der Bahn Roulers—Ypern. Vorstoß am Chemin-des-Dames. Erfolg bei Beaumont. — Delzok-Höhe und Dorf Dojan erstürmt. — Neue Kämpfe auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist.

29. August: Artilleriekampf zwischen Langemarck und Hollebeke. — Beiderseits des Ojtoz-Tales Höhenstellungen gestürmt. Angriff nördlich Grozesci sowie zwischen Casinu- und Putna-Tal. Zu beiden Seiten des Susita-Tales Erfolge. — Sehr heftige Kämpfe auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist.

30. August: Vorstöße nordöstlich Wieltje und südöstlich Cerny. Noviant-aux-Prés beschossen. Erfolg nordwestlich Focsani erweitert; Iresti erobert. Heftige Angriffe nördlich Munoslul. — Feuertätigkeit südwestlich des Dojran-Sees. — Am Isonzo Kämpfe von höchster Erbitterung, besonders auf dem Monte San Gabriele und bei San Marco.

31. August: Erfolg südwestlich Le Catelet. St. Quentin beschossen. Vor Verdun starker Artilleriekampf. — Vorstöße bei Illuxt und am Narocz-See. Erfolg bei Skala am Zbrucz. — Triest wieder von Fliegern angegriffen. Heftige Kämpfe bei Podlesce, Madoni, Britof und am Monte San Gabriele.

1. September: Angriffe beim Gehöft Hurtebise am Chemin-des-Dames und am Winterberg. Erfolg am Rhein-Marne-Kanal. — Gefechte bei Illuxt, Tarnopol und Husiatyn. Erfolge nordwestlich Focsani und bei Maxineni. — Am Isonzo Kämpfe nördlich Kal, bei Madoni und bei Britof, besonders aber am Monte San Gabriele.

2. September: Gefechte bei La Fère und Allemant nordöstlich Soissons. Am Chemin-des-Dames das Gehöft Hurtebise verloren. — Erbitterte Gegenangriffe von Rumänen und Russen nordwestlich Focsani. — Bei Monastir starke französische Angriffe.

3. September: Erfolg am Gehöft Hurtebise. — Deutsche Divisionen überschreiten die Düna beiderseits Üxküll. Zwischen Susita- und Putna-Tal starke russisch-rumänische Angriffe. — Bei Bratindol nordwestlich Monastir Vorstöße der Franzosen, am Dobropolje der Serben.

4. September: Nachtangriff nordwestlich Lens. Kämpfe an der Straße Somme-Py—Souin. — Calais, Dünkirchen, Dover, Chatham, Sheerneß und Ramsgate mit Bomben beworfen. — Riga erobert. Fluchtartiger Rückzug der russischen 12. Armee. Angriffe bei Muncelul nordwestlich Focsani.



Korvettenkapitän Strasser, der Führer des Marine-Luftschiffgeschwaders, das in der Nacht vom 21. zum 22. August befestigte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft Lincoln sowie Bewachungsstreitkräfte an der englischen Küste mit gutem Erfolg angriff. Korvettenkapitän Strasser leitete schon früher einen Angriff auf die englische Küste.

# Bilder vom Vormarsch. Von Rolf Brandt.

Czernowitz, August 1917.

## In Podolien.

Der Abend weht kühl über das befreite Czernowitz. Der Tag lag mit einer heißen, blendenden Sonne über den Straßen und den grünen Höhen. Jetzt ist der Horizont von fernen Blitzen durchhellt, und leichter Wind geht über den Platz vor dem Schillerdenkmal. Die Dunkelheit legt sich tiefblau über die Büsche, und die Hänser verschwimmen im ungewissen Licht des südlichen Abends. Die Menschen, die in der lichtlosen Stadt über das helle Viereck der Steine gehen, sehen aus wie riesige, körperlose Schatten. Ein paar Soldaten kommen untergefaßt vom Rathausplatz her, sie singen halblaut in die Nacht ... Drum sein mir Landsleut, linguriſche Buabn ... Drum sein mir Landsleut, linguriſche Buabn. Auf einmal schlägt durch die sommerliche Stille der donnerartige Ton der Geschütze, der Lichtschein des Mündungsfeuers zuckt um die Wette mit den Blitzen über den Nachthimmel. Grell schlägt das Knallen der Maschinengewehre dazwischen. Die Russen machen Gegenangriff am Nordufer des Pruth. Das Feuer schwillt an. An manchem Fenster wird Licht; man ist ja so verzagt geworden nach dreimaliger Besetzung und Befreiung in Czernowitz. Die Geschütze brüllen auf, immer stärker hämmern die Gewehre — dann wird es plötzlich still. Kein Laut. Man hört den Nachtwind die Zweige der dunklen Büsche betasten.

Seit Wochen ist nicht so viel Stille um mich gewesen. Ich sehe in die freundliche Dunkelheit und zu dem heller und heller sich entfaltenden Goldschleier über den Türmen, und die Bilder, die das Auge nahm, ohne daß der Kopf sie gleich fassen konnte, steigen aus der Stille. Jeder Tag dieser letzten zwei Monate war voll bis zum Rand mit Eindrücken. Noch sah ich die erstarrten Hügelwellen der Dobrudscha, die heroische Einsamkeit ihrer Distelwälder und das Flügelschlagen der mächtigen Adler über den gesprungenen Flächen, noch kann die Erinnerung nicht fort von der goldenen Weite von Weizenfeldern in der Jelomnita, von wiegenden gelben Ährenmeeren, die nie aufzuhören schienen, wie die blaue See am Horizont Himmel und Erde vermählte; noch lag der Gedanke an das lebenshungrige Bukarest, das den Krieg nicht kennen will, und mit Musik und Blumen, einem Überfluß von Rosen und Lilien, die Nächte wie im Frieden schmückt, an Bukarest, das spielt und anmutig leidet, wie es immer gespielt und gefälscht und verzaubert hat, über den rauschenden Stunden, als die Nachricht von der russischen Offensive gegen Lemberg mich zurückrief. Am 19. Juli brachten dann unsere schweren Minenwerfer ihre furchtbare Antwort auf die russischen Angriffe: Zloczow zitterte unter dem Donner der deutschen Artillerie, der deutsche Durchbruch östlich Zloczow hatte begonnen. Ich sehe aus diesem Vormarsch gegen Tarnopol einen Abend in Jezierna, das am Tage vorher genommen war. Die breite Hauptstraße des langgedehnten Fleckens sah aus wie ein Panorama, auf dem man „den Rückzug" darstellen will. Kleine, verschmutzte Häuser mit zerbrochenen Scheiben, eingeschlagenen Türen, kugelzersiebten Wänden stehen längs der Straßen, vor ihnen liegt der letzte Rest ihrer kümmerlichen Einrichtung, und zwischen Hausrat und Lumpen, zerbrochenen Schemeln und zerhackten Tischen glänzen Granathülsen, braune russische Sturmhelme, die eine so merkwürdige Ähnlichkeit mit den Feuerwehrhelmen kleiner verträumter deutscher Städte haben, Gasmasken und Gewehrpatronen häufen sich dazwischen und Berge von Papier, Rechnungen, Soldbücher, Kompagnielisten, Depeschen und Aufrufe sind da nebeneinander. Es ist sicher, daß die russiche provisorische Regierung mehr mit Aufrufen als mit Artillerieunterstützung bei ihrer Armee arbeitet. Da ist das wehmütige Flehen des belgischen Volkes an das russische Volk: „Rettet euch, rettet uns! Da ist ein kleines Land, wo seit Jahrhunderten die Freiheit herrscht ... Der Arbeiter in diesem Lande lebte herrlich, gut gebildet und aufgeklärt wie er war."

Wie ein blutiger Hohn auf Belgien wirken die Sätze, auf Belgien, das die elendesten sozialen Bedingungen für den Arbeiter von ganz Europa hat. Wie ein Hohn wirken auch die phrasenhaften russischen Angriffsbefehle: „Vorwärts für den Frieden der ganzen Welt! Vorwärts für die Freiheit!" Ein ganzes Bündel liegt neben einem großen russischen Lastautomobil, das beim Rückzug in den Graben gedrängt und zurückgelassen wurde. Rote Kreuzwagen liegen zerbrochen daneben. Vom Bahnhof her weht Rauch und Qualm von den gesprengten Munitionsdepots über die Straße. Ein paar Häuser, in denen Vorräte lagerten, glimmen noch auf. Als die Dunkelheit zunimmt, gehe ich auf den kleinen Hügel, auf dem die russischen Flieger ihre Windbeobachtungsstation hatten. Ein Fliegergrab, zierlich umfriedet, liegt auf der schmalen Kuppe. Im Osten ist der Himmel dunkel von aufsteigendem Rauch, dort brennt Tarnopol. Aus dem braunen Dunst steigen Leuchtkugeln hoch, dort geht unsere Infanterie vor ...

Am andern Tage reite ich die Straße nach Tarnopol. Auf den Hügeln zur Rechten halten die Stäbe. Es sind Bilder wie aus den Anfangstagen, da der Krieg noch frisch und jung war. Das Generalkommando. Die Autos halten neben der viergeteilten Flagge, der Kommandierende hockt neben dem Telefonzelt, Ordonnanzoffiziere reiten heran. Die Division. Die Pferde stehen neben dem spitzen Divisionswimpel. Die Herren haben die Gläser vor den Augen und sehen in die klare Ferne. Unten in der Mulde vor Tarnopol und auf den Höhen im Norden und Süden brennt die Schlacht. Ich lasse die Pferde zurück und gehe durch die Buchweizenfelder zur Senke hinab. Deutlich erkennt man die Fenster der Häuser, tote Augen, kein Leben scheint sich zu rühren. Wuchtig heben sich die beiden Türme der Dominikanerkirche in den blauen Himmel, der schlanke, gotische Turm der Pfarrkirche leuchtet weithin. Über die tausend hellroten Blütensterne des Buchweizenfeldes wellt der Wind, als gäbe es keinen Schlachtenlärm und als sei das Bild der zerplatzenden Schrapnells, die nach den Maschinengewehren auf der Kirchturmkappe fassen, ein irrer Traum. Verwundete kommen mir entgegen. Sanitätsmannschaften gehen nach vorn. Da liegt einer im Buchweizenfeld, den kein Schlachtenlärm mehr erweckt. Über das braune Haar wehen die zarten, rotblassen Blüten, die sich immer und immer im Winde wiegen. „Die Bande schießt mit Minenrohren über die Brücke," sagt ein Mann, den es am rechten Arm erwischt hatte, „aber wir kriegen das Saunest doch!" In der Nacht zum 25. Juli, sechs Tage nach Beginn der Offensive, zog die Garde in Tarnopol ein. Elend und Not, jedes menschliche Leiden ging durch die Straßen. Aber der Abend verhing die Verwüstungen, seine sachten Hände zogen dunkle Schleier über die ausgebrannten Läden, die geplünderten Häuser, die leiddurchfurchten Mienen der Bewohner. Eine Gardekapelle spielte auf dem Ringplatz deutsche Lieder. „Die Wacht am Rhein" brauste über den Platz. Wer könnte wohl das Bild vergessen, wie die dichtgeknäulte Menge vor der Musik stand und plötzlich in Schluchzen, Schreien, Händeklatschen ausbrach. Ein paar armselige Lampions hingen — eine rührende Siegesbeleuchtung — vor ein paar Fenstern, ein paar Lichter brannten. Über den Türmen der Dominikanerkirche hing die Mondsichel, und über Trümmer und Leid schwang sich das deutsche Trutzlied empor wie ein Choral und riß die gebeugten Seelen mit zur Höhe.

⌘ ⌘ ⌘

## In der Bukowina.

Die südliche Sonne brennt auf den Maisfeldern. Ich gehe zur gestern von den Russen gesprengten großen Djnstr-Brücke bei Zaleszczyki am Djnstr-Knie. Tief zwischen den steilen Uferwänden strömt der Fluß. Drüben zwischen Aprikosengärten und Apfelbäumen liegt die kleine Stadt. Ein berauschend schöner Blick öffnet sich über das Djnstr-Tal, die grünen Ufer drüben auf der galizischen Seite und die weißen, starren Hänge auf dem Bukowina-Ufer. Unten schäumen helle Wellen über das zerfetzte Gitterwerk und die Eisenteile der gesprengten Brücken.

Ostwärts lärmt der Kampf. Von den Höhen sieht man in die ferne Schlacht, die weiße Schrapnellwolken in den ganz blaßblauen zitternden Himmel schleudert. Die Bauern arbeiten während des Lärms auf den Feldern, als ginge sie Schlacht und Artillerie nichts an. Die bunten Kopftücher der Garbenbinderinnen leuchten, ihre grellfarbig bestickten Blusen glänzen in der Sonne. Sie summen ihre ukrainischen Lieder, während neue Marschkolonnen in den hohen Maisfeldern verschwinden.

Die Nacht, in der Czernowitz fiel, sah ich wieder vor mir. Wir sitzen vor einem Bauernhaus auf der Höhe von Kotzmanu. Der volle Mond liegt weiß auf den raschelnden Maisfeldern. Die Büsche glänzen auf, wenn der Wind die Blätter bewegt. Die fernen Höhen zeichnen sich blau in den silbrigen Duft der Ferne. Man hört die Marschmusik und eine Trompete, die zum Aufbruch ruft. In den frühen Morgen fahren wir die große Straße. Kränze fliegen in das Auto und Feldblumensträuße; es sind die ersten deutschen Farben, die vorn am Wagen flattern, die die Leute nach vierzehn Monaten sehen. Türme heben sich hoch. Giebel glänzen. An den grünen Bergrücken geschmiegt zeigt sich Czernowitz in der leuchtenden Schönheit der Ferne. Kleine Flammen züngeln noch über die gesprengte Brücke. Wir staunen über die zerbogenen Eisenteile; sanft rauscht der wasserarme Pruth unter unseren Füßen. Ein kleiner Sprung, und wir stehen in Czernowitz ...

Nun ist das Fieber der Einzugsstunden vorüber. Stille liegt über der Stadt, die seit langem zum erstenmal ruhig schläft. Nur der Nachtwind rauscht in den Bäumen vor meinen Fenstern und rauscht Geschichten und Bilder vom großen deutschen Vormarsch im Sommer 1917.



# Der Schutzengel der Infanterie. Von Oberstleutnant O. Daenbruch.

Als zu Beginn des vorigen Jahres den Infanteriekämpfen an der Westfront das tagelang dauernde Artilleriefeuer aller Kaliber voranging, ergab sich für die Infanterietruppen die Schwierigkeit, daß das Feuer sie von jeder Verbindung mit anderen Waffen und mit der Führung abgeschnitten hatte. In dem durch unzählige Granatentrichter und Rauchwolken vollkommen aufgewühlten Gelände konnte weder der Verlauf der eigenen Infanterielinie festgestellt noch irgend eine Meldung nach hinten gegeben werden. Fernsprechleitungen und Kabel waren zerrissen und zerschossen, Meldegänger fielen im feindlichen Feuer oder kamen zu spät an, so daß die Infanterie in den vordersten Gräben tatsächlich verlassen dalag.



Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers: Geländeabschnitt an der Westfront. Die Zickzacklinien sind Gräben, in denen feindliche Reserven als Punkte erkennbar sind. Das ganze Gelände ist von den Einschlägen unzähliger Geschosse wie mit Narben übersät.

Aus dieser doppelten Notwendigkeit heraus, die Truppen und die Führung gegenseitig mit Nachrichten zu versehen, entstand der Plan, die Flieger hierfür einzusetzen. Diese Aufgabe bot für die Fliegerei eine Menge Schwierigkeiten. Während sonst die Flieger ihre Beobachtungsflüge in mehreren tausend Metern Höhe erledigten und nur auf Augenblicke in eine Höhe unter tausend Meter hinunterstiegen, ergab sich hier als erste Notwendigkeit ein Flug in ganz geringer Höhe. Denn der Flieger mußte so tief hinuntergehen, daß er deutlich erkennen konnte, ob die Besatzung der Gräben eigene oder feindliche Truppen waren. Dies bedeutete also eine Flughöhe, die zwischen fünfzig und dreihundert Metern über dem Erdboden lag. Damit geriet das Flugzeug in die Zone der Geschoßböen der gegenseitig feuernden Artillerie und in den Wirkungsbereich der auf der Erde explodierenden schweren Minen und Granaten. Ferner mußten Verständigungsmöglichkeiten mit der Infanterie ausgearbeitet werden. Allerdings bot das niedrige Fliegen wieder den Vorteil, daß Zeichen, wie Winken mit Flaggen oder Auslegen von Tüchern vor der Stellung vom Flieger gut gesehen werden konnte. Der Flieger selbst verständigte sich mit der Infanterietruppe durch Abschießen von Leuchtpatronen und bei ganz niedrigem Flug durch Geräusch-



Russische Infanteriestellungen, von einem deutschen Infanterieflieger aufgenommen.
Man erkennt deutlich das Gewirr der Gräben und Drahtverhaue, auch das Gelände mit Straßen und Bäumen ist deutlich sichtbar.

signale; **die Verbindung mit der Truppenführung** stellte der Flieger mit dem funkentelegraphischen Apparat, durch Abschießen von Signalpatronen und durch Abwerfen von schriftlichen Meldungen her.

Die Flieger selbst drängten sich mit Begeisterung zu dieser neuen Aufgabe, deren Schwierigkeit ihnen klar war. Aber sie hatten alle in vielen Feindflügen gesehen, was die Infanterie im feindlichen Trommelfeuer aushalten mußte, sie waren zum Teil selbst aus dieser Waffe hervorgegangen, und der heiße Wunsch, den bedrängten Kameraden auf der Erde zu helfen, überwog das Gefühl für die neue Gefahr.

Zunächst mußte das gemeinsame Arbeiten mit der Infanterie eingeübt werden, damit die Leute in den Gräben auf den über ihren Köpfen kreisenden Flieger achteten und trotz des feindlichen Feuers die verabredeten Meldungen abgaben.

Wie aus den Heeresberichten der letzten Zeit hervorgeht, ist heute der Infanterieflieger ein wichtiges Glied im System des Angriffs und der Verteidigung geworden, der den Waffen auf der Erde unschätzbare Dienste leistet. Wenn heute die Artillerietätigkeit des Feindes auf Angriffsabsichten schließen läßt oder die eigene Infanterie stürmen soll, so sind die Infanterieflieger zur Mitarbeit bereit; und sobald die Flugzeuge, die als Abzeichen einen schwarz-weißen Wimpel am linken Tragdeck haben, über der Infanterielinie auftauchen, geht es wie ein Aufatmen durch die Gräben, denn die Soldaten wissen, daß der Infanterieflieger zu ihrem Schutze da ist. Diese erste seelische Wirkung des Schutzes ist durchaus nicht zu unterschätzen, denn jetzt hat der Infanterist das entsetzliche Mut und Ausdauer lähmende Gefühl des Alleinseins verloren; das schwerste Trommelfeuer wird nun leichter ertragen, da er weiß, daß der Infanterieflieger im richtigen Augenblick Hilfe herbeiruft. Auch die Feinde wissen natürlich, welchen Zwecken das niedrig fliegende Flugzeug dient; Abwehr-Batterien und Maschinengewehre in den Gräben bemühen sich um die Wette, den Flieger abzuschießen. Aber das darf den Flieger ebensowenig kümmern, wie die Böen der vorbeisausenden schweren Granaten. Der Flugzeugführer steuert sein Flugzeug durch alle Fährlichkeiten, und der Flugzeug-Beobachter sieht kaum die Sprengwolken der Schüsse, die ihm gelten, sondern hängt mit dem Blick fest in dem zerwühlten Gelände unter ihm, in dem, oft nur wenige Meter entfernt, Freund und Feind sitzen. Der Überblick, den er über das Gelände hat, gibt ihm auch die Möglichkeit, die vorderen feindlichen Gräben einzusehen. Findet er hier stärkere Truppenmengen, vielleicht in der zweiten Linie gar noch bereitgestellte Reserven, so weiß er, daß der Feind mit diesen Kräften einen Angriff plant. In diesem Falle hat der Infanterieflieger das Recht, sofort von der eigenen Artillerie Feuer anzufordern, das er durch Signale und Funkspruch auf das Ziel lenkt.

In dieser Möglichkeit, Angriffs-Absichten des Feindes im Keime zu ersticken, liegt eine der größten Wichtigkeiten der neuen fliegerischen Tätigkeit.

Aber auch persönlich kann er sich am Kampf beteiligen, und wenn die beiden Maschinen-Gewehre aus dem Flugzeug in die feindlichen Sturmtruppen hineinrasseln, so fassen sie oft genug ganze Reihen mit der tötlichen Garbe und schaffen der eigenen Truppe Luft.

Ist die Aufgabe des Infanteriefliegers erfüllt, so fliegt zur bestimmten Zeit der ablösende Kamerad heran, und der erste Flieger braust nach rückwärts, um bei dem höheren Truppenführer seine Eindrücke über die Lage persönlich zu melden.

Auch wenn er während seiner Tätigkeit über der Kampflinie Veränderungen bemerkt, die ihm für die Schlüsse der Truppenführung wichtig erscheinen, muß er den Führer sofort verständigen, indem er eine schriftliche Meldung abwirft oder in wichtigeren Fällen zur mündlichen Berichterstattung landet.

So hat sich in engster Zusammenarbeit zwischen der Infanterie der Erde und der Infanterie der Luft ein neues Mittel ergeben, um die Kampfkraft des Heeres zu stärken, die Verluste herabzumindern und den Erfolg zu fördern. Schon manches Flugzeug der Infanterieflieger ist infolge der erhöhten Schwierigkeiten und Gefahren abgestürzt, von einer Böe erfaßt oder gar von einem Volltreffer eines Geschosses, das seinen Weg kreuzte, zu Boden geschleudert. Aber trotzdem sind die Flieger, die den Auftrag zur Infanterie-Unterstützung erhalten, stolz darauf, weil sie hier eine Gelegenheit haben, den bedrängten Kameraden zu helfen, wie es bei einer anderen Waffe dem Einzelnen kaum möglich ist.



Geschoßwirkungen im Kampfgebiet des Westens: Ein Granatentrichter. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



# Weltwende im Osten. Von Dr. Frhrn. von Mackay.

Die Kriegsgegenwart steht im Sturmzeichen eines riesenhaften Weltmächteringes, dessen Limes von England und Frankreich über den Atlantischen Ozean zu Nord-, Mittel- und Südamerika zieht, von dort über die Gefilde der pazifischen Gewässer nach Ostasien, nach Japan und China, und von diesen Bollwerken aus wieder durch die sibirischen Öden nach Rußland sich erstreckt. Zu solcher ungetümlichen, buntscheckigen Gestalt hat im Lauf des europäischen Völkerringens die Ententegenossenschaft von den einstmals bescheidenen Dreiverbandsanfängen sich ausgewachsen! Daß freilich die Masse eines aufs Geratewohl und mit äußerlichen Druckmitteln zusammengepreßten Blocks keineswegs einer kleineren, aber wohlorganisierten Einheit überlegen ist, zeigt sich auch hier aufs neue. Der äußerlich erfolgreiche Aufruf von Menschlichkeitsaposteln der Farbe Wilsons gegen das teutonische Barbarentum hat dieses keinen Augenblick in seiner Siegerstellung erschüttern können; um so bedenklichere Risse zeigt schon jetzt der babylonische Bundesturmbau der Gegner, deren „Einheitsfront" nach wie vor nur in Redensarten und Ruhmredigkeiten besteht. Vorab die große russische Dampfwalze ist einstweilen außer Kriegsbetrieb, und welche weitere Lähmungsfolgen der Umsturz im Haus unseres östlichen Nachbarn haben wird, läßt sich einstweilen nicht absehen. Aber auch Japan, der Gebieter im fernöstlichen Ringteil des Ententetrusts, hat sich bisher beharrlich geweigert, in seinen bundesgenossenschaftlichen Hilfsdiensten über den Rahmen des Kriegslieferungsgeschäftes und die Vertretung seiner Machtinteressen hinauszugehen. Die „mongolische Sphinx" schaut wieder einmal Europa mit rätselhaften Augen vieldeutigen Sinnes an. Aber wenn es zutage liegt, daß England in seiner Hoffnung, durch die rassenverräterische Bündelei mit Tokio die Trümpfe im ostasiatischen Spiel sich zu sichern, die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat, so ist nicht minder sicher, daß unsere Stellung zu den großen Zukunfts-Schicksalsfragen, die der ferne Osten der Alten Welt aufgibt, an vielen Schiefheiten und Irrtümern, die leicht verhängnisvoll werden können, krankt. Nachdem der Unmut über den japanischen Räuberanfall auf Tsingtau sich gelegt hatte, wurde bei uns sehr bald darauf hingewiesen, daß tiefere Gegensätze zwischen Deutschland und dem Mikadoreich nicht beständen, daß vielmehr die Möglichkeit einer Verständigung mit Tokio, vorab als Parade gegen Amerikas Drohungen, noch während des Krieges ins Auge zu fassen sei: eine Erwägung, die letztmals eine hervorstechende Rolle in der Carranzanote der Wilhelmstraße gespielt hat. Ja, solche Anbiederungsversuche, die bei den heute führenden japanischen Staatsmännern niemals auch nur andeutungsweise aufrichtige Gegenliebe gefunden haben, in der Presse des Mikadoreiches teils spöttisch zurückgewiesen, teils mit sehr zweideutigen Redensarten behandelt worden sind, fingen nachgerade an, als Ausfluß einer nüchternen „Realpolitik", als glückliche Abkehr von früherer deutscher Empfindelei zu gelten. In Wirklichkeit zeigt sich von Tag zu Tag deutlicher, daß damit lediglich zu einer erst recht wenig glücklichen, rein spekulativen Politik umgeschwenkt wurde, die die Figuren auf dem Schachbrett der Staatskunst lediglich nach taktischen Rücksichten hin- und herrückt, nicht aber vom festen Standgrund der Untersuchung der zeitgeschichtlichen Krisenbildungen, der seelischen Kräfte und Stimmungen ausgeht, die das Zusammenleben der Völker, die Annäherungs- und Zersetzungsstrebigkeiten zwischen ihnen bestimmen. „Geh nach Haus und flick' dir dein Netz, statt daß du am Strom wandelst und dir Fische wünschest", ist eine goldene chinesische Lebensweisheit und ein guter Mahnspruch für manchen europäischen Politiker.

Als Graf Nogi durch Seppuku sich entleibte, wurde für kurze Zeit sein dem Staat vermachtes Haus ein Wallfahrtsort des Volkes, das den Eroberer von Port Arthur zum Nationalhelden erhob. Sehr bald aber zeigte sich, daß der Zweck, den der General beim Selbstmord nach altem Samuraibrauch im Auge hatte, nicht erreichbar war. In Japan sollte ein unauslöschliches Warnungszeichen gegen einen verhängnisvollen Entwicklungsgang aufgerichtet werden, dessen weiterer Fortschritt nach der Auffassung des catonischen Feldherrn Staat und Vaterland über kurz oder lang ins Verderben reißen mußte: das Überwuchern von Luxus und Hochmut, der Tanz ums goldene Kalb, die sinkende Ehrfurcht vor dem Schinto-Glauben und dem Tenno, die wahllose Aufnahme abendländischer Gesittungsgüter von zweifelhaftem Wert, vorab der Volksherrschaftsgedanken mit ihrer Aufpeitschung der Massenleidenschaften, kurz, die Abkehr von den Altären der Väter, die das Vaterland groß gemacht hatten. Indessen die Stimme des Bußpredigers, der sich ins Grab legt, verhallt erfahrungsgemäß meist ebenso schnell, wie die Kränze, die seine Ahnentafel schmücken, verbleichen; nicht anders war der Lauf der Dinge im Land des Sonnenaufgangs. Mit dem Tod Katsuras schied der letzte große Führer, der das Erbe der „alten Staatsmänner", eines Ito, Jamagata, Ojama, Matsakuta betreut hatte, aus der Regierung Japans aus. Das Ministerium Okuma-Kato, das folgte, war weder konservativ noch liberal, soweit es überhaupt Sinn und Bedeutung hat, diese recht dehnbaren Firmenschilderbegriffe des europäischen Parteiwesens auf die durchaus fremdartigen politischen Lebensgesetze des Ostens anzuwenden, sondern ausgesprochen — großkapitalistisch. Die Zusammensetzung des 1915 neugewählten Reichstages wies deutlich genug darauf hin. Unter seinen 380 Mitgliedern zählte er nicht weniger als 106 Bergwerksbesitzer, Bankherren, Großindustrielle und Großhändler; dazu kamen 94 Rechtsanwälte und Journalisten, die überwiegend nichts waren als Reisläufer und Knappen der Aristokratie vom Geldsack. Das parlamentarische Regierungssystem hat eben in Japan denselben Entwicklungsgang genommen wie in nur zu vielen abendländischen Demokratien, namentlich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Mehr und mehr ist ihm von der Plutokratie ein feingesponnenes, kaum sichtbares, aber sehr festes und scharf zügelndes Leitseil um den Hals geworfen worden, wozu die sozialgeschichtlichen Grundlagen schon in der Tokugawazeit geschaffen wurden: damals bereits lebte der Bakufu in engster Verschwägerung mit den Wechslergilden, die den verschuldeten Adel vollkommen in der Hand hatten und mit ihm unter einer Decke spielten, um durch Handelsmonopolisierung und Lebensmittelcorners den Heimin, die misera contribuens plebs, auszubeuten, und das berüchtigte japanische Panama von 1907/1908 bezeugte scharfen Lichts, daß die Epoche des Meidsi das alte Übel der sittenverderblichen Geschäftsgemeinschaften von Geld- und Geburtsadel, Beamtentum und Kaufmannschaft keineswegs zu beseitigen vermocht hatte, sondern lediglich in die der Neuzeit angepaßten Formen umbildete und auswuchern ließ. Der Goldstrom, der jetzt durch die Massenlieferung von Kriegsgerät nach Tokio geflossen ist, hat natürlich den Einfluß des Großkapitals noch mehr gesteigert, der demgemäß seit den neuen Frühlingswahlen dieses Jahres erst recht gebietend im Sattel sitzt.

Die moralische Stütze der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan war vorab der monarchische Gedanke, der Sinn für straffe, militärische Zucht, unabhängiges, pflichtenhartes Beamtentum, drakonische Erziehung des Staatsbürgers, kurz für aristokratische Lebenshochziele, wie sie in beiden Ländern beheimatet waren: in solchem Sinn hat ein Katsura Deutsch seine zweite Muttersprache genannt und ist sein hervorragend tüchtiges zweites Ministerium — allerdings recht einseitig — als „deutsches Kabinett" bezeichnet worden. Die Abkehr von diesen Idealen hat zwangsläufig auch den politischen Kurs von Berlin nach New York hingedreht. Zur Kennzeichnung dessen, wie sich der diplomatische Kuhhandel zwischen Sotoschiro und Washington auf kapitalistisch-händlerischer Grundlage entwickelt hat, genügen folgende Erinnerungen. Kaum ist, nach dem Ausbruch des Weltkriegs, bei der nordamerikanischen und mongolischen Vormacht der Hochbetrieb der Waffenindustrie im Gang, als der Stahlkönig Gary nach Yokohama reist, dort von dem Finanzmagnaten und Amerikanerfreund, dem greisen Baron Schibusawa, freundschaftlich empfangen und alsbald von der ganzen großkapitalistisch gesäuerten Presse Tokios hochgefeiert wird. Darauf Gegenbesuch Schibusawas auf der Panama-Ausstellung, wo auf die glückliche Verständigung der beiden Vormächte in der Neuen und in der „ostasiatischen Welt" weiter getoastet wird. Gleichzeitiger Scheinrückzug Rockefellers aus Schensi, um Tokio zu beweisen: Raum für alle hat die chinesische Erde! Nunmehr der große Wallstreet-Schlager: Erwerb von 3750 Kilometer Eisenbahnbau-Gerechtsame in allen Himmelsstrichen der Republik der Mitte durch die Firma Siems and Carey, Verwahrungen Tokios gegen diesen Dollarhandstreich, der vorab in Schantung und Fukien japanische Einflußgebiete bedrohte, und darauf der letzte Washingtoner Schachzug: der plötzliche Umfall des Herrn Streigth, des Vertrauensmannes von Wilson und Vorstehers der asiatischen Abteilung der American International Corporation, der früher am schärfsten die japanfeindliche Richtung vertreten hatte, nunmehr aber aus dem Saulus ein Paulus wird und für brüderschaftliches Zusammenarbeiten bei allen chinesischen Unternehmungen sich einsetzt!

Was Japan heute mehr denn je dahin drängt, in die Hand Bruder Jonathans einzuschlagen, ist unschwer festzustellen. Trotz seinem äußerlich glänzenden Aufschwung hat es die alten, organischen Schwächen seines Wirtschaftskörpers keineswegs überwunden. Mit Ungestüm drängt es von der Stufe des Agrarstaats zum Rang eines Industriestaats empor. An Arbeitskräften dazu fehlt es ihm nicht, wohl aber an Rohstoffen; Kohle, Erze, eisernes Rohzeug und Halbfabrikate, chemische Erzeugnisse, Wolle und viele andere Dinge des täglichen Bedarfs muß es vom Ausland, und zwar zu immer höheren Preisen beziehen. Die Folge ist, daß das Leben ständig teurer wird, die Bezahlung der Arbeit aber auf dem alten Fuß der Hungerlöhne wie in der Zeit der Daimiowirt-

schaft stehen bleibt. Was nützt es also, volkswirtschaftlich gesehen, daß der Staat, dessen Außenhandel noch 1912 mit einem Passivum von 92 Millionen abschloß, für 1916 auf einen Überschuß von 871 Millionen zurückblickt und sogar in London als Gelddarleiher auftritt! Das Erbübel des Raubbaus mit Menschenkräften frißt weiter und weiter und scheint allein dadurch beseitigt werden zu können, daß Japan in China die fehlenden Quellen wirtschaftlicher Selbständigkeit sich sichert. Tokio hat gewiß nicht die ihm oft zugesprochene törichte Absicht, China gliedweise zu zerreißen und die abgetrennten Stücke sich gliedweise einzuverleiben. Sondern sein Programm ist: unter der Hülle des „ostasiatischen Kulturbundes" China gleicherart einzudecken und unter seine Aufsicht zu bringen, wie es dem Yankee bei seinen allamerikanischen Plänen im Verhältnis zu den südlichen Schwesterrepubliken vorschwebt. Das aber ist, wie die Dinge heute liegen, kaum möglich ohne Anlehnung an Amerika mit seinen überlegenen kapitalistischen und technischen Hilfsmitteln. Hinzu kommt ein anderes, auf die gleiche Frontschwenkung hindrängendes diplomatisch-taktisches Motiv. Die russische Umwälzung hat die ganze Politik Tokios über den Haufen geworfen. Das zarische Reich kommt als Bundesgenosse, dessen Schwert in die Wagschale zu werfen ist, für absehbare Zeit nicht mehr in Betracht. Japan steht also, trotz dem fast märchenhaften Aufschwung seines militärischen und wirtschaftlichen Ansehens in Ostasien, neuerdings, wie so oft, vor der Gefahr der Vereinsamung um so mehr, als der offene Übertritt der Union ins Ententelager die angelsächsische Verbrüderung fester denn je geschmiedet hat. Auf der anderen Seite steht Wilson, der, entsprechend der presbyterianisch-muckerischen doppelten Moral seines Vaterhauses, so trefflich Menschlichkeitsideologien mit Nützlichkeitssinn abzustimmen weiß und der sicherlich nicht systematisch auf den Krieg mit Deutschland hingearbeitet hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich vorher den Rücken gegen Japan und damit halbwegs gegen Mexiko zu decken. Eben auf diesem Kurs aber stellte Wallstreet, das, wie sich heute deutlicher denn je zeigt, das maßgebliche Wort bei allen Entscheidungen in Washington spricht, sich geschlossen hinter den Präsidenten. Japan, so wurde immer wieder in den Sprachrohren der New Yorker Hochfinanz ausgeführt, sei nun einmal die gebietende Macht in Ostasien, deren militärischer Überlegenheit die Vereinigten Staaten nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen hätten, und die in ihren herrschenden Stellungen am Gelben Meer für Amerika völlig unangreifbar sei. Eine japanfeindliche Politik könne nur die doppelte unliebsame Wirkung haben, daß Tokio England und vor allem Rußland noch mehr als bisher in die Arme getrieben und daß es jede Gelegenheit ergreifen würde, um die Union auf den Philippinen, ihrem sonstigen pazifischen Kolonialbesitz, in Mexiko, Panama, Kalifornien und an den vielen reizempfindlichen Stellen, wo die gelbe Gefahr drohe, zu beunruhigen. Gehe man aber Schulter an Schulter mit dem Mikadoreich vor, so werde dennoch der Hauptgewinn aus dem chinesischen Geschäft, und zwar mit sehr viel geringerem Risiko, New York zufallen, da Tokio kapitalistisch auf Wallstreet angewiesen bleibe und viele Rohstoffe, große Mengen Halbfabrikate und die meisten Maschinen nach wie vor aus Amerika werde beziehen müssen; der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit dieses Weges sei die Tatsache, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit Japan schon jetzt denjenigen mit China weit übertreffe.

Nach allem muß es als unzweifelhaft gelten, daß, was in jüngster Zeit japanische Blätter offen, New Yorker Zeitungen zwischen den Zeilen deutlich lesbar vom Abschluß einer Übereinkunft zwischen den Vereinigten Staaten und Japan zur schiedlich-friedlichen Regelung der ostasiatisch-pazifischen Streitfragen angedeutet haben, nicht auf leeren Reporterphantasien beruht, sondern sehr reale Grundlagen hat. Zehn Jahre nach dem Abkommen zwischen England und Rußland, den Erbfeinden in Asien, vollzieht sich zwischen den geschichtlichen Gegnern auf dem pazifischen Kampffeld eine ähnliche Verständigung mit den gleichlaufenden Zwecken der Mattsetzung Deutschlands, und wenn jener Vertrag mit Recht als ein Markstein in der Entwicklung der großen Umwälzungen der Weltpolitik, die in der Katastrophe von 1914 ausmündeten, bezeichnet wurde, so wird dieser Verbrüderung — mag sie lediglich in der modernen Form der „unwritten liabilities', oder als Geheimvertrag bestehen oder als förmlicher Staatsakt des späteren Abschlusses harren — von einer späteren Geschichtsschreibung gewiß keine geringere Bedeutung zugemessen werden. Und mag die ganze Wetterbildung im fernen Osten ihren Höhepunkt noch nicht erreicht haben und zur letzten Entscheidung nicht gereift sein, mag nach wie vor die Möglichkeit bestehen, daß die heute in Amerika so eifrig betriebenen Rüstungen sich später einmal gegen das Mikadoreich wenden, so wäre es doch töricht zu verkennen, daß einstweilen die Entwicklung der Krise durchaus und in allen Wendungen gegen Deutschland gerichtet ist. Wie 1907 England und Rußland den Iran aufteilten, so wird jetzt China der Erdrosselung durch zwei Wettbewerber preisgegeben, deren einer die militärische, der andere die kapitalistische Überlegenheit besitzt: Tokio befreit sich nicht nur von der Verpflichtung der Herausgabe Tsingtaus an Peking, sondern triumphiert auch endgültig mit seiner mongolischen Monroelehre über die amerikanische Haydoktrin, die Lansing für ein Linsengericht verschachert. Haß und blasser Neid gegen Deutschland ist hier wie dort die Triebfeder der Handelsgeschäfte auf dem Ententejahrmarkt der Betrüger und Betrogenen: Amerika gilt die offene Tür in Ostasien nichts mehr, wenn es nur im Bunde mit England die Milliarden retten kann, die es in Zerstörungswerkzeugen gegen die Mittelmächte angelegt hat, und Japan läßt lieber den Yankee finanziellen Mitgenießer bei der Ausräuberung des Reiches der Mitte sein, als daß es den Deutschen neben sich duldete, dessen Überlegenheit als Kulturpionier es weit mehr als den Amerikaner fürchtete und von dem es weiß, daß ihm die beschworene Unverletzlichkeit Chinas nicht verkäuflich sein kann. Aber große, in den Tiefen jahrtausendlanger Geschichte und altüberliefertem gesellschaftlichem und kultursittlichem Gemeinbürgschaftsgefühl verankerte Staaten vom Gepräge Chinas mögen wohl zeitlich der Ohnmacht verfallen, erholen sich aber von solchen Schwächeanfällen immer wieder, ihre Gegner überraschend und deren Leitseil abschüttelnd, vermöge der natürlichen und nicht zu entwurzelnden körperlichen, politischen und moralischen Innenkräfte. Das als kranker Mann verspottete osmanische Reich ist ein lautredendes Zeugnis dessen, und das mongolische Reich, aus dessen reichen Quellgründen Japan alle seine Kultur geschöpft hat, wird aller Voraussicht nach in gemessener Zeit und — hoffentlich! — in Stütze auf dieselben Machthilfen, die die Türkei wieder zu gebietender Macht emporgehoben haben, ein neues Beispiel dieser Wahrheit werden. Noch ist das letzte Wort über Persien, das einstmals blühende und gewaltige Achämenidenreich, nicht gesprochen, noch weniger über China; damit gilt aber auch vom Würfelfall über Deutschlands Stellung auf dem ostasiatischen Kampfplatz: Judicium nostrum adhuc superest!

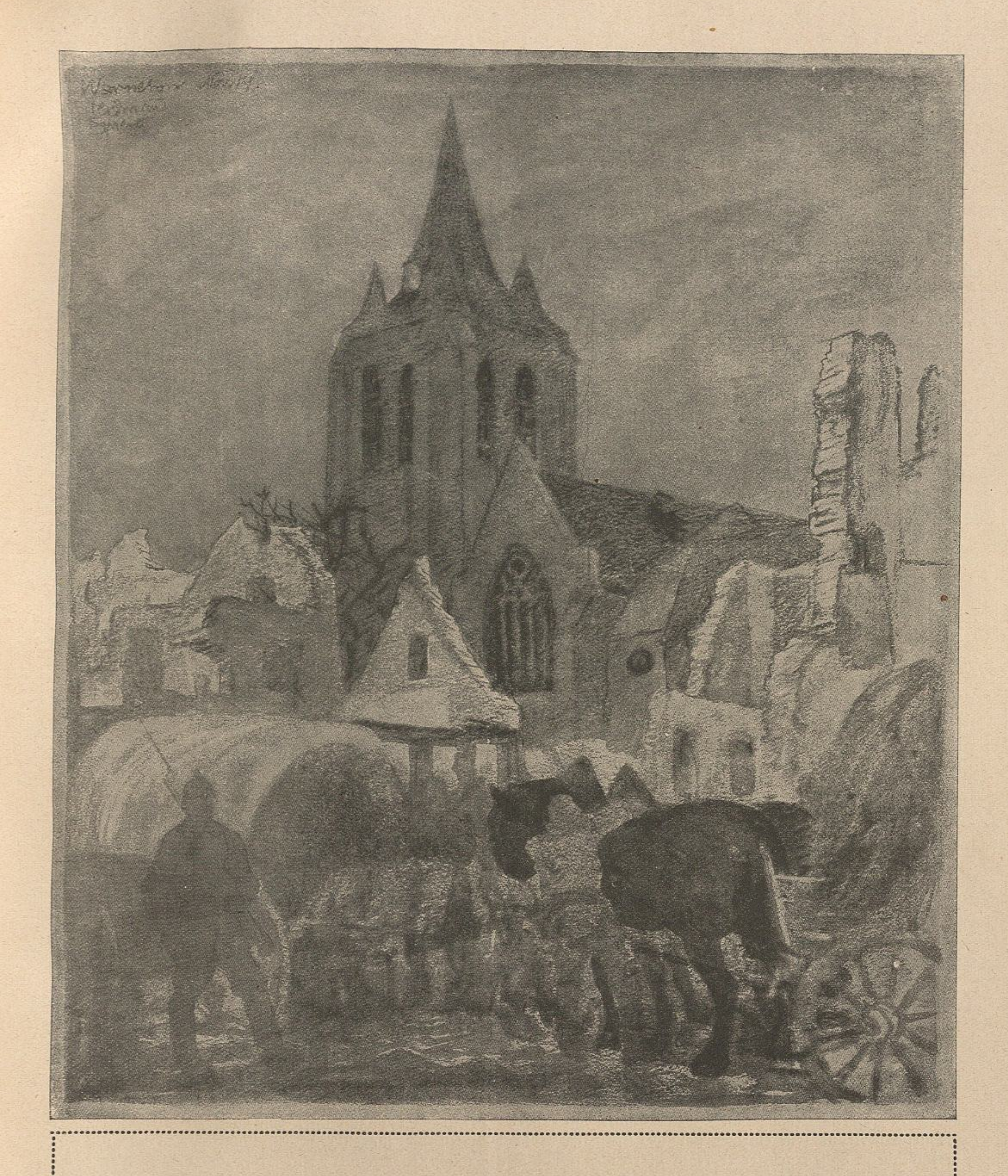
## Schwur der Heimat. Von Ferdinand Zachie.

Betglocken rufen es weit ins Land:
Nun nehmt eure Kinder bei der Hand,
Nun lasset Sense und Hammer,
Nun lasset Werkstatt und Kammer
Und tretet dicht zu Hauf!

Hebet empor den Arm zum Licht,
Seht euch ernst und tief ins Gesicht
Und schwört den Schwur:
Wir gingen drei Jahre durch heilige Not,
Sie schlugen mit tausendfachem Tod
Nach unserm frommen Frieden ...
Da ist wie Sturmwind über Nacht
Lohende Liebe zur Heimat erwacht,
Heilige lohende Liebe ...

Herrgott, du gabst uns Stahl und Blut
Zu schützen unser ehrliches Gut.
Sie warfen den Hunger in das Land,
Wir zwangen ihn mit fester Hand;
Drei Jahre in lodernden Flammen —
So schmiedete Gott uns zusammen!
Nun schreiten wir durch das eiserne Tor,
Des vierten Jahres zum Frieden empor,
Zum sieggetragenen Frieden! ...
Hebet die Hände hoch zum Licht,
Ihr Alten und Jungen, dicht an dicht:
Sie werden uns nie bezwingen!
Schwört den Schwur für Freiheit und Recht,
Wir sind das gesunde und starke Geschlecht,
So wahr ein Gott im Himmel!





Warneton. Zeichnung von Professor Ferdinand Spiegel.
Aus dem Mappenwerk 1914/15 von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel, Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.-G. vorm. Otto Troitzsch, Berlin-Schöneberg.

# Der Gockel. Skizze von Rudolf Greinz.

Der Gockel vom Knollenbauer sollte eigentlich schon längst verzehrt sein. Seit mehr als einem Jahr schon. Trotzdem lebte er immer noch. Vielleicht, weil man sich noch nie recht über die Art seiner Zubereitung hatte entscheiden können. Vielleicht auch, weil der alte Knollenbauer eine besondere Vorliebe für das Vieh hatte und sich nicht entschließen konnte, ihm den Garaus machen zu lassen.

Schon mehrere Male war es dem Gockel nahegestanden. Als die beiden Buab'n vom Knollenbauer einrücken mußten in den großen Krieg, da sollte der Gockel als ein Abschiedsbraten aufgetischt werden. Der alte Knollenbauer ließ es jedoch nicht zu. Ein anderes Bratele täte es auch, meinte er.

So blieb der Gockel am Leben, wurde älter und zäher. Die Lies, eine entfernte Basl, die dem Bauer nach dem Tode seines Weibes die Wirtschaft führte, hatte schon mehrfache Vorschläge wegen dem Gockel gemacht. Einmal war sie für das Sieden, das andere Mal für das Beizen und dann gar dafür, den Gockel recht knusperig in Butter herauszubacken. Der alte Knollenbauer konnte sich aber mit keiner Art befreunden.

Den Gockel berührte das weiter nicht. Er ließ alle diese Pläne mit philosophischem Gleichmut über sich ergehen. Er duldete auch verschiedene damit verbundene Untersuchungen, die an seinem Körper vorgenommen wurden, um festzustellen, ob er wohl recht „foast" sei oder ob er am Ende gar magerer geworden wäre.

Geraume Zeit hatte der Gockel jetzt überhaupt seine Ruhe gehabt, nachdem er als Kriegsbratel nicht geschlachtet worden war und nachdem auch die andern Anschläge auf sein Leben von dem alten Knollenbauer abgewiesen worden waren. Als der Krieg aber schon übers Jahr gedauert hatte, meinte die Lies in der Adventzeit doch ernstlich, wie es wäre, wenn sie dem Bauer den Gockel auf den Christtag richten würde. Eingemacht und mit Polenta.

„Er wird sonst so zach, daß er völlig nimmer zu beißen ist!" sagte die Lies in ihrer mürrischen Weise.

„Laß du den Gockel mit Fried'!" versetzte der alte Knollenbauer. „Zach hin oder zach her! Die alten Weiber werden aa zach! Und dös wia!"

„Bauer, daß du dö schiachen Reden gar nit lassen kannst!" keifte die Lies beleidigt.

„I red', wia i mag!" stellte der Knollenbauer fest und ging aus der Stub'n in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen.

Es war recht einsam geworden auf dem Knollenhof. Besonders lebhaft war es da ja nie hergegangen. Wie es halt auf einem Einödhof ist.

Weit drinnen im Brandenberger Tal und hoch droben am Berg lag der Knollenhof. Fünf Kinder hatte der Knollenbauer, und kein einziges war mehr daheim. Die drei Madeln hatten geheiratet, und die beiden Buab'n waren dem Rufe des Kaisers gefolgt. Auch der Knecht beim Knollenbauer hatte schon vor ein paar Monaten zum Landsturm einrücken müssen.

Einen neuen Knecht wollte sich der Knollenbauer nicht mehr anstellen. Mit einem alten Kracher war ihm nicht geholfen, meinte er. Und jüngere waren keine mehr um die Wege, höchstens bresthafte, und die konnte er auch nicht brauchen. So beschloß der Knollenbauer, alles mit der Lies allein zu schaffen. Es gab saure Arbeit, aber es mußte eben gehen.

Der Knollenbauer war trotz seiner vorgerückten Jahre noch gut beim Zeug. Breitschultrig, knochig, untersetzt und kurzstotzig, mit einem Glatzkopf und das Gesicht voll grauer Bartstoppeln. Und die Lies, die war auch eine „Zache". Umsonst hatte sie der Bauer nicht mit dem Gockel in einen wenig schmeichelhaften Vergleich gebracht. Zaundürr war die Lies und hager und nicht besonders groß. Aber arbeiten konnte sie für zwei. Schimpfte wohl dabei. Das beirrte den Bauer jedoch wenig. Wenn die Arbeit nur geschah.

So kamen die beiden alten Leut' auf dem Hof ganz gut miteinander zu fahren. Der Bauer hätte sich kein anderes Leben gewünscht, wenn die Sorge um die beiden Buab'n nicht gewesen wäre, von denen er oft recht lange nichts hörte. Mit Gottes Hilfe war es aber immer noch gegangen, und war den beiden Buab'n vom Knollenbauer nichts Schlimmes widerfahren.

Da war der Bauer dem Herrgott schon recht dankbar dafür. Und wenn der Krieg bald aus würde und die Buab'n wieder heimkämen, dann könnte man vielleicht doch einmal den Gockel braten, hatte der Bauer schon manchmal bei sich selber überlegt. Die Lies hatte dann allerdings in ihrer boshaften Weise gemeint, mit dem zachen Gockel könnte der Bauer am Ende gar die Buab'n vom Hof vertreiben, daß die vielleicht lieber wieder in den Krieg zögen, als sich an dem alten „Mistkratzer" die Zähne auszubeißen.

So war es Weihnachten geworden, und der Gockel krähte noch immer am Knollenhof. Ein bissel heiser war er in der letzten Zeit geworden. Wenigstens erschien es dem Knollenbauer so. Aber daran mochte wohl der strenge Winter schuld sein.

Der Weihnachtsabend war herangekommen. In der Nacht machte sich der alte Knollenbauer auf den Weg nach Brandenberg zur Christmette. Die Lies mußte daheimbleiben, um den Hof zu hüten.

Der Bauer hatte eine mächtige Kienspanfackel mitgenommen, damit er über die eisigen Pfade von seinem Hof hinunter zur Kirche fand. Die brennende Fackel krachte und knisterte, und wenn sie auszugehen drohte, dann schwang sie der Knollenbauer kräftig im Kreise durch die schneidig kalte Winterluft, bis das harzhaltige Holz wieder hell aufloderte. Sein „Kentel" war nicht das einzige Licht, das in der heiligen Nacht zu Tal wanderte. Überall von den Höhen her waren solche einsamen Lichter zu sehen, die alle dem gleichen Ziele zustrebten. Wie Sterne glitten sie über die schneeigen Halden und Höhen. Immer tiefer wanderten sie durch das Schweigen der Nacht.

Droben wölbte sich ein sternheller Himmel über dem Tal. Der Schnee knirschte unter den Füßen des Bauern. In der Höhe rauschte der kalte Wind. Sonst kein Laut ringsum. Es war so schweigsam und friedlich, als ob es keinen Krieg geben würde in der Welt.

Drunten in der Brandenberger Kirche merkte man es aber doch recht arg, daß es einen Krieg gab. Wo waren die jungen Burschen hingekommen und auch die g'standenen Männer? . . . Fast lauter Weiber und alte Grauschädel und Glatzköpf', wie der Knollenbauer einer war, sah man in der Kirche.

Es war aber schier noch feierlicher als sonst. Die Orgel vom Chor klang fast noch gewaltiger, und die vielen Kerzen am Hochaltar flimmerten und leuchteten, als ob ihr Schimmer noch eindringlicher die heilige Nacht verkünden wollte, als es in Friedenszeiten der Fall war. Und das Gebet der versammelten Gemeinde, all derer, die daheimgeblieben waren, hatte mehr Ernst und Tiefe und Inbrunst.

Heute fühlten sie mehr als sonst die Heiligkeit der Verkündigung von dem Frieden auf Erden. Mehr als sonst, da sie den Frieden noch besessen hatten. Und sie beteten — beteten mit gefalteten Händen aus abgegriffenen Büchern, indes auf den Kirchenstühlen die Lichtlein der Wachsstöcke glommen und der Geruch des träufelnden Wachses sich mit dem Weihrauch vermischte.



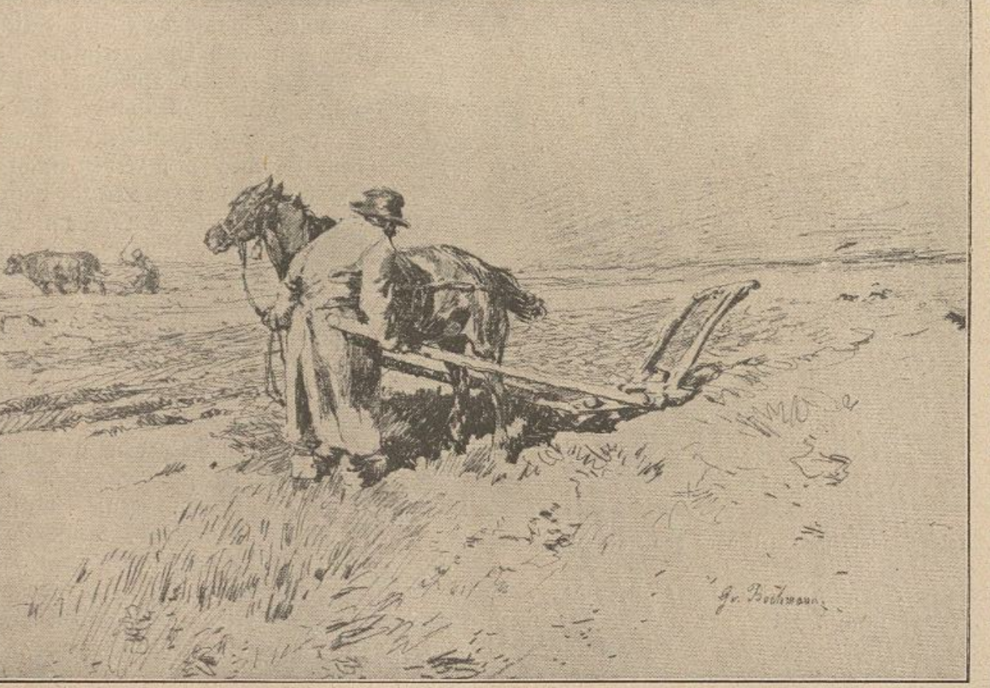


Sie beteten für die Lebendigen und die Toten. Hatten für so manchen Toten zu beten, der nimmer wiederkehren würde in das einsame Tiroler Tal, der weit draußen in der Fremde begraben lag auf blutiger Walstatt. Und beteten für die Lebendigen mit zagenden Herzen, daß der Heiland und die liebe Muttergottes ihre schützenden Hände über sie breiten und sie heimgeleiten möchten in den Frieden ihrer Berge.

Hier war der Friede. Hier in dem geweihten Raum, wo sie alle getauft worden waren, wo die Verstorbenen eingesegnet worden waren, um in der heimatlichen Erde ihre ewige Ruhe zu finden, wo Mann und Weib den Bund fürs Leben geschlossen hatten, wo sie dem Priester an Gottes Statt ihre Sünden gebeichtet hatten und losgesprochen worden waren. Hier hauste der Friede, und niemand konnte ihn stören.

Der Friede glänzte aus den Kerzen am Altar und flog über die vergoldeten Rahmen der Heiligenbilder. Er wob in den alten Kirchenfahnen und rauschte hernieder vom Chor aus den mächtigen Tönen der Orgel und aus den lieblichen Melodien der ergreifenden Weihnachtslieder.

Dort oben sangen helle Stimmen von Mädchen und Frauen, ungeschulte, andächtige Stimmen vom Jesuskind in der Krippe und vom Stern aus dem Morgenland. Die Stimmen der Männer und Burschen fehlten. Die waren draußen, weit draußen in der Welt zum Schlachtgeschrei geworden.



Aus Estland. Zeichnung von Prof. Gregor von Bochmann. (Ausstellung 1917 im Kunstpalast zu Düsseldorf.)

Der Friede der Bergkirche strahlte aus den erleuchteten Fenstern hinaus in die Stille der heiligen Nacht. Und die im Freien verhallenden Töne der Orgel und des Gesanges vermischten sich mit dem Wehen des Windes und flogen hoch hinauf gegen den nächtlichen Sternenhimmel, um die Sehnsucht nach Frieden zu künden bis zum Throne des Höchsten.

Der alte Kurat stand droben auf der Kanzel und hielt die Weihnachtspredigt. Auch er sprach vom Frieden auf Erden, der allen Menschen beschieden sei, die eines guten Willens sind. Und er sprach von der Geißel des Krieges, die nach Gottes ewigem Ratschluß die Menschheit heimgesucht hatte. Sprach von all den Tapfern, die draußen standen, um für den Frieden des heimatlichen Herdes zu ringen, die ihr Leben hingaben für das Wohl des Vaterlandes.

Er sprach schon mit recht zittriger Stimme, der alte Herr Kurat. Aber seine Worte gingen deswegen doch zum Herzen. Und da der geistliche Herr der tapferen Söhne des Tales gedachte, da faltete der Knollenbauer in seinem Betstuhl drunten ganz besonders kräftig seine klobigen Arbeitsfäuste und sandte ein heißes Gebetlein für seine beiden Buab'n zum Himmel empor.

Von den tapferen Söhnen des Tales sprach der Herr Kurat und wie es ihnen zu danken sei, daß die Heimat von der furchtbaren Heimsuchung der Kriegsgeißel verschont geblieben sei. Wie da jeder, der draußen stünde im Feld, ein Wächter sei für Stadt und Land, für Berg und Tal. Und wie aus der blutigen Saat doch endlich wieder der Friede ersprießen müsse auf Erden. Und darum wollten sie beten, inbrünstig beten, mit aufgehobenen Händen beten und wollten geloben, sich des neuen Friedens recht würdig zu erweisen, wenn Gott ihn wieder erstehen ließe auf Erden.

Manches unterdrückte Schluchzen ließ sich vernehmen unter der andächtigen Gemeinde, besonders in den Reihen der Weiber. Waren ja da wenige, die nicht einen Verlust zu beklagen hatten, und niemand, der nicht bangte, daß die Kriegsgeißel jeden Tag aus seiner nächsten Verwandtschaft ein Opfer fordern könnte. Auch der alte Knollenbauer hatte sich einmal verstohlen mit dem Rockärmel über die Augen gewischt.

Schön hatte er gepredigt, der alte Herr Kurat. Er war ja mit seiner Gemeinde und mitten unter ihr alt geworden und hatte sich immer mit allen recht gut verstanden. Darum vermochte er es auch, ihnen zu Herzen zu reden, mit schlichten, schier evangelischen Worten, die sie alle fassen konnten und die ihnen nachhallten in ihrem Innern.

Sie hallten auch dem Knollenbauer nach, als die Christmette zu Ende war und er mit dem brennenden „Kentel" wieder den Weg in die Höhe suchte. Langsam, mit dem wuchtigen Schritt des Berglers ging er fürbaß. Immer aufwärts. Es machte ihn schon doch etwas schnaufen, den Knollenbauer, über die vereisten Wege, wo man jeden Schritt wohl überlegen mußte, wenn man nicht alle Bitt-für-uns hinkugeln oder gar den einen oder andern der steifen Haxen brechen wollte.

Es hatte leise zu schneien begonnen. Der alte Knollenbauer dachte im Aufwärtssteigen noch immer über die Predigt des hochwürdigen Herrn Kuraten nach. Er hatte Muße und Zeit zum Nachdenken; denn es war fast drei Stunden, bis er seinen Hof wieder erreichen konnte. Er dachte tief nach, der Bauer, und kam endlich zu manchen anderen Schlüssen, als sie ursprünglich in der Weihnachtspredigt gelegen waren.

Mit der Zeit fing er mit sich selber zu reden an, wie er das gewohnt war, wenn ihn eine Sache ganz besonders sinnieren machte. Und sprach also, während er stieg und die Kienspanfackel schwang, daß sie ihm nicht



Tiroler Standschütze. Zeichnung von Karl Hayd.

erlöschen sollte ... „Schian hat er predigt, der Hochwürdige ... schian ... aber mit'm Predigen wird koa Fried' nit auf Erden ... wird koa Fried' nit ..."

Eine Weile stieg der Bauer wieder schweigsam in die Höhe. Der Schnee trieb ihm in nassen Flocken ums Gesicht ... „Wird koa Fried' nit ... Geben koa Ruah' nit dö Hölltuifl, dö gottlosen, dö Hölltuifl, dö wallischen ... und dö andern Himmelherrgottssakra, dö verflixten, dö der höllische Schürmoaster in der Luft braten soll ... ja in der Luft braten ... dö Sakra!"

Plötzlich bekreuzigte sich der alte Knollenbauer ganz erschrocken ... „Sakra! Sakra!" murmelte er vor sich hin. „Gott verzeih' mir die Sünd'!" Es war ihm auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß er ja in der heiligen Weihnacht fluchte wie der schlimmste Heid'. „Soll der Mensch aa nit fluachet werden!" fuhr er fort ... „Aber 's Predigen alloan nutzt nix ... Kriag muaß g'führt werden, daß wieder a Fried' wird auf Erden ... Kämpfen und bluaten müassen wir alle um den Frieden auf Erden. Hat's guat g'moant, der Herr Kurat; — aber was kümmern si dö wallischen Tuifl drum ..."

Der Bauer schluckte ein paar kräftige Flüche hinunter, die ihm wieder auf der Zunge lagen. Unter all dem Sinnieren war er endlich bis zu seinem Hof gekommen. Er stieß den Kentel in den Schnee, daß er verlöschte. Dann tastete er sich nach seiner Schlafkammer. Dunkel und kalt war es da drinnen. In der Frühe war gewöhnlich das Waschwasser im Krug gefroren. Dann ging der Bauer eben zum Brunnen vor dem Hof und wusch sich dort. War abgehärtet der Bauer und noch gut beim Zeug.

Als er unter die dicke Bettuchent gekrochen war, dachte er noch immer bei sich nach über die Predigt. Und daß sie es denen draußen zu danken hätten, wenn die Heimat von der Kriegsgeißel verschont geblieben wäre. War noch gut beim Zeug, der Bauer. Darüber begann er immer eifriger nachzudenken. Und je mehr in den Krieg zogen, um so eher würde es wieder Frieden werden auf Erden. Und desto mehr hätte man zu danken allen denen, die da draußen standen zum Heile des Vaterlandes.

Wälzte sich in seinem Bett herum, der alte Knollenbauer, und konnte in der heiligen Weihnacht den Schlaf nicht finden. War noch gut beim Zeug. Warum sollten sie ihm nichts zu danken haben? Standen seine beiden Buab'n draußen, konnte er es schließlich mit seinen alten Knochen auch noch versuchen.

Was, alte Knochen! War noch gut beim Zeug, der Knollenbauer. Wollte sich den alten Kracher nicht nachsagen lassen. Ging einmal mit dem Frieden auf Erden nicht ohne den Krieg. Da mochte der Herr Kurat noch so schön predigen.

Was aber aus dem Knollenhof werden sollte, wenn er jetzt auch in den Krieg zöge, um für den Frieden auf Erden zu kämpfen, simulierte der Bauer für sich selber. Ob das die Lies „ermachen" würde? Vielleicht könnte er ein Knechtel einstellen, einen halbwüchsigen Buab'n, den sie zum Militär noch nicht gebrauchen konnten. Für die Bauernarbeit war er ja gut genug. Würde freilich nicht so gehen, als wenn er selber überall zum Rechten schaute. Aber er wollte der Lies schon gehörig einheizen. Und sie war ja „a brav's und a treu's Leut, wenn sie auch ihre Mucken und Sekten hatte!"

Der Hof würde nicht zugrunde gehen. Und dann würde ja der Friede auf Erden eher kommen, wenn mehr in den Krieg zögen, daß man den wallischen Tuifeln und den andern Höllsakras gehörig an die Gurgel fahren konnte. Was aber aus dem Gockel werden sollte, fiel da auf einmal dem Bauern ein. Ob er doch nicht gar zu alt und zu zach würde, bis der Knollenbauer den Frieden auf Erden fertig erkämpft hätte?

Der Gockel ging ihm nun, wie er so schlaflos unter seiner warmen Tuchent lag, gar nicht mehr aus dem Kopf. Am Ende schlachteten sie den Gockel doch, wenn er nicht mehr daheim war — und fraßen ihn auf, die Lies und das Knechtel.

Den Bauern erfaßte plötzlich ein gewaltiger Geiz und Neid wegen des Gockels. Denn schließlich hatte ihn der Gockelbraten doch schon öfters gewaltig angesehen, und waren alle die verschiedenen Vorschläge zur Zubereitung des Gockels nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Jetzt, da er sich mit dem Plane trug, auch für den Frieden kämpfen zu gehen, begann ihm auf einmal der Mund nach dem Gockel zu wässern. — —

Der kalte Morgen des Christtages dämmerte zu dem kleinen und vergitterten Kammerfenster herein, als der Knollenbauer sich notdürftig anzog, die hölzernen Stallschuhe über die nackten Füße streifte und mit einem verbissenen Gesicht nach dem Stall wanderte. Er war nun fest entschlossen, sich den Gockel zum Christtag braten zu lassen, wenn er schon doch davon sollte.





Denn der Lies und dem Knechtel gönnte er ihn nicht. Die hätten den Bauer höchstens hinter seinem Rücken ausgelacht.

Ging in den Stall, der Knollenbauer. Mit einem raschen Griff hatte er den wild flatternden Gockel aus der Steige gezerrt. Mit einem zweiten Griff packte er ein scharfgeschliffenes Beil, legte den Gockel über den Hackstock und hieb ihm blitzschnell den Kopf ab. So ... jetzt sollten ihn die Lies und das Knechtel nur fressen!

Hatte noch nicht einmal ein Knechtel und war ihm doch um den Gockel neidig.

Also leitete der alte Knollenbauer am Christmorgen den Frieden auf Erden ein. —

Als die Lies aufgestanden war, um die Brennsupp'n zu kochen, da brachte ihr der Bauer den toten Gockel in die Kuchel.

„Jessas, der Bauer ist narrisch worden!" zeterte die Lies und sah mit entsetzten Blicken auf den Knollenbauer.

„Bist schon du narrisch!" knurrte der Bauer. „So, den Gockel tuast mir jatz heut auf Mittag braten zu an guat'n Abschied und damit a Fried' wird auf Erden!"

Als der Bauer seiner alten Haushälterin erklärte, daß er jetzt auch in den Krieg ziehen, zuvor aber den Gockel essen wolle, weil er ihn niemand anderem vergönne, da glaubte die Lies erst recht, daß der Bauer ein Radel zuviel im Oberstübel habe und begann heimlich für ihn zu beten.

Deswegen richtete sie den Gockel aber doch recht schmackvoll her, mit einer schmalzigen Brühe und mit Wassernocken dazu. Denn vom Polenta wollte der Bauer nichts mehr wissen. Das sei „a wallische Kost, a verhölltuifelte".

Ließ sich den Gockel weidlich schmecken, der alte Knollenbauer. Trank auch „a Lackele Wein" dazu, das er noch im Keller hatte. Dann machte er sich am späten Nachmittag auf den Weg, um mit in den Krieg zu ziehen, hatte einen schweren Rucksack aufgepackt und einen alten Vorderlader umgehangen, der noch von Großvaters Zeiten im Hause war.

Die Lies nötigte dem Bauern einen Rosenkranz, ein geweihtes Amulett und eine große Flasche Enzianschnaps auf, damit für Leib und Seele gesorgt sei. Dann nahm sie heulend von ihm Abschied. Im Grunde ihrer Seele war sie doch fest davon überzeugt, daß der Bauer verruckt worden sei. Alles wegen dem verflixten Krieg. Was der noch alles anstiftete! ...

Die schönsten Federn vom Gockel hatte sich der Knollenbauer auf den Hut gesteckt, und die wackelten nun recht keck im Winde, während der Bauer von seinem Hofe zu Tal stieg. Noch lange sah die alte Lies die Gockelfedern wackeln, als der Bauer auf dem steilen Bergsteig schon verschwunden war. — —

Blieb nicht lange aus, der Knollenbauer. Am dritten Tage nach seinem Abschied war er wieder daheim auf seinem Hofe.

Sie wollten ihn nicht mitkämpfen lassen um den Frieden auf Erden trotz schneidiger Gockelfedern und trotz Vorderlader. Schön gedankt hatten sie ihm und gelobt hatten sie ihn und hatten ihm gesagt, daß man seinen Patriotismus wohl zu schätzen wisse, aber mit dem „gut bei Zeug sein", da habe es halt doch einen Haken. Und wenn er schon seine beiden Söhne im Felde habe, so möge er doch gescheiter auf seinem Hofe bleiben und ihn bewirtschaften. Das sei auch ein Kampf für den Frieden auf Erden, der Kampf der Daheimgebliebenen, die die Scholle zu hüten hätten, auf daß sie wieder Frucht trüge. Abgeklopft und abgehorcht hatten sie ihn und ihm schließlich erklärt, daß er zum Dienst mit der Waffe nicht mehr tauglich wäre. Recht schön hätten sie mit ihm geredet. Das mußte der Knollenbauer schon sagen.

Die Lies jedoch stellte fest, daß noch nicht alle Menschen auf Erden so verruckt seien wie der Bauer. Am Knollenhof hatte aber der Frieden auf Erden gerade um Weihnachten, wo er am eindringlichsten gepredigt wird, doch ein blutiges Opfer gefordert. Und das war der Gockel.



Artillertebeobachter im hohen Felsgebirge
Aufnahme des Welt-Preß-Photo, Wien

# Unser zukünftiges Brot. Von Dr. Ludwig Staby.

Die Bedeutung des täglichen Brotes ist unserem Volke noch niemals so eindringlich zum Bewußtsein gekommen wie in der jetzigen Zeit, der Zeit der Brot- und Mehlkarten. Jetzt erst ist das Gebet: „Unser täglich Brot gib uns heute!" in seiner ganzen schlichten Größe und Heiligkeit erkannt worden, jetzt erst wird nicht nur den Armen, sondern auch den bemittelten Kreisen der ganze große Wert des Brotes klar, und man denkt jetzt mit bedauerndem Staunen darüber nach, wie sehr in früheren, friedlichen Zeiten oft dieses kostbare Gut verschwendet worden ist und wie wenig es geachtet wurde. Bei uns Deutschen hat der Begriff des Brotes immer eine tiefe und weitgehende Bedeutung gehabt, so daß wir sinnbildlich sogar unsere ganze Existenz auf das Brot gegründet haben, denn „sein Brot haben" heißt leben können. Wir haben auch das Wort vielfach übertragen, denn wir verzehren unser Mittag- und Abendbrot, wenn auch dabei das Brot gar nicht vertreten zu sein braucht, wir treiben ein Brotstudium und bekommen „ein gutes Brot", d. h. wir haben ein gesichertes Einkommen, ja, wir sprechen sogar von Brotneid, den jemand gegen bessergestellte Mitmenschen haben kann.

Unsere Kenntnis von dem Wert und der Nährkraft des Brotes ist zwar schon alt, aber die Kriegszeit hat diese Kenntnis erst zur vollen Verwertung gebracht; erst jetzt sind wir dazu übergegangen, ein in jeder Hinsicht vollwertiges Brot zu bereiten, das nicht nur, wie bisher meistens, den Ansprüchen an Wohlgeschmack genügt, sondern auch in höchstem Maße die im Brot enthaltenen Nährstoffe ausnützt. Und dieses neuentstandene Brot, das aber auf keinen Fall mit dem durch allerlei Zutaten gestreckten Kriegsbrot verwechselt werden darf, wird auch in Zukunft, wenn die Friedensglocken wieder läuten, zu unserem Hauptnahrungsmittel werden, so daß wir also sagen dürfen, daß das Brot der Zukunft im jetzigen Weltkriege geboren worden ist.

Das Getreidekorn, das zu Mehl vermahlen wird, besteht aus einer holzfaserhaltigen Hülle und dem Kern, der in seiner Hauptmasse Stärke enthält. Unter dem Mikroskop zeigt sich die äußere Hülle aus drei verschiedenen Schichten zusammengesetzt: eine äußerste Schicht, die aus drei untereinander gelagerten Reihen länglicher Zellen besteht, einer zweiten, darunter liegenden feineren Schicht aus nur einer Reihe kleiner Zellen und einer dritten innersten Schicht aus großen viereckigen Zellen. Diese letztere enthält nun in reichstem Maße den sogenannten Kleber, den eigentlichen Träger des Eiweißes, während die beiden anderen Hüllschichten außer dem Kleber noch zahlreiche Faserstoffe haben. Denn während die äußerste Schicht nur 3—4 % Kleber besitzt, hat die innerste 15—20 %. Der Kleber ist aber für unsere Ernährung neben der Stärke des Kernes ein außerordentlich wichtiger Bestandteil, um so mehr, da er außer dem Eiweiß noch andere notwendige Elemente wie Phosphor, Kalium, Kalzium, Magnesium, Chlor und Eisen enthält, die in dem Stärkemehl des Kernes nur in sehr geringen Mengen vorhanden sind. Weizen und Roggen sind am reichsten an Kleber. Im Weizenkorn sind 13,20—22 % Kleber, 52,50—67,20 % Stärkemehl, 14—30 % Holzfaser und 0,66—3,13 % Asche, also anorganische Bestandteile. Im Roggenkorn sind: 11,90—18,70 % Kleber, 45,20 bis 60,90 % Stärkemehl, 24,50—35,70 % Holzfaser und 1,07 bis 2,43 % Asche.

Da nun in den äußeren Schichten des Kornes, also der Kleie, viel mehr Eiweißstoffe und Nährsalze enthalten sind, als im Kern des Kornes, so ergibt sich daraus ohne weiteres der geringere Wert des Mehles beim Fehlen der Kleie, das heißt mit anderen Worten, je feiner und weißer das Mehl ist, desto geringeren Nährwert hat es. In einem Kilo Weizen- oder Roggenkorn sind 21 Gramm, also 21 % Nährsalze, die hauptsächlich aus Verbindungen von Phosphorsäure, Kali, Kalk und Eisen bestehen, und zwar im Weizen 8,94 % Phosphorsäure und im Roggen 5,65 %. Im feinsten Weizenmehl, dem sogenannten Auszugsmehl, sind aber nur noch 5,5 % Nährsalze und darin nur $2^1/_3$ % Phosphorsäure zu finden, dieses Mehl hat also $15^1/_2$ % Nährsalze und darunter $6^2/_3$ % Phosphorsäure eingebüßt. In dem nicht so feinen Weizenmehl zweiter Sorte sind 6,5 % Nährsalze mit 2,5 % Phosphorsäure und im Roggenmehl $13^1/_3$ % Nährsalze mit $3^1/_3$ % Phosphorsäure, also 7,65 % Nährsalze weniger als in dem Roggenmehl mit Kleie. Daraus folgert ganz von selbst, daß je schwärzer das Mehl ist, also je mehr Kleie es enthält, desto mehr Eiweißstoffe und Nährsalze in ihm vorhanden sind. Auf diese Zusammensetzung des Mehles ist aber bis jetzt viel zu wenig Rücksicht genommen worden, denn das Mehl wurde fast ausschließlich nach Aussehen und Geschmack ausgewählt, und so kam es, daß es beim Weizenmehl nach dem Grade der Feinheit, d. h. nach dem Fehlen der Kleie, sieben oder acht Sorten gab und beim Roggenmehl vier bis fünf Sorten, die hinsichtlich der Farbe, des Geschmacks, der Gärungs- und Backfähigkeit wesentlich voneinander abwichen. Daß aber ein Brot, das lediglich aus Erwägungen des Geschmacksinnes hergestellt wurde, für die Ernährung des Organismus schädliche Folgen haben mußte, ist zwar selbstverständlich, wurde aber trotzdem nicht geändert. Durch das aus den feinen, weißen Mehlsorten gebackene Brot, dem vielgerühmten feinen Weißbrot, wurden dem Körper zu wenig Eiweiß- und Mineralstoffe, aber zu viel Wärme erzeugende und Fett bildende Stoffe zugeführt, woraus bei ausschließlichem Genuß nur dieses Brotes auf die Dauer Magenstörungen, besonders träge Verdauung entstanden. Denn da das feine Brot leicht verdaulich ist, wurden die Verdauungsorgane nicht genug angeregt. Außerdem hat aber dieses feine Mehl auch sehr wenig der für unseren Körper unbedingt nötigen Enzyme, deren Bedeutung man erst in neuester Zeit erkannt hat, weshalb man sie direkt „Lebensstoffe" nannte. In der Kleie sind aber außer Eiweiß und Nährsalzen auch die Enzyme in reichem Maße vorhanden, wenn wir daher bis jetzt die Kleie meistens als Viehfutter verwendeten, so gaben wir eben das Beste des Kornes den Tieren.

Zahlreiche Versuche haben nun ergeben, daß aber auch die einseitige Ernährung mit schwarzem Brot, das also aus Mehl mit aller Kleie besteht, der Gesundheit nicht zuträglich ist, sondern zu Verdauungsstörungen führt infolge der reichlichen unverdaulichen Holzfaserstoffe. Sich nur von Pumpernickel oder Schrotbrot zu ernähren, ist also ebenso verfehlt, als wenn man nur feinstes Weizenbrot essen wollte; am besten und zuträglichsten ist eine Mischung beider. In den Gegenden unseres Vaterlandes, in denen neben dem Schwarzbrot noch weißes Brot gegessen wird, wie z. B. in Westfalen und Rheinland Pumpernickel mit Weißbrot, ist die Broternährung am zuträglichsten. Durch das Brot eines Mischmehles aus dunklen und weißen Mehlen, dem also viel mehr aufgeschlossene Kleie zugefügt wird als dem jetzigen Weizenmehl, wird der ganze Verdauungsprozeß stärker, die Organe der Verdauung werden dadurch zur Tätigkeit angeregt und gekräftigt. Und dieses Brot wird das Brot der Zukunft sein, das dem Volke nicht nur eine geschmackvolle, sondern auch eine den Bedürfnissen des Kraft- und Stoffwechsels genügende Nahrung gibt.

So wichtig wie die Zusammensetzung des zu Brot verarbeiteten Mehles ist aber auch die Herstellung des Brotes, denn seine Verdaulichkeit beruht zum größten Teil darauf, daß die Stärke aufgeschlossen, das heißt mechanisch erweicht und größtenteils umgewandelt wird, was bekanntlich durch das Backen geschieht. Wird dieser Prozeß nicht richtig durchgeführt, dann wird das Brot unverdaulich. Über Unbekömmlichkeit und Unverdaulichkeit des Kriegsbrotes wird aber bekanntlich viel geklagt; sie rühren, abgesehen von den Fällen, in denen dem Brot geradezu schädliche d. h. unverdauliche Stoffe zugesetzt worden sind, von der unrichtigen Behandlung her. „Wenn das Kriegsbrot," so sagt ein gründlicher Kenner dieser Frage, „bei gesunden Leuten Beschwerden hervorruft, so ist es entweder zu frisch oder technisch nicht richtig zubereitet." Nun ist es ja richtig, daß man beim Verbacken ein gutes, nahrhaftes Brot erhält, wenn die Zusätze oder Streckungsmittel, seien es nun Kartoffeln, Mohrrüben oder Kohlrüben, nicht zu groß sind, aber trotzdem steht dieses Brot immer hinter dem aus reinem Mehl gebackenen zurück an Wohlgeschmack wie an Nährkraft, denn die Güte wird durch die Streckungen immer vermindert. Um so nötiger ist daher bei diesem Brot eine sorgfältige Durchführung des Backprozesses, was trotz seiner uralten Handhabung nicht überall geschieht.

Eigentümlicherweise steht trotz aller Erfindungen und Fortschritte die Bereitung des Brotes im wesentlichen noch auf derselben Stufe, wie vor Hunderten, ja Tausenden von Jahren. Wie im grauen Altertum, so wird auch heute noch das Brot aus Mehl, Wasser und einem Lockerungsmittel nebst einer Zugabe von Salz angefertigt. Das an sich fast unverdauliche Mehl muß durch die Brotbereitung seine chemische und physikalische Beschaffenheit so verändern, daß es in einen verdaulichen Zustand versetzt wird. Durch Hinzufügung des Wassers zum Mehl entsteht durch die Einwirkung des Klebers der Teig, der durch ein Gärungsmittel gelockert werden muß. Als solches benutzt man den Sauerteig oder die Hefe; durch beide wird eine Entwicklung von Kohlensäure hervorgerufen, die durch ihr Entweichen eine mechanische Lockerung des zähen Teiges bewirkt. Außer der Kohlensäure bildet sich noch Alkohol, der ebenfalls in der Hitze des Ofens entweicht und dadurch dem Teig einen kleinen Teil der nährenden Stoffe entzieht. Um dies zu vermeiden, mischt man dem Teig oft Chemikalien zu, die die zur Lockerung des Teiges nötige Kohlensäure entwickeln. Diesem Zweck dienen die verschiedenen in großen Mengen hergestellten Backpulver, die den Vorteil haben, daß das Brot sofort nach der Bereitung des Teiges gebacken werden kann, während bei der Gärung durch Sauerteig oder Hefe mehrere Stunden bis zum Backprozeß vergehen müssen.

Der Backprozeß ist der wichtigste Vorgang zur Erzeugung eines schmackhaften und nahrhaften Brotes. Die Backöfen, wie sie heute noch auf dem Lande meistens in Gebrauch sind





haben dieselbe Form und Einrichtung, die sie schon seit Tausenden von Jahren hatten und die uns schon auf den Denkmälern des alten Ägypten entgegentreten. Zum Backen des Brotes ist eine Hitze von 200—225 Grad Celsius erforderlich, je nach Größe, Form und Art des Brotes; Schwarzbrot braucht längere Zeit als Weißbrot, und je größer der Laib, desto länger muß er backen, ehe er gar ist. Von der Beschaffenheit des Mehles hängt die Ausbeute an Brot ab: je feiner und kleiefreier das Mehl ist, desto weniger Brot erhält man, ein Umstand, der bei den jetzigen knappen Vorräten sehr in Betracht gezogen werden muß. Die Masse des Teiges büßt durch das Backen im Ofen etwa 10—12 Prozent ein und später beim Auskühlen noch drei Prozent, so daß man mit einem Gewichtsverlust von etwa 15 Prozent rechnen muß. Im Durchschnitt ergeben 100 Pfund Weizenmehl 125 Pfund Brot und 100 Pfund Roggenmehl etwa 130 bis 132 Pfund Brot.

Schließlich müssen wir noch einer, ebenfalls durch den Krieg herbeigeführten Errungenschaft Erwähnung tun, die wahrscheinlich nicht nur für das Brot der Zukunft, sondern für unsere ganze Ernährung von großer Bedeutung werden kann: das sind die Fortschritte auf dem Gebiete des Kornmahlens. In der frühesten ursprünglichsten Weise wurde das Korn in Mörsern einfach zerstampft und zerrieben, später wurde es auf Handmühlen, dann in Wasser- und Windmühlen gemahlen, wobei die Körner zwischen großen, schweren, geriffelten Steinen, die sich drehten, zerquetscht und zermahlen wurden. In den neuzeitlichen Mühlen, die meistens durch Wasserturbinen, Dampfkraft oder Elektrizität getrieben werden, sind an die Stelle der schweren Mühlsteine stahlharte Walzen aus Porzellan oder Harteisen getreten. Auch zum Sortieren des Mahlgutes sind vielerlei Maschinen vorhanden, die imstande sind, das Mehl in jeder gewünschten Feinheit und Reinheit zu liefern. Alle diese Mühlen vermahlen das Korn mit dem darin enthaltenen Keime für die neue Pflanze. Da dieser Keim aber größtenteils aus Fett und Eiweiß, zwei sehr wichtigen Nahrungsstoffen, besteht, so war es schon lange das Bestreben der Technik, den Keim vom Korne abzusondern, was jetzt bei den angestrengten Kriegsarbeiten zur Gewinnung von Fett endlich gelungen ist.

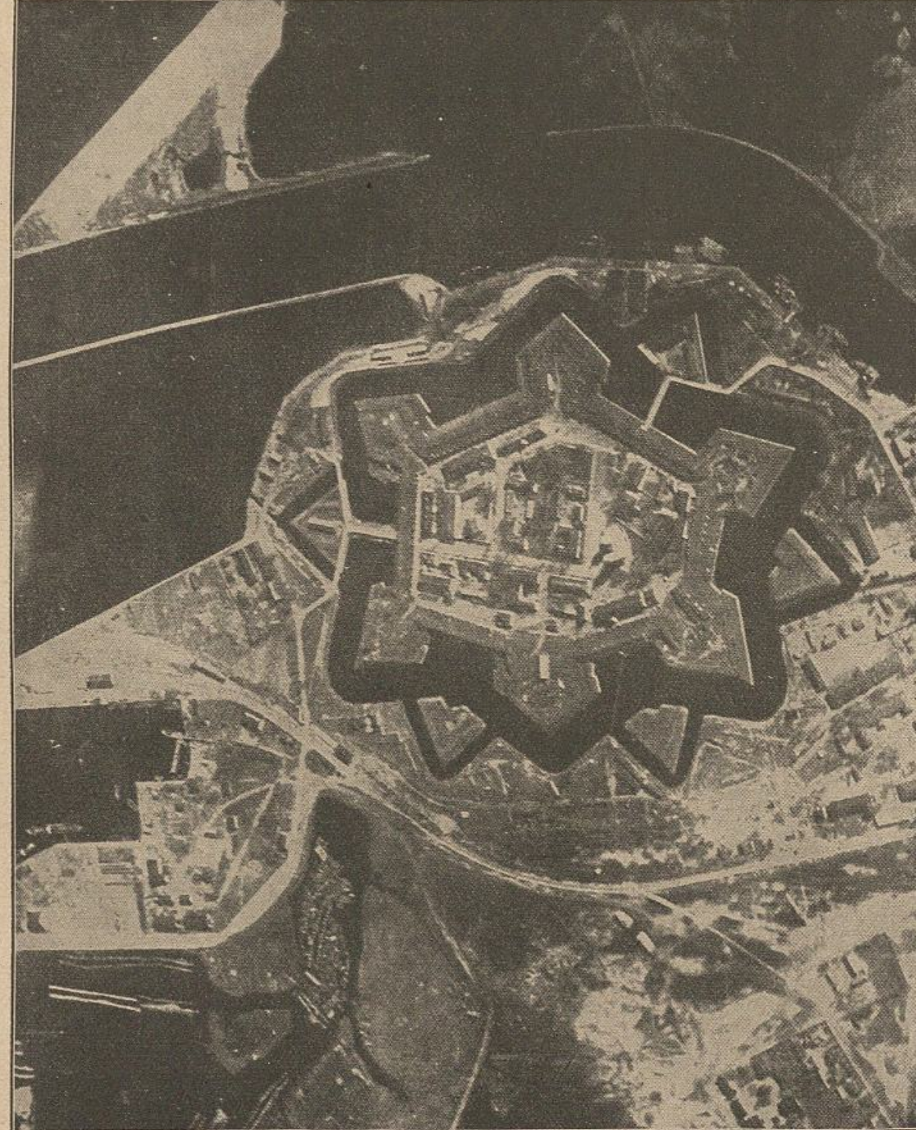
Wie verhält es sich nun aber mit der Verwertung der entkeimten Körner? Die Mehlausbeute wird nur unerheblich verringert, nur um ein Prozent, das Mehl selbst aber wird verbessert, weil die Fettsäuren, die bei schlechter Lagerung durch ihr Ranzigwerden die Muffigkeit und Bitterkeit des Mehles in erster Linie verursachen, fehlen. Das Mehl wird also sicherlich haltbarer und weniger leicht dem Verderben ausgesetzt. Ob aber das aus diesem Mehl gebackene Brot eine bemerkenswerte Einbuße an Nährstoffen erleidet, erscheint fraglich, und das muß erst durch eingehende Versuche festgestellt werden. Anzunehmen ist eine fühlbare Schädigung des Mehles nicht, da ja die Kleie dem Mehl verbleibt. Unsere neuen Mahlverfahren, die eine vollständige Vermahlung des Kornes gestatten, liefern ein Vollkornbrot, das allen Ansprüchen an ein gutes, schmackhaftes und nahrhaftes Brot in jeder Beziehung genügt und deshalb wird es auch das Brot der Zukunft sein.

## Riga erobert!

Der 3. September hat unseren sieggewohnten Truppen wieder einen wirklich großen Erfolg beschert. Riga ist in unserm Besitz, und auf dem alten Schloß der Großmeister des Deutschen Ordens von Livland weht die deutsche Fahne!

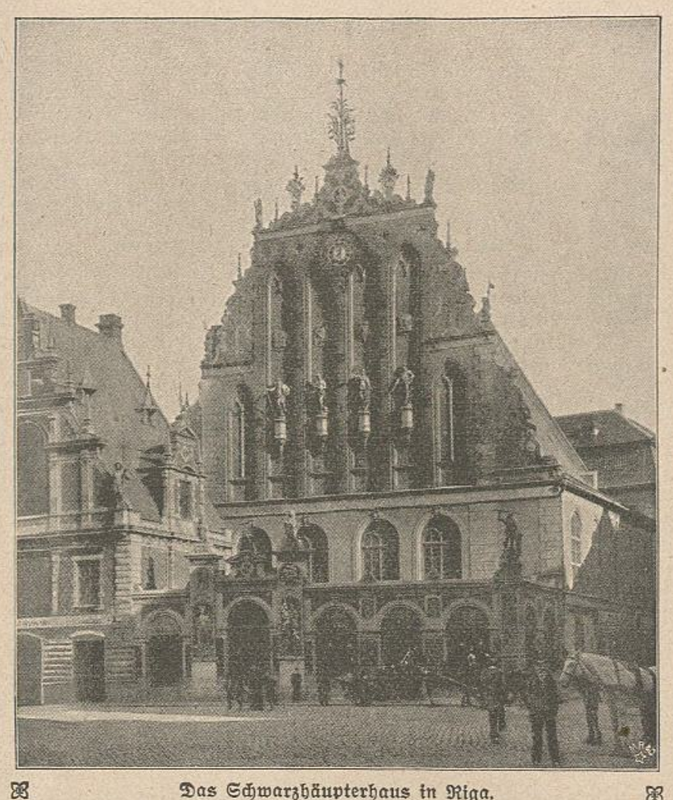
Als Hindenburg im Sommer 1915 Kurland eroberte, kam sein Vormarsch zunächst in der allgemeinen Linie Schönberg—Bauske—Mitau zum Stehen; etwas später gelang es dann noch, die Russen auf die Dünalinie zurückzuwerfen. Seitdem blieb diese Front im großen Ganzen unverändert. Die Artillerien bekämpften sich in täglich wiederholten Feuerüberfällen, Vorposten und Aufklärungstrupps lieferten sich Gefechte; aber größere Infanteriemassen traten nicht in Wirksamkeit. Beim Ausbruch der Revolution glaubte in Rußland jedermann an eine sofortige und allem Anschein nach leichte Eroberung des Restes der baltischen Provinzen, und Kerenski hatte sich mit diesem Gedanken schon so vertraut gemacht, daß er in öffentlichen Reden und Privatgesprächen bereits auf das Ereignis hinwies mit der Bemerkung, daß die Provinzen nicht Rußland seien, und wenn die Deutschen sie nehmen wollten, so möchten sie die ohnehin nur von Letten, Esten und Deutschen bevölkerten Landstriche ruhig behalten. Aus nicht bekannt gewordenen Gründen erfolgte ein solcher deutscher Vorstoß aber nicht, und Kerenski fand bei seinen Volksgenossen gläubige Hörer, wenn er die deutsche Zurückhaltung als ein offensichtiges Zeichen militärischer Schwäche hinstellte. Daß er sich darin irrte, haben ihm die schweren Schläge bewiesen, durch die das russische Heer aus Ostgalizien und der Bukowina hinausgeworfen wurde; und ein neuer Beweis ist jetzt die Eroberung der wichtigen Stadt Riga, die unerwartet schnell in unsere Hände fiel.

Am 1. September begannen bei Üxküll, etwa zwei Meilen oberhalb Riga, deutsche schwere Haubitzen und Minenwerfer die am östlichen Düna-Ufer angelegten russischen Befestigungen unter Vernichtungsfeuer zu nehmen.



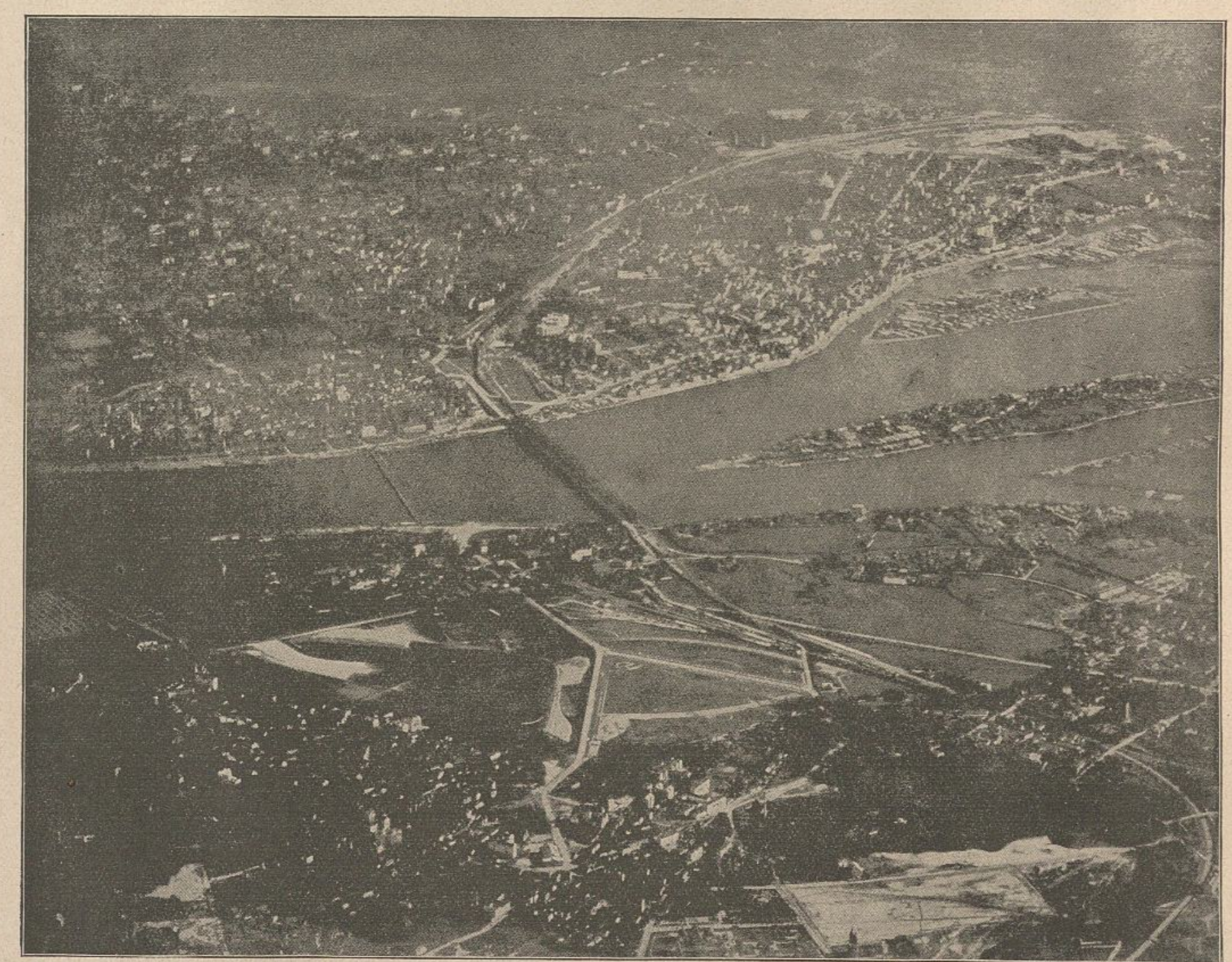
Die Festung Dünamünde von einem deutschen Flieger aufgenommen. Die dunklen Flächen sind Wasser- und Sumpfgebiet.

Riga selbst konnte unmittelbar ja nicht angegriffen werden, denn im Westen und Süden dieser Stadt zieht sich der breite Tirulsumpf hin, der die Entwickelung größerer Truppenmassen unmöglich macht. Nachdem die in dem weichen Boden angelegten russischen Verteidigungswerke zerstört waren, ging die 8. deutsche Armee unter Führung des Generals der Infanterie v. Hutier in breiter Front über den Fluß. Das war natürlich nicht leicht, denn die Düna ist ein mächtiger Strom von 400 Meter Breite. Aber der Übergang wurde trotz hartnäckigen Widerstandes der Russen schnell erzwungen. Damit waren die nördlich der Durchbruchstelle stehenden russischen Truppen ernstlich bedroht, und sie gaben denn auch ihre Stellungen sofort auf und traten fluchtartig den Rückzug an. Dichte, ungeordnete Heerhaufen drängten sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen Wegen von Riga nach Nordosten. Um diese flüchtenden Truppenmassen zu retten, warfen uns die Russen südlich der großen Straße nach Wenden starke Kräfte in verzweifelten blutigen Angriffen entgegen. Aber sie erlagen in erbittertem Kampfe dem Ansturm unseres siegreichen Heeres. So konnte die große Rückzugsstraße von unseren Vortruppen noch so zeitig erreicht werden, daß wenigstens einige Tausend Russen gefangen genommen wurden. Außerdem erbeuteten wir mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgerät. Viel wichtiger als dies aber ist, daß Riga erobert wurde und daß die freilich veraltete Festung Dünamünde am nächsten Tage folgte. Riga erobert, die Perle der Ostsee, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Livland: ein herrlicher Erfolg!



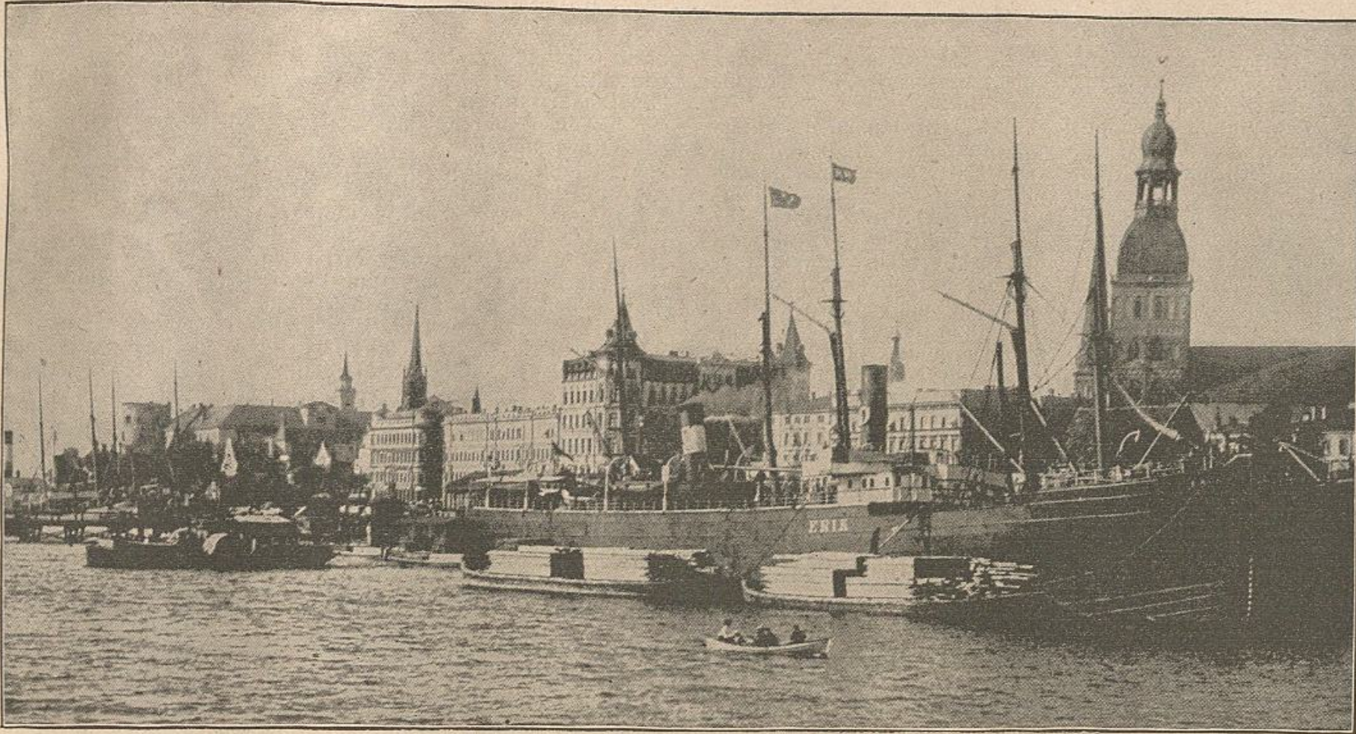
Das Schwarzhäupterhaus in Riga.

Vom heilgen Adalbert begründet, war Riga später Jahrhunderte lang eine Hochburg des Deutschen Ordens. Dann kam es in Besitz der Polen, denen es von Gustav Adolf entrissen wurde. Hundert Jahre später, im Jahre 1721, eroberten es dann die Russen. Aber trotz so langer Fremdherrschaft blieb Riga in seinem äußeren Ansehen und in seinem inneren Wesen eine deutsche Stadt. Noch heute ist fast die Hälfte der Bewohner (46 vom Hundert) deutsch. Rigas Bedeutung liegt einmal in seinem Handel, denn ein großer Teil der russischen Erzeugung an Flachs, Holz, Leder und Getreide wird von hier ins Ausland verfrachtet. Aber auch seine Industrie ist beträchtlich: in den Vororten Hagensberg, Thorensberg und Sassenhof sind bedeutende Tuch-, Papier- und Automobilfabriken. Dabei ist Riga aber eine schöne und für russische Verhältnisse ungewohnt peinlich saubere Stadt. Herrliche Anlagen, wie der Wöhrmann-Park und der Kaiserliche Garten, altehrwürdige Kirchen, viele inhaltreiche Museen und andere schöne Bauten zum Teil noch aus der Hansazeit zeigen die alte deutsche Kultur des Ortes.



Riga aus 300 Meter Höhe. Im Vordergrund der Mitauer Stadtteil mit dem Peterpark, im Hintergrund die Altstadt und der Hauptbahnhof.





Der Hafen von Riga. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Die Eroberung von Riga ist eine beredte und schlagende Antwort auf des Präsidenten Wilson wahnwitzige Zumutungen an das deutsche Volk. Während Engländer und Franzosen an unserer Westfront, die Italiener am Isonzo mit ungeheurer zahlenmäßiger Übermacht gegen unsere Linien anrennen und, koste es, was es koste, uns niederzuzwingen suchen, haben wir ein großes Heer bereit, um an wichtiger Stelle unsererseits zum Angriff vorzubrechen. Das ist der untrügliche Beweis unserer ungebrochenen militärischen Kraft, die uns schließlich trotz dem und alle dem zum Siege führen wird! v. M.

## Landwirtschaftliches aus Rumänien.

Wenn Rumänien — und mit Recht — eine Kornkammer genannt wird, so beruht dies nicht auf der Höhe der Erträge, auch nicht auf der Größe der Ackerbaufläche, die an und für sich nicht höher ist als in Deutschland, sondern vielmehr auf der geringen Bevölkerungsdichte und auf dem außerordentlich hohen Anteil, den der Getreidebau einnimmt. Mehr als 80 Prozent der Ackerfläche sind mit Getreide bestellt, davon 33,7 Prozent mit Mais, 29,9 Prozent mit Weizen, 17,9 Prozent mit Hafer, Gerste und Roggen.

Der Durchschnittsertrag der etwa fünf Millionen Hektar betragenden mit Getreide bebauten Fläche ist weit geringer, als in Deutschland; er beträgt nur $12\frac{1}{2}$ Doppelzentner auf



Heimkehr von der Erntearbeit auf dem Krongute Segarcea: Die Frauen und Mädchen reiten nach Hause, um die Mahlzeit für die nachfolgenden Angehörigen zu bereiten. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

den Hektar (in Deutschland 18 Doppelzentner). Dessenungeachtet konnte Rumänien mehr als die Hälfte seiner Getreideernte ausführen.

Es gibt in Rumänien drei Arten landwirtschaftlicher Betriebe: Krondomänen, Großgrundbesitz und Bauerngüter. Die Bauern, die eigentlichen Bearbeiter des Grund und Bodens, waren seit dem 16. Jahrhundert mit geringen Ausnahmen tributpflichtige Zinsbauern geworden, während der Großbetrieb der Pachtgüter durch zwei Umstände niedergehalten wurde: durch das Vorkaufsrecht der Türkei auf das Getreide, wodurch die Getreideausfuhr gefesselt war, und durch das Pachtsystem (fünf Jahre) der reichen Bojaren und griechischen Kapitalisten, die bei der Verpachtung ihrer Güter nur die Erzielung einer möglichst hohen Pachtsumme im Auge hatten und sich wenig darum kümmerten, ob der Viehstand gedieh oder zugrunde ging und ob dem besitzlosen und von Bojaren oder von Pächtern abhängigen Bauernstande leichte oder schwere Bedingungen auferlegt wurden. Um das Land wirtschaftlich zu heben, mußten die Besitzverhältnisse von Grund aus umgestaltet werden: ein unabhängiger Kleinbauernstand mußte geschaffen werden.

In Rußland war im Jahre 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und den Bauern der Erwerb von Sondereigentum gestattet worden. Eine ähnliche bahnbrechende Reform wurde in Rumänien im Jahre 1864 eingeführt. Alle auf Staats-, Kloster- und Privatgütern ansässigen Bauernfamilien wurden als frei erklärt und je nach ihrer Stellung als doppelhufige (mit vier Ochsen und einer Kuh), einhufige (zwei Ochsen und einer Kuh) und halbhufige (eine Kuh) Bauern mit Acker-, Wiesen- und Weideland bedacht gegen eine in 15 Jahren mit den Staatssteuern zu entrichtende Entschädigung.

Die von der Bauernbefreiung erhoffte Wirkung trat nicht ein; einer der Hauptgründe lag darin, daß die Befreiung verfrüht und überstürzt kam, denn noch aus früheren Zeiten hatte der rumänische Bauer mancherlei Untugenden, die seiner Selbständigkeit hinderlich waren. Aber auch das Gesetz hatte viele Mängel. Der den Bauern zugedachte Besitz war zu klein; von 500,000 bis 550,000 befreiten Bauern erhielten nur zwei Drittel, ungefähr 400,000, Ländereien, und dies in so bescheidenem Maße, daß ihre Arbeitskraft nicht völlig ausgenutzt werden konnte. Die Bodenparzellen sind vielfach nicht groß genug, um einer ganzen Familie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern. Dadurch blieb der Bauer nach wie vor abhängig von den Großgrundbesitzern und Pächtern, was sehr drückend auf den Bauernstand wirkte und viel Unzufriedenheit zur Folge hatte. Der größte Teil der rumänischen Bauern legt keine Ersparnisse zurück, und der Pächter lebt von der Hand in den Mund, so daß eine einzige schlechte Ernte hinreicht, das produzierende Element in der Landwirtschaft an den Bettelstab zu bringen. Ein auf niedrigster Bildungs- und Kulturstufe in Armut und geradezu erschreckender Bedürfnislosigkeit dahinlebender rumänischer Bauernstand steht fremd und furchtsam dem Großgrundbesitzer, dem Bojaren, gegenüber; der kärgliche Unterhalt der rumänischen Bauern hängt Sommer und Winter völlig von der Gnade des Bojaren oder seines Pächters ab.

Beim Großgrundbesitz sind die Verhältnisse nicht besser. Güter von mehr als 3000 ha sind zu etwa 72 Prozent verpachtet, diejenigen von 100 bis 3000 ha, zu etwa 57 Prozent, der mittlere Besitz von 50 bis 100 ha zu 28 Prozent. Die selbstwirtschaftenden Großbojaren gehören zu den Ausnahmen; sie verbrachten stets den größten Teil ihres Lebens in Paris und in anderen Hauptstädten des Westens, wo sie ausschließlich dem Vergnügen lebten und ihre Pächter und Bauern darben ließen. Die Großpächter sind zudem in der Regel gar keine Landwirte, sondern dunkle Finanzmänner, von denen man erst recht nicht viel erwarten darf. Die gesamte Last der landwirtschaftlichen Erzeugung trägt somit der Kleinbauer, der mit seinem Vieh und mit seinen Geräten nahezu die Hälfte des verpachteten Großgrundbesitzes bearbeiten muß.

Die Krondomänen, die aus vierzehn Gütern bestehen, üben als Musteranstalten einen ziemlich großen Einfluß aus; ihre Verwaltung und Bewirtschaftung ist übrigens nicht nur für Rumänien, sondern auch für den Westen vorbildlich geworden. Auf ihnen wird nicht nur Landwirtschaft, sondern auch Großindustrie und eine sehr entwickelte Hausindustrie betrieben; ebenso wurden in der rationellen Forstkultur überraschende Erfolge erzielt, wenn auch mit großem Kostenaufwand. Ein Teil der großen Sägewerke auf den Krondomänen, war durch Deutsche und deutsches Kapital gegründet worden, z. B. in Malini. Auf Kosten der Verwaltung der Krondomänen wurden 46 Musterschulen errichtet, in denen neben Volksschulunterricht auch Anleitung in verschiedenen Arbeiten (Weberei, Strohflechterei, Drechslerei, Wagnerei, Töpferei usw.) erteilt wird. Weiter wurden landwirtschaftliche Vereine und Büchereien errichtet und regelmäßig land- und forstwirtschaftliche Vorträge gehalten. Außerdem gründete man einen gemeinsamen Spar-, Hilfs- und Unterstützungsverein. Eine Bauordnung für Bauern und Arbeiterhäuser wurde durch Gesetze geregelt und auf den Krondomänen in allen Einzelheiten durchgeführt, sodaß man hier fast ausschließlich Musterhäuser findet.

Bei dem vorzüglichen Weizenboden ist die Hauptkulturart naturgemäß der Weizen- und Maisbau. Die noch unbebaute Fläche besteht in der Hauptsache aus Wald (2 Mill. ha) und Naturweide. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß in Rumänien ein sehr großer Teil der Gesamtfläche für den Getreidebau ungeeignet ist; dahin gehört der ziemlich breite Gürtel der Karpathen, der etwa ein Fünftel der Landesfläche einnimmt, und die breiten Überschwemmungsgebiete der Sereth und der Donau.

Die Maisernte Rumäniens ist fast immer größer als die Weizenernte. Bei der Ausfuhr hingegen ist das Verhältnis umgekehrt. Die Roggenernte ist nicht groß, sie gelangt aber zum weitaus größten Teile (80 Prozent) zur Ausfuhr. Vom Weizen wurden durchschnittlich 53,2 Prozent, von Mais nur 37,4 Prozent ausgeführt. Der Inlandverbrauch von Mais ist deshalb so groß, weil die Mamaliga, ein der italienischen Polenta ähnlicher dicker Maisbrei, das vorherrschende Volksnahrungsmittel bildet. In seiner Gesamt-Getreideernte (Weizen, Mais, Roggen) steht Rumänien an achter Stelle und wird nur übertroffen von den Vereinigten Staaten, Rußland, Österreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, Indien, Italien. An Mais erntet Rumänien 34 kg auf den Kopf der Bevölkerung; nur die Vereinigten Staaten erzeugen mehr.

An Hafer wurden im letzten Jahrzehnt durchschnittlich 50 000 Tonnen das Jahr ausgeführt, zum größten Teil nach England und Deutschland; im Lande selbst wird wenig Hafer verbraucht. Der Anbau von Kartoffeln und Zuckerrüben nahm stetig, wenn auch langsam zu. Die Kartoffel ist in Rumänien nicht, wie in andern Ländern, ein Volksnahrungsmittel, sondern kommt nur auf den Tisch der besseren Städter, die lange im Auslande gewohnt haben. Der Anbau von Zuckerrüben genügt bei weitem nicht, um den reichlichen Bedarf an Zucker zu decken, obwohl weite Gebiete, namentlich in der Moldau, sich vorzüglich zum Rübenbau eignen. Tabak wird in der Walachei fast überall angebaut, hauptsächlich im Distrikt Ilfor (Bukarest), im ganzen etwa 6000 ha, die durchschnittlich eine Jahresernte von 35 000 Doppelzentner ergaben im Werte von 30 Millionen Leï. Hopfen wird merkwürdiger Weise so gut wie gar nicht gepflegt, obwohl sich die Biererzeugung von Jahr zu Jahr steigerte; es gibt in Rumänien etwa 22 Brauereien, die ihren Bedarf an Hopfen vom Ausland beziehen mußten.

Was den Weinbau anlangt, nimmt Rumänien die fünfte Stelle ein unter den Weinländern Europas, da sich Boden und Klima für die Kultur der Weinrebe vorzüglich eignen. Die beliebtesten Weinsorten wachsen in den schönen Hügelländereien am Fuße der Karpathen; der Boden ist hier kiesel- und kalkhaltig, erzeugt aber den besten Wein, während der fette Boden der niedrigen Regionen einen minderwertigen und säuerlichen Wein bringt, der sich schlecht zum Versand eignet. In der Kleinen Walachei würden die Flußsandgegenden, wie sie sich hier in einer Ausdehnung von 27 000 ha vorfinden, vorzüglich für den Weinbau passen; bis jetzt lagen diese Gegenden unbenützt da. Für den Gemüse- und Gartenbau wie auch für den Obstbau sind die klimatischen Verhältnisse nicht günstig, und bis jetzt hat das rumänische Volk wenig Sinn dafür gezeigt. Melonen und Zwiebeln sind die Haupterzeugnisse des Gemüsebaues, von welchen alljährlich große Mengen auch nach Deutschland ausgeführt wurden. Die Hauptobstsorte ist die Pflaume, aus der der Rumäne einen sehr gesuchten Branntwein herstellt, und es gibt im Lande nicht weniger als 20 000 Destillationen, in denen dieser Volksschnaps gewonnen wird.

Die Viehzucht ist im Verhältnis zu früheren Jahrzehnten erheblich zurückgegangen. Die Hauptursachen sind folgende: die vorwiegende und frühzeitige Verwendung des Hornviehs zur Feldarbeit, die Zunahme von Viehseuchen und die Verminderung der natürlichen Weideplätze. Ein Land wie Rumänien, wo die Landwirtschaft so entwickelt ist, sollte auch im Wiesenbau weiter sein, als es leider jetzt der Fall ist. In vielen Gegenden ist die Viehzucht für die Landwirte nicht eine Einnahmequelle, sondern eine Last; anders sieht es freilich auf den Krondomänen aus, wo Futterkräuter angebaut werden und neuzeitliche Meiereien errichtet sind. Die Schweinezucht ist ziemlich ausgedehnt; es gibt wohl kaum einen rumänischen Bauern, der nicht einige Schweine hält. Die Schafzucht, die für die Fleisch-, Käse- und Wollproduktion im ganzen Lande betrieben wird, ist ebenfalls zurückgegangen; die größten Schafherden werden in der Dobrudscha angetroffen. Im Jahre 1914 betrug der Viehstapel in Rumänien: 2 584 000 Rinder und Büffel, 854 000 Pferde, 8 000 Esel und Maultiere, 5 655 000 Schafe, 233 000 Ziegen, 1 702 000 Schweine; zusammen etwas mehr als 11 Millionen Köpfe (das kleinere Bulgarien besitzt 13 Millionen).

Die Kleine und die Große Walachei mit ihrem fruchtbaren





Gänseherde des Krongutes Segarcea.

Ackerboden und der südliche Teil der Moldau sind in unseren Händen; die Dobrudscha, das Land mit den hundert bulgarischen Bauernmillionären und über 8000 ha des vorzüglichsten Bodens ist wieder bulgarisch. Man hat ausgerechnet, daß für 232 Milliarden Werte in Rumänien von den Mittelmächten verwaltet werden (Domänen, Fischerei, Salzpfannen, Petroleumquellen, Bergwerke, industrielle Anlagen, Häfen, Eisenbahnen usw). Die Staatsforsten im besetzten Gebiete haben einen Umfang von 1,06 Mill. Hektar; sie hatten früher einen jährlichen Ertrag von 8 Mill. Leï; wenn dieselben gut ausgebeutet werden, kann man diesen Ertrag leicht auf 25 Mill. erhöhen. Die Staatsdomänen haben einen Wert von 200 Mill. Leï; die ertragreichsten sind die von Braila, Yagolia, Piatra, Monasterei, Slobotzia. Die Fischerei (ein Staatsmonopol) ergab auf täglichen Auktionen einen Reingewinn von 4 Mill. Leï im Jahre. Die Salzpfannen, wo meistens Sträflinge beschäftigt wurden, lieferten dem Staate jährlich 10 Mill. Leï Reingewinn. Die Petroleumquellen stellen einen Wert dar von 300 Mill. Leï, und das Eisenbahnnetz im besetzten Gebiet einen solchen von 1060 Mill. Leï.

Das Klima Rumäniens ist ausgesprochen kontinental und unterscheidet sich wenig von dem Deutschlands. Freilich beeinflussen große Schwankungen der Witterungsverhältnisse und der Niederschlagmengen die Bestellungszeit und die Ernte oft ganz erheblich. Jedenfalls findet die deutsche Verwaltung in Rumänien nicht nur die denkbar günstigsten Bodenverhältnisse vor, sondern auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse sind derart, daß wir in Deutschland für unsere Volksernährung daran große Erwartungen knüpfen dürfen. Es steht jetzt schon fest, daß die Besetzung Rumäniens durch Deutschland für seine Landwirtschaft eine Radikalkur bedeutet, die zunächst uns die wohlverdienten Früchte für unsere Arbeit bringt, aber nach beendetem Kriege auch dem Lande selbst zum Segen gereichen wird.



Schweineherde des Krongutes Segarcea. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.

# Die große Glocke von Heiligengrabe.

Von Adolphine von Rohr, geb. von Gersdorff, Äbtissin zu Heiligengrabe. Den alten Kindern gewidmet.

„Herr Otto Ehlers zu Putlitz, schnell,
Schafft eine Glocke uns zur Stell',
Die künde in lauten Tönen
Mit der Glockenstimme, der schönen:
Was uns das Leben auch bringen mag,
Wir wollen wirken jeden Tag
Soli Deo Gloria."

1704 Anno Domini
Sprach diese Worte Hedwig Marie
Von Wittstruck, die in jenem Jahr
Die Domina des Klosters war.
Hermann Christian Karstedt von edlem Blut,
Der Klosterhauptmann, fromm und gut,
Stimmt zu der Frommen Wollen ein:
„Gießt, Otto Ehlers, die Glocke fein.
Sie wecke zur Arbeit. Sie singe zur Ruh
Und rufe mahnend den Wirkenden zu:
Soli Deo Gloria."

Der Meister schuf. Die Glocke kam.
Wie froh Heiligengrabe die Glocke nahm!
Dort, wo die Straße nach Pritzwalk geht,
An der Grenze ganz Heiligengrabe steht.
Kränze um Wagen und Glocke sich schwingen,
Der Pfarrer spricht, und die Kinder singen:
„Soli Deo Gloria."

So bringen sie fröhlich die Glocke ein,
Die Klosterfraun warten im Abendschein.
Bereit steht die Mannschaft. Das Seil erbebt.
Zitternd die Glocke empor sich hebt.
Die Welle greift ein. Die Glocke schwingt,
Der erste Ton durch die Lande klingt:
„Soli Deo Gloria."

Wie ihr erster Ton erklang aus der Höh,
So mahnte sie weiter, von je zu je,
Zweihundertdreizehn Jahre lang
Zu Freud und Schmerz mit dem gleichen Klang.
Sie sang die Äbtissin von Wittstruck zur Ruh
Und rief dann den andern: „Nun wirke du,
Soli Deo Gloria."

„Wirke mit denen, die Gottes Wille
Deiner Hut vertraut in des Klosters Stille,
Gib ihnen Raum, sich zu entfalten,
Den Geist laß mehr als den Buchstaben walten.
Gib ihnen Arbeit, daß Kräfte sich regen,
Die über die Mauern wirken als Segen.
Soli Deo Gloria."

Frau Äbtissin Schierstädt erfaßte den Sinn.
Ihr Wollen stärkte die Königin.
Friedrich Wilhelm IV. fördert den Plan.
Eine fröhliche Zeit der Arbeit hebt an.
Ein Lehren und Lernen, täglich aufs neue.
Und die Glocke, sie mahnet in alter Treue:
„Soli Deo Gloria."

Alte Kinder, begleitet euch noch der Klang,
Der über euch schwebte den Weg entlang
Durch den Klostergarten, als Paar für Paar
Ihr zum Kirchtor schrittet an unsern Altar,
Dort zu geloben, fürs ganze Leben
Eure Kraft zu nützen in Wirken und Streben
Soli Deo Gloria?

Und euch, die ihr selbst unsrer Glocke Strang
Ziehen durftet, als Siegessang
Schwebte über das Vaterland,
Kündend und preisend: des Herren Hand
Hat unsern Helden den Sieg gegeben,
Ob sie auch sterben, Deutschland soll leben
Soli Deo Gloria.

Opfer! Reich ist, der hat zu geben.
Kinder, das war auch euer Erleben.
Stählt eure Seelen, heiligt die Herzen,
Daß wir das höchste Ziel nicht verscherzen,
Dem Hohen und Edlen gebet euch hin.
Opfert ihm alles! Das ist Gewinn.
Soli Deo Gloria!

Das Vaterland ruft. Nun gebt eure Glocken.
Zum letzten Male erschallt ihr Locken.
Kinder, ergreift noch einmal den Strang
Und ihr Ton begleite euch lebenslang.
Ihn laßt euch mahnen, ihn laßt euch raten.
Wirket danach in Worten und Taten
Soli Deo Gloria.

Kränze um Glocken und Wagen sich schlingen.
Der Pfarrer spricht und die Kinder singen. —
Geht hin, ihr Glocken, mit ehernem Klang
Mischt eure Stimme dem Schlachtengesang.
Singet mit Macht, daß die Feinde erbeben:
„Wir wollen sterben. Deutschland soll leben,
Soli Deo Gloria."

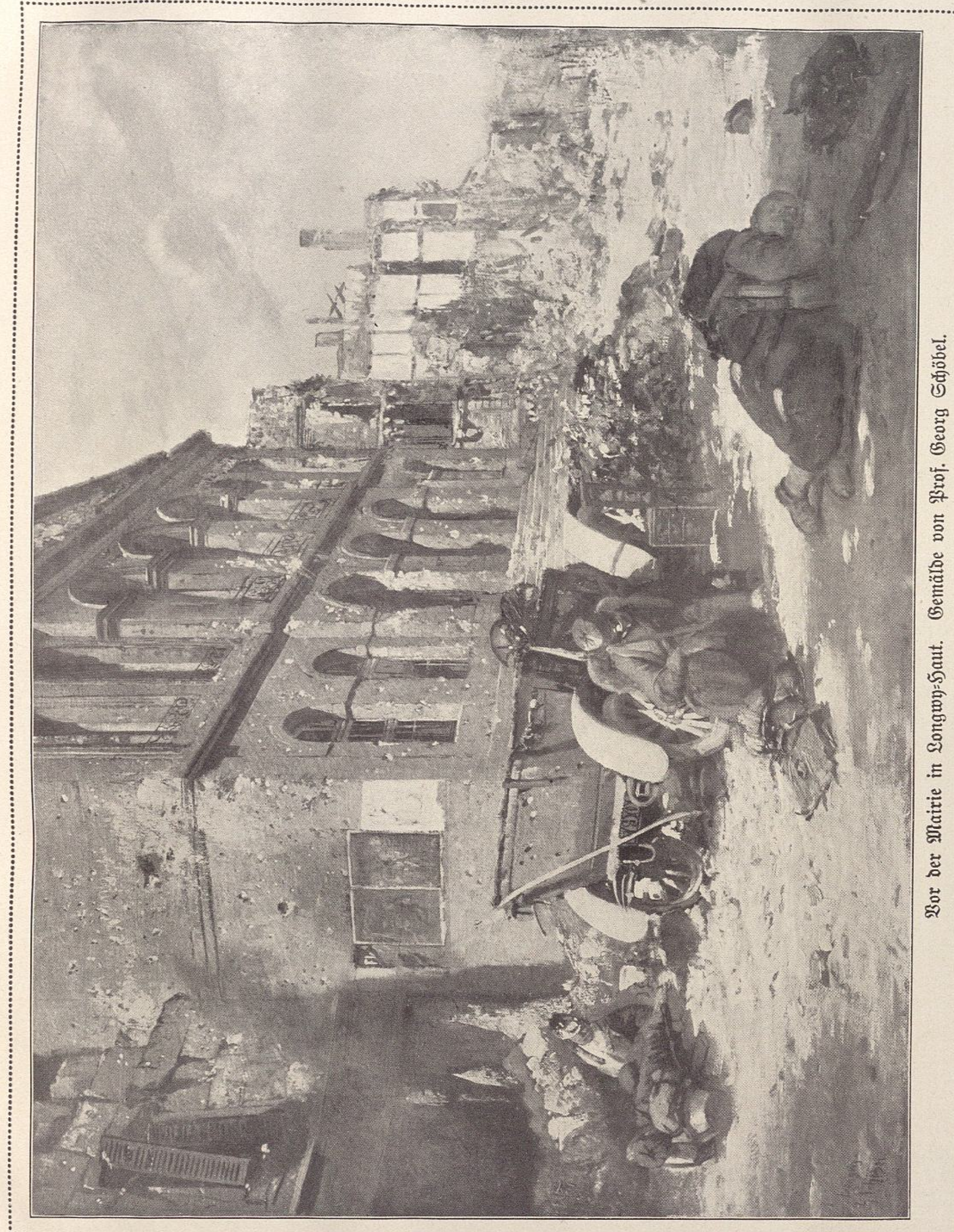
Die große Glocke auf ihrer letzten Fahrt.

# Der Tag des Deutschen. Von Johannes Höffner.

Nach allen unseren Erfahrungen von der frühesten Geschichte bis auf den heutigen Tag werden wir uns leider keiner sentimentalen Hoffnung auf Brüderlichkeit und friedliche Zusammenarbeit aller Völker hingeben dürfen. Wenn der Demokratismus aller Länder sich in diesen Träumen wiegt und wenn in der Tat auf derartig utopistischen Ideen sich die Politik unserer nächsten Zeit aufbauen sollte, so wäre dies von uns aus eine deutsche Gemütstorheit, die wir mit dem vergeblich geopferten Blut unserer Besten und Hoffnungsvollsten bitter bezahlen müßten.

Was der deutschen Seele heut nottut, das ist ein großer Realpolitiker vom intuitiven Genie Bismarcks, ein Mann, den nicht die berechnende Vernunft regiert, sondern das hellseherische Wissen vom menschlichen Herzen, das sich ewig gleich bleibt. Man wird nicht Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln; nie und nie werden die Erben der Romanen und Waräger die Freunde Deutschlands sein. Die Seele eines Volkes bleibt sich gleich, was immer der einzelne der Menschlichkeit geben möge. Erfaßt die Glut des nationalen Gedankens ein Volk, so wird keine Versöhnungspolitik aller Welt ihn ersticken — ein solches Volk würde verächtlich sein. Allem Anschein nach wird die Zukunft uns eine noch





Vor der Mairie in Longwy-Haut. Gemälde von Prof. Georg Schöbel.

innigere Verbindung zwischen England und Frankreich bringen; bleibt, wie wir es dank der Tapferkeit unserer Armeen mit Sicherheit hoffen dürfen, Frankreichs Gier nach dem Wiederbesitz der von Ludwig dem Reich geraubten Provinzen, Englands Hoffnung auf Vernichtung des deutschen Welt- und Lebenswillens unerfüllt, bewahrt der Genius Deutschlands das Reich in Wahrheit vor der sumpfigen Kleinleutepolitik des Friedens „ohne Annexionen und Entschädigungen", so sollen wir wissen, daß wir ewig und immer diesem Block mit all dem, was sich um ihn herum kristallisiert, kampfbereit gegenüberstehen müssen. Unzweifelhaft bis zu dem Zeitpunkt, in dem die alte Gefahr von Osten nicht nur das Reich, in dem sie das ganze Abendland bedroht, in dem Asien sich an der Hand der Karte davon überzeugt, daß das alte Europa nichts als ein Ausläufer seines eigenen, gewaltigen Leibes ist. Zurzeit scheuen unsere Gegner ja keine Mühe, Japan in jeder Beziehung mit europäischen Kampfmitteln, europäischen Errungenschaften bis ins kleinste vertraut zu machen und der gelben Rasse das Schwert zu schmieden, das die Söhne Nippons gegen unsere und ihre Enkel erheben werden, wenn die Völker Europas sich gegenseitig so weit zermürbt und zerfleischt haben werden, daß ihre Entkräftung dem Feinde leichtes Spiel bietet. Dann freilich würden die Sonderinteressen dahinsinken, und sicher würde es zu spät sein.

Hier liegt die große Zukunftsaufgabe Deutschlands beschlossen. Deutschland und Österreich in Gemeinschaft mit dem ihnen angegliederten aufstrebenden, germanisch gesinnten Slawentum müssen als Mitteleuropa eine Einheit darstellen, die durchaus kein neuer Gedanke ist, die schon die Sehnsucht unserer Väter war, die Schiller vorschwebte, für die Friedrich List gestorben ist, für die Friedrich Hebbel, der in Österreich heimisch gewordene Deutsche, der frühe Vorkämpfer aus aller Kraft seiner starken Seele war. Mit Rußland hinter sich, gelang es Bismarck, während das geschwächte Frankreich mit sich zu tun hatte, England selbst ohne Flotte in Schach zu halten: „Schüchternheit gegenüber der Rücksichtslosigkeit der englischen Kolonialpolitik ist nicht angebracht und kein Mittel, um in guten Verhältnissen mit England zu bleiben. Die Schonung der englischen Empfindlichkeit führt nur dazu, die englischen Ansprüche zu steigern", schrieb er damals unserem Botschafter in London in die Instruktion. Wir werden in einer schwierigeren Lage sein.

Schwierig wird unsere Lage vor allen Dingen infolge der lügenhaften Überfälle auf unsere Ehre dem neutralen Auslande gegenüber. Vom ersten Augenblick des Krieges an waren auch die unterirdischen Mächte organisiert; die Presse, der Nachrichtendienst, der Film, alles in der grellen Plakatwirkung, die sich auch dem widerstrebenden Gebildeten einprägen muß, in psychologisch höchst geschickter Anpassung an die Moritaten und Schreckenskammern der Jahrmärkte. Man konnte es grob und man konnte es fein: wer nicht an die abgehackten Kinderhände glaubte, der glaubte doch an die Vergewaltigung des unschuldigen Belgiens, die wir durch den Mund des ersten verantwortlichen Reichsbeamten mit bekannter Gewissensstrenge auch noch männlich gefaßt eingestehen mußten! Was nachkommt beißt der Wolf, sagt die Weisheit des Volkes; im Urteil der Welt nützte es uns nichts mehr, als später die geheimen Abmachungen des „überfallenen" Landes ans Licht kamen. Von Anfang an hatten wir wieder den richtigen Anschluß verpaßt; viel zu spät dämmerte uns in der zunehmenden deutschfeindlichen Stimmung der neutralen Länder auf, zu welchem Zweck die Entente diesen heimtückischen Feldzug gegen die Ehre unseres Volkes betrieb, und wenn auch heute kein Mensch mehr an die verstümmelten Krankenschwestern, gespießten Säuglinge und Greise glaubt — die romanisch gelenkte Politik weiß von den lateinischen Vätern her: es bleibt immer etwas hängen! Es ist auch wirklich hängen geblieben.

Nachdem wir endlich begriffen hatten, zögerten wir auch nicht, die Taten unserer Gegner gebührend an den Pranger zu stellen; es sah nach Vergeltungsmaßregel aus und wurde so ausgelegt: wir dächten uns Greuel aus, um nicht allein die schwarzen Schafe zu sein. Wer sich verteidigt, der ist immer im Nachteil.

Und nun die Art unserer Verteidigung selbst. Sie ist so namenlos ungeschickt, unwürdig beflissen, daß sich jedem Deutschen, der sein Land liebt, das Herz darüber umdreht.

Von mittelmäßigen Federn allerart wird eine Unmenge Papier vollgeschrieben, um unsere Tugend, unsere Selbstlosigkeit, unsere Unschuld zu beweisen. — Das ist nicht der Weg, Voreingenommene für sich zu gewinnen. Was heißt das, daß ein Teil unseres Volkes seit fast drei Jahren mit jammerndem Geflenn versichert, wir ließen Gut und Blut in diesem vernichtenden Krieg, damit die Anzettler des Weltbrandes ungestraft blieben. Der status quo ante ist heute Landesverrat, Verrat an den Hunderttausenden der in den Tod Getreuen, die für die heilige Idee des Reichs gestorben sind. Stecke den Raum deiner Hütte weit, spare sein nicht! ruft dieser Krieg uns zu, wie Gott einst Israel und Goethe. Die Deutschen in Kurland unter russischer Knute, die Flamen in Belgien unter Kardinal Merciers Hirtenstab, strecken sie vergebens die Hände nach der Mutter Deutschland? Unser alter Besitz ist es, der nach seinem Herrn ruft, deutsche Erde nach deutscher Hand. Verächtlich vor Mit- und Nachwelt müßten wir sein, nicht Männer, sondern Memmen; die Augen niederschlagen vor den gebrochenen unserer Toten, die nicht darum Erdenleben und Erdenglück in der Blüte ihrer Jahre ließen, damit dem Frevler an unserem Frieden ja nicht weh getan werde! Schuld soll Strafe fühlen; fort mit dem weichlichen Gewinsel, das Deutschland heute zur Schande unserer Zeit füllt! Erklären wir heute Annexionen für unsittlich, so wird morgen die Entente sich als von Gott und der Welt bestellt erklären, auch unsere früheren „unsittlichen" Annexionen uns abzunehmen — mögen dann die Marken in Ost und West französisch und russisch werden: tu l'as voulu, Georges Dandin, sagt der Romane.

Um die Not der „unerlösten" Deutschen wird sich dann keine Katze kümmern, mögen sie sich vom Grund ihrer Väter wegscheren, wenn ihnen die Fremdherrschaft nicht paßt. Dieser Mangel an nationaler Würde, an getrostem Fußen auf sich selbst, an innerer Unbeirrtheit, der auch heute wieder in trauriger Weise im beständigen Schielen nach dem „Eindruck im Auslande" sichtbar wird, hat uns Ströme von Blut und Jahre des Krieges gekostet und verfehlt bezeichnenderweise doch zuletzt immer ihren Zweck — ist zweifellos auf die Jahrhunderte unserer Weltvorherrschaft zurückzuführen, die eine gewisse völkische Unsicherheit bei uns erzeugt haben. Wir waren kraft unserer ethischen Überlegenheit und dank der unseres Arms Jahrhunderte hindurch berufen gewesen, alte und an äußerer Kultur, Leichtigkeit und schneller, unbekümmerter Auffassung uns überlegene Völker, wenn nicht zu beherrschen, so doch bei weitem über sie zu dominieren. Das löste bei jenen Rassen, die dank ihrer seelischen Beschaffenheit das, worauf eigentlich unsere Überlegenheit beruht, nicht leicht erkennen konnten, das Gefühl aus, der rohen Gewalt, dem, was man heutzutage ungefähr unseren Militarismus nennt, unterlegen zu sein, und mit je größerer Schadenfreude und Rachsucht eben jene Unterlegenen nach unseren Schwächen auf dem Gebiet, auf dem sie uns über waren, suchten, desto deutlicher ward uns die Verpflichtung, uns ihnen gegenüber keine Blöße zu geben. Daher denn auch unsere possierlichen, um nicht zu sagen affenhaften Anstrengungen, ihnen ihre Formen nachzumachen, und unser Mangel an Stolz auf eigene Sitten und Bräuche. Wir waren wahrlich von der Natur nicht bestimmt, in äußerer Haltung, gewinnendem Auftreten und Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit der Formen den Vogel abzuschießen; unsere Seele ist zu sehr gewohnt, schwer zu heben und zu tragen, unsere Hand zu schwer, unser Dasein zu hart der Natur abgewonnen; auch unsere Anmut ist von anderer Art wie die ihre. Daß der germanische Typ eben gerade durch sein Wesenhaftes auch Eindrücke von ungewöhnlicher und anderen Völkern unerreichbarer Wucht und Hoheit hervorbringen kann, wer wollte das bestreiten? Wenn die Seele unsere Rasse durchdringt, so verklärt sie und triumphiert sie über alle Mängel der Materie; im Weltlichen, Alltäglichen dagegen werden die anderen uns doch überlegen bleiben.

Ob nun diese Hypothese richtig ist oder nicht, die Tatsachen sind nicht zu leugnen, und sie sind darum so bitter, weil das Höchste der deutschen seelischen Struktur, das Gewissen, jetzt vor der Welt nicht mehr als der bestimmende Faktor unserer Handlungen erscheint, sondern eben „der Eindruck im Ausland". Wir sollten mit dem alten Arndt recht tun und nichts fürchten und die Hunde bellen lassen; wir aber beflecken uns in aller ängstlicher Bemühung um den Eindruck im Ausland mit dem Schandmal, was immer wir von uns heraus, der Stimme des nationalen Gewissens gehorchend, tun, das täten wir aus Furcht vor der öffentlichen Meinung anderer Länder, durch die also allenfalls noch unsere barbarischen Wildheiten im Zaum gehalten würden. Und wer wollte zweifeln, daß, um mit jenem nicht englischen, sondern germanischen Genius, mit Shakespeare zu reden, durch Erwägungen so schmählicher Art „die angeborene Farbe des Entschlusses von des Gedankens Blässe angekränkelt" wird und „daß manche großgefühlte Unternehmung, durch diese Rücksicht ihre Strömung ändernd, den Namen Handlung verloren" hat? Die Tatsachen reden.

Die Worte wechseln, der Begriff bleibt: einmal ist es die Kathedrale, einmal die Menschlichkeit. Sucht England ein Volk von 60 Millionen zu erdrosseln, zerreißen französische Fliegerbomben die kleinen Körper unserer Kinder, so heißt es ohne weiteres und sachlich: „C'est la guerre", führen wir den U-Bootkrieg und kommen bei unseren Luftangriffen Unschuldige zu Schaden, so tauchen Kippling und d'Annuncio ihre Kiele ein und erzählen der Welt von unseren Greueln. Was gibt uns denn in ihre Hand? Unser Gewissen?

O nein. Nach unserem Gewissen ist das grausamste Mittel recht, wenn es nur den Krieg abkürzt und die leidende Welt von ihrem unendlichen Jammer befreit. Nach unserem Gewissen wäre uns vieles erlaubt, was zur rechten Zeit und kraftvoll eingesetzt, vielleicht ungeahnte Wirkung getan hätte.

Die Welt gründet sich auf Opfer und Sterben eines für viele; wir werden Gottes Einrichtung nicht ändern. Was hat denn in so manchem Unwiederbringlichen unsere Hand gelähmt? Die Furcht vor dem Urteil der Nachwelt, sagen unsere Feinde salbungsvoll; und die Wahrheit heißt: „der Eindruck im Ausland“.

Wie soll, wie kann der Tag aufgehen dürfen über Deutschland, wenn eine so kleinliche Rücksicht unser Handeln regiert? Wie soll Deutschland seine gottgegebene Mission ausführen können, wenn wir nicht diese Kette an unserem Fuß von uns schleudern? Soll in alle Zeiten hinein die blasse Furcht vor der Meinung anderer, wahrlich nicht Besserer, unser Tun und Lassen regeln, unsere Glieder einschnüren, unsere Bewegungsfreiheit einschränken? Wenn wir den anderen wohlgefällig sein wollen, so laßt uns wieder in die buntscheckige Einzelstaaterei von Anno dazumal verfallen, die freie See uns verschließen lassen, in kleinstädtischen Universitäten allem Großen und Guten mit heißem Bemühen nachgrübeln, es aber beileibe nicht zur großen Tat werden lassen, die Sprossen unserer Volkskraft, die unser verarmtes Land nicht nähren kann, wie in guten alten Zeiten hinausstoßen über die Weltmeere unter fremde Flaggen und Rassen, damit sie mit den Gaben, die uns verloren gehen, das romanisierte Angelsachsentum stärken helfen. Schon zu Luthers Zeiten wußte man in Italien: Wenn ein Deutscher von seinem Gewissen läßt, so wird er schlimmer als sieben Walen. Die gleiche Kraft, die groß ist im Aufbauen, ist groß im Regieren, und je länger ein Mensch arm gewesen ist, desto größer ist seine Habsucht. Dann werden wir wieder das Volk der Dichter und Denker wie dazumal, politisch belanglos und ohne Zweifel werden wir dann auch des väterlichen Schutzes uns erfreuen, den die großen Völker „den kleinen Nationen“ in ihren Proklamationen so oft und ausgiebig verheißen.

Schon hat unsrer Friedensbereitschaftserklärung der Hohn unserer Feinde geantwortet: „Seit der Marneschlacht handelt es sich nicht mehr um die Fragen der Annexionen durch Deutschland oder um Entschädigungen, die es vorschreiben könnte. Diese Ansicht ist seit langer Zeit schon bei den Alliierten beiseite geschoben. Deutschland täuscht sich sehr, wenn es meint, den Frieden haben zu können, indem es ganz einfach auf seine beabsichtigten Annexionen und Entschädigungen verzichtet. Ein Frieden, der auf diesem Grundsatze aufgebaut ist, wird nur den früheren Zustand wieder herstellen. Da Deutschland weiß, daß sein Sieg unmöglich ist, so ist ihm der status quo erwünscht. Die Alliierten werden zu diesen Bedingungen keinen Frieden schließen. Die Träume und ehrgeizigen Pläne des Imperialismus müssen aufgegeben werden. Deutschland muß vollständig seinen Geisteszustand ändern, bevor sich die Alliierten herbeilassen, vom Frieden zu sprechen.“

Das ist der Lohn für die Politik des Eindruckes im Ausland.

Es bleibt uns die Hoffnung, daß die bittere Erkenntnis, was uns unsere Liebedienerei am letzten Ende einträgt, nun endlich unserer Politik die kraftvolle Bewußtheit verleiht, die unserer geistigen Berufung, die der Tapferkeit unserer Heere entspricht, und daß er die Rücksicht auf die anderen, nun endlich wie das Krankheitsprodukt vom genesenden Körper von uns ausgestoßen wird. Friedrichs mißverstandenes und von der Unkenntnis so gern zitiertes Wort, daß Gott immer mit den stärksten Bataillonen sei, ist keine Lästerung; er ist nicht mit der Zahl, sondern mit der sittlichen Kraft, und Hindenburgs bewußt karges Wort von den stärksten Nerven bedeutet das gleiche.

Wo der Sieg ist, da ist schließlich das Recht, da ist schließlich auch die Sympathie — wenn das Recht recht gehandhabt wird. An uns wird es sein, indem wir uns und unseren großen Traditionen treuer sind als bisher, diese Sympathie für unser Volk zu erobern, nicht durch Nachlaufen und bedientenhaftes Nach-den-Augen-sehn, sondern durch die Erweckung des Respektes, den dem Tüchtigen und Redlichen auf die Dauer kein Einsichtiger versagt. Befangenheit und Vorurteil sind schwer zu besiegen, aber vor der Macht der Tatsachen verschwinden sie.

Es ist ein Romane — Villers — gewesen, der von uns gesagt hat: Gott bewahre alles, was deutsch ist, vor Entmutigung und Selbstverachtung. Ein Deutscher soll fest und stolz bleiben im Bewußtsein, daß keine andere Bildung die seine übertrifft, daß er weiter als irgendein andrer auf dem Wege zum Großen und Ewigen vorgedrungen ist. Das Wort stammt freilich aus der Zeit, in der das geistige Gebiet allein unser Feld war und unsere politische Schwäche uns vom Platze an der Sonne fernhielt.

Möge darum, nachdem der starke Arm unserer Kämpfer dem feindlichen Überfall groß und ruhmvoll gewehrt hat, der deutsche Genius auch die dem größeren Reich feindlichen Einfälle im Innern besiegen. Jeder Deutsche, der nicht durch seine völkischen Scheuklappen gehemmt wird, muß mit dem vierten Reichskanzler, der die große Politik seines großen Vorgängers so gut begriffen hat, sagen, daß für Deutschland aus diesem Kriege nicht nur ausreichende Entschädigung, sondern auch Garantien geschaffen werden müssen, die die Vermeidung eines Krieges unter gleichen oder ähnlichen ungünstigen Verhältnissen für die Zukunft verbürgen. Wer wollte dem Fürsten Bülow nicht recht geben, wenn er fortfährt: „Der Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, den erneuerten und neuen Revanchegelüsten in West, in Ost und jenseits des Kanals findet, kann nur liegen in seiner eigenen und vermehrten Macht ... Das Ergebnis des Krieges darf kein negatives, es muß ein positives sein. Es handelt sich nicht darum, daß wir nicht vernichtet, nicht verkleinert noch zerstückelt, noch ausgeraubt werden, sondern um ein Plus in Gestalt realer Sicherheiten und Garantien als Entschädigung für nie gesehene Mühen und Leiden, wie als Bürgschaft für die Zukunft.“

Gegenüber der Stimmung, die dieser Krieg gegen uns zurücklassen wird, würde die einfache Wiederherstellung des status quo ante bellum für Deutschland nicht Gewinn, sondern Verlust bedeuten. Nur wenn die Verstärkung unserer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtstellung durch den Krieg die durch ihn entzündete Feindschaft erheblich überwiegt, werden wir uns mit gutem Gewissen sagen können, daß unsere Gesamtlage durch den Krieg verbessert wurde. Und dann erst wird es möglich sein, daß das größere Deutschland seinen Weltberuf erfüllt, den Frieden und das Gleichgewicht der Erde mehrt, die schwächeren Völker mit der Kraft seines Herzens und seiner Ethik durchdringt und emporführt, daß es wieder dastehe, wie zu des großen Karls Zeiten „eine mächtige Schonung inmitten der kriegerfüllten, zerstörungsbegierigen Welt“, wo ein eiserner Wille den Kräften, die sich sonst anfeinden und untereinander aufreiben würden, Ruhe gebietet und die Keime einer gebildeten Zukunft pflegt und beschützt, auf allen Seiten umwallt mit unüberwindlichen Marken und auf alle Zeit, daß von ihm abpralle, was heute den Krieg über uns gebracht hat, jegliches Gelüst feindlichen Übergriffs.

## Ein Rosenstrauch. Von Erich Wentscher.

Ihr guten Waffen, das verzeiht  
Uns langen, schlanken Jungen:  
Die Lieder unsrer Knabenzeit  
Hatten wir ausgesungen;

Am Wall, der einst das Stift begrenzt,  
Da senkten wir schweigend die Spaten,  
Und was so wehrhaft sonst geglänzt,  
Hellebarde und Bleisoldaten

Und Schwert und Pickelhaube auch  
Entfielen unsern Händen.  
Doch pflanzten wir einen Rosenstrauch,  
Damit wir's wiederfänden.

## Bilder aus der Champagne und den Ardennen von einst und jetzt.

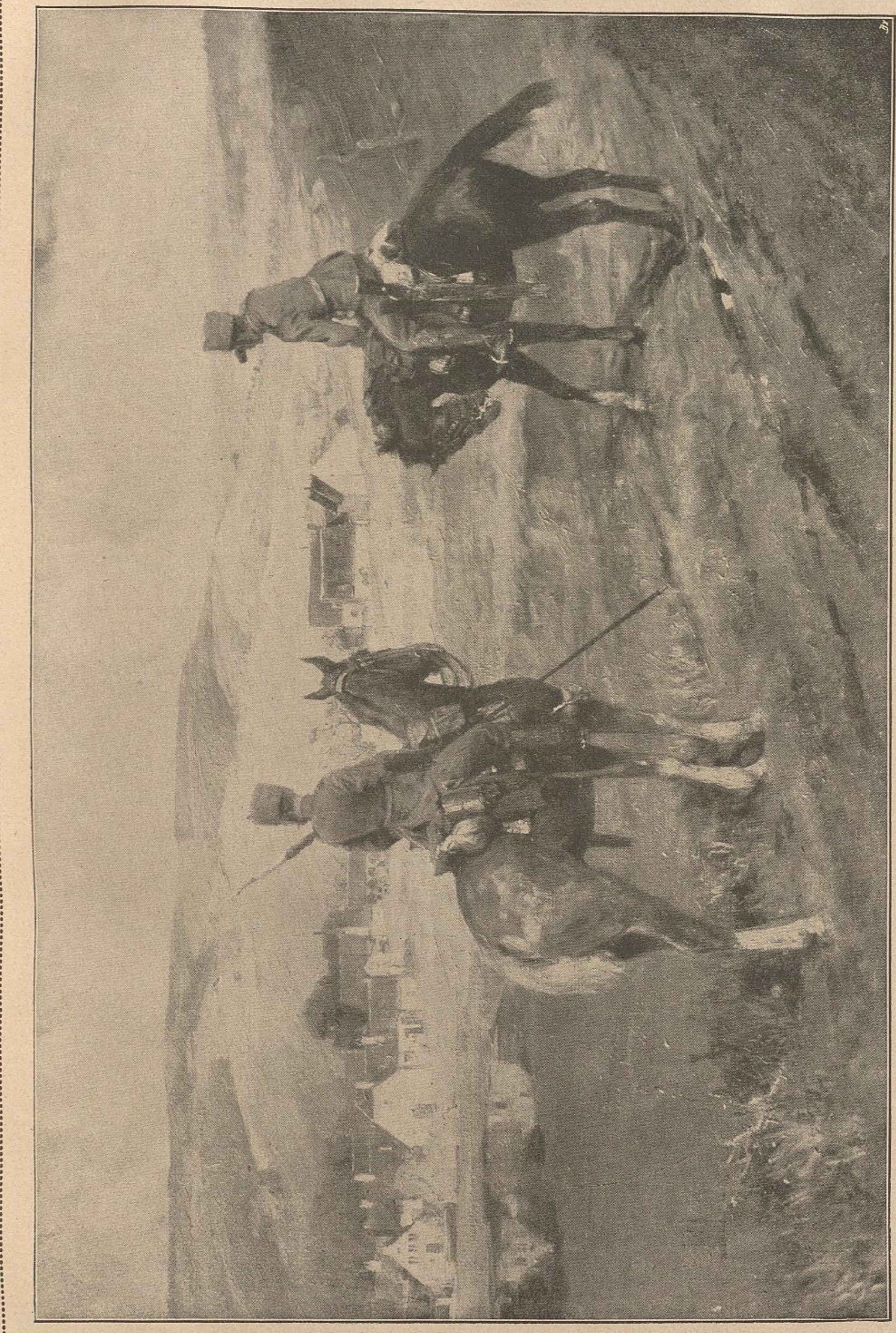
Von Dr. Freiherr von Lyncker.

Von den besetzten Ländern sind die Champagne und die Ardennen ganz besondes interessant ihrer wechselvollen Geschichte und ihres reichen Sagenkreises halber.

Dies Gebiet, das sich von der Loire nach Nordosten erstreckt, bildet zunächst ein nur von mäßigen Höhenzügen durchschnittenes Land, bis dann etwa auf der Linie Givet—Mézières—Charleville—Sedan sich die dunklen Berge der Ardennen erheben.

Als Cäsar, von Süden kommend, diese Gebietsteile Galliens, die heutige Champagne, dem römischen Weltreich eroberte (58 bis 51 v. Chr.), hatte er, wie er uns berichtet, an der Axiona harte Kämpfe zu bestehen, in denselben Gegenden, in





Husaren auf Vorposten. Gemälde von Fritz Grotemeyer.

denen unsere Truppen jetzt seit zweieinhalb Jahren an der Aisne kämpfend, die Schutzwacht halten, in denselben Gegenden, in denen im jetzigen Kriege die beiden Champagneschlachten stattfanden und in denen jetzt die neue Riesenschlacht an der Aisne tobt.

Die Römer nannten den den Westen der Champagne bewohnenden Teil der Bevölkerung „Remi", und als sie, nach Eroberung des Landes, dieses zur römischen Provinz machten, gaben sie ihr den Namen Belgica secunda und teilten sie in neun „pagi" (Gaue) ein. Die Hauptstadt der Provinz lag im pagus Remensis, es ist das heutige „Reims". Von dort zog sich von Witry lès Reims, einem Ort dicht vor unserer heutigen Front in fast schnurgerader Richtung die römische Heerstraße bis nach Voncq, wo in die Aisne deren Nebenfluß Loire einmündet, sie folgte dann weiter dessen Lauf und führte über Sedan nach Trier, verband also diese beiden wichtigen römischen Provinzhauptstädte. Noch heute ist diese Römerstraße an vielen Stellen sehr wohl erkennbar, ja ist zum Teil als Staatsstraße — rue nationale — noch heute in Gebrauch. Wie Reims, so gehen auch die Namen der anderen alten Städte des Gebietes auf die Römer zurück: z. B. Vouziers (Vougensis); Rethel (Retigensis); an den „pagus porciensis" erinnern noch heute die Dörfer Novy-Porcien und Château-Porcien. Die Sage erzählt uns, daß dieser Gau seinen Namen von porcus — das Schwein — herleite, es seien die — noch heute zahlreichen — Wildschweine der Ardennen dort besonders häufig zu finden gewesen. Man glaubt, wenn man in fast jedem Städtchen der Nordchampagne heute Gasthausschilder „Au sanglier des Ardennes" („Zum Ardenneneber") erblickt, daß dieses Tier dadurch gewissermaßen als Wappentier der Gegend gefeiert werden soll. Viele Franzosen sogar sind dieser Ansicht, die Gebildeten aber wissen, daß hier die Erinnerung an einen deutschen Fürsten, den Grafen von der Marck (Westfalen), den Herrn von Sedan, um 1500, mitspielt, der wegen seiner unbezähmbaren Tapferkeit den Beinamen des Ardennenebers hatte. Etwa 500 Jahre lang blieben die Ardennen und die Champagne unter der römischen Herrschaft, und wie sie sich in vielen Straßen, in zahlreichen Denkmälern und in Ortsnamen verewigt hat, so hat sie bekanntlich auch den Grund gelegt zur heutigen französischen Sprache überhaupt, die aus dem Legionslatein, also nicht dem klassischen Latein, sich entwickelt hat. In der Champagne sollte die sinkende Römerherrschaft auch noch einmal den Ansturm der Barbaren aufhalten, und zwar geschah das ungefähr auf demselben Gebiete, auf dem Joffre durch die Marneschlacht den deutschen Vormarsch zum Stehen brachte. Dort wurden im Jahre 450 die Hunnen besiegt. Aber diese Schlacht auf den „Katalaunischen Feldern" (dem heutigen Schießplatz von Chalons) schlugen die Römer nicht mehr allein mit eigenen Truppen, ihnen halfen schon germanische Volksstämme, und unter diesen befanden sich auch die zukünftigen Herren der Champagne und der Ardennen: die Franken. In Reims hat Chlodwig die christliche Taufe erhalten, in Attigny, einem kleinen Städtchen bei Rethel a. d. Aisne, steht noch die Kirche, in der Wittekind, der Sachsenherzog, getauft wurde, zahlreich sind aber vor allem die Erinnerungen an Karl den Großen, vor allem im Ardennengebiet; hier heißt nach ihm der letzte französische Ort an der belgischen Grenze Charlemont, hier spielt die berühmte Sage von den vier Haymonskindern, die seinen Neffen Berthold beim Schachspiel erschlugen und, vor seinem Zorn flüchtend, auf dem sagenhaften Rosse Bayard in den Ardennen Schutz suchend, oft nur durch einen Sprung des Pferdes sich über Täler und Flüsse hin gerettet haben und in den dunkeln Waldgebirgen sich jahrelang versteckten, bis der große Karl ihnen verzieh. Als das fränkische Reich unter Karls des Großen drei Enkeln im Vertrage von Verdun (843) geteilt wurde, kam die Champagne an Frankreich, die Ardennen jedoch gehörten zum Reiche Lothars. Und als dann 870 dies Reich abermals geteilt wurde, sprach der Vertrag von Mersen die Ardennen, genau so wie Elsaß und Lothringen, dem Deutschen Reiche zu. Wenn man heute irgendein Geschichtsbuch, einen Atlas oder ein Geographiebuch irgendeiner französischen Schule in die Hand nimmt, so ist man erstaunt über die immer wiederkehrende geschichtliche Lüge. Es wird da nämlich unbeirrt um diese doch grundlegenden Teilungsverträge den französischen Kindern gelehrt, daß Elsaß 1648 bis 1697, Lothringen 1668 bzw. 1740 und daß die französischen Ardennenteile um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit Frankreich „réuni" (wieder vereinigt) seien, obwohl sie vorher eben **nie** zu Frankreich gehört haben, es sei denn, daß die heutigen Franzosen behaupten wollen, alleinige Erbnachfolger Karls des Großen geworden zu sein, mit welchem Rechte sie dann allerdings auch die ganze Rheinprovinz, Westfalen, Hannover, Hamburg, Sachsen bis zur Elbe, Thüringen und ganz Süddeutschland nebst der Schweiz, Tirol, Salzburg und Kärnten für sich beanspruchen könnten.

Der Besitz der Champagne war für die französische Krone übrigens durchaus kein unbestrittener und unbeschränkter. Das Land zerfiel in mehrere von großen Herrengeschlechtern und der Kirche beherrschte Gebiete. Da sind zunächst die Erzbischöfe von Reims zu nennen, dann die Grafen der Champagne, die Grafen von Rethel, die von Château-Porcien, die Herzöge von Gonzaga, die Herren von Sedan und das Fürstengeschlecht Cleve, letztere beide aus deutschem Blut. Da ist vor allem aber das Geschlecht der Herzöge von Guise zu erwähnen, das die Kriege der Fronde, des französischen Hochadels, gegen die französische Krone leitete und die Bartholomäusnacht mit auf dem Gewissen hat (ums Jahr 1600). Es entstammt aus Guise, einem kleinen vom Kriege fast unberührten Etappenstädtchen, dessen Bevölkerung mit unserer Besatzung in fast freundlichem Einvernehmen heute zusammenlebt.

Alle diese einzelnen Herrschergeschlechter befehdeten sich im Mittelalter untereinander nach Kräften, und so sind fast alle Orte der Champagne reich an historischen Erinnerungen. Erst ganz allmählich ist es den französischen Königen gelungen, teils durch Waffengewalt, teils durch Erbschaft oder Kauf die Champagne und die Ardennen unter ihre unmittelbare Gewalt zu bringen. Dies Werk haben vor allem Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV. und XV. vollbracht. Nur eine Herrschaft hat als selbständige bis zur französischen Revolution bestanden, und das war die von Rethel a. d. Aisne. Diese Stadt, schon von den Römern als Übergangspunkt über die Aisne mit Sicherungswerken umgeben, war im Mittelalter zunächst Eigentum der Erzbischöfe von Reims, hatte dann durch Kauf oder Erbschaft eine Menge anderer Eigentümer, bis sie schließlich vom Kardinal Mazarin den Herzögen von Gonzaga abgekauft wurde. Dieser Italiener hat als führender Minister ohne Zweifel viel für Frankreich getan, aber er verstand es auch vorzüglich, für sich und seine Verwandten zu wirtschaften, er ist als mehrfacher Millionär gestorben und hatte, um seinen Namen zu verewigen, sich von Louis XIII. ausbedungen, daß mit dem Stadtnamen sein eigener verbunden würde, und so heißt noch heute die Stadt offiziell „Rethel-Mazarin". Die Franzosen prägten aber daraus das Witzwort:

Réthel-Mazarin — petite ville, grand coquin!
(Rethel-Mazarin — kleine Stadt, großer Schurke!)

Dies alte Schloß, die sehr schöne alte Kirche, eines der interessantesten und wertvollsten gotischen Baudenkmäler, haben im Mittelalter zahllose Belagerungen erlebt und überstanden — so wie sie auch in diesem Krieg unversehrt geblieben sind — Polen, Spanier, Franzosen und Deutsche haben im Laufe der Jahrhunderte Rethel belagert und erstürmt, und die einzige ruhige Zeit hat diese kleine Provinzstadt von 1650 bis 1814 erlebt. Da erschienen die Russen in Rethel, als Eroberer; die Vorfahren der Russen, die sich jetzt dort als deutsche Kriegsgefangene betätigen müssen. Kurz vor der Schlacht von Sedan ist dann auch der Kaiser Napoleon III. und Mac-Mahon durch Rethel gekommen, und vierzehn Tage später kamen von Sedan her die Deutschen, und in demselben Bett, in dem der letzte französische Kaiser in Rethel schlief, hat der Kaiser Wilhelm geschlafen, und der Kronprinz in dem Mac-Mahons. Das Quartier des alten Kaisers war die Sous-Préfecture, das Landratsamt, heute liegt dort die Etappenkommandantur — das Gebäude ist eines der wenigen unbeschädigten, und nicht weit davon an der Kathedrale ist der Kirchhof, auf dem noch wohlerhalten die Grabdenkmäler der 1870 gefallenen Deutschen und ein besonderes für die Bayern sich befindet. Daneben ist auch das für die 1870 gefallenen Franzosen, und in dem neuen Teil des Kirchhofs erheben sich die Gräber unserer Feldgrauen und der Franzosen aus diesem Krieg mit mehreren schönen Denkmälern.

Von dem Kirchhof aus nördlich — nur ein paar Kilometer entfernt — liegt malerisch und vom Kriege unberührt ein freundliches kleines Dörfchen. Es heißt Sorbon. In seiner Mitte steht eine Kirche, in der eine Porträtbüste aus neuerer Zeit sich befindet; sie stellt den Theologen Robert von Sorbon dar, der der Beichtvater Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich war und im Jahre 1257 ein „Collegium" in Paris gründete, aus dem sich dann die Universität entwickelte, die noch heute nach ihm „Sorbonne" heißt.

Bald führt uns die Bahn nach Charleville-Mézières. Diese Doppelstadt — an den Ufern der Maas — verdankt ihre Entstehung zwei Herrschern mit dem Namen Karl. Karl der Große hat Mezieres gegründet (812) und der Herzog Karl von Gonzaga (1606) die Stadt Charleville.

Mezieres ist berühmt geworden durch vier Kriege. Im Jahre 1521 verteidigte der berühmte Bayard — der „Ritter ohne Furcht und Tadel" — sie mit Erfolg gegen die Truppen Kaiser Karls V. Sein Standbild steht noch heute dort. In den Freiheitskriegen verteidigte sie sich mit äußerster Tapferkeit gegen Hessen, Württemberger und Preußen und öffnete ihre Tore erst beim Friedensschluß. Im Jahre 1870 hat sie sich erst dem General von Kamecke ergeben, nachdem sie ein sehr starkes Bombardement auszustehen gehabt hatte, und als am 1. Januar 1871 mit Trommlern und Pfeifern an der Spitze die Preußen einrückten, besetzten sie eine fast völlig zerstörte Stadt. Sie hat sich in den 44 Friedensjahren wieder erholt und ist in diesem Kriege ohne einen Schuß genommen.





Am Maasufer befindet sich ein schönes altertümliches Schloß; in ihm lag ungefähr anderthalb Jahre lang der deutsche Generalstab des großen Hauptquartiers, von dem die deutschen Siegesberichte in alle Welt gedrahtet wurden. Es ist dies dasselbe Schloß, in dem die Herzöge von Gonzaga, die Herren der dortigen Gegend (1550—1700), wohnten. Und einer von diesen, Karl, faßte den Plan, auf der andern Seite der Maas eine neue Stadt zu gründen. Er tat es, indem er die andern Städte und Länder seines Gebietes veranlaßte, je ein Haus in der neuen Stadt zu bauen und nach der ihren zu benennen, und so gibt es noch heute in Charleville das „Retheler Haus", das „Reimser", das von „Chalons" usw. Der Plan der alten Stadt ist vollkommen quadratisch; in ihrer Mitte ist ein quadratischer Platz, der in baulicher Beziehung sehr eigentümlich ist, alle Häuser sind genau gleich groß, alle genau nach demselben Stil gebaut, und um den Markt führen „Laubengänge", wie wir sie in Lübeck und in der alten Ordensstadt Marienburg finden. Im Mittelpunkt der Stadt steht das Denkmal ihres Gründers. Wenn man jetzt im Kriege durch diese freundliche Stadt wanderte, dann hatte man das Gefühl, im Herzen der deutschen Armee zu sein, denn jedes größere Haus war das Quartier irgendeines Herrn aus dem großen Hauptquartier. Da sah man die Schilder des Chefs des Feldsanitätswesens, der Adjutantur des Kaisers, da stand der ganze Kaiserliche Automobilpark, auf dem Bahnhof war der Zug des Chefs des Feldeisenbahnwesens zu sehen — er trug das königlich belgische Wappen, war ehemals der Hofzug König Alberts. Jeder französische Junge aber verkauft mit Vorliebe die Ansichtspostkarte mit dem Hause, das das Quartier des Kaisers war.

Folgt man der Maas von Charleville aus nach Norden, so kommt man in eine Gegend, die vom Krieg völlig unberührt ist, die von der Natur mit verschwenderischer Schönheit ausgestattet und von Sagen umwoben ist. Da ist zuerst der kleine Ort Aiglemont (Adlersburg), so genannt, weil hier einst die römischen Legionen ihre Adler aufgepflanzt haben sollen. Die Maas durchbricht hier das Ardennengebirge und bildet, wie die Weser bei Minden im Teutoburger Wald die Porta westphalica, so hier die Ardennenpforte. Das Tal wird dann immer enger, die Berge immer höher, in Schlangenwindungen geht schäumend die bis dahin so ruhige Maas ihren Lauf. Vom Punkte an, wo ihr Nebenfluß, die Semoy, zu ihr stößt, nehmen die Berge romantische Formationen an, deren wunderbarster der Turmfelsen — Roc de la Tour — ist. An seinem Fuß liegen fast genau halbkreisförmig erratische Blöcke und die Sage erzählt uns, daß diese Blöcke von einem ehemaligen Schloß auf dem Felsen stammen, dessen Herr der Teufel gewesen sei. Ihn habe Christus — als Pilger — um Obdach und Nahrung gebeten, der Teufel habe ihn abgewiesen und bedroht. Christus aber habe ihm bedeutet, er sei mächtiger als der Schloßherr selber und zum Beweise eine Kegelpartie vorgeschlagen. Des Teufels Kugel sei in die Semoy gefallen und bilde dort den heutigen „Teufelsfelsen", Christi Kugel aber habe das Schloß zerstört und seine Trümmer im Halbkreis um den Turmfelsen gelegt. Der Teufel aber sei darauf entflohen.

Bald hinter dem Einfluß der Semoy in die Maas erhebt sich die Felspartie, die nach den vier Haymonskindern benannt ist. Mit einiger Phantasie kann man in den Gebirgsformen vier Reiter auf einem Rosse erkennen. Weiter nördlich kommt man zur Felspartie der „Maasdamen". Drei Felsen, in denen man drei Töchter eines Grafen von Rethel erkennen soll, die um ihrer Untreue willen in Stein verwandelt wurden.

Man gelangt im weiteren Verlauf der Maas nach Revin, bei dem ein Felsen (Roc-au-Cé) steht, in dessen Nähe zu baden die jungen Mädchen ängstlich vermeiden, weil sie sonst alte Jungfern werden, während ein Bad im daneben fließenden Fallierbach die gegenteilige Wirkung hat.

Mit den Herzensangelegenheiten der jungen Französinnen beschäftigt sich weiter auch der Aberglaube in dem kleinen Städtchen Fumay, das übrigens, wohl infolge der Nähe der ehemals spanischen Niederlande, in seiner Bauart fast völlig spanischen Anstrich hat. Dort ist an der Kirche Sankt Roche ein Schlüssel. Küßt die junge Französin diesen, leise den Namen ihres Herzerwählten flüsternd, so wird sie im selben Jahr seine Frau. Doch die Sache ist gefährlich, kommt es in diesem Jahr doch nicht zur Heirat, so muß sie sieben Jahre warten.

Gleich hinter Fumay erreicht die Maas und ihr folgend die Bahn die letzte Stadt in den französischen Ardennen, Givet, oberhalb deren hart an der belgisch-französischen Grenze der nach Karl dem Großen genannte Ort Charlemont liegt. In der dortigen Gegend liegt auch noch die berühmte Tropfsteingrotte von Nichet, an deren einzelne Säle sich zahllose Sagen knüpfen, von denen die hübscheste die von den „voutons" (Heinzelmännchen) ist, die alle Wünsche, vor allem der Französinnen, erfüllten, wenn ihnen nur abends als Entgelt für ihre Mühe reines Weizenbrot vor die Grotte gestellt wurde. Sie sind jetzt verschwunden, die Heinzelmännchen, nachdem eine geizige Frau ins Brot Asche gemengt hatte, und was jetzt in den Ardennen geschafft wird, das muß in harter Arbeit selbst errungen werden, denn das Klima ist rauh und der Boden arm. Das spiegelt sich auch in der Bevölkerung und ihrem Typus wider: ein arbeitsames, wortkarges, wetterfestes Volk, dessen Rechtschaffenheit in Frankreich sprichwörtlich ist — „Sie sind Ardenner, dann genügt mir Ihr Wort" — und das als Grenzvolk ganz besonders militärisch tüchtig ist. Stammen doch aus den Ardennen eine sehr große Anzahl bedeutender französischer Militärs, und unter ihnen sind zwei Marschälle, Turenne und Macdonald, zu nennen, die beide mit der Geschichte Sedans verflochten sind.

Diese Stadt — angeblich von einem deutschen Sigambrerfürsten Ledemus gegründet — verdankt ihre Blüte dem rein deutschen Fürstengeschlecht von der Marck. Dies kam 1424 von seinem Heimatsitz an der Lippe, kaufte die Herrschaft Sedan und verstand es, im Laufe der folgenden 150 Jahre, obwohl auf der einen Seite die Könige von Frankreich, auf der anderen Seite die Herzöge von Burgund die Einverleibung der kleinen Herrschaft in ihr Machtgebiet anstrebten, durch geschickte Politik aus einem einfachen Grundbesitz ein souveränes Fürstentum Sedan zu machen, wobei im besonderen allerdings auch persönliche Tapferkeit, vor allem beim Fürsten Wilhelm, dem „Ardenneneber", mitsprach. Einen solchen tapferen Degen hatte man nicht gern zum Feinde, es war besser, ihn als Bundesgenossen gegen den Nachbar auszuspielen. Ja die Fürsten von Sedan wurden sogar Herzöge von Bouillon, nach dem Aussterben des berühmten dortigen Fürstengeschlechts, und sie wurden, was ihnen und ihrem Lande eine noch größere Bedeutung gab, der Hort des Protestantismus in Frankreich, vor allem unter der Regentin Françoise, der Witwe eines Marck, die eine bourbonische Prinzessin war. Sie schuf sich Mitte des 16. Jahrhunderts sogar schon ein stehendes Heer, und solange dies Fürstengeschlecht regierte, gelang es den französischen Königen nicht, des Territoriums Sedan Herr zu werden. Aber das Geschlecht starb 1594 aus, die Erbtochter wurde die Gattin Turennes, und Ludwig XIII. verleibte Sedan dann (1642) dem Königreich Frankreich ein. Als unbekanntes Provinzialstädtchen hat es dann bis 1870 den Zusammenbruch des zweiten napoleonischen Kaiserreichs gesehen. Noch heute lebt im Weberhäuschen von Donchery die alte Französin und zeigt mit Stolz die Goldstücke, die ihr Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und jetzt Kaiser Wilhelm II. geschenkt haben, weist ihr Fremdenbuch vor, in das diese Hohenzollern, unser Kronprinz und viele andere Fürstlichkeiten ihre Namen eingezeichnet haben, noch heute steht in Bazeilles das Haus „Zu den letzten Kartuschen", das französische Marineinfanterie den Bayern 1870 erst übergab, als sie keine Patrone mehr hatten; noch heute gibt fast jedes Haus in Sedan uns wertvolle und interessante Erinnerungen an jene große Zeit, die Straßennamen, z. B. „Avenue de Marguerite", erinnern an die verzweifelten Bemühungen der Franzosen, mit der Division dieses Generals „das eiserne Hufeisen" der Deutschen zu durchbrechen. Auch im jetzigen Kriege haben um Sedan Kämpfe stattgefunden, und dort hoch oben, am Wege nach Floing, wo der alte Kirchhof zahllose Heldengräber der Deutschen und Franzosen aus 1870 birgt, da ist einer der schönsten Heldenfriedhöfe dieses Krieges erbaut. Eine mächtige torartige dorische Laubenhalle schließt den Kirchhof unserer Helden ab, und auf ihr prangen in Goldbuchstaben Joseph von Lauffs folgende Verse:

„Kämpfend für Kaiser und Reich, nahm Gott uns die irdische Sonne.
Jetzt, vom Irdischen frei, strahlt uns sein ewiges Licht!
Heilig die Stätte, die ihr durch blutige Opfer geweiht habt,
Dreimal heilig für uns durch das Opfer des Danks."

## Kriegsanleihe und Steuerlasten. Von Professor Dr. Wygodzinski.

Der Reichsschatzsekretär Graf Rödern hat 15 weitere Milliarden Mark Kriegsanleihe vom Reichstag verlangt, womit die Summe der Kriegskredite auf 94 Milliarden Mark steigt. Nach den Mitteilungen, die er dabei machte, sind die Tagesausgaben für Kriegszwecke jetzt auf 100 Millionen Mark gestiegen. Das sind monatlich rund 3 Milliarden Mark! Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Steigerung der Ausgaben auf die neue Hindenburgsche Taktik zurückführen: Menschen zu sparen und deshalb mehr Munition einzusetzen.

Drei Milliarden Mark monatlich, das ist eine Summe, die geradezu phantastisch erscheint. Die Zinsenverpflichtungen des Reiches wachsen damit in jedem Monat um 150 Millionen Mark. Kann das Reich die Zinsen zahlen?

Bei der Beantwortung dieser Frage muß zunächst wieder

darauf verwiesen werden, daß von den riesigen Summen ein sehr beträchlicher Teil im Kreislauf der heimischen Volkswirtschaft verbleibt. Dank der Absperrungspolitik unserer Gegner sind wir nicht in der Lage, in irgendwie in Betracht kommenden Mengen Kriegsbedarf aus dem Auslande einzuführen; es sind die deutschen Unternehmer und die deutschen Arbeiter, denen mit ganz verschwindenden Ausnahmen die aufgewendeten Gelder zufließen und die nun ihrerseits gleichfalls recht wenig Gelegenheit haben, Auslandswaren zu kaufen. Das Reich ist freilich ärmer geworden, aber seine Bürger, wenigstens zum Teil, wohlhabender. Die Besteuerung der Kriegsgewinne in ausreichendem Maße ist nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit.

Selbstverständlich ist aber damit nur ein Teil der Mittel zu erfassen, die das Reich benötigt. Vielleicht aber ist der Gedanke nicht ganz von der Hand zu weisen, daß der Krieg nicht bloß auf diese mehr mechanische Weise, durch eine Vermögensverschiebung, einen Teil der Bevölkerung wohlhabender gemacht hat, sondern daß auch das gesamte Volk in gewisser Hinsicht als bereichert gelten kann. Den großen materiellen Verlusten steht als Aktivum ein zunächst geistiger Gewinn gegenüber, der sich aber auch als real ausmünzbar zeigt. Der große deutsche Volkswirt Friedrich List hat uns darüber belehrt, daß nur die produktiven Kräfte des Volkes Reichtum seien; diese produktiven Kräfte aber sind durch den Krieg zu einer Entfaltung gekommen, die als beispiellos zu bezeichnen ist. Das gilt sowohl für die Werte materieller wie ideeller Art. Wiederum ist es der Abschluß von dem größten Teil der Erde, dem wir bisher im wirtschaftlichen Austauschverkehr eng verbunden waren, der sich als das treibende Moment darstellt. Wir mußten Ersatz für Unzähliges schaffen, das nun nicht mehr hereinkam und dessen wir doch dringend bedurften: chilenischen Salpeter und nordamerikanische Baumwolle, kanadisches Nickel und indische Jute. Sicherlich war es schwer, und mannigfache Opfer wurden verlangt; aber die Umstellung ist doch gelungen und wird — dies ist das Entscheidende — in vielen Fällen über den Krieg hinaus wirksam bleiben. Der Krieg hat uns zwangsmäßig in vielen Dingen vom Ausland unabhängig gemacht, hat den deutschen Erfindergeist befruchtet, hat uns die Schätze unseres Landes erst ganz zu fassen und zu würdigen gelehrt. Das sind neue Werte, deren volle Bedeutung wir kaum erfassen können. Wer hätte damals, als Napoleon durch die Kontinentalsperre der europäischen Zuckerrübe die erste Konkurrenzmöglichkeit gegenüber dem tropischen Zuckerrohr schuf, gedacht, welche Reichtumsquelle damit eröffnet sei? Allein schon die Herstellung des Stickstoffes aus der Luft eröffnet die weitesten wirtschaftlichen Aussichten.

Die Steigerung der produktiven Tätigkeit bezieht sich aber natürlich nicht nur auf den einzelnen Bürger, sondern auch auf Reich und Bundesstaaten. Schon vor dem Kriege waren die Staatseinnahmen aus Eigenerwerb recht beträchtlich. In einzelnen Bundesstaaten wie Preußen und Bayern übertrafen die Erwerbseinkünfte sogar den Steuerertrag. Aus jedem Wachstum der wirtschaftlichen Tätigkeit des Volkes erwächst von selbst eine Steigerung solcher Erwerbseinkünfte des Staates, deren Grundlage mit der Gesamtvolkswirtschaft organisch verbunden ist, wie dies z. B. beim Verkehrswesen der Fall ist. Gegen eine Ausdehnung der wirtschaftlichen Tätigkeit von Reich und Staaten lassen sich natürlich eine Reihe von Einwendungen erheben. Die Zahl der unmittelbar vom Staat abhängigen wächst durch eine solche Verbreiterung, die Erwerbsmöglichkeiten für die unabhängige Bürgerschaft schrumpfen ein; vor allem wird dem Staat vorgeworfen, daß seine Beamten nicht wie die für ihren eigenen Beutel arbeitenden Privatunternehmer die höchste Rente herauszuholen verständen. Dieser letztere Vorwurf mag nicht ungerechtfertigt sein, obgleich der Ehrgeiz, der Wunsch sich auszuzeichnen und emporzusteigen ebenso wirksame Antriebe sein können wie das materielle Interesse; aber der Einwand, der Vorwurf ist keineswegs in allen Fällen ausschlaggebend. Verkehrsunternehmungen beispielsweise verlangen viel mehr Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit, peinliche Ordnung als eigene Initiative der leitenden Persönlichkeiten. Man hat auch den sehr erwägenswerten Vorschlag gemacht, die Leiter staatlicher Erwerbsunternehmungen nicht als Beamte, d. h. mit festem Gehalt und unkündbar anzustellen, sondern wie kaufmännische Kräfte, also gegen Gewinnbeteiligung und mit dem Recht der Entlassung bei ungenügender Leistung.

Wir dürfen wohl sagen, daß noch eine ganze Reihe von Betrieben in staatliche Leitung übernommen werden können, ehe eine Gefahr der Lähmung der wirtschaftlichen Energie des Volkes gegeben wäre. Es bleibt reine Zweckmäßigkeitsfrage, inwieweit man eine Beteiligung des Staates an den Ergebnissen des wirtschaftlichen Produktionsprozesses auf diesem oder einem anderen Wege durchführen will.

Am weitesten geht natürlich eine völlige Monopolisierung. Deutschland hat bisher das Monopol als Einnahmequelle nicht ausgebildet, im Gegensatz zu anderen Staaten, die davon einen recht starken Gebrauch gemacht haben. Der Versuch Bismarcks, das Tabakmonopol einzuführen, scheiterte leider im Anfang der achtziger Jahre. Die Folge davon ist, daß die Einnahmen aus dem Tabak bei uns gegenüber jenen Ländern, die das Monopol durchzusetzen die Stärke hatten, weit zurückstehen. Auch nach der Reform von 1909 betragen die Einnahmen aus dem Tabak für den Kopf der Bevölkerung nur rund 2 ℳ, während schon 1906 für die Monopolländer Frankreich 7,68 ℳ, Österreich 4,95 ℳ, Spanien 6,16 ℳ Staatseinnahmen errechnet wurden; übrigens hat England ohne Monopol eine Einnahme vom Tabak, die dreimal so hoch ist als die deutsche. Gerade der Tabak ist ein Musterbeispiel für eine noch nicht annähernd ausgenutzte Einnahmequelle. Hier wird zugleich ein Gegenstand des Luxusverbrauchs getroffen. Dabei läßt sich ohne Schwierigkeit der Gesichtspunkt der Abstufung der Beitragslast nach der Gesamtleistungsfähigkeit durchführen, indem die Abgabe dem Werte entsprechend steigt.

Eine solche monopolistische Belastung ist nun für eine verhältnismäßig große Zahl von Erzeugnissen durchführbar. Branntwein und Kali, Elektrizität und Kohle, das sind Gegenstände des Massenverbrauchs, die zu fassen verhältnismäßig leicht ist. Die vielleicht größte Einnahmequelle hat der neue Reichskanzler seinerzeit als Leiter der Reichsgetreidestelle empfohlen: das Getreidemonopol. In der Tat hat die Bewirtschaftung des Getreides von allen Ernährungsmaßnahmen sich am besten bewährt und am reibungslosesten durchführen lassen; eine Übernahme der Organisation unter entsprechender Angliederung der nach dem Frieden wieder einsetzenden Getreideeinfuhr ist ein Gedanke, dem viele geneigt sind, zumal er eine völlige Ausschaltung des berufsmäßigen Getreidehandels keineswegs bedingt. Die Beziehungen zum Auslande werden es wünschenswert machen, zwei andere viel besprochne Monopolpläne ernsthaft in Angriff zu nehmen: das Petroleum- und das Stickstoffmonopol. In ersterem Falle handelt es sich darum, unsere Abhängigkeit von den großen Petroleumtrusts des Auslandes durch eine Zusammenfassung der gesamtdeutschen Nachfrage in der starken Hand des Staates zu mildern und zugleich den durch die Entwicklung der neuzeitlichen Explosionsmotoren zu einer volkswirtschaftlichen Angelegenheit ersten Ranges gewordenen Petroleumverbrauch regelnd beeinflussen zu können. Beim Stickstoff liegt es umgekehrt. Hier ist es gelungen, während des Krieges die Unabhängigkeit vom Auslande, insbesondere von der chilenischen Salpeterausfuhr zu erringen, wobei allerdings sehr beträchtliche Reichsmittel in den neu errichteten Stickstoffabriken festgelegt wurden; dieses Anlagekapital muß sich nunmehr verzinsen.

Das Monopol muß nicht unbedingt durch eigene Wirtschaftstätigkeit des Reichs ausgebeutet werden; vielmehr zeigt sich auch hier ein neuer Weg, der von einzelnen Volkswirten wie Schmoller schon vor Jahren empfohlen worden ist. Während nämlich der Staat sich früher gegenüber den Kartellen durchaus ablehnend verhielt, hat er nunmehr die Bedeutung dieser Vereinheitlichung der Erzeugnisse erkannt. Nicht nur, daß während des Krieges einzelne Kartelle wie Kohlensyndikat und Stahlwerksverband erst infolge des Eingreifens der Regierung verlängert worden sind, er hat sogar in anderen Fällen wie in der Zement- und der Schuhindustrie eine Syndizierung zwangsmäßig herbeigeführt. Die Kartelle sind damit, wie einst die Zünfte in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, Organe des Staates geworden. Er schützt sie, hält ihnen die Konkurrenz fern, sichert ihnen damit gewissermaßen eine Rente; damit ergiebt sich folgerichtig ein Anrecht auf eine „Gewinnbeteiligung", wie sie in dem neuen Kohlensteuergesetz wenigstens ansatzweise in Erscheinung getreten ist. Damit wird auch der Einwand aus dem Wege geräumt, daß der Staat nicht in der Lage sei, in allen Fällen die Aufgaben des Unternehmers durchzuführen; er überläßt diese der Wirtschaftsenergie der Privatunternehmer und behält sich nur Einfluß und Gewinn vor.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, alle die Wege aufzuweisen, die das Reich gehen kann, um die erforderlichen Mittel aufzubringen. Dazu bedürfte es zahlreicher Einzeluntersuchungen und eingehender Behandlung der sachlichen und politischen Einzelheiten. Es sollte nur eine Andeutung davon gegeben werden, daß solcher Wege — alter und neuer — zahlreiche vorhanden sind, die beschritten werden können, ohne daß damit die Leistungsfähigkeit des einzelnen zu stark angegriffen würde. Das muß der leitende Gesichtspunkt der künftigen Finanzpolitik des Reichs sein, daß die produktiven Kräfte der Volkswirtschaft nicht bloß geschont, sondern nach Möglichkeit entwickelt werden. Solche Möglichkeiten sind übergenug vorhanden. Diese Tragfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft aber ist auch die Unterlage seiner Kriegsanleihen. Heut, wo die ganze Welt von einer Umwälzung ohnegleichen ergriffen ist, läßt sich keine stärkere wirtschaftliche Sicherheit denken als sie das Deutsche Reich in der Ausnutzung seiner Naturschätze wie der weiteren Entfaltung des wirtschaftlichen Genius seiner Volksgenossen besitzt. Wer Kriegsanleihe zeichnet, erwirbt damit für sich selbst die Teilnahme an diesen Zukunftsentwicklungen.



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

5. September 1917: In Flandern von der Küste und dem Houthoulster Walde bis zur Deule Artilleriefeuer. Vor Verdun auf dem Ostufer der Maas ebenfalls gesteigerter Feuerkampf. — **Dünamünde ist genommen**; der Abschnitt der livländischen Aa ist überschritten. — Am 19. Tage der elften Isonzoschlacht 4000 Italiener gefangen.

6. September: Englische Angriffe südöstlich Ypern, französische südwestlich Pargny-Filain und nördlich Reims beim Bois Soulains. — Fliegerangriff auf London, Southend und Margate. — An der Düna haben die Russen ihre starken Stellungen bis Friedrichstadt geräumt. — Schwere Kämpfe am Monte San Gabriele.

7. September: Angriffe nördlich der Bahn Roulers—Ypern und bei Lens. Erfolge südlich Beaumont und im Caurières-Walde. — Rückzugsgefechte mit den Russen südwestlich Nitau und bei Neukaipen (70 km östlich Riga). — Neue außerordentlich heftige Kämpfe am Monte San Gabriele.

8. September: Französischer Angriff zwischen Samogneux und der Straße Beaumont—Vacherauville (3½ km). — Die Russen schanzen westlich Wenden, bei Banding, Nitau und Neu-Heidenhof; an der Düna haben sie die Stellungen bis westlich Kokenhusen geräumt. — Am Monte San Gabriele Geschützfeuer.

9. September: Gefecht nordöstlich St. Julien, südlich des La Bassée-Kanals und nördlich St. Quentin. Vor Verdun auf dem Ostufer der Maas erbitterte Kämpfe zwischen Fosses-Wald und Bezonvaux, sowie im Chaume-Walde. — Gefechtstätigkeit in Albanien.

10. September: Gefechte nördlich St. Quentin. An der Nordfront von Verdun gewaltige Infanteriekämpfe; Erfolg östlich Samogneux, beiderseits der Höhe 344. Am Fosses- und im Chaume-Walde Handgranatenkämpfe. — Russische Vorstöße zwischen Trotus- und Ojtoz-Tal. — Im August verloren wir 64 Flugzeuge und 4 Fesselballone, die Feinde dagegen 295 Flugzeuge und 37 Fesselballone.

11. September: Angriffe südöstlich Langemarck, nördlich Frezenberg, bei Villeret, nordwestlich Reims und in der Champagne. Am östlichen Maasufer vom Fosses- bis zum Chaume-Wald (3½ km) französische Vorstöße. — Im Südostzipfel der Bukowina hatten die Russen örtliche Erfolge bei Solka.

12. September: Beiderseits der Straße Somme-Py—Souain französischer Vorstoß. — In der Schlacht bei Riga 8900 Gefangene und 325 Geschütze erbeutet. Südwestlich Tirgul Okna erbitterte Angriffe abgewiesen. — Im Becken von Monastir stärkeres Feuer; Kämpfe bei Berat und Pogradec.

13. September: Südlich der Straße Riga—Wenden wichen unsere Kavallerieposten über Moritzberg und Neu-Kaipen aus. Nördlich Baranowitschi Störungsfeuer und Artilleriegeplänkel. — Kämpfe am Monte San Gabriele.

14. September: Zwischen dem Houthoulster Walde und dem Kanal Comines—Ypern heftiger Artilleriekampf. Erfolge im Artois, nördlich St. Quentin und westlich Guignicourt a. d. Aisne.

15. September: Englischer Teilangriff bei St. Julien; französische Vorstöße an der Straße Somme-Py—Souain. Erfolge am Winterberg bei Craonne und am Ostufer der Maas an der Höhe östlich des Chaume-Waldes. — An der Isonzofront lebt die Kampftätigkeit stellenweise auf.

16. September: An der Straße Menin—Ypern heftiges Artilleriefeuer und Angriffe, ebenso südöstlich Arras bei Cherisy, wo auch Flammenwerfer und Panzerwagen in Tätigkeit traten. — Im Südabschnitt der Hochfläche Bainsizza—Heiligengeist neue Durchbruchsversuche. — **Rußland zur Republik erklärt.**

17. September: Zwischen Houthoulster Wald und Lys heftiges Trommelfeuer. Bei Arras und St. Quentin Vorstöße. Längs der Aisne, besonders bei Soissons, ferner in der Champagne und vor Verdun starkes Geschützfeuer. — Am Isonzo südlich von Podlesce drei erfolglose Angriffe.

18. September: In Flandern zwischen La Bassée-Kanal und Lens sowie von Somme bis Oise lebhafte Gefechtstätigkeit. Bei Soissons und auf dem rechten Maasufer starker Artilleriekampf. Erfolg bei Apremont. — Bei Luck und am Zbrucz Gefechte. Bei Varnita und Muncelul, westlich des Sereth, Teilangriffe.

## Riga — deutsch und frei!

... Wie lang noch sind wir nicht euer, — Wie lang noch trennt uns das Feuer, — Trennt uns der Strom? — Brüder, es grüßt euch der Dom: — Raubte man uns auch die Glocken — Unsere Herzen frohlocken — Eurem Sieg! — Brüder, es eint uns der Krieg! — Höhnend brach man die Treue, — Herrenlos sind wir aufs neue, — Harren des Herrn! — —

Heute ist diesem Sehnsuchtsruf deutscher Brüder aus tiefster Not, der aus dem belagerten Riga über den Dünastrom schon vor Jahr und Tag zu uns herüberscholl, endlich herrliche Erfüllung geworden. Der trennende Strom ist vom unhemmbaren Siegesschwung unserer Truppen überwunden; der Krieg hat uns mit den bedrängten deutschen Brüdern im alten Riga geeint, und der Herr, dessen sie in Bangen und Hoffen harrten, Deutschlands Kaiser, ist, umbraust von dem Jubel seiner siegreichen Truppen und der befreiten Bevölkerung, in die Mauern der alten Hansestadt eingezogen. Riga ist wieder deutsch geworden. Deutsch im politischen Sinne. Eine stolze alte deutsche Stadt ist dem Vaterlande zurückgewonnen, eine Stadt, die ihm wohl äußerlich verloren gegangen, niemals aber innerlich entfremdet war; denn Riga ist auch unter fremder Herrschaft eine deutsche Stadt geblieben, trotz alledem.

In diesen Tagen, wo stolzer Jubel über den glänzenden



Fliegeraufnahme der von den Russen bei ihrem Rückzug in Brand gesteckten Gehöfte und Dörfer.



Die Petrikirche in Riga.

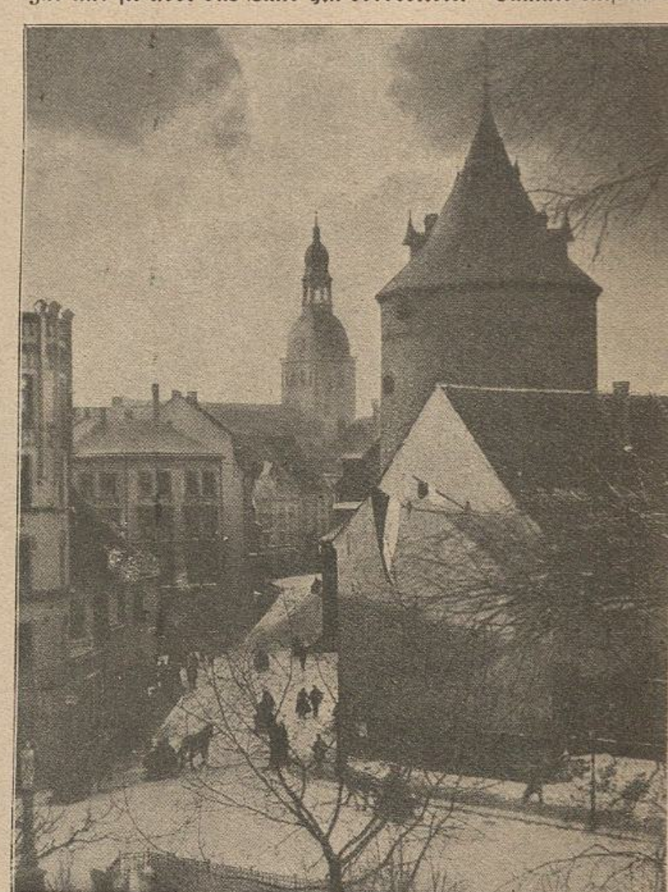
Waffenerfolg an der Düna alle deutschen Gaue durchbraust und die Blätter aller Richtungen die militärische, wirtschaftliche und politische Bedeutung dieses Sieges erörtern, sei es mir gestattet, den Lesern des „Daheim“ ein wenig davon zu berichten und zu schildern, was Riga von dem Tage seiner Begründung an bis zum 3. September dieses Jahres, der es dem Mutterlande zurückgewann, als deutsche Stadt bedeutete, was es als solche in den mehr als siebenhundert Jahren seiner Geschichte geleistet und gelitten hat.

Dem genialen Kolonisatorenblick des Domherrn Albert von Bremen verdankte die Stadt Riga im Jahre 1201 ihr Entstehen. Während die hanseatischen Kaufleute aus Lübeck, Hamburg und Bremen, die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Düna hinaufgesegelt waren und an ihren Ufern Faktoreien errichtet hatten, hierbei zunächst nur die Absicht verfolgten, mit dem russischen Hinterlande unter Ausschaltung des Umschlagsplatzes Wisby unmittelbare Handelsbeziehungen zu pflegen, während auch der erste christliche Sendbote im heidnischen Livland, der Probst Meinhard aus dem Holsteinischen Kloster Segeberg, der bei Üxküll das erste heute noch stehende Christenkirchlein errichtete, sich nur als Missionar im fremden Heidenlande fühlte, erfaßte der staatsmännische Blick des Bremer Prälaten die Bedeutung dieses baltischen Küstenlandes als einer staatlich fest organisierten Kolonie des deutschen Mutterlandes und begründete die Stadt Riga als den Kern und Ausgangspunkt dieser Kolonie. So wurde die schnell aufblühende Stadt der Mittelpunkt aller deutschen politischen und Kulturarbeit im Lande. Mit vollem Recht nennt der Rigasche Historiker Karl Mettich Riga das Tor, durch welches Christentum und deutsche Kultur ihren Einzug in das nordöstliche Küstenland des Baltischen Meeres gehalten haben. Riga wurde so der östlichste Ausläufer der für die Zukunft unseres Volkes so beispiellos bedeutsamen Kolonisationsarbeit des deutschen Mittelalters gegen Osten hin, die sich an die stolzen Namen Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären knüpft. Auf dem Seewege gegründet und mit der See eng verbunden, suchte und fand die junge Handelsstadt bald ihren Anschluß an die deutsche Hanse. Nachdem das siegreiche Schwert der von Albert von Bremen, dem ersten Bischof und späteren Erzbischof Rigas, ins Land gerufenen deutschen Ritterschaft den heidnischen Liven, Esten und Kuren in harten Kämpfen die Herrschaft über die baltischen Küstenlande abgewonnen hatte, wuchs die Bedeutung Rigas als Handelsstadt für das sich unter deutscher Führung schnell entwickelnde Hinterland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die im Anschluß und unter dem Schutz der Ordensburgen entstandenen deutschen Städte sahen in Riga ihren natürlichen Vorort und richteten sich in ihrer inneren Organisation, in Verwaltung und Recht, in Zünfte- und Gildenwesen nach dem Vorbilde Rigas, das auf den Städtetagen des Landes den Vorsitz und auf den großen Hansetagungen ihre Vertretung führte. Die livländische Kolonie bildete in ihrer weiteren politischen und ständischen Entwicklung im Kleinen ein Spiegelbild dessen, was im Mutterlande vor sich ging. Der das spätere deutsche Mittelalter erfüllende Vorherrschaftskampf zwischen Bischöfen und Städten, wie zwischen Städten und Adel tobte auch im alten Livland. Immer war das starke und reiche Riga das Kampfziel der sich befehdenden Mächtegruppen des Landes. Immer aber gelang es auch dem trotzigen Bürgersinn der Stadt die Unabhängigkeit zu wahren, oder wenn sie einmal auf kurze Zeit verloren ging, sie in harten, oft wilden Kämpfen zurückzugewinnen. Wenn hierbei auch, ebenso wie im Mutterlande, die innerpolitischen Gegensätze nur zu oft das deutsche Gemeinschaftsbewußtsein verhängnisvoll überwucherten, so hielt die Stadt für ihr Innenleben doch unentwegt fest an ihrer deutschen Art und an dem Streben nach Bereicherung und Erweiterung ihrer deutschen Kulturgüter. Ihre Seehandelsbeziehungen mit dem Mutterlande ließen sie auch hier wieder zum Eingangstor aller großen das deutsche Volk bewegenden geistigen Zeitströmungen in das livländische Kolonialland werden. Durch ihre Vermittlung fand die Renaissance der altklassischen Wissenschaften im Zeitalter des Humanismus den Weg zu den baltischen Städten und Edelsitzen, die in Schule und Haus seitdem besonders treue Hüter der humanistischen Geisteswelt geblieben sind. Rigas Söhne zogen zahlreich hinaus auf die deutschen Universitäten; an der Gründung der Universität Rostock war die Stadt selbst mit erheblichen Beiträgen beteiligt.

Als dann der Geist der Reformation durch die deutschen Lande brauste, war Riga wiederum unter den ersten Städten, die sich ihr rückhaltlos anschlossen. Von hier aus fand sie ihren Weg dann schnell in die anderen Städte des Baltenlandes. Mit Fug und Recht hat Rigas Stadtwappen, das die ihrer Mutterstädte Lübeck, Hamburg und Bremen in sich vereinigt, einen Ehrenplatz an dem Lutherdenkmal in Worms gefunden. Mit berechtigtem Stolze bewahrt Rigas Bürgerschaft in ihrem Stadtarchiv die Briefe auf, in denen Martin Luther selbst der Stadt Rat erteilt und der Freude über ihr reges kirchliches Leben Ausdruck gibt.

In schweren Kämpfen hat in der Zeit der Gegenreformation das unter polnische Herrschaft gelangte Riga seinen evangelischen Glauben verteidigt, während gleichzeitig seine Bürgerschaft, der geschworenen Eidestreue gedenkend, in mannhafter Gegenwehr ihre Stadt dem Polenkönige gegen die Angriffe des von ihr als evangelischen Glaubenshelden im tiefsten Herzen bewunderten Gustav Adolf von Schweden zu erhalten bemüht war. Nach endlich erfolgter Kapitulation wußte dieser den ihm im Rigaschen Dome huldigenden Bürgern kein höheres Lob zu spenden, als daß er sie bat, ihm mit derselben Treue zu dienen, die sie dem Polenkönig bewiesen hätten

Wiederum war es Riga, das im Zeitalter der Aufklärung den dieses beherrschenden Ideen in seinen Mauern zuerst Einlaß gab und sie über das Land hin verbreitete. Damals entstanden



Die Sandstraße in Riga.





eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen, gemeinnützigen und kulturellen Veranstaltungen, die bis in unsere Tage hinein dem deutschen Bürgersinne Rigas besondere Ehre machten und reichen Segen stifteten. Seitdem Riga unter der Herrschaft der ersten russischen Zaren, denen es huldigen mußte, weil das Mutterland seiner baltischen Kolonie vergessen hatte, in eine lange Zeit des Friedens, der Blüte und des wachsenden wirtschaftlichen Wohlstandes eingetreten war, wetteiferte es mit den Ritterschaften des Landes in der Pflege deutscher Kultur, deutscher Wissenschaft und Kunst. Es hatte sich neben den Ritterschaften eine gleichberechtigte Stellung zu wahren gewußt. Von allen baltischen Städten war Riga allein mit gleichem Rechte auf dem ritterschaftlichen Landtage Livlands vertreten. Im gleichen Range und in gleicher Leistung stand das Rigasche



Prinz Eitel Friedrich von Preußen.
Aufnahme des Hofphotographen W. Niederastroth (Selle & Kuntze).



General der Infanterie Oskar von Hutier.
Aufnahme des Hofphotographen E. Sandau

deutsche Stadtgymnasium neben den Gelehrtenschulen der baltischen Ritterschaft. Deutsche Schauspielkunst und edelste deutsche Musik fanden in Riga liebevolle Stätte und Pflege. Der Ruhm der von deutscher Gartenkunst geschaffenen Rigaschen Stadtanlagen ging durch das ganze weite Rußland. Am deutschen Stadttheater wirkten Männer vom Range Richard Wagners und Karl von Holteis; durch Namen wie Marie Seebach und Martersteig blieb diese vom Rigaschen Bürgersinn unter größten Opfern erhaltene deutsche Kunststätte mit der Schauspielkunst des Mutterlandes in fruchtbarster Wechselberührung. Der Zeit, wo er als junger Domprediger in Riga wirkte, verdankte Herder die Anregung zu seinen unsterblichen „Stimmen der Völker in Liedern“.

Als nach den Schrecken der baltischen Revolution dem baltischen Deutschtum durch die Edikte des Zaren die Möglichkeit neu gegeben war, seine deutsche Sonderart in Schule, Sprache und Kirche ungehemmt wieder pflegen zu dürfen, da wurde Riga wiederum die Begründungsstadt und der Ausgangsort des Deutschen Vereins für Livland. Dieser hat bis zum Kriege eine Fülle segensreichster deutscher Kultureinrichtungen im Lande geschaffen und durch seine nationale Erziehungsarbeit das zum Teil wenigstens in einem gewissen baltischen Partikularismus erstarrte deutsch-völkische Bewußtsein der Balten neu geweckt und vertieft. Mit mehr als 10000 Mitgliedern und einem nach Hunderttausenden zählenden jährlichen Einnahmebetrage stand wiederum die Rigasche Ortsgruppe auch in dieser deutschen Vereinigung vornan.

Die letzten Jahrzehnte hatten mit dem Aufblühen einer starken Industrie auch zahlreiche reichsdeutsche Elemente nach Riga gebracht. Gerade die Jahre vor dem Krieg hatten zwischen diesen und dem bodenständigen Deutschtum Rigas eine erfreuliche Annäherung gebracht, so daß dieses durch die reichsdeutsche Zuwanderung einen nicht nur ziffernmäßig zu bewertenden Kräftezuwachs erhielt.

Der Krieg drohte dem gesamten alteingewurzelten, aber in jungem frohem Leben neu aufstrebenden Deutschtum Rigas den Untergang zu bereiten. Seine deutschen Vereine wurden aufgehoben, die deutschen Schulen, — nicht weniger als vier höhere hatte die Rigaer Gruppe des Deutschen Vereins, zwei Volksschulen für Mädchen der Rigasche deutsche Frauenbund gegründet, — wurden geschlossen, die deutsche Muttersprache auf den Straßen und in aller Öffentlichkeit verboten. Die führenden Männer des Rigaschen Deutschtums büßten ihre deutsche Treue mit Verschleppung und Verbannung. So hat Rigas deutsche Bürgerschaft, tief gebeugt, doch ungebrochen, mehr als zwei Jahre des Tages der Erlösung und Befreiung geharrt, die der Donner deutscher Geschütze ihr Tag für Tag anzukündigen schien. Das Maß von Leiden und Verfolgungen, das sie in dieser Zeit tragen mußte, wird uns wohl erst nach und nach aus den Erzählungen der Befreiten bekannt werden. Eines wissen wir: sie haben auch in den schwersten Tagen den Stolz auf ihr Deutschtum, den freudigen und starken



General der Infanterie Hugo von Kathen.
Aufnahme Kämmer Le Bret.

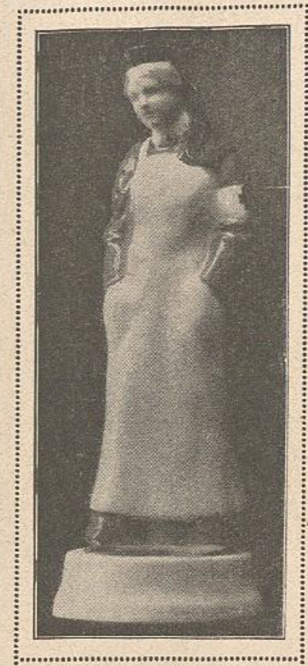
Glauben an ihre Errettung durch Gottes Hilfe und deutsche Brudertreue nicht verloren. Und es muß ein starkes, deutsches Geschlecht sein, das in diesen Zeiten der tiefsten Not und des härtesten Druckes am Reformationstage in der alten Petrikirche, dem ragenden Wahrzeichen Rigas, zusammenströmte, und unbekümmert um Spionage und Verfolgung, wie ein Mann den Vers des alten Bekenntnisliedes Martin Luthers zum Himmel emporschickte: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.“ Ein starkes, gläubiges und treues Geschlecht, das um seines Glaubens und um seiner deutschen Treue willen verdient deutsch und frei zu bleiben für alle Zeit. Daß unser Kaiser sein Dankes- und Grußwort an seine siegreichen Truppen inmitten der Mauern Rigas mit den Worten begonnen hat: „Riga ist frei geworden“, gibt uns die beste Gewähr dafür, daß auch er in diesem durch deutsche Waffen gewonnenen Riga nicht eine fremde, eroberte Stadt sieht, sondern eine befreite, deutsche! — Unsere Bilder zeigen malerische Ansichten aus Riga, die ganz deutsches Gepräge haben, dann eine Fliegeraufnahme der von den Russen verwüsteten Dorfschaften und endlich die Bildnisse der Heerführer, die den herrlichen Sieg bei Riga erfochten haben.



General der Infanterie Otto Riemann.
Aufnahme des Hofphotographen Jakobi.

# Neue deutsche Kriegs-Porzellane.

Gleich nach Beginn des unseligen Völkerringens, das nun bereits seit mehr als drei Jahren die Welt durchtobt, hat die deutsche Industrie Zeichen der Erinnerung an den Krieg geschaffen. Millionen unserer Väter, Brüder und Söhne sind ja unter den Waffen, und Woche für Woche bringen die Verlustlisten die Nachricht, daß wieder viele, viele Hunderte von lebensfrischen, hoffnungsvollen Männern den Weg angetreten haben, von dem hier auf Erden niemand zurückkehrt. Im ganzen weiten deutschen Reiche ist wohl nicht eine Familie, die nicht im engeren oder weiteren Kreise das Harte des Scheidens von einem geliebten und verehrten Menschen hätte durchkosten müssen. Die meisten Gräber unserer Gefallenen sind in Feindesland gegraben: in Flandern und Frankreich, Italien, Albanien, Serbien, Mazedonien, Rumänien, Rußland, ja in Ägypten und der Türkei, oder auch jenseits des Meeres in den Kolonien. Oft liegen sie einzeln und sind vergessen, von Gras und Buschwerk überwuchert, und kein Kreuz oder Stein zeigt an, wer dort der Ewigkeit entgegenschlummert. Oft auch sind sie mit zahlreichen anderen zu Heldenfriedhöfen vereinigt und werden sorglich gepflegt. Aber das haben sie alle gemeinsam, daß sie in weiter Ferne sind, so weit entfernt, daß kaum einer der Hinterbliebenen je die Stätte sehen wird, an der seine Toten ruhen. Da ist es verständlich, wenn sich überall und tausendfältig das Bedürfnis regt, sich mit Erinnerungszeichen an die lieben Gefallenen zu umgeben. Nicht nur Bildnisse in Photographie oder Ölmalerei, sondern Andenken aller nur denkbaren Art. Da muß nun leider gesagt werden, daß der große Bedarf eine Hochflut von Kriegserinnerungen erzeugt hat, die zum Teil von sehr geringer Güte sind. Es sind sogar bedenklich viele Kunstgreuel darunter: dies Wort ist vielleicht hart, aber es trifft die Sache schlagend. Wenn man durch die Straßen unserer Städte schlendert und in die Schaufenster schaut, muß man sich oft achselzuckend abwenden. Diese Broschen und Nadeln mit dem teuren Kreuz von Eisen, das sich so viel gefallen lassen muß, sind wirklich oft in hohem Grade geschmacklos. Nicht anders ist es mit den Kriegsandenken im engeren Sinne, den nachgeahmten Bomben, Granatsplittern, Fliegerpfeilen und anderen „schönen" Dingen. Von allen Kriegserinnerungszeichen, die bisher erschienen sind, schneiden verhältnismäßig mit am besten (neben den Medaillen, die es geradezu zu einer Blüte brachten) die Kriegsporzellane ab, die zum Teil künstlerisch bedeutsame und erfreuliche Werke sind und die diese schwere große Zeit überleben werden und noch Söhnen und Enkeln eine schöne Erinnerung sein können. — Von all den vielen Kriegsandenken, die die keramische Kunst auf den Markt gebracht hat, zeigen wir heute Werke von zwei der bedeutendsten deutschen Anstalten, der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin und der Fabrik von Ph. Rosenthal & Co. in Selb. Aus den Erzeugnissen der letzteren Firma wählten wir die Erinnerungsstücke an das Rote Kreuz, die reizvolle Statuette einer Schwester, die von L. Boeß modelliert worden ist, und zwei Wandteller. Der eine von diesen, den Prof. Ludwig v. Zumbusch entworfen hat, ist von dem Zentralkomitee des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz und vom Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins herausgegeben: der Reingewinn aus dem Verkauf ist für Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt, vornehmlich soll er der Fürsorge für verwundete und erkrankte Krieger, ihre Angehörigen und Hinterbliebenen dienen.


Rotekreuzschwester. Modelliert von L. Boeß. Porzellanfabrik Rosenthal.


Kriegsteller aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin.


Kriegsteller aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berl.n.




Kriegsporzellan aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin.





Nicht minder schön und künstlerisch wertvoll sind die von uns abgebildeten Kriegsporzellane der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin, Wandteller sowohl als Vasen und Mundtassen. Die altberühmte Anstalt ist selbst ein rechtes Kriegskind. Wurde sie doch im Jahre 1761, zwei Jahre vor der Beendigung des Siebenjährigen Krieges, durch den trefflichen, leider später ins Unglück gerissenen Kaufherrn Johann Ernst Gotzkowsky gegründet. Das Kriegsglück ist ihr denn auch immer treu geblieben. Immer, wenn Preußens Fahnen siegreich waren, hat die Manufaktur sich bereitwillig in den Dienst der vaterländischen Kunst gestellt. Zumal Mundtassen mit den Bildnissen von hervorragenden Männern und Frauen (wundervoll ist z. B. eine Königin Luise-Tasse) und mit den Zeichen der Zeit, nicht zuletzt dem Eisernen Kreuz, sind heute gesuchte Gegenstände des Sammelwesens. Ebenso geschätzt werden sicherlich auch die Erinnerungszeichen sein, die die Manufaktur jetzt herausgebracht hat; sie sind schon heute so stark begehrt, daß der Nachfrage kaum genügt werden kann. In den breitesten Kreisen finden besonders drei Mundtassen Anklang. Die eine bringt auf dem leicht geschweiften Tassenkopf das wirklich ähnliche Bildnis unseres Hindenburg in einem Lorbeerkranz, während die Tasse von einem breiten, großzügig wirkenden Eichblattgewinde umspannt wird; auf der Untertasse findet sich wieder der stilisierte Lorbeerkranz. Die zweite ist von ungewöhnlicher, ganz eigenartiger Form und zeigt das Eiserne Kreuz zwischen üppigen Blumen, während die dritte das Kreuz auf der Obertasse und auf der Untertasse einen vollen Eichenkranz enthält. Alle drei Kriegsmundtassen der Königlichen Porzellanmanufaktur sind schöne Stücke, die es verdienen bei feierlichen Gelegenheiten gezeigt und bewundert zu werden. Die Wandteller derselben Anstalt, die wir bringen, werden ihrem Zweck in hervorragender Weise gerecht: sowohl der auf Vorposten mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne spähende Jäger als der in majestätischem Fluge über die Landschaft dahinziehende Zeppelin wirken prächtig. Die künstlerisch hochstehenden Malereien auf den Vasen endlich bringen ein im Angriff schäumend die Wellen durchpflügendes Torpedoboot, einen in den Wolken dahinziehenden Doppeldecker und einen feldgrauen Ulanen auf der Wacht. Wir werden vielleicht noch öfter Gelegenheit haben, auf künstlerisch bedeutsame Kriegsandenken hinzuweisen. Denn der Krieg ist noch nicht zu Ende. Wenn er es aber endlich sein wird, dann dürfte die Nachfrage nach ihnen noch steigern. Dann werden die heimgekehrten Kämpfer sie suchen. Wilh. Koenig.

Hindenburg-Tasse der Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin.



Kriegsporzellane aus der Kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin.

Kriegserinnerungsteller. Entworfen von Prof. L. v. Zumbusch. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb.



Wandteller. Entworfen von Hermann Koch-München. Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb.

## Die Kanonenstadt. Von Karl Fr. Nowak.

In einer kleinen böhmischen Stadt — berühmter sicherlich noch durch ihren Gerstensaft, der als „Urquell“ im Frieden in die ganze Welt hinauszuströmen pflegte, — in der kleinen böhmischen Stadt steht Skodas Kanonenwiege. Längst ist der Name des Barons Skoda für Oesterreich-Ungarn so etwas wie ein Sinnbild, wie ein Symbol geworden: nicht nur, weil er damals, als das Weltenungewitter 1914 losbrach, durch eine der furchtbarsten und siegreichsten Waffen überraschte, die der Krieg bis heute aufbot, durch seinen vielgefeierten 30,5-Mörser. . . . . Skoda ist mehr als nur der Schöpfer einer besonderen Spezialität. Sieht man genauer hin, so muß man sagen, daß er eigentlich lauter Spezialitäten schafft. Ihre Summe ist ein Riesenteil der Widerstandskraft der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie ist zugleich ein Brennpunkt der intelligentesten, geistigsten Kräfte des Reichs. Solcherart ist Skoda mehr, als nur ein Maschinenkonstrukteur, als nur ein Großindustrieller, als ein Fabrikherr. Er ist ein Stück des lebendigsten Oesterreichs. Und darum ein Symbol. Eine feindwärts gewandte Flagge.

Und eigentlich ist es gar keine Fabrik. Ein Riesenunternehmen, Krupp verwandt. Heute steht Fabrik an Fabrik, Werkstätte an Werkstätte, Halle an Halle. Es ist eine eigene Stadt, die Stadt der Kanonen geworden.

Sie stehen in Reih und Glied, blitzblank und zierlich trotz ihrer gewaltigen Maße, abfahrtgerüstet und zum Losdonnern an irgendeiner Front bereit. Aber wie unendlich weit, wie unendlich verwickelt und verworren wirkend ist der Weg, der von der ersten Halle, die an die Herstellung von Geschützen denkt, bis hierher, bis zur Abreisestation führt. . . . Da ist ein großer, mit allem Möglichen und Unmöglichen beladener Platz. Eine Menge von Eisenbahnschienen überspannen ihn. Offene Loren in langen Kolonnen von der Halle, in der wir stehen, parallel zu ihr. Das Ganze sieht aus wie ein ungeordneter Althändlermarkt. In den offenen Loren bunt durcheinander, tausend Dinge. Aber alle aus Eisen. Uralte, verrostete, riesige Nägel, unbrauchbar gewordene Brecheisen, Bruchstücke von Wagenreifen, Scheiben und Kugeln von irgend was, Bruchteile von Eisenketten. Dies ist das Rohmaterial. . . . Kein Mensch denkt daran, es in die Werkstätten zu schleppen. Denn schon am Eingang in diese ungeheuerliche Maschinenfabrik hat das erste Wort auch bei der Erzeugung — die Maschine. Es sieht halb schnurrig, halb phantastisch aus, wie auf hohem Krahn die große Eisenscheibe aus der Halle immer wieder durch die Luft herüberfährt, genau über die Loren, wie die Scheibe sich senkt, wie plötzlich ein Aufruhr in all dem alten Eisen entsteht. . . . Alles drängt sich an die heranrudernde Scheibe, preßt sich, saugt sich an. Vollgesaugt wie ein Tausendfüßler mit unzähligen, voraus abstehenden Gliedern, steuert sie schon nach Sekunden des Stillstands über den Loren wieder davon. Sie ist ein Elektromagnet. Versieht den Dienst von Hunderten von Trägern und spart sie. . . . Drüben aber steht ein grauer Eisenturm, ein Panzerwerk, eine wanderfähige, bewegliche Festung, aus der große, dicke Kanonenrohre ragen. Diese Kanonenrohre sind in Wirklichkeit Schaufeln. Wenn der Magnet herübergekommen ist, öffnen sie sofort ihr verschließbares Maul. Der Magnet wird plötzlich stromlos gemacht, seine Eisenladung klirrt in die Tiefe: genau in die Schaufeln. Sie schließen sich sogleich. Und der Turm, aus dem sie ragen, beginnt zu fahren. Er wendet und dreht, genau um hundertachtzig Grad: auf der anderen Seite stehen die Oefen. Schon da der Turm zu rasseln anfängt, fliegen an den Oefen die schweren Türen auf. Weißer Feuerglast wird sichtbar. Mit einem Ruck stoßen die Turmschaufeln jetzt tief in den Ofenrachen. Man sieht, wie sie im Feuer sich drehen, sie öffnen sich, sie schütten die ganze Ladung, die der Magnet ihnen gegeben hatte, ins Feuer. Und kehren zurück. Der Turm dreht sich abermals, die Magnetscheibe kommt wieder, das Spiel wiederholt sich, — im Ofen wird indes die Kanonenmasse geschmolzen und gebraut.

Und schließlich kommt in eine der hundert Hallen, in denen es überall hämmert und dröhnt, pfaucht und pfeift, rattert und surrt, wie die losgelassene Symphonie der Hölle, ein dicker, achteckiger Bolzen Kanonenstahl. . . . Man wird ihn rotglühend, weißglühend machen, er wird sich aufblähen und aufblasen, wie sein Kamerad dort, der gerade unter der Presse liegt, aber die Presse wird ihm die Aufgeblasenheit schon nehmen. . . Ueber einen kühlen, schwarzen Eisenbalken wird der zum Kanonenrohr bestimmte, bereits durchgebohrte Stahlbolzen gestülpt. Der Eisenbalken bleibt kühl und schwarz, denn unaufhörlich durchspülen ihn im Innern eiskalte Wasserströme, die freilich, so kalt sie auch beim Eintritt waren, heiß aus dem Balken wieder ausströmen. Der rote, glühende Leib des Stahlbolzens wird jetzt gepreßt. Unbarmherzig gehen alle drei Sekunden die schweren, schweren Kolben nieder: der rote, glühende Leib gibt sichtbar, gibt wie Butter nach. . . . Zwei Drittel seiner Leibesfülle muß er abgeben. Oder vielmehr in sich selbst aufnehmen. Dann ist er halbwegs fertig: ein Kanonenrohr. . . .

Hier werden die Rohre gemacht. Aber man müßte Wochen hindurch von Halle zu Halle pilgern, wollte man wirklich jede Einzelheit sehen und begreifen, die dann in der Gesamtheit aller Arbeiten das Geschütz ergeben. Seine Herstellung zerfällt in lauter Sonderarbeit und Kleinarbeit, die immer und überall Feinarbeit und Präzisionsarbeit ist. Rechts werden Kolben gearbeitet, links Verschlußstücke. Hier wird graviert, dort wird gebohrt. Hier arbeiten nur Menschen, dort statt der Menschen fast nur die Maschinen. Wenn die Skodawerke ein sinnreiches Labyrinth sind, an deren Eingang der Alteisenmarkt, an deren Ausgang die fertige Kanone steht, so ist auch jede dieser vielen, vielen selbsttätigen, selbstdenkenden Maschinen ein Labyrinth im Kleinen für sich. Ein Arbeiter dreht — immer für eine ganze Maschinenreihe ein einziger Mann — den Motor an. Alles Andere besorgt die Maschine selbst. Am Eingang wird ihr ein Stahlstück, ein Messingstück, kurz das Metallstück, das sie eben verarbeiten soll, roh eingepfropft. Am Ausgang kommt nach ein paar Minuten die Schlinge, die Hülse, einfach das Werkstück, das man wollte, bereits fertig heraus. Zurechtgeschnitten, zurechtgebohrt, poliert und graviert, kunstvoll durchbrochen, — die Arbeiter, die Öfen, die Gießerei, die Schmieden, die Pressen, die Maschinen arbeiten unaufhörlich, ruhelos Tag und Nacht: man kann sich vorstellen, was an Arbeit in all' diesen Fabriken geleistet wird, die an sich eine große Stadt, die Skodastadt darstellen.

Die Gesamtheit ergibt Kanonen. Skoda baute sonst auch Turbinen, Dampfräder, Eisenbahnmaterial, — hunderttausend Dinge, die nicht schießen. Jetzt aber rollen — außer den Minenwerfern, den Granaten, Bomben, Schrapnellen — aus den Toren der Skodastadt vor allem Kanonen, Kanonen, Kanonen . . . Alle Sorten sind da, alle Kaliber sind da. Von der kleinen Revolverkanone bis zum riesigsten Riesengeschütz. . . . Schon 1912 feuerte versuchsweise sein Schiffsgeschützvon 42 cm Kaliber. Und in der Durchbruchsschlacht von Tarnow und Gorlice brummte — ganz abgesehen von den berühmt gewordenen Motorbatterien — recht erheblich seine 42 cm-Haubitze mit . . . Während des ganzen Krieges ist Skoda, der im Grunde die k. u. k. Artillerie verschiedene Male sozusagen im Gefecht neubewaffnen, umbewaffnen half, ein Mann der Überraschungen geblieben. Wenn seine Fabrik für ein Geschütz, das durch die Skodaschen Prüfungsstationen gegangen war, durch sein Laboratorium mit allen erdenklichen wissenschaftlichen Untersuchungsarten, dann auf dem Skodaschen Schießplatz die Probeschüsse bestanden hatte, wenn die Fabrik für solch ein Geschütz — und war's gleich das mächtigste Kaliber — die Sicherheit von dreihundert Schuß verbürgt hatte, so war's gewiß, daß das Geschütz dann draußen dreihundert Schuß, ohne zu zucken, verfeuerte . . . Da wir die Montagehalle durchschreiten, finden wir die Skodaschen Überraschungen, stahlblank, in einem überwältigenden Aufmarsch, fast alle beisammen: darunter auch jenes mystische, unerhörte Asiago-Geschütz . . . Dieser prächtige Riese eröffnete im Mai 1916 die Tiroler Offensive gegen Italien . . . Gab in aller Morgenfrühe, ehe noch die Artillerievorbereitung begann, drei Schüsse ab. Feuerte über rund drei Dutzend Kilometer . . . Der erste Schuß schlug in den Markt von Asiago. Der zweite in die Telegraphenzentrale des Armeekommandos. Der dritte in das Armeekommando selbst . . . Noch ehe richtig die erste Schlacht begann, war die angegriffene Armee des Gegners führerlos, also kopflos gemacht. Sie durfte sich dafür bei Skoda und seinen Überraschungen bedanken, die er in der kleinen böhmischen Stadt ausheckt. Von so mancher Festung drüben im Westen, in so manchem Strauß mit den Russen, in Rumänien, in Serbien, vor dem Lovcen, ja selbst bei den osmanischen Kameraden im fernen Asien haben sie ihren Schreck verbreitet, und mehr als einmal haben sie wacker die Entscheidung erzwungen.





## Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm.

Vorwort. Fröhlich sind die nachfolgenden Erinnerungen nicht, und wer aufgeheitert sein will, dem rate ich ab, sie zu lesen. Wer noch heute allgemeinen „Völkerverbrüderungs-Ideen“ nachhängt, oder sie als verlorene Ideale betrauert, der lasse ganz die Hände davon. Es enthält furchtbare Anklagen gegen dasjenige Volk, welches in dünkelhaftester Weise sich „la grande nation“ nennt und uns, die wir im heiligen Kampfe stehen, vor der Welt als Hunnen und Barbaren hinzustellen versucht. Schon jetzt hat diese gewaltige eisenstarrende Zeit manche Werte und Anschauungen umgeformt oder gänzlich fortgefegt, und sollte später Völkerrecht von neuem gelehrt werden, so werden Erlebnisse, wie die folgenden, vielleicht als Material nicht übersehen werden dürfen. Trägt es dann ferner vielleicht noch dazu bei, den unendlichen Strom ungeheurer vaterländischer Liebestätigkeit auf unsere noch in Not schmachtenden deutschen Zivilgefangenen zu lenken, so hat es seine Absicht erfüllt

Zur Aufklärung möchte ich noch bemerken, daß ich in Saffi (Marokko) ehrenamtlich k. u. k. österreichisch-ungarischer Konsularagent war, dagegen selbst Deutscher bin und seit langen Jahren als Kaufmann in Marokko ansässig war.

### 1. Stimmungen und Eindrücke.

Gegen alle Erfahrung zeitig erhielt ich in meiner amtlichen Eigenschaft in Saffi, der zweitsüdlichsten Hafenstadt Marokkos, das Telegramm mit der Trauerbotschaft vom Morde in Sarajewo durch die österreichisch-ungarische diplomatische Agentur in Tanger bereits am 29. Juni um 9 Uhr vormittags. Durch sofortiges Rundschreiben teilte ich dem Konsulatkorps diese Trauernachricht mit und ließ die Konsulatsflagge auf Halbstock hissen. Der deutsche Honorar-Vizekonsul machte mir sofort seinen Beileidsbesuch, und wir haben uns oft später daran erinnert, daß ich ihm sagte: „Ich glaube, wir gehen einer ernsten Zeit entgegen.“ Darauf empfing ich den Besuch des französischen Berufskonsuls Margaraut, später des englischen, und erhielt einen besonders herzlichen Brief des spanischen Berufskonsuls Señor Don Pedro Riazza y Soto, der infolge einer Gerichtssitzung am Kommen verhindert war. Sämtliche Konsulate blieben drei Tage lang auf Halbmast geflaggt.



„Herzeloyde“. Radierung von Arthur Stein. (Münchener Kunstausstellung 1917 im Kgl. Glaspalast.) (Aus den Publikationen des Vereins für Original-Radierung zu Berlin.)

Es folgte nun eine ungeheuer aufregende Zeit, und trotzdem französische Blätter, wie z. B. die berüchtigte „Dépèche Marocaine“ einen geradezu unglaublich hetzerischen Ton anschlugen, so blieb doch der internationale Verkehr in unserer Stadt ein durchaus korrekter. Als einer der Präsidenten des internationalen Klubs und als einer der Vorsitzenden der internationalen Handelskammer kam es mir im Verkehr mit den Franzosen und Engländern fast vor, als ob ein jeder sich bemühe, durch besondere Höflichkeit Reibungen zu vermeiden. Wie schwer die Zeit besonders in geschäftlicher Beziehung war, ahnt man kaum, wie sollte man auch nur auf wenige Tage im voraus disponieren, wie es mit weiteren Verschiffungen halten, und wie fühlbar machte sich besonders die politisch gespannte Lage auf dem Geldmarkt durch sprunghaftes Verändern des Kurses der schon an und für sich wenig stabilen Landesmünze.

Der Eingeborene, der als echter Orientale schon an sich zu Übertreibungen neigt, versuchte nun ganz besonders auf den verschiedenen Konsulaten Neues zu erfahren, wo wir leider doch selbst so furchtbar wenig wußten. Nur beruhigend konnten wir wirken. Ich hätte gewünscht, die französischen Behörden hätten solche Unterhaltungen mit angehört, um den wahnsinnigen späteren Behauptungen, daß wir Aufruhrpolitik getrieben hätten, um die Eingeborenen gegen das französische Regiment aufzuhetzen, Lügen zu strafen. Was geht im Hirn der Franzosen eigentlich vor und was denken sie von der emsigen Tätigkeit deutscher Kaufleute in Marokko? Unruhe im Lande brachte sicheren Verlust, das hatten wir, weiß Gott, die letzten Jahre gespürt. Aus der Konkurrenz, die wir ihnen machten, hätten sie sehen und fühlen müssen, daß wir unser Geschäft betrieben und keine Abenteurerpolitik; aber gerade weil sie sich auf solidem geschäftlichen Gebiet überall von den Deutschen aus dem Felde geschlagen wußten, wurde der Konkurrenzkampf zum ekelhaften Verleumdungskrieg.

Eine meiner stehenden Redensarten in der Unterhaltung mit den Eingeborenen war: „Mein lieber Freund, Politik wird in Berlin, Wien, London, Paris und Petersburg gemacht, und die Leutchen dort sind ebenso schlau wie du und lassen sich nicht in ihre Karten gucken.“ Und doch konnte ich niemals umhin, die feine Witterung des gebildeten Arabers zu bewundern, die ihn gerade auch in dieser Zeit nicht im Stiche ließ. Zwei Europäer verschiedener Nationen, die sich damals vielleicht etwas förmlicher begrüßten, und zwar instinktiv, ohne es vielleicht selbst zu wissen, beobachtet ein Araber und zieht sofort seine Schlüsse daraus. Wie dann Gerüchte entstehen und mit welch ungeahnter Schnelligkeit sie sich verbreiten in einem Lande, in dem der Eingeborene als einziges Fortbewegungsmittel nur das Tier kennt, dafür habe ich außer Marokko nur noch ein Beispiel gesehen, und zwar im Innern von Südamerika. Ein jeder Europäer ist dann ferner in Marokko auf seine eingeborene Dienerschaft angewiesen, ist auch oft nicht vorsichtig genug in seinen Unterhaltungen bei Tisch, und der aufwartende Diener versteht oft viel mehr, als man denkt.

Ende Juli, anfangs August wurde auch die Postverbindung mit Europa sehr unregelmäßig, und merkwürdig war, daß deutsche Zeitungen gerade jetzt auf dem Transport, wenn sie durch französische Hände gingen, so oft verloren wurden! Die letzte Nachricht, die mich am 31. Juli von Europa erreichte, und ich habe auch nicht gehört, daß andere meiner Landsleute eine spätere erhalten haben, war eine Codedepesche meiner Hamburger Geschäftsfreunde, abgesandt am 30. Juli

1914: „Europäischer Krieg dicht bevorstehend" — das war der letzte deutsche Gruß, den ich als freier Mann empfing.

Die Aufzeichnungen meiner Frau, die sie nach ihrer Freilassung im Dezember 1914 nach Ankunft in der Heimat für den großen Verwandtenkreis gemacht hat, beginnen wie folgt: „Am 3. August abends kam mein Mann nach Hause geritten, und sein Gruß war: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall.' Ich sah ihn erschrocken an, und als er stolz sagte: ‚Ja, es geht los,' da brach ich in Tränen aus. So weit von der Heimat, noch dazu in der Gewalt unseres Erbfeindes. Da ahnten wir noch nicht, was Krieg bedeutet, wie recht- und heimatlos er den Menschen macht. Am nächsten Abend erschien mir mein Mann sehr einsilbig und gedrückt. Auf meine Fragen sagte er mir, er wäre müde und abgespannt, doch auf mein Drängen erzählte er mir, der Kommandant von Saffi, mit dem er befreundet war, hätte ihm gesagt, es wäre möglich, daß wir Deutschen und Österreicher ausgewiesen würden."

Der 5. August. Als ich an diesem Tage zum Mittagessen aus der Stadt zu unserem etwa eine halbe Stunde vor den Toren gelegenen Landsitz geritten kam, fand ich meine Frau und die Diener bereits emsig mit Packen beschäftigt. Natürlicherweise war die Stimmung gedrückt, es war so schrecklich beschämend, einfach wie ein Landstreicher Landes verwiesen zu werden, und zu dem beschämenden Gefühl kam das der Wut über diese gegen jedes Völkerrecht verstoßende Gewaltmaßregel.

Marokko war doch nimmermehr französischer Grund und Boden, wenn sich allerdings auch die Franzosen Herren des Landes dünkten. Nicht einmal die Engländer hatten das Protektorat Frankreichs über Marokko anerkannt, noch immer herrschte das uneingeschränkte Recht der Kapitulationen. Österreich und Deutschland hatten ihre eigene Konsulargerichtsbarkeit, die sich sogar über eine große Anzahl von Eingeborenen, sogenannten Protegierten, ausdehnte. Die Franzosen konnten solchen nicht ein Haar krümmen, ohne Erlaubnis der betreffenden Konsuln war eine Verurteilung derselben ausgeschlossen. Für Deutschland kam noch hinzu, daß wir sogar eigene deutsche Post überall in Marokko hatten. Was gingen uns also im Grunde die Franzosen an? Der französische Konsul hatte keinerlei Vorrechte vor den Vertretern anderer Mächte, als Autorität gab es für uns nur den Pascha der Stadt, bei dem wir in unseren konsularischen Vollmachten durch den Sultansvertreter in Tanger auf Veranlassung unserer Gesandtschaften beglaubigt waren.

Aber hatten wir es nicht kommen sehen, daß, wer die Macht auch das Recht hat — und die Franzosen hatten eben französische Truppen im Lande, ihre Kriegsschiffe waren die täglichen Gäste in den marokkanischen Häfen. War unsere amtliche Tätigkeit nicht früher schon durch die Franzosen zu einer Farce gemacht worden? Selbst der oberste Richter der Stadt, der Kadi, war ja auch nur noch eine Puppe, neben ihm in seinem Bureau, genau wie beim Pascha der Stadt, saß dauernd ein französischer Offizier — meistens algerischer Abstammung — der sich oft nicht einmal an die Form hielt und Schreiben, die durch Konsulatssiegel verschlossen an die einheimischen Behörden gerichtet waren, einfach erbrach und dann befahl, daß dies oder jenes zu antworten sei, wenn er es überhaupt für notwendig erachtete, eine Antwort zu geben. Bei Strafe sofortiger Absetzung durfte kein Sultansbeamter mehr den Vertretern ausländischer Mächte selbständig schreiben, unterzeichnen durfte er, nachdem die französische Kontrolle es gut befunden hatte, womöglich das Schreiben selbst aufgesetzt hatte. So ungeheuerlich daher auch die Rechtsverletzung einer Landesverweisung uns dünkte, für uns war sie nur ein Glied einer langen, langen Kette der Schmach mehr. Der ganze marokkanische Staatsbetrieb war längst schon dasselbe geworden, wie die marokkanischen Zollämter, in welchen die Franzosen willkürlich herrschten.

Deckte uns nicht auch für den Kriegsfall der folgende Vertrag, den Deutschland mit dem marokkanischen Staate geschlossen hatte:

„Es ist den Kaufleuten und allen unter ihrem Schutze Stehenden im Kriegsfall gestattet, abzureisen, wohin sie wollen, und mit welchem Schiff sie wollen, und zwar mit ihren Waren, ihrem Eigentum, ihren Familien und ihren Dienern. Auch soll ihnen auf Antrag zur Ordnung ihrer Angelegenheiten, Verkauf und Liquidation eine Frist von sechs Monaten bewilligt werden, während derer ihnen volle Freiheit und Sicherheit für Person und Vermögen verbürgt ist."

Und waren wir denn im Kriege mit Marokko?

Ich muß, um diese Frage zu beantworten, einen kleinen Augenblick zurückschweifen in meinen marokkanischen Erinnerungen. Wir legten uns die Frage vor, waren wir im Kriege mit Marokko und konnte überhaupt der Landesherr, der Sultan, dies Vorgehen der Franzosen billigen?

Nicht allzu lange vor jener denkwürdigen Augustzeit 1914 war seine scherifische Majestät (so genannt als direkter Abkömmling des Scherifen, d. h. Mohameds) auf der Reise durch seine Lande auch in Saffi gewesen, und zwar eskortiert von einem enormen französischen Militäraufgebot (ob zu seinem Schutze, oder seiner Bewachung, lassen wir dahingestellt).

Das Konsularkorps von Saffi wurde auch zur Audienz befohlen, und der französische Kollege unternahm es, uns über das notwendige Zeremoniell zu unterrichten. Die Sache ging denn auch vor sich, wie — auf der komischen Oper. Se. Majestät Muley Yussef saß in seinem Zelt auf einem zahnärztlichen Operationsstuhl in wallende schneeweiße Gewänder gehüllt, umgeben von den Großwürdenträgern seines Reiches und spielte mit einem haselnußgroßen Diamanten, der von einem Silberreif gefaßt an dem kleinen Finger seiner fast schwarzen Hand glänzte, und nickte herablassend mit dem Kopfe, schaute desto eifriger auf sein riesiges Reiseautomobil, das vor seinem Zelte stand (böse Zungen behaupteten, daß die französische Fabrik die notwendigen 10 Maultiere zum Ziehen nicht mitgeliefert habe), — so wehmütig schaute er darauf, wie ein Kind auf ein zerbrochenes Lieblingsspielzeug und — sprach kein Wort. Begrüßung und Unterhaltung führte der Großwesir in seinem Namen, der noch, bevor er den Mund auftat, ängstlich zu dem französischen Dolmetscheroffizier hinüberschielte. Als wir dann unter dreimaliger tiefer Verbeugung rückwärtsschreitend das Zelt des Herrschers aller Gläubigen verließen, geleitete uns durch das Lager des Sultans, besser gesagt ließ uns durch die unzähligen französischen Wachen geleiten derselbe Dolmetscheroffizier. Lachend meinte er zu mir gewandt: „Se. Majestät macht zwar einen unheimlich würdigen Eindruck, aber Sie glauben gar nicht, was er im Grunde genommen für ein guter, leicht lenkbarer Kerl ist, der alles tut, was man ihm sagt." Diesen Ausspruch habe ich niemals vergessen können, erzählte ihn an demselben Tage noch verschiedenen Freunden und hätte ihn am liebsten damals schon veröffentlicht. Niemals ist meines Wissens aus französischem Munde kürzer und bündiger und mit mehr beißendem Spott die Rolle Sr. Majestät Muley Yussefs dargestellt worden. Daß die Araber schon seinen stark jüdisch klingenden Namen zur Zielscheibe ihres täglichen Spottes machten und behaupteten, daß, nachdem Muley Hafid der französischen Gouvernante nicht länger habe gehorchen wollen und zur Strafe in eine dunkle Stube gesperrt worden sei, diejenigen Bewerber für den leerstehenden Thron die meiste Aussicht hatten, die den geringsten Befähigungsnachweis liefern konnten. Brauche ich nun nochmals die Frage aufzuwerfen, wie dieser Mann sich jetzt verhielt? Wird man nunmehr in Deutschland verstehen, wie hoch seine entente- (er selbst denkt wahrscheinlich dabei an en tante) freundlichen Kundgebungen, die ab und zu im Temps oder in der Times erscheinen, zu bewerten sind? Gerade kurz bevor ich aus der Gefangenschaft befreit wurde, erschien eine solche Kundgebung gegenüber dem Vertreter der Times, und nochmals muß ich die Geduld meiner Leser in Anspruch nehmen, um auch diese zu charakterisieren.

Es war, soweit ich mich erinnern kann, zwei oder drei Jahre nach der Konferenz von Algeciras, als ich Mr. Harris, den jahrelangen Vertreter der Times und eigentlichen Leiter der englischen Marokkopolitik, einmal wieder gelegentlich eines Balles, den ein Mitglied des diplomatischen Korps in Tanger gab, in der Villa Valentina traf. Es war sehr heiß den Abend, und ich war mit mehreren Herren dem Ballsaal entflohen und saß mit dem berühmten englischen Maler John Lavery im Rauchzimmer bei offenen Balkontüren. Vor uns das malerische Bild des beleuchteten Hafens, den ich nach Rio dè Janeiro fast als den schönsten der Welt bezeichnen möchte. Zu uns gesellte sich Mr. Harris. Es entspann sich nun eine sehr lustige, fast ausgelassene Unterhaltung, im Laufe derer es mir fast so vorkam, als ob Mr. Harris schon ganz tüchtig dem Whisky zugesprochen habe. In ergreifenden Worten malte er uns aus, daß er eine entsetzliche Nacht durchgemacht habe, in seinem einsamen, halbverwunschenen Schlößchen an der Playa, daß er von einem schweren Traume geplagt worden sei und schließlich angstschweißgebadet erwacht sei. Auf meine teilnehmende Frage, was er nun eigentlich geträumt habe, erwiderte er: „Denken Sie nur, ich hatte geträumt, daß alle Depeschen, die ich von hier aus an die Times gesandt habe, wahr wären."

Sollte die letzte Timesnachricht von einem Interview ihres Vertreters mit dem Sultan Muley Yussef, in welchem er seine bis in den Tod getreue Anhänglichkeit zu den Ententemächten betonte, auf gleiche Weise entstanden sein, wie die damaligen Depeschen von Tanger?

Alle derartigen Erinnerungen gingen einem am 5. August durch den Kopf, und schwer wurde einem das Herz, daran zu denken, Abschied nehmen zu müssen von Haus, Hof und Garten, die man alle selbst angelegt und sich alle herrlich hatte entwickeln sehen. War es mir doch gelungen, durch unendlich mühsames und auch kostspieliges Suchen nach Wasser eine unterirdische Quelle auf meinem Grund und Boden zu entdecken, die schon im Laufe kurzer Zeit unseren ausgedehnten Besitz in ein Paradies verwandelt hatte, in dem wir durch kunstvolle Bewässerungsanlagen fast unabhängig von der Witterung geworden waren. Dies Haus hatte ich zum Teil





selbst erbaut, hierher hatte ich mein junges Weib geholt, hier war mein Töchterlein geboren worden ...

Es hielt mich nicht lange zu Hause, ich fand ja selbst kaum die Worte, um meine Frau zu trösten. Ich ritt nicht direkt zu meinem Stadtbureau, sondern machte einen Umweg um die Stadtmauer herum zur Kasbah (Festung). Am Stadttor traf ich zwei meiner französischen Mieter, die kürzlich von mir fertiggestellte reizende Villen bewohnten, Monsieur Jardel, Sekretär der Stadtverwaltung, und Monsieur Blanc, Sekretär des französischen Konsulats, beide in aufgeregter Unterhaltung. Beim Vorbeireiten kamen sie auf mich zu, versicherten mich ihrer unveränderten Sympathie und sagten mir noch besonders freundlich, daß, falls Unruhen gegen Deutsche zu befürchten wären, meine Frau, solange ich nicht zu Hause wäre, ein willkommener Gast ihrer Frauen sein würde.

In der Kasbah angekommen, sandte ich meine Karte zu dem Platzkommandanten Schultz, von Geburt Elsässer, einer der wenigen französischen Offiziere, die den Anschauungen, wie wir Deutsche sie von einem Offizier haben, bisher stets entsprochen hatte, und der mich auch sofort sehr freundlich empfing. Er bestätigte mir die Tatsache der Kriegserklärung unter dem Hinzufügen, daß trotz dieses traurigen Umstandes dies nichts an persönlichen Zuneigungen ändere, und teilte mir nunmehr positiv die ihm auferlegte schwere Pflicht mit, die deutsche und die österreichische Kolonie des Landes verweisen zu müssen. Als ich ihn auf den Zustand meiner Frau aufmerksam machte (die Geburt unseres jüngsten Kindes stand bevor) gab er mir mit tränenschimmerndem Auge sein persönliches Ehrenwort, daß wir nach einem neutralen Hafen geschafft werden würden, auf einem Dampfer, den die französische Regierung zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen würde, und daß er es sich ganz besonders angelegen sein lassen würde, für gute Unterbringung meiner Frau Sorge zu tragen. Im übrigen sagte er mir, daß, wenn ich jetzt zu meinem Bureau reiten würde, ich wohl sogleich den Besuch des französischen Konsuls zu erwarten hätte, der mir diese Nachricht offiziell zu überbringen habe.

In meinen Geschäftsräumen im Zentrum der Stadt angekommen, verging auch kaum eine Viertelstunde, als mir von meinem Mahasni (Konsulatssoldaten) der französische Konsul Monsieur Margaraut gemeldet wurde. Derselbe kam im schwarzen Rock, schwarzer Krawatte und schwarzem steifen Hut, schon ein merkwürdiger Anzug für die heißeste Jahreszeit in Marokko. Er schien außerordentlich bewegt, hatte er doch als Junggeselle viel in meinem Hause verkehrt, als er mir ungefähr die folgenden Worte sagte: „Zu meinem allergrößten Bedauern muß ich Ihnen, mon très cher collègue, die traurige Mitteilung machen, daß die diplomatischen Verbindungen zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn abgebrochen sind." Auch er machte mir dann ferner die Eröffnung, daß die österreichische und deutsche Kolonie das Land verlassen müßten. Ich fragte ihn darauf, in Hinblick, daß dies eine jedem Recht hohnsprechende Gewaltmaßregel sei, was denn geschähe, wenn ein Mitglied meiner Kolonie, und zwar besonders solche, die im Lande geboren seien und seit fast 50 Jahren hier lebten, sich weigere, dieser Aufforderung nachzukommen, worauf er mir verbindlich, aber doch recht bestimmt antwortete, daß er in solchem Falle sich genötigt sehen würde, Gewalt anzuwenden. Als regelmäßiger Gast meines Hauses kam er von selbst mit stark bewegter Stimme auf den Zustand meiner Frau zu sprechen und versicherte mir, daß ihm gerade unter diesen Umständen seine Mission entsetzlich schwer geworden sei, er mir zu meiner Beruhigung aber sein heiligstes Ehrenwort gäbe, daß wir nach einem neutralen Hafen gebracht würden, und daß er persönlich alles tun werde, meiner Frau die Reise so angenehm wie möglich zu machen. Wir kamen darauf auf das Geschäft zu sprechen, und er fragte mich, was für Dispositionen ich in dieser Hinsicht zu ergreifen gedächte. Ich sagte ihm, daß es meine Absicht sei, meinem altbewährten treuen spanischen Angestellten Señor Adolfo Sanchez alles zu übergeben. Er ließ sich diesen Herrn vorstellen und versprach mir, ihm in jeder Weise behilflich sein zu wollen. Zum Schluß bemerkte er mir noch, daß, angesichts des außerordentlich bedauernswerten Vorgangs, daß der deutsche Vizekonsul am Tage vorher auf offener Straße von einem Franzosen insultiert worden sei, rigorose Maßnahmen getroffen worden seien, um dem vorzubeugen, und daß ich die letzten Stunden meiner Anwesenheit in Marokko unter seinem ganz speziellen Schutz stände. Daß ich von nun an auf Schritt und Tritt von bewaffneten Detektivs begleitet wurde, war wohl mehr eine politische Vorsichtsmaßregel, um zu vermeiden, daß ich mit Eingeborenen konspiriere. Beim Abschied bat er meiner Gattin die gehorsamsten Empfehlungen zu übermitteln, und wir schüttelten uns die Hände unter besonders formellen Verbeugungen.




Vor einer deutschen Feldpoststation. Aufnahme von A. Grohs.

Ich rief darauf sofort einen meiner Angestellten, einen Österreicher, teilte ihm das Vorgefallene mit, und wir packten sofort das gesamte österreichisch-ungarische Konsulararchiv zusammen in zwei große Pakete, verschnürten und versiegelten sie, und ich sandte ihn damit zum spanischen Konsul, mit der Weisung, es auf dem Wege dorthin selbst mit Gewalt zu verteidigen. Zur Bedeckung gab ich ihm außerdem noch den Konsulatssoldaten mit. Der italienische Konsul kam hierfür gar nicht in Betracht, da er eine Französin zur Frau hatte und wegen seiner ausgesprochenen francophilen Gesinnung bekannt war. Dann läutete ich meinem Bureaudiener und ließ von ihm das am Hause angebrachte Konsulatsschild mit Wappen abnehmen. Darauf sandte ich zu dem Senior der österreichischen Kolonie, einem im Lande geboren, schon ergrauten Herrn, um ihn möglichst schonend von allem zu unterrichten. Der Mann blieb tadellos fest, trotzdem in seinen Augen Tränen schimmerten; es war auch unsagbar schwer gerade für seine große Familie, die kein Wort deutsch verstand, niemals in Österreich gewesen war; die eine Schwester war an einen Engländer, die andere an einen Spanier verheiratet. So wurde die ganze Familie auf diese Weise auseinander gerissen. Ich bat ihn, es seinen Brüdern mitzuteilen und diese vier Herren zu ermahnen, einen gewissen Stolz nach außen hin zu zeigen, denn vielleicht kämen wir noch einmal unter ehrenhafteren Bedingungen zurück.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als der spanische Konsul, ein ganz prachtvoller Mensch, mit dem spanischen Postmeister erschien, um mir ihre Wut daüber zum Ausdruck zu bringen, daß wir Landes verwiesen seien. Trotzdem in einem Abstand von etwa zehn Metern von meinem Hause ein Geheimpolizist aufgestellt war, um zu beobachten, wer bei mir ein- und ausginge, blieben die Herren fast über zwei Stunden bei mir. Über den Gegenstand unserer Unterhaltung möchte ich aus begreiflichen Gründen lieber schweigen, auf jeden Fall hat sie mir als Deutschen wohl getan. Falls wir, wie anzunehmen war, in einen spanischen Hafen gebracht werden sollten, so versprach mir der spanische Kollege für diesen Fall die allerwärmsten Empfehlungen an seine Regierung.

Ich ritt darauf gegen Abend nach Hause, auf meinem halbstündigen Ritt von einem Geheimpolizisten mit umgeschnalltem Revolver in respektvoller Entfernung begleitet. Nach dem Abendessen ging ich mit meiner Frau zu dem uns befreundeten deutschen Vizekonsul, der auch außerhalb der Stadt wohnte, trafen ihn und seine Gattin zu Hause und ferner noch eine liebe deutsche Rotekreuzschwester, die aus dem Inneren, und zwar Marrakesch, als einziges Gepäck mit einem kleinen Karton versehen, mit Automobil angekommen war, da es sie wie einen Soldaten zur Front drängte. Alle Möglichkeiten hierzu waren aber bereits längst abgeschnitten, denn kein einziger Dampfer befand sich im Hafen. Gott sei Dank gelang es uns Männern bald patriotische Stimmung aufzubringen, so daß bei unseren Frauen auch die so gut verständlichen Tränen versiegten.

6. August. Am nächsten Morgen galt es, meinen französischen Angestellten zu entlassen. Ich gab ihm ein sehr gutes Zeugnis, und er weinte beim Abschied bitterlich. Ich ließ ihm noch die Hälfte des Monatsgehaltes für August auszahlen, was ihn ganz besonders zu rühren schien. Bestimmt glaube ich, daß sein Abschiedsschmerz ehrlich war, und aus der Art und Weise, wie er später einem Deutschen, der vor das Kriegsgericht in Saffi kam, Freundlichkeiten erwies, ersah ich, daß die von mir gestreute Saat auf guten Boden gefallen war.

Nun galt es die nötigen Mittel für die Reise aufzutreiben. Wir hatten, da unsere Bank, natürlich eine französische, neben unseren Geschäftsräumen gelegen war, niemals größere Summen im Bureau, und die Banken hatten bereits schärfste Befehle erhalten, keinerlei Geld mehr auszuzahlen. Wir sandten daher zu allen unseren Kunden, um besonders Gold zu erhalten, denn mit marokkanischem Gelde wäre in Spanien kaum etwas anzufangen gewesen. Fast alle schickten in rührendster Weise, was sie an Bargeld zur Verfügung hatten. Die jüdischen Makler hatten bald genug das Geschäft gewittert, und da alle Deutschen und Österreicher zu jedem Preise französisches oder englisches Gold zu kaufen suchten, so ging der Kurs am gleichen Tage von etwa 125 % auf 150 % herauf. Sehr nett benahm sich ein intimer Freund, ein Franzose, Direktor der Compagnie Marocaine, ein Monsieur Chamson, der uns an französischem Gelde gab, was er hatte, ohne einen Centime von dem besseren Kurse profitieren zu wollen. Einem gleichen Zuge begegnete meine Frau draußen auf dem Lande, der von benachbarten Damen, welche unsere Häuser gemietet hatten, Geld zugesandt wurde. Sich selbst in unser Haus zu begeben, durften diese französischen Damen, wie sie schrieben, aus Furcht vor Beschimpfungen seitens ihrer Landsleute nicht wagen. Einer meiner ältesten arabischen Geschäftsfreunde, der mir im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen war, und sich fast wie ein Teihaber unserer Firma vorkam, dessen Namen aus begreiflichen Gründen besser ungenannt bleibt, brachte mir, was er selbst, seine Verwandten und Freunde hatten sammeln können, und ergreifend war, wie er von mir Abschied nahm. Daß wir uns gegen Russen und Franzosen würden wehren können, stand für ihn felsenfest, aber traurig schüttelte er den Kopf, daß sich nun auch England gegen uns gewandt habe. Es ist eine allgemein beobachtete Tatsache, wie tief bei den Arabern der Respekt vor dem Engländer gewurzelt ist. Der englische Handel ist der älteste in Marokko, die Engländer waren die ersten, die ihnen ihren geliebten Tee und Baumwollstoffe brachten, und wenn sich auch inzwischen in der Handelsbilanz die Wage zum ungeheuren Vorteil Deutschlands gesenkt hat, so ist die Vorstellung von dem seebeherrschenden Albion, wohl auch infolge seiner ägyptischen Raubpolitik, bei den Mohamedanern tief gewurzelt.

### 2. Gefangen!

Ich lag am 7. August noch zu Bett, als es um 1/2 6 Uhr an meiner Schlafzimmertür pochte, und mir der Diener meldete, daß zwei französische Offiziere mich sofort zu sprechen wünschten. Dieser frühe Besuch berührte mich so merkwürdig, daß ich mir nicht erst Zeit nahm, mich anzukleiden, sondern im Schlafanzug nach unten ging. Vor der Haustür im Garten stehend traf ich Leutnant Bazly und einen anderen Offizier, der mir unbekannt war. Ich bat die Herren einzutreten, was sie aber ablehnten im Hinweis darauf, daß sie es sehr eilig hätten und mich nur auffordern wollten, sie im Automobil, das vor der Gartenpforte hielt, zum Hause des deutschen Vizekonsuls zu begleiten, woselbst man mir eine Mitteilung zu machen habe. Ich frug sie, ob sie mir denn diese Mitteilung nicht auch in meinem eigenen Hause machen könnten, was sie aber bedauerten, außerstande zu sein. Zum mindesten, meinte ich, müsse man mir aber doch Zeit lassen, mich fertig anzukleiden, was sie einsahen, indem sie hinzufügten, daß sie inzwischen einige tausend Meter weiter führen, um Herrn Mawick, den Direktor der Marokko-Mannesmann-Kompagnie abzuholen, und dann wieder bei mir vorbeikommen würden. Ich ging hinauf, um mich anzukleiden, teilte den Inhalt unserer Unterredung möglichst schonend meiner Frau mit und begab mich zum Hause des Herrn Mawick. Es war ringsherum mit Kavallerie umstellt, die beiden Offiziere sah ich im Garten stehen, während Herr Mawick an seinem Automobil beschäftigt war, welches er dann selbst steuerte, nachdem der eine der Offiziere sich neben ihn, der andere hinter ihn gesetzt hatte. Als sie mich am Eingang des Gartens sahen, hielt das Auto und ich wurde aufgefordert, einzusteigen. Ehe ich dies tat, frug ich Leutnant Bazly: „Ich habe mich also demnach als Ihren Gefangenen zu betrachten?“ „Mais non du tout,“ war seine Antwort. Darauf fragte ich ihn noch einmal: „In welcher Eigenschaft fordern Sie mich auf, Sie zu begleiten, als Deutscher oder in meiner amtlichen österreichischen Eigenschaft?“ „Dans les deux qualités,“ antwortete er mir. Es half also nichts, schon, um den eingeborenen Truppen nicht ein Schauspiel zu gewähren, als dieser Aufforderung Folge zu leisten, aber ich hatte wenigstens für alle Fälle Herrn Mawick zum Zeugen dieser Unterredung. Wir fuhren nunmehr zum Hause des deutschen Konsuls, welches dicht mit eingeborenen Soldaten umstellt war, mußten aussteigen, und es wurde uns erklärt, daß wir das Haus nicht mehr verlassen durften. Wir waren also regelrecht gefangen und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. — Ich konnte noch einen offenen französisch geschriebenen Zettel den beiden Offizieren mitgeben, die nunmehr abfuhren, um meine Frau und mein Kind zu holen, worin ich sie noch bat, dies und jenes Notwendige mitzubringen.

Auf diese Weise wurde nun die gesamte deutsche und österreichische Kolonie in dem Privathaus des deutschen Vizekonsuls zusammengepfercht. Selbst das Betreten der Steintreppe, die zum Garten führte, war verboten, geschweige denn der Garten selbst. Überall standen eingeborene Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, und der Ton, den sie uns gegenüber anschlugen, war bereits vollkommen der, den Gefangenenwärter ihren Opfern gegenüber anzuschlagen pflegen. Es wurde nunmehr daran gegangen, einen regelrechten Dienst unter den Herren einzuteilen. Ich selbst nahm mir noch zwei andere Herren zur Hilfe und organisierte die Unterbringung für die Nacht, was bei 70 Personen gar nicht so einfach war, trotzdem das Haus eines der geräumigsten und schönsten in ganz Saffi ist. Bewunderungswürdig war die Hausfrau, die nun aus ihrem trauten Heim fast ein Zigeunerlager gemacht sah. Proviant wurde in Form von Fleisch, Gemüse und Brot von der Militärverwaltung gegen unsere Bezahlung herbeigeschafft. Als guter Engel erwies sich schon hier die Rotekreuzschwester Karin Müller, welche das Küchendepartement übernommen hatte, und die auch für keinen Augenblick den Kopf sinken ließ. Gekocht wurde in der Waschküche in einem großen Waschkessel. So verging der Freitag, Sonnabend und Sonntagvormittag. Daß wir unter diesen Umständen den Tag der Abreise herbeisehnten, ist verständlich, glaubten wir doch noch immer französischen Ehrenworten, die uns ja hoch und heilig zugesagt hatten, daß wir in ein neutrales Land kämen, also frei sein würden und vielleicht Aussicht hätten, ins geliebte Vaterland zu kommen, um uns dann in den Dienst der großen Sache zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)





Bei der Ernte. Aufnahme von Bernhard Kalbhenn.

## Was wir nicht vergessen sollen.

Angesichts der Bestrebungen, die jetzt von vielen Seiten im deutschen Volke laut werden, man müsse schon beginnen zu vergeben und zu vergessen und das Feld für ein späteres friedliches Zusammenleben der Nationen zu bestellen, tut es not, sich einmal unser Verhältnis zu den einzelnen Völkern klarzumachen. Wie in den Tagen des ersten großen Krieges war die Absicht, alle Schrecken und Lasten des Falles auf deutschem Boden auszubreiten, Deutschland sollte die Armeen ernähren, deutscher Besitz sollte vernichtet, deutscher Wohlstand und Erwerbsfleiß untergraben werden. Wer die Berichte liest, die die Entmenschlichung der angeblich für die Kultur kämpfenden Nationen dartun, der kann sich ein Bild davon machen, was Ost- und Westpreußen, was Posen unter russischer, was Elsaß-Lothringen, Baden und Pfalz unter französischer Verwaltung geworden wären. Die geordnete Wirtschaft, die, wenngleich bei strenger Zucht, in Flandern und Polen zu finden ist, hätte man dort fürwahr vergeblich gesucht, dagegen Vergewaltigung, Aussaugung, Willkür und Gehässigkeit allerart gefunden. Zur Schande Frankreichs und im Gegensatz zu jenen Stimmen, die immer wieder die Vorzüge des Franzosentums hervorzukehren bestrebt und die Gegensätze zu mildern bemüht sind, muß man feststellen, daß unser östlicher Gegner, vielleicht durch die vielen deutschen Elemente der Elitetruppen — die baltischen Provinzen liefern Rußland bekanntlich ein unentbehrliches Material für Heer und Beamtentum — sich nirgends von so bestialischer Grausamkeit gezeigt hat, wie die Vertreter der „alten Kulturnationen“. Alle Berichte von Greueln in Ostpreußen gehen auf die kosakischen Regimenter zurück; von den besseren Truppen werden nicht selten Züge von einer gewissen naiven Gutmütigkeit und selbst Ritterlichkeit berichtet. Aus dem Kreise Johannisburg wird berichtet, daß die zurückgehenden Russen unter ihren angeblichen Geiseln einen dreiundsiebzigjährigen Mann hatten, den sie nach Geld durchsuchten. Als sie wahrnahmen, daß der Gegenstand, den sie für einen Geldbeutel hielten, ein Bruchband war, ließen sie den Alten ohne weiteres frei. Dagegen hat ein Kosak einen polnischen Fortgeführten, der, leicht verwundet, seine neben ihm hergehende Frau tröstete: „Ach, diese kleine Wunde ist längst heil, wenn wir zurückkommen,“ stillschweigend in eine Scheune geführt und ihm mit den Worten: „So, du wirst nicht mehr zurückkommen!“ siebenmal den Säbel in den Leib gerannt. Die Frau nahm die Leiche dann mit nach Hause. Im allgemeinen spricht sich die Stimmung des russischen Volkes in den Worten eines Offiziers aus: „Warum großer und schrecklicher Krieg? Wir alle Brüder: sollen Minister gehen und sich schlagen!“ Die Ereignisse haben inzwischen gelehrt, daß es für dies Volk, das nach Gorkis Worten „gut zu sterben weiß, aber nicht zu leben“ einerlei ist, ob es unter der zarischen oder der republikanischen Knute steht; solange es, gefühls- und herzensstark wie es geschaffen ist, unter der Vergewaltigung des romanischen Mechanismus und Materialismus stumm duldend gehorcht, solange ist es nicht reif für ein seiner Gaben würdigeres Dasein. Die wahre Weltmission der slawischen Stämme liegt ohne Zweifel in der Verbindung mit deutschem Wesen; hier würden aus der Wechselwirkung der nationalen Eigenschaften große Wirkungen geboren werden — wobei natürlich einer physischen Mischung der Rassen nicht das Wort geredet werden soll. Daß die Verbindung mit den romanischen und romanisierten Völkern den Slawen nicht zum Segen ist, und welche psychische und geistige Verelendung sie mit sich führt, wird durch die Ereignisse voll bestätigt. Wenn wir von den kosakischen, also halbasiatischen Greueln absehen, gingen die russischen Schandtaten unmittelbar auf Befehl des Oberkommandierenden, des verruchten Nikolai Nikolajewitsch, des Gatten der Montenegrinerin zurück, und es ist nicht das barbarische Russentum, sondern der Geist der romanischen Kultur, der für sie verantwortlich ist. Krieg ist kein Spiel; die Entfesselung der menschlichen Leidenschaften, das Aufwühlen sonst unterdrückter Urinstinkte aus Zeiten, in denen wir mit dem Tier um die Herrschaft der Erde kämpften, sind Augenblicke, mit denen das menschlich best beeinflußte, das soldatisch best disziplinierte Heer zu rechnen hat. Die systematische sinn- und planlose Zerstörung menschlicher Werte wie in Ostpreußen ist aber nicht aus dem Überhandnehmen solcher Instinkte, die die Manneszucht nicht länger hat niederhalten können, gekommen, sondern eine ehr- und schamlose militärische Taktik hat auf die Entfesselung des Bestialischen im Menschen losgearbeitet. Der Grundsatz, dem eindringenden Feind eine Wüste zu schaffen, ist zwar eine alte russische Kriegspraktik; auch im eigenen Land zündet der Russe schonungslos die Getreide- und Heuschober an, treibt die Herden weg, zerstört Straßen und Brücken, wenn der Gegner ihm auf den Fersen ist; aber die Art, wie in Ostpreußen gehaust worden ist, wie die Zurückkehrenden Wäsche, aus dem Rahmen geschnittene Bilder, zerschmettertes Porzellan, Möbelbezüge, Kleider schichtweis mit eingelegten Früchten, Honig, Butter und Kot eingestampft vorgefunden haben, ist doch schon an sich mit soviel Mühe und Anstrengung verknüpft, daß sie auf strikten Befehl zurückgeführt werden muß. Denn dem müden und hungrigen Feldsoldaten kommt es zwar nicht darauf an, mit schmutzigen Sporenstiefeln beim Ausrekeln ein seidenes Lacksofa zu zerreißen oder sich mit einem vergoldeten Lehnstuhl ein Feuer zu machen; ist er aber satt und hundemüde, so will er seine Ruhe haben. Ja, man kann nicht zweifeln, daß die Unmenschlichkeit, die soviel ostpreußische

Frauen und Mädchen der Gier der Soldateska preisgab, zum mindesten auf passives Gewährenlassen der höchsten Stellen zurückgeht. Daß zahlreiche Glieder des Hauses Romanow, eines im Ursprung deutschen, durch französierenden, englischen und asiatischen Einfluß völlig demoralisierten Hauses persönlich von einer Zügellosigkeit sind, die sie ungefähr Wilden gleichstellt, ist aus zahlreichen Fällen des 18. wie 19. Jahrhunderts historisch erwiesen. Solche Willen lenkten ein Volk.

Die russischen Offiziere und Soldaten haben zu ihren Quartierleuten oft und mit großer Zuversicht geäußert, der Weg nach Berlin wäre frei, denn unse re Heere ständen in Frankreich, und wie der Kaiser die Torheit habe begehen können, den Kampf nach drei Fronten aufzunehmen. Der Plan war also, während die Hauptmasse der Armee in Frankreich kämpfte, die anderen Teile die ausgedehnten Küsten schützten, die östlichen Provinzen schnell zu besetzen und auf einem Spaziergang nach Berlin billige Lorbeeren zu pflücken. Die gleiche Absicht verfolgte Frankreich im Elsaß. Und hier hat sich die gerühmte romanische Kultur in so bezeichnendem Licht gezeigt wie nur je seit der Verwüstung der Pfalz und dem Mordbrenner Melac.

Wenn jemals in der Welt bewiesen werden konnte, wohin der Vernunftglaube, die Mechanisierung der Welt, wie sie den Romanen, der Empirismus als Weltanschauung, wie er dem Anglizismus eigen ist, treibt, daß er zur völligen innerlichen Vertierung führen muß, so ist es durch diesen Krieg geschehen. Die Menschlichkeit verhüllt ihr Haupt, die Larve fällt dem heuchlerischen Volk jenseits der Vogesen vom Angesicht. Unbegreiflich und nur auf völlige Unkenntnis zurückzuführen ist es, wenn noch immer wieder in Deutschland Stimmen zugunsten der „ritterlichen und tapferen Nation“ sich erheben, wenn ein sentimentales Mitleid mit dem „für England verblutenden Volk“ sich immer wieder bei uns breitmachen will. Frankreich und England, sein einstiger Feind und späterer gelehriger Schüler, haben herrlich dargetan, daß sie einander wert sind. Man soll sich auch durch vereinzeltes Aufflammen des Gottesfunkens im einzelnen bei beiden Völkern nicht irremachen lassen: göttlich ist, zu vergeben, weil ein Gerechter ist in Sodom; wir aber sind Menschen, leben auf der blut- und tränenvollen Erde, wir sollen nicht vergessen, wir sollen eingedenk sein, wenn wieder die Verführung kommen wird und wir mit allen großen und schönen Worten von Brüderlichkeit und Menschenliebe geködert werden sollen: zwischen jenen und uns soll kein Vertrauen, soll keine Liebe sein, und von Frieden nur ein bewaffneter Frieden. Auch den Gutmütigsten und Vertrauensseligsten soll dieser Krieg gelehrt haben, was der tiefe und unüberbrückbare Spalt zwischen unserer Rasse und ihrer Rasse heißt, und wo immer wir dem glatten und vergiftenden Geist ihres Volkstums in unserem begegnen, da sollen wir ihn ausscheiden wie einen fressenden Krebsschaden.

Zugleich erkennt man wieder, was es heißt, Erfahrungen am eigenen Leibe zu machen oder nicht. Wir haben von französischen Greueln in Afrika gehört, in Tunis und Faschoda; es hat uns kalt gelassen. Tat man uns Bericht von den Zuständen der Fremdenlegion, so hoben wir die Achseln; Strenge und schließlich auch Härte schien uns not bei dem Abhub aller Länder. Wir hörten die Jammerschreie aus Indien, aus Irland, wir sahen die Frauen und Kinder der Buren in den Konzentrationslagern langsam und qualvoll hinsterben — so tief hielt uns der Mammonismus in den Klauen, daß wir kalten Herzens über den herfielen, der dazu ein deutsches Wort zu sagen wagte: nur nicht die Beziehungen trüben, nur nicht das Geschäft verderben. Schamlos buhlten wir weiter um die Freundschaft der beiden großen Kulturnationen, ahmten domestikenhaft ihre Allüren nach, schämten uns der Sitten unserer Väter — oft und oft geschah es, daß irgendeine hohle Nuß von Weltbürgerseele sich bei unserem alten deutschen Nachtischwunsch: „Gesegnete Mahlzeit“, der die engere Gemeinschaft der um einen gemeinsamen oder gastlichen Herd Vereinten symbolisch betont, mit einem töricht-verlegenen Lächeln entschuldigte: Leider hätten unsere guten Kreise mit diesem altväterlichen Brauch immer noch nicht aufgeräumt. Der gesamte kultur- und traditionslose Pöbel der Gründerjahre stürzte sich gierig auf das fremde Vorbild, weil er von Haus gute deutsche Sitten nicht kannte und das Fremde ihm nach echter Kleinstädterweise Eindruck machte. Den Naturalismus, in der Kunst, das echte Kind des seelenlosen Romanentums haben wir, Gott sei es gedankt, ja indessen, dank der inneren alten Kraft des deutschen Herzens, das sich auf die Dauer nicht betrügen läßt, von Grund aus überwunden. Erst der wirkliche, tatsächliche Überfall mußte all den geistigen folgen, bis wir erkannten — und noch längst nicht alle von uns — was es um Gallier und Britenvolk sei, und sehen unsere Ahnen jetzt auf uns nieder, so lernen sie die alte traurige Elternweisheit neu, daß die Kinder ihre Erfahrungen erst am eigenen Leibe machen und fühlen müssen. Unsere ganze blutige und traurige Geschichte klagt und sagt von welscher Untreue und Tücke; aber sobald uns ein abgerichteter Lockvogel pfeift, gehen wir blind und selig ins Garn. Erst wenn wir die fremde Faust an der Kehle fühlen, fällt uns die Binde von den Augen.

Die fremde Faust, die Faust der gesinnungs- und wesenfremden Rasse, fühlen wir sie nicht an der Kehle? Schnürt der Strick nicht täglich enger zu, mit dem uns England erdrosseln will? Ist es nicht wahr, daß in Deutschland Frauen und Kinder hungern? Und doch ist es Wahrheit, daß deutsche Männer die Stirn haben, unsere einzige Waffe gegen die Mörderfaust, den U-Bootkrieg, zu beanstanden! Fühlen wir nicht die fremde Faust in unserem Fleisch und Blut, in vernichteten Familien, zertretenem Glück, zerstörtem Fleiß, erdrosseltem Leben? Dennoch ist Wahrheit, daß Männer in Deutschland sind, die dem Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen das Wort reden, das vergossene Blut unserer Brüder umsonst verspritzt haben wollen, die die Überlebenden und die Nachgeborenen erdrosselt sehen wollen im Druck einer Lage, die kein aufstrebendes Volk ertragen kann. Ein Aufschrei der Empörung der Mütter, die ihre Söhne, der Frauen, die ihre Männer gegeben haben, würde durch das Land gehen, sollte eine solche Meinung Recht und Raum erhalten. Das ist das Gespenst unserer Vorzeit, der Esel mit Golde beladen, der jetzt in unserer Notzeit wie früher über deutsche Erde geht; das sind die Leute, denen um ihre Geschäfte bange ist, das ist der Geist der Fremde, der bei uns Wurzel gefaßt hat. Nieder mit ihm! Er ist der wahre, der schlimmste feindliche Einfall.

Um das zu erkennen, ist es gut und heilsam, die Charaktere der Völker, deren Sitten und Geschäftsgebaren uns so rühmlich und nachahmenswert erschien, recht von nah kennen zu lernen. Daß das französische Gebaren im Elsaß dem russischen nichts nachgegeben hat, gehört der Geschichte an; so teuflisch indes, wie der Aushungerungsplan Englands ist jene Blüte des französischen Herzens, mit raffiniert erklügelten Mitteln, in harmlosen Nahrungsmitteln versteckt den „armen Gefangenen“ gesandt und von uns mit bekannter Tugendboldigkeit großmütig ausgehändigt, die deutsche Ernte, den deutschen Viehbestand zu vernichten, den Mann zu zwingen, an Menschen, die ihm Gutes getan haben, aus falsch begriffenen vaterländischen Motiven zum Buben zu werden. Unsere Gefangenen, die wehrlosen, vorgeschobenen Spitzen und Ausläufer des Deutschtums, wissen ein Lied davon, was feindlicher Überfall bedeutet, mit Hunger, mit Durst, mit Entziehung von allem, was menschliche Gesittung bedeutet, werden die Wunden und Siechen gemartert, Tausende von hilflosen Opfern des romanischen Geistes liegen im fremden Sande verscharrt. Im Durchgangslager von Longeau haben französische Offiziere vom Pferd herab den Deutschen zerschnittene Brotstücke wie Hunden in den Straßenschmutz geworfen. Wenn die Halbverhungerten dann gierig die Nahrung aus dem Kot auflasen, hielten sie ihre Kameras bereit, um im Arm ihrer Frauenzimmer über die Boches lachen zu können; mit einem Hagel von Steinen und Unrat werden unsere die Straße entlanggetriebenen Verwundeten von der Bevölkerung überschüttet; in England hat eine Oberin unsere verwundeten Offiziere gezwungen, ihre Verbände in dem eitrigen Badewasser Verseuchter zu waschen. Schließlich ist diese viehische Roheit nichts Überraschendes bei Völkern, die unter sich selbst Blutvergießen angerichtet haben, wie die Geschichte sie nicht zum zweitenmal kennt. Oder welches Kulturvolk der neueren Zeit wäre der St. Barthelemy, des Jakobinismus, des Königsmordes fähig gewesen wie Engländer und Franzosen? In den Stapfen ihrer Schritte steht seit alters das Blut, kein Wasser wird ihnen den feigen Makel der Blutgier, der Mordsucht, der teuflischen Grausamkeit abwaschen. Wieder erkennen wir die gotterfüllte Weisheit unseres geistigen Befreiers von den Ketten des Romanismus, des großen Deutschen ohnegleichen, unseres Luther, wenn er die Kinder seines Volkes vor der Vernunft, der „Hure des Teufels“ warnt, sie immer wieder auf die wunderbaren Kräfte des Glaubens, des Herzens, der Seele hinweist: wie immer die menschliche Selbstverblendung darauf pochen mag, daß die Herrschaft des Verstandes zur Tugend an sich führe, so jämmerlich sehen wir sie Schiffbruch erleiden, so oft die Probe auf das Exempel gemacht wird. Der Verstand tötet, das Herz macht lebendig, die Herrschaft des Verstandes ist Regiment und Herrschaft des teuflischen, verneinenden, zerstörenden Prinzips; die Völker, die mit dem Herzen leben, haben die Anwartschaft auf die Zukunft, werden das Salz der Welt sein. Ob wir diese Anwartschaft noch hätten, wie wir sie gehabt haben, das ist lange trübe Jahre hindurch die herzenrührende Sorge und das schwere Leid der besten Deutschen gewesen. Kein Volk der Welt ist gesegnet w e wir, durch keins hat die wirkende Gewalt, die wir mit endlichem Namen nennen, Gott, die Welt tiefer gesegnet als durch uns. Mit Vertrauen und Zuversicht darf der Deutsche sich sagen, daß der unermeßliche Schatz an Menschheitswerten, den die Dichter des Mittelalters, den die Mystiker, den Schiller, Kant, Goethe und Luther, Hebbel und Bismarck, den unsere Glaubensglut, unsere Gewissensstärke, unsere Seele und unsere Wissenschaft durch göttliche Belebung hervorgebracht haben, seinesgleichen






Generalfeldmarschall von Hindenburg. Zeichnung von Willi Scheuermann.

in der Geschichte der Erde nicht hat, und welche Anwartschaft auf die Fülle der Zukunft schien ein Volk zu besitzen, das aus seinen lebendigen Kräften so Gewaltiges erzeugt hat. Freilich, bevor der große, scheidende, sichtende, heiligende Krieg kam, mußte es „schien“ heißen und nicht besaß — denn was war aus den Erben so hoher Thronanwartschaft geworden? Eine Masse von Menschen nach anglo-amerikanischem Muster, gleich gierig nach Erwerb und Genuß, mit verkümmertem Gemütsleben, mit einer Weltanschauung nicht behaftet, es sei denn mit jener rein mechanischen der anglo-französischen Volkskreise, die hin und wieder durch populäre und selbstverstandene Vorträge eines Modegötzen „vertieft“ wurde. Wohl und mit Recht preisen und danken wir unseren Heeren, die den Feind aus dem Lande geworfen haben, die dem feindlichen Ansturm bis auf heute siegreich wehren, der starken Faust Hindenburgs, dem Genie Ludendorffs, den deutschen Führern allen, die, gleich verdient und ruhmvoll, ihre Pläne ausführen, die Treue und den Todesmut des gemeinen Mannes, der jetzt einmal zeigt, was für ein Kerl in ihm steckt, — wo aber sind sie, die damals Gewehr bei Fuß standen vor dem Ansturm der Feinde in Friedenszeit? Da stand mit nichten das ganze Volk wie ein Mann gegen den maskierten Feind, wenig und spärlich war die Zahl derer, die ohne Ermüden und ohne Dank den fast hoffnungslosen Kampf mit schweren Kräften führten. Dennoch hat ihre Arbeit Wunder gewirkt. Nicht unter denen, die Reichtümer sammelten, die Deutschland durch Protzerei und Emporkömmlingsmanieren bei den besseren anderer Nationen verächtlich machten, soll man sie suchen; sie sind an keinen Kreis gebunden. Heer und Beamtentum und Geistesarbeit wimmelte von jenen Vorkriegsdeutschen so gut wie Industrie und Handel. Aber überall waren auch die Bewahrer der alten Ideale, wenn auch verborgen und zurückgezogen, zu finden. Der mäßig begüterte Adel auf dem Lande, der arme Offizier, der altpreußische Beamte, der deutsche Lehrer, gleichviel ob auf dem Katheder der Dorf- oder der Hochschule, der deutsche Geistesarbeiter und seine Gehilfen an der Kultur des Volkes — sie vor allen weisen die Deutschen der Tradition auf, die ablehnend, trauervoll oder nach Anlage auch voll Zorn den wüsten Taumel unserer Gottähnlichkeit mit angesehen haben, die nicht aufgehört haben, durch Wesen und Tat, durch Wort und Schrift gegen den schlimmsten aller Feinde, die fremde, seelenlose, verstandesmäßige Weltanschauung zu kämpfen, die unser blutvolles Volkstum verdorrte und aussog.

Das Blatt hat sich gewandt, und heute sind es die, die am lautesten: Deutsch, Deutsch! schreien, die im undeutschen Wesen vorher am schmählichsten ersoffen waren, Liebhaber der feindlichen Fremde, Nachstreber dessen, was ihnen in ihren Kram paßte. Auch heute folgen sie nicht dem Gott in der deutschen Seele, wie die anderen Erweckten; sie folgen ihrem alten Götzen: der Konjunktur, und an ihren Früchten wird man sie erkennen. Man soll sich keinen Täuschungen hingeben: von heut auf morgen wird das fremde Gift in der deutschen Seele nicht schwinden. Mancher Zweig wird verloren sein und abgehauen werden müssen. Es schadet nichts; wenn der Genesungswillen nur den mächtigen Stamm durchblutet und durchpulst.

## Hindenburg.

Er hebt die Hand. Er möchte ja Stille! — —
Doch glühende Liebe ist auch ein Wille.
Wie das glutrot flackernde Laub des Oktober
Wird jeder Gedanke sein Preiser, sein Lober.
Millionen Gebete dringen durch:
Gott erhalte uns Hindenburg!

Der Retter, den Gott wie in weltalten Sagen
Im Blitz aus dem Dunkel zum Heere getragen,
Der uns das unsterbliche Tannenberg schenkte
Und sprach: „Gott lenkte mich, daß ich es lenkte,“
Der keinen Ruhm will, . . jetzt nicht, . . dann gleich, — —
Erst mal herrlichen Frieden nach letztem Streich!

70 Jahre! Wir lieben mit Beten und Beben,
Wir denken an sein kostbares Leben,
Wir denken an seine Kraft und Macht,
Der jeden Zug noch richtig gedacht,
Unser Lenker, auf den wir traun und baun! —
Gott laß ihm doch Kraft, uns herauszuhaun!

Dem Tannenberghelden streut Tannenreiser!
Ein Handdruck, ein eiserner Handdruck vom Kaiser.
Mit Wünschen all seine Wege bestreut,
Innig, so inniges Grüßen heut, —
Durch alle Wolken bricht es hindurch:
Gott erhalte uns Hindenburg!

Friedrich Raimund.

# Kriegshunde im Trommelfeuer. Von Dr. Th. Zell.

Wiederholentlich hat die Sammelstelle von Kriegshunden Aufrufe veröffentlicht, um geeignete Hunde zu erhalten. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, doch ist der Bedarf sehr groß. Kürzlich wurde eine Vorführung von Patrouillen- und Meldehunden auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin veranstaltet, damit sich jeder davon mit eigenen Augen überzeugen konnte, eine wie ungeheure Bedeutung die Kriegshunde für unsere tapferen Feldgrauen haben.

Daß von einer einzigen rechtzeitigen Meldung das Leben von zahlreichen Kriegern abhängen kann, liegt auf der Hand. Da sahen die erstaunten Zuschauer einen Hund, der mit einer Meldung aus der Vorpostenstellung zurückkommt. Aber nicht genug damit — der Hund macht auch die Anlage einer Telefonleitung möglich. Auch hier ist es ebenso wie auf den andern Bilde wiederum einer der gelehrigen Schäferhunde, der diese wichtige Tätigkeit übernommen hat. Er begibt sich mit dem Ende eines Telefonkabels zu den vordersten Stellungen, während der Telefondraht sich von der Rolle abwickelt. Bereits in früheren Kriegen, wo man zu jedem Schuß viel Zeit brauchte, ist es vorgekommen, daß den Soldaten die Munition ausgegangen ist. Frauen sind gefeiert worden, die trotz der Gefahren der tobenden Schlacht den Mut besaßen, ihren Landsleuten Kugeln zu bringen. Jetzt ist es der Kriegshund, der Munition hinschafft. Bei dieser Gelegenheit ist er zugleich mit einer Meldung versehen worden. Was das Essen bedeutet, haben wir niemals so genau gewußt wie jetzt im Weltkriege. Nun stelle man sich aber unsere tapferen Feldgrauen vor, die in einem Höllenfeuer kämpfen müssen, ohne manchmal etwas zur Stärkung ihres Leibes zu haben. Da ist es der Hund, der ihnen Essen bringt. Das besagt genug — jeder Zusatz könnte nur die Wirkung beeinträchtigen.

Beim Essentragen in den vordersten Schützengraben. Aufnahme von A. Grohs.

Selbstverständlich können nicht nur Schäferhunde solche Leistungen als Kriegshunde vollbringen. Nur sind die deutschen Schäferhunde hervorragend dazu geeignet.

Auf dem Bilde, das uns Hundeführer auf dem Marsche in eine Vorpostenstellung zeigt, sehen wir Dobermannpinscher und Airedaleterrier. Der Dobermannpinscher ist ein kerndeutscher Hund, denn er ist vor fünfzig Jahren von Dobermann im Herzen Deutschlands gezüchtet worden. Außer Schäferhunden, Dobermannpinschern, Airedaleterriern werden noch die Rottweiler bevorzugt, also die vier Polizeihundrassen.

Warum nimmt man denn nicht Jagdhunde, die so ausgezeichnete Dienste für den Menschen leisten? höre ich manchen Leser fragen. Gewiß, der Jagdhund ist unübertrefflich bei der Jagd, aber er ist eben dadurch einseitig geworden. Man denke an Nagelscheren oder Knopflochscheren. Zu ihrem bestimmten Zweck sind diese Scheren vortrefflich geeignet, will man aber etwas schneiden, z. B. ein Stückchen Papier oder anderes, dann sind diese Scheren ganz ungeeignet. Jagdhunde sind also nur dann willkommen, wenn sie vollkommen dressiert sind. Andernfalls würden sie ihrer Jagdleidenschaft frönen und als Kriegshunde nichts taugen. Wegen ihrer großen Jagdbegierde sind auch Jagdhunde als Sanitäts- und Polizeihunde nicht verwendbar, obwohl sie wegen ihrer hervorragenden Nase ganz das Zeug dazu hätten.

Die geschilderten Leistungen haben die Hunde unter kriegsgemäßen Umständen ausgeführt, d. h. es herrschte ein Höllenkonzert, hervorgebracht durch Gewehrfeuer im Verein mit dem Tacken der Maschinengewehre, das übertrumpft wurde von dem Getöse der Handgranaten und dem Gebrüll der schweren Minen. Und es herrscht heute das einstimmige Urteil, daß die Kriegshunde Ausgezeichnetes leisten. Früher war das nicht immer der Fall, obwohl wir von Kriegshunden schon aus dem grauen Altertum hören. So erfüllten die Hunde in Korinth ihre Schuldigkeit besser als die auf dem Kapitol in Rom, wo die Hunde nicht anschlugen, wohl aber die Gänse Lärm machten. Die Korinther Hunde widerstanden einem plötzlichen Überfall und fielen alle bis auf einen, der die Besatzung weckte. Ihm wurde als Retter eine Säule gestiftet, auch erhielt er ein silbernes Halsband. Am meisten wird er sich darüber gefreut haben, daß er lebenslänglich verpflegt wurde. Auch Zimbern und Kelten besaßen Kriegshunde. So können wir ihre Tätigkeit bis zur Neuzeit verfolgen. In den Kriegen Frankreichs gegen Italien wurde der Pudel Moustache der Marketenderin Radis viel genannt. Er war gewöhnlich in den vordersten Reihen und wußte die Bewegungen der Feinde zu entdecken, ebenso die Hinterhalte, die diese den Franzosen legten. Die Zeichen, die er gab, waren immer so sicher, daß die Soldaten ihm blind und ohne Zaudern auf allen Wegen folgten, die er sie führte. Unter Führung dieses Hundes überraschten sie oft die Italiener auf ihren nächtlichen Wegen und fügten ihnen schweren Schaden zu. In einem Scharmützel ward der tapfere Hund verwundet und starb trotz der aufmerksamsten Pflege. Bei seiner Beerdigung erwiesen ihm die Truppen militärische Ehren.

Aus dem Kriege 70/71 berichtete ein deutscher Offizier in einer Jägerzeitung kürzlich folgendes Erlebnis: Er war ermüdet und hungrig in einem Forsthaus in Frankreich mit seiner Abteilung angelangt. Trotzdem die Gegend als nicht geheuer galt, machten sie es sich bequem, nachdem sie alles gründlich durchsucht hatten. Beim Schein ihres Lichtes fiel dem Offizier plötzlich ein Hund auf, der sich dem Hause näherte. Wie ein Blitz schoß es ihm durch den Kopf, daß es sich um einen französischen Meldehund handele. Der Hund wurde getötet, und es ward sofort aufgebrochen. Es war die höchste Zeit, denn die Kugeln der Franzosen pfiffen ihnen um die Köpfe. Die Meldetätigkeit der Hunde ist also eine Eigenschaft, die wir gar nicht hoch genug schätzen können. Der Sanitätshund meldet uns, daß er einen Verwundeten entdeckt habe, der Meldehund bringt uns eine Botschaft, genau wie der Jagdhund „verweist", d. h. dem Jäger meldet, daß er das angeschossene Stück Wild gefunden habe. Es ist mir unerklärlich, daß



Meldehund beim Überbringen einer Nachricht aus der vordersten Stellung. Aufnahme des Bild- und Filmamts.





man selbst in Jagdzeitungen diese Tätigkeit der Hunde als kynologisches Rätsel betrachtet. Ich habe seit vielen Jahren in meinen Büchern den Standpunkt vertreten, daß die Dressur unserer Haustiere sich in der Hauptsache auf eingewurzelte Neigungen stützen muß. Was wir durch Unterricht in das Tier hineinbringen, ist sehr wenig.

Die herrschende Meinung, die natürlich von der Macht des Menschen durchdrungen ist, hält das Gegenteil für richtig. Der Jäger ist überzeugt, daß er dem Hunde das Apportieren beibringt, wie er ihn auch selbstverständlich stubenrein macht.

Als ich im Frühjahr 1916 als Sachverständiger für die Sanitätshundprüfung im Großen Hauptquartier tätig war, habe ich aus meiner Ansicht kein Hehl gemacht und ihr auch in dem mir übertragenen Bericht Ausdruck gegeben. Ein Widerspruch ist mir bis heute nicht zu Gesicht gekommen, obwohl mein Bericht im Juni 1916 veröffentlicht wurde. — Das Tragen lebloser Gegenstände im Gebiß ist bei Wildhunden eine ganz bekannte Erscheinung. Die Cowboys haben es bei dem kleinen amerikanischen Wolf, dem sogen. Coyoten, so oft beobachtet, daß sie auf die echt menschliche Erklärung verfallen sind, er täte es, um seine Kiefern zu stärken.

Abnahme einer Meldung.

Ebenso verhält es sich mit der Stubenreinheit. Nicht dadurch, daß wir den jungen Hund in seinen eigenen Unrat stoßen, machen wir ihn stubenrein. Wäre das der Fall, dann müßten doch die viel klügeren Affen und Papageien auf demselben Wege mit Leichtigkeit stubenrein zu machen sein. In Wirklichkeit ist es mir bisher trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, einen stubenreinen Affen kennen zu lernen.

Der Hund wird deshalb stubenrein, weil er als ursprünglicher Höhlenbewohner aus Instinkt seinen Unrat an besonderen Stellen ablegt. Affen und Papageien bedürfen eines solchen Instinktes nicht, weil sie sich auf Baumzweigen erleichtern. Ihnen ist es also vollkommen gleichgiltig, wohin der Unrat fällt, und deshalb haben sie für Stubenreinheit nicht das geringste Verständnis.

Mit dem Melden der Hunde liegt es genau ebenso. Es ist kein kynologisches Rätsel, sondern etwas ganz Natürliches. Häufig wird bei einem Rudel Wildhunde, das der Ruhe pflegt, ein einzelner auf eigene Faust umherspüren. Sobald er auf ein Wild stößt, das er allein nicht bewältigen kann, wird er naturgemäß zu dem Rudel zurückkehren, um sich Hilfe zu holen. Er meldet also den Vorfall, d. h. er zeigt durch sein Benehmen an, worum es sich handelt.

So gibt es Elchhunde, die als „Rapporteure" bezeichnet werden, weil sie dem Jäger melden, daß sie einen Elch gefunden haben. Ein alter erfahrener schwedischer Jäger hat sich von dieser Tätigkeit durch Augenschein überzeugt und seine Beobachtungen in einer deutschen Jägerzeitung veröffentlicht. Bezeichnend ist folgende Stelle: Unter den schwedischen Elchhunden gibt es einige, die auf eigene Faust den Standort eines Elches auskundschaften und, sobald das geschehen ist, lautlos zu ihrem Herrn eilen und ihm durch ihr Benehmen anzeigen, wo das Wild anzutreffen ist.

Wie wird nun ein Elchhund zum Meldehund abgerichtet? Die irrige Vorstellung, daß der Mensch die Hauptsache hierbei ist, beherrscht auch unsern schwedischen Weidmann. Nur durch eine hochgradig gesteigerte und mit allen Feinheiten durchgeführte Erziehung des Hundes hält er eine solche Leistung für möglich. Er steht also auf dem Standpunkt, der in dem neuesten Brehm eingenommen wird. Hiernach ist bei wunderbaren Leistungen eines Hundes nicht der Hund, sondern der Lehrer anzustaunen.

Die Widerlegung dieser ganz irrigen Anschauung wird mir dadurch erleichtert, daß der schwedische Jäger freimütig einräumt, in Wirklichkeit sei die Sache ganz anders gewesen. Von einer solchen Erziehungsweise, wie er selbst sie für nötig hielt — berichtet er — war aber gerade in dem von ihm beobachteten Falle gar keine Rede. Denn auf der einen Seite ist der schwedische Elchhund ähnlich wie der deutsche Teckel für zwangsmäßige Erziehung wenig zugänglich; bei ihm ist



Abteilung von Hundeführern auf dem Marsch in eine Vorpostenstellung. Aufnahmen von R. Sennecke.

alles Naturanlage und angeborene Befähigung. Auf der andern Seite hatte ihm der Besitzer des Elchhundes, der sich als Melder erwies, ausdrücklich mitgeteilt, daß er auf die eigenartige Befähigung seines Hundes lediglich durch Zufall aufmerksam gemacht worden sei.

Die Erörterung, worauf die Meldetätigkeit der Hunde beruht, ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie uns einen Fingerzeig dafür gibt, weshalb die Sammelstelle für Kriegshunde mittelgroße Hunde bevorzugt. Die naheliegende Erklärung, daß ein kleiner Hund nicht das tragen kann, was von ihm verlangt wird, und daß ein großer Hund nicht schnell genug ist, außerdem leichter getroffen wird und schwerer zu bändigen ist, trifft natürlich durchaus zu. Es wird aber dabei übersehen, daß der mittelgroße Hund die besten Naturanlagen zum Melden hat. Ein kleiner Hund neigt nicht dazu, weil ihm die Hilfe von seinen Artgenossen nichts nützen kann, und der große Hund wird aus Instinkt deshalb nicht melden, weil er glaubt, allein das Wild überwältigen zu können.

Zum Melden vom Wild bedarf ein Hund gar keiner Abrichtung, zum Anzeigen von Verwundeten und zum Meldedienst im Felde ist natürlich eine solche erforderlich, da hier die Naturanlage erst künstlich in besondere Bahnen gelenkt werden muß. Wie wir sahen, ist diese Naturanlage am ersten bei mittelgroßen Hunden zu vermuten.

Die ungeheure Wichtigkeit der Kriegshunde ist in den Bildern anschaulich vor Augen geführt. Da die Heeresverwaltung einen großen Bedarf an solchen Hunden hat, so säume niemand, der dazu imstande ist, ihrer Bitte um Übersendung eines Hundes zu willfahren. Namentlich Besitzer von reinrassigen Hunden wollen ihren Hausgenossen zum Wohle des Vaterlandes hergeben. Reinrassige Hunde werden deshalb gewünscht, weil gewisse Rassen sich nicht zu dieser Tätigkeit eignen und man Bastarden nicht ansehen kann, wie viel sie von diesen hinderlichen Eigenschaften im Leibe haben. Jagdhunde sind, wie wir sahen, nur dann willkommen, wenn sie vollkommen abgerichtet sind. Andernfalls sind sie wegen ihrer Jagdleidenschaft unbrauchbar. Schottische Schäferhunde (Collies) sind zu wenig lernfähig, Bulldoggen zu schwerfällig usw. Am besten sind die angeführten Polizeihundrassen geeignet, ferner Pudel- und Schnauzer von der erforderlichen Größe. Als Altersgrenze gelten drei Jahre. Die Hunde, die vollkommen gesund sein müssen, sind kostenlos und frachtfrei der Sammelstelle in Düsseldorf zur Verfügung zu stellen. Die Kriegshunde werden in bester Weise gepflegt und gefüttert. Falls sie den Feldzug überstehen, werden sie später ihren Besitzern wieder zugestellt.

Mit Rücksicht auf die großen Ernährungsschwierigkeiten, die jetzt für Menschen und Tiere bestehen, ist vielleicht mancher Hundebesitzer froh, seinen Hund gut untergebracht zu sehen und zwar obendrein an einer Stelle, wo er sich um die Waffenerfolge unserer Feldgrauen im höchsten Grade nützlich macht.

Vor der Absendung des Hundes ist an die Sammelstelle von Kriegshunden für die Westfront, in Düsseldorf-Oberkassel, Sonderburgstraße 9 zu schreiben.

## Königin Eleonore von Bulgarien †.

In tiefe Trauer sind die uns treu verbündeten Bulgaren versetzt worden durch den Tod der edlen Königin Eleonore. Hat sie es doch verstanden, in den neun Jahren, die ihr in dem der Heimat so fernen Lande an der Seite König Ferdinands zu wirken vergönnt waren, sich die Verehrung, ja die herzliche Liebe des ganzen Volkes zu erringen. Wo sie sich zeigte und was sie auch unternahm, immer flogen ihr die Herzen von Alt und Jung zu; denn sie besaß den so seltenen Zauberring, der seinen Träger zum Liebling aller macht: sie opferte sich auf im Dienst für andere. Selbstlos immer nur an ihre Kinder und an die Kranken und Notbedrückten ihres Volkes denkend, hat sie sich aufgerieben, und die als Königin nur ungern aus ihrer Zurückhaltung hervortrat, war im schönsten Sinne des Wortes die Landesmutter, die immer nur bestrebt war, Gutes zu tun, Wunden zu heilen und Betrübte zu trösten. Die Tränen, die das ganze Volk der Bulgaren der gütigen und hochgemuten Frau nachweint, sind ein Zeichen, wie sehr sie verehrt und geliebt wurde und daß sie niemals wird vergessen werden.

Königin Eleonore war am 22. August 1860 geboren; sie ist also gerade 57 Jahre alt geworden. Ihr Vater war Fürst Heinrich XXXXIX. Reuß jüngerer Linie aus dem Hause Köstritz, ihre Mutter Fürstin Luise, verwitwete Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geborene Prinzessin Reuß älterer Linie. Am 1. März 1908 reichte ihr der damalige Fürst, jetzige Zar Ferdinand von Bulgarien, die Hand zum Ehebunde, und, obwohl nicht leichten Herzens, zog die Achtundvierzigjährige frohgemut in das fremde Land; denn sie sah eine Aufgabe vor sich: anderen helfen und Liebe erweisen zu können. Der Gemahl, dem sie folgte, hatte ja vier unerwachsene Kinder, denen sie Mutter sein wollte. Fürst Ferdinands erste Gemahlin Marie Luise von Bourbon war wenige Tage nach der Geburt ihrer zweiten Tochter gestorben. Seitdem waren lange Jahre vergangen, in denen der Fürst sich in rührender Hingabe seinen jungen Kindern widmete. Aber er sah doch ein, daß er ein Unrecht an ihnen beging, wenn er ihnen nicht wieder eine Mutter gab. Und eine bessere, mütterlichere Mutter als Prinzessin Eleonora von Reuß-Köstritz konnten die Kinder nicht erhalten, von denen die Knaben Boris und Kyrill 14 und 13, die Mädchen Eudoxia-Augusta und Nadeschda 10 und 9 Jahre alt waren. Die Kinder hingen auch bald in inniger Liebe an ihrer neuen Mutter. Aber nicht nur ihnen widmete sich Fürstin Eleonore; seit ihrem Einzuge in Bulgarien galt ihre von tiefer Herzensgüte beseelte Tätigkeit vor allem der Förderung aller Werke der Nächstenliebe in ihrer neuen Heimat. Schon im russisch-japanischen Kriege hatte sie als Rote Kreuz-Schwester Verwundete gepflegt und sonst im Dienste der Leidenden eine unermüdliche Tätigkeit entfaltet. Mehr noch widmete sie sich jetzt als Landesmutter den Werken der Barmherzigkeit, als all die schweren Kriege, die Bulgarien in den letzten Jahren durchzukämpfen hatte, über ihr Land hereinbrachen. Erst die blutige Auseinandersetzung mit der Türkei, mit Serbien, Rumänien und Griechenland und zuletzt dann an der Seite der Mittelmächte die mit England, Frankreich, Rußland und deren Trabanten. Unter all den schweren Sorgen und Mühen, die diese Kriegsnot ihr auferlegte, war Königin Eleonore schon im vorigen Jahre ernstlich erkrankt. In deutschen Bädern und Sanatorien erholte sie sich langsam und ist nun bei einem heftigen Rückfall der Krankheit am 12. September von ihrem schweren Leiden erlöst worden. Noch bis in ihre letzten Tage galt ihr Sorgen und Sinnen dem höheren weiblichen Schulwesen, der Kunst und dem Kunstgewerbe, ganz besonders aber den von ihr in ihrer zweiten Heimat ins Leben gerufenen Wohlfahrtsanstalten für die Armen, Kranken und Darbenden.



Königin Eleonore von Bulgarien † Aufnahme des Hofphotographen E. Sandau.

In mitfühlender Trauer stehen auch wir Deutsche an der Bahre der Königin Eleonore, die bei aller Liebe, die sie ihren Bulgaren darbrachte, ihr deutsches Herz nie verleugnet hat und dem Lande innig verbunden war, wo ihre Wiege stand. Sie war glücklich, als durch die Ereignisse der letzten Jahre ihr neues Vaterland durch engste Bande mit Deutschland verbunden wurde. Den Frieden, den sie von ganzem Herzen ersehnte, hat sie leider nicht mehr erleben dürfen. Die wahrhaft edle Monarchin wird unvergessen sein.





## Aus meinem Kriegsbilderbuch III. Von Hans Weber.

### Die Windmühle.

Einmal besaß ich einen Dackel, der eine unüberwindliche Abneigung dagegen hatte, auf dem blanken Boden zu liegen. Sein Anspruch ging auf Kissen und Teppich. Im Notfalle holte er sich ein Zeitungsblatt und nahm darauf Platz. Aber das war das mindeste, was er unter sich haben mußte. Auf den blanken Boden legte er sich unter keinen Umständen. Wenn es regnete, suchte er sich ein Dach. Fand er keins, so nahm er einen Baum und setzte sich darunter. War kein Baum da, so kroch er in den Schutz eines Grashalms. Das war das mindeste, was er über sich haben mußte. Wenn er dann auch pudelnaß wurde, er bildete sich ein, im Trocknen zu sitzen.

Diesen primitiven Instinkt habe ich im Kriege bei den Russen wiedergefunden. Es ist ganz wunderlich, in verlassene Russenstellungen hineinzukommen und zu sehen, wie die Kerle über jedem ihrer Schützenlöcher ein paar armselige Brettchen als Schutzdach angebracht haben. Ein Zweck wird damit natürlich nicht erfüllt, denn jede Gewehrkugel schon durchschlägt ja glatt zwei Dutzend solcher Hölzer, von Geschützfeuer gar nicht zu reden. Es ist der Instinkt des Dackels: sie wollen was über'm Kopf haben, und wenn's nur ein Grashalm wäre.

Das wurde ihnen eines Tages vor unseren Augen zum fürchterlichen Verhängnis.

Wir lagen in wechselvollen Kämpfen und hatten den Gegner mit Glanz und Gloria aus unserer Stellung hinausgeworfen, in die er mit dem plumpen Gewicht seiner Masse hineingeprallt war. Ein unerbittlich durchgeführter Stoß deutscher Kompagnien gelangt immer zum Erfolg, bewiesenermaßen.

Das Feld sah bunt aus. Haufen Gefangener, die wir vorläufig nicht weiter geben konnten. Und eine Saat von Toten und Verletzten. Meinen paar Sanitätssoldaten schwoll die Arbeit über die Köpfe. Meine braven Kerls halfen, wo sie konnten, trotz aller Ermattung des Leibes und der Seele. Das schreibt kein Buch aus, was die tun.

Dann kam das grasse Geschimpf des Besiegten, der Mut aus der Ferne: Trommelfeuer.

Eine Windmühle stand in diesem Bereich. Sie steht heute noch in meinem Gedächtnis wie eine Freundin. Es war nicht viel daran, eine spärliche Bretterbude mit vier Armen. Aber sie war der einzige Höhepunkt in unsrer Lage. Auf ihrem Giebel reitend konnte ich den Aufmarsch und das Herankommen des Gegners beobachten wie in einem Kinotheater. Die Bretterbude war da unbezahlbar.

Aber Undank ist der Welt Lohn. Jetzt, im Trommelfeuer, wollte keiner etwas von ihr wissen. Sie war uns lästig. Jeder hielt sich in respektvollster Entfernung von ihr. Sie war ja ein ausgesucht dankbares Ziel für die feindlichen Kanonen.

Wir bohrten uns in die Erde wie die Füchse. Man lernt das draußen. Man hats schließlich sozusagen im Handgelenk. Man krümmt sich wie ein Igel in eine kleine Kuhle, direkt gegen die Geschosse gerichtet, das ist am sichersten. Schlägts vor oder neben einem ein, so wird man lebendig begraben und buddelt sich wieder raus. Nur gegen Volltreffer auf den Pelz gibts noch keine Arzenei.

In den zehntelsekundenlangen Konzertpausen der Kanonade hob ich blitzschnell die Nase, um mich zu überzeugen, ob die Welt bereits untergegangen wäre. Das sind keine schönen Augenblicke. Man vergißt sie nicht wieder. Man schaut da zu gräßliches. Und kann nicht helfen. Nicht einmal raten, denn die Menschenstimme ist ein säuselnder Hauch im brüllenden Orkan.

Aber einmal wär ich doch beinah aufgesprungen. Ich glaubte, jetzt bräche der Wahnsinn bei mir aus. Ich sah nämlich, wie von allen Seiten her unsere gefangenen und verwundeten Russen auf die Windmühle zukrochen, durch das Trommelfeuer hindurch . . .

Wieviele von ihnen lebendig hineingekommen sind, weiß ich nicht. Heraus kam keiner mehr. Denn eine Brandgranate schlug in die Mühle und verzehrte sie. Sie flammte wie eine Fackel auf. Während sie verflackerte, prasselte plötzlich ein kochendes Gewehrfeuer. Greifen die Russen wieder an? denk ich. Nein, denn es kam aus der Windmühle. Es waren die Patronen, die die armen Kerle in den Taschen hatten und die jetzt im Feuer explodierten . . .

Ich will dieses Bild verhüllen. Es länger anzusehen, geht über die Kraft.

Als wir nachher vor dem Aschenhaufen standen, meine Kerls und ich, waren unsere Augen heiß und trocken wie ausgedörrte Quellen im Wüstenland. Eine Stunde darauf gingen wir wieder zum Angriff vor.



### Dryander.

Er kam aus Deutschland, um uns die Grüße des Kaisers an die Front zu bringen. Wer dabei war und ihn kommen sah, wird das edle Bild im Gedächtnis behalten.

Ein großer hoher Kiefernwald am blauen See bei Nowo-Alexandrowsk. Eine Mulde darin, auf der einen Seite bergan mächtig ausholend wie der Zuschauerraum des Amphitheaters. Zehntausend mochte er aufnehmen.

Dem gegenüber hatten sie aus Kiefernstämmen eine Kanzel aufgerichtet, eine knorrige, handfeste Kanzel mit einem massigen Schalldach darüber. Vor ihr stand ein Geschütz, von Lanzenpyramiden flankiert.

Blau, grün und sonnengolden leuchtete der Tag im Mai. Ich kam sechs Stunden weit aus dem Schützengraben vor Dünaburg hergeritten und traf auf der großen Heerstraße Tausende, die alle das gleiche Ziel mit mir hatten: die Kanzel. In Marschkolonnen rückten sie an, kamen mit der kleinen Feldbahn, galoppierten in Kavalkaden, ratterten in Autos herbei. Ein festliches, farbenstrotzendes Gewühl vor der Stadt, wo sich der Wald auftat — Generale und Musketiere.

Zehntausend bevölkerten den Berghang des Amphitheaters, Kopf an Kopf, ein Ozean feldgrauer Helme. Rings um die Kanzel ein freier Streif. Für die Offiziere, die Stäbe. Vor uns stand der Armeeführer, das Feldgesangbuch in der Hand, Befehlsherr der Zehntausend, vor Gott ein Knecht in Waffen, wie wir alle.

Dann kam Dryander. Ich stand so, daß ich Brücke und Kanzel im Profil vor mir hatte. Darum konnte ich sehen, wie er weit, weit auf dem Steg aus der Waldtiefe herankam, so weit, als stände das andere Ende des Steges auf Deutschlands heiliger Erde.

Diesen Weg von der Heimat her kam ein Mann, hochgewachsen, barhäuptig, im straffen, ungescheitelten Silberhaar.



Im eroberten Riga: An den Dünakais kurz nach der Einnahme.

Er schritt in seinem schwarzen Talarkleid dahin wie ein Wanderer, der die Nähe des Zieles spürt. Aber vor dem Ziele überkommt ihn die Andacht: nun bist du da! So wurden seine Schritte feierlich.

Dann stand er auf der Kanzel und neigte sich vor dem Meer der feldgrauen Männer.

Prangend erhob sich die Musik, und alle Münder sangen den großen Choral:

„Ein feste Burg ist unser Gott —
Das Reich muß uns doch bleiben."

Immer mußte ich sein greises, wundervoll klares Preußengesicht anschauen, das so schlicht und stark über der Kämpfergemeinde stand und sprach. Und mußte daran denken: auf diesem Manne lastet Geschichte; die Wurzeln seines Tuns haften in den schweren Grundsteinen der Vergangenheit.

„Als ich euern Kronprinzen konfirmierte, an dem Tage bekam er einen Säbel, auf welchem die Worte standen: „Auf Gott vertrau — brav um dich hau'!"

Nie wieder als dieses eine Mal sprach er von sich selbst. Oder doch, ja, als er sagte: „Ich bin gekommen, um zu empfangen; nicht für mich, sondern für die Heimat. Ihr seid die Gebenden. Ich bringe euern unvergeßlichen Anblick nach Haus."

Eine Fülle königlicher Gnaden hat sich über seinem langen Leben gehäuft, die Zahl seiner Orden wird wohl kaum übertroffen. Hier trug er keinen einzigen. Schmucklos, ein schlichter Bote seines Herrn, stand der Hochbetagte vor uns da. Der Seelsorger des Kaisers.

Das leuchtende Licht der Maisonne kam von den Wipfeln der Bäume herab und baute goldene Säulen aus den roten Stämmen der Kiefern. In den Zweigen sangen die Vögel. Ein Specht klopfte. Fern und leise, wie in einer andern Welt, rollten Geschützdonner.

Am blauen Himmel zogen Flieger ihre wachsamen Kreise.

Und er sagte mit seiner herzlichen Stimme: „Werft euer Vertrauen nicht weg, denn es ist eine Kraft . . ."



Im eroberten Riga: Am Tage des Einzuges vor dem Schwarzhäupterhaus. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.



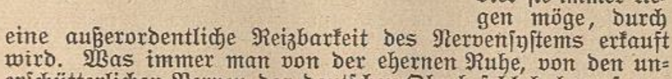
# Unser Hindenburg. Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls.

Von Johannes Höffner.

Wenn eine große Zeit die Festen der Erde durchrüttelt, Länder und Völker gegeneinander wirft, alle Verhältnisse des friedlichen Lebens unterbindet, zerbricht, zerstört, damit später aus dem Wirrsal das Neue sich bilde, so kann man zunächst unter dem Gewirr der Namen und der Tapferen nicht erkennen, wem die richtende Zeit in beruhigteren Tagen den Namen eines Großen zuerkennen wird. Nirgends ist der Traum trügerischer als in den großen Händeln, die aneinandergereiht die Weltgeschichte bilden, und mancher, der auf der Mittagshöhe seines Lebens vom Jubelruf der ganzen Welt umbrandet dastand, hat sich, ruhmlos, verfolgt und geächtet, zum Sterben gelegt. Als dieser Weltkrieg, der nun drei Jahre lang die Herzen zerfleischt, begann, waren auf vieler Lippen vieler Namen. Nicht abzusehen war, inmitten der sich jagenden Schlachten und Siege, wer der Heros, der Eine dieses Völkerringens sein würde. Der Krieg war schon ziemlich weit vorgeschritten, eine lange Reihe von Führern hatte den Lorbeer großer und mutvoller Taten um ihre Stirnen gewunden und der eine Name, der bestimmt sein sollte, zum Leitwort eines ganzen Volkes in schwerster Not zu werden, blieb ungenannt; sein Träger war ein General in Pension, der jeden Tag an seinem Ruhesitz, wenn er spazieren ging, die Taten seiner Kameraden im Feld in den kurzen Sätzen der Berichte lesen konnte.

Paul von Hindenburg als Kadett in Wahlstatt.





Wer will ermessen, welche Gefühle damals den 67jährigen noch unverbraucht rüstigen Mann bewegt haben mögen. Wir wissen es längst, daß jede geniale Begabung, auf welchem Gebiet sie immer liegen möge, durch eine außerordentliche Reizbarkeit des Nervensystems erkauft wird. Was immer man von der ehernen Ruhe, von den unerschütterlichen Nerven des deutschen Oberbefehlshabers sagen möge, so könne ihre Behauptung doch nur das Ergebnis einer unerhörten Willenskraft und Selbstbeherrschung sein. In seinem viel angewandten Wort: „Wer die besseren Nerven hat, der wird siegen," liegt das klar genug ausgesprochen. Es ist völlig gegen Hindenburgs Ideale, die Pflicht über alles setzende Lebensauffassung, das Wort in physischer Bedeutung zu nehmen — käme es nur auf das Material, die robusten unverbrauchten Kräfte des Leibes an, so müßte jedes Negervolk unserer Rasse folgerichtig überlegen sein. Und wer in diesem Sinne die besseren Nerven hat, der deutsche Soldat aus einem der ihre Bewohner kümmerlich nährenden Industriegebiete Oberschlesiens oder der Ruhrgegenden oder der durch Sport gestählte im besten Zustand befindliche Engländer kann wohl nicht zweifelhaft sein. Nein! Unter Nerven versteht der Generalfeldmarschall die durch eine eiserne Gewöhnung erzielte Fähigkeit, seine Nerven in der Hand zu behalten, unter allen Umständen seine Ruhe zu bewahren, jede persönliche Empfindung, sei sie menschlich noch so berechtigt, ja vielleicht schön, um des Ganzen willen niederzuhalten.



Premierleutnant von Hindenburg als Regimentsadjutant im Feldzug des Jahres 1870—71.

Die ganz außergewöhnliche Ruhe, eine Ruhe, die auch dem befangensten und erregtesten Besucher sofort das gleiche Gefühl übermittelt, wird von allen, die das Glück hatten, Hindenburg persönlich kennen zu lernen, als seine eindrucksvollste Eigenschaft genannt. Man braucht indessen nur das Bild dieses großen Soldaten anzusehen, um sogleich zu erkennen, daß diese Ruhe unmöglich Temperamentsache sein kann. Abgesehen vom Auge, in dem, so eigen es klingen mag, eher etwas Schmerzvolles und Weiches liegt, gibt der ganze Kopf entschieden den Eindruck eines wenn auch beherrschten doch zweifellos vulkanischen, drohenden und Tiefen bergenden Wesens. Keine dämonische Natur im Sinne Bismarcks, dessen unsäglich komplizierter Charakter die allerverschiedensten Deutungen und Auslegungen zuläßt, sondern ein ausgesprochen geradliniger und einfacher Charakter, aber von gewaltiger Kraft, und diese Kraft regiert durch einen einzigen, Körper und Geist, Herz und Seele völlig beherrschenden Trieb: den Willen zum Soldatentum.

Jugenderinnerungen der Geschwister haben berichtet, daß in Hindenburg vom zartesten Alter an dieser Trieb lebendig war. Mit zehn Jahren kommt er ins Kadettenhaus; in den Ferien läuft er, statt mit seinesgleichen zu spielen, neben der Kompagnie des Vaters her; bei einer ihm besonders wohlschmeckenden Speise sagt der Elfjährige zur Mutter: „Das mußt du mir immer machen, wenn ich erst Generalleutnant bin." Der junge Offizier sitzt in allen Mußestunden über Karten und Plänen, entwirft Schlachtordnungen, zeichnet Stellungen: er kennt und weiß nichts als das, was der Trieb in ihm fordert und begehrt; obwohl für die Kunst nicht unbegabt — er soll als junger Mensch hübsch aquarelliert haben und auch gute Musik gern hören — fällt doch jede andere Regung dem einen, alles verzehrenden Gefühl zum Opfer. Woher diese ungewöhnlich und auch bei den größten Feld-



Der Hindenburgsche Stammsitz Neudeck bei Freystadt in Westpreußen: Das kleine Wohnhaus, in dem des Feldmarschalls Vater seinen Lebensabend verbracht hat. Aufnahme von Wilh. Kohler in Riesenburg.

herren nur selten so stark sich ausprägende Sonderbegabung in den jungen Menschen gekommen ist, ist schwer zu sagen; die Familie hat durchweg tüchtige Soldaten aufzuweisen, aber keinen, bei dem der soldatische Beruf so zur Leidenschaft geworden wäre wie bei ihm. Viel eher könnte man auf den Großvater, den Regimentsarzt Schwickart schließen, der als junger Feldunterarzt in einer Schlacht das Kommando über eine führerlos gewordene Kompagnie übernahm und dafür das Eiserne Kreuz am Bande für Kombattanten erhalten hat. Gänzlich falsch wäre vor allem, hier von Ehrgeiz zu reden, der dem, der vom Dämon erfaßt ist, meist völlig fremd bleibt: was er tut, tut er aus Instinkt, und es gilt von ihm, was Luther so tief als schön von diesen geheimnisvollen Zuständen sagt: ihr Werk hat keinen Namen, der Name muß dem Werke folgen.

Lange, lange hat Hindenburgs Werk keinen Namen gehabt; es lebte in ihm, es war da in seinem Geist, es konnte nicht Gestalt und Wesen gewinnen. Wie ein Schemen, der sich vom Blut seines Trägers nährt, hat dieser große Plan die Kraft seiner besten Jahre gefressen. In Ostpreußen zwar nicht geboren, aber durch die der Familie eigene Scholle ein Kind der Provinz und in ihr heimisch und vertraut wie kaum ein anderer, hatte er vor allem ein Bild in sich, in das all seine Kräfte zusammenschossen: die der offenen Grenzprovinz drohende Russengefahr im Falle eines nicht unwahrscheinlichen Krieges, und die Sorge, das preisgegebene Land vor der Wut der halbasiatischen Horden zu schirmen.

Wenn man in die Geschichte zurückgeht, so wird man finden, daß ein starker Einschlag von Fatalismus im Charakter aller großen Feldherren hervorsticht. Möge es sich nun Glaube an das Schicksal nennen oder wie auch bei Hindenburg es zur edleren Auffassung einer persönlichen Führung durch Gott sich erheben. Alexander, Cäsar, Friedrich, Napoleon — alle haben das gleiche Gemeinsame, die unerschütterliche Stoßkraft, die über alle Erwägungen der Vernunft hinweg dem unmöglichsten Ziel zustrebt, das ihr Genie als möglich zu erweisen die Aufgabe hat. Wie sehr man aber auch suchen möge, in einer Lage wie Hindenburg ist keiner von ihnen gewesen. Und es klingt wie Sage und Gedicht, sich vorzustellen, daß ein Mann, dessen ganzes Wesen in einer einzigen Vorstellung atmet und lebt, dem Abschluß seines Lebens schon nahe, endlich den Tag heraufkommen sieht, der ihm die Erfüllung all seiner Seelenarbeit bringen soll, und daß dieser Tag ihn ohnmächtig zum alten Eisen geworfen und ausgeschaltet aus der Reihe der Wirkenden findet. Nie ist Hindenburg menschlich größer als in diesen Tagen, in denen die Wucht der inneren Forderung und die Gegenwucht der furchtbaren Enttäuschung auch den Stärksten in Verzweiflung hätten stürzen mögen. Und vielleicht noch größer, noch bewunderungswürdiger ist er an dem Tage, wo der Rückschlag kommt und alles Begrabene wie mit einem Schlag aufwacht und Wirklichkeit werden soll: wessen Seele zwei solche Belastungsproben durchgemacht hat und doch in jener „Stäte" geblieben ist, die der ritterliche Sänger als höchstes Gut des Mannes preist, der ist gegen alle Schläge des Lebens, und mögen sie noch so furchtbar kommen, gefeit und sicher.



Hindenburg als kommandierender General vor der Kaserne des 3. Garderegiments z. F. in Berlin bei dessen Jubiläum im Mai 1910. (Hindenburg hält eine Ansprache an das Regiment.)



Eine Ecke in Hindenburgs Arbeitszimmer in Hannover. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Sicher vor allem auch gegen jene größte und menschlich nächstliegende Gefahr, die die seelenkundigen Griechen die Hybris nannten. Unerhört wie Deutschlands Ruhm in diesem Widerstand gegen eine Welt ist der Ruhm des Mannes, dessen wahrsagender Genius bis jetzt jede noch so furchtbare Anstrengung eines übermächtigen Feindes zunichte gemacht hat. Der Name, der vor drei kurzen Jahren nur einem kleinen Kreise von Berufsgenossen und Mitbürgern bekannt war, ist heute der ruhmvollste der gesamten Erde; eine fast abergläubische Zuversicht beseelt Millionen, wenn er ausgesprochen wird, ein ganzes Volk, ein Land vom Fels zum Meer setzt getrost sein Vertrauen in das Wort und den Geist eines Siebzigjährigen, eine fast unbegrenzte Macht ist in die Hände eines einzigen, menschlich Begrenzten gegeben.

Es ist eine schwere und ernste Zeit, in der der Feldmarschall seinen 70. Geburtstag feiert, schwer und ernst nicht wegen der Übermacht der Feinde, gegen die sein starker Arm Deutschland schützt, schwer und ernst wegen der inneren Wühlereien, die alle Früchte seiner Taten zu untergraben drohen und gegen die sein ruhmvoller Name sein Werk nicht schützen zu können scheint. Mögen an seiner Heldengestalt, einem preußischen Soldaten, den kein anderes Volk uns nachmacht, die Nachbeter feindlicher Listen erkennen, was der preußische Militarismus, von dem die selbstlose Aufopferung unserer Feinde das deutsche Volk großherzig befreien will, eigentlich ist. Nichts anderes als jenes deutscheste Gefühl, das einst die Blüte der deutschen Ritterschaft in jenes Land trieb, das er vom Feinde befreit hat und von dem sein großer Landsmann, der Ostpreuße Herder, gesagt hat, wie es ebenso Schiller dem Meister jener Deutschritterschaft in den Mund legt: Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer wer sich selbst bezwang.





Abendunterhaltung bei Hindenburg. Kohlezeichnung von Prof. Hugo Vogel. Nach einem Kunstblatt im Verlage Ullstein & Co. in Berlin.

Von links nach rechts: Prof. Hugo Vogel; Hindenburgs Schwiegersohn Hauptmann von Brockhusen; der zweite Adjutant de la Croix; Oberst von Eisenhart-Rothe, der Bruder des Oberpräsidenten von Posen; Fürst Hohenlohe-Langenburg; General-Feldmarschall von Hindenburg; der erste Adjutant Caemmerer; General der Infanterie Ludendorff; Oberst Hoffmann; Fürst Dohna-Schlobitten vom Roten Kreuz; der österreichische Bevollmächtigte von Fleischmann.

# Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Ertl.

Das Dorf hieß — ja, wie hieß es nur gleich? — Wir nannten es die „Hölle". Wer konnte auch die vielen schwer aussprechbaren Namen behalten! Wir hatten die schauderhaftesten Dinge in dem erwähnten Dorfe erlebt und mit angesehen, und wenn einer von der „Hölle" redete, so wußte jeder, daß diese öde, trostlose Ansammlung armseliger Häuser und Lehmhütten damit gemeint sei, um deren Besitz wir uns seit gut drei Wochen mit den Russen rauften.

Als die vierte Woche anbrach, warf der Feind neue Massen ins Gefecht, und wir mußten schließlich doch heraus. Das ganze Bataillon, das heißt, was davon noch übrig war, weinte beinahe vor Wut, als der Hornist in die Trompete stieß und kein Zweifel mehr übrigblieb, daß der Rückzug befohlen sei. Im Frieden würde kein Mensch es für möglich halten, daß man sich so verbeißen kann.

Im Laufe der Nacht war das Dorf von den Russen besetzt worden. Aber schon im Morgengrauen fingen plötzlich meilenweit hinter unserer Front die österreichischen Skoda-Mörser zu brüllen an. Sie nahmen den Raum zwischen der „Hölle" und der russischen Hauptstellung unter Sperrfeuer, nun saßen die vorgeschobenen Abteilungen, die das Dorf besetzt hielten, in der Mausefalle. Mit Hurra gingen wir zum Sturm vor, alle Hindernisse wurden überrannt, und in den unglückseligen Straßen, die schon soviel Blut getrunken hatten, tobte aufs neue der Kampf Mann gegen Mann.

Meiner wackeren Leute, die fast aus allen Volksstämmen Österreichs zusammengewürfelt waren, hatte sich eine solche Raserei bemächtigt, daß ich sie kaum wiedererkannte. Sie wüteten wie die Schlächter, allen voran Kaspar Prischl, der Zugführer, sonst ein gemächlicher Kerl und fideler Wiener, der auf einmal zum Berserker geworden schien und mit dem Gewehrkolben so toll um sich hieb, daß die Feinde nur so hinflogen in den Straßengraben, rechts und links, mit zerschmetterten Schädeln. Und die andern gaben ihm kaum etwas nach. Der Infanterist Wenzel Kvapil, ein Böhme, der im Zivilberuf Schneider und im übrigen ein schüchterner und fast allzu unterwürfiger Mensch war, arbeitete, blutüberströmt von Kopf bis zu den Füßen, mit dem Bajonett wie im Stücklohn, und unser großes Kind, der junge, stets gutmütig grinsende Bosniak Stojan Alibasic, dem sie im Nahkampf das Gewehr entwunden hatten, der sprang — ich sah es mit eigenen Augen — schäumend vor Wut drei Russen hintereinander mit den bloßen Händen an die Gurgel und drehte ihnen buchstäblich den Hals um, als erwürgte er ein Stück Federvieh. Kurz, es gab in meiner ganzen Kompagnie kaum einen Mann, der nicht eine jener Taten verrichtet hätte, die man seit den Zeiten der Ilias mit dem Schimmer des Heldentums umkleidet und im Kriege als Wunder der Tapferkeit zu preisen pflegt.

Der zähe Feind, der uns bis dahin genug zu schaffen gemacht hatte, erkannte bald die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstands und hob größtenteils die Hände hoch. Nur an wenigen Stellen wurde noch gekämpft, immer matter und matter, und schließlich nur mehr an einer einzigen Stelle um ein paar Häuser — sofern man von Häusern überhaupt noch reden konnte.

Es gab ja eigentlich keine Häuser und Hütten mehr. Die schweren Granaten, durch die wir am Vorabend vertrieben worden waren, hatten der „Hölle" auch den letzten Schein von Berechtigung genommen, sich ein Dorf zu nennen. Nichts als ein Schutthaufen war sie mehr, aus dem hie und da ein zackiger Mauerrest ragte oder ein halbverkohlter Dachbalken seinen starren Arm emporreckte, wie man es bei Gefallenen sieht, die den Himmel anzuklagen scheinen.



Als meine Leute die letzten Russen überwältigt hatten, gingen wir sogleich daran, uns in dieser Verwüstung häuslich einzurichten, das heißt, wir bauten in aller Eile die notdürftigsten Deckungen für uns aus. Da die umherliegenden Trümmer dazu verwendet werden mußten und seit Wochen kein Regen gefallen war, so gab es eine gewaltige Staubentwicklung, ich konnte höchstens fünfzehn oder zwanzig Schritt weit sehen und weiß deshalb nicht, aus welchem Kellerloch oder sonstigen Schlupfwinkel ein Kind hervorgekrochen sein mag, das sich plötzlich näherte. Es warf sich mir zu Füßen, umklammerte meine Knie und hob ein tränenüberströmtes winzig kleines Gesichtchen mit auffallend blauen Augen zu mir auf.

„Wo kommt das Wurm her?" rief ich meinen Leuten zu. Niemand wußte es.

Ich gab Befehl, die nächste Umgebung zu durchsuchen, ob noch irgendwo ein Unterschlupf zu finden wäre, in welchem ehemalige Ortsbewohner, alle Höllenschrecken, die über ihr Dorf hereingebrochen waren, überdauernd, sich verborgen gehalten haben könnten. Man fand nichts, keine Spur eines lebenden Wesens, wir hatten ja auch seit Wochen angenommen, daß keine Seele in der „Hölle" zurückgeblieben sei. Und nun auf einmal sollte ich zu meiner Verwunderung eines Besseren belehrt werden; es war doch noch etwas Lebendiges dagewesen, wenn schon keine Seele, so doch ein Seelchen.

Ich hatte das Kind vom Boden aufgehoben und in meine Arme genommen. Es weinte nicht mehr, antwortete aber auch nicht auf meine Fragen, so sehr ich mich bemühte, mich mittels der paar polnischen und russischen Brocken verständlich zu machen, die ich während des Feldzugs aufgeschnappt hatte, und sah mich nur unverwandt an, mit seinen großen, blauen, ängstlichen Augen. Es war ein Mädchen von etwa sieben oder acht Jahren und hatte eigentlich zarte Züge, nur sah es fürchterlich verwahrlost und herabgekommen aus, war mit Schmutz bedeckt und abgemagert wie ein Gerippelein.

Seit frühem Morgen hatte ich keinen Bissen zu mir genommen und in Kampf, Gefahr und fieberhafter Arbeit auch nicht einen Augenblick ans Essen gedacht. Erst beim Anblick des Kindes spürte ich, daß ich selbst Hunger hatte, und blickte sehnsüchtig nach unserer Fahrküche aus. Wirklich sah ich in einiger Entfernung ihren verheißungsvollen Rauch aufsteigen, und es dauerte nicht lang, so brachte mein Bursch mir die Mahlzeit. Da setzte ich das Kind auf ein zerschossenes Mäuerchen und mich daneben und fing an die Kleine zu füttern.

Wie bei einem jungen Vogel bestand das winzige Gesichtchen eigentlich nur aus einem Paar merkwürdig großer Augen und einem Schnabel, der sich überraschend weit auftun konnte, so oft der Löffel sich näherte. Mein Bursch beunruhigte sich nicht wenig, als er den größten Teil der Speisen in diesem kindlich rosigen Schlund verschwinden sah; er fürchtete, ich könnte zu kurz kommen und ermahnte mich respektvoll, doch auch an mich selbst zu denken. Aber ich hatte genug mit Füttern der Kleinen zu tun, aß nur wenige Bissen und trug ihm auf, mir später ein paar Zigarren zu holen. Ich kann nicht sagen, wie wohl es mir tat, nach all dem blutigen Morden einem hilflosen Geschöpfe Gottes einmal etwas Gutes erweisen zu können. Und ich wurde satt, nur weil ich die Kleine ihren Hunger stillen sah.

Nachdem abgespeist war, packte mein Bursch das Blechgeschirr zusammen, blieb vor mir stehen, sah mich an, sah das Kind an und winkte ihm mit dem Kopf, ihm zu folgen. Das Mädchen aber verkroch sich zu mir und wollte offensichtig nichts davon wissen. Und als er



Miene machte, es an der Hand zu fassen, fing es zu wimmern und zu schreien an und klammerte sich an mir fest wie eine Klette. Der Bursch wollte Gewalt gebrauchen, und ich mußte mir eigentlich eingestehen, daß er recht hätte; man konnte das kleine Wurm doch nicht auf die Dauer hier vorne an der Front lassen. Aber das Bewußtsein, daß da ein Wesen war, das sich nicht von mir trennen wollte, dem ich sein ein und sein alles bedeutete, und das mich lieb hatte, erfüllte mich mit einem lange nicht gekannten und darum doppelt beseligenden Glücksgefühl. Und anderseits war es mir ein so süßer und lockender Gedanke, etwas in der Nähe zu behalten, das auch ich lieb haben könnte. Kurz und gut, ich wurde schwach und herrschte den Burschen an, mir endlich die verlangten Zigarren zu bringen.

„Das Trauderl bleibt bei mir," entschied ich.

Damit hatte ich dem Mädchen, das noch immer kein Wort gesprochen hatte, einen Namen gegeben, ich weiß eigentlich nicht, weshalb gerade diesen. Aber sie war fortan und blieb — das Trauderl.

Den ganzen Nachmittag, während ich die Schanzarbeiten beaufsichtigte und leitete, blieb sie mir zu Füßen auf dem Boden sitzen, und wenn ich eine Strecke weiter ging, so lief sie wie ein Hündchen neben mir her. Das Kind hatte rasch die Herzen der Mannschaft gewonnen, gar mancher mochte fühlen wie ich und es als Trost und Segen empfinden, wieder einmal menschlich sein zu dürfen. Überall, wo wir vorüberkamen, flogen dem Trauderl freundliche Worte zu, und jeder, der dazu Gelegenheit fand, kneipte sie im Vorbeigehen ganz verstohlen in die hageren Wangen. Sogar der Berserker von heute morgen, der Zugführer Prischl, der mir gerade eine Meldung zu erstatten hatte, blieb, als er damit fertig war, noch einen Augenblick stehen, lächelte gutmütig auf die Kleine herunter und sagte zärtlich: „Du herzig's klan's Trutscherl!" Erst dann erinnerte er sich wieder des Dienstes, salutierte mit der ihm eigenen lässigen Strammheit, machte kehrt und marschierte von dannen.

Weit mehr aber wunderte ich mich noch über jenen jungen Riesen, den Stojan Alibasic, den ich an einer anderen Stelle damit beschäftigt fand, eine Mauer niederzulegen, um freien Ausschuß zu sichern. Aus den Staubwolken heraus, die ihn einhüllten, strahlte er förmlich über das ganze breite Gesicht, als er des Kindes ansichtig wurde, derselbe, der vor ein paar Stunden, allein mit seinen schweren Pranken drei Russen das Genick gebrochen hatte! Und da ich mich erinnerte, daß er wiederholt beim Rapport um ausgiebigere Rationen angesucht hatte, weil er von der durchschnittlichen Speisenmenge nicht satt werden konnte, so rührte es mich doppelt, als ich jetzt Zeuge war, wie er eifrig in seinen Taschen zu kramen anfing, eine Schnitte Brot und ein Stück Schokolade ans Licht brachte und mit einem Grinsen, das sein ganzes mächtiges Raubtiergebiß freilegte, diesen Schatz, den er sich offenbar für eine Zwischenmahlzeit zurückgelegt hatte, der kleinen Traudel aufzunötigen versuchte.

Gegen Abend fand sich ein Kamerad ein, mich abzulösen. Ich hatte zweimal achtundvierzig Stunden nicht geruht und war müde zum Umfallen. Da ich außerdem beim Sturm auf die „Hölle" durch einen Kolbenstoß eine leichte Quetschung der linken Hand erlitten hatte und sich in dem verletzten Glied ein schmerzhaftes Hitzen und Pochen einstellte, so hielt ich es vor mir selbst für genügend gerechtfertigt, ein paar Stunden lang als Privatmann zu leben. Ich bat also um die Erlaubnis, zum Krankenpark zurückgehen und die Nacht dort zubringen zu dürfen, was mir selbstverständlich gestattet wurde. Wenig später saß ich, einen Kübel Wasser vor mir, neben einem der Krankenwagen im Grase und unterzog mein Trauderl einer gründlichen Säuberung.

Der Oberarzt und ein paar Sanitäts-Unteroffiziere und -Soldaten, die dabeistanden, sahen lächelnd zu, wie da ein Offizier auf dem Boden saß und ein Kind wusch und kämmte. Und als aus dem schmierigen Aschenbrödel nach und nach ein ganz niedliches Geschöpfchen mit goldigem Haar und zarten Wänglein sich herausschälte, erwachte mehr und mehr ihre Teilnahme. Der eine brachte ein schneeweißes Jäckchen, das eine junge Krankenschwester zurückgelassen hatte, der andere eine Schürze, ein dritter wieder etwas anderes, und wenn die Sachen auch zu groß waren und nicht überall mit der Schere nachgeholfen werden konnte, so waren sie doch frisch und reinlich. Das Kittelchen freilich konnte nicht ausgewechselt werden, das blieb das alte verschmutzte Fähnchen; aber schließlich sahen wir Schützengrabenbewohner auch nicht gerade feiertägig aus, und weil ich einmal mein Herz an das Kind gehängt hatte, so bildete ich mir ein, sie gleiche einer verwunschenen kleinen Prinzessin, die von irgendeiner bösen Hexe in ein unscheinbares Magdgewand gesteckt worden sei.

Mein Entschluß, bei der Krankendienstabteilung zu nächtigen, war mir, wie ich nachträglich bekennen muß, von einem Hintergedanken eingeflüstert worden. Ich wollte in irgendeinem Wagen oder Zelte ein geschütztes Plätzchen für mein Trauderl und zugleich eine brave Pflegeschwester auskundschaften, die das Kind in ihre Obhut nehmen und mir dafür gutstehen sollte, daß ich es ab und zu wiedersehen würde. Das erste gelang mir leicht, mit dem zweiten hatte es seine Schwierigkeiten. Denn Schwester Martha, eine ernste, bildschöne, noch ziemlich junge Witwe aus bester Familie, die hier Pflegedienst tat, erbot sich zwar, bis auf weiteres für das Kind zu sorgen, erklärte aber aufs bestimmteste, es bei erster Gelegenheit in den Nachschubraum abgeben zu müssen. Vergebens stellte ich ihr vor, wie lieb mir das Kind geworden, wie schwer ich es vermissen würde, und daß ich mir schon wie ein blutiger Mordbube vorgekommen sei, als die Berührung mit der kindlichen Unschuld mir wieder Trost ins Herz geträufelt hätte.

„Man muß in all den Greueln," sagte ich, „doch auch etwas haben, das einen aufrechthält!"

Die strenge Schwester aber blieb fest. Und als sie das weinende und sich sträubende Trauderl, das ich ihr übergeben hatte und das durchaus nicht von mir lassen wollte, an der Hand mit sich fortführte, sagte sie noch: „Es tut mir leid, aber das Kind kann auf die Dauer hier nicht bleiben."

Mit dieser Entscheidung kroch ich in der Nähe des Pflegeparkes, in dem das Kind Aufnahme gefunden, in meinen Schlafsack und verbrachte trotz meiner Müdigkeit eine unruhige und recht bekümmerte Nacht. Denn der Gedanke, daß ich am nächsten Morgen von der lieben Kleinen für immer Abschied nehmen sollte, lag — ohne daß ich eigentlich recht wußte warum — wie ein körperlich fühlbarer Druck auf meinem Herzen. Seit Monaten hatte ich es nur mit Kameraden oder Feinden zu tun gehabt, durch das Ungeheure und über alle Begriffe Entsetzliche, das ich erlebt hatte, befand jeder Nerv in mir sich in einem Zustand krankhafter Überreizung. Ein Kind aber ist kein Kamerad und ist kein Feind, ein Kind ist die Hoffnung, die Zukunft, ein Blütentraum des Menschentums. Und so mag aus der Nähe dieses hilflosen und unschuldigen Geschöpfchens, das noch kein Wort gesprochen hatte, etwas wie Erinnerung mich angeweht haben an die Zeit, wo noch kein Krieg war, oder wieder Friede sein würde, ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit, Zuversicht und Menschenglück . . .

Am Morgen trat mir Schwester Martha entgegen, zum erstenmal sah ich sie lächeln.

„Sie werden mich für schwach und selbstsüchtig halten," sagte sie. „Was ich Ihnen gestern abschlug, habe ich mir selbst heute gewährt."

Und sie erklärte, daß sie sich von dem Kinde nicht mehr trennen könne und es trotz aller amtlichen Verordnungen doch hier behalten wolle.

Ich ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie. „Haben Sie tausend Dank!"

„Beschämen Sie mich nicht!" wehrte sie ab. „Ich tu' es nicht nur Ihnen, ich tu' es auch mir selbst zu Dank. Bedenken Sie, daß mein Leben sich sonst ja immer nur zwischen Schwerverwundeten abspielt, inmitten von Elend und Hoffnungslosigkeit. Da blutet einem oft das Herz, und Ihr Wort trifft zu: Man muß auch etwas haben, das einen aufrechthält."

So blieb das Trauderl bei unserer Krankendienstabteilung. Im Anfang, als wir noch in der gröbsten Arbeit steckten und manchmal noch beschossen wurden, konnte ich sie wenigstens ab und zu dort besuchen. Später, als unser Dienst nur mehr in müßigem Zuwarten bestand und den Russen ihr Schießbedarf viel zu kostbar war, als daß sie ihn gegen unsere guten Deckungen vergeudet hätten, brachte mein Bursch sie zu mir nach vorne, so oft ich es verlangte. Wir hatten uns großartig eingerichtet, die ganze „Hölle" war zu einem schier uneinnehmbaren Brückenkopf ausgebaut, der den Übergang über das dahinter sich schlängelnde Flüßchen in einem riesigen Bogen von Feldbefestigungswerken bewachte. Eine ganze unterirdische Stadt war entstanden, mit Kasernen und Offiziersquartieren, mit Küchen, Speichern, Magazinen, Werkstätten, Fernsprechstellen und allem sonst Nötigen.

Wenn man in dem Gewirr von Straßen und Verbindungswegen, deren Wände mit reinlichem Weidengeflecht verkleidet waren, sich zurechtzufinden suchte, so kam man bald an einem blankgeputzten Maschinengewehr vorbei, das inmitten seiner eingenickten Bedienungsmannschaft den Schlaf des Gerechten schlief, bald an einem dicken stählernen Ungetüm von Schiffsgeschütz, das behaglich in seiner Betonbettung träumte und sich wie ein riesiger Alligator die warme Wintersonne auf den Buckel scheinen ließ. Wir lagen nämlich hier schon so lange dem Feinde untätig gegenüber, daß inzwischen der Winter ins Land gezogen war und die ganze Gegend unter Bergen von Schnee begraben hatte.

Wenn das Trauderl herauskam, war es für mich jedesmal ein Fest. Dann blieb sie oft stundenlang bei mir, nahm die Mahlzeit mit mir ein, und wir saßen miteinander im Unterstand, in dem Stübchen, das ich bewohnte, und das zwar wie ein Dachsbau unter der Erde lag, aber trotzdem ganz behaglich war. Manchmal taten wir nichts als nebeneinander sitzen, ich — glücklich darüber, sie in meiner Nähe zu wissen, sie — sich vielleicht so geborgen fühlend wie nie, da sie doch sichtlich in mir immer denjenigen erblickte, der sie aus Not und Elend erlöst hatte. Manchmal spielte ich ihr auch auf der Mundharmonika vor und konnte mich nicht genug über die rege Teilnahme und das fröhliche Verständnis freuen, die sich auf dem winzig kleinen Gesicht malten. Außerdem war mir eingefallen, daß zu Hause in einer Ecke meines Bücherschrankes noch ein paar alte Bücher aus meiner frühen Jugend standen, die ich glücklicherweise aufbewahrt hatte, weil sie gute Holzschnitte oder Steindrucke enthielten, nach Ludwig Richter und anderen Meistern.

Diese Bilderbücher, die ich mir kommen ließ, blätterte ich jetzt mit Traudel durch und bemerkte bald, daß das Unwirkliche, das, „was sich nie und nirgends hat begeben", auf ihr Kindergemüt eine ungleich größere Wirkung ausübte, als das Tatsächliche. Nie konnte sie andächtiger lauschen, als wenn in irgendeinem Verslein ein Tier sprechend eingeführt wurde, oder sonst etwas Unmögliches geschah. Aus ihrem Lächeln oder Lachen, aus ihren frohen, gespannten oder bekümmerten Mienen ließ sich ungefähr erraten, inwieweit Scherz und Ernst der dem kindlichen Verständnis angepaßten Geschichtchen oder Gedichtchen ihr deutlich und bewußt geworden sein mochten. Völlige Klarheit hierüber gab es freilich nicht, denn sie redete niemals auch nur ein Wort, und zwar, wie ich erst jetzt erfahren sollte, leider aus einem sehr triftigen Grund.

Die schöne, ernste Frau, die das Kind in ihre Obhut genommen hatte, war nämlich mit der Zeit dahintergekommen, daß Traudel keine von den Sprachen, die bei unsern Truppen gesprochen wurden — und deren gab es viele — vollkommen verstand, aber immerhin einiges, wenn man sie deutsch anredete. Den Versuchen, sie nun auch deutsch sprechen zu lehren, stellten sich aber gewisse Schwierigkeiten entgegen, die Schwester Martha anfangs für trotzige Abneigung gegen unsere Sprache hielt. Bis endlich der Oberarzt, den sie zu Rate zog, die Vermutung aussprach, daß das arme, kleine Mädchen stumm sei. Er meinte, daß sie in jener Zeit, wo der Kampf um die „Hölle" so erbittert getobt hatte, infolge der Angst oder durch das Donnern der Geschütze, vermutlich durch das Zusammenwirken beider Ursachen, die Sprache verloren haben dürfte.

Im übrigen hielt er das Kind für vollkommen normal und sogar für recht aufgeweckt, schloß auch die Möglichkeit einer Heilung nicht vollständig aus und riet für alle Fälle, bei jeder geeigneten Gelegenheit eine Art Anschauungsunterricht mit dem bedauernswerten stummen Geschöpfchen zu treiben, um ihr zunächst einmal das volle Verständnis der deutschen Sprache zu vermitteln. In diesem Sinne verwendete ich denn auch meine Bilderbücher, und wenn Traudel auch ein merkwürdig großes Geschick besaß, mit dem Auge aufzufassen und zu begreifen, so hatte ich doch allen Grund, anzunehmen, daß sie auch im Verstehen des Worts überraschende Fortschritte machte. Denn bald hatte sie unter den kleinen Geschichten ihre Lieblinge, die sie immer wieder aufschlug, damit ich sie ihr vorlesen sollte.

Da stand zum Beispiel in dem Fabelbuche, zu dem Otto Speckter so treuherzige Zeichnungen geliefert hat, ein Verslein vom Raben, der in Kälte und Schnee recht arm daran ist und bettelnd von Tür zu Tür geht. Wie aber der Frühling ins Land zieht und der Not ein Ende setzt, breitet er seine Schwingen und ruft seinen Wohltätern ein aus vollem Herzen kommendes „Hab' Dank! hab' Dank!" herunter. Dieses kindhafte Gedichtchen wurde Traudel nicht müde, immer wieder zu hören. Und ein befreiender Seufzer hob jedesmal ihre kleine Brust, wenn die letzten Zeilen kamen:

„Hoch aus der Luft so frisch und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

Manchmal, wenn ich gerade Inspektion hatte, begleitete sie mich durch die Laufgräben, und wir gingen miteinander von einem Schützengraben in den andern und sahen überall nach dem Rechten. Bevor wir den Unterstand verließen, klopfte sie mir immer auf die Manteltasche, um mich aufmerksam zu machen, daß ich ein Stück Brot oder Fleisch mitnehmen sollte. Und wenn dann auf unserm Wege ein paar Raben, deren viele das Lager bevölkerten, im Schnee saßen, so reichte ich ihr das Brot oder Fleisch, und sie warf es ihnen zu. Das machte ihr jedesmal ein unbändiges Vergnügen. Aber besonders freute sie sich, wenn der Rabe dann aufflog und sein Krächzen vernehmen ließ. Dann winkte sie ihm mit den Händchen, nickte ihm freundlich zu, als erwiderte sie seinen Gruß, und war selig, wenn ich nun gewissermaßen die Rolle des Raben übernahm und seine Gefühle verdolmetschend die Schlußzeile jenes Gedichtchens wiederholte:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

(Fortsetzung folgt.)



# Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

## Kriegschronik:

19. September 1917: In Flandern Artilleriekampf; bei Lens und St. Quentin Gefechtstätigkeit. Französischer Angriff in 3 Kilometer Breite westlich der Straße Beaumont—Vacherauville. — Starke rumänische Angriffe südlich des Ojtoz-Tales, ebenso bei Varnita und Muncelul. — Gefecht östlich des Dojran-Sees. — Erfolg bei Carcano.

20. September: In Flandern zwischen Houthoulster Wald und Lys Feuerstöße größter Heftigkeit. Vor Verdun bei Höhe 344 östlich Samogneux Angriffe. — In der Bukowina westlich Arbora russische Vorstöße. — Im Cernabogen lebhafte Gefechtstätigkeit. — Angriff am Monte San Gabriele.

21. September: Beginn der dritten Schlacht in Flandern. Nach stärkstem Trommelfeuer heftige Angriffe zwischen Langemarck und Hollebeke, besonders auf Passchendaele und Gheluvelt zu. Linie zum Teil etwa 1 Kilometer zurückgenommen. — Italienischer Angriff gegen die Siel-Stellung im Nahkampf abgewiesen.

22. September: Abends nach Trommelfeuer englische Infanterie-Angriffe von Langemarck bis Hollebeke. An den Kämpfen in Flandern hatten die Flieger hervorragenden Anteil. — Der 40 Kilometer breite und 10 Kilometer tiefe Brückenkopf von Jakobstadt erobert. Jakobstadt ist in unserer Hand. Mehr als 4000 Gefangene, 50 Geschütze als Beute. — Französische Angriffe zwischen Ochrida-See und Skumbi-Tal.

23. September: Die Engländer beschießen Ostende. Trommelfeuer nordöstlich Ypern, Teilangriffe südöstlich St. Julien. Gefecht bei Monchy. — Unsere Truppen haben von Liwenhof bis Stockmannshof die Düna überall erreicht. — In Mazedonien Sturmerfolg bei Kreowa. — Im Monat August 808 000 Brutto-Reg.-To. vernichtet; bisher im ganzen 6 303 000 Tonnen.

24. September: In Flandern Artilleriekampf von großer Stärke, ebenso bei Lens und St. Quentin. Auch an der Aisnefront, in der Champage und vor Verdun. — Nördlich Baranowitschi und westlich Luck Geschütztätigkeit. Vorfeldgefechte nordwestlich Focsani und am Sereth. Galatz beschossen.

25. September: Auf dem Ostufer der Maas örtliche Infanteriekämpfe zwischen der Straße Vacherauville—Chaumont und Maucourt; Erfolg südlich Beaumont; erbitterte Nahkämpfe im Chaume-Walde; Erfolg bei Bezonvaux und Malancourt. — Fliegerangriff auf England.

26. September: Neuauflebender Feuerkampf in Flandern. Erfolg nördlich der Straße Menin—Ypern. Trommelfeuer vom Houthoulster Walde bis zum Kanal Comiens—Ypern. Im Artois englische Angriffe bei Gonnelieu. Feuer in der Aisne- und Champagne-Front sowie vor Verdun. — Marine-Luftschiffe greifen England an, besonders den Humber und Scarborough—Boston. — Am Mont San Gabriele italienische Erkundungsvorstöße.

27. September: Die Schlacht in Flandern tobt vom frühen Morgen bis tief in die Nacht ununterbrochen. Nach Trommelfeuer von unerhörter Wucht Infanterieangriffe zwischen Mangelaare und Hollebeke. Besonders hartnäckige Kämpfe westlich Zonnebeke und um Gheluvelt. Mindestens 12 englische Divisionen im Feuer. — Im Tonalegebiet hinter der italienischen Front zwei Seilbahnstationen gesprengt.

28. September: In Flandern gesteigerter Feuerkampf; östlich Ypern starke Teilangriffe bei Frezenberg, an der Straße nach Menin und an der nach Passchendaele. Lebhafte Artillerietätigkeit an der Küste und im Artois. — Aufklärer-Geplänkel im Skumbi- und Struma-Tal; stärkeres Feuer im Becken von Monastir und südwestlich des Dojran-Sees. — An der Tiroler Front erhöhte Kampftätigkeit.

29. September: An der flandrischen Küste und zwischen Houthoulster Wald und Lys wechselnde Kampftätigkeit; bei Zonnebeke englische Teilangriffe, Erfolg am Wege Ypern—Passchendaele und im Überschwemmungsgebiet der Yser. — London und mehrere Orte der englischen Südküste mit Fliegerbomben belegt. — Russische Angriffe am Sereth und St. Georgsarm der Donau. — Gefecht von einigen unserer Torpedobooten mit einer überlegenen Zahl englischer Zerstörer.

30. September: In Flandern an der Küste und abends von der Yser bis zum Kanal Comines—Ypern starker Artilleriekampf; englische Erkundungsvorstöße abgewiesen. — Zwischen Ochrida-See und Cerna lebhafteres Feuer als sonst. — Erbitterte Kämpfe am Südteil der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist und des Monte San Gabriele. — Unsere Flieger griffnn die Docks und Speicher von London an, ebenso Ramsgate, Sheerneß, Margate. — Die italienische Luftschiffhalle von Jesi durch Seeflugzeuge angegriffen; ein Luftschiff vernichtet.

1. Oktober: In Flandern an der Küste und im Bogen um Ypern starker Artilleriekampf. Längs der Aisne, nordöstlich Reims und in der Champagne Erkundungsgefechte und Feuertätigkeit. — Unsere Flieger warfen wiederum auf die militärischen Bauten und Speicher im Inneren Londons Bomben ab, andere griffen Margate und Dover erfolgreich an. — Österreichische Seeflieger belegen die Ballonhallen von Ferrara mit Bomben. Am Monte San Gabriele Geschützfeuer. Bei Podlaka auf der Hochfläche von Bainsizza Vorstoß im Keim erstickt.

2. Oktober: Zwischen Langemarck und Hollebeke mehrfach heftiges Trommelfeuer. Sturmerfolg am Polygon-Walde nördlich der Straße Menin—Ypern. Vor Verdun auf dem Ostufer der Maas und bei Bezonvaux erfolgreiche Vorstöße. — In der letzten Nacht wurden London, Sheerneß, Ramsgate, Dover erneut von unsern Fliegern angegriffen.



Unsere Soldaten bei der Ernte auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Gebrüder Haeckel.

# Die deutschen Soldatenheime in der Türkei. Von A. L. O.

Wenn wir von deutschen Soldatenheimen sprechen, meinen wir im allgemeinen diejenigen an der Ost- und Westfront. Daß es auch im Süden, in der asiatischen Türkei, eine stattliche Anzahl deutscher Soldaten- und Eisenbahnerheime, an denen deutsche Frauen in Güte walten, gibt, ist vielen unbekannt. Deshalb, und weil gerade diese Heime das Interesse der deutschen Frauen in der Heimat nötig haben, sei hier die Rede von ihnen. —

Mit dem Balkanzuge von Berlin kommend, treffen wir das erste deutsche Soldatenheim in Pera bei Konstantinopel. Es ist ein griechisches Haus mit weißem Marmor, weiten Hallen und Säulen, mit großen Räumen und elektrischem Licht. Ein Heim für Deutsche und Österreicher, in dem auch der Türke willkommen ist. In der Fremde ein Zuhause, wo Liebe, gute Verpflegung, Lektüre, Musik, Schreibgelegenheit und Sprachfortbildungskurse zu finden sind. Eine Stätte, die vor den Versuchungen der Großstadt bewahren und den Körper gesund und frisch erhalten möchte. Für Seelenpflege sorgen ein deutscher Pastor mit seiner Frau und deutsche Schwestern. Ein deutscher Oberlehrer bietet durch Ausflüge in die wundervolle Umgebung Konstantinopels unsern Soldaten willkommene Abwechslung.

Ganz in der Nähe, in Jeniköi am Bosporus, hat die Deutsch-christliche Studentenvereinigung ein deutsches Marineheim, das dicht bei der Sommerresidenz des Sultans, Therapia, märchenhaft schön gelegen ist. Hier finden unsere blauen Jungens nach all ihren gefahrvollen Fahrten und vielen Entbehrungen einen sicheren Hafen, wo mütterlich und schwesterlich für sie gesorgt wird. — Auch ein Heim für deutsche Munitionsarbeiter ist in Jeniköi. Und in Haidar Pascha, dem Ausgangspunkt der Bagdadbahn, also ebenfalls in unmittelbarer Nähe Konstantinopels, gibt es eine Tee- und Kaffeestube für unsere Eisenbahner. — Ein zweites Marineheim ist an den Dardanellen eröffnet worden.

Doch unsere Soldaten stehen nicht nur in Konstantinopel und Umgegend, sondern auch in Kleinasien und Syrien. Auch hier gilt es, ihnen zu helfen und zu dienen. Deshalb erlaubte die Militärmission auch an der Bagdadbahn Soldatenheime einzurichten.

So entstand in Eskischehr, dem ersten größeren Haltepunkt der Bahn, ein katholisches Soldatenheim für Eisenbahner und Durchreisende. Man ist dort gut aufgehoben und erhält vorzügliche Verpflegung für billiges Geld. — In Eskischehr gibt es auch eine deutsche Schule, von Direktor Doering geleitet. Direktor Doering hat, um Propaganda für unsere Sache zu machen, auch einen Nachrichtensaal eingerichtet, in dem deutsche Zeitungen ausliegen und deutsche Telegramme und Heeresberichte, ins Türkische übersetzt, zum Anschlag gelangen. Wie wichtig diese Einrichtung ist, kann nur der ganz ermessen, der sich klarmacht, daß die Türken eher zu einer französischen als einer deutschen Zeitung greifen, weil ihnen das Deutsche weniger geläufig ist als die französische Sprache.

Von Eskischehr geht es weiter nach Konia. Durch gelbe, einsame Steppe, eingerahmt von blau-schwarzen Bergen mit wunderbar leuchtenden Schneespitzen, führt uns die Bahn. Konia liegt 1100 m hoch, in schöner, gesunder Lage. Hier hat die Deutsch-christliche Studentenvereinigung ein Heim für Eisenbahner und Soldaten gegründet.

Die Strecke Konia—Bozanti an der Bagdadbahn ist ein Wunder der Technik. Es ist keine Kleinigkeit, die Ausläufer des Taurus bis zu 1400 m Höhe fahrbar zu machen. Ungefähr 30 Tunnel sind in die harten Felsen gehauen. In Bozanti ist ein deutsches Soldatenheim mit angenehmer, guter Verpflegung. Man hofft, dort auch eine türkische Kantine einrichten zu können, damit auch der türkische Soldat von uns gepflegt und versorgt wird. In der Umgegend Bozantis wächst Reis und Mais im Überfluß. Aber während einiger Monate ist das Klima so sumpfig-ungesund, daß sich leider manche unserer braven Deutschen dort Malaria holen.

In Bozanti hört die Bahnstrecke eine Zeitlang auf. Hier ist die alte Paßstraße in eine große Autostraße verwandelt, die Bozanti mit Tarsus verbindet. Unsere deutschen Kraftfahrer leisten ihr Bestes in strenger, aufreibender Pflichterfüllung, um den verbündeten Heeren möglichst schnell den notwendigen Transport zu liefern. Sie haben eine deutsche Kraftfahrerstation mit Kasino auf dem Wege zwischen Bozanti und Tarsus, in Schamalanhan. Es ist eine reizende kleine Kriegsvillen-Niederlassung, in der unsere guten „Barbaren" deutschen Fleiß und Schönheitssinn bekunden.

Von Tarsus aus geht's im Auto weiter auf staubiger Karawanenstraße, an der ungefähr 3000 türkische Soldaten und gefangene Inder arbeiten, nach Mamureh, wo sich ein Heim für deutsche Eisenbahner und durchreisendes Militär befindet. Es ist zwar nur eine Holzbaracke, aber doch ein Stück Heimat.

In Islahie, das 1500 m hoch liegt, besteigt man wieder das Dampfroß und langt mit diesem in Aleppo an. Die Fahrt von Aleppo über Baalbek nach Damaskus ist angenehm und schön. Die künstliche Bewässerung der Gegend hat ein fruchtbares Eden erzeugt: grüne Täler und Matten, fettes Vieh, blühende Obstplantagen, saftige Weingärten und viel Korn. — Baalbek ist seiner Ruinen wegen berühmt. Unser Kaiser hat es treu nach alter Überlieferung wieder aufbauen lassen. Jetzt bilden dort deutsche Offiziere türkische Truppen aus, und gediegene deutsche Ordnung herrscht überall.

Von dort geht es weiter nach Damaskus, der Hauptstadt Syriens, die teilweise Hauptquartier der IV. türkischen Armee ist. Hier befindet sich ein deutscher Klub, der auch türkischen Herren offen steht. Und hier hat der deutsche Konsul die erste Frauen-Kriegsarbeit eingerichtet: eine Verbandfabrik, in der arme Frauen und Mädchen beschäftigt werden.

Zwischen Damaskus und Jerusalem liegt die blühende deutsche Kolonie Wilhelma. Die deutschen Kolonisten erweisen unseren Soldaten viel Liebe; mit Hab und Gut dienen sie ihnen. Sie sind es wert, daß Deutschland nach dem Kriege ihre Daseinsmöglichkeiten sichert und hebt.

Von Wilhelma sind's etwa acht Stunden bis Jerusalem. Die direkte Bahnstrecke führt nicht nach dort, sondern nach Birsaba und weiter. Wir aber wollen sehen, wie Jerusalem im Kriege aussieht.

Eine neue Erscheinung im Straßenbilde Jerusalems ist der deutsche Feldgraue. Er kommt dorthin zum Einkauf für seine Truppe, auf Urlaub, zur Erholung, leider auch oft krank ins Lazarett. Die deutsche Kolonie in Jerusalem sorgt rührend für unsere Feldgrauen, nichts ist zu teuer oder zu mühevoll für sie. Man hat nur den einen Wunsch: dem Krieger in der Fremde ein Stückchen Heimat zu geben. Wie gut haben die Kranken es im Diakonissenhause, in den Lazaretten, Klöstern und Erholungshäusern! — Das Kriegselend trifft die ärmere Bevölkerung Jerusalems entsetzlich, da das Papiergeld nur halben Wert hat und die Preise sehr hoch sind. Dazu kommen Krankheiten, Seuchen und Unterernährung. — —

Weiter südlich geht's, über Bethlehem und Hebron auf der großen Landstraße, die von Deutschen neu hergerichtet ist, nach Birsaba, dem Hauptquartier der Deutschen, Österreicher, Ungarn und Türken. Birsaba, vor dem Kriege nur aus ein paar armseligen Araberhäuschen bestehend, ist heute ein geschätzter Handelsplatz mit über 2000 Einwohnern und erfreut sich, dank der Maßnahmen des Oberkommandierenden, auch eines erfreulichen Aufschwunges in hygienischer und künstlerischer Beziehung. Da liegt es, ein modernes Kriegslager mitten in der Steinwüste der Sinaihalbinsel! So weit das Auge reicht, Zelt an Zelt und einige Unterstände; schwere Artillerie, Ballonabwehr- und Maschinenabteilung, Mörser und Minenwerfer, Funkenstationen und Bohrer, Marineabteilung und Telegraphisten; Fliegerstationen und ihre Hallen, Lazarette und ihre Sanitätsabteilung. Ungefähr in der Mitte des Lagers liegt unser Hauptquartier, das Kasino, die Kantine, die Feldpost, die Küchen und die Badeanstalt. Das Soldatenheim ist ein großer, luftiger Unterstand mit einer kühlen Küche. Ein hübsches Zelt ist für Offiziere, Durchreisende und Mannschaft eingerichtet. Mitten in der Wüste ein Heim, in das man sich gerne flüchtet, um deutsche Gemütlichkeit zu genießen und Schutz gegen die lähmende Hitze, die furchtbaren Sandstürme und die unheimliche Fliegenplage. Lange Tische laden zum Essen und Trinken, kleine zum Lesen und Schreiben oder Spielen ein. Da gibt's Liegestühle zum Ruhen, eine reiche Bibliothek, und auch Klavier und Harmonium fehlen nicht. An den Wänden der Wellblechbaracke sind hübsche Stoffe und bunte Fahnen angebracht, die dem Ganzen ein frisches, fröhliches Aussehen geben. — An dem Soldatenheim vorüber führt auf der einen Seite die Landstraße nach Jerusalem, auf der anderen der Weg durch die endlose Wüste nach dem Suez-Kanal.

Den ganzen Tag über geht's im Soldatenheim ein und aus wie in einem Taubenschlag. Entweder kehren die Krieger heiß von einer Übung zurück, oder sie sind dienstfrei, haben Einkäufe zu machen, sind auf dem Wege zum Dienst, zum Baden, um Post zu holen: immer ein Grund, um im Heim einzukehren.

Und hier lernt man sie kennen und schätzen, unsere geliebten Barbaren, so wie sie sind: gewissenhaft in der Pflichterfüllung, naiv, gutmütig und voll Heimatliebe und Familiensinn. Die Quintessenz aller Unterhaltung ist immer „der Friede". Und: „Wenn wir erst wieder daheim dies oder jenes essen —." — Danach aber tauchen auch ernstere Fragen und Sorgen auf: „Bleiben unsere Frauen uns treu?" — Sie wollen ein neues Leben anfangen, wenn sie zurückkehren, sie wollen bessere Väter, bessere Männer werden. Und manch einer sagt: „Hätten wir Mütter und Schwestern, die verstünden, auch einmal ernst mit uns zu sprechen — es wäre besser um — uns bestellt."

Männer sind wie Kinder: leicht empfänglich für äußere Einflüsse. Darum, ihr reifen, deutschen Frauen, macht euren guten Einfluß geltend! Schreibt unseren Soldaten, die dort in der Wüste für uns schmachten, gute Briefe, an denen sie sich aufrichten können. Die brauchen sie nötiger als Liebespakete und Zigaretten!



# Im Korb. Von Leutnant Martin Lampel.

Als Dolf Siebenkampf von seiner Mutter Abschied nahm, hatte sie ihm die Arme um den Hals gelegt. Sie war eine rührend zarte Dame und reichte ihm gerade bis an die Schultern. Sie hatte ihm also die Arme um den Hals gelegt und sich auf die Zehenspitzen gestellt und ihn mitten auf die Stirn geküßt. „Behüt Dich Gott, mein Bubi", hatte sie gesagt und eine kleine feine Träne war ihm mitten auf den schnurgeraden Scheitel getropft.

‚Mein Bubi', hatte sie gesagt. Und Dolf hatte sie herzhaft in die Arme genommen und ihr strahlend ins Gesicht gelacht. „Ach, Mütterle, ich bin ja so glücklich!"

Dolf Siebenkampf war knapp siebzehn Jahr, als er bei den Jägern eintrat. Aber er war Vorturner seiner Riege gewesen und hatte quietschvergnügt das Primanerzeugnis in der Tasche, auf dem zum ersten Male lauter: „Genügends" standen. Der Oberst nahm ihn seiner übergroßen Jugend wegen auch erst dann zum Junker, als er ihm schon nach dreiwöchentlichem Frontdienst das schwarz-weiße Band ins Knopfloch heftete. Genau ein Jahr später wurde Bubi Offizier, und am Tage darauf wickelte er sich sein Verbandspäckchen ums Bein und wetterte vor sich hin. Er lag nämlich auf freier Wiese und zwanzig Meter weiter davor schmiß soeben sein Zug die Kirgisen aus dem gestürmten Graben. —

Bubi war Luftschiffer geworden.

„Fabelhaft begabt," sagte der Kommandeur beim Mittagessen im Kasino, und sah freundlich zum Nebentisch, wo Bubi wieder seine Schnurren zum besten gab.

So kam es, daß Bubi eines schönen Tages oder vielmehr stockdüstern Nachts über England schwebte. Gerade so schön war's eben nicht, denn sie saßen rettungslos ‚verfranzt' im dicken Nebel und wußten nicht, wie sie ihre Bomben los werden sollten. „Bubi," sagte der Hauptmann zu ihm in der Führergondel, „es hilft nix, Sie müssen in den Korb."

Und so stieg Bubi denn in den Korb, in dickem Pelz, ungefügen Filzstiefeln und das Telefon ums Ohr geschnallt. Vor sich hatte er eine große Karte.

Der Korb ging ihm gerade bis zum vierten Knopf, und er mußte sich festhalten, als er im Propellerwirbel hin und her geschleudert wurde. Zuerst hörte er noch das leise Schnurren der Rollen. Dann war das Luftschiff im Nebel untergetaucht, und er hing an einem fingerdicken Drahtseil mit seinem kleinen Korbe in der ungewissen Nacht.

„Nett!" meinte er, als er nicht aus dem Nebel herauskam, und rief in den Schalltrichter: „Noch fünfhundert Meter tiefer." Bis er dann aus dem Grauen ins Schwarze tauchte und unter sich das Land ahnte. Mutterseelenallein baumelte er da herum. „Als ob'ste schwebst," stellte er fest und gab durch den Fernsprecher nach oben: „Kurs 40° steuerbord." Er sah nämlich zur rechten Hand so etwas wie einen hellen Widerschein am Himmel. Und so hatte er nach einer reichlichen Stunde auch richtig sein Schiff nach London gefranzt.

„Alle Achtung," meinte er, als die Zentnerbomben haarscharf an ihm vorbei in die Tiefe rasten. Sie gaben einen eigentümlich sausenden Klang. Wie die ersten unten aufsprühten, verbesserte er nach oben: „Zwei Strich backbord! In zwei Minuten Schnellfeuer." Und dann lagen auch ein halbes Dutzend richtig in dem großen Häuserquadrat. Den Brand dort konnte er noch stundenlang beobachten.

„Jetzt wird's so allmählig Zeit, daß ich wieder hoch komme," wurde er sich schlüssig, als die weißen Wattetupfen der Schrappnels ringsum aufpufften. Ein paar waren doch verzweifelt nahe, außerdem lagen ihm die Scheinwerfer gerade im Gesicht. Die angezogenen Knie waren ihm schon ganz steif, und die Kälte drang auch so allmählig durch's Pelzwerk. Er blinzelte nach oben. Aber die schützende Wolkendecke kam nicht.

„Lieber Bubi," die Stimme des Kommandanten klang so merkwürdig heiser durchs Telefon, „können Sie mich auch noch verstehen?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Es tut mir schrecklich leid — Sie müssen noch eine Weile unten hängen bleiben — der Motor ist zerschossen — aber meine Leute kurbeln Sie hoch — an der Handkurbel — wird noch ein Stündchen dauern oder zwei — aber wir holen Sie schon wieder ein — —"

Das konnte ja recht niedlich werden! Also da gab's auch saures. Und er hatte gedacht, dort oben würden sie gar nicht schießen.

Rrackerackrack . . Waren das die Propeller? Also kam er doch so allmählig hoch. Er sah über die Korbwand. Höher als tausend Meter bin ich nicht — mußte er feststellen. Das war ja recht lustig. Ehe er oben war, so noch eine Weile im Scheinwerferlicht zu bleiben, kaum eine Handbreit über den Geschützen, denen er ein totsicheres Ziel abgeben mußte. Na, wenn schon!

Rackerackrack . . . schon wieder war das verwünschte Lärmen da. Und auf einmal huschte ein breiter Schatten zur Seite vorbei. Eine Lichtgarbe ließ Tragflächen und Verspannungsdrähte aufblitzen — geisterhaft — und schon war's verschwunden. Als sich sein Auge mühselig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er, wie eine Maschine schräg vorn eine Schleife flog. Gleichzeitig löste sich eine Rakete vorn — zwei, und grünflimmernde Sterne sanken zur Tiefe. Fast augenblicklich setzte die Beschießung aus.

„Scheußliche Lage," knurrte er herzinnig in sich hinein, als er jetzt im hin und her flackernden Scheinwerferlicht sah, wie der Flieger herankam. Er hatte beigedreht, war dadurch etwas zurückgeblieben und hielt gerade auf ihn zu.

„Abwarten," würgte er heraus, und die Tränen der Wut traten ihm in die Augen. Daß er nicht einmal seinen Sechsläufigen bei sich hatte!

Im Augenblick war der Apparat an seinem Rücken vorbeigerast. Tschtschtsch! pfiffen die Maschinengeschosse haarscharf über seinen Kopf hin. Unwillkürlich langte er nach oben und tastete am Seil hoch. Gott sei Dank, das schien ganz geblieben zu sein.

Jetzt kam der Flieger von hinten und überholte ihn langsam. So ungefähr, als ob ein Schnellzug den Personenzug überholt. Wieder lag das Scheinwerferlicht auf der Maschine. Das flimmernde gleißende Rad des Propellerwirbels kam unaufhaltsam heran. Schon sah er dahinter das Weiße im Auge des Gegners, der übers Maschinengewehr geduckt stand.

„Der Tausend!" wetterte er vor sich hin — und mußte in diesem Bruchteil einer Sekunde daran denken, wie ihm seine Mutter die Hand gestreichelt hatte und ihn gebeten: „Nicht fluchen, Bubi —" Ja, das war wohl aus für immer.

Kaum zwanzig Meter mußte die Flugmaschine jetzt hinter ihm her sein. Jetzt kam wohl ein Schuß in den Kopf — hoffentlich trafen sie gut — ein wilder Sturz — — — Pff — ksch — ksch — rums, dröhnte ihm der Krach einer Explosion im Ohr.

Da, wo der Apparat gestanden hatte, greifbar hinter ihm, stand ein weißes Wölkchen und blieb schnell zurück. Er beugte sich hinaus. Unten raste ein Klumpen hinab, loderte hell auf — überschlug sich — Flammenfetzen rissen ab — ein jäher Sturz — erloschen —. Die Nacht hatte alles verschluckt — — — In einer Reihe lagen hinter ihm vereinzelt ein halbes Dutzend Sprengwolken. Wohl von einer Batterie, die das verabredete Leuchtsignal nicht erkannt hatte. — Gut gezielt! ‚Mutterle, hast Du gerade für Deinen wilden Buben gebetet?' — —

Die Stadt lag dahinten. Die Beschießung setzte nicht wieder ein. Es waren die letzten Schüsse gewesen.

Hallo, der Summer. „Hören Sie noch?" — „Ja." — „Wir schrauben Sie hoch. — Der Handgriff ist abgesplittert, so daß nur noch einer drehen kann — die andern arbeiten am Heckmotor, da hat sich ein Kolben festgebrannt. Es geht nach Hause —"

Er hätte doch nicht gedacht, daß es so bannig kalt würde. Die Glieder waren ihm vollständig steif geworden. Die Kälte schauerte ihm über die Schultern. Aber es ging heimwärts. Er las am Kompaß ab: Kurs Südost. Rückenwind mußten sie jetzt auch haben. Mutterle, was wirst Du sagen, wenn Dein Bub nun auf einen Sprung nach Hause kommt und Dir alles das erzählt. Ganz große liebe Augen wirst Du machen und auf Deinem Rohrstuhl sitzen, das grüne Kissen hinter dem Rücken, und das schwarze dünne Kleid wirst Du tragen — und ganz sacht wirst Du Deinem Buben die Hand streicheln. Wenn das Vater noch erlebt hätte, wirst Du sagen. Aber weißt Du, ich weiß nur, daß Vater ein großer strenger Mann war mit vielen Orden — lieb habe ich nur Dich, mein liebes kleines Mutterl.

„Hallo — hallo, Herr Leutnant Siebenkampf — hören Sie noch?"

„Ja," — er schreckte auf, wahrhaftig — war er eingedämmert?

„Bleiben Sie wach, Herr Leutnant. Es ist eine Hundekälte — 28 unter Null — bleiben Sie um Gottes willen wach — Herr Hauptmann ist selbst mittschiffs – Wir arbeiten an der Winde —" Es war der Fahringenieur.

Nein, das ging doch nicht, daß er hier einfach einschlief. Er beugte sich über Bord. Unter ihm lag die See, ein fahler Schimmer; er hörte dumpf ihr Rauschen nach oben. Und ganz vorn blinkten Leuchtsignale auf. Er navigierte nochmals.

„Zwanzig Grad mehr Backbord. Wir kommen sonst nach Frankreich. Ich erkenne die Blinkfeuer." Durch den Draht kam ihm die Wiederholung des Befehls zum Zeichen der Ausführung. Beruhigt lehnte er sich zurück. Die Augen klappten ihm zu. Aber das ging doch nicht an! Er mußte doch wach bleiben. Ganz mühselig hob er den Arm, er war steif und kalt und schmerzte. Mit den Zähnen packte er den Handschuh und zerrte ihn ab. Mit Mühe kriegte er die Hand in die Tasche, der Ärmel verschob sich nach oben, ein eisiger Luftzug kroch ihm die Ellenbogen herauf und über den ganzen Leib. Das Leuchtzifferblatt zeigte auf vier Uhr. Also über fünf Stunden hing er schon im Korbe!

Die Bewölkung begann sich zu verziehen. Hin und her blinkte ein Stern herab. Er tastete in die Pelztasche. Richtig, da waren die verbotenen Zigaretten. Aber hier unten konnte er ja rauchen. Mit unsäglicher Mühe suchte er die Zündhölzer und rieb eins an. Den ungeschickten steifen Fingern entglitt die Schachtel, — mochte sie schwimmen dort unten, die Zigarette brannte. Wie wohl das tat! Ein wenig warmer Rauch. Das machte munter.

Ganz allmählig kam die Küste heran. Die dritte — vierte — letzte Zigarette war verpafft. Jetzt hatte er die Orientierung über Land. Er gab den Standort nach oben. Des Obersteuermanns Stimme kam zurück.

„Wir können jetzt auch von hier navigieren."

Mühselig bog er sich zurück. Wahrhaftig, der Himmel war jetzt ganz frei. Hoch oben schwebte das Schiff, schon grau in der Morgendämmerung. Aber es war noch mehrere hundert Meter hoch. Eine wohlige Müdigkeit kam über ihn. Und er mußte doch wachbleiben. — Aber schon war es ihm ganz im Unterbewußtsein versunken.

Der Propeller summte wieder. Und er saß da, angebunden und konnte sich nicht rühren. Das Summen klang so sonderbar hoch . . .

„Bubi, Menschenskind — schlafen Sie?"

„Hallo — Herr Hauptmann —"

„Bubi — lieber Kerl — halten Sie aus — die erste Klasse ist Ihnen sicher. Die Leute arbeiten — geradezu in Schweiß gebadet. Wir holen Sie rauf — bloß noch eine Stunde —"

„Jawohl — Herr Hauptmann —"

Ein irres Lächeln huschte über sein Gesicht. „Mutterle, was würdest du sagen!" Aber er mußte doch munter bleiben. Er streckte die Arme nach oben. Die Finger waren ganz starr; er hatte vergessen, die Handschuhe wieder anzuziehen.

Ein nasses Fleckchen spürte er im Gesicht. Ein zweites — Er drehte den Kopf zur Seite — ganz steif ging's. Er schaute hoch. Das Schiff war in einen leichten Schleier gehüllt. Und dann sah er, daß er mitten im Schneegestöber fuhr. Schnee bei der Kälte? — „Mutterle, hast du deshalb mich vor dem Flugzeug freigebetet, daß ich jetzt erfrieren soll? So hundsgemein erfrieren soll? Und da unten ist die deutsche Heimat! —"

Aber prächtig war's doch gewesen heute nacht. Ganz gewiß! Dort drüben blieb heute nacht auch kein Auge trocken!

Die Hand schmerzte ihn plötzlich. Er war zu steif, den Arm wieder nach unten sinken zu lassen; kaum, daß er die Augen verdrehte. Er sah's im Morgenlicht, da war am dünnen Seil etwas abgesplittert, ein paar Drahtfäden spreizten sich ab. War's zerschossen? Würde es noch halten bis er oben war? Das Schiff hing so neblig groß über ihm. Aber, es war ja alles gleich, ganz gleich. Bloß heute nacht — das war doch fein — die dr — drüben — die — hatten's — abge — kriegt — Sein Lächeln erstarrte auf dem bleichen Gesicht. Der Schnee legte sich in die Falten am Mund, ans Kinn. — Langsam schwanden ihm die Sinne. — —

Auf dem dämmrigen dünnen Laufsteg stand einer gestemmt, die Lederjacke lag zur Seite, den Waffenrock hatte er aufgerissen, daß die Brust hervorleuchtete. In der Eiseskälte. Der Schweiß tropfte dem Manne vom roten Gesicht. Der Kommandant und der Fahringenieur standen daneben und beugten sich über die rechteckige Öffnung nach unten.

„Noch fünf Minuten — jetzt haben wir ihn gleich — er scheint bewußtlos zu sein. Drehen Sie, drehen Sie —"

Der Mann am zersplitterten Handgriff nickte bloß. Es ging um seinen Leutnant, den sie alle hier an Bord lieb hatten. Stoßweise keuchte sein Atem. Die Offiziere langten hinab. Jetzt berührten sie den Kopf, jetzt den Korb. Ein schneller Blick — das Drahtseil war bis zur Hälfte durchspreizt — es war die höchste Zeit.

„Ganz vorsichtig . . ."

Mit leichtem Klapp schlug der Korb an das Schiffsgerippe. Der Mann verankerte die Winde und schöpfte tief Luft. Rasch zog er die Pelzjacke über. Der Kommandant raffte den Schnee, der dem Leutnant Siebenkampf auf Brust und Arm lag, zu einem Klumpen zusammen und rieb das blasse Gesicht. Langsam hoben sich die Augenlider. Er wollte reden, aber nur ein leises Ächzen quoll über seine blauen Lippen.

„Lassen Sie nur, Bubi, wir heben Sie schon raus." Alle drei faßten an; es ging nicht ohne Schwierigkeiten durch die Verspannung des Korbes. Steif und langausgestreckt lag der junge Körper auf dem schmalen Laufsteg. Der Maschinist stand schräg darüber, die Füße auf breite Querträger gestemmt und hielt ihn. Die anderen rieben ihm Gesicht und Arme warm.

Ein tiefer Schluck alten ordentlichen Kognak. Eine wohlige Wärme durchflutet ihn. Ganz langsam und steif zog Bubi die Arme und die Füße an und richtete sich auf. Allmählich gehorchten ihm die Glieder wieder. Die Morgensonne leuchtete; ihre rote Scheibe malte sich auf die Fläche der Bespannung. Es war nahezu neun Uhr vormittags.

Dolf Siebenkampf stapfte durch den Laufsteg, bis er warm wurde. Der Hauptmann legte ihm in ehrlicher Freude den Arm auf die Schulter.

„Na, Bubi, wie war's?"

Bubi rieb sich die kalten Hände. Und sein altes, frohes Lachen strahlte wieder aus den übermütigen Kinderaugen.

„Famos . . ." meinte er.

## Fliegerleutnant Voß gefallen.

Flandern, das die furchtbarsten und dabei heldenhaftesten Kämpfe gesehen hat, die unser Volk in Waffen in diesem uns aufgezwungenen Weltkriege bestehen mußte, Flandern, das so viel, ach so viel edles Blut getrunken hat, — Flandern ist auch die Wiege des Ruhmes unserer Flieger. Hier wirkte Immelmann, hier herrschte in der Luft der „Adler von Lille", Boelcke, hier trägt noch jetzt Tag für Tag der unvergleichliche rote Kampfflieger des Freiherrn von Richthofen Schrecken und Entsetzen in die Scharen seiner Feinde, hier jagte auch Leutnant d. R. Voß seine Beute. Fünfzigmal ist dieser jüngste unserer Kampfflieger Sieger gewesen! Aber bei dem fünfzigsten Siege erreichte ihn sein Schicksal, und mit dem Gegner zugleich stürzte er tödlich ab. Die hohen Orden, mit denen man auch ihn ausgezeichnet hatte, waren sein Stolz; herrlicher aber noch als sie ehrte ihn die bewundernde Liebe des ganzen deutschen Volkes. Voß wird ebenso wie Immelmann und Boelcke unvergessen bleiben.


Fliegerleutnant Voß †.

Leutnant d. R. Voß, der Sohn eines Färbereibesitzers in Krefeld, war blutjung, hatte kaum erst das 20. Lebensjahr vollendet. Bei den Krefelder „Tanzhusaren" war er eingetreten und ging am 1. August 1915 zur Fliegertruppe über. Nach gründlicher Ausbildung erwarb er sich im Mai 1916 das Flugzeugabzeichen, und im nächsten September wurde er Offizier. Seine ersten beiden Gegner brachte er am 27. November 1916 brennend zum Absturz. Als besonders begabter Schüler Boelckes und als Mitglied von dessen Jagdstaffel zeichnete er sich bald so aus, daß der Kaiser ihn im April dieses Jahres in Anerkennung seiner bleibenden Verdienste mit dem hohen Kriegsorden Pour le Mérite auszeichnen konnte. In der letzten Zeit nannte der Generalstabsbericht seinen Namen immer öfter; es konnte mitgeteilt werden, daß er zwei, ja drei Gegner an einem Tage abgeschossen hatte. Bei den englischen Fliegern war er denn auch ebenso gefürchtet wie der schneidige Freiherr von Richthofen. Seine Kameraden schätzten den liebenswürdigen und dabei ungewöhnlich bescheidenen Jüngling sehr und trauern um den Helden, der sein Flugzeug so meisterlich zu führen wußte.

Früh am Morgen, wenn schwere Nebel noch die Landschaft verhüllten, leiteten an den Großkampftagen im Ypernbogen gewöhnlich Bomben- und Maschinengewehr-Angriffe englischer Einsitzer gegen unsere Flughäfen die Schlacht ein; aber sie wurden durch das Feuer der Abwehrgeschütze abgeschlagen. Wenn dann das Wetter aufklärte, suchte der Feind durch plötzlichen Masseneinsatz von Flugzeugen die Herrschaft in der Luft an sich zu reißen. Aber unsere Jagdflieger stürzten sich ihnen in oft bewährtem Angriffsgeist entgegen und drängten sie in immer wiederholten Vorstößen bis weit hinter ihre Linien zurück. Damit war das Feld frei für unsere Infanterie- und Artillerieflieger, die durch ihre Beobachtungen unseren Führern ermöglichten

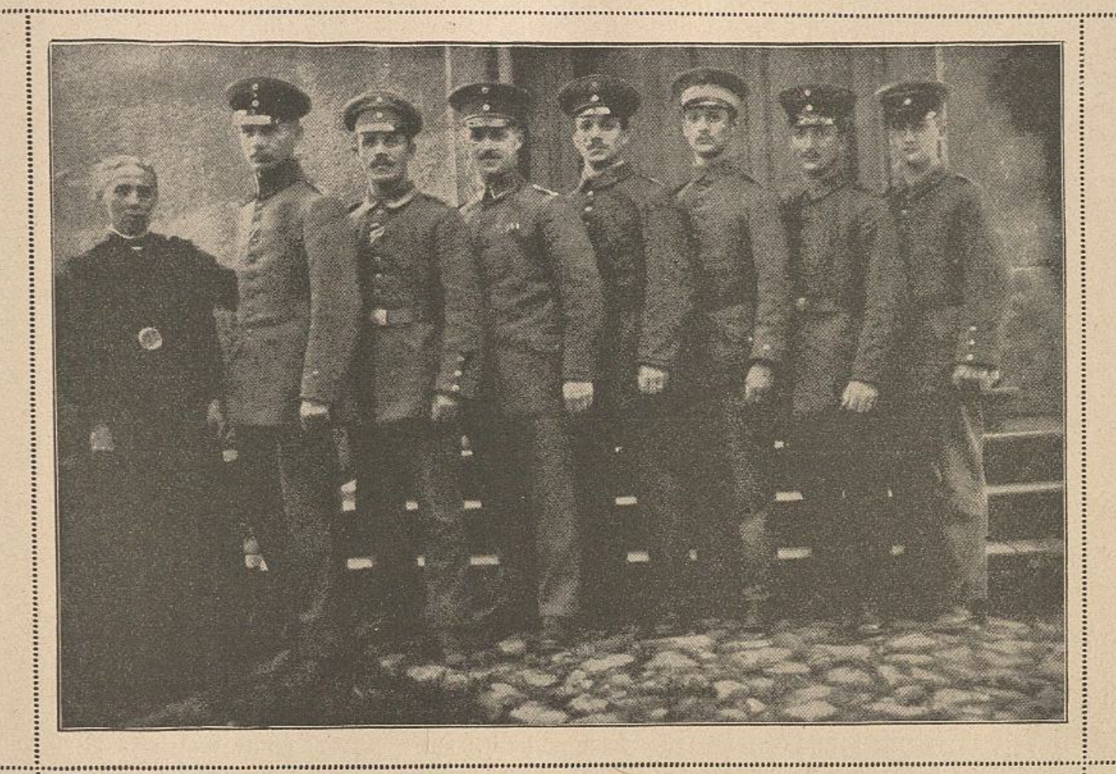




den Gegenstoß in richtiger Weise anzusetzen. Bei diesem überschütteten unsere Schlachtstaffeln, sehr niedrig fliegend, die in den feindlichen Gräben bereitgestellten Truppen mit Maschinengewehrfeuer und belegten die Bombengeschwader die feindlichen Batterien mit Sprengstoff. Um diese Tätigkeit unserer Flieger zu hindern, rafften die Engländer im Laufe des Nachmittags nochmals ihre gesamten Fliegerkräfte zusammen; doch wieder brausten unsere Jagdflieger heran und vertrieben die Feinde. Nach solch einem Kampftage konnte der Generalstabsbericht oft melden, daß mehr als ein Dutzend Feinde vernichtet worden seien, während wir nur zwei oder drei Flieger verloren.

Als der letzte Schlachttag begann, den Leutnant Voß erlebte, hatte er schon 47 Siege zu verzeichnen, sieben bereits mehr als sein verehrter Lehrer Boelcke.

Nach kurzer Zeit schon gelang es ihm, zwei seiner Gegner abzuschießen; als er sich dann aber an den dritten machte, stürzte er mit diesem zusammen tötlich ab. Er ist als Held gefallen; Ehre seinem Andenken!


Frau Pfarrer Stallmann in Allendorf a. Lumda im Großherzogtum Hessen mit ihren sieben Söhnen.


Eheleute Oberrieder von Hohenschäfftlarn mit ihren neun Söhnen. Aufnahme von Georg Fuchs.

## Deutschland. Von Rud. Presber.

Das war in heißen Tagen,
Die Rose glüht am Dorn,
Da hat dein Herz geschlagen,
Mutter, in heil'gem Zorn.
Da riefst du deine Kinder,
Helltönig, auf die Wacht:
„Frisch auf, ihr Überwinder
Der tück'schen Niedertracht!"

„Sie hofften, daß des Schmiedens
Am Amboß ich vergaß,
Weil froh ich langen Friedens
Am deutschen Herde saß.
Sie haben mit Haß und Hohne
Nach mir das Schwert gezückt;
Sie griffen nach der Krone,
Die meine Locken schmückt!"

„Ein Sturm durch Eich' und Linde
Braust hin von Berg zu Tal —
Mein Blondhaar fliegt im Winde,
Und funkelnd blitzt mein Stahl.
Ich steh' in junger Schöne,
Ich steh' in alter Kraft,
Und rufe meiner Söhne
Flammende Leidenschaft!"

Das war in heißen Tagen,
Die Rose glüht am Dorn,
Da hat dein Herz geschlagen,
Mutter, in heil'gem Zorn.
Und eh' der Tag verglommen,
Sind deine Söhne all
Im Waffenschmuck gekommen
Und standen, wie ein Wall.

Und bei der Fackeln Brande
Hinbraust ob Wald und Flur
Ein Ruf durch weite Lande,
Ein Jubel und ein Schwur,
Der über Deutschlands Wiege,
Als Wunder ihm geschah,
Flog als der Ruf der Siege:
„Hurra, Germania!"





## Abraham Lincolns Prophezeiung. Von Joseph Danziger.

„Ein Zeitalter der Korruption wird heranbrechen und bis in die höchsten Amtsstellen vordringen; der Großkapitalismus wird das Zepter führen als eine Folge des Krieges. Durch Ausnützung der Vorurteile im Volke wird die Macht des Geldes die Herrschaft zu erlangen trachten, bis alle Reichtümer in einige wenige Hände strömen und der Wesenszug des Landes als Republik untergraben sein wird. In diesem Augenblick fühle ich viel größeren Kummer über die Zukunft meines Vaterlandes als je zuvor, wie ich sie selbst während der Not des Krieges nicht empfand. Gebe Gott, daß mein Argwohn grundlos sei!"

So schrieb Abraham Lincoln, als kurz vor seinem Tode sich der Bürgerkrieg seinem Ende zuneigte; mit den Augen eines Sehers schien er das verhängnisvolle gegenwärtige Schicksal seines Landes in ferner Zukunft geahnt zu haben. Zu jener Zeit, als er diese Worte sprach, lebte unter seinen Landeskindern ein junger Kaufmann, der binnen 50 Jahren ein Vermögen von mehr als zwei Milliarden aufhäufen und sich als ausgesprochener Vertreter dieses von Lincoln gefürchteten Geldfürstentyps erweisen sollte. Der junge Kaufmann, von Geburt ein Schotte, der als Zehnjähriger mit seinem Vater nach Amerika gekommen war, hatte damals noch die Stellung eines Privatsekretärs bei dem Vorsitzenden eines Eisenbahnbetriebes inne. Äußerlich zeigte er das Bild eines kleinen freundlichen Menschen, mit fast immer schmunzelndem, entgegenkommendem Gesichtsausdruck und hellblauen Augen, die vergnügt aufleuchten konnten, wenn ein gutes Geschäft in Aussicht stand; aber seine Erscheinung vertrat doch nicht den Durchschnittstyp jener Geldmagnaten, die sich in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Armut zu ungeheurem Reichtum aufgeschwungen haben.

Durch seine Stellung waren ihm die innersten Angelegenheiten des Eisenbahnbetriebes vertraut, und er war daher immer einer der ersten, der von großen beabsichtigten Aufträgen Kenntnis erhielt; durch Strohmänner, die seine Geschäfte decken mußten, wußte er vorteilhafte Schiebungen für sich selbst abzuschließen. Er handelte mit immer wachsender Ausdehnung Eisenbahnbedarfsartikel und erwarb im geheimen Ländereien, von denen er im voraus wußte, daß sie im künftigen Bereiche des Eisenbahnnetzes liegen würden. Seine Privatgeschäfte verzweigten sich mehr und mehr bis zu Brückenlieferungen. Der notwendige Stahl konnte nur mit vielen Schwierigkeiten und hohen Kosten aus England eingeführt werden, und die lästigen englischen Geschäftsbedingungen ließen in ihm den Entschluß reifen, sich mit der Gründung eines Stahlwerkes in Amerika zu befassen, um so mehr, da er vorzügliche Geschäfte in Stahlerzeugnissen herannahen sah, weil soeben ein hoher Zoll auf dieses Produkt gelegt worden war.

Er verfügte schon über ein nach damaligen Begriffen beträchtliches Kapital und sicherte sich damit einen Anteil an einem kleineren Stahlwerk, dessen Inhaber, zwei Deutsche, ihre Werke hatten vergrößern wollen, um das neue Bessemer-Verfahren einzuführen. Diese Erfindung war für die gesamte Stahlindustrie von höchster Bedeutung, besonders in Amerika, wo sie die Ausbeutung leicht erreichbarer Erzgebiete ermöglichte. In Verbindung mit dem hohen Zoll konnte die neue Firma ihre Preise zu beliebiger Höhe schrauben und namhafte Gewinne buchen. Die beiden deutschen Brüder waren aber eben nur schlichte Fachleute ohne den geriebenen Geschäftssinn des Amerikaners, und bald wußte dieser die beiden aus dem Geschäft zu drängen. Mit einem ihm gleichgesinnten Sozius zusammen führte er das Geschäft weiter, und so ist die spätere Weltfirma „Carnegie Steel Co." zustande gekommen, denn der junge Schotte war kein anderer als der heute weltbekannte Dollarkrösus Andrew Carnegie.

Eine Zeit des fieberhaftesten Eisenbahnbaues, den Amerika je gekannt, war angebrochen. Auch mit den Eisenbahnunternehmern pflegte Carnegie Geschäftsverbindungen und hatte „Freunde", die ihm hohe Preise für seine Schienen und andere Stahlerzeugnisse zuschoben, solange dabei eine entsprechende Provision für sie abfiel. Solcherart abgeschlossene Nebengeschäfte bedeuteten natürlich für die Aktieninhaber nur schwere Schädigung und infolge dieses Bestechungssystems gerieten die meisten Eisenbahngesellschaften während der siebziger und achtziger Jahre in Konkurs, wenn auch die „Gründer" und ihre Lieferanten riesenhafte Vermögen zusammenbrachten.

Um eine vollständige Beherrschung des Marktes auf allen Linien in die Hand zu bekommen, wurde von Carnegie ein Panzerplattenwerk gegründet, das die Hauptbezugsquelle der amerikanischen Marine wurde und der Carnegie seine Platten mit 400 Dollar für die Tonne berechnete, während er sie ausländischen Admiralitäten, unter anderen der russischen, die auch nicht ganz unbestechlich war, für die Hälfte des Preises ließ. Die Carnegiewerke wuchsen nun mit pilzartiger Schnelligkeit empor. Andere Stahlproduzenten, die keine so vorteilhaften Verbindungen besaßen, konnten schwerlich mit einem so skrupellosen Nebenbuhler Schritt halten, und Carnegie konnte seine Werke ständig auf Kosten seiner von ihm zugrundegerichteten Mitbewerber vergrößern.

Nachdem sein Vermögen selbst über die kühnen Träume eines Habgierigen hinaus angewachsen war, wünschte er sich auch auf anderen Gebieten Geltung und Ansehen zu verschaffen. Ein fürstliches Schloß, das er sich in seiner alten Heimat Schottland kaufte, mußte den Rahmen für seinen Ehrgeiz bilden. Wenn er auch nicht in den wirklich vornehmen Kreisen der englischen Aristokratie aufgenommen wurde, gewann er die Freundschaft des Prinzen von Wales, des späteren Eduard VII., und in der Welt der Eingeweihten wurde offen davon geflüstert, daß Carnegie ihm in seinen Geldverlegenheiten sich bereitwillig zur Verfügung stellte. Er ließ sich als Autor sensationeller Bücher feiern, so z. B. der „Triumphierenden





Im Geschützturm eines deutschen Großkampfschiffes während der Schlacht. Gemälde von Marine-Kriegsmaler Claus Bergen.

Demokratie"; seinen Arbeitern aber zahlte er Hungerlöhne, mit denen sie kaum Leib und Seele zusammenhalten konnten. Als Ausstände auf seinen Werken ausbrachen, ließ er die Streikenden von seinen Privatwachmannschaften zu Hunderten niederschießen. Zwar war er selbst nicht anwesend, als dies geschah, und er soll über seine „gottlosen Beamten" empört gewesen sein, als die Nachricht von dem Geschehenen ihm auf seinem königlichen Besitz in Schottland erreichte. Doch blieb es trotzdem bei den alten Wucherlöhnen.

Den Riesenwerken gliederte sich später ein Kohlenmonopol an, dessen Koksmassen für die Hochöfen besondere Verwendung fanden. Dazu hatte Carnegie weite Erzgebiete in seinen Besitz gebracht, und mittels seines ungeheueren Kapitals wußte er auch hier die gesamte Konkurrenz zu beherrschen oder auszuschalten. In Verzweiflung flehten die Unterdrückten den großen Trustgründer Morgan an, sie vor der Gefahr des gänzlichen Zusammenbruches durch die Schaffung eines Trusts zu bewahren, der sich aus der gesamten Stahlindustrie, den Eisenbahnen, Kohlen- und Erzbergwerken mit den Carnegiewerken zusammentun sollte. Morgans Macht lag hauptsächlich in seinen nahen Beziehungen zum englischen Großkapitalismus, dessen unbeschränkte Mittel ihm zur Verfügung standen. Auf diesem Wege geschah die Bildung der „United States Steel Corporation", mit einem Aktienkapital von vier Milliarden Mark, und einer, durch eine erste Hypothek gesicherte Pfandbrief-Emission von zwei Milliarden Mark, die Carnegie für seinen Anteil einheimste.

Eine lobenswerte Eigenschaft jedoch, die sich jetzt auch dem Deutschen im Auslande empfehlen dürfte, beseelte Carnegie trotz seines allesverschlingenden Geschäftstriebes: obwohl er mehr als 70 Jahre in Amerika lebte, hatte er keine „Anpassungsfähigkeit" an Seele und Geist dieses Landes entfaltet, blieb im Grunde der Schotte und war in all seinem Dichten und Trachten auf den Vorteil seines Vaterlandes und Volkes bedacht. Mit Worten und Taten stand er für die englische Werbearbeit immer dienstbereit, wenn er auch von der amerikanischen Presse oft deswegen verspottet wurde. Er stiftete 80 Millionen zur Gründung von fünf großen Verbänden, die angeblich den Gedanken eines Weltfriedens und eines internationalen Schiedsgerichts ausbauen helfen sollten, unter Carnegies Aufsicht aber im geheimen dem Ziel eines engeren Bündnisses mit England zustrebten. So sehr gab er sich diesem seinem Lieblingsgedanken hin, daß dem sonst so nüchternen Geist seine Geschäfte oftmals an die zweite Stelle traten.

Der Zufall ließ ihn unter seinen Angestellten einen jungen Pennsylvania-Deutschen entdecken, der gut schottische Volkslieder singen und vortragen konnte. Er lud ihn oft in sein Haus ein und sorgte persönlich für seinen raschen geschäftlichen Aufstieg, so daß zur Zeit der Gründung des Stahltrusts der damals erst 35jährige Charles Schwab Präsident der Carnegie Co. war. Carnegie machte es zur Bedingung, daß Morgan seinem Günstling den ersten Platz im Trust sicherte. Doch wie mir ein pfiffiger alter Finanzmann verriet, „wackelte die Krone des Königs der Finanz zwischen einem Paar Eselohren", und als Morgan zum erstenmal in Meinungsverschiedenheiten mit Schwab zusammenstieß, sorgte der alte Tyrann dafür, der immerhin kein Schwärmer für alte schottische Volkslieder war, daß Schwab schnell entthront wurde. Damit schied dieser aus der Gunst der amerikanischen Geldmagnaten, doch jedenfalls mit dem Besitz eines großen Vermögens, das ihm den Ankauf der Aktienmehrheit der Bethlehem Steel Co. ermöglichte, eines der größten unabhängigen Stahlwerke. Morgan richtete nun die schärfsten Angriffe und Konkurrenzmaßnahmen gegen Schwab, der es gewagt hatte, ihm Trotz zu bieten. Das Unternehmen geriet in die schlimmsten finanziellen Verlegenheiten; seine Aktien flauten von 100 bis 39 herab, und Schwab befand sich in der bedenklichsten Lage — als England den Krieg erklärte.

Die Bethlehem-Werke waren auf die Herstellung von Geschützen, Granaten und andere Kriegsbedarfsartikel schon lange eingestellt, und da, durch Morgans Einfluß, die Hauptverbraucher der Stahlerzeugnisse, die Eisenbahnen, ihre Bestellungen bei der Bethlehem Co. ablehnten, eilte Schwab mit dem nächsten Dampfer nach England in der Hoffnung, seinen Zusammenbruch durch dortige Kriegslieferungsaufträge zu vermeiden. Seine Erwartung hatte nicht getrogen, denn durch die hohen Preise und die gewaltigen Aufträge, die ihm dort geworden, war er nicht nur aus der Klemme, sondern die Werke arbeiteten wieder glänzend, und die Aktien stiegen über ihren einstigen Höhepunkt weit hinaus bis zu dem schwindelnden Stand von 660.

Die allgemeine Geschäftslage war zu Anfang des Jahres 1914 in den Vereinigten Staaten schon betrübend gewesen, und nach Ausbruch des Krieges kam alles ins Stocken. Nun folgten viele dem Beispiele Schwabs; die ungeheuren englischen Kriegsbestellungen nahmen ihren Lauf durch die gesamte Industrie und wurden in Amerika mit Genugtuung entgegengenommen. Die englische Finanzwelt dachte, daß die Amerikaner sich nur getrost mit Munitionslieferungen beschäftigen sollten, währenddem ihr eigener Handel und ihre Industrie den stillgelegten deutschen Auslandshandel an sich riß. Man wollte den allmächtigen amerikanischen Geldmännern auch einen Anteil an den Kriegsgewinnen gönnen, und so wurde Morgan als fiskalischer Agent der englischen Regierung angestellt. Alle Anleihen und Aufträge gingen durch seine und seiner Genossen Hände; sie verfügten über das größte Maklergeschäft der Weltgeschichte, wandelten ihre Millionen in Milliarden um, und ihre Interessen wurden mit denen der Entente aufs engste vereint. Fabrikleiter größter und kleinster Gattung eilten nach New York, um wenigstens eine bescheidene Quelle der großen Goldsintflut aufzufangen. Ein unerhörter Mangel an Facharbeitern und geeigneten Maschinenwerkzeugen machte sich bald fühlbar, und Leute aus allen erdenklichen Berufen — Friseurgehilfen, Schneidergesellen usw. — wurden zur Bedienung der Automatenmaschinen rasch angelernt und verdienten nach kurzer Zeit 30 bis 40 ℳ den Tag. Gelernten Schlossern und Mechanikern wurden fürstliche Löhne bezahlt; sie fuhren in ihren eigenen Autos zur Arbeitsstätte. Für gebrauchte abgearbeitete Maschinenwerkzeuge wurden alle geforderten Preise gezahlt, Rohkupfer- und Stahlpreise bewegten sich noch immer an der höchsten nie dagewesenen Skala. Altehrwürdige Firmen, die auf diese plötzliche Umstellung nicht eingerichtet waren, gingen bankrott, Trödler und Altmetallwarenhändler wurden über Nacht reich.

Derweilen tobte das Ringen auf den blutigen europäischen Schlachtfeldern immer weiter, und es gab Männer, meist deutschen oder irischen Ursprungs, die ein Ende mit dem schändlichen Blutgewinn machen wollten. Sie riefen das Gedächtnis Washingtons zu Hilfe und erinnerten ihre Landsleute daran, wie der erste Präsident während der napoleonischen Kriege, eine strenge Neutralität einhaltend, alle Ausfuhr mit den kriegführenden Ländern, selbst der Lebensmittel, streng verboten hatte. Der Mahnruf traf aber taube Ohren, denn England hatte einen Trumpf ausgespielt, als den maßgebenden amerikanischen Geldmächten ein Anteil an den gigantischen Kriegsgewinnen zugesichert wurde und ihre Interessen aufs engste mit denen der Entente verknüpft wurden. Der Erfolg dieses diplomatischen Schachzuges war auffallend. Carnegies „Friedensgesellschaften" warfen endlich die Maske der Menschenliebe ab und entpuppten sich als die bittersten Deutschenhetzer. Rockefeller sandte dem belgischen Hilfsfonds eine Million Dollar und die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen, die von dem Ölkönig abhängig sind, vernachlässigten ihre christliche Bruderliebe, um die „deutschen Greuel" in Belgien zu kolportieren.

Der alte Morgan hatte schon viele Zeitungen und Zeitschriften in seinen Besitz gebracht. Diese und andere, die von Northcliffe kurz vor dem Kriege aufgekauft worden oder die anderen finanziellen Interessen untertänig waren, von der „World" in New York bis zur „Chronicle" in San Franzisko, machten wütende und erfolgreiche Angriffe auf das vorgeschlagene Waffenausfuhrverbot.

Wilson, beseelt von einem blinden Haß gegen Deutschland, dessen Wesen er so wenig wie ein Senegalneger versteht, angespornt durch seinen Schwiegersohn, den Schatzsekretär Mc Adoo und andere Vertreter der Wallstreet, lenkte das Staatsschiff immer näher an die gefährliche Brandung des Weltorkans. Die Stimmen der wenigen auf den Höhen der Vernunft und Gerechtigkeit stehenden Männer waren vor dem hetzerischen allgemeinen Getöse verstummt. Die verzweifelten doch heldenhaften Anstrengungen der Deutschen und Iren mit ihren unter Stürmen aufgestellten Organisationen waren vergeblich. Der Geist des Verderbens, den Lincoln vor mehr als fünfzig Jahren heranwachsen zu sehen glaubte, blieb siegreich, soweit die Lieferungsgewinne und die Anleihen an die Entente durch den Krieg mit Deutschland gerettet werden könnten.

## Besuch. Von Kurt Martinussen.

Ins kalte, regennasse Zelt,
Von kleiner Kerze schwach erhellt,
Trat meine Mutter ein.

Ich sprang empor und küßte sie,
Ein Jubel faßt' mich wie noch nie:
„Mutter, wo kommst du her?"

Da ging sie froh durchs nasse Feld,
Ein Engel hat's im Traum bestellt,
Sie sah nur, ob ich lebte.

# Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Ertl. (Fortsetzung.)

So bildete sich allmählich ein kleiner Kreis geistiger Gemeinsamkeit zwischen mir und dem Kinde. Aber auch die Mannschaft erdichtete sich in der schlichten Art des Volkes eine solche geistige Gemeinsamkeit. Trotzdem jeder wußte, daß das Trauderl stumm und ein Gespräch mit ihr ausgeschlossen sei, blieb sie doch nach wie vor der Liebling, oder wie man bei uns zu sagen pflegt, der „Verzug“ des ganzen Bataillons. Ja es paarte sich mit der Zuneigung, wenigstens bei vielen, auch noch das Bedürfnis nach huldigenden Gefühlen, wie etwa der gemeine Mann ein stummes Heiligenbild in der Kirche verehrt, das nur dazusein und sonst gar nichts weiter zu tun braucht, und dem dabei doch die Absicht und Fähigkeit zugetraut wird, nichts als Liebes und Günstiges zu wollen und zu wirken. Und wie ein selbstloser Glaube Berge versetzen kann, so kann er auch einen sittigenden Einfluß ausüben, indem er die Liebe und fromme Ehrfurcht, die er wachrief, fürs eigene Herz fruchtbar macht, gleichgültig, ob sie nach außen gerechtfertigt seien oder nicht. Daß auf solch geheimnisvolle Weise Traudels Nähe wunderbar reinigend und läuternd auf die vierschrötigen Soldatengemüter wirkte, selbst auf solche, die durch die lange Dauer des Krieges schon recht bedenklich verroht waren, dafür mag statt vieler andern nur eine einzige kleine Begebenheit zeugen, die ich eines Tages aus geringer Entfernung beobachten konnte.




Fernsprechstation in einem zerschossenen Haus der Westfront. Aufnahme von Gebrüder Haeckel.

Es war an einem Nachmittag in der Adventzeit, daß ich mich einem der unterirdischen Schlafsäle des großen Dachsbaues näherte, wo die Mannschaft nach dem Essen auf ihren Strohsäcken umhersaß und -lag und eine Pfeife oder Zigarre rauchte. Ein wieherndes Gelächter scholl mir daraus entgegen, und als ich unwillkürlich stehen blieb, konnte ich beobachten, wie ein Mann von meiner Kompagnie, ein Kerl aus der niedrigsten Hefe des Volkes, sich im Unterstand als Spaßmacher aufspielte, darin umhertanzte und gemeine Zoten zum besten gab, die er mit anstößigen Gebärden erläuterte. Die Leute, satt gegessen und müßig wie sie waren, verschmähten es nicht, sich von diesem Plattenbruder, der sonst gemieden wurde, weil er sich im Dienst stets verdrossen und widerspenstig zeigte, auf so niedrige Weise unterhalten zu lassen; sie schüttelten sich vor Lachen und grölten förmlich vor Vergnügen. Einzig jener böhmische Schneider Kvapil, dessen ich schon einmal Erwähnung tat und der inzwischen zum Gefreiten befördert und durch die kleine Silberne ausgezeichnet worden war, hielt sich abseits, saß außerhalb des Unterstandes auf einer Böschung in der Sonne und stichelte an einem auszuflickenden Uniformstück. Als gesetzter Mann und Familienvater mochte er für das Vergnügen, das da drinnen im Gange war, nicht viel übrighaben. Dagegen schien er auf irgend etwas anderes zu warten, denn von Zeit zu Zeit hielt er die flache Hand über die Augen, um in die Ferne zu spähen. Und bald erkannte ich auch, wonach er Auslug gehalten hatte; denn auf einmal ging sein Gesicht auseinander und er rief in den Unterstand hinein: „Die Trauderl kummt!“ Was er noch ein paarmal wiederholte, und zwar in einem Tone, als täte er seinen Kameraden die größte Freudenbotschaft kund.

Es war nun ganz merkwürdig, wie es daraufhin im Unterstande stille wurde. Weil ein unschuldig Kind sich nahte, schienen diese sonst so derben Leute es für unpassend zu halten, daß







Unteroffizier in einer Sturmkompagnie. Gemälde von Martin Frost.
(Kriegsbilder-Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.)

hier die gewissen Glocken geläutet wurden, die man zu Unrecht nach unserm braven und nur fälschlich als unrein verschrienen Haus- und Rüsseltier zu benennen pflegt. Zwar der Plattenbruder ulkte weiter, aber kein Grölen und Lachen dankte ihm mehr.

Und nun hörte ich die Stimme eines wackeren Tirolers: „Hiazt haltscht d' deinen Brotladen, Drecksau! Hörscht d' nit, daß das kloan Moidel kimmt?“ Als aber der andere trotzdem mit unflätigen Späßen fortfuhr und mein Bursch mit dem Trauderl, von der anderen Seite sich nähernd, inzwischen den Eingang des Unterstandes erreicht hatte, da erhob sich drinnen ein fürchterliches Geschrei und Gedresche, als gäb's eine Balgerei auf Tod und Leben. Und plötzlich kam der sehnige Kerl von einem Tiroler ans Tageslicht heraus, den Falloten wie einen Mehlsack in den Fäusten schleppend. So schmiß er ihn im Bogen über den Wall des Schützengrabens hinüber, daß alles krachte.

Und im Nu hatte gleiche Gesinnung und Absicht auch schon die zweckmäßigste Arbeitsteilung organisiert. Denn während zehn Fäuste den im Schnee sich wälzenden Plattenbruder bearbeiteten, der wieder in den Schützengraben herübergekrochen war, hoben zehn andere Fäuste das Trauderl hoch und trugen sie behutsam, wie die Burschen auf dem Lande das Marienbild in feierlichem Umzug durchs Dorf tragen, bis zu meinem Unterstand, wo sie ihre kostbare Bürde mit verlegener Miene niedersetzten. Denn sie merkten erst jetzt, daß ich den Aufruhr mitangesehen hatte, und mochten doch nicht ganz sicher sein, ob ich wohl den Ritterdienst, der meiner Trauderl erwiesen worden, für ausreichend halten würde, eine immerhin grobe Verletzung der Disziplin aufzuwiegen.

Aber das eine Gute wenigstens hat der Krieg, daß es keine Doktorfragen darin gibt. Und so untersuchte ich denn auch nicht näher, ob Soldaten das Recht hätten, einen Kameraden zu verbleuen, oder ordnungsmäßig verpflichtet wären, ihn umständlich zum Rapport zu komplimentieren, sondern entschied (freilich nicht laut, sondern nur bei mir selbst) kurz und bündig, daß sie das Recht dazu hätten, wenn sie nur *recht* hätten. Und recht *hatten* sie, tausendmal recht! Also stellte ich mich, als hätte ich nichts Vorschriftswidriges gesehen, schenkte den braven Burschen, die mir meine Trauderl brachten, ein paar Zigarren und freute mich wie ein Schneekönig über die ausgiebigen Prügel, die der unflätige Halunke abbekommen hatte.

Wenige Tage nach dem erwähnten Vorfall mit dem Plattenbruder, gerade am Christtag, an den ich aber gar nicht dachte, streiche ich am frühen Morgen die äußersten Schützengräben entlang, um mich zu überzeugen, daß jeder auf seinem Posten ist — da krabbelt drüben am Abhang, dreihundert Schritt vor unseren Linien, etwas im Schnee. Es war noch dämmerig, ich erschrak ein wenig. Wenn es ein Russe war, und es konnte nur ein Russe sein, so war er sicher nicht allein, und wo steckten dann die übrigen? Und wenn es ihm gelungen war, sich unbemerkt so nahe an uns heranzuschleichen, was war dann aus unseren Vorposten geworden, deren mehrere über den Abfall des Berges verstreut in den dort ziemlich dichten Wäldern standen?

Ich wende mich also an den nächstbesten Scharfschützen und befehle ihm, den Mann, der sich dort heranpirscht, aufs Korn zu nehmen. Der aber macht ein verlegenes Gesicht. Im selben Augenblick fallen von jenseits, aus dem russischen Schützengraben, ein paar scharfe Schüsse, und der Mann am Abhang purzelt in den Schnee. Ist er tot? War es einer von den Unsrigen? Und was hatte er da drüben zu suchen, im Vorfeld unserer Stellungen, das zu betreten nicht nur strengstens verboten, sondern auch selbstmörderisch ist? Der Scharfschütze macht noch immer ein verlegenes Gesicht.

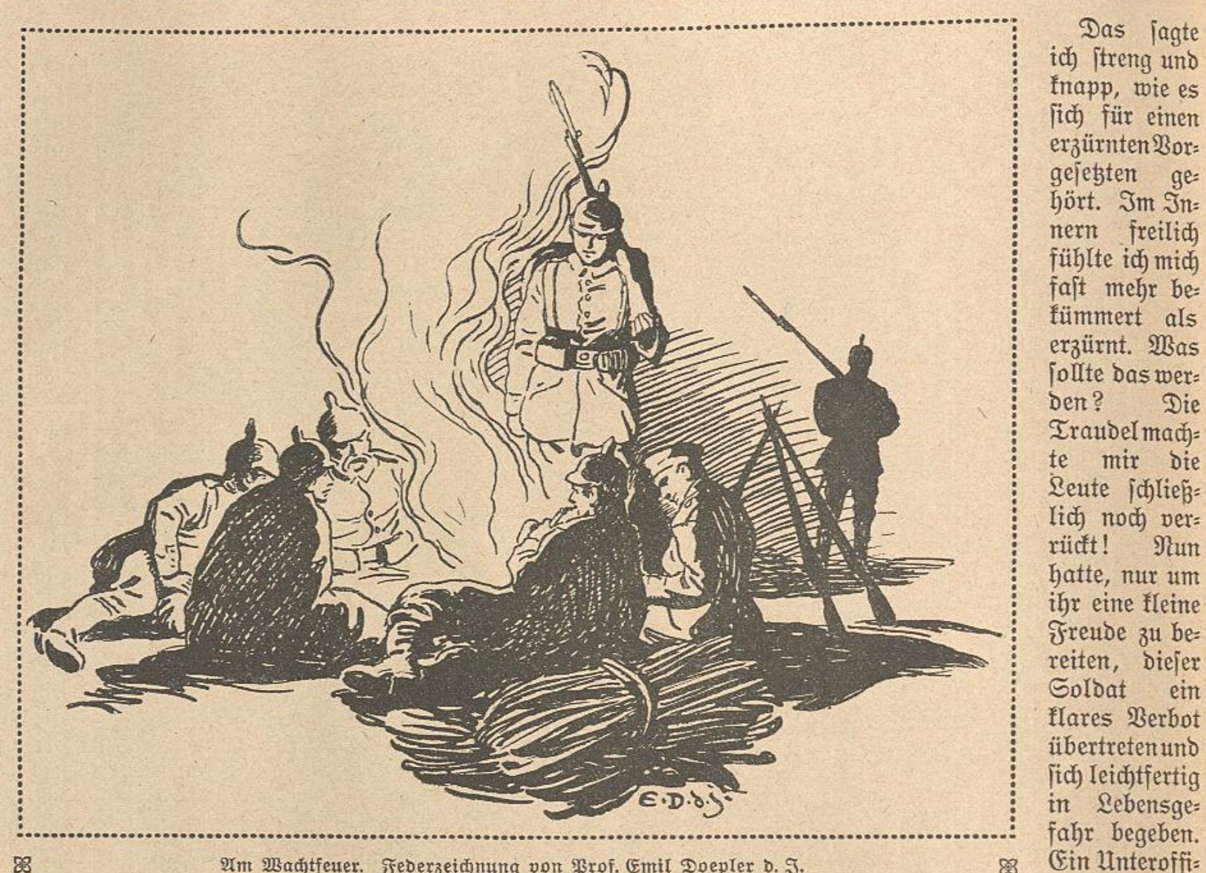
„Also wissen Sie, wer es war, oder wissen Sie es nicht?“

Aber noch bevor er antworten kann, ist der Mann am Abhang, der offenbar nur Deckung gesucht hatte, wieder in die Höhe gesprungen und rennt, was seine Beine ihn tragen, durch den Schnee, gerade auf unsern vordersten Schützengraben los. Tot ist er also nicht. Und jetzt geschieht ihm auch nichts mehr; denn eh' die Russen noch ein paarmal knallen, hat er die Bodenfalte erreicht, die ihn den Blicken des Feindes verbirgt, während man von uns aus ganz gut sehen kann, wie er, nun da

er sich außer Gefahr weiß, mit aller Gemächlichkeit näher kommt. Also wirklich ein Unsriger! Ich schäumte vor Wut!

„Zusammenschießen sollte man den Kerl! Na, den will ich mir mal in der Nähe besehen, da wird sich ja wohl herausstellen, wer es ist."

Und wer war es? Der Zugführer Prischl, der, wie er jetzt als armer Sünder vor mir stand, beharrlich einen Arm auf dem Rücken hielt, um irgend etwas, das er in der Hand trug, vor mir zu verbergen.



Am Wachtfeuer. Federzeichnung von Prof. Emil Doepler d. J.

„Was haben Sie da draußen zu suchen?" schrie ich ihn an. „Wissen Sie nicht . . . he? Wissen Sie nicht . . .?"

Und so weiter, und so weiter. Die volle Schale meiner gerechten Entrüstung goß ich über ihn aus. Und daß er nicht einmal stramm stand, sondern fortfuhr, die Hand auf dem Rücken zu halten, trug auch nicht dazu bei, meinen Zornausbruch abzuschwächen.

„Habtacht gestanden! Hand an die Hosennaht! Was verstecken Sie da?"

Er gab sich einen Ruck und stand stramm, wie der richtige „Wiener Bitz" eben stramm steht; nämlich mit einer Miene und in einer Haltung, die ausdrücken sollen: ‚Eigentlich ist es eine Kinderei, aber man macht's halt mit.'

In der Hand, die jetzt endlich zum Vorschein gekommen war, hielt er ein Tannenbäumchen.

„Was soll das? He? Was ist das?"

„A Danabamerl."

„Das seh' ich, aber warum halten Sie es so krampfhaft in der Hand?"

„Weil i's grad g'holt hab'."

„Wo haben Sie es geholt?"

„Da drüben auf der Waldleiten."

„Wissen Sie nicht, daß es strengstens verboten ist, sich der Waldlisiere zu nähern?"

„Das waß i schon, aber es wachsen sonst ninderscht kane Danabamerln net."

„Und wozu brauchen denn Sie durchaus ein Tannenbäumchen?"

Da sah er mich trotz des „Habacht-Stehens" gewissermaßen von der Seite an, und in einem Ton und mit einem Gesicht, als hätte er eigentlich gesagt: ‚Wie kann man nur so dumm fragen?' antwortete er: „Die Traudel muaß do' an Christbam haben!"

„Gehört Ihr Leben Ihnen, oder dem Vaterland? Glauben Sie, daß Sie es aufs Spiel setzen dürfen, wann es Ihnen beliebt? Melden Sie sich zum Rapport! Abtreten!"

Das sagte ich streng und knapp, wie es sich für einen erzürnten Vorgesetzten gehört. Im Innern freilich fühlte ich mich fast mehr bekümmert als erzürnt. Was sollte das werden? Die Traudel machte mir die Leute schließlich noch verrückt! Nun hatte, nur um ihr eine kleine Freude zu bereiten, dieser Soldat ein klares Verbot übertreten und sich leichtfertig in Lebensgefahr begeben. Ein Unteroffizier! Und vor den Augen der gesamten Mannschaft! Die Sache mußte unbedingt vor den Rapport, sie heischte Bestrafung! Ich überlegte. Milderungsgründe —? Nun, darüber ließe sich allenfalls noch nachdenken. Schließlich war Christtag heute, das Fest der Menschenliebe, ein Tag der Güte und Nachsicht . . .

Und nun fiel es mir erst schwer aufs Herz, daß ich mit keinem Gedanken daran gedacht hatte. So geht's einem im Kriege, nicht nur mit dem Fest der Güte und Menschenliebe, sondern mit der Güte und Menschenliebe selbst. Man denkt gar nicht mehr daran. Und was die heiligen Zeiten anlangt — ach, es ist, als ob einem die Wochen und Monate nur so unter den Fingern fortrinnen. Weihnachten war heut abend, und ich hätte gänzlich darauf vergessen, hätte ich nicht zufällig den Zugführer Prischl dabei ertappt, wie er für mein Trauderl einen Christbaum aus dem russischen Feuerbereich holte!

Und weil ich nicht ans Christkind gedacht hatte, so hatte ich auch nichts, was ich der Trauderl hätte schenken können. Das war die Strafe: Der heilige Abend kam, und ich stand mit leeren Händen da.

Zum Glück hatte meine Kompagnie schon alles Nötige vorgesehen. Das Trauderl sollte ihr Christfest haben, dafür war gesorgt. Und richtig, als der Abend anbrach, holte mich eine parademäßig adjustierte Abordnung aus meinem Stübchen und lud mich unter gehäuftem Salutieren und Hackenzusammenschlagen gehorsamst ein, mit der Kleinen in den Mannschafts-Unterstand herüberzukommen. Da prangte das Tannenbäumchen des Zugführers Prischl im Lichterglanz. Halb verlegen, halb ergriffen umstanden meine braven Krieger das glitzernde Wunder, das so süße Heimatsgefühle weckte, und aller Augen ruhten voll innerer Bewegung auf dem Kinde. Und nun setzte gar ein feierlicher Viergesang ein: „O Tannebaum, o Tannebaum . . ." Steirer und Kärntner waren es — ja die können singen, ob sie es gelernt haben oder nicht!

Dann kam die Christbescherung an die Reihe, die die Kompagnie ihrem Liebling bereitet hatte. Schüchtern und etwas ungelenk führten zwei Unteroffiziere das





Trauderl an den Gabentisch, der freilich nicht groß war, aber unter der Fülle der Geschenke beinahe verschwand. Fast ein jeder hatte ein kleines Liebesopfer aus seinem Weihnachtskistchen dargebracht, und da lag auch noch — ja, da lag wirklich und wahrhaftig ein wunderschönes himmelblaues Kleidchen! Ich staunte und sah in die Runde, nach einer Erklärung des Rätsels suchend, das übrigens bald seine Lösung fand; denn der Gefreite Kvapil, der es schon nicht mehr erwarten konnte, hatte das Kleidchen rasch herausgegriffen, um es mit Kennerschaft an der Gestalt der Kleinen zu messen.



Beobachtung an einer Wetterfahne, die durch den Wind die Richtung der ersten feindlichen Gaswolken anzeigt. Aufnahme von R. Spelling.

„Paßt wie angegossen!" stellte er mit fachmännischer Genugtuung fest.

Wahrhaftig! Der Mann hatte eigens nach Hause geschrieben, um seiner eigenen Weihnachtssendung ein nagelneues Kleidchen für die Trauderl beipacken zu lassen!

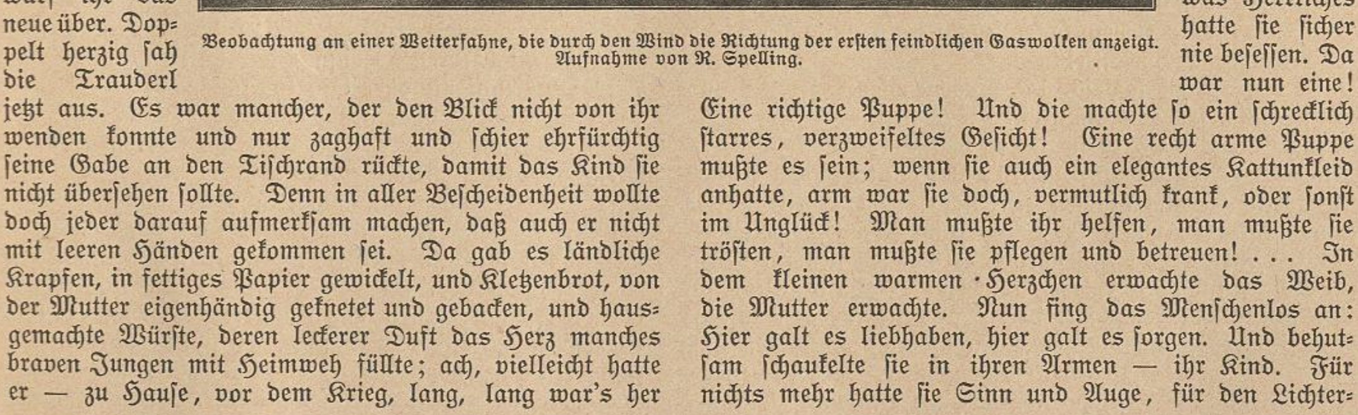
„Was fällt Ihnen ein, Kvapil? Sich so in Unkosten zu stürzen!"

„Is nur, was Stoff kost'. G'naht hat's meine Alte."

„Sie haben doch selbst für Kinder zu sorgen?"

„Na also, so geht's glei' in an (in einem).

Er nestelte an der Kleinen herum, streifte ihr das alte schlechte Kleidchen ab und warf ihr das neue über. Doppelt herzig sah die Trauderl



jetzt aus. Es war mancher, der den Blick nicht von ihr wenden konnte und nur zaghaft und schier ehrfürchtig seine Gabe an den Tischrand rückte, damit das Kind sie nicht übersehen sollte. Denn in aller Bescheidenheit wollte doch jeder darauf aufmerksam machen, daß auch er nicht mit leeren Händen gekommen sei. Da gab es ländliche Krapfen, in fettiges Papier gewickelt, und Kletzenbrot, von der Mutter eigenhändig geknetet und gebacken, und hausgemachte Würste, deren leckerer Duft das Herz manches braven Jungen mit Heimweh füllte; ach, vielleicht hatte er — zu Hause, vor dem Krieg, lang, lang war's her — das Ferkel noch persönlich gekannt, das nun, herangewachsen, zu diesem Gedicht von einer hausgemachten Wurst vermetzgert worden war.

Das Trauderl verstand natürlich ganz gut, wieviel Liebes und Freundliches jeder ihr erzeigen wollte, aber die großen blauen Augen blickten doch mehr ängstlich als erfreut. Sie schien sich ein bißchen fremd vorzukommen in dem neuen Staatskleidchen des Schneiders Kvapil und sah von Zeit zu Zeit verstohlen an sich herunter, ob sie es denn wirklich und wahrhaftig selbst wäre und nicht am Ende eine andere. Dem Zugführer Prischl blieb es vorbehalten, das Eis zu schmelzen, das sich ob all der ungewohnten Pracht um das zage Kinderherz zu legen drohte. Denn was zog er da unter dem Christbäumchen hervor? Eine Puppe war es! Eine Puppe in froschgrünem Kattunkleid mit bunten Blümchen darauf. Eine fast vornehm aussehende Puppe, wenn auch die starrblickende Fratze mit hochroten Backen bemalt und das Haar nicht wirklich, sondern nur schwarz lackiert war.

„Seh, da hast a Docken!"

Dem Trauderl ging das Gesicht auseinander. Eine Puppe! So was Herrliches hatte sie sicher nie besessen. Da war nun eine! Eine richtige Puppe! Und die machte so ein schrecklich starres, verzweifeltes Gesicht! Eine recht arme Puppe mußte es sein; wenn sie auch ein elegantes Kattunkleid anhatte, arm war sie doch, vermutlich krank, oder sonst im Unglück! Man mußte ihr helfen, man mußte sie trösten, man mußte sie pflegen und betreuen! . . . In dem kleinen warmen Herzchen erwachte das Weib, die Mutter erwachte. Nun fing das Menschenlos an: Hier galt es liebhaben, hier galt es sorgen. Und behutsam schaukelte sie in ihren Armen — ihr Kind. Für nichts mehr hatte sie Sinn und Auge, für den Lichter-

baum nicht, und nicht für die eßbaren Gutigkeiten auf dem Tisch und die vielen rauhen Männer ringsum — für nichts. Den Blick glückselig lächelnd auf die wiegenden Arme gesenkt, bewachte sie den Schlummer der grüngeblümelten Dame mit den hochroten Backen und dem schwarzlackierten Haarwuchs . . .

Jetzt trat der Militär-Oberkurat, den die wackeren Jungen zu dieser heiligen Feier gebeten hatten, vor den Christbaum und hielt eine Ansprache. Es war ein behäbig aussehender Herr mit schon angegrautem Kopf und unzähligen Krähenfüßchen, die um die hell und freundlich blickenden Augen lustig durcheinander quirlten. Und er redete vom Christfest als dem höchsten und heiligsten Fest des Jahres.

„Denn die Verehrung des Kindes," sagte er, „ist die Verehrung der Unschuld und Reinheit. Unschuld und Reinheit aber begreifen Gott besser als aller Verstand."

Diesem Gedanken, den er näher ausführte, wußte er manche schöne und tiefe Wendung abzugewinnen, so daß auch in den verstocktesten Herzen ein Heimweh nach dem Zustand der kindlichen Gnade hätte erweckt werden müssen. Und dann pries er das Glück, das uns widerfahren sei, indem die Vorsehung gleichsam in Stellvertretung des in Not und Dürftigkeit geborenen Christusknaben ein armes und wehrloses Kind in unsere Mitte gesendet hätte, damit wir im blutigen Handwerk des Krieges der Menschlichkeit nicht vergäßen und die zarteren Gefühle unseres Herzens nicht in Roheit verkümmern ließen.

„Und dieses Kindlein," fuhr er fort, „steht heute mitten unter euch auch an Stelle und als Vertreterin aller jener reinen und unschuldigen Kinder, die in dieser Weihenacht noch schmerzlicher als sonst ihre Väter oder älteren Brüder vermissen. Aller jenen Kleinen und Hilflosen, die eurer bedürfen, die in dieser Stunde so gern an eurer Seite weilen möchten, wenn sie könnten, und die gerade in diesem Augenblick unter dem Lichterbaum mit heißer Sehnsucht an ihren geliebten Vater, an ihren teuren Bruder denken und ihn aus weiter Ferne grüßen und segnen."

Da hub ein emsiges Schneuzen in der kriegerischen Versammlung an, und manchem älteren und manchem jüngeren Manne, der sich nach seinen fernen Lieben bangte, kollerte eine verstohlene Träne in den Bart. Aber um Rührung allein war es dem geistlichen Herrn nicht zu tun. Er schmolz die Herzen nur, um sie dann besser hämmern zu können, er machte sie nur weich, um sie desto sicherer zu Stahl zu härten. Darum drehte er jetzt den Spieß um und leitete aus der Wehrlosigkeit und Schutzbedürftigkeit der Kleinen die Notwendigkeit ab, daß es Soldaten geben müsse.

„Denn was würde aus euren unmündigen Kindern und Geschwistern, wenn der Feind ins Land hereinbräche? Wollt ihr sie dem Übermut und den Grausamkeiten wilder Tatarenhorden ausliefern? Ihr selbst habt die Antwort darauf gegeben. Ihr habt bewiesen, daß ihr entschlossen seid, dem Russen die eigene Brust als Schutzwall entgegenzustellen, um Herd und Haus zu schirmen, und daß ihr lieber euer Leben lassen wollt, als auch nur einen Schritt zurückzuweichen!"

Da waren sogleich die Augen wieder trocken und blitzten in froher Kampflust. Der geistliche Herr hatte seine Zuhörer, wo er sie haben wollte, er war kein weichlicher Zerknirschungsprediger, er war ein tapferer Militärpfarrer. Darum ging er jetzt noch einen Schritt weiter und schilderte, wie dieser Kampf zum Schutze der Kleinen und Wehrlosen zu den edelsten Aufgaben gehöre, denen sich ein Mann unterziehen könne, und wie glücklich sich schätzen müsse, wer mit der Waffe in der Heldenfaust die geliebte Heimat gegen einen so unbarmherzigen und übermächtigen Gegner verteidigen dürfe. Und so steuerte er schließlich mit geschwellten Segeln auf das Ziel aller Ziele los: daß es nichts Höheres und Schöneres gäbe, als sein Blut für Kaiser und Vaterland zu vergießen.

Hiervon waren wir alle, die wir mit angehaltenem Atem gelauscht hatten, so felsenfest überzeugt, daß in dem Augenblick, wo der geistliche Herr den Schlußpunkt setzte, wie aus einem einzigen Herzen und einer einzigen Kehle, ohne daß irgendwer ein Zeichen dazu gegeben hätte, auch schon die hehren Klänge des Kaiserliedes durch den Raum brausten:

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land! . . ."

Und diesmal sangen nicht bloß die vier, die so schön mehrstimmig singen konnten. Alle sangen mit, ohne Ausnahme, auch mancher, der sonst nicht singen konnte, weil seine Stimme zu rauh war — dieses Lied konnte er singen; und mancher, der kaum ein Wort deutsch verstand wie der junge Riese Stojan Alibasic — dieses Lied redete zu ihm in der gemeinverständlichen Sprache des Herzens, und er sang es mit der gleichen Begeisterung wie wir anderen. Aber nur knapp die zwei ersten Verszeilen sangen wir in jener Christnacht, mehr nicht. Der Weihesang erstarb uns jählings auf den Lippen, zu Ende gesungen haben wir das Kaiserlied an jenem heiligen Abend nicht.

Ein dumpfer Schlag erschütterte die Erde, und fast im gleichen Augenblick fing draußen ein Horn zu schmettern an, als ob es um Hilfe schreit.

Dem ersten Schlag war gleich darauf ein zweiter gefolgt und noch einer und noch einer. Schon während wir durch die Laufgräben rannten, gab es fast keine einzelnen Donnerschläge mehr; wie der Zapfenstreich einer stählernen Riesentrommel wirbelte das schwere Geschützfeuer des Feindes. Keuchend von atemlosem Vorwärtshasten vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden, was Gebrüll der Mörser war, und was das jagende Blut in meinen Ohren hämmerte und pochte.

Wo war ich? In Deckung weit vorne, inmitten der Meinen. Durch die Lüfte mir zu Häupten das Heulen und Toben der wilden Jagd. Und hoch darüber die kalte, sternfunkelnde Winternacht. Hat der Himmel seinen Christbaum angesteckt? Ach, wir wollten ja Weihnacht feiern heute, das wußten die verdammten Russen! Oder hab' ich es nur geträumt? Es ist doch Krieg, ich muß im Schützengraben geschlafen und von einem Christbaum geträumt haben. Wie käme ich sonst hierher? . . . Später einmal will ich darüber nachdenken.

„Daß keiner sich rührt oder den Schädel heraussteckt!"

An die Wand des Schützengrabens gedrückt, kauern die Leute im Schnee. Wie Springfluten wälzen sich die Schallwellen über uns weg. Manchmal konnte man glauben, es seien tiefgestimmte Weihnachtsglocken, die aus tausend Domen läuten. Am westlichen Himmel zieht ein Feuerschein auf, rot wie Nordlicht. Und wir müssen warten und warten. Die schwersten Stunden im ganzen Kriege waren es immer, wenn wir so warten mußten. Es gibt nichts Aufreibenderes als dieses müßige Ausharren im Zweikampf der Geschütze.

Ein wackerer Tiroler war der erste, der die Geduld verlor. Irgendwoher aus der Finsternis kam seine Stimme.

„O du verdreckte Höllsau, iach halt's niammer aus! Herr Oberleutnant, därf iach nit schiaßen?"

„Seien Sie vernünftig und halten Sie sich still!"

„Iach moan all'weil, vorbrechen sullt' ma (sollten wir) und den Russen derpacken."

Das ist so die durchschnittliche Meinung der Herzhaften, die aus Kampflust ungeduldig werden. Man muß ihnen förmlich zureden, sich nicht zwecklos ins Feuer zu stürzen. Andere wieder, die aus Unlust die Geduld verlieren, die müssen ganz anders behandelt werden. Unser Plattenbruder war so einer. Der fing jetzt zu schimpfen an, über das „ekelhafte Winkerlsitzen", und was „Kaiser und Vatterland" eigentlich davon hätten?





Bis dahin war ich ruhig gewesen, jetzt aber flammt mein Taschenlämpchen auf, und mein Revolver blitzt.

„Noch ein solches Wort, und ich schieß' ihn nieder!"

Seither hat er nichts mehr geredet. Bald sollte er für immer verstummen.

Im scharf begrenzten Lichtschacht seh' ich für einen Augenblick die Leiber der kauernden Soldaten.

„Ziehen Sie Ihre langen Beine an sich, Alibasic, sonst könnte . . ."

Ein fürchterliches Krachen in nächster Nähe. Erde, Stein, Holz und Eisen sprüht rings umher. Ein paar Atemzüge lang bin ich wie benommen.

„Hat's einen?"

Alles still, kein Schreien, kein Wimmern oder Stöhnen, anscheinend haben wir Glück gehabt. Nach hinten ist auf einmal keine Wand mehr da, der Schützengraben ist aufgerissen. Wie in einen Krater geht es da hinunter. Aber die Deckung nach vorne blieb gottlob! unversehrt.

„Heda, Kameraden!"

„Wer ruft?"

„Ein'graben bin i'!"

Abermals leuchtet mein Lämpchen auf. Der Stimme nach zu schließen ist es der Zugführer, aber sehen kann ich ihn nirgends. Er muß irgendwo hinter dem Ringwall stecken, den es am Rand des Kraters aufgeworfen hat.

„Wo sind Sie eigentlich, Prischl?"

„Zug'schütt' hat mi' die Kanaille, grad der Kopf schaut noch außer; lassen S' mi' ausgraben, Herr Oberleutnant, bitt' g'horsamst!"

Seinen Wunsch haben wir später erfüllt und ihn wohlbehalten ausgeschaufelt. Vorderhand war es ein Ding der Unmöglichkeit, ihn aus der Klemme zu befreien. Nur ein Tollkühner hätte sich der Stelle zu nähern gewagt, solange das Trommelfeuer dauerte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen.

Ja, Geduld, Geduld und tausendmal Geduld! Wie flott und leicht waren alle Kriege früherer Zeiten im Vergleich zu diesem endlosen Geduldspiel von heute!

Und Geduld heißt jetzt auch wieder bei uns die Losung. Langsam schleichen die Stunden hin, eine nach der andern, während wir im Schützengraben kauern und warten, zwei Stunden, drei, vielleicht vier Stunden. Das große Konzert der Mörser hören wir schon gar nicht mehr. Erst wie es anfängt abzuflauen, hören wir es wieder. Offenbar halten die Russen die Artillerie-Vorbereitung für ausreichend und unsere Stellungen für zermürbt. Denn jetzt schweigen die Geschütze gänzlich. Eine bange Stille folgt. Und nun setzt der Feind zum Sturm an.

(Schluß folgt.)

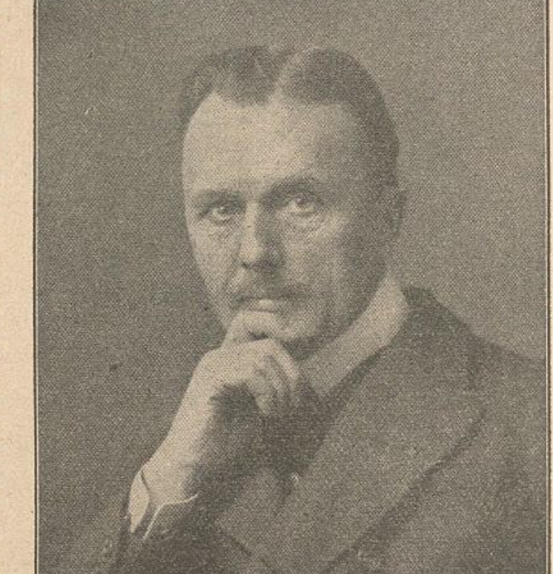


Vom westlichen Kriegsschauplatz: Flammenwerfertruppe in Tätigkeit. Aufnahme von A. Grohs.

# Franz von Reichenau.

In diesen Tagen feierte ein Diplomat alter Bismarckscher Schule seinen sechzigsten Geburtstag, dem es in langem diplomatischem Dienste beschieden war, an drei für uns sehr wichtigen Stellen, in Amerika, auf dem Balkan und in Schweden, segensreich für das deutsche Reich wirken zu können, und dessen Andenken in den kommenden Friedenszeiten hoffentlich dazu beitragen wird, die Beziehungen unseres Vaterlandes zu den Reichen, in denen er tätig war, neu und stärker zu knüpfen. Es ist der aus altem nassauischem Adelsgeschlecht stammende wirkliche Geheime Rat Franz von Reichenau, der seit kurzem den Vorsitz in dem „Verein für das Deutschtum im Auslande“ übernommen hat.

Nachdem er anderthalb Jahre im Auswärtigen Amt und weitere sechs Monate in der preußischen Gesandtschaft in Hamburg gearbeitet hatte, um in das diplomatische Getriebe eingeführt zu werden, wurde von Reichenau Legationssekretär bei der preußischen Gesandtschaft am Vatikan. Fünf Jahre blieb er in der Ewigen Stadt und wurde dann nach dem Haag versetzt.

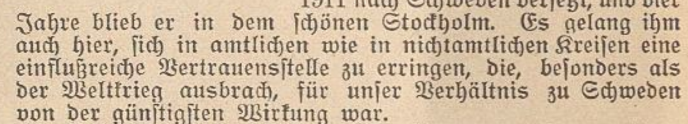


Wirkl. Geh. Rat von Reichenau. Zum 60. Geburtstag.

Die angenehme Zeit in Holland dauerte nur zwei Jahre. Dann begann für den jungen Diplomaten ein Wanderleben, das ihn immer hin und zurück über den „Großen Teich“ führte. Im Jahre 1895 ging er erst nach Rumänien und bald darauf als erster Sekretär an die Botschaft in Washington. Zwei Jahre später erhielt er seinen ersten selbstständigen Posten: er wurde deutscher Generalkonsul in Bulgarien. Hier war er der richtige Mann an der richtigen Stelle. Schnell gewann er das Vertrauen der deutschen Kolonie und ermüdete nicht in der Förderung ihrer Interessen. Durch die Gründung der deutschen Lesehalle, die er vorbereitete, wurden die Deutschen Sofias eng zusammen geschlossen. Die Früchte dieser Tätigkeit sind es, daß jetzt Bulgarien unser treuer Verbündeter ist. Wie sehr man im Auswärtigen Amt seine Tüchtigkeit als General-Konsul schätzte, beweist, daß er, erst einundvierzig Jahre alt, zum Gesandten ernannt wurde. Und zwar sollte er wieder nach Amerika gehen, nach Guatemala. Da er aber schwer erkrankte, ließ er sich zur Disposition stellen, um seine Gesundheit völlig wieder zu erlangen. Die folgenden drei Jahre des Ausruhens benutzte er, um sein deutsches Vaterland zu bereisen. Anfang 1903 kam er dann doch wieder nach Amerika und zwar als Gesandter in Chile. Hier sah er wieder seine Hauptaufgabe darin, die zahlreichen deutschen Kolonien des Landes zu besuchen und unsere Landsleute enger zusammen zu schließen. Diese hatten volles Verständnis für seine Tätigkeit, und überall wurde er jubelnd aufgenommen. Ganz besondere Freude erregte es, als er den Besuch unserer Blaujacken von dem Kleinen Kreuzer „Falke“, der damals die deutsche Flagge in den amerikanischen Gewässern zeigte, bei den Kolonien im Innern des Landes vermittelte. In den drei Jahren seiner Tätigkeit hat sich von Reichenau in Chile ein gutes Andenken geschaffen.

Nachdem er dann einen längeren Erholungsurlaub in der Heimat verbracht hatte, ging er zum dritten Male nach Amerika, und zwar nun als Gesandter in Brasilien. Hier wußte er besonders den Nachrichtendienst zwischen Brasilien und Deutschland zu verbessern; er sorgte für ausgiebige Aufklärung der Presse des Landes über Deutschland und deutsches Wesen und wußte in vielmonatiger angestrengter Arbeit durchzusetzen, daß trotz aller Intrigen von Franzosen und Engländern ein deutsches Kabel nach Pernambuko genehmigt wurde. Der Erfolg war ein starker Umschlag in der Gesinnung der Brasilianer, die bis dahin ausgesprochen deutschfeindlich gewesen waren. Dies ging so weit, daß im Jahre 1908 als Gast unseres Kaisers an den deutschen Herbstmanövern der brasilianische Kriegsminister Hermes de Fazseca teilnahm, der dann bei der nächsten Präsidentenwahl zum Staatsoberhaupt erwählt wurde. Leider konnte von Reichenan nicht lange in Brasilien bleiben, denn als Folge seiner schweren Arbeit im heißen Klima erlitt er einen völligen Zusammenbruch.

Als kaum Genesener trat er im April 1909 den Posten eines Gesandten in Belgrad an. Hier war die Deutsche Kolonie nur sehr klein, und der genaue Kenner des Balkans konnte sich ganz der politischen Beobachtung der russischen Ränke widmen. Aus dieser freilich wenig befriedigenden Tätigkeit wurde er im Frühjahr 1911 nach Schweden versetzt, und vier Jahre blieb er in dem schönen Stockholm. Es gelang ihm auch hier, sich in amtlichen wie in nichtamtlichen Kreisen eine einflußreiche Vertrauensstelle zu erringen, die, besonders als der Weltkrieg ausbrach, für unser Verhältnis zu Schweden von der günstigsten Wirkung war.



Im Jahre 1915 schied von Reichenau aus dem aktiven Staatsdienst aus, aber nur, um wieder mit ganzer Kraft für das deutsche Reich zu wirken. Denn er wurde Chef der Zivilverwaltung in dem besetzten Polen im Gebiete der Südarmee, und im Winter 1916 übernahm er den Vorsitz des überaus segensreich wirkenden „Vereins für das Deutschtum im Auslande“. In dieser Stellung entfaltet von Reichenau eine außerordentlich rührige Tätigkeit. Von dem hervorragenden Diplomaten, der seine vaterländischen Pflichten mit hohem Ernst und unbeirrbarem Idealismus auffaßt, kann man noch viel Gutes erwarten.

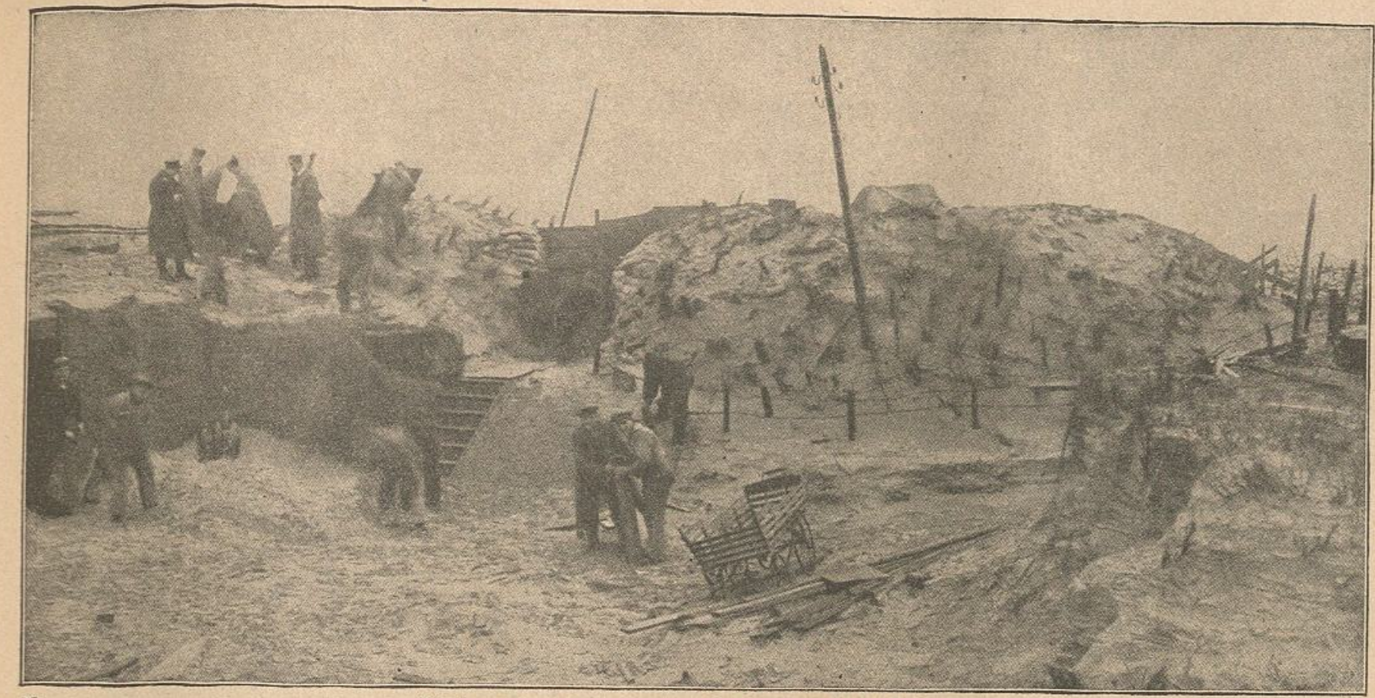
## Das sterbende Ostende.

Die Engländer haben, wie es scheint, eine teuflische Freude am Zerstören. Was sie im Kriege mit ihren weittragenden Geschützen erreichen können, wird solange unter Feuer genommen, bis es in Ruinen liegt. So war es mit Peronne, Arras, St. Quentin und anderen Städten der Picardie, so ist es jetzt mit Ostende. Seitdem die Deutschen hier die Herren sind, haben sie über die Stadt mit ihren vielen Prunkbauten die Hände gebreitet, und wenn ja einmal feindliche Kugeln ein paar Wände durchschlugen, so wurde der Schade schnell wieder ausgebessert. In der letzten Zeit ist das aber nicht mehr möglich, denn wieder und immer wieder legen sich englische Monitoren 15 bis 20 km weit von der Küste entfernt vor dem Ort und beschießen ihn mit ganz schweren Granaten.



Die Trümmer des Kurhauses Westende. Aufnahme von A. Grohs.



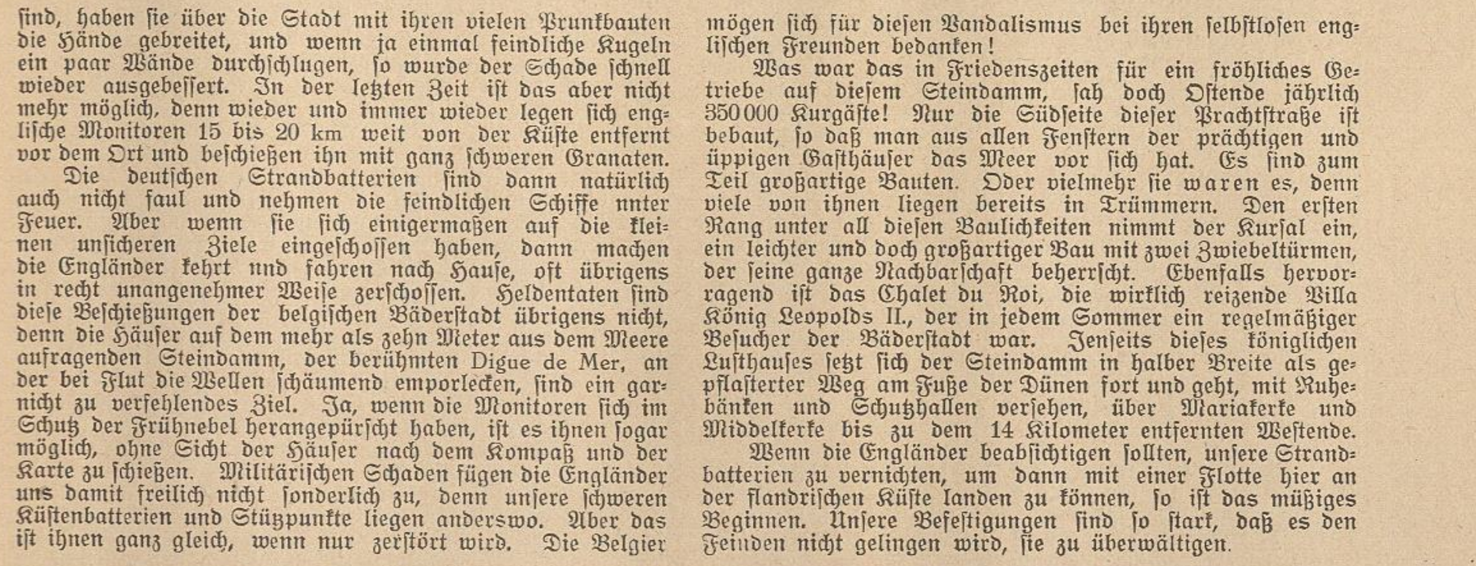


Ausbauen deutscher Stellungen in den Dünen von Ostende.

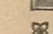
Die deutschen Strandbatterien sind dann natürlich auch nicht faul und nehmen die feindlichen Schiffe nnter Feuer. Aber wenn sie sich einigermaßen auf die kleinen unsicheren Ziele eingeschossen haben, dann machen die Engländer kehrt nnd fahren nach Hause, oft übrigens in recht unangenehmer Weise zerschossen. Heldentaten sind diese Beschießungen der belgischen Bäderstadt übrigens nicht, denn die Häuser auf dem mehr als zehn Meter aus dem Meere aufragenden Steindamm, der berühmten Digue de Mer, an der bei Flut die Wellen schäumend emporlecken, sind ein garnicht zu verfehlendes Ziel. Ja, wenn die Monitoren sich im Schutz der Frühnebel herangepürscht haben, ist es ihnen sogar möglich, ohne Sicht der Häuser nach dem Kompaß und der Karte zu schießen. Militärischen Schaden fügen die Engländer uns damit freilich nicht sonderlich zu, denn unsere schweren Küstenbatterien und Stützpunkte liegen anderswo. Aber das ist ihnen ganz gleich, wenn nur zerstört wird. Die Belgier mögen sich für diesen Vandalismus bei ihren selbstlosen englischen Freunden bedanken!

Was war das in Friedenszeiten für ein fröhliches Getriebe auf diesem Steindamm, sah doch Ostende jährlich 350000 Kurgäste! Nur die Südseite dieser Prachtstraße ist bebaut, so daß man aus allen Fenstern der prächtigen und üppigen Gasthäuser das Meer vor sich hat. Es sind zum Teil großartige Bauten. Oder vielmehr sie *waren* es, denn viele von ihnen liegen bereits in Trümmern. Den ersten Rang unter all diesen Baulichkeiten nimmt der Kursal ein, ein leichter und doch großartiger Bau mit zwei Zwiebeltürmen, der seine ganze Nachbarschaft beherrscht. Ebenfalls hervorragend ist das Chalet du Roi, die wirklich reizende Villa König Leopolds II., der in jedem Sommer ein regelmäßiger Besucher der Bäderstadt war. Jenseits dieses königlichen Lusthauses setzt sich der Steindamm in halber Breite als gepflasterter Weg am Fuße der Dünen fort und geht, mit Ruhebänken und Schutzhallen versehen, über Mariakerke und Middelkerke bis zu dem 14 Kilometer entfernten Westende.

Wenn die Engländer beabsichtigen sollten, unsere Strandbatterien zu vernichten, um dann mit einer Flotte hier an der flandrischen Küste landen zu können, so ist das müßiges Beginnen. Unsere Befestigungen sind so stark, daß es den Feinden nicht gelingen wird, sie zu überwältigen.







Deutscher Küstenschutz in Ostende. Aufnahmen von A. Grohs.

# Die Entthronung der Stuarts im Jahre 1688. Von G. Roloff.

Zu den wichtigsten Momenten, die die heutige Weltlage bestimmen, gehört ohne Zweifel die englisch-französische „Entente". Sie hat im Jahre 1904 die koloniale Rivalität der beiden großen Westmächte beendet und der führenden Macht im Einverständnis, der englischen, eine gewaltige Stütze zu weiteren weltpolitischen Unternehmungen gegeben. Ein solches Verhältnis zwischen den Nachbarn am Kanal ist nicht durchaus neu; das 19. Jahrhundert zum Beispiel kennt mehrere Episoden einer englisch-französischen Freundschaft, aber an allgemeiner Bedeutung stehen sie alle zurück hinter einer früheren, zur Zeit Ludwigs XIV. und der beiden letzten Stuarts.

Die politischen Interessen Englands und Frankreichs gingen damals weit auseinander. In Mittel- und Nordamerika standen sie sich gegenüber, die Steigerung der französischen Seemacht durch den Sonnenkönig erweckte in manchem Engländer Besorgnisse für die Sicherheit des Vaterlandes, vor allem aber kreuzten sich die Bestrebungen in den Niederlanden. Frankreich wollte die kleine Republik unter französische Leitung bringen, sei es in Form eines Bündnisses oder eines Protektorats; die englische Nation sah dagegen in der Erhaltung ihrer Unabhängigkeit eine Lebensfrage für sich selbst: denn die Verbindung der reichen und seetüchtigen holländischen Städte mit Frankreich hätte der Marine und dem Handel Frankreichs endgültig das Übergewicht über England verschafft; überdies hätte sie den Protestantismus in Holland in Frage gestellt und damit das evangelische Glaubensbekenntnis in der ganzen Welt gefährdet. Denn von dem Bedränger der französischen Hugenotten hatte der Protestantismus auch außerhalb Frankreichs nichts Gutes zu erwarten. Trotz alledem haben England und Frankreich etwa zwei Jahrzehnte in enger Verbindung gestanden, ja einmal Holland gemeinsam bekämpft und an den Rand des Untergangs gebracht (1672). Die Ursachen dieser eigentümlichen Erscheinung liegen in der Persönlichkeit der beiden letzten stuartischen Könige. Karl II. (1660 bis 1685) und Jakob II. (1685 bis 1688) lebten in Zwist mit der Mehrheit der Nation; sie strebten, die Rechte des Parlaments zugunsten der Krone zu vermindern und den Katholizismus aus seiner untergeordneten Stellung — kein Katholik durfte ein Staatsamt bekleiden — zu befreien, da beide sich dem evangelischen Bekenntnis entfremdet hatten. Jakob II. insbesondere, der offen katholisch geworden war, sah hierin seine Lebensaufgabe. Aus diesen Gründen gab es unaufhörliche Konflikte beider Herrscher mit dem Parlament, und um eine Stütze zu finden, schlossen sie sich eng an Frankreich an. Sie ließen sich von Ludwig XIV. sogar Jahrgelder zahlen, um von den Bewilligungen des Parlaments weniger abhängig zu sein.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Vorteile dieses Verhältnisses allein auf der Seite Frankreichs lagen. Frankreich, ohnehin die stärkste Festlandsmacht, wurde jetzt die Vormacht Europas; England, durch innere Zwistigkeiten gelähmt, spielte keine seiner Macht entsprechende Rolle. In der Gewißheit, England nie zum Feinde zu haben, konnte Ludwig sich seine bekannten Übergriffe mitten im Frieden gestatten, dem Deutschen Reiche Straßburg (1681) und anderes, den Spaniern Luxemburg (1684) entreißen, mehrere italienische Staaten, wie Genua und den Kirchenstaat, empfindlich demütigen. Kein Staat war mehr seines Besitzes sicher. Am meisten war durch diese Rücksichtslosigkeit Ludwigs Holland bedroht, und hier erstand denn auch der Retter für Europa vor Frankreichs Gewaltherrschaft. Es war Wilhelm von Oranien, der letzte des Makkabäergeschlechts des Protestantismus. Wilhelm war nicht der eigentliche Leiter der niederländischen Politik, die von den Generalstaaten, den Vertretern der sieben vereinigten Provinzen, geführt wurde, aber als Statthalter der Provinz Holland, als Oberbefehlshaber und als Liebling des Volkes besaß er großen Einfluß. Als Holländer wie als Protestant erkannte Wilhelm deutlicher als irgendein Zeitgenosse, welche Gefahren von Frankreich drohten; unermüdlich hat er deshalb seit 1672, als das Unglück seines Vaterlandes ihn an die Spitze brachte, an großen Bündnissen gegen Frankreich gearbeitet, um, wie man damals sagte, das von Frankreich verschobene „europäische Gleichgewicht" wieder herzustellen. Es wurde ihm bald klar, daß es nur ein Mittel gäbe, Frankreichs Übermacht und Übermut zu brechen: England von Frankreich loszureißen und seiner Politik die natürliche antifranzösische Richtung wiederzugeben. Zu diesem Zweck hat sich Wilhelm im November 1677 mit einer englischen Prinzessin, mit der Tochter des damaligen Thronerben Jakob, vermählt, aber der erhoffte politische Erfolg blieb aus. Und als später sein Schwiegervater als König mit seinen katholisierenden Bestrebungen ernst machte, den Jesuiten Einfluß auf die Regierung gewährte, katholische Beamte und Offiziere dem Gesetz zuwider ernannte, opponierende evangelische Geistliche einkerkerte und darüber mit der Nation immer mehr zerfiel, schien England unlösbar an Frankreich gekettet zu sein. Die Gefahr einer Rekatholisierung und Unterdrückung der parlamentarischen Freiheiten wurde immer drohender.

Lange Zeit hatten die Gegner der stuartischen Politik hoffen dürfen, daß sie nur eine vorübergehende Episode sein werde, weil Jakob keinen Sohn hatte und der Oranier als sein Nachfolger galt. Mit dem Tode des Königs mußte also auch sein System ein Ende nehmen. Aber diese Zuversicht geriet ins Wanken, als bekannt wurde (Anfang 1688), daß die Königin von England ihrer Niederkunft entgegensehe: wenn ein Sohn geboren wurde, war die katholische Dynastie gesichert und jene Gefahr aufs neue verschärft. Für diesen Fall war Wilhelm entschlossen, zum Äußersten zu schreiten. Im Einverständnis mit Führern der englischen Opposition entwarf er den Plan, mit Truppen in England zu landen und die parlamentarischen und evangelischen Garantien mit Gewalt wiederherzustellen. Ob dabei die Stuarts den Thron verlieren sollten, überließ man einstweilen der Zukunft. Als dann wirklich in London ein Prinz geboren wurde (20. Juni 1688), durfte der Oranier nicht zögern. Wenn er die englischen Dinge sich selbst überließ, so brach sicher auf der Insel bald eine Revolution aus; siegte sie, so wurde vermutlich wie vor vierzig Jahren die Republik ausgerufen, und sein Erbrecht war dahin; unterlag sie, so triumphierten der Katholizismus und das verhaßte französisch-englische Bündnis. Also persönliche, protestantische und allgemein politische Interessen trieben den Oranier zum Eingreifen in England.

Umsichtig wie stets bereitete Wilhelm seine Expedition aufs beste vor. Die Hauptgefahr drohte von Frankreich, dem Freunde der Stuarts. Wenn Ludwig während der maritimen Rüstungen in Holland das Projekt erriet und die Republik plötzlich überfiel, konnte die Überfahrt unmöglich werden. Hiergegen sicherte sich Wilhelm durch Bündnisse mit deutschen Fürsten. Der Große Kurfürst und nach seinem Tode (9. Mai 1688) Kurfürst Friedrich III. wurden in Wilhelms Plan eingeweiht und billigten ihn vollkommen; Friedrich versammelte die Hauptmasse seiner Truppen am Rhein, um Holland während der Überfahrt vor Frankreich zu schützen. Kleinere Staaten, wie Braunschweig und Hessen-Kassel, schlossen sich an. Vor allem schien es dem Prinzen wichtig, die Bundesgenossenschaft des Kaisers gegen einen etwaigen Angriff zu gewinnen. In Wien gab es größere Schwierigkeiten als in Berlin und Kassel. Denn die norddeutschen Fürsten verband das religiöse Interesse mit dem Oranier, den Kaiser trennte es von ihm. Sollte der streng katholische Habsburger Leopold ein Unternehmen fördern, das Englands Rekatholisierung verhindern wollte? Allerdings war Ludwig der gefährlichste Feind der Habsburger, das politische Interesse sprach daher für die Losreißung Englands von Frankreich. So befand sich Leopold, als Wilhelm ihm Bündnisvorschläge machte (August 1688), in einem Konflikt der Pflichten. Der Prinz hat, erzählte sein Gesandter einem brandenburgischen Diplomaten, „eine ziembliche froideur gegen den Staat (Holland) gefunden". „Auch weil eben," fährt der Bericht fort, „zu der Zeit das dessin des Prinzen wider den König von England zu éclattiren begonnen, hat man nicht undeutlich zu erkennen gegeben, man könnte nicht mit stillem Muthe ansehen, daß die catholische Religion in England sollte übern Haufen geworfen werden..." Vergeblich versicherte der Gesandte, daß sein Herr nicht daran denke, die Katholiken in England zu kränken, daß er nur den gesetzlichen Zustand dort wiederherstellen wolle; vergeblich bewies er, „daß sowohl der vorige als der jetzige König von England alle Zeit mit Frankreich unter einer Decke gelegen; selbiger Krone schädliche dessins favoriret und befördert" habe. „Ob nun zwar Ihre Kaiserliche Majestät solches wohl begreiffen und zugestehen mußte, so hatte doch die Geistlichkeit so viel Macht gehabt, daß man einige Zeit balanciret..."

In diesen Schwankungen erhielt der Holländer plötzlich einen unerwarteten Bundesgenossen: den päpstlichen Stuhl. Es wurde gerade während jener Verhandlungen in der Hofburg bekannt, daß Papst Innozenz XI. die stuartische Politik herb getadelt habe, weil ihre katholischen Bestrebungen weniger von kirchlichen als weltlichen Motiven getragen und gewiß auf Anstiften des selbstsüchtigen Friedensstörers in Paris zurückzuführen seien. Innozenz hatte nicht etwa die Absicht, mit dieser Kritik dem Oranier eine moralische Unterstützung zu leihen; er wußte vielmehr von dessen Plänen nichts Bestimmtes, und überdies war ihm die Existenz einer katholischen Dynastie in England sehr erwünscht, wenn er auch ihre Handlungen nicht immer loben konnte.

Aber trotzdem waren seine Worte für den Oranier unschätzbar: sie bewirkten, erzählt der Vertreter des Prinzen weiter, „daß Ihre Kaiserliche Majestät diesen scrupul abandonniret, von der catholischen Religion nichts mehr gesprochen noch conditioniret", sondern ihren Ministern befohlen habe,





mit dem Holländer „in secrete conférence und Schließung eines engen Verbündnisses zwischen dem Kaiser und Holland zu treten, welches überhaupt wohl succediret". Leopolds Gedankengang ist verständlich: was sollte er mit Preisgabe eigner Interessen einen katholischen König schützen, dem der Papst ein so schlechtes Zeugnis ausstellte? Was den Papst in diesem kritischen Augenblick zu der verhängnisvollen Äußerung bewogen hat, steht dahin; vielleicht haben sie einige Kardinäle, die die oranischen Absichten und seine Schwierigkeiten in Wien ahnten, aus Feindschaft gegen Ludwig, der politisch und kirchlich mit der Kurie zerfallen war, provoziert und nach Wien weitergegeben. Wie dem auch sei: gewiß ist, daß die Kurie so ein Unternehmen zur Einschränkung des Katholizismus gefördert hat. Und in demselben Sinne arbeitete in Wien das katholische Spanien, das seit einem Menschenalter Verluste über Verluste durch Frankreich erlitten hatte und so ein dringendes Interesse an seiner Schwächung besaß. Man kann also von einer allgemeinen europäischen interkonfessionellen Unternehmung zum Sturz der Stuarts und Bruch der englisch-französischen Entente sprechen.

Der Ausgang ist bekannt. Wilhelm setzte im Oktober 1688 nach England über; Ludwig wurde durch einen neuen Krieg mit Deutschland verhindert die Abfahrt zu stören. Jakob konnte nicht den Entschluß zum ernstlichen Widerstande finden, sondern entfloh nach Frankreich. Nach einigen Verhandlungen mit dem Parlament übernahm Wilhelm die Krone, allerdings unter starker parlamentarischer Beschränkung, und stellte nun Englands Macht in den Dienst seiner antifranzösischen Kombinationen. Jetzt erfüllten sich seine früheren Wünsche. In dem Kriege von 1688 bis 1697 wurde Ludwig durch die vereinten Anstrengungen Deutschlands, Spaniens, Hollands und Englands ein beträchtliches Stück zurückgedrängt; mehrere früher geraubte Städte mußte er zurückgeben und auf manche frühere Forderungen verzichten. Sodann wurde die französische Machtstellung zur See empfindlich getroffen. Die französische Flotte, die jeder einzelnen Marine bis dahin überlegen gewesen war, war durch die nun vereinigten Geschwader Englands und Hollands so mitgenommen worden, daß sich die englische über sie erheben und den ersten Rang fortan behaupten konnte. Endlich konnte Ludwig auch nach innen seine frühere Politik infolge seines Mißerfolges nach außen nicht aufrechterhalten. Die Unterdrückung der letzten französischen Protestanten wurde undurchführbar, weil man ihre Auswanderung und eine daraus hervorgehende materielle Schwächung Frankreichs besorgen mußte; nach dem verlustreichen Kriege hatte man aber allen Anlaß Frankreichs Hilfsmittel zu schonen.

# Leutnant von der Linde.

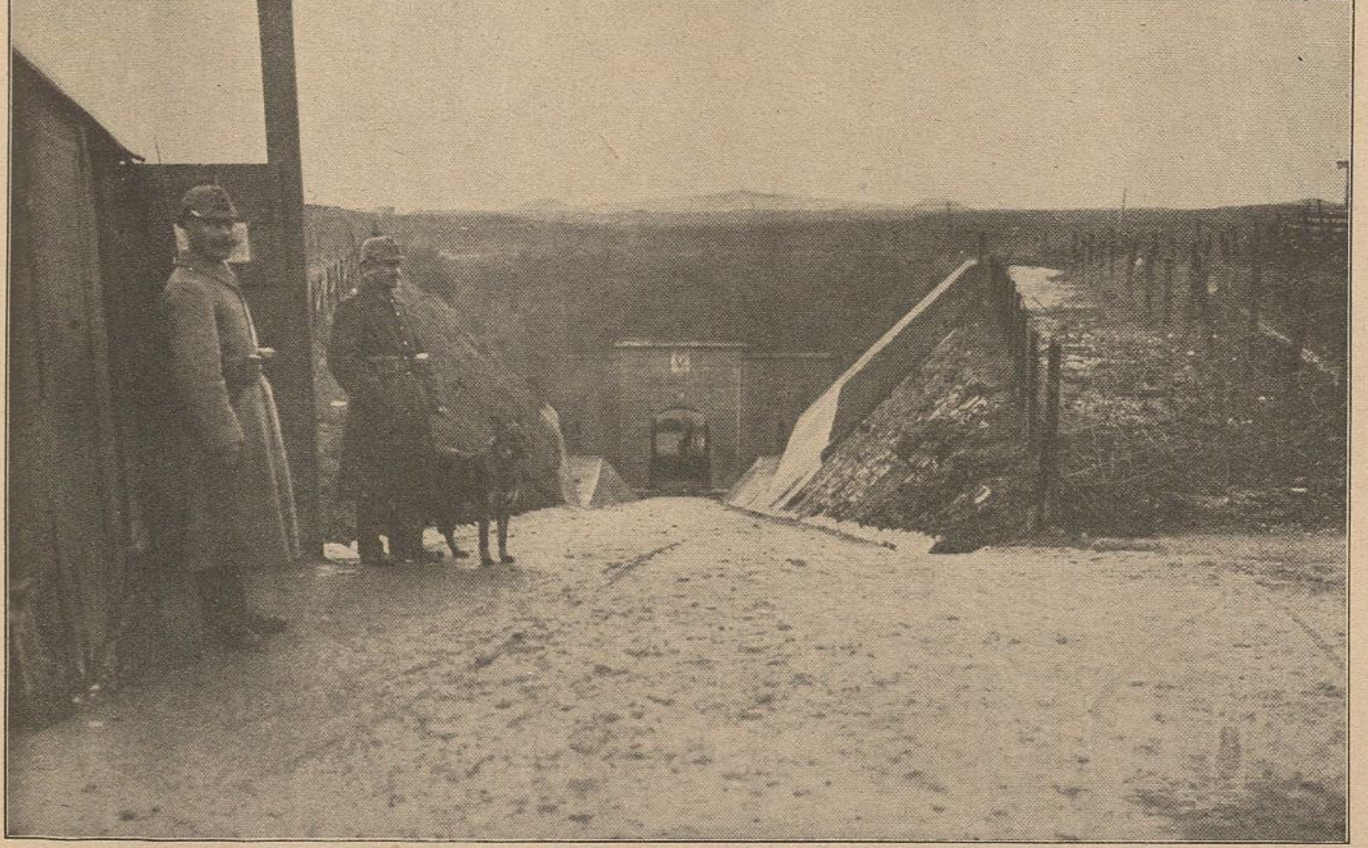
Am 24. August 1917 waren drei Jahre vergangen, seit der junge Leutnant von der Linde mit nur fünf Mann das Fort Malonne einnahm. Der Kaiser verlieh ihm dafür den Orden Pour le mérite, der im ganzen Feldzug 1870/71 auch nicht einmal einem Leutnant verliehen worden ist.

Leutnant von der Linde, der das Potsdamer Realgymnasium besucht hat, berichtet seiner Schule über diese seine Tat in sehr bescheidenen Worten folgendermaßen:

„Am 23. 8. 14 waren wir siegreich in Namur eingezogen. Am Tage darauf kam mein Bataillon auf Vorposten nach Le Milieu du Monde als Sicherung gegen die Forts St. Héribert und Malonne. Um 10 Uhr vormittags erhielt ich von meinem Bataillonskommandeur, Major Reinhard, den Auftrag, festzustellen, ob das Fort Malonne überhaupt noch vom Feinde besetzt sei. Ich ließ aus meinem Zuge Freiwillige vortreten und wählte mir davon die Gefreiten der Reserve Schröder, Rosenberger und die Grenadiere Hörenberg, Blaise und Könen aus.

Mit diesen machte ich mich auf den Weg.

Das Fort liegt, fast überall von Wald umgeben, auf einer Anhöhe. Die Straße führte genau zur Kehle des Forts. Wir arbeiteten uns links der Straße im Walde vor. Unser Vorwärtskommen wurde aber sehr erschwert durch dichtes Unterholz, wie wir es überall in Belgien gefunden haben. Die Straße durften wir nicht betreten, weil diese vom Fort aus eingesehen werden konnte. Als wir uns etwa dreiviertel Stunden lang durch das Gestrüpp gewunden hatten, währenddessen links neben uns im Walde dauernd Patrouillenknallerei war, wurde der Wald lichter. Wir waren in die Nähe des Forts gelangt. Vor uns war der Wald in einer Breite von 150 m umgelegt worden. Die Stämme und Sträucher hatte man etwa in 1 m Höhe angehackt und umgelegt, sowie vollkommen mit Stacheldraht durchzogen. Ein für



Der Eingang zum Fort Malonne.

uns undurchdringliches Hindernis. Da das Fort, soweit wir sehen konnten, von einem derartigen Hindernis umgeben war, und ich darin auch Minen befürchtete, sah ich mich gezwungen, die Straße zum Vorgehen zu benutzen. Zunächst beobachteten wir von unserer gedeckten Stellung genau eine fast undurchsichtige Hecke, die sich direkt hinter dem niedergelegten Waldstreifen am Rande desselben hinzog, ebenso die vielen Schießscharten des Forts, das von unserem Standpunkt aus noch etwa 4—500 m entfernt lag. Nichts regte sich. Wie nun feststellen, ob das Fort besetzt ist? Es war nur möglich, unsern Auftrag auszuführen, wenn man sich offen dem Fort zeigte, um so den Gegner herauszufordern. Hierbei ist der Gefreite der Reserve Schröder lobend zu erwähnen. Er bot sich an, allein vorzugehen, um das Leben der anderen zu schonen. Ich erwiderte ihm jedoch, daß, wenn jemand das täte, es doch mir als Führer der Patrouille zukäme, wogegen jedoch die übrigen Einspruch erhoben, denn niemand wollte zu den Zurückbleibenden gehören. Wir näherten uns nun gedeckt wieder der Straße und bemerkten von hier aus, daß in Höhe der oben erwähnten Hecke vor uns über der Chaussee ein Baumstamm lag, an dem mit mehreren Drähten drei großkalibrige Granaten befestigt waren. Da wir vermuteten, daß diese durch verborgene Drähte zur Explosion gebracht werden könnten, suchten wir nach solchen. Am Chausseegraben entlang fanden wir dann auch mit Erde lose zugedeckte Drähte, die sich jedoch bei näherer Untersuchung als Telegraphendrähte, die wohl nach Namur führten, entpuppten. Wir durchschnitten sie natürlich. Um Sicherheit über die Granaten zu bekommen oder um sie vielleicht zur Explosion zu bringen, gaben wir jetzt auf die Granaten aus gedeckter Stellung eine Salve ab. Jedoch erfolglos. Inzwischen war wieder eine halbe Stunde vergangen, und da Eile geboten war, schritt ich zum letzten Mittel, meinen Auftrag auszuführen. Wir verließen unsere Deckung und gingen mitten auf der Straße auf die Kehle des Forts los. Und zwar im Gänsemarsch, damit, wenn wir auf eine Mine stoßen sollten, wenigstens nur einer daran glauben mußte. Meine Leute folgten, einer vom andern einen entsprechenden Abstand haltend. Diese Art des Vormarsches war unser Glück, denn, wie sich später herausstellte, waren wir gerade über ein Minenfeld gegangen. So näherten wir uns dem Fort. Aber nichts rührte sich dort. Als wir am Baumstamm mit den Granaten vorbeikamen, stellte sich heraus, daß diese nur zur Beschwerung des Stammes angebracht waren. Wir erreichten das Hauptglacis, wandten uns vorsichtig durch das 60 m breite Drahthindernis und standen vor dem Graben. Ein trockener Graben, dessen Sohle durch Grabenstreichen bestrichen werden konnte. Wir waren kaum an den Rand getreten, als wir plötzlich Stimmengewirr aus dem Graben heraufschallen hörten, was anscheinend von Leuten kam, die hinter den an den jenseitigen Grabenrändern befindlichen Schießscharten sich befanden. Ich rief sofort hinüber, jeglicher Widerstand sei nutzlos, das Fort solle sich ergeben, wenn es nicht von unseren, bereits aufgefahrenen schweren Haubitzen, wie die übrigen Forts, zusammengeschossen werden solle. Wenn uns irgend etwas geschehen sollte, wäre das das Zeichen zum Beginn der Beschießung. Darauf drüben Totenstille. Wir sahen uns inzwischen unsere Lage an. Zurück konnten wir nicht; ehe wir durch das Drahthindernis gekommen wären, hätten uns die Kugeln unserer Gegner zehnmal erreicht. Also durchhalten. Deckung nehmen konnten wir auch nicht, wir standen wie auf dem Präsentierteller. Ich rief meinen Befehl nochmals, aber diesmal nachdrücklicher hinüber. Das half, sie wollten verhandeln, worauf ich mich jedoch nicht einließ. Ich forderte vielmehr, daß das Tor geöffnet und die Brücke unter dem Torweg herabgelassen würde. Ferner sollte die Besatzung ohne Waffen einzeln mit zehn Schritt Abstand aus dem Tore herauskommen. Sie willigten ein, und ich begab mich mit meinen Leuten schnell zum Tor. Es dauerte keine fünf Minuten, dann wurde langsam die Brücke vorgeschoben, das Tor öffnete sich, und mit dem Kommandanten an der Spitze nahte einer hinter dem andern die



Ansicht des Forts Malonne.





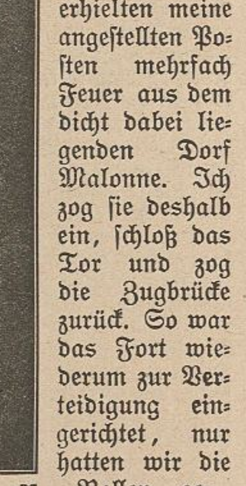
Besatzung. Sie bestand aus Belgiern, ausschließlich Artilleristen, etwa 20 Mann und 5 Offizieren, dazu der Kommandant. Die Infanteriebesatzung, die aus Franzosen gebildet war, hatte schon vorher die Flucht ergriffen. Ich stellte jetzt zwei meiner Grenadiere als Posten vor die Gefangenen, einen schickte ich auf einem im Fort vorgefundenen Rade zum Regiment mit der Meldung von der Einnahme des Forts. Zum Glück, das ich bis jetzt entwickelt hatte, kam noch ein zweites, das ich aber erst später erfuhr. Beim Vorpostenbataillon hatte man mich nämlich schon aufgegeben, und die schwere Artillerie hatte gerade Befehl bekommen, mein Fort zusammenzuschießen. Da traf meine Meldung beim Bataillon ein; nun mußte sie noch zum Regiment und von da aus weiter an die Artillerie, die jeden Augenblick ihre Kanonade eröffnen konnte. Mit dem Rade wäre die Meldung wohl zu spät gekommen, das Regiment lag in Namur; doch mein Glücksstern sollte mich heute nicht im Stich lassen. Zufällig war beim Vorpostenbataillon ein Kamerad von meinem Regiment, Leutnant von Leyser, mit einem erbeuteten Automobil, der sofort die Meldung in sausender Fahrt nach Namur brachte. Ihm haben wir es zu verdanken, daß der Befehl an die Artillerie wieder rückgängig gemacht wurde, sonst wären wir ahnungslos in unserem Fort zusammengeschossen worden.



Leutnant von der Linde. Bildnis von Alfred Hamacher.

Mit den beiden noch übriggebliebenen Grenadieren machte ich mich jetzt daran, das Fort zu durchsuchen. Zunächst wurde die belgische Fahne heruntergeholt und eine deutsche gehißt, deren Anfertigung allerdings etwas Nachdenken erforderte. Aber bald fand sich geeignetes Material dazu, nämlich eine schwarze belgische Hose, ein weißes Hemd, sowie eine rote französische Bauchbinde, und es dauerte nicht lange, so war eine schwarz-weiß-rote Fahne fertig. Wir erbeuteten neben den vier großkalibrigen Panzerturmgeschützen eine Reihe von Schnellfeuer-Kanonen, Gewehre, ein großes Lager mit Tausenden von Gewehrpatronen, Artillerie-Munition, Pulver, Dynamit sowie ein ganzes Konservenlager . . . Nach etwa zwei Stunden rückte mein Zug heran, der noch durch eine belgische Abteilung, die sich zwischen ihn und das Fort geschoben hatte, aufgehalten worden war.

Gegen Abend erhielten meine angestellten Posten mehrfach Feuer aus dem dicht dabei liegenden Dorf Malonne. Ich zog sie deshalb ein, schloß das Tor und zog die Zugbrücke zurück. So war das Fort wiederum zur Verteidigung eingerichtet, nur hatten wir die Rollen getauscht.



Am nächsten Morgen, als ich durch eine Kompagnie des XI. Korps abgelöst wurde, rückte ich wieder nach Namur, wo mein Regiment, wie ich dann erfuhr, einen wüsten Straßenkampf in der verflossenen Nacht mit den Einwohnern zu bestehen hatte, die plötzlich aus allen Fenstern auf die Ahnungslosen das Feuer eröffnet hatten. Dem waren wir auf diese Weise glücklich entgangen."

# Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

Endlich am Sonntag, den 9. August 1914, sahen wir von dem flachen Dach aus einen Dampfer aus südlicher Richtung von Mogador kommen. Ein Schiffbrüchiger auf einsamer Insel könnte nicht sehnlicher ein Schiff erwartet haben. Im Näherkommen stellte es sich heraus, daß es der deutsche Dampfer „Gibraltar“ der Oldenburgisch-Portugiesischen Dampfschiffs-Reederei war, den die Franzosen im Hafen von Mogador noch **vor** Kriegsausbruch beschlagnahmt hatten, und dem sie ihrerseits nunmehr den Namen „Mogador“ gegeben hatten. Der Kapitän des Dampfers mit Namen Roefer samt der Mannschaft war gefangengenommen worden, nur der Koch und der Steward hatten an Bord bleiben dürfen. Unser großes Gepäck war am Sonntagmorgen bereits durch Wagen unter Militärbedeckung ins Zollamt gebracht worden. Gegen Mittag kam der Befehl aufzubrechen. Die verheirateten Damen mit kleinen Kindern wurden mit Automobil zum Hafen befördert. Der Rest von Damen und die Herren hatten eine Kolonne zu bilden, vorn und hinten und an beiden Seiten marschierten eingeborene Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Wir wurden außen um die Stadt herumgeführt, mußten, da die See hoch war, auf Leitern über die Stadtmauer klettern, und da dies für die bei uns befindlichen Frauen mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden war, wobei es natürlich an grotesken Bildern nicht fehlte, so nutzten dies einige französische Bengel, Angestellte vom Tabaksmonopol, aus, um photographische Aufnahmen zu machen, die mir aber später der Kommandant versprach, sofort konfiszieren und vernichten zu lassen. Im Zollamt angekommen, wurde sämtliches Gepäck auf Waffen untersucht, nur das des deutschen Vizekonsuls und das meinige wurden davon ausgenommen, nachdem wir eine diesbezügliche ehrenwörtliche Erklärung abgegeben hatten. Ganz besonders scharf wurde das Gepäck der Angestellten der Marokko-Mannesmann-Kompagnie vorgenommen, fingen doch bereits jetzt schon bei den Franzosen an Gerüchte zu kursieren, daß Mannesmanns „zerlegbare Geschütze als Handgepäck“ ins Land eingeführt hätten, was sicherlich doch als eine Schmeichelei für den Erfindergeist dieser Herren aufgefaßt werden könnte, wie überhaupt bei den Franzosen Mannesmannsche Taten Münchhausens Abenteuer weit in den Schatten stellen. In vieler Beziehung sind und bleiben die Franzosen große Kinder, allerdings zumeist herzlich schlecht erzogene.

Das Zollamt war belagert von Zuschauern, die flachen Dächer der umliegenden Häuser waren schwarz von Menschen. Sogenannte Damen in großer Toilette besahen sich mit Ferngläsern dies gewaltige Schauspiel der ersten von den Franzosen mit „todeskühnem Mut“ eingebrachten Gefangenen, wovon der größte Teil Frauen und Kinder war. Von verschiedenen Seiten her hörte man die Marseillaise, also alles zusammen genommen für die Franzosen ein großer Festtag. Eingeborene, Spanier oder Engländer waren überhaupt nicht zu sehen, hatten mir auch schon im voraus gesagt, daß sie ein derartiges Schauspiel nicht mit ansehen könnten. Tieftraurig waren die eingeborenen Bootsleute, die uns an den Dampfer ruderten, kannten sie doch einen jeden von uns seit vielen Jahren und hatten gerade durch uns deutsche Kaufleute stets ihren Hauptverdienst beim Leichterverkehr gehabt.

An Bord trafen wir die deutsche und österreichische Mogador-Kolonie. Diese wurde mir von dem deutschen Vizekonsul aus Mogador übergeben, der sich ihrer inzwischen angenommen hatte, da der österreichische Vertreter in Mogador, Herr Johannes Reutemann, ein ehemaliger Schweizer, aber naturalisierter Franzose, sofort bei Ausbruch des Krieges sein Amt niedergelegt hatte und seinen französischen Patriotismus zur Schau stellte, indem er es sich auf das energischste verbat, von den Mitgliedern seiner ehemaligen Kolonie „belästigt“ zu werden! An Bord selbst war eine Wache von eingeborenen Soldaten unter dem Kommando eines Adjutanten (in der französischen Armee der nächste Grad unter dem Leutnant). Der Bursche sah übel aus. Alle männlichen Mitglieder unserer Kolonie, außer den Herren des Konsularkorps, wurden im Laderaum des Schiffes untergebracht, denn der Dampfer selbst als Frachtdampfer hatte nur Einrichtungen für acht Passagiere! Wie eine Hammelherde schob und drängte man die Herren über eine Laufplanke, die von Bord aus nach dem Laderaum führte; wer sich nicht tief genug bückte, lief Gefahr, sich die Gehirnschale einzurennen. Verhältnismäßig höflich war der Kapitän des Dampfers, Doumerque, der früher Hafenkapitän in Saffi gewesen war, und den ich gut von damals kannte, der auch wohl vom Kommandanten und französischen Konsul in Saffi entsprechende Vorschriften wegen Behandlung des Konsularkorps bekommen hatte. Auch der Arzt des Schiffes, Bouvey aus Mogador, benahm sich korrekt. Einfluß auf die Behandlung von seiten des Adjutanten unseren Kolonien gegenüber hatten die beiden keinerlei, da diesem rohen und ungeschliffenen Patron die höchste Polizeigewalt an Bord zustand. Im ganzen war die Fahrt auf dem Dampfer schauerlich. Die im Laderaum untergebrachten Herren bekamen weder Stroh, geschweige denn Matratzen, noch Decken. Ich selbst hatte natürlich auf den mir zugewiesenen Kabinenplatz verzichtet zugunsten einer Dame und war in einem winzigen Loch mit dem Koch und Steward zusammen untergekommen, das direkt an den Maschinenraum anstoßend unerträglich heiß war und so eng, daß wir, um alle drei unterzukommen, des Nachts die Tür aufstehen lassen mußten, um Raum für unsere Beine zu gewinnen. Wir hatten des Nachts furchtbaren Nebel, in einem fort erklang das gräßliche, unheimliche Heulen der Dampfpfeife.

Am 10. August kamen wir in Mazagan an und nahmen dort die deutsche Kolonie auf. Österreicher waren zurzeit keine dort ansässig.



Auf Wache. Tuschzeichnung von Prof. Anton Hoffmann.





Die Kronprinzessin im ersten Berliner Nachmittagsheim für verwundete Krieger, gegründet von Frau Geh. Rat Hoffmann und Frau Dr. Waldeck. Aufnahme von A. Matzdorff.

Die Herren wiederum in den Laderaum, die Frauen und Kinder unter Zeltleinewand auf der Luke des Hinterdecks, trotz des dichten Nebels in der Nacht und der bekanntlich stark fallenden Temperatur in diesen Gegenden zur Nachtzeit. In dem kleinen Speisezimmer des Dampfers — man rufe sich doch immer wieder ins Gedächtnis zurück, daß die Einrichtungen auf dem Dampfer für acht Passagiere berechnet waren — übernachteten etwa 20 Damen, teils auf der Erde, teils in Stühlen, und überglücklich war die arme Rotekreuzschwester, die den lieben langen Tag die Hände voll zu tun hatte, als ihr der Koch seinen Platz frei machte, damit sie auf diese Weise sich wenigstens während der Nacht ausstrecken konnte. Nun ging es in zweitägiger Reise weiter nach Casablanca. Am Tage eine entsetzliche tropische Hitze, so daß mein kleines dreijähriges Töchterchen sich durch dünne Lederschühchen hindurch auf dem glühendheißen Eisendeck des Schiffes die Füßchen verbrannte. Die Verpflegung war fürchterlich. Wasserreis und Kartoffeln. Am grauenhaftesten aber waren die sanitären Verhältnisse, die für ein Schiffspersonal von etwa 12 Menschen vorgesehen waren. Da die Bedürfnisanstalten infolge der Menschenmengen bald verstopft waren, die Bedienungsmannschaften ja auch mit dem ganzen technischen Apparat, wie Wasserspülung, überhaupt nicht Bescheid wußten, so lief bald der Unrat über das Deck. An Waschgelegenheiten war natürlich überhaupt nicht zu denken. Die Reise Mazagan—Casablanca, die in normalen Zeiten von unserem Dampfer in einem halben Tage zurückgelegt worden wäre, dauerte unter französischer Leitung des Schiffes dreimal so lange. Zweimal in einer Nacht ging ein furchtbarer Ruck durch das ganze Schiff, der Dampfer war der Küste zu nahe gekommen und auf Sandbänke gelaufen. Man male sich ein klein wenig unsere Lage aus: ein mit Menschen beladener Frachtdampfer, darauf eine Menge von Frauen und Kindern, dichtester Nebel, ein Steuermann, der keine Ahnung vom Kurse hatte, ein zusammengewürfeltes Schiffspersonal auf einem ihm obendrein noch gänzlich unbekannten Schiffe, und Rettungsboote nicht für den zwanzigsten Teil derer, die sich an Bord befanden. Dazu bis an die Zähne bewaffnete eingeborene Truppen, die den strengsten Befehl hatten, während der Nacht niemand aus den Laderäumen an Deck zu lassen. Was wäre wohl aus uns geworden bei einer Kollision, zumal wir bei abgeblendeten Lichtern fuhren, oder einem sonstigen Unglück? —

Am 12. August erreichten wir Casablanca, wo nur ein Teil der großen deutschen Kolonie aufgenommen wurde, während der Rest an Bord eines der schmutzigsten französischen Frachtdampfer mit Namen „Turenne“ verladen wurde. Hier in Casablanca kam der Stiefsohn des Generalresidenten von Marokko, Lyautey, ein gewisser Leutnant z. S. Fortoul, Marineattaché bei der Residentur, an Bord und verlangte das Konsularkorps zu sprechen. Bei dieser Zusammenkunft in der Kapitänskajüte konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß er dem Generalresidenten berichten möge, daß wir unter ehrenwörtlicher Versicherung der französischen Militär- und Zivilbehörde, nach einem neutralen Hafen gebracht zu werden, im guten Glauben an Bord gegangen wären, und daß die Zustände an Bord jeder humanen und sanitären Auffassung Hohn sprächen, daß man in Friedenszeiten nicht einmal einen Viehtransport derartig organisiere. Er nahm diese Aussagen zu Protokoll und verließ den Dampfer. Als am nächsten Tage einer unserer Herren zu mir kam, um mir eine Mitteilung dieses Leutnants zu überbringen, lehnte ich es auf das entschiedenste ab, eine solche, außer von dem Abgesandten Lyauteys persönlich, den ich hatte an Bord kommen sehen, entgegenzunehmen. Daß der Franzose sich nicht mehr direkt an mich wandte, mag daran liegen, daß er meine ungeschminkte Wahrheit wohl nicht noch einmal hören wollte.

Von Casablanca aus ging es weiter, ohne daß ein Deut an den Zuständen an Bord geändert worden war, im Gegenteil, dieselben waren durch die noch mehr hinzugekommenen Menschen nur noch unerträglicher gemacht worden. Am 13. August mittags kamen wir vor Rabat an, von wo wir noch denselben Abend weiter fuhren. Mit uns zugleich machte sich die „Turenne“ auf den Weg, beide Gefangenentransporte wurden begleitet von zwei französischen Kreuzern. Inzwischen war von irgendwoher das Gerücht unter uns aufgetaucht, daß wir in die Gefangenschaft nach Algier geführt werden würden und daß die ganze Sache mit dem neutralen Hafen französischer Lug und Trug wäre. Einige vertrauensselige Herren wiesen eine derartige Vermutung entrüstet zurück; ich selbst hatte nach den Eindrücken, die die Bewachungsmannschaften auf mich machten, die unsere Herren wie Sträflinge behandelten,



Erbeutete russische Leuchtraketen. Aufnahme von A. Grohs.

und nach dem Gebaren des Leutnants Fortoul kaum etwas anderes erwartet, äußerte diese Ansicht aber nur zu einigen ganz intimen Bekannten, denn zu was hätten unüberlegte Handlungen einiger Draufgänger geführt? Ja, hätten wir keine Frauen und Kinder an Bord gehabt. Aber so, wo des Nachts die Scheinwerfer der französischen Begleitkreuzer über unser Deck spielten, was war da zu wollen? Eine unsäglich traurige Fahrt.

Am 15. August kamen wir denn auch um etwa 2 Uhr nachmittags in Oran an. Das war also der neutrale Hafen! O du französisches Ehrenwort! —

### 3. Von Oran nach Tlemcen.

Eiligst packten wir zusammen; schlimmer, als auf dem Schiff konnte es schließlich ja nicht werden. Wir waren in die Falle gegangen, hatten auch nicht anders gekonnt, ändern ließ sich nichts mehr; es hieß also jetzt nur noch diesen Wortbrüchigen nicht die Genugtuung bereiten, ihnen unsere stumme Wut zu zeigen, sondern mit Würde die Schmach hinzunehmen. Wir litten ja auch fürs Vaterland.

Von 2 Uhr mittags warteten wir bis abends um 8 Uhr, als der Befehl erklang: „Kein Mensch von Bord, Ausschiffung erfolgt um 4 Uhr morgens." Von uns Männern hat wohl keiner geschlafen, wir kauerten uns stumpfsinnig an Deck, erhebende Gedanken waren es nicht, die uns beseelten. Ein jeder hatte wohl bei Krieg an Gefahr und Tod, aber auch an Großes und Erhabenes gedacht, das die Herzen gewaltiger und höher schlagen ließ — und dagegen unsere Lage! —

Endlich war es Morgen geworden. Es machte sich bereits jetzt eine furchtbare Hitze bemerkbar, hatten wir doch auf der Fahrt wenigstens etwas frische Brise gehabt, aber hier unter dem hochaufsteigenden Lande in der Mitte des August in Nordafrika war es schon zu dieser Tageszeit fast unerträglich heiß für uns, die wir doch das herrliche Marokkoklima gewohnt waren. Unter einer ungeheuren militärischen Bedeckung, fast im Laufschritt, mit Handgepäck und Kindern, ging es durch die ganze Stadt nach der sich hoch über dem Häusermeer befindlichen Zitadelle. Angeschrien und bedroht von den eingeborenen Soldaten, beschimpft oder wenigstens mit Haß erfüllten Gesichtern von der Bevölkerung verfolgt — der Husarenstreich der „Göben" und „Breslau" auf Bône und Philippeville hatte gewirkt — bei entsetzlichster Glut durch die gemeinsten Viertel der Hafenstadt, wo es fürchterlich stank, ging es vorwärts, nur vorwärts. Meine arme Frau — wie mag sie wohl um das kommende Leben gebangt haben! In unserer Erinnerung nennen wir den Berg, auf dem die Zitadelle thront, stets den Kalvarienberg!

Als wir in der Zitadelle ankamen, griff sich der verhältnismäßig menschliche Oberst vor Verzweiflung an den Kopf, warum man ihm denn diese Leute hierher geschickt habe, da unsere Verladung 100 m vom Anlegeplatz unseres Dampfers auf dem Güterbahnhof stattfinden sollte. Wir glaubten nun zuerst, daß dies die bekannte französische Organisation sei, später wurde uns klar, wir sollten einen Triumphzug darstellen, um der Bevölkerung von Oran französische Heldentaten vorzuführen, wir waren von dem General dazu bestimmt worden, als deutsche Gefangene der sonntäglichen Menge vorgeführt zu werden. In diese Pläne war der Oberst auf der Zitadelle aber nicht eingeweiht worden. Da wir nun den ganzen Tag überhaupt noch nichts zu essen bekommen hatten, die Kinder weinend, die Frauen halb ohnmächtig, teils auf dem Kasernenhofe herumstanden, teils sich auf die Erde kauerten, von Schatten war keine Spur vorhanden, so ließ sich der Oberst rühren und ließ Wasser und Brot und ein paar Fleischkonserven verteilen. Wollte jemand austreten, sei es Herr oder Dame, so wurden sie von zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett in die Mitte genommen und abgeführt. Endlich gegen Mittag hieß es bei sengender Sonne aufbrechen zu den Haltestellen der





elektrischen Bahn, um uns durch die Hauptverkehrsstraßen, die zu diesem Zwecke von jedem Wagenverkehr gesperrt waren, am Theater und Rathaus vorbei wieder zum Hafen zurückzutransportieren. Bevor die Tore der Kaserne sich öffneten — man sah durch die Gitter eine nach Zehntausenden zählende Menschenmenge — gab der Oberst an die uns begleitenden Mannschaften folgenden Befehl aus: „Dies sind Leute, die sich nicht wehren können; dem ersten vom draußen stehenden Pöbel, der Miene macht, die Leute anzurühren, Bajonett in den Leib." Das war männlich gesprochen; wir sollten aber später noch erfahren, was der rasende Pöbel am Tage vorher an den Ärmsten der „Turenne" verbrochen hatte, und warum daher dieser Befehl erging. In elektrische Bahnen, die eine Viertelstunde von der Kaserne entfernt hielten, wurden wir verladen. Auf dem Wege dorthin ging ein junger Leutnant neben mir, der mich höhnisch fragte, ob er in Berlin Grüße von mir bestellen könne. Ich habe ihm natürlich nicht geantwortet. Vielleicht ist er auch tatsächlich nach Berlin gekommen, nur auf andere Weise, als er dachte. Es sollen sich ja große Gefangenenlager in der Nähe von Berlin befinden.

Die elektrischen Straßenbahnen fuhren ganz langsam, vorn und hinten und an beiden Seiten Zuaven mit aufgepflanztem Bajonett. Ich stand auf dem einen Wagen vorne beim Führer und mit mir ein Capitaine; die Bürgersteige waren schwarz von Menschen, es war von dem General wohl berechnet worden, daß die beste Stunde für diese Schaustellung der Mittag sei. Als ein Soldat, ein Zuschauer aus der Menge, mit den unflätigsten Schimpfworten auf uns die Menge aufhetzen zu wollen schien, winkte ihn der Hauptmann zu sich und rief ihm zu, daß er ihn für arretiert erkläre und daß er dem zwei Meter vorausfahrenden Wagen zu Fuß am Trittbrett zu folgen habe. Er beteuerte seine Unschuld und suchte zu parlamentieren; als aber darauf der Hauptmann seinen Leuten einen nicht mißzuverstehenden Wink gab, fügte er sich. Dies wirkte auf die Menge, die sich ruhig verhielt. Auf dem Güterbahnhof angekommen, wurden wir verladen. Die ledigen Herren in Viehwagen, die verheirateten mit ihren Frauen und Kindern in Abteilen III. Klasse. In demselben Durchgangswagen mit uns fuhr der Transportleiter, anscheinend ein Reserveoffizier, der sich durchaus korrekt verhielt. Auch die Wachmannschaften waren alle ruhige Landwehrleute, die uns sogar aus ihren Feldflaschen zu trinken gaben. Auf den Stationen besorgten uns die Soldaten selbst Erfrischungen, und als einer von ihnen die besorgten Weintrauben zum doppelten Preise verkaufen wollte, ließ der Offizier den Mann sofort durch den nächsten Bahnhofskommandanten verhaften, indem er sagte: „Ein französischer Soldat, der Gefangene bewuchert, ist ein Lump." Wie atmeten wir auf, glaubten wir doch tatsächlich, nunmehr mit Menschen es zu tun zu haben. O Ironie des Schicksals!

### 4. In der Hölle von Tlemcen.

Infolge der günstigen Eindrücke, die wir auf der Eisenbahnfahrt von Oran nach Tlemcen gewonnen hatten, glaubten wir annehmen zu dürfen, daß für uns nunmehr das Schlimmste überstanden sei, und meine Frau meinte, ach, wie schön wäre der Gedanke, sich nach acht Tagen wieder einmal in einem Bett ausstrecken zu können, und wenn es nur das einfachste Soldatenbett in einer leerstehenden Kaserne wäre!

Um 7 Uhr abends kamen wir an, der Tag hatte ja schon vor 4 Uhr früh für uns begonnen, und so war es verständlich, daß wir todmüde waren. Vor dem Bahnhofsgebäude hatte sich eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge gestaut, die nur mit Not und Mühe von Militär und Polizisten zurückgehalten werden konnte. Unser Zug setzte sich nunmehr in Bewegung zum großen Fort, das fast ein Stadtteil für sich ist, mit hohen Mauern umgeben, in denen Schießscharten angebracht, genau noch die Zwingburg, wie sie vor Jahrzehnten gegen die Araber angelegt worden war. Halt wurde gemacht vor einer großen Halle mit Glasdach, und beim Betreten derselben stellte es sich heraus, daß es die Reitbahn war. Aber welcher Anblick bot sich uns dort dar! Fast stelle ich mir ein Schlachtfeld nach dem Kampfe so vor. Auf dem Boden lagen in der Lohe Schwerverwundete, teilweise in Tobsuchtsanfällen, die meisten hatten den Kopf verbunden, andere blutunterlaufene Augen; auf den meisten Gesichtern stand der Ausdruck geschrieben, etwas Furchtbarem entronnen zu sein. Das waren die Opfer der „Schlacht von Oran", jenem Ruhmestage zum ewigen Gedächtnis für die „gloire de la grande nation". Was war vorgefallen? Ich hatte bereits der „Turenne" Erwähnung getan, die am gleichen Tage wie wir mit dem größeren Teile der Casablanca-Kolonie, derjenigen von Marrakesch, Rabat und Fes die Seereise angetreten hatte, aber ein paar Stunden früher als wir am 15. August in Oran angelangt waren. Bei dem Verlassen des Dampfers stürzte sich der Pöbel auf diese armen Menschen, ein Steinhagel ergoß sich über sie, mit Stöcken und Gewehrkolben wurde auf sie eingeschlagen, Frauen warfen aus den Fenstern mit Blumentöpfen auf sie, und ins Gesicht wurden sie gespien. Französische Offiziere in Uniform stachelten den Pöbel und die Soldaten noch besonders an, und als ein Deutscher ohnmächtig am Boden lag und ihn seine Frau mit einem Schluck Wasser erquicken wollte, stieß sie ein französischer Offizier beiseite. Soldaten mit der Binde des Roten Kreuzes am Arm zogen blank und schlugen mit ihren Waffen auf die Wehrlosen ein. Handtaschen, die die einzelnen trugen,



Politiker. Gemälde von Max Buri.

mit Geld oder Wertsachen, wurden ihnen entrissen, die Uhren riß man ihnen vom Leibe, stürzte einer, so fiel man über ihn her, nahm seine Taschen aus, zerfetzte seine Kleider und glaubte mit einem Tritt in den Magen einen lästigen Kläger losgeworden zu sein. So dauerte dieser Leidensweg bis zum Bahnhofe etwa 55 Minuten. Herr Möller, der alles selbst miterlebt hat und am 24. Oktober als erster nach Deutschland zurückgekehrt ist, schreibt unter dem 1. Dezember 1914 in der Frankfurter Zeitung hierüber wie folgt:

„Ich erhielt am Ende dieses Marterganges einen fürchterlichen Schlag auf den Hinterkopf, und als ich mich umwandte, fuhr mir ein Faustschlag ins Gesicht, der mich mehrere Zähne kostete. Von zwei Soldaten geschleift, da mich meine Kräfte verließen, erreichte ich zusammen mit meinen Leidensgefährten den Bahnhof. Wir waren uns später alle einig: Hätte die Qual noch 10 Minuten länger gedauert, keiner hätte ihn lebend erreicht.

Der Bahnhof war eine Blutlache. Nur vier Männer standen noch, alle anderen lagen mehr oder weniger betäubt am Boden. Und einer von uns stand nicht wieder auf! An den Mißhandlungen gestorben, zu Tode gequält! Es war der Kaufmann B. aus Marrakesch, ein Hamburger, ein kräftiger, gesunder Mann von 35 Jahren. Diese eine Tatsache spricht mehr, denke ich, als alle Worte! Zwei Herren aus Casablanca wurden sofort ins Lazarett gebracht. Drei unserer Leute bekamen Tobsuchtsanfälle und mußten gefesselt werden. Ein Herr F. aus Marrakesch wurde von zwei Soldaten festgehalten, auf der Erde liegend; auf ihm kniete ein junger Offizier, hielt ihn an der Gurgel gefaßt, und indem er ihm zuschrie: ‚Sei still, du Schwein!' befahl er gleichzeitig einem Soldaten, dem Tobenden so lange Wasser aus einem Eimer in den Hals zu gießen, bis er nicht mehr schreien könne. Alle anderen Deutschen, die ohnmächtig am Boden lagen, wurden so lange eimerweise mit kaltem Wasser begossen, bis sie wieder zu sich kamen. Die Frauen und Kinder wurden in Wagen durch die Stadt geführt. Diese Wagen hat der Pöbel versucht, die Abhänge herunter zu werfen, er wurde aber durch verstärktes Militär daran verhindert; dafür haben aber Offiziere, die ihnen im Wagen entgegenkamen, mit den Peitschen auf sie eingeschlagen. Wir wurden dann in Viehwagen verladen, naß und zerrissen wie wir waren, und fuhren sofort ab. Den Frauen wurden Personenwagen zur Verfügung gestellt. Bei der nächsten größeren Haltestelle forderte der Tod sein zweites Opfer: eine junge Frau, erst zwei Monate verheiratet, mußten wir hier zurücklassen, sie ist an den Folgen der Erregung gestorben."

Du Tag von Oran, wie fügst du dich ein in die Gedenkblätter französischer Gloire!

Wir haben später in anderthalbjähriger Gefangenschaft viel über diesen Tag nachgedacht und manches andere, was später kam; wir haben diese Vorgänge psychologisch zu erklären gesucht. Ich für meinen Teil bin zum Resultat gekommen, es liegt ein pathologischer Zug der Franzosen zugrunde, die sadistische Freude und Berauschung am Menschenquälen.

Doch zurück in die Reitbahn von Tlemcen. Welch wehmütiges Wiedersehen alter Marokkofreunde aus Marrakesch und Casablanca. Wie waren wir alten Deutsch-Marokkaner doch stets ein unabhängiges, freies Geschlecht gewesen. Herren einer inferioreren Klasse von Menschen gegenüber, stets aber aufrichtig geliebt von ihnen, hatten wir auf unseren Streifzügen durch das schöne Land die schneegekrönten Gipfel des Atlas erklommen, unter Palmen- und Olivenhainen oft die Märchen von 1001 Nacht nachgeträumt. Herrliche Pferde, Jagd und Fischfang, Herren auf eigener Scholle, treuergebene Diener, dem Winke ihrer Herren gewärtig, materielles Vorwärtskommen, Pioniere deutscher Kultur und deutschen Gewerbefleißes, wem wäre dabei als jungem Menschen nicht das Herz aufgegangen? Nach der Kaiserlandung in Tanger, nach der kräftigen deutschen Sprache vor Agadir wußte ja ein jeder von uns erst recht hier in Marokko: civis germanus sum! Ist es da nicht zu verstehen, daß in manchem Männerauge bei einem derartigen Wiedersehen in der Hölle von Tlemcen Tränen schimmerten?

Sanitäre Anlagen gab es natürlich nicht. War man gezwungen, ganz gleich, ob Herr oder Dame, den natürlichsten Bedürfnissen nachzukommen, so bat man zwei Bekannte, die dann solange in einer Ecke eine Decke ausgespannt hielten. Zum Zudecken für die Nacht gab es alte Pferdedecken, und zum Essen gab es alten Käse in Würfel geschnitten, den Soldaten im Arm trugen und mit der Hand jedem zuwarfen, der danach Verlangen trug. In Sägespäne bettete ich mein dreijähriges Töchterchen, das trotz Stöhnen und Seufzen der Verwundeten bald in tiefen Schlaf verfiel. O, du seliger Kinderschlaf!

Gefechtspause.
Bleistiftzeichnung von Werner Droste.

### 5. Sebdou.

Am nächsten Morgen, den 17. August 1914, ging es mit Lastautomobilen 38 Kilometer weit ins Innere an unser Endziel, Sebdou, einer kleinen Ortschaft von einigen 100 Einwohnern. Hier angekommen, wurden wir auf Baracken und leerstehende Ställe verteilt. Der Platz, auf dem sich diese Baracken befanden, war außerhalb der Ortschaft und umgeben von einem Wall mit Zaun und Graben. Keinerlei Mobiliar, weder Stühle noch Tische waren vorhanden, die Baracken bestanden aus einem Raum zu ebener Erde, steingefliest und gänzlich leer, bis auf Wanzen und Flöhe in ungeheurer Anzahl. Am 18. August wurde etwas Stroh verteilt, nur gerade soviel, daß wenigstens Frauen und Kinder notdürftig darauf liegen konnten, während wir Männer weiter auf den Steinfliesen liegen mußten. In unserer Baracke D, die für 15 Soldaten vorgesehen war, wie aus einem Schilde an der Tür hervorging, wurden 23 Personen untergebracht, d. h. 6 Männer, der Rest Frauen und Kinder. In Tlemcen waren blecherne Eßgefäße, für jede Person eins, verteilt worden, darin holte sich ein jeder aus der gemeinsamen Küche, in der Soldaten eines Zuaven-Bataillons kochten, das Essen. Die Zeiteinteilung war die folgende: Wecken 5 Uhr, Appell in den Baracken, wobei Herren und Damen militärisch stramm zu stehen hatten, um $5^1/_2$ Uhr, 6 Uhr Kaffeeausgabe, 10 Uhr, großer Appell sämtlicher Internierten im Hofe, von 10 bis $10^1/_2$ Uhr Kartoffelschälen und Gemüseputzen, $10^1/_2$ Uhr Suppe, 5 Uhr Abendsuppe, $8^1/_2$ Uhr Appell in den Baracken, 9 Uhr Lichtauslöschen. Arbeitsdienst von 6 bis 10 Uhr und nachmittags von 1 Uhr bis 5 Uhr. Die Arbeiten bestanden in der Hauptsache in Bäume fällen, Zubereiten dieses Holzes zum Zaunbau oder zu Weinbergspfählen, Herstellung einer neuen Lagereinfriedigung. Das ganze Lager, das jahrelang leer gestanden hatte, mußte überhaupt erst von uns gesäubert werden, Gras war zu jäten, Steine waren zu karren, zu weißen und zu kalken, ja selbst Maurerarbeiten waren von unseren Leuten zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)





## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

3. Oktober 1917: Sturmerfolg bei Höhe 344 am Ostufer der Maas. — Bombenangriff unserer Flieger auf London, Margate, Sheerneß und Dover. Die Festung Dünkirchen brennt nach unserm Fliegerangriff.
4. Oktober: Die Schlacht in Flandern ist von neuem entbrannt. Französische Angriffe bei Höhe 344. — Zunehmende Feuertätigkeit an der Ostfront.
5. Oktober: Großangriff der Engländer in Flandern: zwischen Poelkapelle und Gheluvelt sind die Feinde in unsere Abwehrzone eingedrungen; erbitterte Kämpfe bei Zonnebeke und Becelaere. Französischer Angriff bei Höhe 344. — Kämpfe an der Sinaifront.
6. Oktober: In Flandern starkes Artilleriefeuer, aber keine Angriffe. Deutsche Vorstöße auf beiden Maasufern. — Kämpfe am Dojran-See. — Am Isonzo Angriffe im Gabriele-Abschnitt.
7. Oktober: Bei Regenfällen und Wind blieb an der Westfront die Gefechtstätigkeit gering. — In der Bukowina Angriffe bei St. Onufry und Waschkoutz. — Am Isonzo im Gabriele-Abschnitt Teilvorstöße.
8. Oktober: Nach Trommelfeuer Angriffe zwischen Houthoulster-Wald und der Straße Menin—Ypern. Kämpfe beim Ailette-Grunde und bei Dauxaillon. Östlich der Maas starkes Feuer.
9. Oktober: Auf der ganzen Front Trommelfeuer; englische Angriffe beiderseits der Bahn Staden—Boesinghe und nördlich der Straße Menin—Ypern. — Kämpfe bei Kal auf der Hochfläche Bainsizza—Heiligengeist.
10. Oktober: Große Schlacht in 20 Kilometer Breite zwischen Bixschoote und Gheluvelt; feindliche Erfolge südlich des Houthoulster Waldes bei Draaibank, Mangelaere, Veldhoek und Poelkapelle.
11. Oktober: Sturmerfolg im Chaume-Walde. — Im September verloren die Feinde 22 Fesselballone und 374 Flugzeuge, wir haben 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone verloren.
12. Oktober: In Flandern starkes Feuer und Angriffe. Französische Angriffe bei Dauxaillon. — Im Becken von Monastir und im Cerna-Bogen Feuertätigkeit.
13. Oktober: Die Schlacht in Flandern neu aufgelebt: 10 Kilometer Breite zwischen den Straßen Langemarck—Houthoulst und Zonnebeke—Morslede. Erfolg am Ostteil des Chemin-des-Dames.
14. Oktober: Nach wohldurchdachter Vorbereitung deutscher Angriff auf die Insel Ösel: kein Schiff verloren beim Übergang; Landung in der Tagga-Bucht. Die Hauptstadt Arensburg brennt.
15. Oktober: Auf Oesel schnelle Fortschritte: die Halbinsel Sworbe von Norden her abgeschnürt; wir stehen vor Arensburg. Unsere Torpedoboote dringen zwischen Oesel und Dagoe vor.
16. Oktober: Der Hauptteil der Insel Oesel besetzt. Die abgeschnittenen russischen Truppen auf der Halbinsel Sworbe leisten noch Widerstand. Im Rigaer Meerbusen wurden die Inseln Runö und Abro besetzt.
17. Oktober: Die Halbinsel Sworbe erobert; Oesel ist damit vollständig in unserem Besitz. Nördlich von Oesel und im Rigaischen Meerbusen Seegefechte. Pernau von Luftschiffen bombardiert. — Gefechte im Gabriele-Abschnitt.
18. Oktober: In Flandern Angriffe bei Draaibank. Erfolg bei Höhe 344. — Seegefecht am Moonsund. — Bei den Shetlands-Inseln großer englischer Geleitzug vernichtet.
19. Oktober: Die Insel Moon erobert. Seekämpfe im Moonsund; das russische Linienschiff »Slava« und ein Torpedobootszerstörer vernichtet. — Dünkirchen von unseren Torpedobooten beschossen.
20. Oktober: Zur 7. Kriegsanleihe $12^1/_2$ Milliarden gezeichnet. — Der englische Panzerkreuzer »Drake« torpediert. — Auf der Insel Dagoe Truppen gelandet.
21. Oktober: Ostende von der See aus beschossen. Von Dauxillon an bis Braye Artillerieschlacht. — Die Insel Dagoe erobert; Insel Schildau besetzt. — Zwischen Ochrida-See und Skumbi-Tal starke französische Angriffe. — Erfolg im Fleims-Tal.
22. Oktober: In Flandern Trommelfeuer und Angriffe zwischen Draaibank und Poelkapelle. Artillerie-Schlacht zwischen Ailette-Grund und Braye. — Erfolg im Skumbi-Tale. — Im September 672000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt.
23. Oktober: Großkampftag in Flandern; die Abwehr der Angriffe ein deutscher Erfolg. Beginn der Infanterieschlacht bei Soissons. — Sturmerfolg bei Höhe 326, südwestlich Beaumont. — Bei Eroberung der Inseln im Rigaischen Meerbusen 20130 Gefangene, über 100 Geschütze und unzählbares Kriegsgerät erbeutet.

## „Höhe 304". Feldpostbrief von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Unter den Bergkuppen im Kampfgürtel der Westfront, deren Name durch Kämpfe von unerhörter Dauer und Erbitterung mit Schauern umgeben ist, deren Stätten auf immer im Volksempfinden die Schatten der furchtbaren Erinnerungen umschweben werden wie die Geister der Erschlagenen die Katalaunischen Felder: Hartmannsweiler Kopf, die Höhen des Croix des Carmes im Priesterwald, die Combreshöhe, die Fille morte in den Argonnen, der Homme mort im Westen der Maas, der Hochberg, der Winterberg, die Butte de Warlencourt, die Vimy-, die Lorettohöhe u. a. m.: unter ihnen ist auch eine, die keinen so klangvollen oder seltsamen Namen hat, wie die andern, die eigentlich gar keinen Namen trägt, die nur nach der von der Karte verzeichneten Meterzahl ihrer Erhebung über den Meeresspiegel benannt wird, die Höhe 304. Und doch ist sie eine derjenigen, die am tiefsten im Gedächtnis haften bleiben werden. Mit am fürchterlichsten ist um sie und auf ihr das Ringen herüber und hinüber gewesen in diesem Kriege, mit am höchsten strahlt der Ruhm soldatischer Ehre von ihr auf unsere Regimenter aus — obwohl wir sie in diesen Tagen verloren haben!

Höhe 304 ist ein nach Nordosten vorspringender Sporn des Höhenstreifens, der mittwegs zwischen dem Maastal und den Argonnen nordwärts zieht. Steil fällt er nach Süden und Osten, nur wenig sanfter nach Norden ab; flach ist sein wenige hundert Meter breiter Rücken. Eine etwa neunzig Meter tiefe Talschlucht trennt ihn von der Nachbarkuppe, der Höhe mit dem so schrecklich bezeichnenden Namen „Toter Mann", deren runde kahle Schädelwölbung nur etwa drei Kilometer ostwärts gipfelt. Wenn man aus der Ferne, etwa von den Maashöhen oberhalb von Consenvoye oder von den Bergen



Auf dem Schlachtfeld am Fuße der Höhe 304. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

bei Dannevoux, auf diese beiden Höhen hinausschaut, so bilden sie nur zwei Wellen mehr in dem unruhigen Gewoge des Hügelgeländes vor Verdun; nichts Besonderes zeichnet ihren Anblick aus. Aber der zähe Stellungskrieg der Westfront hat uns ganz neue Augen gegeben für die Bedeutung von Bodengestaltungen. Die Franzosen hatten während des Krieges diese beiden Höhen zu den Stützpunkten des mächtigen Systems von Feldbefestigungen gemacht, das im Westen der Maas dem Gürtel der dauernden Forts von Verdun vorgelagert war. Vom Wald von Avocourt über die Dörfer Malancourt-Haucourt und Béthincourt zog sich der äußerste Stellungsgürtel des Gegners hin, um dann am Nordhang des Forgesbachtals entlang die Maas zu erreichen. Zu kleinen Festungen waren die genannten Dörfer ausgebaut; starke Einzelwerke lagen dahinter, wie die Stützpunkte Alsace-Lorraine bei Béthincourt, wie die Befestigungen auf den Höhen oberhalb Haucourt und am „Termitenhügel". Die beiden Grundpfeiler dieses ganzen Labyrinths von Werken waren aber Toter Mann und Höhe 304.

Als am 21. Februar 1916 auf dem rechten Maasufer der deutsche Sturm gegen die Werke von Verdun begann, lagen auf dem linken Maasufer schon seit anderthalb Jahren den französischen Stellungen die Truppen eines schlesischen Reservekorps gegenüber. Auch sie sehnten sich nach der Erlösung des Kampfes von der Entnervung der eintönigen und doch aufreibenden Schützengrabenwacht. Aber noch lange mußten sie Gewehr bei Fuß des Zeichens zum Angriff harren. Erst am 6. März wurde es auch ihnen gegeben, und zwar zunächst auf dem linken Flügel. In jähem Anlauf überrannten die Schlesier hier dann das Forges-bachtal und nahmen im Sturm die südlich davon sich aufwölbenden Höhen des Gänserückens mit einem Teil des Rabenwaldes. Am 7. und 8. März eroberten sie die Reste dieses hartnäckig verteidigten Gehölzes und faßten Fuß auf den Nordhängen des Toten Mannes. Am 14. März erfolgte der große Angriff auf die Höhen des Toten Mannes selbst; bis 6 Uhr abends war seine Kuppe genommen.

Währenddem hatte der rechte Flügel des Korps immer noch weiter gewartet, Schweres ertragend in seinen Waldlagern unter dem Fernfeuer der inzwischen immer massenhafter herangeschleppten französischen Artillerie. Endlich schlug die ersehnte Stunde des Angriffs auch hier. Am 20. März säuberten dem Korps zugeteilte Bayern in raschem Sturmangriff den Wald von Malancourt-Avocourt; vom 22. bis 24. März nahm die Division des linken Flügels der Schlesier die kolossalen Befestigungswerke, die auf den Höhen südwestlich von Haucourt lagen. Dadurch und durch die Siege auf dem rechten Flügel war die Stellung der Franzosen bei Malancourt Haucourt und Béthincourt zu einer Art Sack geworden. Allein die Gegner beschlossen doch, sie zu halten, koste es, was es wolle. Sie bezeichneten die Befestigungen dieser beiden Dörfer als „die Eckzähne ihres Gebisses" auf dem linken Maasufer. Sie hatten sie dementsprechend fest ausgebaut, und in der Mitte dieses Verteidigungssystems lag noch unbezwungen die furchtbare Festung 304, deren Einnahme französische Gefangene hohnlächelnd als unmöglich bezeichneten. Mit der wildesten Entschlossenheit überschütteten die französischen Geschütze daher die von uns gewonnenen Stellungen und deren Hintergelände mit einem solchen Hagel von Geschossen, daß die Unseren dort in den zerschossenen Gräben, auf den unter Feuer liegenden Zugangsstraßen, in den zertrümmerten Unterkünften, unter den Unbilden des noch halbwinterhaften Frühjahrs, Unsagbares zu erdulden hatten. Trotzdem gingen sie Schritt für Schritt weiter vor. Bis zum 30. März war Malancourt in unseren Händen, bis zum 31. März auch Haucourt. Schwer erschöpft waren die Schlesier durch diese unaufhörlichen furchtbaren Kämpfe und die fast noch schlimmeren Zwischenzeiten der Neueinrichtung unter dem rasenden Feuer des Gegners; trotzdem aber ruhten sie nicht. Mit stiernackiger Zähigkeit arbeiteten sie sich immer weiter heran an die Höhe 304, die das eigentliche Ziel aller dieser Angriffe war. Am 7. April wurden auch die Werke des „Termitenhügels" genommen, des von demselben Höhenrücken vorspringenden nördlichen Nachbarhügels der Höhe 304. Bei den letzten Kämpfen waren die Schlesier von sächsischen Truppen unterstützt; ließen sich aber noch immer nicht ablösen, sondern wollten auch ihren Anteil noch an der Eroberung dieser Höhe selbst haben. Nachdem am 9. April auch noch Béthincourt gefallen, war endlich nur noch die Höhe 304 selbst übrig geblieben. Die Franzosen steigerten jetzt ihr Feuer zur Raserei auf die gesamten eroberten Gelände; am furchtbarsten auf die ehemaligen eigenen Felsenstollen am Termitenhügel, in denen die Unsern jetzt Deckung fanden. Deren einzige Eingänge lagen unter dem feindlichen Feuer; so war nur bei Nacht ein Verlassen möglich, und auch dann nur mit größter Lebensgefahr. Daher mußten die übermüdeten Truppen fast dauernd in diesen Höhlen liegen, in der verdorbenen Luft eines seit anderthalb Jahren mit Soldaten überbelegten und von französischem Schmutz starrenden Raumes. Das ist nach allen mir gewordenen Erzählungen fast das Ärgste der ganzen Zeit gewesen. Die Kerzen in den hinteren Teilen der Stollen brannten nicht mehr, so groß war der Mangel an Sauerstoff darin. Der Geruch von Blut, Schweiß und Eiter der Verwundeten mischte sich mit dem verdorbener Nahrungsmittel und menschlicher Ausscheidungen. Den Versuch, durch Schwenken von Tüchern nahe am Eingang einen Luftwechsel herzustellen, gab man rasch wieder auf, weil dadurch noch unheimlichere Gerüche, anscheinend von mangelhaft verscharrten Leichen, aus den Hintergründen heraufgeholt wurden. Und als man gar daran ging, einige der französischen Konserven, die man gefunden, zu kochen und sich der durchdringende Geruch eines überwürzten Gulaschs mit den übrigen Dünsten mischte, da erbrachen sich viele der Leute vor Ekel, stürzten ins Freie und erklärten, lieber zu sterben, als das auszuhalten.

Unter diesen Umständen zog sich die Vorbereitung des Angriffs auf das Kernwerk, die Höhe 304, bis in den Anfang Mai hin. Mit prachtvoller Ruhe und Sicherheit bereitete unsere Artillerie, trotz der vorhergegangenen Anforderungen einer zweimonatlichen Offensive, den Sturm vor. Der erste Versuch am 5. Mai führte noch zu keinem durchgreifenden Ergebnis. Für den 7. Mai aber konnte der deutsche Heeresbericht melden: „Die in den letzten Tagen auf dem linken Maasufer, in der Hauptsache durch tapfere Pommern, unter großen Schwierigkeiten, aber mit mäßigen Verlusten durchgeführten Operationen haben Erfolg gehabt. Trotz hartnäckigster Gegenwehr und wütender Gegenstöße des Feindes wurde das ganze Grabensystem am Nordrand der Höhe 304 genommen und unsere Linien bis auf die Höhe selbst vorgeschoben."

Die „tapferen Pommern" waren Regimenter der . . . Infanteriedivision, die diese ehrenvolle Nennung reich verdient hatten. Allein auch die wackeren Schlesier, die für das Heranarbeiten an die Höhe 304 so viel getan hatten, sollen nicht vergessen sein. Die Mehrzahl der Regimenter des Korps war inzwischen schon gewechselt worden, zwei aber, gerade die hier liegenden, noch nicht, und sie ließen es sich nicht nehmen, sich auch noch zuguterletzt an diesem Sturme zu beteiligen. Sie griffen vom Termitenhügel aus mit an und drangen im Camardwalde am Nordhang der Höhe 304 in die französischen Stellungen ein; nach dem Außerordentlichen, was diese Regimenter schon hinter sich hatten, noch eine letzte bewunderungswürdige Leistung!

Mit diesem Siege waren nun die Kämpfe um Höhe 304 aber nicht etwa zu Ende; im Gegenteil, man kann sagen, daß das erst der Anfang war. In einem dauernden Ringen, dessen Heftigkeit schwankte, das aber eine unablässige Anspannung der Nerven und immer neue Opfer bedeutete, zogen sie sich über mehr als ein Jahr bis in die Gegenwart hin, wenn auch die Aufmerksamkeit der Außenwelt seit dem Beginn der Sommeschlacht sich von Verdun weg und anderen Schauplätzen zuwendete. Wir gingen seit dem Sommer 1916 bei Verdun nicht weiter vor; die Höhe 304 blieb hier, mit dem Toten Mann zusammen, unser äußerster Vorposten. Nur wurde unsere Stellung auf ihr im Laufe der Zeit noch ein wenig zu unseren Gunsten ausgedehnt.

Die allgemeine Anteilnahme zog sie erst wieder auf sich durch die Kämpfe vom 28. und 29. Juni dieses Jahres. Der Gegner besaß an der Wurzel der Höhe 304, auf dem Rücken, von dem diese Höhe als Sporn sich abzweigt, noch ein starkes, vorspringendes Grabensystem, nach seiner Form auf der Karte von uns der „Entenschnabel" benannt, von dem aus er eine uns lästige Beobachtung in das nördlichere Gelände hatte und uns mancherlei Schaden zufügte. Posensche Regimenter haben am Abend des 28. Juni, nach ausgezeichneter Feuervorbereitung durch unsere Artillerie und Minenwerfer und auch noch während des Kampfes selbst mit Hilfe einer ausgezeichneten Unterstützung durch diese, die Werke des Entenschnabels genommen. Der Sturm, der diese Werke nicht von vorn, sondern überraschend von rechts und links an der Wurzel faßte, wurde mit einer so blitzartigen Raschheit und bis ins kleinste ausgearbeiteten Sicherheit ausgeführt, daß die französischen Offiziere, die dabei in unsere Hände fielen, nachher aussagten, so etwas hätten sie im ganzen Feldzug noch nicht kennen gelernt.

Der Franzose begann unverzüglich seine Gegenstöße. Um diese abzuwehren und unsere Stellung zu sichern, nahmen wir am folgenden Tage auch noch an den Südhängen der Höhe 304 selbst einige weitere Gräben. Die Franzosen hatten gerade in dieser Gegend selbst einen Angriffsstoß vorbereitet, der zufällig mit dem unsrigen sich begegnete. Der unsere aber war der stärkere.

Um diese Zeit hatte der Franzose aber schon vor Verdun, zu Zwecken der späteren großen Offensive, deren Anzeichen wir wohl merkten, wenngleich ihr ganzer Umfang erst später offenbar wurde, sehr viel neues, schweres Geschütz vor Verdun versammelt. Mit diesem überschüttete er die neugewonnenen Stellungen und versuchte die Unseren an ihrem Ausbau zu hindern. Was die Truppen dort auszuhalten hatten, nahm





wieder die gleiche Furchtbarkeit an, wie im Frühling 1916. Es gelang dem Gegner, uns die Ende Juni gewonnenen Gräben wieder zu entreißen, bis der Sturm der Badener am 1. August sie doch wieder in unsere Hände brachte. Dann trat eine verhältnismäßige Ruhe ein. Freilich nur für ein paar Tage. Der Gegner hatte inzwischen vor Verdun die Vorbereitungen seiner neuen Offensive ganz großen Stils vollendet. Nachdem seine letzte Angriffsschlacht, die zwischen Soissons und der Champagne, mit ungewöhnlich schweren Verlusten zusammengebrochen war, hatte er seine Hoffnungen auf die Gegend von Verdun gerichtet. Hier sollte eine Parallelunternehmung mit der englischen Riesenschlacht in Flandern erfolgen. Die Inanspruchnahme unserer Kräfte dort oben an der See mußte uns, so rechnete er, verhindern, hier vor Verdun genügende Abwehrkraft zu entfalten. Wir können ja überhaupt an der Westfront nur einen Bruchteil unseres Heeres und unserer Kriegsmittel, nur die Hälfte etwa, verwenden, während die Engländer und Franzosen beide fast die ganze Macht, die sie besitzen, an Menschen und Material gegen uns ins Feld führen; es ist also hier ein Kampf nicht von 1 gegen 1, auch nicht einmal von 1 gegen 2, sondern in Wahrheit von 1 gegen 4! Danach ist für den Gegner eine materielle Überlegenheit immer möglich. Vor Verdun schleppte der Franzose vor allem eine solche Menge an Artilleriematerial zusammen und begann damit am 12. August auf der mehr als 20 Kilometer langen Front von Avocourt bis weit jenseit der Maas ein Vorbereitungsfeuer für seine Offensive von einer Furchtbarkeit, die wieder einmal alles frühere übertraf. Gefangene haben später ausgesagt, daß die französischen Truppen vor dem Angriff selbst geradezu berauscht gewesen wären durch den Anblick der eigenen ungeheuren Artilleriemassen.

In der Tat ist die Wirkung dieses, acht Tage lang hintereinander wütenden, Vorbereitungsfeuers auch eine derartige gewesen, daß von Gräben und Unterständen bei uns in der vorderen Stellung überhaupt keine Rede mehr sein konnte.

Alles wurde zerschmettert, die Deckungen eingedrückt, die Gräben in Trichterfelder verwandelt. Ganz besonders auf einem so vorgeschobenen und für die Absichten der Franzosen so wichtigen Punkte wie die Höhe 304. Die Regimenter, die jetzt hier oben lagen, in dem entsetzlichen Wetter jener Tage, umkracht von den wahnsinnigen Explosionen der feindlichen Granaten und schweren Minen, bis an den Gürtel, ja zuweilen bis an den Hals in dem kalten Schlammwasser, das die Granattrichter, die einzigen Zufluchtstätten dort oben, erfüllte, unter dem Schauer der Wolkenbrüche, die jeden Tag herniederrauschten, gehörten der . . . . Division an. Es waren wiederum posensche und westpreußische Truppen, dazu Niedersachsen aus Hannover und Oldenburg. Sie alle haben sich ganz wunderbar bewährt; ganz besonders aber vielleicht die stillen, langsamen und ernsthaften Männer der letzteren Regimenter, die stumm, anspruchslos und zäh in diesen furchtbaren Anforderungen ausharrten.

Am 20. August brach endlich, nach einem bis zum Ungeheuerlichen gesteigerten letzten Trommelfeuer, der große Generalangriff der Franzosen aus. Wie es bei den Anfangsstößen einer so großen Offensive immer unvermeidlich ist, gelang es den zusammengeballten Massen des Feindes an verschiedenen Stellen der Front unsere Linien zu überrennen. Nicht an der Höhe 304! Obwohl der Angriff gerade hier mit den stärksten Kräften geführt wurde, sowohl frontal von Süden her, wie auch von der westlichen Flanke aus, wo es dem Gegner gelungen war, in der Gegend des Termitenhügels vorwärts zu kommen. Besonders hat das rechte Flügel-Regiment . . . in prachtvollen Gegenstößen den Feind hier immer wieder zurückgeworfen.

Wie im Westen am Termitenhügel, so kam aber leider auch im Osten der Feind voran. Hier ging die große Nachbarstellung, der Tote Mann, verloren. Damit wurde die Lage auf 304 außerordentlich gefährdet. Die Höhe stand nun unter der Wirkung des Feuers von dieser Stelle aus; sie lag jetzt allein wie ein vorspringender Fels in einer tosenden Brandung. Auch von ihrer linken Flanke her, von dem Tal, das sie vom Toten Mann trennt, erfolgte noch am selben Tage ein sehr starker Angriff. Die Situation hätte zu vollkommener Vernichtung führen müssen, wenn nicht ebenso wie im Westen das genannte Regiment . . . . hier das . . . ste Regiment mit zurückgebogenem Flügel den wütenden Anprall abgehalten hätte. Als der Abend dieses großen Sturmtages hereinbrach, hatten die Verteidiger von 304 die ihnen anvertrauten Stellungen vollkommen gehalten.

Der enttäuschte und erbitterte Gegner ruhte nicht; er setzte noch während der Nacht seine Versuche, weiter zu kommen, fort. Auch diese aber wurden restlos abgewiesen. Gleichzeitig benutzten die Unsrigen das Nachtdunkel dazu, um so gut es unter dem fortdauernden Feuer ging, die erschöpfte Munition zu erneuern. Als der Morgen kam, waren sie von neuem völlig kampfbereit. „Wie vorausgesehn, wiederholte der Feind während des ganzen 21. August seine Angriffsstöße gegen Höhe 304; am Nachmittag versuchte er vom Toten Mann her über die trennende Talsenkung einen tiefgegliederten Massenangriff. Wieder warf ihn das glänzende Zusammenspiel unserer Infanterie und Artillerie zurück.

So verzweifelt auch dem Außenstehenden die Lage der Besatzung auf Höhe 304 erscheinen mußte, die Stimmung der Regimenter selbst war glänzend. Sie rechneten mit Sicherheit darauf, daß der Tote Mann von uns binnen kurzem wiedergenommen werden würde, und bis dahin waren sie fest entschlossen, die eigene Stellung gegen alle Stürme zu halten.

Da aber kam in der Nacht der Befehl des Ober-Kommandos, die Stellung zu räumen. Die oberste Heeresleitung hatte sich entschlossen, um anderer wichtiger Vorteile willen, die Stellung am Toten Mann nicht wieder zu nehmen, und damit wurde 304 auch unhaltbar. Daß der Befehl bei den Kommandierenden der Division sowohl wie bei den Mannschaften eine schmerzliche Enttäuschung hervorrief, läßt sich denken, und sie ist mir selbst in verschiedenen Äußerungen zutage getreten. Allein der Befehl mußte befolgt werden. Das schwierige Problem, abzurücken, ohne daß der Gegner es merkte und schwere Unordnung und Verluste dabei schuf, wurde ebenso meisterhaft gelöst, wie die Verteidigung selbst. Um Mitternacht vom 21. zum 22. vollzog sich die Räumung, ohne daß der Feind etwas ahnte. Nur ein dünner Patrouillenschleier von todesmutigen Männern, im ganzen 60 Mann und 10 Offiziere, blieb in den Stellungen zurück, um durch vermehrte Tätigkeit, Gewehrschüsse, Leuchtkugelsignale und dergl. dem Feinde vorzutäuschen, daß die Höhe nach wie vor verteidigt würde. Im Verein mit unserer fernwirkenden Artillerie haben diese Wackeren dort oben den Feind noch zwei weitere Tage in Schach gehalten. Er hat zwar auch am 22. und 23. August seine Stürme auf die Höhe erneuert, aber das Sperrfeuer ließ ihn niemals bis an die Stellungen selbst herankommen.

Erst am 24. früh in der Dämmerung stürmte der Gegner in einem großen, umfassenden Angriff vor und gelangte nun endlich in die fast leeren Stellungen, die ihn solange noch geäfft hatten. Die Mehrzahl der Verteidiger, die mit schärfster Wachsamkeit auf ihrem Posten gewesen war, zog sich, befehlsgemäß, rechtzeitig zurück; nur zwei Offiziere und zwölf Mann sind getötet oder gefangen genommen worden, die anderen kehrten wohlbehalten heim.

Ich traf die unmittelbar nach diesen harten Tagen abgelöste Division auf ihrem Rückmarsch im Gelände nahe der Maas und fand sie erfüllt von dem einen einzigen Gedanken: der Franzmann hat die Höhe 304, die uns anvertraut war, nicht erobert; wir hatten sie gehalten und hätten sie weiter gehalten; nur auf höheren Befehl sind wir freiwillig gegangen. Die Höhe 304 selbst mag verloren sein, die Ehre der deutschen Waffen ist auf Höhe 304 nicht verloren worden.

Das Kampfgelände bei der Höhe 304. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

## Die Kriegsnot und die Frau. Von K. Albert.

Es gibt Worte, die seit Urväterzeiten zusammengehören, wie Nacht und Tag, wie Sommer und Winter, wie Saat und Ernte. Ein solches Wort, das mit ehernen Ketten verbunden durch die Zeiten gegangen, ist „Krieg und teure Zeit". An den Schweif des dahinrasenden Kriegsrosses greift die Knochenfaust der Teuerung, läßt sich von ihm durch die Lande schleppen, und wo sie hineinblickt in die Fenster und Türen, da erbleichen die Menschen, und wo sie einkehrt, da werden sie ernst und still, denn sie wissen, daß sie jetzt mit einem mächtigen Feinde zu kämpfen haben, der hinterrücks trifft und der, einmal aus dem Felde geschlagen, dreimal wiederkehrt.

Scheinbar ziellos, wahllos rollt, während die Furie des Krieges rast, das Geld von Land zu Land, von Hand zu Hand. Denen, die es festzuhalten glaubten, wird es aus den Händen geschlagen, und in leeren Truhen häuft es sich an. Der altererbte Besitz schwindet dahin, und in Kellern und Dachstuben werden goldene Grundpfeiler gelegt zu Häusern und Gütern, die nach dem Kriege entstehen werden. Aus dem Kasten, der die bescheidenen Rentenbriefe enthält, sickert das Geld, auch wenn er keine noch so feine Fuge zeigt, und der leere Beutel im Nachbarhause füllt und strafft sich in mühelosem Erwerb.

Der Krieg hat noch stets, wo er wütete und, je länger er dauerte um so mehr, den Wert des Geldes herabgedrückt. Die lange Dauer dieses in der Geschichte bisher unerhörten Kampfes hat diesen Druck verschärft. Es nützt daher auch gar nichts, sich darüber zu entrüsten, warum auch frei- und wildwachsende Erzeugnisse auf das drei- und vierfache ihres Friedenspreises gestiegen sind, denn wenn die Mark jetzt nur noch etwa 25 Pfennig gilt, so gilt sie das ebensogut den Pilzen und Beeren gegenüber wie dem Band und den Nadeln, die Menschenfleiß in ihre jetzige Gestalt brachte.

Wem der Krieg reichen Gewinn brachte, kann die Teuerung, die uns alle trifft, ruhig ansehen und mit vornehmer Gebärde den Zwanzigmarkschein zahlen, wo früher der Fünfmarkschein genügt hätte. Leicht gewonnen, leicht gegeben. Kriegsnot! Nur zu oft gleitet unser Blick über die Mitmenschen hinweg, die in der bittersten Kriegsnot sind, denn es liegt im Wesen der Armut, daß sie sich scheu verbirgt und glaubt ungesehen ihr Los leichter tragen zu können. Jetzt aber, wo ein harter Winter für uns alle vor der Tür steht, müssen wir Umschau halten nach solcher Not und die geschlossenen Türen der Scheu und Zurückhaltung zu öffnen versuchen.

Als der Krieg begann, richteten sich aller Augen zunächst auf die Frauen und Mütter der Kämpfenden. Behörden und Privatpersonen sahen mit Dankbarkeit auf alle, die dem Vaterlande solche schweren Opfer brachten, sie wünschten außerdem, daß unsere Krieger ohne große Sorge um das äußere Geschick ihrer Lieben an der Front sein sollten. Mit freudigster Zustimmung aller Parteien wurden die Unterstützungen für Kriegerfrauen, Kinder und bedürftige Eltern der Zeit angemessen gezahlt und seitdem in mannigfacher Weise erweitert und verbessert. Unangefochten bleiben die Kriegerfrauen in ihrer Wohnung, fast unkündbar sind ihre Stellungen, und bei der Vergebung neuer Ämter werden Angehörige von Kriegern vor allen Dingen berücksichtigt. Geradlinig, unbeirrt geht die Behörde diesen Weg und muß ihn gehen. Der einzelne aber soll und muß nach rechts und links schauen, um eine andere Reihe von Menschen zu sehen, die nur zu leicht hilflos am Wege zugrunde gehen, wenn freiwillige Hilfe ihnen nicht nachgeht.

Kriegsnot wohnt vielleicht mit dir in der Großstadt unter einem Dache, in der Mansarde, im Hofe, im zweiten Hinterhause, in der Kleinstadt schon in der Straße nebenan. Da haben wir die alten Witwen mit den geringen Pensionen der früheren Generation, die alte Privatlehrerin mit der kleinen Rente, von der sie so stolz einmal glaubte leben zu können. Ihre Methode ist veraltet und obgleich an ihrem Türschild steht, daß sie auch jetzt noch bereit ist Stunden zu geben, es klingelt niemand bei ihr an, um sie zu bestellen. Wer soll sich ihrer annehmen? Wer ist ihr Nächster? Wer beachtet, daß sie täglich elender wird, blasser und durchsichtiger? Keine Behörde hat Veranlassung sich mit ihr zu beschäftigen, ihr bezahlte Arbeit zu geben. Aber wie soll sie, obgleich sie als Rentnerin gilt, auskommen? Tatsächlich hat sie fast dreiviertel ihres Vermögens verloren, um soviel teurer muß sie fast alle Bedürfnisse des täglichen Lebens bezahlen, von denen doch nur Brot zum Glück wohlfeil geblieben ist.

Ein Friedensbild, das eines gewissen poetischen Reizes nicht entbehrte und das zur Genüge in stimmungsvollen Geschichten geschildert wurde, ist die unverheiratete Tochter, die bei der alten Mutter lebt und das geringe Einkommen durch Kunststickereien oder durch feine Nähereien ergänzt. Es ist freilich in der Tat allezeit ein schwerer Broterwerb gewesen, und manch eine verlöschende Lampe hat auch in Friedenszeiten im schon wieder erwachenden Licht gezuckt.

Und jetzt? Die Lust zur Arbeit ist da, die Notwendigkeit zu arbeiten stärker als je, aber nach drei harten Jahren der Abschließung ist das Material nicht nur sehr knapp geworden, die Garne und Stoffe beginnen ganz zu fehlen. Vielleicht wäre irgendwo eine Arbeit, die auch schwächliche Frauen leisten könnten und die bezahlt wird, nicht ehrenamtlich getan, aber dem bejahrten Menschen fällt das Umstellen sehr schwer. Ein paar schüchterne Versuche mißlingen — ratlos, gebrochen steht das arme Menschenkind da, denn von der Tochter hängt das Wohl oder Wehe der alten Mutter ab. Diese Beispiele ließen sich vervielfältigen. Unsere Beratungsstellen, das muß hier auch einmal offen und ehrlich gesagt werden, versagen sehr oft. Das System ist gut, die Ausführung häufig durchaus ungenügend. — Nicht etwa meine ich damit, daß sie oft nicht helfen können, denn sie sind nicht allmächtig und ihre Mittel nicht unerschöpflich; aber ihre Art ist viel zu bureaukratisch, ihre Fragestellung zu peremptorisch, der Kreis, in den eine arme Suchende geführt wird, um ausgefragt zu werden, viel zu groß. Wir müssen weit mehr Ehrfurcht haben vor der Not. Auf diesem Gebiete wäre unendlich viel zu bessern. Es bleibt also vorläufig bei dem: Ich selbst muß meines Bruders, meiner Schwester Hüter sein. Wir können nicht jeder Kriegsnot abhelfen, der wir auf unserem Wege begegnen, aber wir, die von der Not der Zeit nicht allzu hart berührt sind, können ihr eine Stunde der Rast gewähren durch eine kleine Freundlichkeit, eine Hilfe, wie sie der Freund dem Freunde gewährt, einen guten Rat für die Geschäftsunkundige, einen Wegweiser für die Ungeübte. Unser Generalfeldmarschall von Hindenburg fordert in der Bitte seines Geburtstages nicht in Gaben und Briefen an ihn selbst zu gedenken, ja zu allerlei guten Werken auf, die an unseren Nebenmenschen zu tun sind. Also möge jeder neben der Zeichnung von Kriegsanleihe und den Gaben für Verwundete und Hinterbliebene doch auch derer gedenken, die zusammenbrechend am Wege des Lebens liegen. Es ist viel kostbares Gut dabei, und es wäre schade um sie, wenn sie untergingen. —

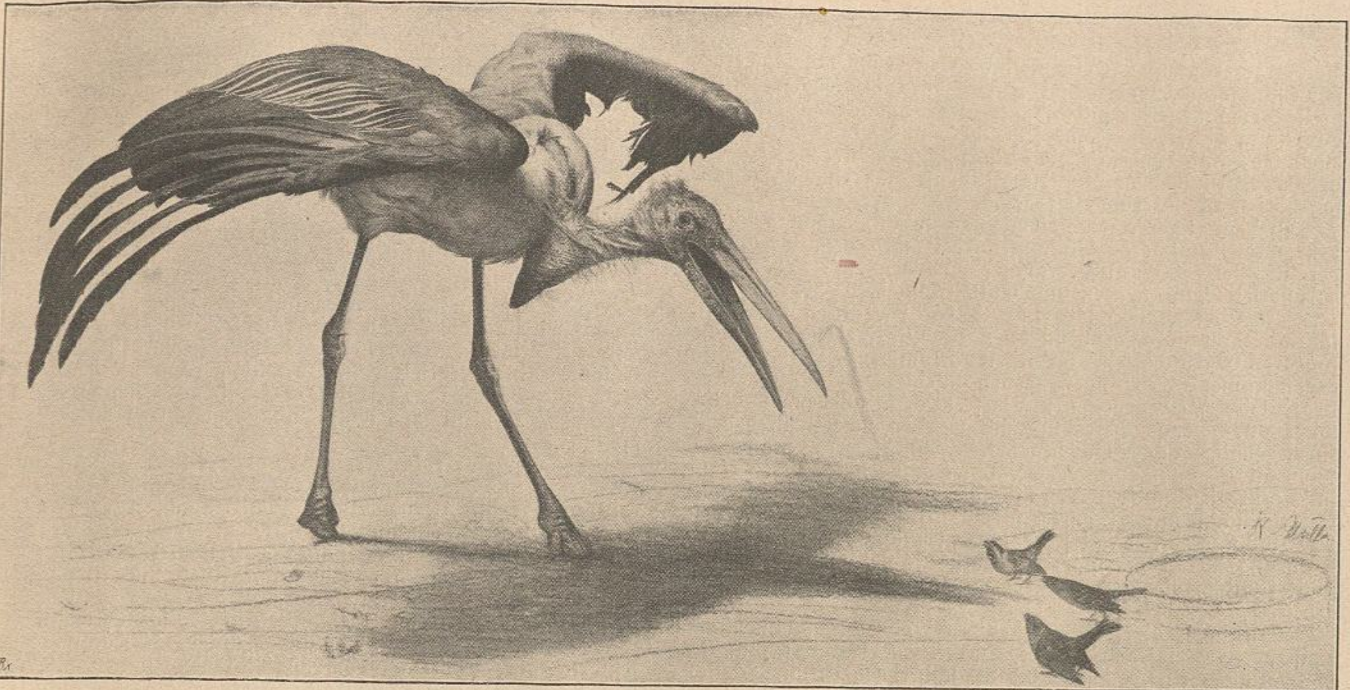
Wir alle und sie auch wollen doch gern das neue Deutschland schauen, den Frieden sehen, der leise heraufdämmert, den Frieden, von dem wir glauben und hoffen, daß er groß und stark sein wird, stark wie unser Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit. Wir alle wollen Hüter sein!

## Den deutschen Frauen. Von Hans Rauschnabel.

Euch, die sich in stummer Pein  
Härmen um der Kämpfer Leben,  
Trost und milden Sonnenschein,  
Wo sie keinen haben, geben,  
Wunschlos, jeder Lust entsagen  
Und auf Freuden gern verzichten,  
Stündlich sich mit Schwerem plagen,  
Und sich täglich neu verpflichten, —  
Ihr habt unser Herz gerührt,  
Euch den Kranz, der uns gebührt!

Wenn wir einst in Marmorstein  
Graben unsrer Helden Namen,  
Wenn um Silberlettern Schein  
Sich die güldnen Kränze rahmen,  
Wenn die stolzen Säulen ragen  
Hoch hinauf in Himmelsbläue,  
Kündend von den Siegestagen  
Und von alter, deutscher Treue —  
Sei's uns heil'ge, teure Pflicht:  
Euch den Kranz, den man uns flicht!





Die Rivalen. Radierung von Richard Müller-Loschwitz.

## Die Umwertung der Werte. Von Hans Dominik.

In den letzten fünfzig Jahren ist uns das Gold der Wertmesser aller Dinge gewesen. Ein Staat nach dem anderen ging in dieser Zeit zur reinen Goldwährung über, und in der ganzen Welt wurde Gold das herrschende wertbestimmende und wertmessende Zahlungsmittel. Das gelbe Metall verdrängte das weiße, das zweitausend Jahre hindurch neben ihm Währungsgrundlage gewesen war. Denn das Silber war zu häufig geworden. Die überreichlichen südamerikanischen Silbervorkommen führten zu einer Überschwemmung des Marktes und im Anschluß daran zu einem Preissturz des zweiten Währungsmetalles. Das Wertverhältnis von einem Pfund Silber zu einem Pfund Gold stürzte in wenigen Jahren von 1:15 auf 1:30. Unsere alten Taler trugen noch die Inschrift: „XXX ein Pfund Feinsilber". Bei einem feststehenden Goldpreis von 2700 ℳ für das Kilogramm (1350 ℳ für das Pfund) und dem Wertverhältnis Gold : Silber = 15:1 war ein Pfund Feinsilber auch wirklich 90 ℳ oder 30 Taler wert. Als aber das Verhältnis auf 30:1 gefallen war, hatte der Taler nur noch 1,50 ℳ Metallwert. Die Rolle des Silbers als Währungsgrundlage ging zu Ende.

Desto gefestigter schien dagegen die Herrschaft des Goldes, um so mehr, als die Art seines Vorkommens seine Stellung als Währungsmetall der Erde unterstützte. Ein Währungsmetall darf nicht zu plötzlich mühelos in zu großen Mengen gewonnen werden. Das hatte ja die Geschichte des Silbers gezeigt. Aber es darf auch nicht allzurar sein, sonst eignet es sich trotz allen Wertes nicht zum Wertmesser, wie der mißglückte Fußische Versuch einer Platinwährung beweist.

Das Gold kam reichlich vor. Überreichlich sogar. In den südafrikanischen Goldminen, im Boden der ob solchen Goldreichtums von England schnöde vergewaltigten Burenstaaten in solchen Mengen, daß es für den Weltbedarf vieler Jahrhunderte langt. Nur ein kleines „Aber" war dabei. Dies Gold ist, obwohl gediegenes Gold, nicht frei. Es ist in winzigen Mengen in einen überaus harten Quarzstein eingesprengt. Beträchtliche Massen solches goldführenden Quarzes sind im Laufe der Jahrtausende durch atmosphärische Einflüsse zu Quarzsand zerpulvert worden. Wasser vertrug den Sand, schwemmte die schweren Goldstäubchen zusammen, und so entstanden die Goldseifen, goldhaltige Sande, denen die Goldgräber und Goldwäscher mit Schaufel und Waschwanne zu Leibe gingen.

Aber längst sind diese leicht zugänglichen Schätze in Afrika gehoben. Übrig blieb nur der massive goldführende Quarzfels, der allein mit den Mitteln der neuzeitlichen Technik und des Großbetriebes ausgebeutet werden kann. Der Stein enthält im Kubikmeter etwa 10 Gramm Gold, in einem gewaltigen Block von etwa 3000 Kilogramm Gewicht eine Messerspitze gediegenen Goldes im Handelswerte von 27,50 ℳ. Der Stein muß in den bis zu 1500 Meter tiefen Gruben gebrochen und zu Tage gefördert werden. In mächtigen ausnahmslos elektrisch betriebenen Brechern muß das harte Fördergut zu Apfelgröße gebrochen, in Pochwerken mit Tausenden von Pferdestärken zu feinstem Quarzsand zerpocht werden. Und nach aller dieser Leistung und Arbeit ist der neuzeitliche Großbetrieb zwar endlich beim goldhaltigen Sand, aber immer noch nicht so weit wie der alte Goldwäscher, der gleich beim Beginn seiner Arbeit von der Natur angereicherten Goldsand vor sich hatte. Durch Waschen, durch Amalgamierung und schließlich durch Cyanauslaugung werden dem Sande etwa 9,75 von den darin enthaltenen 10 Gramm Gold abgenommen und damit ist die Goldgewinnung beendet. Die Unkosten sind so hoch, daß die Unternehmer nur einen angemessenen Gewinn haben, wenn sie das Feingold zu dem bereits genannten Preis auf den Markt bringen.

In dieser Weise wird seit zwanzig Jahren in Australien und Afrika, den Haupterzeugungsländern, die Goldindustrie betrieben. Zurzeit sind etwa 250000 Pferdestärken in den afrikanischen Minen installiert und arbeiten 7500 Stunden im Jahre. Vor dem Kriege war es aber ein Lieblingsplan der englischen Hochfinanz, die nach Millionen von Pferdestärken zählende Kraft der Zambesifälle zu elektrisieren, in das Minengebiet zu leiten und die Goldgewinnung zu vervielfachen.

Und nun nach dieser Schilderung der Verhältnisse wiederum eine theoretische Frage. Was für eine Währung ist dies eigentlich? Der Währungsträger, das Gold, ist in praktisch unbegrenzter Menge vorhanden. Aber es kann nur durch den Aufwand einer recht großen Menge von Maschinenarbeit gewonnen werden. Für ein Gramm Gold im Werte von 2,75 ℳ sind etwa 40 bis 50 Pferdekraftstunden aufzuwenden. Erst danach gewinnt das solange wertlose Mineral seinen Marktwert. Aber auch die Pferdekraftstunde hat in der Welt ihren Wert. Er schwankt von 1 Pfennig an den ganz großen Wasserkräften bis zu 10 Pfennigen in der kleinen Dampfzentrale. Bei einem Mittelpreis von 5 Pfennigen sind 50 Pferdekraftstunden 2,50 ℳ wert. Arbeit im Werte von 2,50 ℳ wurde also geleistet, um Währungsmetall im Werte von 2,75 ℳ aus dem Urgestein zu schaffen.

Es scheint doch beinahe, als ob hier die reine Metallwährung bereits seit Jahren bedroht war. Nehmen wir einmal an, es wäre nicht zum Weltkrieg gekommen und die Elektrisierung der großen afrikanischen Wasserkräfte wäre durchgeführt worden. Mit dem Erfolge etwa, daß die neuen Kraftwerke die Pferdekraftstunde mit 1,5 Pfennig im Minengebiete anbieten konnten und 7 Milliarden Pferdekraftstunden im Jahr auf den Markt brachten. Zwei Möglichkeiten bestanden dann.

Entweder die Kraftbesitzer forderten trotz der billigen Herstellung 5 bis 6 Pfennig für die Kraftstunde, und sahen zu, wieviel von ihrer Ware sie zu diesem Preise an die Minen los wurden. Dann mußte der Goldpreis jedenfalls fest bleiben, bestimmt durch Selbstkosten plus Unternehmergewinn. Oder aber die Werkbesitzer stellten ihren Preis für die Kraftstunde nach dem Satze: Selbstkosten plus vernünftiger Gewinn. Dann war bei dem bestehenden Goldpreis die Anregung gegeben,

die Golderzeugung um ein vielfaches zu erhöhen. Eine Überschwemmung des Marktes mit sehr wesentlich unter dem Marktpreise gewonnenen Golde mußte aber danach die erste, ein Preissturz die zweite Folge sein. Wie nun solcher Sturz eines Metalles, auf dem sich die Währung und die Münzsysteme der Erde gründen, volkswirtschaftlich in die Erscheinung tritt, soll hier nicht untersucht werden.

Viel wichtiger erscheint der enge Zusammenhang zwischen dem Preise nutzbarer Maschinenarbeit und dem Goldpreise, der sich hier zeigt und der auch bei dauerndem Frieden sicher zu allerlei Konsequenzen und Entwicklungen geführt hätte.

Die Edelmetalle Gold und Silber verdanken ihre langjährige Rolle als Währungs- und Münzmetalle ihren besonderen Eigenschaften. Gediegen vorkommend, unempfindlich gegen tausend Wirkungen, denen unedles Metall schnell erliegt, leicht zu bearbeiten und erfreulich anzusehen, nach Gewicht und Menge unveränderlich wurden sie seit unvordenklichen Zeiten allgemein begehrt. Damit aber begann ihre Rolle als Zahlungsmittel. Sie lösten erst einmal die Zahlung in Naturalien und den Tausch ab, um mit fortschreitender Geldwirtschaft und Finanztechnik Währungsmetalle zu werden. Als Zahlungsmittel hat sie das Papier längst überflügelt, als Währungsmetall hat sich das Gold bis jetzt gehalten. Gestützt freilich, wie gezeigt wurde, auf den Preis der Maschinenarbeit.

Nun wird die Frage gestellt, ob dieser Zusammenhang zwischen Arbeits- und Goldpreis berechtigt und gesund ist. Berechtigt zweifellos, denn die Maschinenarbeit, die Möglichkeit Maschinen billig arbeiten zu lassen, haben der Welt der letzten hundert Jahre das Gepräge gegeben. Die Volkswirtschaft der einzelnen Nationen und die ganze Weltwirtschaft hängen heut viel mehr von der Maschinenarbeit als vom Golde ab, wofür gerade jetzt die Kohlenfrage in allen Ländern Europas deutlich spricht. Ein Volk mit Goldüberfluß aber ohne Kohlen ist nicht nur zum Stillstand, sondern zum Rückschritt verurteilt. Die Maschinenarbeit und ihr Speicher, die Kohle, sind heute recht eigentlich die grundlegenden Werte. Ihre verfügbare Menge und ihr Preis bestimmen nicht nur Wohlbehagen und Wohlfahrt, sondern die Existenzmöglichkeit der Völker.

An zweiter Stelle wurde gefragt, ob der in Afrika seit dreißig Jahren tatsächlich bestehende Zusammenhang zwischen Maschinenarbeit und Goldpreis auch gesund sei. Diese Frage aber kann nicht ohne weiteres bejaht werden. Ein Beispiel mag die Verhältnisse erläutern. Auch im Meerwasser kommt gelöstes Gold vor. In tausend Kubikmetern nur der Bruchteil eines Grammes. Aber das Weltmeer enthält etwa 500 000 Billionen Kubikmeter Wasser. Sind in einer Million Kubikmetern auch nur 4 Gramm Gold vorhanden, so enthält das Weltmeer 2000 Milliarden Gramm Gold im Werte von 5400 Milliarden Mark. Ungefähr ebenso hoch schätzt man den Wert der in deutschem Boden schlummernden Steinkohlenschätze.

Gesetzt nun den Fall, es wäre der deutschen Technik gelungen, unter Aufwand der gesamten eigenen Kohle alles Gold aus dem Meere zu gewinnen und einen Goldschatz von 5400 Milliarden Mark zu stapeln. Volkswirtschaftlich könnte man über ein solches Unternehmen vielleicht noch streiten, aber technisch und naturwissenschaftlich wäre es jedenfalls ein grober Unfug. Denn der Prozeß ist nicht umkehrbar. Die Energie, die in unserem Kohlenschatze steckte, wären wir ein für allemal los. Wir können sie nicht etwa wieder zurückgewinnen, indem wir das Gold wieder im Meerwasser auflösen. Wir säßen ohne eigene Energie auf dem Goldberge, und ob uns ein anderer für unser Gold Energie verkaufen will, das hinge ganz von dem anderen ab.

Das ist der springende Punkt der ganzen Frage, daß bei der modernen Art der Goldgewinnung gewaltige Arbeitsmengen unwiederbringlich verbraucht werden. Zwar wurden 50 Pferdekraftstunden angelegt, um ein Gramm Feingold zu gewinnen, aber diese Stunden sind nun verloren, in Form von Wärme im Weltall zerstreut. Das Gold, das dafür gewonnen wurde, hat nach wie vor nur Liebhaberwert.

Ganz anders die Steinkohle. Das Kilogramm guter westfälischer Steinkohle ist wirklich Energieträger. Es enthält theoretisch eine Arbeitsmenge von 3 Millionen Meterkilogramm oder 12 Pferdekraftstunden, von denen wir immerhin 20 Prozent in guten Maschinen gewinnen können. Es hat keinen Liebhaberwert, sondern reellen Sachwert, sofern nur Maschinenarbeit ein Wertgegenstand ist.

Nun sind wir mit unseren Betrachtungen bis in die jüngste Gegenwart gelangt. Vielleicht schienen sie manchem Leser schon allzu revolutionär und bedenklich, denn das Dogma von der wertmessenden Kraft des Goldes gilt seit geraumer Zeit als unantastbar. Aber der Krieg hat uns ja wieder recht deutlich gezeigt, daß Gold allein nicht Werte schaffen und erhalten kann. In allen Kriegen des Mittelalters und weiter bis zum Siebenjährigen Kriege war ein gut gefüllter Goldschatz gleichbedeutend mit einem willigen Söldnerheer, war ein sehr realer Machtfaktor.

Heute könnte uns alles Gold nicht retten, wenn wir nicht Kohle und Eisen in überreichem Maße besäßen. Die Kohle liefert uns die Arbeitsstunden, mit denen wir aus unserem Eisen die Waffen für diesen Gigantenkampf schmieden. Kohle und Eisen sind die beiden Machtfaktoren künftiger staatlicher und privatwirtschaftlicher Entwicklung geworden, aber die Kohle ist in Friedenstagen der wichtigere. Das beweist die Geschichte Schwedens, das bei vorzüglichem Eisenvorkommen aber ohne Kohlenschätze keine Industriemacht zu werden vermochte.

Die vier Kohlenländer der Welt, England, Deutschland, Frankreich und Amerika, spielen im jetzigen Kampfe die Hauptrolle und es sind vornehmlich Industriemächte, die hier aufeinanderprallen. England will nicht viel von uns. Nur die Saarkohlen für Frankreich, die Ruhrkohlen für Belgien und die schlesische Kohle für Rußland. Aber die Amputation würde genügen, um Deutschland zu töten.

Nach den am meisten gebilligten geologischen Schätzungen reichen die deutschen Kohlenschätze unter Beibehaltung der jetzigen Jahresförderung von 200 Millionen Tonnen im Werte von etwa 4 Milliarden Mark noch auf etwa 1300 Jahre. Es ist also die Entwicklungsmöglichkeit für mehr als tausend Jahre, die man uns mit unseren Kohlenlagern nehmen möchte und es ist nebenbei bemerkt ein Objekt von mehr als 5000 Milliarden Mark. Ein Objekt, das wir im eigenen Lande haben und von dem die kohlenarmen Länder uns abkaufen müssen, was sie benötigen. Unser Kohlen- und Eisenschatz sichert uns den Sieg in diesem Weltkampf, und unser Kohlen- und Kalischatz macht uns nach Friedensschluß trotz aller Pariser und Petersburger Wirtschaftskonferenzen zu Herren des Weltmarktes.

Und nun zum letztenmal die Frage: Wird das Gold, nachdem es aufgehört hat ein realer Machtfaktor zu sein, sich als Währungsmittel halten können, oder wird etwas anderes an seine Stelle treten? Nur die Zeit, nur die Entwicklung selbst können die Antwort geben. Aber die Umwertung der Werte hat begonnen. In diesen Wochen des scharfen U-Bootkrieges beginnt unsere Auslandsvaluta, die wir mit unserem Golde nicht stützen konnten, unter dem Einfluß der praktisch heute in Europa bestehenden Kohlenwährung zu gesunden. Mit Gold können wir heute bei den Neutralen wenig, für Kohle alles kaufen. Unser Goldvorrat ist ein künstliches Gebilde und muß vom Auslande her genährt und aufgefüllt werden. Unser Kohlenschatz ist für Jahrhunderte unerschöpflich. Viele Gründe sprechen also dafür, daß die kommende fünfzigjährige Friedensperiode, die erfahrungsgemäß auf große Kriege zu folgen pflegt, uns eine neue dem technischen Zeitalter angepaßte Währung, die Energiewährung bringen wird. Eine Währung, die als Rechnungseinheit etwa die Kilowattstunde oder das Kilowattjahr benutzt, und nicht durch die Goldvorräte in den Gewölben der Reichsbank, sondern durch die Kohlenvorkommen gedeckt und gestützt wird.

Man wird der Kohle gegenüber zwei gewichtige Einwände erheben. Erstens, daß sie in ihrer Beschaffenheit nicht genügend gleichmäßig sei, um als Währungsbasis zu dienen, und zweitens, daß ihr Gewicht und Volumen im Verhältnis zu ihrem Werte zu groß seien. Der erste Einwand wird hinfällig, sobald man als Währungseinheit nicht den Energieträger, die Kohle, sondern die Energie selbst, die Kilowattstunde nimmt. Eine Kilowattstunde ist und bleibt eine Kilowattstunde, ganz gleich, ob sie in 0,4 Kilogramm bester Steinkohle oder in 1,5 Kilogramm leichter Braunkohle steckt. Ebenso wie ein Gramm Gold seinen festen Wert hat, gleichviel ob es chemisch rein oder mit diversem Kupfer oder Silber legiert ist. Über den zweiten Einwand kann nur die Praxis entscheiden.

Vielleicht führt die Entwicklung erst einmal zu einer Art Doppelwährung in der Weise, daß Gold und Energie nebeneinander und im gesetzlich festgelegten Verhältnis zueinander die Währungsgrundlage abgeben. Anfänge zu solcher Entwicklung waren ja zweifellos schon in Südafrika vorhanden. In jedem Falle sind diese Dinge durch den Weltkrieg gehörig in Fluß gekommen, und das erste Friedensjahrzehnt wird auf diesem Gebiete wahrscheinlich manches Neue und Überraschende bringen.







Herbstabend. Gemälde von Prof. Wilhelm Ludwig Lehmann.

## Werkzeuge und Hilfsmittel der auswärtigen Politik.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Freunde wie Feinde haben während der letzten Jahre der Tätigkeit des Reichskanzlers Fürsten Bismarck übereinstimmend ihm den Vorwurf gemacht, daß seine Auffassungen und Maßnahmen in inneren Angelegenheiten Deutschlands oft verfehlt, ja schädlich gewesen seien. So großen Nutzen seine Überlegenheit in allen auswärtigen Fragen dem Reiche eingebracht, soviel Schaden habe seine Verkennung der Lage und der Stimmungen im Inneren nur zu häufig verursacht. Eine gewisse Berechtigung wird heute, wo man die Dinge in der Vergangenheit ruhiger und nüchterner betrachtet, jener Klage selbst von den wärmsten Verehrern des ersten Kanzlers nicht abgesprochen werden können. Man ist sich allseitig darüber einig, daß Kulturkampf und Sozialistengesetz z. B. weit mehr Schaden als Nutzen geschaffen haben. Ein nächststehender Freund und Verehrer des großen Staatsmannes, wie Lothar Bucher, beklagte einmal gelegentlich einiger Aufsehen erregenden Mißgriffe Bismarcks in der Wahl von Persönlichkeiten, er habe manchmal an einer „Art moralischer Kurzsichtigkeit" gelitten. So scharf und richtig er den Charakter fremder Staatsmänner oft nur aus ihren Reden und Briefen erkannt habe, so leicht habe er in der Beurteilung von Leuten, mit denen er persönlich in nähere Berührung gekommen, sich oft schwer getäuscht. — Die Ereignisse während seiner letzten Lebensjahre haben diese Ansicht ja leider nur zu sehr bestätigt. — Ähnlich scheint es beim Fürsten Bismarck mit der Beurteilung der Wirkung seiner Maßregeln in wirtschaftlichen Angelegenheiten des Staats gestanden zu haben. Vielleicht schätzte er die Gefühle und Ansichten der Massen zu sehr nach seinem eignen überlegenen Maßstabe ein. Vielleicht war ihm durch die lange, vorwiegende Beschäftigung mit auswärtigen Dingen das richtige Maß für die Seele der Massen in Dingen, die sie mehr mit ihrem Gefühl als ihrem Verstand betrachten, verloren gegangen.

Wahrscheinlich ist diese Schwäche der Bismarckschen Politik nicht ohne Einfluß bei der Wahl seines Nachfolgers gewesen. Eine überragende, erfolgreiche, vom Vertrauen der Nation getragene Persönlichkeit für den schwierigen Posten war damals nicht vorhanden. Der Fürst hatte bekanntermaßen in der Absicht, sein Amt einst in die Hände seines ältesten Sohnes zu legen, es stets sorgsam vermieden, einen möglichen Nachfolger heranzubilden. Wohl oder übel mußte Kaiser Wilhelm mit dieser Sachlage rechnen. Er traute sich aber zu, nach den in den ersten Regierungsjahren gemachten Erfahrungen, selbst das Reichsschiff durch die Welt führen zu können, und legte daher bei dem neuen Kanzler mehr auf Pflichttreue und Zuverlässigkeit, als auf besondere Sachkenntnis Wert. Dieselbe Erwägung scheint ihn bei der Wahl des Herbert v. Bismarck ablösenden Staatssekretärs des Auswärtigen Amts geleitet zu haben. Indem er auf diesen Posten den Vertreter Badens im Bundesrat, einen aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangenen, mit dem fremden Ausland und seinen Schwierigkeiten nicht vertrauten Mann setzte, leitete ihn wohl hauptsächlich die Rücksicht auf die Verhältnisse zwischen den Bundesstaaten, die damals eine besonders vorsichtige Behandlung verlangten. Der Posten des Leiters des Auswärtigen Amtes ist von da an nur noch mit Beamten des Auswärtigen Dienstes besetzt worden. Die Herren v. Bülow, v. Schön, Tschirsky, v. Kiderlen, v. Jagow, v. Kühlmann wie früher Hatzfeldt und H. v. Bismarck haben vor ihrer Ernennung das Reich als Gesandte oder als Botschafter im Auslande vertreten. Herr v. Richthofen, der aus dem Konsulardienst hervorgegangen war und lange als Vertreter der deutschen Gläubiger in Ägypten gewaltet hatte, arbeitete vor der Übernahme des Staatssekretariats als Kolonialdirektor und nachher als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte. Den letzteren Posten hat auch der früher als Konsul in China tätige Staatssekretär Zimmermann innegehabt. Mit dem Amte des Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amte sind jederzeit nur Beamte aus der auswärtigen Laufbahn betraut gewesen. Dr. Busch war vor der Berufung nach Berlin Dragoman im Orient, H. v. Bismarck, Graf Berchem, Freiherr v. Rotenhan hatten diplomatische Posten bekleidet; Richthofen, Mühlberg, Dr. Stemrich und Zimmermann hatten ihren Weg in der konsularischen Laufbahn gemacht. Von den Nachfolgern Bismarcks im Kanzleramte sind dagegen nur noch zwei aus dem auswärtigen Dienste hervorgegangen: Fürst Hohenlohe und Fürst Bülow. Ersterer war dabei auch noch seit seiner Tätigkeit als Botschafter in Paris jahrelang als Statthalter in Elsaß-Lothringen tätig gewesen. Bethmann Hollweg und Michaelis sind beide aus der reinen inneren Verwaltungslaufbahn gekommen, die bei letzterem allerdings durch eine Zeit der Lehrtätigkeit an der Universität in Tokio unterbrochen war.

Wie weit diese Auswahl des obersten Leiters der Reichsgeschäfte aus der innern Verwaltung in den schwierigen letzten Jahren die Gestaltung der äußeren Lage des Reichs beeinflußt hat, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit feststellen.

Tatsache ist, daß in Frankreich, wo das Staatsoberhaupt ebenso wie in den Vereinigten Staaten aus den verschiedenartigsten Berufen hervorgeht, der Posten des Leiters der auswärtigen Geschäfte fast immer, wenigstens in letzter Zeit, mit einem in ihnen aufgewachsenen Manne besetzt worden ist. Auch in Rußland, Italien, von England ganz zu schweigen, ist man stets bemüht gewesen, in der Leitung der auswärtigen Geschäfte stets genau eingeweihte Leute zu haben und keine Lücke in den Überlieferungen und Sonderheiten dieses schwierigen Dienstes entstehen zu lassen. Angehörige der Familie Cecil, die im 16. Jahrhundert die auswärtige Politik so erfolgreich lenkte, spielen noch heute in der englischen Regierung eine hervorragende Rolle! Wie wichtig das fürs Wohl der Staaten ist, beweist die Geschichte der Völker. Nur tüchtige Männer, die in diesem Berufe ergrauen und aus ihrer Erfahrung die Eigenart anderer Staaten kennen, werden in der Regel imstande sein, ihrer Aufgabe zum Nutzen ihres Vaterlandes wirklich gerecht zu werden.

⌘ ⌘ ⌘

Völker gut zu regieren war von jeher die schwerste Aufgabe. Viele Männer sind dazu berufen gewesen. Nicht vielen aber ist es wirklich geglückt. Die Namen der wenigen Auserkorenen leben dafür durch alle Zeiten in der Geschichte der Menschheit, wenn die Mitarbeiter, ohne deren Hilfe sie wohl schwerlich ihre Erfolge errungen hätten, längst vergessen sind. Jeder dieser großen Herrscher hat ebenso viele äußere wie innere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, denn jedes Reich hat mit eifersüchtigen und begehrlichen Nachbarn rechnen müssen oder ist durch seine eigenen Bedürfnisse gezwungen gewesen, sich mit anderen Ländern gelegentlich auseinanderzusetzen. Von den ältesten Zeiten an haben daher die staatlichen Gemeinschaften der Menschheit auswärtige Politik treiben müssen. Die Werkzeuge und Hilfsmittel dieser Politik sind in allem Wechsel der Zeiten und Sitten bezeichnenderweise bis heute dieselben geblieben.

Seit der grauen Vorzeit haben gelegentliche Gesandte oder ständige Vertreter die Rechte und Bedürfnisse eines Volkes beim andern wahrgenommen. Die Unabweisbarkeit solcher Beziehungen hat zur allseitigen Einräumung der Unverletzlichkeit und anderer Vorrechte der Gesandten geführt. Dem Weltkrieg der so hochgebildeten Gegenwart erst blieb es vorbehalten, diese älteste Regel des Völkerrechts zu erschüttern. Mit den Fortschritten der allgemeinen Gesittung bildeten sich die Formen des amtlichen Verkehrs der verschiedenen Völker untereinander weiter aus. Alle neuen Erfindungen und Einrichtungen sind ihm allmählich dienstbar gemacht worden, aber daneben sind alle die alten oft sehr bedenklichen Kniffe und selbst Gewalttaten, durch die man andere Länder gelegentlich zu beeinflussen gesucht hat, im Schwange geblieben.

Der regelmäßige diplomatische Verkehr der Staaten erfolgt durch schriftliche Noten verschiedener Form. Abmachungen zwischen ihnen werden durch Notenaustausch oder Protokolle über Vereinbarungen ihrer Vertreter oder in wichtigen Fällen durch Vertragsurkunden geschlossen. Daneben laufen mündliche Besprechungen und Privatbriefe der Minister und Gesandten, nicht selten auch der Staatsoberhäupter. Daß diese sich selbst in laufende Geschäfte einmengen, ist nur ausnahmsweise der Fall. Napoleon I. wie Napoleon III., König Leopold II. von Belgien und besonders König Eduard VII. von England haben allerdings sehr häufig in wichtigen Fällen die Unterhandlungen mit anderen Ländern persönlich geführt und sind mehr als einmal ihre eigenen auswärtigen Minister gewesen. In der Regel haben sich indessen Fürstlichkeiten auf den Versuch beschränkt, gelegentlich durch Privatbriefe, Besuche, Orden, Titel, Geschenke, Festlichkeiten u. dgl. maßgebende Persönlichkeiten des Auslands in ihrem Sinne zu beeinflussen. — Von großer Bedeutung waren von jeher in den Beziehungen der Völker finanzielle Fragen. England hat vom 16. Jahrhundert an fremde Staaten durch Geldunterstützungen seinen Zwecken dienstbar gemacht. Holland hätte den Kampf gegen Spanien nicht ohne englische Unterstützungen durchzuführen vermocht, und ebensowenig wäre Preußen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts imstande gewesen, ohne englisches Geld den Kampf gegen seine Feinde siegreich durchzufechten. Wie englisches Geld haben finanzielle Beihilfen von Frankreich und Rußland in den letzten Jahrhunderten nicht selten den Gang der Ereignisse stark beeinflußt. Welche Rolle Englands und Amerikas Milliarden im heutigen Weltkriege spielen, ist ja allmählich der ganzen Welt offenbar geworden. Von ähnlicher Bedeutung für die Entwicklung der Beziehungen der Völker sind im Laufe der Zeiten Vorteile auf dem Gebiete von Handel, Gewerbe und Schiffahrt gewesen. Mehr als einmal ist ein Staatsmann von seinen Gegnern beschuldigt worden, aus persönlichen Gründen auf diesem Gebiete das Ausland zum Nachteil des eigenen Staates begünstigt zu haben. Nachzuweisen ist das freilich in der Regel ebensowenig gewesen wie der Verdacht der Bestechlichkeit einzelner hoher Beamter durchs Ausland. In dieser Hinsicht ist zuverlässig nur die Tatsache festgestellt, daß Karl II. und Jakob II. von England und verschiedene ihrer Vertrauten ansehnliche Summen vom König Ludwig XIV. eingestrichen haben! Auch in den Vereinigten Staaten, wo die Präsidenten Roosevelt und Wilson wiederholt öffentlich sich über die Bestechlichkeit einflußreicher Leute beschwert haben, soll nach Wilsons Angabe nur ein Fall, wo ein Staatssekretär für Geld unerlaubte Zugeständnisse gemacht hat, zweifellos klarzustellen gewesen sein.

Daß es mit gewaltsamer Beseitigung unbequemer Persönlichkeiten, wie es zu dem beliebtesten Hilfsmittel der jungfräulichen Königin Elisabeth gehörte, noch heute gelegentlich versucht wird, haben die Geheimpolizei der Napoleone, der Zaren und noch ganz neuerdings die diplomatische Vertretung Englands in verschiedenen Staaten bewiesen. In den seltensten Fällen nur kommen solche Verbrechen zur öffentlichen Kenntnis. In das Gebiet der alten Maßregeln auf diplomatischem Gebiete gehört auch die Spionage durch unverdächtige Personen und die Beeinflussung wichtiger Leute durch geheime Agenten, besonders durch Damen. Frankreich war auf diesem Gebiete stets besonders geschickt. Wie es Friedrich den Großen durch Voltaire auszuhorchen versuchte, hat es den Vorleser Gerard in die Nähe der Kaiserin Augusta gebracht. Welche Rolle die Gräfin Castiglione, Frau v. Krüdener, Frau J. Adam ferner gespielt haben, von spionierenden Künstlerinnen u. dgl. zu schweigen, ist geschichtskundig. Aber auch Rußland ist oft durch unverdächtig auftretende geheime Agentinnen im Auslande gut bedient worden.

Erst in neuerer Zeit ausgebildet worden ist die Verwendung der Presse, Kunst und Technik für Beeinflussung des Auslands. Versuche mit ersterer sind jahrhundertelang gemacht worden, hatten aber vor Erfindung der Bahnen und Telegraphen nur geringen Erfolg. Heut steht die Presse in betreff der Beeinflussung der öffentlichen Meinung an der Spitze. Ihre geschickte Verwendung durch die Feinde hat Deutschland schwersten Schaden auf allen Gebieten eingebracht. Ungeeignete Persönlichkeiten und ungeschickte Handhabung dieser Waffe haben geradezu verhindert, daß Deutschland auch nur die neutrale Welt über die wahre Sachlage in diesem Kampfe aufzuklären imstande war. Phonograph und Kinematograph, Erfindungen, die besonders die ungebildeten Massen auf dem Lande tiefgehend beeinflussen, haben sich ebenfalls als sehr wichtige Mittel erwiesen, um die Seelen der Völker zu gewinnen. Auch diese neuen Waffen hat man in Deutschland ebensowenig wie das Theater in genügender Weise für unsere gerechte Sache dienstbar zu machen verstanden. Erst nachdem England und Frankreich damit bereits in der ganzen Welt in geschicktester Weise Deutschland herabzusetzen und verächtlich zu machen imstande gewesen waren, hat man ihr Beispiel in bescheidenem Maße nachzuahmen versucht. Dabei hat es in Deutschland weder an der nötigen Anregung noch an geeigneten Persönlichkeiten usw. gefehlt.

Soviel steht schon heute fest: in den Werkzeugen und Gepflogenheiten der auswärtigen Staatskunst ist nach diesem Kriege ein vollständiger und tiefgreifender Umschwung unvermeidbar. Alles Veraltete muß rücksichtslos beseitigt, alles genau auf den bestimmten Zweck eingestellt werden! Mit den alten Überlieferungen und Formeln ist fortan im Verkehr der Völker nichts mehr anzufangen. Höfische Rücksichten, die früher eine so große Rolle spielten, sind nach dem Sturz der meisten Throne im Auslande nicht mehr erforderlich. Der Vertreter Deutschlands muß in Zukunft in erster Linie Kenner der Seelen im Auslande sein und das Geschick besitzen, seine Handlungen danach einzurichten. Zu Hause aber wird es künftig nicht allein darauf ankommen, die Wünsche und Bedürfnisse des eigenen Landes richtig zu erkennen, sondern auch jederzeit genau zu beobachten, wie sich diese Bedürfnisse zu denen anderer Länder verhalten und ob und wie weit es jederzeit möglich ist, ihnen ohne Gefährdung der Sicherheit des Staats Befriedigung zu verschaffen. Von dem Wahne, Freunde in der Not außerhalb der eigenen Grenzen zu besitzen, dürfte das deutsche Volk wohl geheilt sein.

## Liebesspruch. Von Ruth von Ostau.

Nicht deine Liebe sollst du mir schenken,
Nur stilles, tiefes, treues Gedenken,

Nur, daß ich weiß, du hieltst mir die Hände,
Wenn ich einmal im Dunkeln stände.





Einfahrt eines österreichischen Hospitalschiffes in einem dalmatinischen Hafen.
Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

# Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Ertl. (Schluß.)

Ach, wer möchte all die schrecklichen Bilder, unzählige Male geschildert, unzählige Male erlebt, noch einmal vor dem Auge der Erinnerung vorüberziehen lassen? Ich wollte ja eigentlich gar nicht vom Krieg erzählen, sondern vom Trauderl . . .

An vielen Stellen war der Feind in unsere Schützengräben eingedrungen, wie immer hatten wir ihn nach erbittertem Handgemenge wieder hinausgeworfen und alle Linien siegreich behauptet. Ein paarmal stand es geradezu verzweifelt, es hing nur an einem Haar, daß wir überrannt und niedergemacht worden wären. Dann rief einer, während er einem Russen das Bajonett in den Leib stieß: „Denkt's an die Trauderl, die schlaft hinten im Unterstand!“ Und ein anderer, der mit Handgranaten arbeitete, schrie, heiser vom Pulverrauch: „Vergeßt's nit, was der geistlich Herr hat g'sagt! Vergeßt's nit auf die kloan Hascherlen dahoam!“ Und die schon Weichenden standen wieder. So richtete der Gedanke an die Kleinen und Wehrlosen, als deren Vertreterin in unserer Mitte der Kurat das Trauderl bezeichnet hatte, im Augenblick der höchsten Not und Gefahr den sinkenden Mut immer wieder auf. Wie ein Schutzengel schwebte das verklärte Bild des armen stummen Kindes über mir und meinen Leuten, als Sinnbild gleichsam des reinen und selbstlosen Gedankens, für den wir unser Leben einsetzten. Und ich bin mir wirklich nicht sicher, ob wir diesem entsetzlichen, mit einer vielleicht vier- oder fünffachen Übermacht unternommenen Ansturm standgehalten hätten ohne diesen Schutzengel.




Stürmender Infanterist 1915. Federzeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

Die Verluste meiner Kompagnie waren groß, fast ein Fünftel des Mannschaftsstandes hat uns diese Christnacht gekostet, in der wir das Kaiserlied zwar nicht mit dem Munde, aber mit der Faust zu Ende sangen. Daß sich unter den Gefallenen, wie vorhin angedeutet, auch jener unzuverlässige Kunde befand, den ich den Plattenbruder nannte, konnte ich nicht bedauern. Aber aufrichtig leid war mir um den geistlichen Herrn, unsern tapferen Oberkuraten. Es hatte ihn eine Kugel hingestreckt, während er dem schwerverwundeten Plattenbruder den letzten Trost spendete. Und ich konnte mir nicht helfen — es kam mir wie eine teuflische Tücke des Schicksals vor, daß dieser Halunke noch einen so trefflichen und herzensguten Mann mit sich ins Schattenreich hinunterriß . . .

Als ich im grauenden Morgen nach dem Unterstand zurückkehrte, fand ich das Trauderl auf einem Strohsack liegen. Schlafend. Sie hatte das neue himmelblaue Kleidchen des Schneiders Kvapil an (der leider auch gefallen war) und hielt ihre Puppe zärtlich an die Brust gedrückt. Über dem kleinen Gesichtchen lag der friedliche Ernst des tiefen und ruhigen Kinderschlafes. Ich glaube, daß sie bald nach unserm wilden Davonstürmen, ermüdet durch die ungewohnten Freuden der Bescherung, eingeschlummert war und vom Toben der Schlacht nichts mehr hörte.

Die Frommen unter meinen Leuten behaupteten, die Mutter Gottes hätte eigens über dem Kinde gewacht. Denn das Lager war an vielen Stellen zerschossen und zerstört, nur den Unterstand, in dem die Trauderl schlief,

hatten die feindlichen Granaten verschont. Sie wußte nichts von der Gefahr, in der sie sich befunden hatte, sie wußte auch nichts davon, daß sie nahe daran gewesen war, den Russen in die Hände zu fallen, hätten wir nicht wie die Löwen gekämpft. Und sie wußte nichts davon, daß der Gedanke an sie unsere Kräfte verdoppelt hatte. Sie ahnte nicht, was wir für sie, was sie für uns geleistet hatte. Sie schlief den süßen Kinderschlaf, erschöpft von Freude, und träumte wer weiß von welchem Himmel ... Zwei Soldaten trugen sie behutsam auf dem Strohsack zu Schwester Martha zurück, ohne daß sie aufwachte.

Unser Leben lenkte nun wieder in die alten Bahnen zurück und verlief in derselben Einförmigkeit wie früher. An dieser Stelle wenigstens war den Russen das Brett zu dick. Ihre Verluste hatten die unsrigen um ein mehrfaches überstiegen. Sie gaben die Hoffnung auf, unsere Reihen zu durchbrechen, sie behelligten uns nicht einmal und sparten wieder ihr Pulver. Es wurde nachgerade langweilig. Wochenlang gab es soviel wie nichts zu tun, ohne meine Trauderl wäre ich vor Langerweile gestorben. Meine einzige Abwechslung bestand darin, daß sie mich wieder ab und zu besuchen kommen durfte.

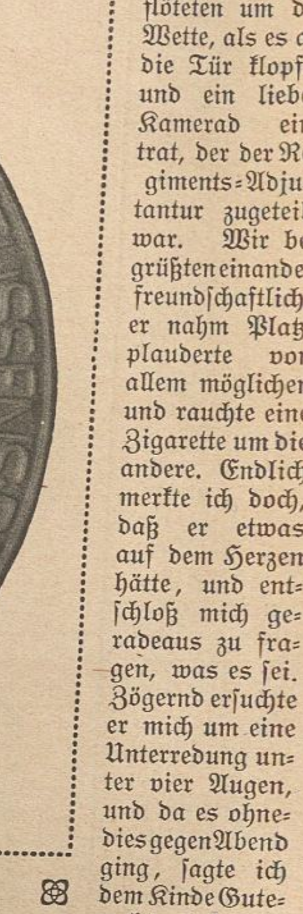
Ich fuhr fort, sie die Bilderbücher ansehen zu lassen, ihr daraus vorzulesen und die Zeichnungen zu erklären, und beobachtete mit Freude, wie ihr Verständnis sich erweiterte. Manchmal durfte ich es jetzt schon mit einem längeren Märchen versuchen. Aber am liebsten kehrte sie doch immer wieder zu den kurzen Kinderversen zurück. Die Geschichte vom Raben im Schnee, der ein „kohlschwarz Röcklein“ anhat, und andere Gedichtchen aus dem Speckterschen Fabelbuch wußte sie sicher längst auswendig, und manchmal formte sie den Mund, daß ich meinte, jetzt und jetzt würde sie mir das Wort von den Lippen nehmen und selbst zu sprechen anfangen:

„Hoch aus der Luft so frisch und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter.“

Aber damit war es nichts. Die Seele freilich hätte sprechen können, aber die Zunge gehorchte nicht — oder was sonst die Ursache sein mochte: der Mund blieb stumm.

Wir gingen jetzt auch öfters ins Freie; der Schnee schmolz ab, und Frühlingslüfte erwachten. Hinter dem Lager, wo es keine Schützengräben mehr gab, wuchsen Schneeglöckchen und sogar schon Veilchen an den Wegrainen. Wenn Trauderl meinen überschüssigen Mundvorrat an die Raben verfüttert hatte, die in Schwärmen auf den hohen Bäumen in der Nähe des Pflegedienstparkes saßen und die zugeworfenen Brocken geschickt in der Luft zu haschen wußten, so pflückte sie gern ein Sträußchen Frühlingsblumen und war selig, wenn ich meinen Uniformrock damit schmückte. Als aber dann wieder eine endlose Regenzeit eintrat, stellten wir unsere Ausflüge ein, der Aufenthalt im Unterstand war unter solchen Umständen vorzuziehen. Und da wir nicht immer lesen konnten, versuchte ich es, sie Mundharmonika spielen zu lehren. Sobald sie einiges davon begriffen hatte, fand sie großes Vergnügen daran und wußte es bei Schwester Martha durchzusetzen, daß sie nun fast täglich am Nachmittag zu mir in den Unterstand kommen durfte.

Ich hatte ein zweites Instrument kommen lassen, und so saßen wir denn einmal beisammen und flöteten um die Wette, als es an die Tür klopfte und ein lieber Kamerad eintrat, der der Regiments-Adjutantur zugeteilt war. Wir begrüßten einander freundschaftlich, er nahm Platz, plauderte von allem möglichen und rauchte eine Zigarette um die andere. Endlich merkte ich doch, daß er etwas auf dem Herzen hätte, und entschloß mich geradeaus zu fragen, was es sei. Zögernd ersuchte er mich um eine Unterredung unter vier Augen, und da es ohnedies gegen Abend ging, sagte ich dem Kinde Gutenacht und befahl meinem Burschen, der bereits draußen wartete, das Trauderl zur Krankenabteilung zurückzubringen. Nun waren wir allein und saßen einander gegenüber.





Rückseite der Hindenburg-Medaille. Modelliert von A. Löwental, Berlin. (Münzenhandlung Robert Ball Nachf., Berlin.)

Oberleutnant Homann, ein flotter, feiner und hochgebildeter Reiteroffizier, war im gewöhnlichen Leben was man einen lieben Kerl nennt. Heiter, teilnehmend, zartfühlend, mit der Schwäche des richtigen Österreichers belastet, die zugleich seine Stärke ist: ich meine die Gabe, den Nebenmenschen gelten zu lassen, sich mit aller Rücksicht und Schonung in dessen besondere Art hineinzufinden. Er fing mit liebenswürdigen Entschuldigungen an, es war ihm offenbar peinlich, mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die dauernde Unterbringung des Kindes beim Verpflegspark sowie dessen wiederholte Anwesenheit in meinem Unterstand übel vermerkt worden und gänzlich unzulässig sei.

Es tue ihm aufrichtig leid, sagte er, aber die Kleine, an der ich soviel harmlose Freude gefunden, werde mir weggenommen werden müssen, und da er wisse, wie nahe mir das gehen würde, wolle er mich im Vertrauen darauf vorbereiten. Nun wüßte ich auch, was es zu bedeuten hätte, wenn er seinem Befehl nachkomme und mir melde, daß der Oberst gelegentlich mit mir zu sprechen wünsche.





Ich hing mit ganzem Herzen an unserm Oberst, der eine redliche und warme Soldatennatur war, und es rührte, ja, es beschämte mich geradezu, daß er, der doch ohne weiteres befehlen konnte, die Trauderl sei abzuschaffen, mir das Gutmachen meiner Ordnungswidrigkeit gewissermaßen selbst anheimstellte, indem er mir nur den „Wunsch“ ausdrücken ließ, mich „gelegentlich“ bei ihm einzufinden. Ich fühlte darin dieselbe zarte Schonung, wie Homann sie geübt hatte. Und wie man nun schon bei uns im Guten eher etwas richtet als mit Strenge, so empfand ich sofort die aufrichtigste Reue über mein unvorschriftsmäßiges Verhalten und verpfändete dem Adjutanten mein Wort, daß ich unverzüglich das Entsprechende veranlassen würde, um die Sache ins richtige Geleis zu bringen.

Wirklich unternahm ich auch noch denselben Abend alle nötigen Schritte, und andern Tags in aller Früh konnte ich dem Oberst die gehorsamste Meldung erstatten, daß jede Vorkehrung getroffen sei, das stumme Findelkind mit nächster Beförderungsgelegenheit ins Hinterland abzuschieben. Das ersparte mir allerdings nicht den wohlverdienten scharfen Verweis, der zu meinem Leidwesen, weil sie dabei durch die Finger gesehen hätten, auch auf meine unmittelbaren Vorgesetzten ausgedehnt wurde; doch konnte ich aus der Haltung, mit der der Oberst mich verabschiedete, die Hoffnung schöpfen, daß es nur an mir selbst liegen würde, mir sein Vertrauen mit der Zeit zurückzugewinnen.

Hierin lag nun freilich ein gewisser Trost; auch regte sich eine Stimme in mir, die mir sagte, es seien mit der Aufhebung eines durch meine Inkorrektheit oder meinen Leichtsinn (oder wie man es sonst nennen will) herbeigeführten Zustandes endlich Vernunft und Ordnung wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. Aber was half alle Einsicht und Erkenntnis? Das Endergebnis blieb doch immer das herbe Weh des Scheidens.

Noch steht, als wäre es gestern gewesen, der klare, trockene Frühlingsmorgen unverblaßt vor meiner Erinnerung, wo es ans Abschiednehmen ging. Schon warteten in der Nähe des Krankendienstparkes die bepackten Planwagen, mit zähen polnischen Pferdchen bespannt. Auf einem jeden lagen teilnahmlos ein paar Schwerverwundete neben Bergen feindlicher Uniformstücke und erbeuteter Gewehre, die zwischen Kisten und schwarzen Soldatenkoffern verstaut waren. Ein Trupp von Maroden und Leichtblessierten, die den Zug zu Fuß begleiten sollten, sammelte sich hinkend, auf Stöcke gestützt, um einen Unteroffizier, der beide Arme in Verbände gewickelt trug. Von der anderen Seite führte ein Infanterist mit aufgepflanztem Bajonett einen Haufen von vierzig oder fünfzig kriegsgefangenen Russen heran, die in den letzten Tagen übergelaufen waren und den Nachtrab bilden sollten. Und das Bürschchen von einem Leutnant, der das ganze Unternehmen anzuführen hatte, ritt noch verschiedene Anordnungen treffend, zwischen den Fuhrwerken und Mannschaften hin und her.

Ich hatte etwas Mundvorrat mitgebracht, einige reinlich in Papier gewickelte Päckchen als Wegzehrung für das Trauderl und einen Brotsack mit Abfällen, Fleischresten und dergleichen für die Raben, zum Verfüttern. Denn ich wußte, wie bang einem ums Herz ist, wenn man die kurze Spanne Zeit gänzlich untätig verbringt, die uns vor einem Lebewohlsagen meist noch geschenkt ist, und die wir in der Regel so schlecht zu verwenden wissen. Nicht nur der Trauderl, auch mir selbst wollte ich über diese peinlichen Minuten hinweg-



Bei Craonne gefangene Franzosen werden hinter die Linie gebracht. Aufnahme des Bild- und Filmamtes.

helfen. Es hatte ihr immer Spaß gemacht, wenn die Raben, die auf den hohen Bäumen nisteten, die zugeworfenen Brocken in der Luft haschten; dann konnte sie auflachen und fröhlich in die Hände klatschen. So würde das gewohnte Spiel sie auch jetzt zerstreuen und erheitern und mich mit ihr — das erwartete ich wenigstens, aber ich hatte mich getäuscht.

Das Trauderl war heute wie ausgewechselt, bewegungslos und starr, ein völliges Rätsel. Zur Reise angezogen, mit allem möglichen versehen und ausgerüstet, stand sie mit gesenktem Kopf neben Schwester Martha, die sie mütterlich versorgt hatte, und der beständig die Augen überliefen. Ich faßte die Kleine am Kinn und bog das Köpfchen zu mir herauf, ich hätte so gern noch länger in diese großen blauen Kinderaugen geschaut. Aber sie entzog mir immer wieder den Blick, weinte nicht, war auch nicht zärtlich, faßte nicht nach meiner Hand, blieb ein Rätsel.

Was eigentlich in ihr vorgehen mochte — es war mir nicht möglich dahinterzukommen. Und als ich die Schnur des Brotbeutels löste und ihr scherzend nahelegte, wie gern die Raben noch einmal gefüttert sein möchten, bewegte sie nur abweisend den Kopf, ohne den Blick vom Boden zu heben. Da warf ich selbst den Vögeln ihr Futter hin, gerade auf einen im Schatten noch übriggebliebenen Schneefleck. Sie müßten doch auch ein Tischtuch haben, behauptete ich scherzend; aber Trauderl lächelte nicht. Und als einer von den Raben, die sich auf schweren Flügeln von ihren Bäumen heruntergeschwungen hatten, mit seiner Beute wieder das Weite suchte und aus der Krone einer hohen Silberpappel sein Krächzen vernehmen ließ, übersetzte ich die Rabensprache, wie ich es zu Trauderls Erheiterung wohl sonst getan, in die der Menschen:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter."

Aber auch damit gelang es mir nicht, dem Kinde ein Lächeln abzugewinnen. Es war als sei ihre Seele ausgelöscht.

Es gab mir einen merkbaren Stich im Herzen, als der Leutnant plötzlich zu uns herüberrief, alles sei fertig, die Kleine möge kommen. Schwester Martha drückte sie an ihre Brust und küßte sie, mit Tränen überströmt. Und auch ich schloß das mir so liebgewordene Kind in meine Arme und hatte Mühe meine Ergriffenheit niederzukämpfen. Dann hoben wir sie auf einen Wagen und setzten sie auf das Brett neben den Kutscher, einen Soldaten vom Fuhrwesen, den ich seit zwanzig Jahren, noch aus meiner freiwilligen Dienstzeit, als braven und besonnenen Menschen kannte. Ich staunte im stillen, daß Trauderls Augen nicht einmal feucht geworden waren. Ihre Züge verrieten keine Bewegung, sie schien teilnahmlos oder doch wenigstens in ihr Schicksal ergeben. Die Pferde zogen an, der Zug setzte sich in Bewegung. Wir standen nebeneinander, Schwester Martha und ich, und bissen die Zähne zusammen ...

Nun aber weiß ich wirklich nicht, wie ich das, was in den nächsten Augenblicken geschah, so schnell erzählen oder gar niederschreiben sollte, wie es sich ereignet hat.

„Höh —! Höh —! Höh —!" schrien die Fuhrleute einander zu. Die Fußgänger gerieten in Verwirrung, der Leutnant sprengte schreiend und mit dem Säbel Zeichen gebend die ganze Marschabteilung entlang, daß dicke Staubwolken aufwirbelten. „Ganzer Zug — halt!" schmetterte das Kommando.

„Aufhalten!" hieß es. „Aufhalten!" Die Gespanne wurden nach hinten gerissen, die lange Wagenreihe staute zurück. Ein Klirren von Ketten wurde vernehmbar, die Räder ächzten und scharrten im Straßenschotter, die Pferde bäumten.

Noch eh' ich mir deutlich bewußt werden konnte, was eigentlich diese Störung verursacht haben könnte, lag zu meinen Füßen — das Trauderl. Sie umfaßte meine Knie wie damals, als sie sich mir zum erstenmal genähert hatte, und ebenso wie damals hob sie ihr winziges Gesichtchen mit den großen, blauen, ängstlichen Augen zu mir empor. Ein Ausdruck von unsäglichem Leid stand darauf zu lesen, der mich bis ins Innerste erschütterte. Und ich sah, wie ihre Mundwinkel zuckten und die Lippen sich bewegten, als ob sie nach Worten ringen würde. Sie atmete schwer, sie kämpfte um Luft, stöhnte, fing zu stammeln an und plötzlich brach es hervor.

„Hab' Dank! Hab' Dank!"

Tränen stürzten ihr aus den Augen und ergossen sich über die zarten Wangen, sie schluchzte, daß die schmächtigen Schultern bebten. Aber noch ehe ich sie vom Boden aufheben und warm in meine Arme nehmen konnte, hatte sie sich losgerissen und rannte zu ihrem Wagen zurück.

„Trauderl! Mein Trauderl!"

Mein Ruf ertrank in der Flut von Scheltworten, mit denen sie empfangen wurde. Und die lange Reihe von Fuhrwerken setzte sich rasselnd wieder in Bewegung. Wie eine Herde Vieh trottete das Rudel russischer Kriegsgefangener hinterdrein. Und bald sahen wir nichts mehr als die riesige Staubwolke, die ihre schweren Stiefel aufwühlten.

Plötzlich rief jemand nach Schwester Martha. Die schöne junge Frau an meiner Seite fuhr wie aus einem Traume auf und wendete sich nach dem Krankenpark zurück. Aus einer der Holzhütten des Pflegedienstes, die nicht weit hinter uns lag, war ein Soldat mit der Armbinde des Roten Kreuzes getreten und winkte ihr zu kommen. Rasch trocknete sie ihre Tränen, und während sie mir die Hand reichte, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, das um ihre Lippen zitterte: „Gehen wir an unsere Arbeit!"

⌘ ⌘ ⌘

Nun, und so bin ich auch wieder an meine Arbeit gegangen, die sich bald abwechslungsreicher gestalten sollte als zuvor. Denn an irgendeiner Stelle der endlosen Front war es, ohne daß wir etwas davon gesehen oder gehört hätten, einer Heeresgruppe der Unsrigen geglückt, die feindlichen Linien zu durchstoßen. In Eilmärschen ging es jetzt hinter dem weichenden Gegner her. Es war eine herrliche, erhebende Zeit. Aber leider durfte ich sie nicht bis zu Ende miterleben. In wenigen Wochen hatte die Armee dreißigtausend Russen gefangengenommen, die mußten nach hinten geschafft werden. Und zu den Offizieren, die zu diesem Zweck abkommandiert wurden, gehörte auch ich.

Als sich durch die Tätigkeit, die mir zugewiesen war, innerhalb der nächsten Wochen die Notwendigkeit eines längeren Aufenthalts in der Stadt Krakau ergab, versäumte ich die Gelegenheit nicht, das Kloster der weißen Schwestern zu besuchen, in dem, wie ich erfahren hatte, mein Trauderl untergebracht worden sein sollte. Aber zu meiner Enttäuschung wußte man mir dort keine Auskunft über die Kleine zu geben. Eine ganze Anzahl von namenlosen Findelkindern hatten diese Nonnen vorübergehend beherbergt, um sie an die verschiedensten, der öffentlichen oder häuslichen Pflege gewidmeten Stellen zu verteilen. Schon jetzt wäre es, selbst wenn ich über die nötige Zeit verfügt hätte, nicht leicht gewesen, den einzelnen Spuren nachzugehen, und daß ich dies nach Friedensschluß, in wer weiß wie langer Zeit, mit Aussicht auf Erfolg würde tun können, schien bei der Ungenauigkeit, mit der die sonst sehr würdigen Schwestern ihre Aufzeichnungen führten, nichts weniger als gewiß. Aber wo ist heute eine Gewißheit? Und wann hätten wir Menschen mehr als in dieser Zeit der Hoffnung bedurft, der holden Himmelsbotin, die dem Dichter beim Anblick der kahlen Winterstämme die Worte zuraunt:





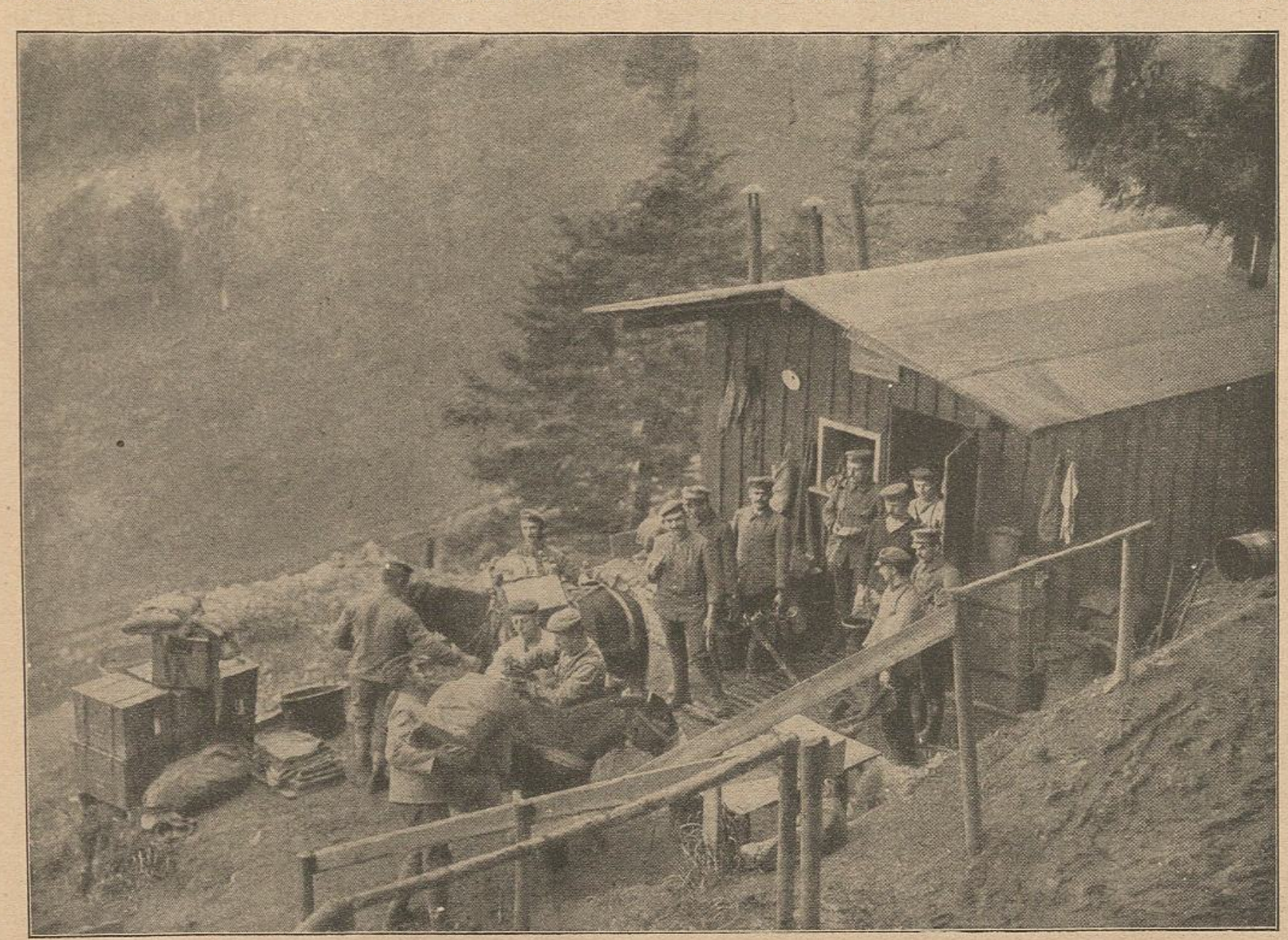
„Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten!"

Ja, ich weiß es: Wie die gesegnete Jahreszeit alles wieder grünen machen wird und blühen und Früchte tragen, so wird der Friede, den die Menschheit ersehnt, das Zerstörte aufbauen, das Verlorene ersetzen, die Gebeugten emporrichten und die Suchenden ans Ziel führen. Warum sollte es nicht auch mir vergönnt sein, mein Trauderl wiederzufinden? Und warum sollte das unschuldige Glück mir versagt bleiben, mich am Aufblühen dieses zarten Pflänzchens zu freuen, das vom Winterfrost grausam versenkt worden wäre, hätte das Schicksal mich nicht dazu ausersehen, es in ein geschützteres Plätzchen Erdreich einzuwurzeln?

## Letzte Kränze. Von F. Sch.

Letzte Kränze laßt uns noch winden,
Laßt uns noch wandern, laßt uns noch schauen!
Heiliger Heimat tiefstes Empfinden
Bringt noch heim von den herbstlichen Auen.
Laßt uns wahren das heimelnde Feuer,
Laßt es uns zünden auf inneren Herden.

Der Winter heuer
Wird vielleicht kalt und wird dunkel werden.
Aber Freudigkeit soll uns führen.
Sammelt ein, daß sie keinem gebricht,
Es führten Türen
Noch aus jedem Winter ins neue Licht.



Aus den Vogesen. Essenausgabe an die in Stellung befindlichen Mannschaften. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

## Dem Vaterland, nicht der Partei. Von Alfred Geiser-Berlin.

Während ich diese Zeilen schreibe, flattern von allen Dächern und Balkonen der Reichshauptstadt die Fahnen in der goldenen Sonne des schönsten Herbsttages zur Feier des 70. Geburtstages unseres Hindenburg. Vor mir liegt ein markig-schönes Medaillonbild des Feldmarschalls, das in seiner klaren, kraftvollen Schrift die Unterschrift zeigt: „Vergeßt den Geist von 1914 nie!" Wir alle haben uns im Laufe des letzten Jahres manchesmal mit banger Sorge gefragt: „Der Geist der Augusttage von 1914, die uns das ‚deutsche Wunder' eines Volkes zeigten, das von einem Tage zum andern in der Glut vaterländischer Begeisterung über alles Trennende und Zerklüftende hinweg zu einer einzigen lodernden, leuchtenden, glühenden und verzehrenden Flamme begeisterten Kampf- und Siegeswillen zusammenschmolz — ist dieser Geist nicht bereits wieder verloren gegangen?"

Eines freilich wissen wir: In unserer Front lebt er noch fort, wenn auch in veränderter Gestalt: An die Stelle des glühenden Enthusiasmus, der aus halbwüchsigen Knaben und Graubärten Kriegsfreiwillige machte, der aus dem „Deutschland, Deutschland" unserer bei Langemarck singend in den Tod stürmenden Jugend emporwetterte, ist der hartgehämmerte Pflichtsinn getreten, der die lebende Mauer im Westen ebenso undurchbrechlich verkittet, wie er denen im Osten in langen Monden tatlosen Ausharrens in menschenöden und kulturfernen Stellungen die federnde Energie lebendig hielt, die sie befähigte, bei Riga und Jakobstadt mit stürmender Hand

über Sumpf und Strom hinweg den Sieg an sich zu reißen. — Aber daheim? Hinter den Fronten? Gewiß auch dort in Stadt und Land noch viel stilles Heldentum, viel Kraft zum Entsagen und Ertragen in allen Schichten unseres Volkes. Aber wer wollte es leugnen, daß die über alles Erwarten lange Dauer des Kampfes auf der einen Seite eine abstumpfende Gewöhnung geschaffen, der Krieg als Dauerzustand etwas Alltägliches geworden, dem man die besten Seiten für den eigenen Vorteil abzugewinnen bemüht ist, eine Gewöhnung, die die religiöse Vertiefung des ersten Kriegswinters langsam wieder verflachen ließ, platter, sich selbst betäubender Genußsucht und vor allem dem diese große Zeit befleckenden Kriegswucher den Weg bereitete, — während auf der anderen eine weichlich-selbstische und müde Friedenssehnsucht sich breit zu machen beginnt, die nicht aus der Tiefe des Schmerzes um die Blutsopfer des Krieges, um unseres Volkes Leiden und Nöte, sondern aus den Sorgen und Nöten des eigenen kleinen Ichs herauswächst.

Nicht als ob unser ganzes Volk vom Kaiser bis zum letzten Wehrmann nicht das Recht hätte, nach Jahren solch beispiellosen Ringens und Opferns den Frieden für unser Vaterland und Volk mit ganzem Herzen zu ersehnen. Ein Ausdruck solcher Friedenssehnsucht voll Kraft und Würde, geboren aus dem tiefen Verstehen für das Widersinnige dieses gehäuften Massenmordens war das erste Friedensangebot unseres Kaisers. Im Vollbewußtsein unseres Rechts und unseres Siegertums boten wir den Feinden die Friedenshand — „zum Kampfe gewappnet, zum Frieden bereit". Sie haben's mit Hohn und Spott von sich gewiesen. Aber was danach kam, war vom Übel. Den Frieden, den wir in Siegerkraft stolz der Menschheit schenken wollten und durften, machten wir zur Handels- und Marktware. Es kam, wie es kommen mußte: Unseren Feinden war unser eifriges Streben nach Frieden nichts als der Beweis unseres bevorstehenden Zusammenbruchs. Wie schon so oft, war es auch hier wieder die Tragik unseres Volkes, daß ihm das fruchtbare Verständnis für die Völkerpsychologie unserer Gegner verschlossen scheint, der Gegner, die umgekehrt mit geradezu diabolischer Treffsicherheit ihr Handeln und Reden auf die psychologischen Schwächen unseres Volkes einstellen — war es die alte unselige Schwäche unseres Volkes, die sich vom Fremden imponieren läßt, der das Urteil der Außenwelt höher steht, als das wohlverstandene eigene Interesse — wurde es wieder einmal die Schuld unseres Volkes, daß es vom Fremden, selbst vom Feinde, sich erneut hineindrängen ließ in den alten Parteizwist, in die Lust am inneren Hader und Stammesgegensatz.

Und wir alle spürten es mit wachsender Sorge, ja mit bebendem Entsetzen, wie in unserem Volke etwas umherschlich, unfaßbar und doch allgegenwärtig, das wie ein erschlaffender Sirokkohauch unsere Tatkraft zu lähmen, unseren Siegeswillen zu beugen, ja unseren Glauben an siegreichen Ausgang zu ertöten drohte. Wir vernahmen das Geraune und Getuschel der männlichen Klatschbasen, die in der Maske des schmerzerfüllten Patrioten die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses als letzte Rettung für unser Volk erörterten, — wir hörten wieder andere, nüchtern kluge Rechner, die in der Gloriole des weitschauenden Finanz- und Wirtschaftsfachmannes uns bewiesen, daß eine Verständigung mit England die Rettung für unsere wirtschaftliche Zukunft bedeute, eine zu weitgehende Vernichtung englischer Schiffe und englischer Kapitalkraft uns selbst die Expansionsmöglichkeiten auf dem Meere verbaue. Wir hörten das alles mit Mißtrauen, ja Empörung und konnten uns doch manchmal nur mit starkem inneren Ruck der schleichenden Macht der Suggestion entziehen. Unserer Gegner letzte, aber auch stärkste Hoffnung wurde das Wachsen dieses kleinmütigen Geistes im deutschen Volke. Und an dessen leitenden Stellen im Lande saßen Männer im Regimente, voll Klugheit und gewissenhaften Beamtengeistes, aber da war keiner, dem die Not der Stunde den Willen entflammt hätte, sich aufzurecken an dem Vorbild des Eisernen Kanzlers, — keiner, der mit Heroldsposaunen der Welt zugerufen hätte: „Sieg, nichts als Sieg ist die Parole!"

Während unsere Front geschlossen Ungeheuerem standhielt, flogen im Vaterlande wie krächzende Raben Schlagworte auf, vom Feinde entsandt, die den inneren Burgfrieden zerstörten, um den äußeren Frieden vom Wohlwollen beschwichtigter Gegner zu ergattern! Die Erkenntnis, daß das, was das Volk an den Fronten leistete, dem Reiche und den Bundesstaaten Anlaß geben mußte, ihm manche Wünsche noch größerer politischer Mündigkeit nach besserer Gleichberechtigung aller Volksstände zu gewähren, wurde von politischen Geschäftemachern hinter der Front dazu mißbraucht, durch Aufwerfung von Fragen und Forderungen unsere innere Geschlossenheit zu stören, an deren Schöpfung mitzuwirken unser Volksheer das erste und größte Anrecht besaß. „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" traten als dringlichste „deutsche" Forderungen in einer Zeit auf, die mit eiserner Logik Tag für Tag den Beweis der absoluten Überlegenheit der auf der freien Unterordnung seiner, durch die Schule des Volksheeres gestählten Bürger unter eine starke monarchische Gewalt beruhenden Staates über alle Demokratien und parlamentarisch geleiteten Staaten der Welt erbrachte! Vorkämpfer dieser „deutschen" Forderungen waren eine Reichstagsmehrheit, die längst keinen Anspruch mehr darauf hat, Verkörperung des nationalen Willens der Volksmehrheit zu sein, und volksfremde Elemente in Zeitungsorganen, die durch Prägung der Schlag- und Hetzworte vom „Moloch des Militarismus", vom „reaktionären Polizei- und Junkerstaate Preußen" im Auslande den deutschfeindlichen Strömungen die Wege geebnet hatten! So wie sie dem Auslande als Zeuge gedient hatten gegen unser Reich und Volk, so wurden sie jetzt wieder in der Heimat die Schrittmacher der vom Feinde hineingetragenen und geschürten Propaganda für eine Entdeutschung des kampfumtosten deutschen Reiches.

Wahrlich, es ward hohe Zeit, daß der deutsche Geist von 1914 wieder aufstand, gegen solch undeutsches, volksverderbendes Gebaren.

Am Sedantage, am Tage vor der Befreiung der stolzen deutschen Stadt Riga, ist dieser Geist wieder hinausgeschritten aus dem Yorcksaale des preußischen Ständehauses in Königsberg, das schon einmal die Geburtsstätte deutscher Volkserhebung und -errettung gewesen. Die deutsche Vaterlandspartei, geleitet von dem Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg, dem teuren Hüter und Förderer deutscher kolonialer Zukunft und dem Großadmiral von Tirpitz, dem genialen Schöpfer der deutschen Seemacht über und unter Wasser, hat den Einigungsruf ergehen lassen an unser ganzes deutsches Volk zum Kampf gegen den Kleingeist, der sich kurz vor dem Enderfolge die Früchte des Krieges aus der Hand nehmen läßt. Ihr Aufruf hat den Geist von 1914 aus dem Schlummer der dumpfen Betäubung geweckt. Flammenden Atems und siegleuchtenden Blicks zieht er erzklirrend wieder dahin durch alle deutschen Gaue. Zehntausende waren es, die sich in Berlin, dem Dorado einer volksfremden demokratischen Geschäftspresse, zu den Kundgebungen der Vaterlandspartei drängten, hingerissen in befreitem Jubel, daß endlich einmal wieder aus dem Volke heraus eine Tat ward, Hunderttausende strömen ihr zu in Stadt und Land. Millionen müssen es werden! Millionen, die ohne Unterschied von Stand, Bekenntnis und Partei sich zur Vaterlandspartei bekennen, die sich Vaterlandspartei nennen darf, weil ihr das Vaterland höher steht als die Partei.

## Einem Kriegsjungen. Von Ella Marx.

Du lieber kleiner Joost, du kommst in einer schweren Zeit zu uns auf unsere ganz verwirrte Welt.
In einer kranken, schweren Zeit. Der Anfang deines jungen Lebens wurzelt drin.
Doch du ahnst nichts davon, und deiner Eltern Liebe wird rosig all die Qualen dir verhüllen.
Nun werde stark und stolz und froh, du Mensch der Zukunft.
Denn der Jammer, der uns jetzt umfaßt, muß euch, die kommen, ja zum Segen werden.
Und aus dem Elend, das uns heute beugt, wird unsere Welt erlöst, gereinigt, neu für euch erstehen.



## Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

Das Kommando über das Lager, in dem wir 190 Männer, 79 Frauen und 41 Kinder, im ganzen 310 Personen untergebracht waren, führte ein Reserveoffizier, Leutnant Thuillier, in seinem Zivilberuf Advokat. Mit ihm habe ich mich nun des längeren und breiteren zu beschäftigen. Einige Tage nach unserer Ankunft war auch unser großes Gepäck eingetroffen, das mitten im Hofe abgeladen wurde und dort tagelang liegen blieb, ohne daß uns erlaubt war, dasselbe anzurühren. Wie sehnten wir uns danach, nach mehr denn 14 Tagen endlich unsere Wäsche wechseln zu können. Nachdem wir uns bei dem Vorgesetzten des Lagerkommandanten, einem Major, der alle paar Tage aus Tlemcen kam, beschwert hatten, sollten wir es erhalten, aber es hieß, daß vor der Ausgabe eine ganz genaue Revision stattfinden sollte. Zu diesem Zwecke mußten die Koffer vor die Offiziersbaracke gebracht werden, in seinem Bureau saß Herr Thuillier, an der Tür standen zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett. Als die Reihe an mich kam, mußte ich jeden Koffer in das Zimmer hineinschleppen, aufschließen, und sofort ergriffen ihn zwei Soldaten, hoben ihn einfach hoch, drehten ihn um, so daß der ganze Inhalt auf dem Boden lag. Daß ein Photographenapparat und andere Glassachen dabei in Trümmer gingen, spielte weiter keine Rolle. Alsdann erscholl das Kommando: „demi tour," d. h. ich mußte vor der Tür dem Zimmer den Rücken zuwenden, worauf die beiden Posten genau zu achten hatten. War die sogenannte Revision beendet, so mußte ich einen Schein unterschreiben, daß ich mein Eigentum richtig erhalten hätte. Erstensmal läßt sich nun zwischen aufgepflanzten Bajonetten nicht gut über diese Art der Revision diskutieren, und hätte sich jemand geweigert zu unterzeichnen, der Scherz kostete obendrein noch 10 Centimes Stempel, so wäre er unfehlbar ins Gefängnis gewandert und hätte seine Sachen überhaupt nicht bekommen. Unter dem Sofa des Herrn Leutnant und unter einer Decke hervorlugend, wölbten sich inzwischen die Sachen, an denen er Wohlgefallen gefunden hatte. Dies alles kam dann noch vor einem Kriegsgericht ans Tageslicht, vor welches Thuillier gestellt wurde. Aufgedeckt wurde die Sache durch den bereits erwähnten Artikel in der Frankfurter Zeitung des Herrn Möller; diese Bloßstellung vor dem neutralen Lande war doch der französischen Regierung etwas unangenehm. Vor diesem Kriegsgericht stellte es sich heraus, daß Thuillier aber und aber Tausende bestohlen hatte. Der Diebstahl an uns wäre ihm im übrigen nicht so teuer gekommmen, denn er selbst hatte uns gegenüber ja geäußert, daß die französischen Truppen anfangs September in Berlin einrücken würden, und warum solle er nicht dasselbe Recht haben, wie seine Kameraden in Berlin, wenn er nicht zugleich die Dummheit begangen hätte, Urlaubsscheine an seine Soldaten mit 5 Francs das Stück zu verkaufen, Militärdecken zu stehlen und sogar Brotrationen, mit welchen er seine Tiere fütterte, die er dann mit gutem Gewinn an den Mann brachte. Einige unserer Herren waren vor das Kriegsgericht als Zeugen geladen worden, und ihren Erzählungen entnehme ich, daß alles Heulen dieses Kriegers, mit dem er seine Richter zu erweichen suchte, ihm nichts half, auch sein Vorschlag, ihn zur Strafe an die Front zu schicken, nicht durchging, sondern er zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Aus dem Gange der Verhandlungen gegen ihn ging auch noch hervor, daß er Ritter mehrerer Orden, z. B. der Palmes académiques, durch seine guten Beziehungen zu dem früheren Kriegsminister Etienne auch für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen worden war, und einiges Aufsehen soll die Verlesung seiner Depeschen an seine Frau verursacht haben, in der er ihr telegraphische Instruktion gab, mit diesem und jenem einflußreichen Junggesellen dinieren zu gehen, um auf diese Weise zu erreichen, daß er nicht an die Front käme mit seinen etwa 40 Jahren, sondern seinen „einnahmereichen" Posten in Sebdou behalte.

Ich selbst hatte ein ganz interessantes Erlebnis mit ihm. Da mein kleines Töchterchen bei Hülsenfrüchten und Kartoffeln und alle paar Tage einer Dose schlechter Konservenmilch natürlich nicht leben konnte, es dagegen infolge des Ausgangsverbotes unmöglich war, frische Milch zu bekommen, so wagte ich es unter Berücksichtigung des „einnehmenden Charakters" dieses Herrn Offiziers, den ich ja bei unserer Kofferrevision kennen gelernt hatte, ihn eines Tages auf dem Hofe mit der Frage anzureden, ob er Sammler von Schmucksachen sei. Er bejahte mir dies nur allzu freudig, und ich zog aus meiner Tasche einen sehr schönen Brillantring, den er seinerseits ebenso schnell in seine Tasche verschwinden ließ, denn an seinen Fingern war kaum noch Platz dafür, so viele hatte er bei der Kofferrevision



Türkische Offiziere auf der Wasserjagd. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

gestohlen. Er klopfte mir darauf leutseligst auf die Schulter und meinte, wenn ich irgendeinen Wunsch hätte, so möchte ich sofort nachher in sein Bureau kommen. Ich ließ mir dann nach einer halben Stunde von ihm eine Ausgangserlaubnis für meine Frau geben, um im Dorfe Milch kaufen zu können. Er selbst hielt es für klüger, sich von mir eine Quittung ausschreiben zu lassen, wonach ich 250 Franks von ihm erhalten hätte als Gegenwert eines ihm überlassenen Brillantrings. Recht warm ans Herz legte er mir noch seinen Sergeanten Charnot, der für einen „warmen Händedruck" sehr empfänglich sei. Man sieht, der Mann hatte ein Herz für seine Untergebenen!

Einen gewissen Unternehmungsgeist konnte man ihm übrigens nicht absprechen. Er veranlaßte z. B. einen jüdischen Händler aus dem Dorfe mit Namen Benhamou, einen Laden im Lager aufzumachen, und übernahm selbst zeitweise den Verkauf der Waren, vergaß dann aber Benhamou das erlöste Geld abzuführen. Da dieser Jude gleichzeitig die Lebensmittellieferungen für das Lager hatte, wofür Thuillier die Bons auszuschreiben hatte, so wusch wohl letzten Endes eine Hand die andere. Bei der Koffervisitation hatte er wundervolle Dolche in Silberscheiden, arabischer Handarbeit, oft mit schönen Steinen besetzt, von Amts wegen zurückhalten müssen, auch sämtliche Rasiermesser, kurz alles, was einer Waffe gleich kam. Nun trat er an die Besitzer dieser bei ihm deponierten Dolche heran und meinte, daß er sie sehr gern erstehen und dagegen Lebensmittel in Zahlung geben würde. Daher seine Idee vom Warenlager, das Benhamou hatte eröffnen müssen. Tatsächlich hat denn auch jeder dieser Dolchbesitzer später von ihm eine Dose Sardinen erhalten! Daß auf seine Veranlassung des Nachts von den Soldaten in dem Warenlager eingebrochen wurde, war weniger schön von ihm und wohl auch kontraktmäßig nicht vorgesehen. Auch die Beschlagnahme der Rasiermesser machte er zu einer Einnahmequelle, indem er als stiller Teilhaber eines Lazarettgehilfen fungierte, welchem er das Monopol für Rasieren der Gefangenen zu horrenden Preisen übergeben hatte. Ein Jammer eigentlich, daß der Mann bei seinem Unternehmungsgeist, anstatt Advokat zu sein, nicht französischer Minister geworden war, wozu ihn seine Talente so glänzend befähigten, auch in „dem freien Amerika" hätte er es sicher zu etwas gebracht. Ob er jemals seine ganzen acht Jahre wird absitzen müssen, bezweifle ich, das hängt einzig und allein davon ab, ob einer seiner einflußreichen Freunde mal wieder an die Staatskrippe kommt, und dann wird man auch bestimmt in Frankreich darauf Rücksicht nehmen, daß es schließlich doch nur in der Hauptsache „boches" waren, die er hochgenommen hat.

Sein Vorgesetzter, Kommandant Barthout, kam, als die Ermittelungen nach dem Erscheinen des Artikels in der Frankfurter Zeitung angestellt wurden, ins Lager, ließ uns alle zusammen antreten und rief mit tragödienhafter Pose aus: „Je suis renversé," nämlich, dies alles erst jetzt zu erfahren. Er selbst hatte inzwischen längst Thuillier wegen des Verkaufs der Urlaubsscheine, der ruchbar geworden war, strafversetzt und dutzendfache Beschwerden bei ihm, von Leuten unter uns, denen Thuillier Sachen gestohlen hatte, einfach niedergeschlagen, weil er selbst im Hinblick auf die etwa 25000 Baumstämme, die wir im Gouvernementsforst für seinen Weinberg hatten fällen müssen, „Dreck am Stecken hatte". An den Kriegsgerichtssitzungen zu erscheinen, war er durch „Dienstreisen" verhindert. Natürlich war es ein strengbehütetes Geheimnis der Beteiligten, daß diese viele Monate dauernde entsetzliche Zwangsarbeit des Bäumefällens für ihn war, aber ich möchte doch heute Herrn Kommandant Barthaut, dem Peiniger unserer Frauen, wenn er diese Zeilen, wie ich hoffe, zu Gesicht bekommt, den guten Rat geben, einen weniger schwatzhaften spanischen Kutscher auf seinem Weingute anzustellen, der, wenn er das Holz holen kam, nicht jedem ersten besten für ein paar Zigarren die Geheimnisse seines Herrn ausplaudert. Mich reuen die Zigarren nicht, es war eine gutgemeinte Liebesgabensendung eines Nichtrauchers, die selbst die französischen Postbeamten, nachdem sie ein Muster davon gezogen hatten, unbehelligt hatten passieren lassen.

Soweit ich mich entsinnen kann, war es am 5. September, als Kommandant Barthaut im Automobil einmal wieder von Tlemcen aus bei uns erschien. Es gab jedesmal eine wahnsinnige Aufregung, wenn dieser Teufel in Menschengestalt kam. Diesmal brachte er eine ganz besondere Überraschung. Es wurde zum Appell geblasen, und er verkündete uns, daß alles Geld bis auf 200 Franks für die erwachsene Person abzugeben sei. Zuwiderhandlungen würden mit den allerschwersten Strafen geahndet, er würde im übrigen nichts undurchsucht lassen, und er würde auch durchaus nicht davor zurückschrecken, auf offenem Lagerplatze eine Dame sich splitternackend ausziehen zu lassen. Man stelle sich nun dieses Leben ohne genügendes Geld vor. Eine derartige Kost, dabei eine leidende Frau und ein dreijähriges Kind, und daß mit Geld bei unseren Gefangenenwärtern vom Leutnant abwärts manches zu erreichen war, hatte der Herr Kommandant mir ja selbst gesagt.

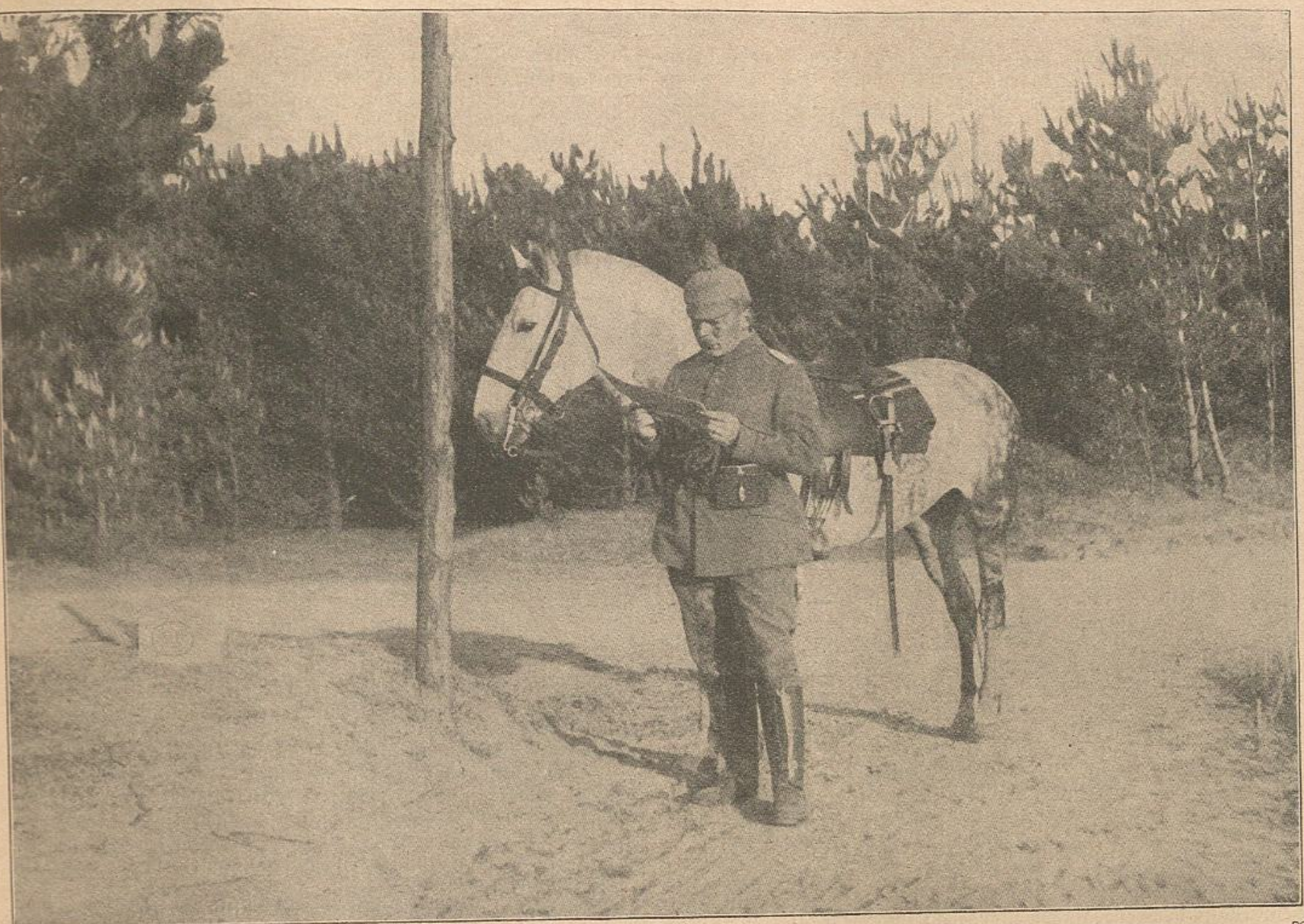
„Herr Barthaut, ich kann Ihnen heute erklären, die angedrohten Strafen im Vergleich zum Leben der Meinigen haben mich nicht geschreckt. Aus naheliegenden Gründen erzähle ich Ihnen vielleicht einmal nach dem Kriege, wo und wie ich stets ein gut Stück Geld behalten habe. Suchen Sie nicht bei den noch in Gefangenschaft Schmachtenden, heute herrscht ein gerechteres Regime und dann ist in 23 Monaten auch alles zur Neige gegangen." Immerhin gab ich auch eine größere Summe ab, um jeden Verdacht zu vermeiden. Quittung wurde keine gegeben, ist auch niemals gegeben worden, trotzdem der Herr Kommandant sie uns hoch und heilig versprochen hatte; im Gegenteil, wir hatten hinter den von uns gezahlten Betrag unseren Namen zu setzen. Franks 220000 — kamen etwa auf diese Weise zusammen. Ein jeder stand unter dem Eindruck, dieses Geld niemals wieder zu sehen. Da Barthaut nicht warten konnte, es war spät Abend inzwischen geworden, und Thuillier am nächsten Tage weiter allein einzusammeln hatte, so hat er seinen guten Rat, wie man immer noch etwas mehr Geld, als erlaubt, behalten könne, gegen entsprechend hohe Kommission verkauft. Mich ließ er zu sich kommen und meinte, erstens sei ich dumm gewesen, so viel abgegeben zu haben, aber ich möchte nunmehr klug sein, ihm sämtliche Schmucksachen meiner Frau in Verwahrung geben, denn es sei ganz bestimmt, daß dies das nächste sei, was abgegeben werden müsse. ‚Mein Verehrtester,' dachte ich bei mir im stillen, ‚wir sind ja nunmehr schon in Geschäftsverbindung getreten, aber soweit geht mein Vertrauen doch nicht.' Ich log ihm so frech als möglich ins Gesicht, daß wir überhaupt keinerlei Schmucksachen mitgenommen hätten, und als er mit meiner goldenen Uhr und Kette liebäugelte, sagte ich ihm, daß dies ein derartig altes Familienstück sei, daß ich es lieber selbst in Verwahrung behielte. Gott sei Dank, daß er der Sache nicht näher auf den Grund ging, er hätte gefunden, daß das Werk der Uhr eines der modernsten ist.

Nachdem meine Frau und auch einige andere Damen auf ähnliche Weise die Erlaubnis erhalten hatten, ins Dorf gehen zu dürfen, konnten wir uns das Leben ein wenig erleichtern. Das erste und notwendigste war, daß sie ganz billigen Kattun erwarb, dann wurden in der Baracke Stricke gespannt und jede Familie machte sich mit diesen Kattunvorhängen ihren kleinen Verschlag. Auf mich und meine Familie kam ungefähr 3 Quadratmeter Raum. So war es denn wenigstens möglich, sich wieder regelmäßig waschen zu können. In der Mitte der Baracke wurde ein Gang freigelassen und solch Zeltlager innerhalb einer Baracke machte zuerst einen recht komischen Eindruck. Es war aber doch der Anfang einer Häuslichkeit. Dann ging es an die Anschaffung von Tellern, Messern, Gabeln, Besen, Waschbecken, Eimer und sogar einem Stuhl. Auch einen Spirituskocher erwarben wir, um für das Kind und uns etwas anderes als die entsetzlichen täglichen Suppen zu kochen. Mittags gab es eine fürchterliche Kohlsuppe mit einigen Kartoffeln und lächerlich wenig hartem Fleisch darin. Des Abends bestand das Menü abwechselnd aus Linsen-, Bohnen- oder Erbsensuppe, stets mit einer Unmenge von Soda gekocht, oder auch Stockfischsuppe, die aber für gewöhnlich so salzig war, daß man sie beim größten Hunger nicht hinunterbringen konnte. Für jedes Kind gab es täglich ein Ei, das aber in der Regel faulig war. Das einzige Gute war das kräftige Brot, das wir bekamen, an Butter selbstverständlich nicht zu denken. Früh gab es einen ganz erbärmlichen Kaffee, der meistens nicht einmal an Kaffee erinnerte, eine durchsichtige braune Flüssigkeit. Was sollte auch schließlich mit 33 Centimes pro Tag und Kopf einschließlich Brot, Seife und Beleuchtung der Baracken anderes geliefert werden?

Wir erhielten übrigens in der ersten Zeit auch Löhnung, und zwar 5 Centimes pro Tag, Männer, Frauen und Kinder. Alle 10 Tage wurde diese Löhnung erhoben und durfte bei Strafe nicht verweigert werden. Wir legten dies Geld zusammen zu einem Unterstützungsfonds für Bedürftige in unserer Mitte.

Der größte Störenfried, ja der Tyrann des Lagers war aber stets der Sergant Charnot. Wie ein Wahnsinniger raste er zu Tag- und Nachtzeiten durch die Baracken und schimpfte und drohte in der unglaublichsten Weise. Sein Lieblingstrick war, in den Baracken, wo Damen waren, die Vorhänge hochzuheben, wenn er die Damen bei der Toilette wußte, und meine arme Frau wurde hierdurch derart nervös und verängstigt, daß sie mich eines Tages beschwor, lieber ihren ganzen Schmuck diesem Satan in den Rachen zu werfen, als ihr und das kommende Leben in Gefahr zu bringen. Er schien es auch auf mich abgesehen zu haben, trotzdem ich als Stubenältester stets auf die möglichste Ordnung in unserer Baracke hielt; er mußte wohl von seinem Leutnant gehört haben, daß ich „Umgangsformen" hätte, die ich ihm bis jetzt noch nicht gezeigt hatte. Ich erkaufte mir denn auch schließlich Ruhe von ihm, nicht ganz so teuer, wie von seinem Leutnant. Seine Glanzleistung im Anfang war, daß er am Tage nach unserer Ankunft, nach dem Reveilleblasen um





Kartenstudium auf einem Erkundungsritt. Aufnahme von Gebrüder Haeckel.

5 Uhr morgens wie ein Besessener durch alle Baracken fegte und die Stubenältesten derjenigen Baracken, wo noch jemand schlief, ins Gefängnis steckte. Als er dann am 18. Januar 1915 versetzt wurde, atmeten wir alle auf.

Sergeant Granez, sein Nachfolger, war nach außen hin weniger grob, dafür aber desto raffinierter. Beim Fegen hinter seiner Baracke wurden eines Tages an uns gerichtete Briefe in halbverkohltem Zustande gefunden, trotzdem die Briefzensur gar nicht in seinen Händen lag, sondern die Postsachen bereits zensiert an ihn nur zur Verteilung an uns gelangten. Den einen dieser gefundenen Briefe konnten wir entziffern. Er war geschrieben von einem Pastor an seinen ehemaligen Konfirmanden, einen Herrn unter uns, dem er schreibt, er sende ihm mit gleicher Post ein Neues Testament und ein Paket Zigarren. Das Buch fanden wir in halb verkohltem Zustande ebenfalls, mit den Zigarren war Herr Granez liebevoller verfahren. Eine Anzeige eines unserer Herren, über die Fälschung seines Namens bei einer Geldsendung im Quittungsbuche der Post, die er niemals erhalten hatte, wurde von den vorgesetzten Behörden als belanglos niedergeschlagen. Ein widerwärtiges Subjekt war der Adjutant des Lagers, Daumartin. Seine einzige Beschäftigung war, die paar Singvögelchen, die sich zu uns verirrten, abzuschießen, und wenn er noch getroffen hätte, wäre es uns nicht so zu Herzen gegangen. So haben wir später diese armen einbeinigen Tierchen mit Brot durchgefüttert und sie in unseren Baracken vor ihm verborgen. Dieser Held brachte es fertig, Leute, die wegen eines Rausches infolge des billigen Weines ins Gefängnis gekommen waren und sich auch dort nicht ganz ruhig verhielten, fesseln und knebeln zu lassen und dann mit einem Gummischlauch auf sie einzuschlagen. Unter ihm war auch das Bäumefällen am allerschlimmsten, indem er die Leute 8 bis 10 Kilometer weit im Eiltempo zum Walde jagte und dann verlangte, daß in vorgeschriebener Zeit dicke Baumstämme gefällt wurden, von denen dann bis zu 6 Stück im Geschwindmarsch auf der Schulter nach Hause getragen werden mußten.

Das Gräßlichste im Anfang waren die sich alle paar Tage wiederholenden Appells mit namentlichem Aufruf und daran schließender Zählung. Ich habe nie im Leben etwas Unfähigeres gesehen, die Leute waren einfach nicht imstande bis 310 zu zählen. Besonders blödsinnig stellte sich dabei der Dolmetscher des Lagers an mit Namen Bartels, ein ganz heruntergekommenes Individuum, Deserteur der deutschen Armee, dessen er sich uns gegenüber rühmte, dann Fremdenlegionär und jetzt Zuave. Des öfteren haben wir über 2 Stunden in der glühendsten Sonne eines August- oder Septembertages in Nordafrika auf dem schattenlosen Hofe stehen müssen, Männer und Frauen getrennt, dann war es meiner Frau nicht einmal gestattet, ihr Töchterchen jemand anders zu übergeben, wenn es infolge der Hitze und des langen Stehens beruhigt werden wollte. Sie mußte es selber auf dem Arm halten. Zu verschiedenen Malen kam es vor, daß eine der Damen ohnmächtig wurde. Es waren dies mit die furchtbarsten Menschenquälereien, die wir mit ansehen haben müssen.

Fast täglich wurden 20 oder 30 Mann dem Amtsvorsteher zur Verfügung gestellt, um Straßen zu fegen oder andere Arbeiten zu verrichten. Herr Legationsrat M. wurde auf folgende drastische Weise zu dieser Arbeit herangezogen, indem ihm der Sergeant zurief: „Du da, komm mal her und fege hier die Straße." Eine kleine Erleichterung genossen die Stubenältesten, die dafür mit der Führung von allen möglichen Listen beauftragt waren. Selbst die Damen waren nicht von Arbeiten befreit. Eine derselben hat in der Kölnischen Zeitung vom 4. Januar 1915 wie folgt davon berichtet:

„In den ersten Wochen mußten wir gleich nach dem Aufstehen Kartoffeln schälen, die zum Teil für uns selbst, zum Teil für die Zuaven, unsere Wächter, bestimmt waren; als aber die Kälte zunahm und wir tatsächlich oft vor Kälte die Messer nicht mehr halten konnten und uns demzufolge mehrmals bei dem diensthabenden Offizier beklagt hatten, wurde das Kartoffelschälen ebenfalls noch in die Hände unserer Herren gelegt."

Wenn im Anfang, als unsere Damen noch arbeiten mußten, eine derselben nicht erschien, so wurde sie mit Ausgangsverbot bestraft, oder auch Stubenarrest und mußte sich, wenn ein bestimmtes Signal geblasen wurde, bei dem diensttuenden Unteroffizier auf der Wachtstube melden.

Am 9. September wurde über zwei Landsleute wegen einer verhältnismäßig geringen Veranlassung — sie hatten sich geprügelt — eine Strafe von 60 Tagen Gefängnis verhängt. Die Gefängnisse waren Zellen von ca. 2 Quadratmeter Raum mit einer Steinpritsche und einem winzig kleinen vergitterten Fenster oberhalb der Tür. Kübel befanden sich darin zur Verrichtung ihrer Notdurft, und diese Kübel mußten sie jeden Morgen selbst über den Hof tragen und ausleeren, stets unter Begleitung von zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett. Solche Gefängnisstrafe war stets verbunden mit der Pflicht, die Aborte der Internierten und Soldaten zu reinigen. Kamen irgendwelche Vergehen vor, dann wurde für das ganze Lager der Wein untersagt, der für uns schließlich von großer Bedeutung war. Zum ersten war er zu dieser Zeit in Algier billig, etwa 25 Centimes der Liter, und notwendig war er unbedingt, da das Wasser zu trinken lebensgefährlich

war, vor dem Genusse desselben sogar auf den Rapports zu verschiedenen Malen gewarnt worden war, und außerdem war der Wein das einzige Mittel, um das ekelerregende Essen hinunter zu spülen.

Ende September wurde Leutnant Thuillier versetzt und für ihn kam Leutnant Thiébaud, der für mich einer der ekelhaftesten und rohesten Menschen war, mit dem ich es je in meinem Leben zu tun gehabt habe. Auch sein Zeitvertreib war das Abschießen der Singvögel. Kam seine Frau mit Kind zu Besuch, so spielte er auf die affektierteste Art und Weise den glücklichen Familienvater, wie es sonst mit seiner Moral stand, möchte ich aus bestimmten Gründen, welche manche, die es miterlebt haben, verstehen werden, lieber unerörtert lassen. Zu seiner Charakterisierung genügt eigentlich schon zu erwähnen, daß er 15 Jahre bei der Fremdenlegion war. Als ich ihn eines Tages wegen Beköstigung der Kinder etwas fragte, antwortete er mir: „Pour moi sont tous les soldats, les femmes, les enfants et tous.“ Als eines Tages der amerikanilche Konsularagent Mr. Elford aus Oran kam, frug ich ihn im Beisein Thiébauds — kein Mensch durfte den Amerikaner allein sprechen — ob ich im Hinblick auf die bevorstehende Niederkunft meiner Frau nicht die Erlaubnis erhalten könnte, daß die Rote Kreuzschwester, die lange Zeit in einer Entbindungsanstalt in Deutschland ausgebildet worden war, rein zur Beruhigung meiner Frau, bei der Entbindung anwesend sein dürfte. Der Amerikaner meinte, daß er sich hierein nicht mischen könnte, denn dies falle unter das „militärische Régime“, während Thiébaud es in der gröbsten Weise ablehnte. Ich bat dann den Amerikaner, doch wenigstens meine Eltern zu benachrichtigen, wo ich mit meiner Familie geblieben sei. Er notierte sich die Adresse, ein Brief von ihm ist jedoch niemals eingetroffen. Mit Herrn Elford und seiner Wahrnehmung unserer Interessen werden wir uns noch nach dem Kriege zu befassen haben, bezeichnend ist, daß ein aus Oran gebürtiger Soldat mir sagte: „Glauben Sie denn wirklich, daß der Mann etwas für Sie tut? Der hat sein Geschäft in Oran und hängt dabei mehr als irgendein anderer von den französischen Behörden ab, und über seine antideutsche Gesinnung weiß jedes Kind in Oran Bescheid.“ Die Gefangenenlager aus jener Gegend Nordafrikas sind ja heute dank dem energischen Vorgehen unserer Regierung aufgelöst, Mr. Elford kann daher nicht weiter schaden, aber für seine Dienste quittieren wollte ich auf jeden Fall. Der Kommandant unseres kleinen Kreuzers „Dresden“ hat seinerzeit bei den Unruhen in Mexiko amerikanische Interessen auf deutsche Art und Weise vertreten.

Am 18. Oktober war, wie aus meinem Rapportbuch ersichtlich, das ich als Stubenältester führte und das mir gelungen ist, französischen Spüraugen beim Passieren der Grenze zu verbergen, in einer der Bedürfnisanstalten, die zu beschreiben man mir erlassen muß, ein gemeines französisches Wort angeschrieben gefunden worden, was ins Deutsche übersetzt nichts anderes bedeutete, als: „Charnot (Sergeant) soll verrecken.“ Für Leutnant Thiébaud stand es sofort fest, daß einer von uns dies geschrieben habe, sein Befehl lautete sofort: jeder Ausgang nach der Arbeitszeit aufgehoben und kein Tropfen Wein erlaubt. Beim Rapport um 10 Uhr verkündete er vor der Front, daß er beim General beantragen würde, daß, falls der Schuldige sich nicht melde oder von uns angegeben würde, xbeliebige 5 oder 6 unter uns füsiliert werden sollten. Am nächsten Tage mußte er bekannt geben lassen, daß alle Strafen wieder aufgehoben seien, da der Urheber der Inschrift ermittelt worden sei — und wer war es gewesen? Einer der Zuaven. Wie die beim Rapport anwesenden Frauen für ihre Männer bangen mußten, läßt sich leicht verstehen.

Um den elementarsten Reinigungsbedürfnissen nachzukommen, leiteten wir in unserer freien Zeit einen Bach in der Nähe des Lagers ab und schufen uns auf diese Weise ein Bassin von etwa 10 Meter Länge und 8 Meter Breite, so tief, daß man eben noch darin stehen konnte. Dieser unser Drang, sich des öfteren zu baden, war den Franzosen vollkommen unbegreiflich. Sie nannten uns deswegen spöttisch „les grenouilles“, die Frösche. Herr Leutnant Thiébaud hat unseres Wissens nach in 12 Monaten kein einziges Bad genommen, denn eine derartige Einrichtung war in seiner Wohnung überhaupt nicht vorgesehen. Da er aber wußte, wieviel uns an Körperpflege lag, so war es seine beliebteste Strafe, uns dies Vergnügen, wenn man es so nennen will, zu entziehen, sei es im Sommer das Freibad, oder im Winter das türkische Warmbad in seiner allerprimitivsten Form.

Der erste große Trauertag für das Lager war der 3. Oktober, der Todestag unseres Kameraden, Herrn Ganslandt, vom deutschen Konsulat in Casablanca. Ich hatte ihn wenige Tage vor seinem Tode noch in dem vom Lager etwa 10 Minuten entfernten Militärhospital gesprochen. Entsetzlich elend und zusammengesunken saß er dort auf einer Bank, fast im Sträflingsanzug ohne Kragen, da wegen etwaigen Fluchtversuchen die Kranken im Hospital ihre eigenen Sachen abgenommen bekamen. Täglich mußte ich eine lange Zeit hindurch ins Hospital, da sowohl meine Frau als mein Kind an einer schrecklichen Augenkrankheit, die unter allen Kindern und den meisten Müttern im Lager ausgebrochen war, litt; und nach der Höllensteinbehandlung im Hospital mußten beide geführt werden, da sie für geraume Zeit danach wie blind waren.

Die Beerdigung des Herrn Ganslandt am 4. Oktober ist die ergreifendste, der ich wohl jemals beigewohnt habe. Sehr schön sprach unser geliebter Pastor Windfuhr, ein Hamburger, und der Nachruf seines Kollegen Diehl am Grabe ging allen ungemein zu Herzen. Es war der erste aus unserer Mitte, den wir in fremder, feindlicher Erde betten mußten, und woran war er gestorben? In der Hauptsache wohl daran, daß er es nicht hatte überwinden können, als man ihn in Casablanca gezwungen hatte durch französische Gewaltandrohungen die deutsche Fahne vom Konsulat herunterzunehmen; da soll er aufgeschluchzt haben, wie ein weidwunder Edelhirsch. Kurz vor Ausbruch des Krieges Reserveoffizier geworden, war diese schmachvolle Gefangenschaft der Grund für ihn geworden, allen Lebenszweck und alle Lebensfreudigkeit zu verneinen. Bei der untergehenden Sonne klang tiefergreifend der herrliche deutsche Gesang unseres kleinen Männerchors über dem Grabe, der oft unterbrochen wurde vom Schluchzen starker deutscher Männer. Wem drängte sich nicht hier die Frage auf: Wer wird der Nächste sein, den wir in französische Erde betten müssen, ohne daß es ihm vergönnt gewesen ist, sein Leben freudig für das geliebte Vaterland dahinzugeben? Dieser Tod war in unseren Augen kein Tod, uns galt er als der raffinierteste welsche Meuchelmord. War es nicht widerlich kleinlich von Leutnant Thiébaud daß, als man ihn bat, den Toten, unter Berücksichtigung seiner militärischen Charge, mit militärischen Ehren bestatten zu lassen, er dies rundweg abschlug. Verhindern hat er nicht können, daß wir ihn in seinen grauen Militärmantel gehüllt in den Sarg gebettet haben, und du, teurer Toter, bist mit so unendlichem Mitgefühl auf unseren Schultern zur letzten Ruhe getragen worden, daß du auf französische Ehrenbèzeugungen leicht hast verzichten können.

Im Anfang hatten wir des Sonntags Gottesdienst im Freien, den Pastor Windfuhr abhielt, und ich habe selten, selbst in der schönsten Kirche nicht, andächtigere Zuhörer beobachten können. Hatte der Redner nun an und für sich schon eine seltene Gabe, in seiner frischen Natürlichkeit aus allerwärmstem Herzen zu Herzen zu sprechen, so waren anderseits auch die Gemüter für Trost aus Gottes Wort wahrhaftig vorbereitet. Der Acker, auf den der Samen fallen sollte, war gewaltig tief aufgerissen worden: gefangen, verschleppt, verhöhnt und mißhandelt, vollkommen abgeschnitten von der Heimat, standen wir unter dem Eindruck glänzendster französischer Siegesnachrichten. Die Ansprachen waren im übrigen derartig, daß Konfessionsfragen darin überhaupt nicht berührt wurden, so daß ein jeder die gleiche Erbauung daraus entnehmen konnte. Sehr verschönt wurden diese Gottesdienste durch den herrlichen Gesang unseres vortrefflichen kleinen Männerchors. Lange währte unsere Freude nicht, denn nach etwa anderthalb Monaten wurde beim Rapport verlesen, daß der Kriegsminister auf das strengste alle Gottesdienste in Gefangenenlagern verboten hätte, wenn ich mich nicht irre, war gesagt à titre de représailles. — Sehr verdient machte sich unser guter Pastor durch Begründung einer Schule im Lager, die er selbst ganz allein Vor- und Nachmittag in einer Art von Scheune für die Kinder abhielt. Zwischen jeder Stunde wurden dann auf dem Hofe Freiübungen gemacht.

Das Lesen französischer Zeitungen war uns monatelang strengstens verboten. Gelegentlich wurden welche angeschlagen, besonders dann, wenn glänzende französische oder russische Siege darin verzeichnet waren, oder grauenerregende Schilderungen über deutsche Greueltaten in Belgien und Nordfrankreich. Besonders umrandet mit Blaustift waren haarsträubende Schilderungen über die Behandlung französischer Zivilgefangenen in Deutschland. Waren darunter einmal ehrliche Berichte, wie z. B. der eines aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrten französischen Arztes, so wurde derselbe aus der angehefteten Zeitung vorher herausgeschnitten. Es war uns nicht schwer, dies herauszufinden, denn, obwohl für uns und erst recht für die uns bewachenden Zuaven die fürchterlichsten Strafen darauf gesetzt waren, Zeitungen uns zu verschaffen, so hatten wir doch für gewöhnlich drei Exemplare, und zwar verschafften uns dieselben unsere Wächter selbst gegen entsprechend hohe Vergütung. Niemals werde ich die Nummer des Echo d'Oran vom 18. September vergessen, worin stand: „La chûte de Breslau est imminente, les cosaques galoppent vers Berlin.“ — Wir haben auch niemals daran gezweifelt, daß eine ganze Menge in Berlin angekommen sind und sich in den dortigen Gefangenenlagern ohne russische Knute sehr wohl befinden.

Besonders ergötzlich waren in der ersten Zeit in Sebdou die politischen Vorträge auf dem Hofe des Lagers von seiten





des Leutnants Thuillier. Für gewöhnlich war er nur halb angezogen und in Morgenschuhen, unter einem übergeworfenen blauen Kragen schaute die nackte, zottige Heldenbrust hervor, und mit der Pose eines verkrachten Schmierendirektors erläuterte er die Kriegslage, anschließend und täglich von neuem zugrunde legend die „unumstößlichen Tatsachen“, daß Baden und Württemberg bereits auf französischer Seite, Sachsen auf russischer Seite gegen uns kämpfe, man in Berlin die Franzosen sehnlichst erwarte, um die furchtbare dort rasende Revolution niederzuschlagen und Hamburg von den Engländern in Brand geschossen sei, die mit enormen Truppenlandungen in Kiel bereits begonnen hätten. Unter diesen Umständen könnten wir ganz beruhigt sein, daß wir bald wieder frei sein würden, da die Plätze für die Galaoper am Abend des Einzuges in Berlin bereits an die hohen russischen und französischen Offiziere zur Verteilung gelangt seien, und daß ja damit der Krieg einen würdigen Abschluß haben würde. Mir fiel dabei der Ausspruch eines mir wohlbekannten, berühmten deutschen Diplomaten ein, der von einem meiner Bekannten auf die haarsträubenden politischen Münchhausen-Erzählungen eines Herrn in unserer Mitte aufmerksam gemacht, antwortete, ohne daß es der Aufschneider hörte: „Aber ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie ihn doch, er lügt doch so schön.“

Später waren dann französische Zeitungen allgemein erlaubt, aber es war doch stets ekelhaft, dieselben zu lesen. Wenn sich ein Blatt, wie der Temps, dazu hergibt, einem gewissen Lenôtre seine Spalten zu öffnen, um über das Familienleben und die Person unseres geliebten Kaisers Artikel zu schreiben, deren Sinn hier auch nur anzudeuten sich meine Feder sträubt, oder derselbe im „Monde Illustré“ behauptet, daß jede deutsche Frau sich nur allzugern prostituiere, oder an anderer Stelle behauptet, es sei einwandfrei historisch nachgewiesen, daß der erhabene Dulder auf dem Thron, Kaiser Franz Joseph, dessen ehrwürdiges Alter schon allein ihn vor Bubenhänden schützen sollte, die Tragödien von Mayering und von Serajewo selbst veranlaßt hätte, oder als neueste Neuigkeit bringt, unsere herrliche deutsche Kronprinzessin habe versucht, russische Nationalität anzunehmen, sei aber im letzten Moment daran verhindert und in einem deutschen Konzentrationslager untergebracht worden, so wird hoffentlich niemand mehr, auch in fernsten Zeiten, ein derartiges Schundblatt oder wie man in England sagt „penny dreadful“ für ernst nehmen. Wie es mit der literarischen Bildung der Redakteure steht, wenn sie über Gerhart Hauptmann, als einem Mitunterzeichner der deutschen Intellektuellen, Gericht sitzen und dabei von ihm als Capitaine Gerhart sprechen, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Herzerfrischend gelacht hat auf jeden Fall unser großer schlesischer Dichter, als ich ihn dieser Tage persönlich zu seiner neuen militärischen Charge beglückwünschte. Von dem in allen französischen Blättern anfangs so verherrlichten „général qui se bat en courant“ (Rennenkampf) fragten wir uns stets, ob er nach vorne oder hinten laufe. Oberflächlich hatten wir uns einmal ausgerechnet, daß, wenn man alle französischen Ziffern, wie sie in den Leitartikeln der verschiedenen Zeitungen zu finden waren, zusammenzog, wir eigentlich keine Soldaten mehr haben dürften.

Wenn wissenschaftliche Abhandlungen darüber im Temps erscheinen, daß ein berühmter Gelehrter der Pariser Universität festgestellt habe, daß allen Deutschen ein ekelhafter Gestank anhafte, der es erklärlich mache, daß französische Soldaten vor deutschen Schützengräben hätten umkehren müssen, der so penetrant sei, daß französische Flieger infolgedessen über deutschen Stellungen ohnmächtig geworden und nur deswegen abgestürzt seien, daß ferner die ganze deutsche Nation — ich muß den Ausdruck umschreiben, da ich mich schäme, ihn im Original wiederzugeben — an derartig starker Verdauung leide, daß man in den von Deutschen geräumten Villen und Schlössern die Beweise dafür auf allen Möbelstücken gefunden hätte, so stempelt sich der Temps doch hiermit selbst.

Wie wurde aber erst der Mut zum Aushalten in Frankreich angestachelt, als alle französischen Zeitungen folgenden Artikel brachten:

„Holländische Reisende, die von Gent zurückkehrten, berichten, daß die Truppen, die jetzt nach Flandern geschickt worden seien, nicht von der östlichen Front kämen; es seien Rekruten, die im Lager von Beverloo (bei Brüssel) ausgebildet worden seien; die Reisenden waren tief erschüttert von zwei Taubstummen-Kompagnien, die natürlich durch Zeichen kommandiert wurden.“

Einige unserer Leute, die bei der Marine gedient hatten, bedauerten nur, daß dieselben Holländer nicht auch Übungen an Bord unserer Kriegsschiffe mit angesehen hätten, wo größtenteils das „Exerzieren nach Winken“ stattfindet, dann würden wir doch in sämtlichen französischen Blättern gelesen haben, daß die Besatzung unserer Kriegsschiffe aus Taubstummen bestünde. Die einzigen wirklich seriösen Artikel habe ich manchmal im „Journal“ von Senator Humbert gefunden, war doch auch er es, der auf das Delcasséсhe: ceterum censeo Germaniam esse delendam s. Zt. mit den



Von der Salonikifront: Türkische Kavallerie beim Überschreiten einer Untiefe des Tahinos-Sees. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Kassandrarufen antwortete: „Wo sind die Stiefel auf unsern Kammern, um bis an den Rhein zu kommen, und warum ist unsere schwere Feldartillerie bis jetzt auf dem Papier geblieben?“ Ob nicht auch Clemenceau manchmal ganz vernünftig geschrieben hat, kann ich, trotzdem ich auf seinem „L'homme enchaîné“ monatelang abonniert war, nicht beurteilen, denn seine zwei Spalten umfassenden Leitartikel waren meistens leer und nur mit Georges Clemenceau unterschrieben.

Öfters habe ich einem unserer Bewachungsmannschaften, der wie 75% der algerischen Zuaven Spanier war (etwa 85% aller Zuaven sind algerische Juden) die Zeitung aus dem Französischen ins Spanische übersetzen müssen, denn spanische Zeitungen sind fast bei Todesstrafe in Algerien verboten, der mir dann sagte: „Nun von uns glaubt keiner an diesen blödsinnigen Schwindel.“ Alle paar Monate wurden im übrigen die uns bewachenden Zuaven gewechselt, weil sie zur Front nachgeschoben wurden, und jedesmal kamen ältere Semester, unter denen es dann Typen gab, die mich lebhaft an die Bürgerwehr von Anno dazumal in den „Fliegenden Blättern“ erinnerten. Manche davon taten einem entsetzlich leid. Ich habe alte Leute gesehen, die derartig an Rheumatismus litten, daß ihnen beim Aufziehen der Wache vom Nebenmann das Gewehr getragen werden mußte, weil sie selbst nicht imstande waren, es auch nur halten zu können. Wenn zum Arbeitsappell geblasen wurde, meldete verschiedene Male der diensttuende Korporal dem Sergeanten: „Mon sergeant, die Leute wollen einfach nicht von ihren Betten aufstehen,“ worauf der Sergeant sie selbst holen ging, und wir Mühe hatten, nicht herauszuplatzen. Als die Kerls gegen Typhoid geimpft worden waren, lagen sie alle wie die Fliegen halbtot auf ihren Betten herum, unser Arbeitsdienst mußte während dieser Tage eingestellt werden, da es an Begleitmannschaften fehlte. Nachdem wir geimpft worden waren, konnte es der Arzt überhaupt nicht begreifen, daß nur 5 oder 6 von sämtlichen Internierten krank wurden, und wir unsere schwere Arbeit nach wie vor machten. Sehr oft wurde auch ein sogenannter „marche militaire“ angesetzt, und wir mußten von 16 Kilometer an bis zu 25 Kilometer aufsteigende Märsche machen in ziemlich flottem Tempo, die uns sogar ganz lieb waren: beeinträchtigt wurde unser Vergnügen daran, daß wir alle paar Kilometer auf unsere Wächter warten mußten, die so schnell nicht mitkommen konnten.

Es wird sich nun jedem Leser ganz mit Recht die Frage aufdrängen: Ja warum sind denn unter solchen Umständen dann die Gefangenen nicht einfach entflohen?

Gewiß, es wäre nicht schwer gewesen — was auch später die Tatsachen ergaben — aus dem Lager herauszukommen, aber wohin? Die Eingeborenen, sämtlich Hirten und Jäger mit hervorragenden Augen und Spürsinn, hätten sich nur zu gern das ausgesetzte Kopfgeld verdient, die stets umherschweifenden Goums und Spahis auf ihren schnellen, zähen Pferden waren auch nicht zu unterschätzen, aber immer bleibt noch die Frage offen, wenn dies alles auch schließlich zu überwinden war, wohin entfliehen? Die einzige Möglichkeit blieb die 250 Kilometer entfernte spanische Zone Marokkos. An Marschieren des Tages war natürlich nicht zu denken; es blieb also nur die Nacht. Da nun bei wegelosem Terrain durch Dickicht und Wald über Flußläufe in Gegenden, wo wilde Tiere noch keine Seltenheit sind, 30 Kilometer pro Nacht eine glänzende Leistung gewesen wäre, hätten acht Tage bis zur Grenze gerechnet werden müssen. Dann kam die Proviantfrage, denn an ein Verproviantieren unterwegs war natürlich nicht zu denken, selbst Wasser mußte auf alle Fälle mitgenommen werden. Nun und selbst wenn dies alles glücklich überwunden war, was hatte man in Spanisch-Marokko gewonnen? War nicht damit zu rechnen, daß sofort nach Bekanntwerden der Flucht Gibraltar avisiert wurde und daraufhin englische Torpedoboote die schmale Straße von Gibraltar erst recht scharf überwachten, so daß selbst mit der Möglichkeit, von Spanisch-Marokko nach Spanien durchzukommen, kaum gerechnet werden durfte. Wäre auch nur die geringste Aussicht gewesen, nach Deutschland zu gelangen, dann wäre es eines jeden Pflicht gewesen, es zu versuchen, sobald die Frauen und Kinder abgereist waren, aber wenn man die Vorteile eines Aufenthaltes in Spanien abwog, gegenüber dem wenig ruhmreichen Ende von einem Goum oder Spahi über den Haufen geschossen zu werden, ohne auch nur das geringste seinem Vaterlande dabei nützen zu können, dagegen seiner Familie mutwillig den Ernährer zu nehmen, so mußte man doch mit Recht große Bedenken tragen. Nicht außer acht zu lassen, ich möchte fast sagen, die Hauptsache aber war, daß natürlich an den Zurückbleibenden, von denen viele ihres Alters oder ihrer Gesundheit wegen gar nicht an Flucht denken konnten, die schärfsten Rachemaßnahmen getroffen worden wären. Wenn es einige nun doch versucht haben, und als erster einer meiner besten Freunde, ein Mann, der stets im Leben genau gewußt hat, was er tut, so hatte er seine guten Gründe, die hier zu erörtern zu weit führen würde. Weiter als nach Spanien ist keiner gekommen, und ich für meine Person helfe nun lieber dem Vaterland, als in Spanien tatenlos zu sitzen, denn an eine Betätigung oder ein Selbsterhalten in Spanien ist kaum zu denken, da Handel und Wandel entsetzlich daniederliegen und dazu kommt noch, daß Hunderttausende von jungen Deutschen aus allen Weltteilen hier festsitzen, die bei Ausbruch des Krieges gehofft hatten, noch rechtzeitig durchzukommen, um ihrer Wehrpflicht zu genügen. Da wir Marokko-Deutsche nun alle vis-à-vis de rien stehen, da uns ja alles genommen, so wären die Opfer meiner Familie für einen Unterhalt in Spanien nur desto schwerere gewesen. Ich habe Flucht und Fluchtversuche an dieser Stelle wegen der Minderwertigkeit unserer Bewachungsmannschaften ausführlich beleuchtet, werde später aber noch darauf zurückkommen müssen.

Am allerdemütigendsten für uns waren die Besuche im Lager, die für gewöhnlich des Sonntags oder an Feiertagen stattfanden. Leutnant Thuillier hatte es doch sogar fertig gebracht, den Leuten im Gefängnis zu befehlen, Laufschritt auf dem Hofe zu machen und sein Pferd in allen Gangarten am Zügel vorzuführen unter Versprechung, daß ihnen dann einige Tage ihrer Kerkerhaft geschenkt würden, nur um seinem Damenbesuch beweisen zu können, was er alles mit den Boches aufstellen könne. Von welch unglaublicher Gemütsroheit französische Damen waren, hatten uns schon einige in der Reitbahn von Tlemcen bewiesen, ganz besonders die Frau eines Obersten, die am Arme ihres Mannes sich köstlich über uns, unsere Frauen und Kinder zu amüsieren schien. Betrat derartiger Besuch, meistens Damen und Kinder unter Führung des Lagerkommandanten, Adjutanten oder Sergeanten, oder auch später des Administrateurs die Baracken, so mußten wir stramm stehen, bis die Prozedur vorüber war. In der höhnischsten Weise wurde unsere mehr als primitive, selbst angefertigte oder von unserem Gelde erworbene Einrichtung angestiert, besprochen und bespottet. Ich entsinne mich besonders eines Sonntags, wo etwa fünf aufgeputzte Damen gerade zur Mittagszeit in unsere Baracke kamen, als unsere Suppe auf dem Tische — d. h. einer umgekehrten Kiste — stand. Die Damen hielten sich unter Führung des Administrateurs ungefähr eine halbe Stunde auf, wir hatten die ganze Zeit über stramm zu stehen, und sie schienen sich herrlich darüber zu amüsieren, welche Autorität der Administrateur, anscheinend ihr Verwandter, über uns habe, daß wir keine Miene verziehen durften, während unsere Suppe kalt wurde, deren einzige gute Eigenschaft das Heißsein war. Als eine der jungen Damen, von mädchenhafter Scheu auch keine Spur, an meinen Kistentisch herantrat und das neben dem blechernen Suppennapf liegende Stück Brot in ihrer Hand knetete und dann mit den Worten zurücklegte: „Vous êtes content, n'est-ce pas, ce n'est pas du pain comme chez vous“ konnte ich nicht umhin, ihr einfach stillschweigend den Rücken zuzukehren. Der Administrateur hatte im Augenblick nicht hingesehen, sonst wäre ich wohl schnurstracks ins Gefängnis gewandert.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Blatt aus der Kriegsfürsorge. Von N. H.

Folgen Sie mir freundlichst auf eins der vielen Arbeitsgebiete der Kriegsfürsorge: auf das der Kriegskinderfürsorge, Abteilung: Tuberkulose. Weit draußen vor der großen Stadt, im wonnigen Grün, erbaute die Kriegsfürsorge 1915 bis 1916 das freundliche Kinderheim, sammelte all die blassen Kleinen, die ihr auf ihren mannigfachen Liebeswegen begegnet waren und führte sie in ihr Haus. Das war ein fröhlicher Tag! Vierzehn Tage vor der Eröffnung war Schwester Lenchen, eine echte Kindermutter, bereits erschienen und hatte ein lustiges Wirtschaften mit Schrubbesen und Seifeneimer begonnen. Mit hellem Entzücken wurden danach die Betten und Bettlein mit blütenweißem Linnen überzogen und auf die zwerghaften Waschtische all die nötigen Geräte verteilt. Spiel- und Wäscheschrank wurden eingeräumt und die Fensterbänke und Tische mit Blumen bestellt. Laubgewinde allüberall, und dann zogen sie ein. Hold und sorglos lachend trippelten sie über die Schwelle ihres nunmehrigen Heimes, meist für lange Zeit. Zutraulich ließen sie sich von Schwester Lenchen in den festlichen Tagesraum geleiten. Angenehm kontrastiert dessen dunkle Eichenfarbe mit dem blendenden Weiß der ganzen übrigen Einrichtung.





Und hier erwartete der kinderfreundliche Arzt, Mithelfer am Zustandekommen dieses Liebeswerkes, die junge Schar. Schnell sind die soliden Stühlchen besetzt, und auf den schweren Eichenplatten der niedrigen Tische verheißen Teller und Tassen das geschmackvollste Willkommen. Eine Stunde später stehen die Kleinsten fast andächtig vor ihren Betten, bis sie begreifen, daß alles das für sie bestimmt ist, da geht es mit lautem Jubel ans Einräumen. Nur jener kleine Schelm dort staunt unentwegt in die blendende Reinheit rings um ihn her und läßt den Knopf seines Nachtschränkchens nicht aus dem Fäustchen. So läßt man ihn, bis die Reihe an ihn kommt, hebt ihn dann mit sanfter Gewalt auf den Schoß und steckt ihn in einen langen, weißen Nachtkittel. Der kleine Schelm streicht mit beiden Händen über sein Bäuchlein, beschaut sich von oben bis unten und — bietet der Schwester sein Schnäbelchen zum Kuß. — Eine süße Sprache!



Aus einem Kriegskinderheim für lungenkranke Kinder in der Nähe von Hannover.



Aus dem Heim der lungenkranken Kinder: Gezwitscher im Nest.

Und dann sind die „Großen“ dran. Wie wohlig sie sich strecken und dehnen! Manches Augenpaar blinzelt schon nach fünf Minuten, als hätte es nicht übel Lust, die Gardinen vor seine Fensterlein zu ziehen. Da heißt es: „Die Händchen falten, wer kann ein Nachtgebet?“ „Ich, ich!“ und all die trauten Kinderreime klingen fromm durch die Räume. Gütig neigt sich die Schwester noch einmal über die Betten, zieht die letzten Vorhänge zu und geht leise hinaus. Schlaf wohl, junge Schar, und Gott gebe ein fröhlich Gelingen! — Das war der erste Abend. Mit vollem, reichem Schlag kündet die Standuhr im Tagesraum die neunte Stunde, da zieht es die Schwester noch einmal ins Reich der Schläfer. Ruhiger Atem aus allen Betten, schlafrote Bäckchen, und auf den Lippen das letzte Lächeln des Tagestreibens. Das sollen kranke Kinder sein? Aber da meldet er sich schon, der heimliche Feind dieser zarten Menschenknospen, im kurzen, trockenen Husten. Der Schwester Gesicht wird ernst, aber nur für einen Augenblick. „Warte, gefährlicher Gegner, ob wir die Waffen nicht noch etwas besser zu führen verstehen als du!“ Jedenfalls sprechen wir mit den tapferen Vätern dieser Kinder: „Ran an den Feind, mit Gott für sie und ihre glückliche Zukunft.“ Ganz leise ist auch der Arzt noch einmal eingetreten; lächelnd schaut er auf einen bloßgestrampelten Vierjährigen, und als habe er der Schwester Gedanken erraten, drückt er ihr die Hand: „Nun vorwärts mit Gott, Schwester!“ und sie nickt dazu. — Rasch gewöhnen die Kinder sich an die Tagesordnung. Bald freuen sie sich auf die morgendliche Ganzabreibung, trefflich mundet ihnen danach die heiße Milch. Höher steigt das Vergnügen, wenn der Onkel Doktor erscheint. Gar bald haben die feinfühlenden Herzen ihn erkannt.



Schwester meint's so gut!

„Laß miß mal flieken,“ bettelt ein Kleiner, streckt dem ernsten Mann beide Ärmchen entgegen und fliegt im nächsten Augenblick jauchzend durch die Luft. „Ich auch, ich auch!“ Aber Onkel Doktor hat keine Zeit, in Wahrheit muß er die Lungen der Schwächeren schonen, aber das ahnen sie nicht.

Wie sorglich er die kleinen Körper beklopft und behorcht! Wie lustig er zu scherzen versteht und die unbequeme Brustpackung, die Einreibung, das medizinische Bad zu einem Vergnügen umzustempeln weiß. Und dann gibt's zweites Frühstück. Mit vorgebundenen Lätzchen und erwartungsvollen Augen harren sie der Dinge, die da kommen sollen. Kakao schmeckt gar zu gut, und herzhaft beißen die weißen Zähne in die Milchbrötchen. — „Liegekur!“ erschallt es dann durchs Haus. Rasch noch einmal über die Mäulchen gefegt; hilfsbereit lösen die Größeren den Kleinen die Serviettenbänder und fort stürmen sie auf die sonnige Liegehalle, allwo Schwester Lenchen ihre wilde Schar erwartet.

Bereits stehen die Allerkleinsten und die Bettlägerigen in ihren Gitterbettchen draußen, mit nichts weiter als einem Strandhute bekleidet, der ganze Körper ist nackt und dem heilsamen Sonnenlicht ungehindert ausgesetzt. Nur weniger Tage hat es bedurft, die kränkliche Hautfarbe in ein Kaffeebraun zu verwandeln, später folgte ein bronzener Einschlag, und unerschöpflich ist diese Quelle für allerhand Neckereien der Kinder untereinander. Da liegen sie nun, die Größeren noch mit einer Badehose versehen und strecken ihre jungen Glieder in Wohlbehagen, schwatzen oder schlafen um die Wette, bis die Zeit zum Spazierengehen da ist. Andere müssen zur Röntgenbestrahlung; hier gibt's zu verbinden, dort neue Packungen anzulegen, und um 12 Uhr sammeln sich alle wieder um den Mittagstisch. Recht eilig klingt das Wort „Amen" nach dem „Komm, Herr Jesu", einige Schelme rufen es schon vor dem Schluß. Hei, wie der Löffel in die Suppe fährt! Schwester Lenchen füttert ihre Kleinen; das ist ein köstlich Schnabulieren, sorglos wie die Vöglein auf dem Zweig, bis sie sich wohlbefriedigt zurücklehnen, um im nächsten Augenblick ins Reich der Träume einzugehen. Bald schlummert die ganze Gesellschaft in den kühlen Räumen drinnen, während draußen die segnende Sonne ihre Strahlen machtlos gegen die Vorhänge sendet. Um 3 Uhr aber erwacht das Leben wieder und alles Gekrabbele und Geschreie mit ihm. Erneute Liegekur, und danach findet auch Schwester Lenchen Zeit, sich zu Spiel und Scherz zu den Kindern zu begeben. Hellen Jubel löst ein etwaiger Regen zur Spaziergangszeit aus, denn dann spielt Schwester mit ihren Rangen, bis sie, in Schuß gebracht, allein weiterkönnen und die Kleinsten „Fester Nene" beschlagnahmen dürfen. „Da hale machen," schluchzt ein kleiner Wicht und legt ihr eine feldgraue Soldatenpuppe ohne Arme und Augen in den Arm. „Armer Papa," schluchzt es noch einmal schmerzlich aus tiefstem Herzchen. Nein, glücklicher Papa im Feld! Könntest du sehen, mit welcher Inbrunst dein Büblein dein recht zweifelhaftes Abbild ans Herz drückt!

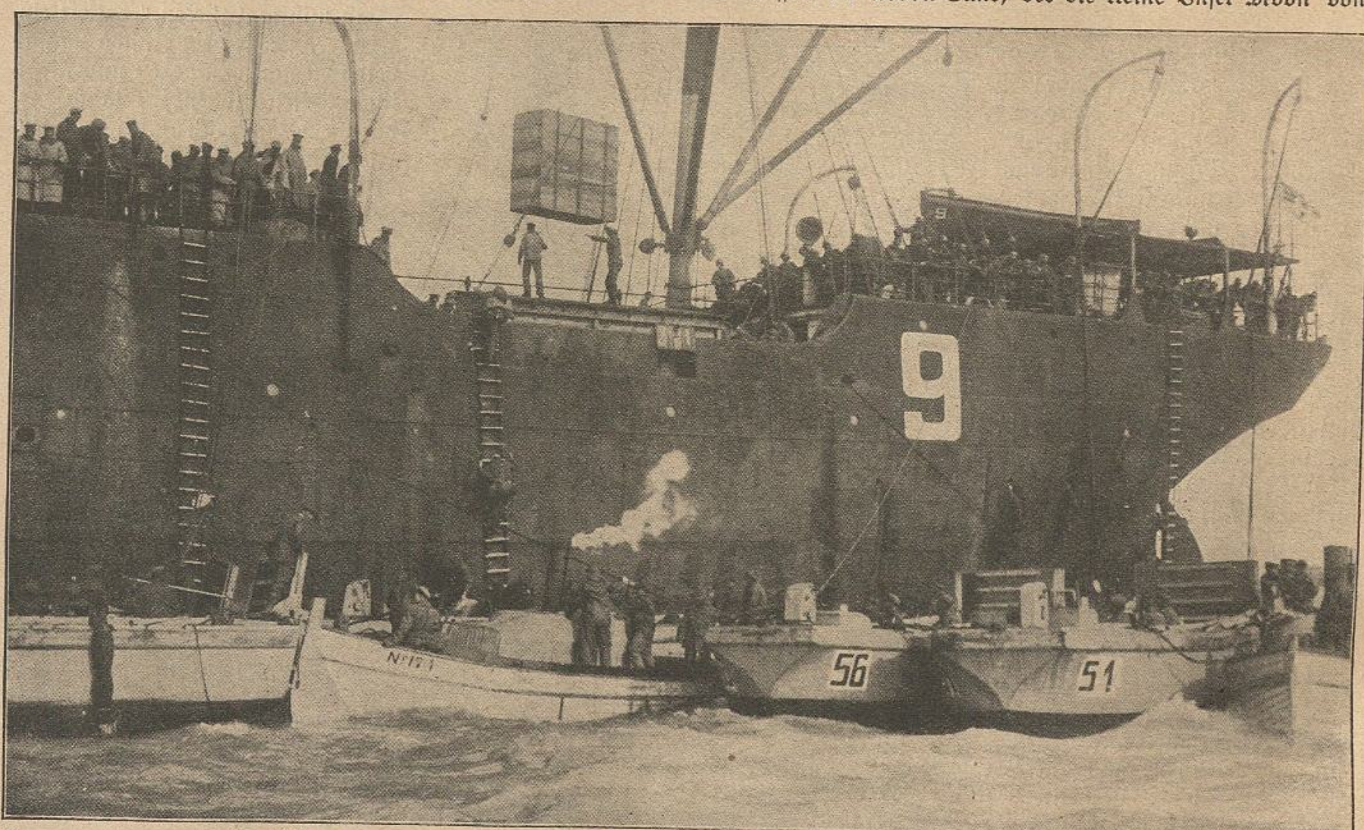
Der Abend naht. Noch einmal erscheint Onkel Doktor und ergötzt sich an der springlebendigen Schar. Alle Arzneien werden tapfer überschluckt, alle Verordnungen erledigt, und ein bunter, froher, arbeitsreicher Tag ist zu Ende gebracht.

Es ist wieder fast 9 Uhr abends geworden. Lächelnd geht Mütterchen noch einmal von Bett zu Bett. 's ist wirklich alles in Ordnung. Ein überzähliges Kind schläft im Waschkorb in ihrem eigenen Stübchen. Dahin zieht sie sich nun zurück, die verunglückten Spielsachen, Schürzchen, Höslein usw. neu instand zu setzen. Dann schlingt sie die Arme um die Knie und schaut freundlich sinnend ins Lampenlicht. Der kleine Schlafgast meldet sich; noch einmal eine neue Windel, und dann geht auch Schwester Lenchen schlafen. Das letzte Licht des Kinderheims, und damit auch sein letztes Auge, ist erloschen, und eine traumselige Ruhe umschließt das Ganze.

Kriegsfürsorge, welch ein trautes Heim gabst du den blassen, doch so munteren Kleinen. Und du bist weitherzig genug, auch die Kinder aufzunehmen, davon menschliches Wissen erklärt, daß ihre Tage höchstens noch etliche Wochen zählen. Auch denen, nein gerade auch denen gönnst du helle, lichte Tage, und es ist recht so. Ein herzliches Danke dir! und denen, die dir die Hände füllen, daß du zu geben vermagst.

## Unser Sieg im Rigaischen Meerbusen.

Durch Hamburg und Bremen ging es seit einigen Wochen wie ein Aufatmen, denn eine stattliche Zahl von großen und kleinen Schiffen der Handelsmarine hatte Befehl erhalten, sich seefertig zu halten. Seit Jahren hatten sie still liegen müssen; jetzt aber sollte es wieder hinausgehen aufs Meer! Es war also etwas Großes im Werden: was, das wußte freilich niemand. Als alle diese Schiffe aber durch den Nordostseekanal nach Osten geführt wurden, war es den erfahrenen Seeleuten klar: es ging um die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln. Daß wir die schöne deutsche Stadt Riga und die sie schützende kleine Festung Dünamünde gewonnen hatten, nützte uns nicht allzuviel, solange die Russen noch jene Inseln in Besitz hatten. Auf Oesel waren nämlich drei große Flughäfen, deren Flieger sich wieder und immer wieder in dem von uns besetzten Kurland lästig machten, und außerdem hatten die Russen im Moon-Sund, der die kleine Insel Moon von der esthländischen Küste trennt, einen ganz vortrefflichen Stützpunkt für ihre nach Zahl und Tüchtigkeit nicht zu verachtende baltische Flotte. Besonders das zwar ältere aber gut geführte Linienschiff „Slava" hatte uns schon mehrfach zu schaffen gemacht.




Ausschiffung der Sturmtruppen auf der Reede von Oesel. Aufnahme des Bild- und Filmamts.









General der Infanterie Hugo von Kathen.

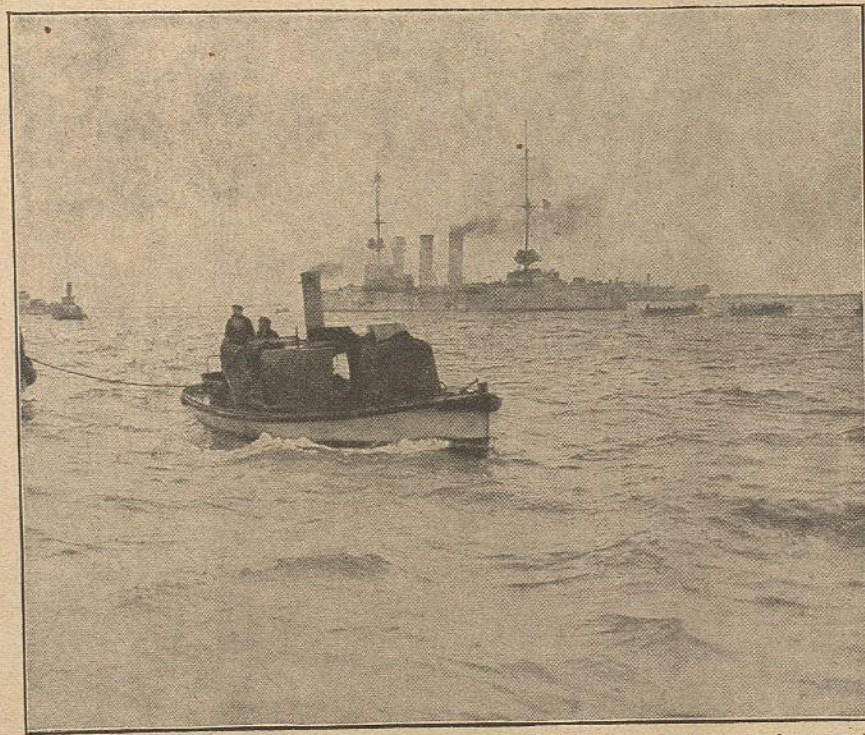


Vizeadmiral Erhard-Schmidt.

Die Russen hatten um die drei Inseln — im Süden die zwei schon genannten Oesel und Moon und nördlich davon Dagoe — einen dichten Kranz von Minen gelegt, um jede Annäherung einer größeren Flotte unmöglich zu machen. Deshalb gingen zuerst unsere Minensuchverbände vor und brachen durch das Minenfeld hindurch eine schmale Fahrrinne frei, durch die die Transportschiffe unter dem Schutze von Teilen der Hochseeflotte nach der Nordküste der Insel Oesel steuerten. Nach Niederkämpfung von Toffri wurden Marinetruppen und Radfahrerabteilungen der Armee bei Pammerort an Land gesetzt, während der Hauptteil der Flotte in der Tagga-Bucht vor Anker ging und eine erhebliche Menge Truppen mit allem ihrem Troß für Munition und Verpflegung landete. Die Seestreitkräfte standen dabei unter dem Befehl des Vizeadmirals Erhard-Schmidt, während die Truppen von General der Infanterie von Kathen geführt wurden.

Die bei Pammerort ausgebooteten Truppen gaben einen solchen Beweis von wundervollem Schneid und todverachtender Tapferkeit, daß wir ihre Tat hier festhalten wollen für das Gedächtnis unserer Söhne. Einige hundert Mann waren es. Sie sprangen auf ihre Fahrräder und rasten in sausender Fahrt nach Osten, um die Befestigungen des wohl 40 km entfernten Orissar zu überrennen, die den Damm nach der Insel Moon beherrschten. In der Tat nahmen sie auch diesen Brückenkopf und machten mehrere hundert Gefangene und große Beute; aber da die heiß ersehnten Kanonen nicht nachkamen, weil sehr schlechtes Wetter deren Ausbootung um einen kostbaren Tag verzögerte, konnten sie ihn zuerst nicht halten. Trotzdem aber hat dies „Husarenstückchen" unserer Infanterie ganz vortreffliche Dienste getan.

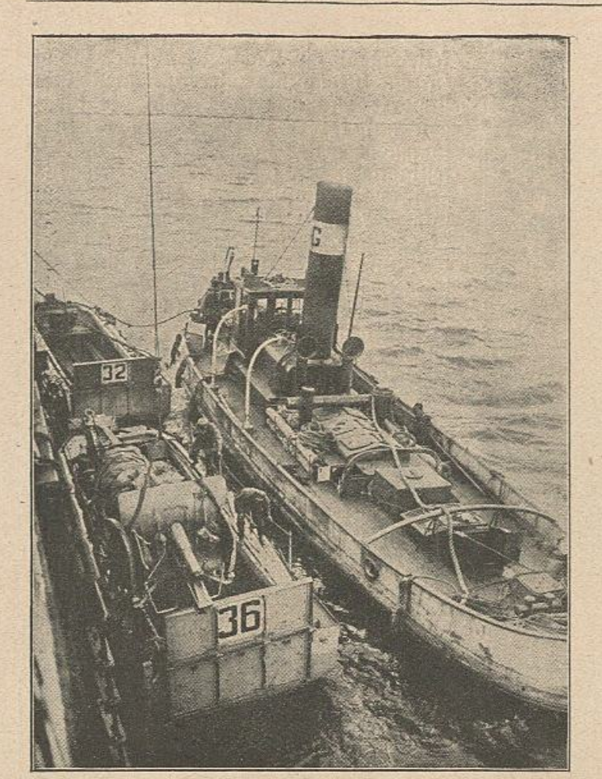
Die in der Tagga-Bucht ausgeschifften Truppen dagegen durchquerten in unaufhaltbaren Eilmärschen die Insel nach Süden zu, um einmal die auf der langgestreckten und stark befestigten Halbinsel Sworbe befindlichen Truppen abzuquetschen und andererseits die Hauptstadt der Insel, Arensburg, anzugreifen. Indessen fuhr unsere stattliche Flotte von Kriegsschiffen ebenfalls nach der Halbinsel Sworbe und brachte die schweren russischen Batterien in der Umgegend von Zerel in ganz kurzer Zeit zum Schweigen. Nun erst war der Weg in den Rigaischen Meerbusen frei. Alsdann lief sie in den Moon-Sund ein, um die russische Flotte auszuräuchern. Es gab eine scharfe Seeschlacht, in der das feindliche Linienschiff „Slava" durch Volltreffer unserer schweren Artillerie mehrfach unter der Wasserlinie getroffen wurde und sank. Leider gelang es zwei anderen Großkampfschiffen und zahlreichen Zerstörern, sich im Schutze ihrer Minensperren nach Norden in Sicherheit zu bringen. Bald waren auch die den Moon-Sund beherrschenden Batterien niedergekämpft und damit die Seeherrschaft im Rigaischen Meerbusen erstritten.



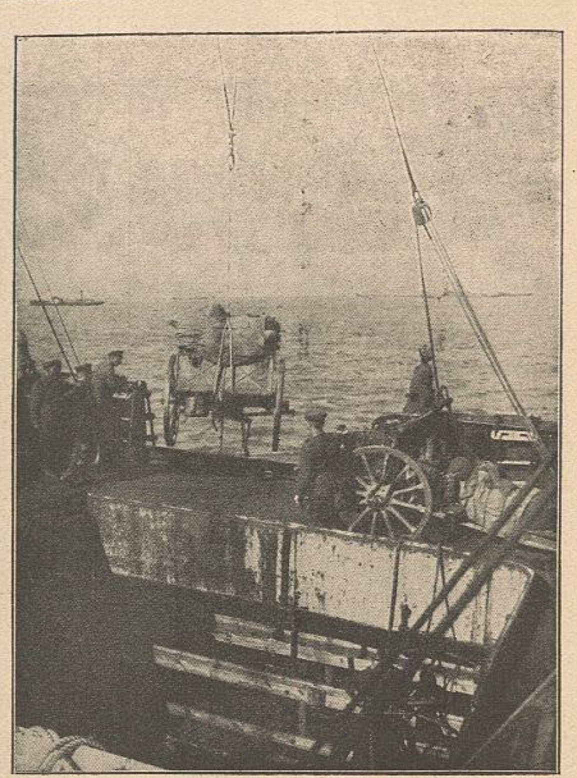
Deutsche Kriegsschiffe und Transportdampfer vor Oesel.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.




Ausschiffen von Truppen vor Oesel. Aufnahme des Bild- und Filmamts.



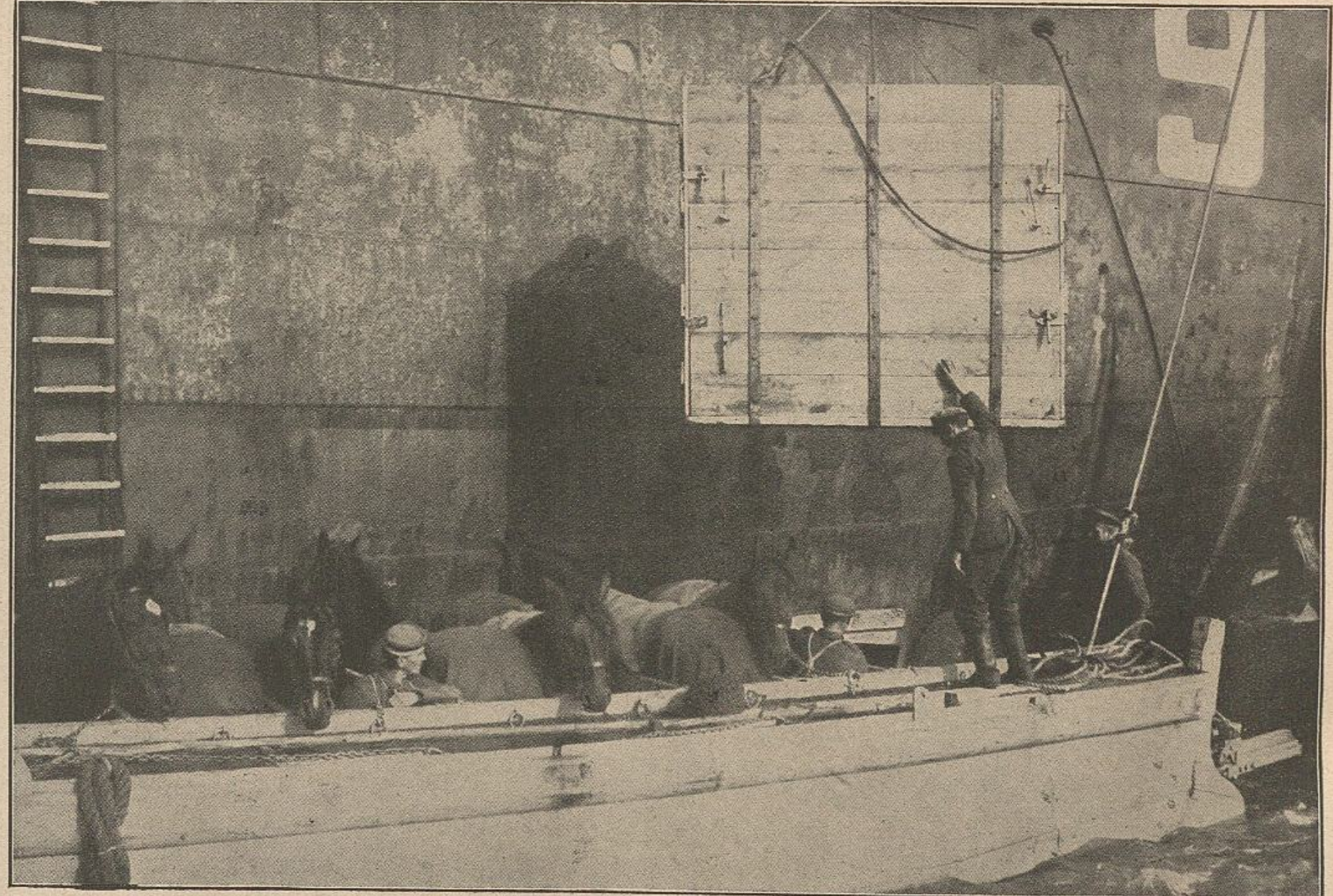
Transportdampfer mit Geschützen und Munition.



Ausschiffung von Feldgeschützen.

Ebenso glänzend schlugen sich unsere Landtruppen. In unwiderstehlichem Anprall rollten sie alle russischen Truppen vor sich auf, erst auf Oesel, dann auf Moon und endlich auf Dagoe. In nur neun Tagen führten Armee und Marine diese wichtige Unternehmung gemeinsam durch, — ein neuer Beweis für die ungebrochene Schlagkraft unserer Streitkräfte zu Lande und zu Wasser! Durch die Eroberung von Oesel und den anderen Inseln des Rigaischen Meerbusens haben wir die unbestrittene Vormachtstellung in der Ostsee erlangt. Diese Inseln bedrohen die Einfahrt in den finnischen Meerbusen und sichern andererseits unsere östlich der Düna stehenden Armeen; auch decken sie Kurland. Die Engländer haben im Laufe des letzten Jahres große Ländereien an der kurländischen und esthländischen Küste aufgekauft mit der ausgesprochenen Absicht, sich in der östlichen Ostsee festzusetzen. Diese englischen Pläne sind durch unsere Eroberung von Oesel, Moon und Dagoe zunichte gemacht worden. Freuen wir uns dessen. In Rußland hat unser neuer Erfolg Bestürzung erregt. Die großen Städte an der esthländischen Küste sehen bereits den Feind vor den Toren und werden von der wohlhabenden Bevölkerung fluchtartig verlassen, ja sogar in Petersburg zittert man, und die Reichsbehörden gehen damit um, ihren Sitz nach Moskau zu verlegen. Aber wir brauchen uns gar nicht den Kopf zu zerbrechen über die etwaigen Folgen unserer Siege am Rigaischen Meerbusen; es genügt uns, uns an die Tatsachen zu halten. In neun Tagen einen überaus wichtigen Stützpunkt für unsere Flotte erobert, dabei 20 000 Gefangene gemacht und über 100 Geschütze, sowie unermeßliches Kriegsgerät erbeutet, — das ist zweifellos ein wichtiger Schritt auf dem Wege vorwärts.

v. M.



Übernahme von Pferden auf der Reede von Oesel. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

24. Oktober 1917: Schwere Kämpfe südlich des Oise-Aisne-Kanals: Allemant und Chavignon verloren. — In Tirol, Kärnten und am Isonzo heftiger Artilleriekampf; bei Flitsch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Bainsizza die italienischen Linien genommen.

25. Oktober: Feuerkampf an der Westfront. Im Ailettegrunde Vortruppen zurückgenommen. — In den Becken von Flitsch und Tolmein auf 30 Kilometer die italienische Front durchbrochen.

26. Oktober: Im Walde von Pinon am Ailettegrunde Niederlage; am Chaume-Walde französische Stellungen erstürmt. — Unsere Divisionen sind über Karfreit und Ronzina hinaus im Vordringen.

27. Oktober: Großkampftag in Flandern; alle Stellungen gehalten. — Gegen Italien neue große Erfolge, dessen Isonzofront bis zur Wippach wankt; auf der Karsthochfläche hält der Gegner. Höhe 652, Monte Matajur und Monte Santo erobert.

28. Oktober: Angriffe bei Dixmuide und am Chemin-des-Dames. — Weitere Verfolgung der Italiener: Cividale und Görz erobert.

29. Oktober: Angriffe bei Boesinghe und am Chemin-des-Dames. — In Mazedonien Feuerkampf. — Die zweite italienische Armee flutet gegen den Tagliamento zurück; die dritte von der Wippach zum Meer ist in eiligem Rückzug; auch in Kärnten bis zum Plöckenpaß wankt die Front.

30. Oktober: Erfolg bei Bezonvaux. — Udine, der bisherige Sitz der italienischen obersten Heeresleitung, genommen; Verfolgung gegen den Tagliamento. Die aus Kärnten vorgehenden Truppen haben auf der ganzen Front venezianischen Boden betreten.

31. Oktober: Heftige Angriffe auf Passchendaele und Gheluvelt. Am Chemin-des-Dames und im Chaume-Walde Artilleriekampf. — Verfolgungskämpfe am obersten Tagliamento und in der venezianischen Ebene.

1. November: Großer Sieg am Tagliamento: 60 000 Gefangene. — London mit Luftbomben belegt.

2. November: Feuerkämpfe bei Dixmuide und längs des Rückens des Chemin-des-Dames. — Weitere Verfolgung der geschlagenen Italiener am Tagliamento. — Neue Fliegerangriffe auf London und Dünkirchen. — Graf Hertling Reichskanzler.

3. November: Am Chemin-des-Dames Linien zurückverlegt. — An der mazedonischen Front Feuerkampf. — Die Sperrfestung Gemona genommen.

4. November: Kämpfe bei Passchendaele, am Oise-Aisne-Kanal, im Ailettegrunde und zwischen Samogneux und Bezonvaux. — Kleiner deutscher Hilfskreuzer im Kattegat versenkt.

5. November: In Flandern starkes Geschützfeuer; englische Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. — Bei Stojakova, zwischen Wardar und Dojran-See englische Angriffe. — Der Tagliamento überschritten.

6. November: Angriffe bei Passchendaele. — Die ganze Tagliamento-Linie genommen; zwischen Gebirge und Meer sind die Italiener erneut im Rückzuge; ebenso vom Fella-Tal bis zum Colbricon, nördlich des Sugana-Tales.

7. November: Englische Sturmangriffe von Poelkapelle bis zur Bahn Ypern-Roulers und gegen die Höhen von Becelaere und Gheluvelt. — In der venezianischen Ebene und im Gebirge Verfolgungskämpfe.

8. November: Im Sundgau zu beiden Seiten des Rhein-Rhone-Kanals heftige Angriffe. — Zwischen Tolmezzo und Gemona 17 000 Italiener gefangen. Gesamtzahl der Gefangenen jetzt 250000, Beute 2[illegible]00 Geschütze.

9. November: In Petersburg Kerenskis Regierung gestürzt; die Maximalisten unter Lenin übernehmen die Regierung. — In Italien die Livenza überschritten; auch in den Tiroler Grenzgebirgen Fortschritte.

10. November: Angriffe bei Poelkapelle. Erfolg im Chaume-Walde. — Vordringen im Sugana-Tal und an der oberen Piave. Asiago erobert.

11. November: Heftige Angriffe bei Poelkapelle—Passchendaele. — Belluno genommen.

12. November: Bei Longarone 10 000 Italiener gefangen. — Im Oktober verloren die Feinde 9 Fesselballone und 244 Flugzeuge, wir 1 Ballon und 67 Flugzeuge.

13. November: Der Monte Longara erobert. Die Panzerwerke Leone und Col di Lan, sowie Fonzaso erstürmt.



Kaisertage in Konstantinopel: Der Sultan geleitet seinen hohen Gast zur Empfangshalle.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.

# Das Schicksal des Verräters.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkt in den Ländern der Entente die furchtbare Niederlage, die unsere herrlichen Truppen im Verein mit den österreichisch-ungarischen Heeren den Welschen beigebracht haben! — Nachdem Italien, unser Bundesgenosse von vielen Jahren, die Maske vom Gesicht genommen und sich in die Reihe unserer Feinde gestellt hatte, warf es seine Truppen gegen die Isonzofront, um Triest zu „befreien“, das übrigens gar nicht befreit sein will. Da Österreich-Ungarn eine sehr lange Grenze zu verteidigen hat, waren die Italiener hier in erdrückender Übermacht; trotzdem aber hatten sie recht bescheidene Erfolge. Die Kämpfe um Görz dauerten vom Dezember 1915 bis zum August 1917; Görz selbst fiel am 8. August 1916 in die Hände unserer Feinde. Und so zäh war die Verteidigung jedes Berges und jeder Stellung im Tale durch unsere Bundesgenossen, daß Cadorna, wie man berechnet hat, ein Heer von 1600000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen aufopfern mußte, um die gerade tausend Quadratkilometer österreichischen Landes zu erobern, die er schließlich besetzt hielt. Italien brachte alle diese furchtbaren Opfer ohne zu murren, weil es Fortschritte machte. Jetzt ist es dafür in Verzweiflung und setzt seine so unfähigen Heerführer ab, denn alles, was in den 20 Monate währenden elf blutigen Isonzoschlachten errungen war, ist in vier Tagen wieder verloren gegangen. Zwei seiner Heere sind geschlagen, ja großen Teils vernichtet, und auf italienischem Boden wird jetzt gekämpft, der im ganzen Weltkriege bisher noch keinen Feind sah. Die zwölfte Schlacht am Isonzo, zu der wir die Italiener zwangen, ist eine der größten Niederlagen, von der die Weltgeschichte des Krieges zu berichten weiß, geworden.



General der Infanterie Otto von Below.



Generaloberst von Boroevic.



Der 24. Oktober war ein trüber Tag, und bei Sonnenaufgang wechselten in den Julischen Gebirgen Regen und Schneetreiben ab. Die Italiener verkrochen sich frierend in ihre Unterstände und dachten an nichts Schlimmes. Da begannen die Geschütze der vereinigten Deutschen, Österreicher und Ungarn ein Konzert, das man in dieser Mächtigkeit hier noch nicht gehört hatte. Wenige Stunden nur dauerte es; aber es hatte genügt. Dann stürmten die Jäger und Infanterieverbände vor und drangen unaufhaltsam in die feindlichen Linien ein. Starke Stellungen, die die Täler sperrten, wurden meist im ersten Stoß überrannt, und auch Bergbefestigungen, die mit Geschützen und Maschinengewehren gespickt waren, wurden im ersten Anlauf erstürmt. Am mittleren Isonzo war der Angriff auf etwa 30 km Länge angesetzt worden. Von den südlichen Hängen des Rombon bei Flitsch führte die Linie in flachem Bogen über Tolmein nach dem Nordteile der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist. Am Engpaß von Saga war der Widerstand zäh; aber weiter südlich konnten die Italiener den Brückenkopf von Sta. Maria und Sta. Lucia nicht halten. Die Alpentruppen der Welschen, die immer ins Feuer geschickt werden, wenn etwas schief geht, setzten sich zwar fast überall verzweifelt zur Wehr und versuchten, jedenfalls die rückwärtigen Höhenstellungen zu halten; aber dies gelang ihnen nicht, denn die rückflutende Lawine der fliehenden Heeresmassen riß auch sie mit zurück, und die Sieger drängten unaufhaltsam nach. Unsere Truppen erklommen mit wundervollem Schneid einen der steilen Berghänge nach dem andern und stürmten die feindlichen Stützpunkte, die die Höhen krönten. Alpenländische Truppen unserer Bundesgenossen nahmen Flitsch; deutsche Regimenter machten weiter südlich mit unwiderstehlicher Stoßkraft ganze Arbeit. Schon der zweite Kampftag, an dem klares Herbstwetter eingetreten war, fand unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus im Vordringen, und die Italiener begannen die Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist bis in die Gegend des Monte San Gabriele zu räumen. Die verbündeten Truppen nahmen den schwierigen Bergstock des Kolowratrückens am rechten Isonzoufer, womit ein wichtiger Artilleriestützpunkt unserer Feinde in diesem Raume überwunden war. Ebenso wurden im Schneegebiete von 2000 Meter Höhe mit allen Mitteln neuzeitlicher Verteidigungskunst ausgestattete Felsennester im Vrsic-Krngebirge erstürmt. Der 1640 Meter hohe stark befestigte Gipfel des Monte Matajur wurde durch die hervorragende Tatkraft des Leutnants Schnieder gewonnen, der mit vier Kompagnien des Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63 den starken italienischen Grenzstützpunkt stürmte. Am dritten Tage dieser zwölften Isonzoschlacht waren die Erfolge fast noch größer; denn die einst so heiß umstrittene Höhe 652 bei Vodice und der Monte Santo wurden erobert. Der Fall dieser Bergbefestigungen war für die Italiener das Signal, Görz hastig zu räumen. Und das war klug, denn schon am Sonntag, den 28. Oktober, wurde es von österreichischen Truppen besetzt. Görz ist also befreit. Aber damit ist es nicht genug, denn der Vormarsch der Verbündeten geht unaufhaltsam weiter; auf einem großen Teile der Front ist am letzten Oktobertage, wo diese Zeilen zum Druck gehen, die Ebene bereits erreicht, ja Udine (deutsch Wieden), das frühere italienische Hauptquartier, liegt schon weit in ihrem Rücken und auch weiter nördlich, an der kärntnischen Front, wankt die Linie unserer Feinde und droht zusammenzubrechen.

Eine schwedische Zeitung („Allehanda“) machte zu der Katastrophe vom Isonzo einige nachdenkliche aber recht verständige Bemerkungen. „Wie früher das Schicksal Serbiens, Montenegros und Rumäniens, so scheint sich jetzt Italiens Schicksal zu erfüllen. Der stolze Traum der Wiederaufrichtung der Mittelmeerherrschaft des alten Rom mit reichem Landgewinn in Kleinasien, Afrika und an der adriatischen Ostküste fällt in Trümmer. Es wird Italien kaum erspart bleiben, den Becher des Unglücks bis auf die Neige zu leeren.“ Diese Worte kann man unterschreiben, und wir fügen hinzu: Die furchtbare Niederlage Italiens wird uns dem Frieden einen Schritt näher bringen. Denn zum dauerhaften Frieden führt nichts anderes als der Sieg, und die ewigen Friedensreden sind nur geeignet, den schrecklichen Krieg zu verlängern.




Karte zur deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive. Aus der Vogelschau gezeichnet von Walter Emmersleben.



Abtransport italienischer Gefangener bei Görz.



Vor dem Beginn der Offensive.
Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

# Imago. Von M. E. delle Grazie.

Die Türe nach dem Garten stand weit offen, und seine herbstliche Buntheit lag wie ein leuchtendes Bild in dem weißen Rahmen. Schlanke Feuerlilien starrten mit flammenden Blütenspeeren zu dem pausbackigen Barockamor empor, der noch immer Miene machte, seinen längstzerbrochenen Bogen zu spannen. Die Trauben, die an der Mauer des Gartens reiften, funkelten wie goldene Bernsteintropfen aus dem Spalier. Der blanke Silberahorn aber, den noch Großvaters zitternde Hände gepflanzt, schimmerte so märchenhaft und unwirklich in den Abend hinein, als wär' er soeben aus irgendeinem Traum in all dies herbstliche Leuchten und Reifen hineinversetzt worden oder aus einem Sonntagsland der Seele, in das nur der Menschen Ahnen hinüberfindet, und ihre Sehnsucht an Tagen, die noch voll des Lebens scheinen und doch schon so ernst und feierlich dem Tod entgegenblühten, wie dieser . . .

Der Tisch der Stube, in der das junge Paar saß, stand knapp vor dem offenen Fenster, und die rubinroten Ranken des wilden Weines hingen wie leuchtende Festons in dem zarten Blau des Abends, in das der Verwundete hineinsah: groß, stumm . . . fast betroffen von dem tiefen Frieden, der ihn wieder umgab. Von all dem Behagen, in dem er wieder atmen konnte und ruhen.

„Darf ich dir noch einen Apfel schälen?" fragte die junge Frau. „Diesen — ja?"

In die ernsten Züge des Genesenden trat ein leises Lächeln. Sie konnte so süß schmeicheln, seine kleine, blonde Frau! War noch immer das Kind, das ihm der Krieg wie in einem Traume angetraut, rasch, rasch . . . das er sich wie vom Rand eines Abgrundes weggeholt — in letzter Stunde, eine letzte Blüte des Lebens!

Und eine Woche, bevor das geschehen, hatten sie ihre tote Mutter hier hinausgetragen! Ein volles Jahr hätten sie sonst noch warten müssen. Das Jahr der bürgerlichen Trauer. Da war der Krieg gekommen und hatte die Verwaiste wie ein sturmverwehtes Blatt an seine Brust geworfen. Über die Schwelle des Todes hatte er ein Glück getragen, das vielleicht schon wieder einem anderen Tod entgegenreifte . . .

Aber sie waren selig gewesen — ganz unsagbar selig! Bis der große Sturm sie voneinandergerissen. Den Mann dem Kampf entgegen und vielleicht dem Tode. Das kindliche Weib ins Dunkel einer Ungewißheit, die eine einzige Qual war — ein tägliches Vergehen.

. . . Und kaum, daß er dem Feind so recht ins Auge geschaut, hatte sich auch schon seine Kugel zu ihm gefunden. Gleich in den ersten Wochen des Krieges. Da unten in Serbien, irgendwo. Und nun saß er da, schon wieder langsam der Genesung entgegengepflegt, und derselbe Herbst leuchtete noch immer über ihnen!

Wie ein Traum war es. Oder wie die Phantasien eines Fiebernden. Dieser hastende Flug buntesten Geschehens in so kurzer Zeit. Heißes, gierigstes Erfassen des Daseins . . . unerbittlichstes Verzichten. Das Würfeln mit dem Tod und dieses wunderbare Geschenk eines neuen Lebens! Wie ein schwindelnder Flug von Höhe zu Höhe. Ein tolles Springen von Abgrund zu Abgrund. Und alles so unwahrscheinlich zusammengedrängt! Als gäb' es überhaupt keine Zeit mehr. Das Unsagbarste, Unglaublichste. Wofür der Mensch oft ein ganzes Leben braucht, es bloß zu begreifen.

Sie aber —

Und wieder mußte er lächeln . . .

Wie ein Kind stand sie vor ihm, den Gravensteiner in der Hand, das zärtliche Flehen im Blick. Als hätte sie nie geweint, nie gebangt. Das Gewaltige und Entsetzliche nicht gerade so gut erlebt, wie er.

‚Laß dem Weibe die Liebe, und die ganze Welt hat ihm nichts mehr zu sagen!'

Das hat er einmal wo gelesen. Und ganz leise den Kopf dazu geschüttelt; fast befremdet. Der Mann. Nun ist ihm, als könne er es verstehen. Aber er weiß nicht, warum ihm gerade deshalb noch einmal so bange wird um sie. Denn er muß ja doch wieder da hinaus! Solang' eine Kugel ihn nicht zum Krüppel schießt oder der Tod auf ihr einherfliegt. Und er ist ein gar schlauer Spieler — der Tod, da draußen. Ein-, zweimal gibt er den Einsatz zurück. Kehrt mit tückischem Humor den Verlust nach der eigenen Seite. Bis endlich doch der letzte Würfel fällt — der schwarze. In seinem eigenen Regiment hat er das erlebt. Und zugleich staunend gesehen, wie tollkühn es die Menschen machen kann.

‚Für mich ist keine Kugel gegossen.' Wie oft hat er das nicht gehört! Und wenn sie dann kam . . .

Es war seltsam, aber gerade die lagen immer am friedlichsten da! Als wären sie eben nur eingeschlummert. Und hätten bis zuletzt nicht daran geglaubt.

So spielte der Tod da draußen. Und hier —

Ihre Augen baten noch immer. In schelmischer Zärtlichkeit, funkelnd von dem Glück, ihn wieder zu haben.

Und leise, kaum merklich seufzt er auf. Auch sie würde nicht daran glauben, er fühlt es. Bis zuletzt nicht . . . „Also schäl' deinen Apfel," nickt er endlich. „Aber nur, wenn wir ihn zusammen essen!"

Und sie lächelt ihm zu und dreht die herrliche Frucht wie einen Ball zwischen den rosigen Fingern hin und her, daß die edlen Steine ihrer Ringe silberne Pfeile ins Licht des Abends schießen.

„Du bist so still heute, Robert!" plauderte sie dabei über das geschäftige Messerchen hinweg. „Oder schmerzt der Arm wieder?" Er schüttelte leise das Haupt, strich langsam über die Stirne, der die brennende Augustsonne an der Save dieses dunkle Braun angesengt.

„Es ist nur . . . Wenn ich so zurückdenke, an die letzten Wochen! Und dann hier um mich schaue . . ."

Und sein Blick glitt wieder in den Garten hinaus; nach dem silbernen Ahornwipfel, der so regungslos in dem blauen Abend stand . . . von dem Garten in die stille Stube zurück, die ganz Behagen war und glückliche Beschränkung, wie die Zeit, die sie mit ihrem gediegenen Hausrat angefüllt: der dickbauchigen Kommode aus blassem Kirschholz; den schweren Biedermeierschränken; dem Silberspind, in dem noch Urgroßmutters Brautschatz funkelte . . . dem weißen Kamin mit der Uhr aus Vieux Saxe. Gerade holte sie zum Stundenschlag aus: „Eins — zwei — drei — vier . . ."

Rasche, helle, pinkende Schläge. Wie von einem gläsernen Hammer auf singendes Metall getippt.

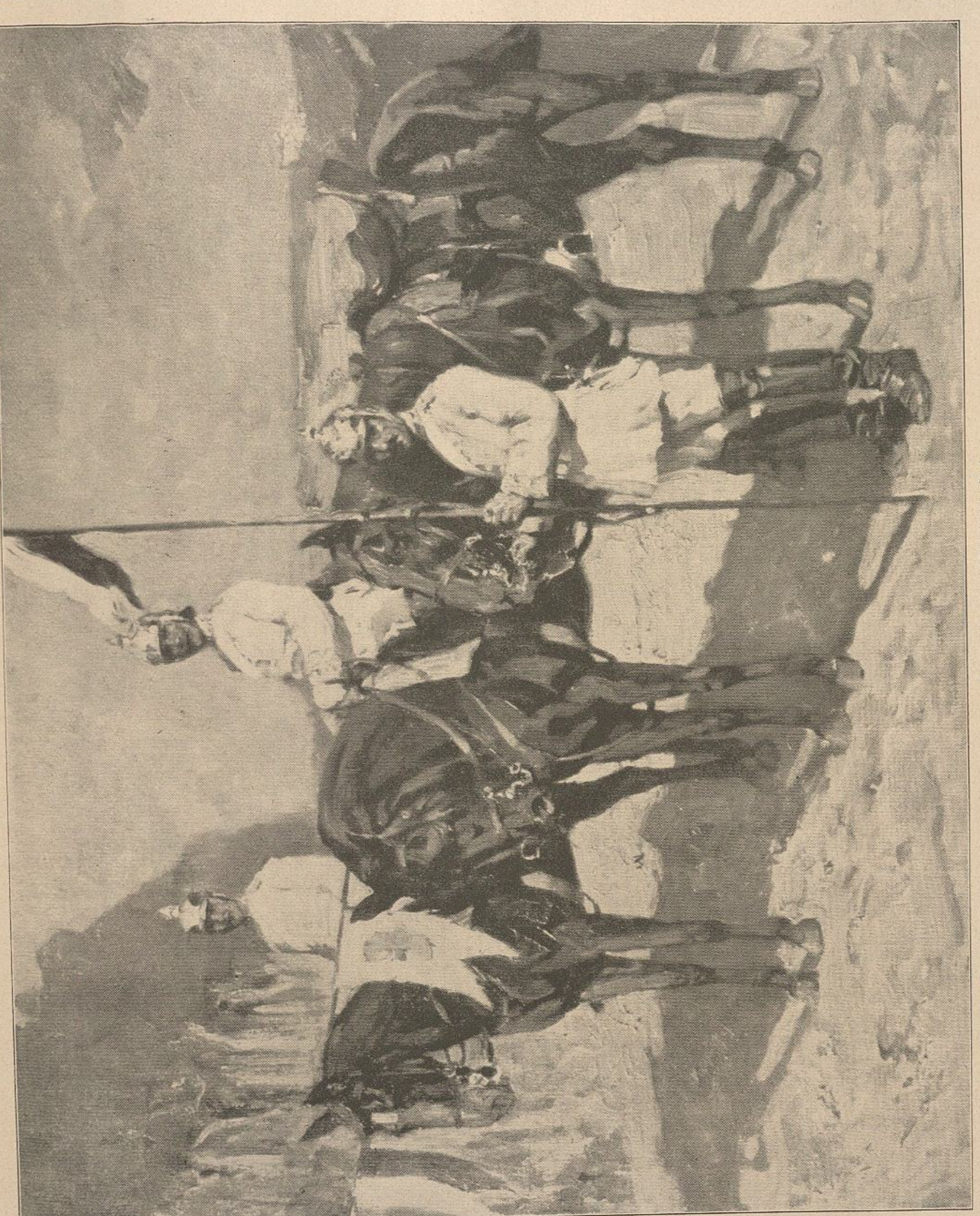
„Und daran soll ich nun glauben!" Er lächelte kopfschüttelnd vor sich hin. „Mit einem Trommelfell, das schon auf das Geheul der Skodamörser eingestellt war."

Ihr blondes Köpfchen fuhr angstvoll empor. „O bitte, bitte!" flehte sie mit beklommener Stimme. „Nun bist du ja doch daheim. Kost' es erst wieder aus! Wie ich das Glück, daß du mir geblieben, diesen Mordwaffen zu Trotz." Und mit bebender Hand schob sie ihm den zierlichen Obstteller zu, auch aus Urgroßmutterszeit. „Da iß! Und bedenke, daß diese Bomben in unserem eigenen Garten gewachsen sind."

„Nur, wenn wir teilen!" beharrte er.

Mit einem strahlenden Lächeln griff sie noch einmal nach der Frucht, schnitt sie entzwei — und ließ sie mit einem lauten Ruf der Enttäuschung wieder auf den durchbrochenen Goldrand des Tellerchens zurückfallen: „O weh — ein Wurm!"





Dragoner. Ölgemälde von Friedrich Fehr.

Dann nahm sie das Tellerchen und trat ans Fenster. „Schädling das! Aber ich will ihn nicht töten.“

Doch das geängstigte Tier war flinker. Verstört von dem ersten Lichtstrahl, der so jäh in das Dunkel seines dumpfen Behagens eingebrochen, glitt es von dem Rand des Tellers über den Finger der jungen Frau, und von da, durch die pulsierende Lebenswärme eines anderen Geschöpfes noch mehr geängstigt, geradeswegs auf den Fenstersims herab.

„Was es nun wohl beginnen wird?“ meinte sie in ihrer neugierigen Kinderart.

Aber das gelbe Räupchen schien sich nicht erst besinnen zu müssen. Mit einer Sicherheit, als wär' es schon tagelang hier herumgekrochen und nicht soeben erst ans Licht hinausgepurzelt, glitt es dahin — so behend es nur immer in seiner Art liegen mochte und scheinbar so zielgewiß, daß die staunenden Augen des jungen Weibes immer größer wurden.

„Warum es gerade diesen Weg nimmt?“ fragte sie zu dem Gatten empor, der unterdes an ihre Seite getreten war. „Er führt ja gerade in eine Ecke hinein!“

Sein Blick, der da draußen, in dem fürchterlichen Ringen zwischen Leben und Tod so versonnen und ernst geworden, ging eine Weile zerstreut hinter dem Tierchen her. Plötzlich aber wurde er aufmerksam.

In der Ecke, der das Räupchen zustrebte, war ein Mauerspalt. Er lief die ganze Höhe des Fensters entlang und war kaum breiter, als die Spitze eines Bleistiftes. Und gerade da hinein zwängte sich das Tier! Erst rechts und links, wie in fühlenden Windungen seine Umgebung abtastend. — Dann mit einer Eile und Sicherheit, die wie eine freudige Entdeckung war.

„Muß sie Angst haben vor unseren großen Menschenaugen . . .!“ lächelte die junge Frau. „Daß sie so dumm ist, da hinein zu flüchten.“

Er schüttelte ernst das Haupt. „Du irrst. Das ist eingeborener Daseinswille; sicherster Instinkt. Ein Stückchen heimlichster Schöpferfürsorge, was wir da belauschen.“

Ihre fragenden Augen starrten ihn groß und ungläubig an.

„Gewiß!“ Er nickte. „Ihre Wiegenzeit in dem Apfel war zu Ende. Auch wenn du ihn nicht in die Hand bekommen hättest, wär' sie ans Licht gekrochen. Weil ein innerster Trieb sie dazu genötigt hätte. Die vollkommene Raupe, satt und großgefüttert! In der schon der zukünftige Schmetterling träumt und sie zwingt, nun zu tun, was ihm eines Tages das Dasein ermöglicht —“

„Und da glaubst du?“ —

„Verpuppen wird sie sich da drinnen,“ sprach er mit einem sinnenden Blick nach der schmalen, dunklen Mauerritze, in der das Tier verschwunden. „Und über Winter dem Frühling entgegenträumen, der ihr die Flügel gibt für ein neues Leben und eine höhere Daseinsform.“

Sie atmete tief und staunend auf. „Wie wunderbar das ist, wie seltsam!“ — Er mußte lächeln. „Das geschieht doch unzählige Male in der Natur. Eben jetzt!“

„Aber daß sie es so mit sich bringt,“ staunte die kleine, blonde Frau. „Es so in der Seele hat! Alles weiß, kaum aus dem Dunkel gekrochen.“ Sie beugte sich weit vor, guckte in den Spalt hinein. Und etwas von der Neugier des Kindes, das zerstört, um zu wissen, kam über sie. „Wenn ich sie nun da herausstochere, immer wieder . . . was glaubst du, würde geschehen?“

„Ein Frevel!“ sprach er mit einem dunklen Blick. „Denn du würdest töten und ein Geschöpf in seiner Vollendung stören. Wenn es auch nur ein Räupchen ist . . . Man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur Seite!“

Sie blickte auf, hielt den Atem an. Dann faltete sie die Hände — wie in einem schauernden Besinnen — einem bangen Erkennen.

„Und du mußtest töten!“ sprach sie leise. Ihre Stimme bebte. Zwei große Tränen hingen an den goldbraunen Wimpern. Er starrte mit einem tiefen Blick in den leis entschlummernden Garten hinein.

„Auch das wollte Gott!“ sprach er langsam. Und es klang fest und ruhig. „Da draußen aber ist der Friede. Der Tod, der sich in tausend Larven verpuppt und doch nichts ist, als ein heiliger Lebenswille . . .“

Und noch einmal sah er in den Garten hinein: nach dem silbergrauen Ahorn, der so regungslos in dem geheimnisvollen Dämmer des Abends stand; dem Obst, das an dem Spalier seinem Fall entgegenreifte; den Blüten, die schon leise dem Tode zunickten, ob die Erde ihren Stamm auch noch mit nährender Muttersorge umfing . . . Und wie ein Erwachender strich er sich langsam die Stirne entlang. Als käme seiner Seele wie aus weiter, weiter Ferne ein schauerndes Ahnen, daß der Augenblick, den sie beide soeben erlebt, in irgendeiner Weise einmal in ihr Leben zurückmünden würde. Aber wie und wann? Und warum dieses gleichsam fröstelnde Sichbesinnen der Seele?

Langsam trat er vom Fenster zurück, mit der Rechten den verwundeten Arm in der Schlinge stützend.

Sie starrte noch immer nach der Mauerritze. Dann schüttelte sie den jungen, blonden Kopf. „So ein kleines Tier. Und weiß so genau, was es muß!“

⌘ ⌘ ⌘

In der Dämmerung erzählte er ihr dann wieder vom Kriege. Von dem wilden, fernen Land da drunten. Das so voll Schönheit und so voll Tücke war. Von den Weibern, die mit Flinte und Handschar wie die Männer kämpften. Den Kindern, die mit dem Werfen der Handgranaten so vertraut waren, als wären es Gummibälle. Den zahnlosen, uralten Hexen, die kaum mehr einen Schritt gehen konnten und doch noch Bosheit genug in sich hatten, das Wasser, das sie dem dürstenden Feind reichten, erst zu vergiften.

Und wie serbische List und Grausamkeit in der ganzen Welt nicht mehr ihresgleichen hatten, gab es auch ein Gift da unten, dessen Bereitung und Mischung ein Geheimnis des ganzen Volkes war. Von der Bauerndirne angefangen, die es mit dem süßesten Lächeln in die Suppe der Nebenbuhlerin zu schmuggeln wußte, bis zu der Schwieger, der die Eltern des Mannes zu lange lebten oder gar der Gatte selbst.

„Sie nennen es ‚Saratschika‘,“ erzählte er mit einem heimlichen Schauder. „Und in der Art, wie es tötet und lähmt und doch zugleich auch ganz seltsam erregt, liegt die geradezu teuflische Bosheit seiner Mischung.

„Wie gespießte Käfer wandten sich die Unseren am Boden, die arglos getrunken hatten, dabei wie Berauschte. Unsere Ärzte suchten umsonst nach einem Gegenmittel. Und als wir die ruchlose Hexe zwangen, das eigene Gift zu trinken, tat sie es mit einem Lächeln und einer Gebärde, die etwas Heroisches hatten . . .

„Und wie diese Menschen, so ist die Natur, die sie umgibt. Ein heimtückisches, üppiges Blühen und Leuchten und mörderisches Lauern ringsum. Die funkelnden Kupfervipern im Gras. Die Skorpione am Felsrand, auf den du im Emporklimmen die Hand legen mußt. Die Golubacer Fliege, deren einkreisender Flug so tückisch-lautlos ist, daß du sie immer erst entdeckst, wenn du mit ihrem Stich auch schon das Gift der Malaria in dir hast! Ein Volk und ein Land, das die Natur förmlich geschaffen hat, damit Tücke und Mord und Grausamkeit immer wieder darin ihre ruchlosen Mysterien feiern — Gott allein mag wissen, warum.“

Er verstummte und sah in der Dämmerung zu seinem Weibe hinüber, das blaß und lautlos vorgebeugt nach ihm hinhorchte. Wie schön sie war, wie blütenjung! Wie doppelt unschuldsvoll und reizend in dem kindlichen Märchenschauer, mit dem sie all den Schreck und all dies





Böse anhörte, das zum erstenmal in die weiße Blütenwelt ihrer Seele trat.

Ob er gut tat, ihr den blutigen Graus und die ganze Niedertracht der entfesselten Instinkte da draußen, so grell wie sie waren, vors Auge zu zaubern —?

Ihr, die zwischen leuchtenden Blumen und in stillen Stuben aufgewachsen war, zwischen dem versonnenen Zauber dieses alten Hausrates, im verblichenen Glanz von Großmutters Silberschränken, unter dem graziösen Gepink der Uhren aus Vieux Saxe?

Aber er mußte wohl, er mußte!

Da draußen ging eine eherne Zeit auf ehernen Sohlen vorüber und schlug mit ehernem Hammer die Stunden aus — bellte sie mit dem Furiengeheul der Mörser von Land zu Land, von Meer zu Meer! Und wußte er, wann seine Stunde kam? Sie mußte es ertragen lernen!



Schweizer Militärposten an der Grenze. Phot. Dalang.

Und plötzlich, über all den Gedanken her, die so heroisch auch das Weichste in ihm anspannten, war ihm, als säh' er wieder das Räupchen vor sich, das aus dem Apfel gefallen war und so rasch, so sicher den Weg gefunden hatte, der die Flucht war und ein neues Leben.

Das sollte sie lernen, die kleine, blonde Frau. Sein armes Kind, das die blutige Zeit in ihrer ganzen Größe ergriff und doch mit dem Herzen immer zurückhalten wollte, was sie eines Tages auch von ihr fordern konnte.

Denn nicht auf die Begeisterung kam es an, er wußte es. Die war ein loher Brand und ein irrer Taumel, wehende Fahnen und das bißchen Musik . . .

In die große „Zone des Schweigens“, die dem Tod und dem heiligsten Opferwillen gehörte, mußte er ihre Seele einführen. Mußte —!

Wie er sie aber so vor sich sah: still vorgeneigt, Hand in Hand geklemmt; die großen Augen in atemlosem Schreck an seinen Lippen und so totenblaß im lauernden Schweigen des Abends . . . da kam doch wieder eine unsägliche Weichheit und Rührung über ihn. Diese deutsche Wunderart, die da draußen allen Schrecken des Mordens und Sterbens ins Antlitz schauen gelernt und daheim doch Ehrfurcht hatte vor dem Leben eines Tierchens und der schauernden Blumenseele eines Weibes . . .

Und er verstummte und streckte den Arm nach ihr — den Arm, den der Krieg ihm gelassen, daß er daheim ein Weib auf seinen Schoß ziehen könne, das ganz Liebe war und Angst. —

⌘ ⌘ ⌘

Wie ein Stern stand in dieser Nacht die Liebe über ihnen. Daß etwas Geheimnisvolles in die Glut ihrer Küsse kam und ein rätselhaftes Erschauern in ihre Umarmung. Als könnten sie sich von nun ab nie und nimmer verlieren! Aber keiner sprach zu dem anderen von diesem Letzten seiner Empfindung. Wie in weiße, heilige Schleier hüllten die Seelen ein, was nur ihnen über die fernen Lande Gottes einherkam. Und dann kam der Schlaf und schloß ihm zuerst die Lider. —

Sie lagen bei offenen Fenstern; denn diese letzten Septembernächte waren noch milde. So trat die Nacht mit all ihrem Zauber an die Kissen des jungen Weibes heran: dem blauen Silberglanz des Mondes, der das Fensterkreuz in einem schwanken Schatten auf ihre Decke zeichnete — dem leisen Geriesel des Windes, der draußen durch die Bäume ging, und dem Duft der letzten Blumen, die auf den Beeten blühten — Violen und Reseden und Balsaminen und jene geheimnisvollen, weißen Wasserlilien, die wie aus einem Wundergarten stammen und über Nacht erblühen und welken können.

Dem jungen Weibe war, als hätten sie noch nie so heiß und schwer geduftet! Selbst der Honigatem der Früchte, die draußen reiften, stahl sich in einer Wolke herein, die wie schwanger war von der Glut der Sommertage, die des Frühlings Blüten in diesen saftschweren Segen verwandelt.

Den weißen Arm unter dem blonden Köpfchen, lag die junge Frau da und fand eine ganze Weile noch keinen Schlummer. So selig-müde sie auch war, so geborgen sie sich fühlte in dem alten Haus, in dem Generation um Generation die Ihren gewohnt, Samen auf Samen dieselben Blumen im Garten geblüht. Immer dieselben feinen Uhren getickt hatten und die Tassen und die Wiegen sich von Mutter zu Tochter vererbt. Auch alt waren die Ihren meist geworden, soweit sie zurückdenken konnte und dann eines friedlichen Todes gestorben. Rasch oder eben nur wie sanft hinüberschlummernd, nach einem Dasein, das immer geruhsam und schön gewesen. Den Vater freilich hatte sie früh verloren. So früh, daß sie sich kaum mehr seiner entsann. Aber die Mutter hatte ihre Jüngste bis zu-

letzt gehütet und war an einem Herzschlag dahingegangen — schön, leicht und mitten aus einer Freude heraus!

Und dann waren die Tage ihrer jungen Ehe gekommen und hatten mit der Glut ihres angstvoll-haftigen Glückes auch die Tränen von ihren Wangen geküßt. Daß ihr selbst der Tod in einem Meer von Seligkeit untergegangen war, wie die Liebe sie gleichsam von Hand zu Hand gegeben — aus dem Arm der Mutter ans Herz des Gatten. Aber nun? Der Geliebte mußte ja doch wieder fort und dann —? Schon jetzt erbebte ihr Herz, wenn sie nur daran dachte. Wie hatte sie Stunden um Stunden gebangt, das erstemal. Ganze Nächte durchweint und sich wie ein fieberndes Kind in die tränennassen Kissen gewühlt.

‚Jetzt — jetzt — jetzt!‘ Wie oft war ihr diese Ahnung des Todes, der ihn von Minute zu Minute ereilen konnte, vor die zuckende Seele getreten! Daß sie oft mitten in einem fröhlichen Lachen einhielt, weil sie ja nicht wußte —? Nur laut aufgeschrien hatte, wenn der Schatten einer Gewitterwolke über das Haus hingestrichen war, in diesen schwülen, beklemmenden Augusttagen! Da sie den Geliebten in dem Lande der Schlangen und Königsmörder wußte. Und nachts — wenn alles so still lag ... Wie hatte sie da mit klopfendem Herzen auf jeden heimlichen Laut gelauscht, der von ihm Kunde bringen konnte, vielleicht schon aus dem fernen Lande der Ewigkeit! Das Geriesel des Sandes in dem alten Gemäuer. Das Getick des Holzwurms im Paneel. Das erschauernde Geraune der Nacht, das oft wie ein Geflüster aus dem Munde der Toten ist ...

Freilich — als er dann wieder in ihren Armen lag und sie ihn hatte — fühlbar, sichtbar, in liebeswarmer Nähe, tage-, wochenlang ... Durch all diese blühenden Hecken vom Tode getrennt, der ihm so oft aufgelauert und nun ohnmächtig draußen stand, schier komisch anzuschauen mit dem grinsenden Gefletsch ... Wie rasch hatte sie da alles wieder vergessen! Ihres Herzens Not und den mordenden Krieg da weit draußen, der nun an ihre Geborgenheit nicht herankam; bloß mit der Zeitung zu ihren Augen fand. Daß der Geliebte sie zuweilen mit leisem Tadel im Blick angeschaut hatte: „Es ist noch alles, wie es war, Maria!“

Sie aber hatte nur die Empfindung dieses seligen Entlastetseins. Als hätte sich eine schwere Krankheit von ihnen hinweggehoben und wäre eben ein Haus weitergegangen. Es tat ja weh, gewiß. Auch wenn der Nachbar litt. Aber deshalb durfte man doch glücklich sein für sein Teil. —

Und nun würde das Entsetzliche bald wieder Wahrheit werden für ihre zitternde Liebe! Kam näher und näher, von Tag zu Tag. So glücklich war sie gewesen, daß seine Wunde sich so rasch geschlossen hatte, so gut „wegzupflegen“ war. Nun wünschte sie fast, ihre Liebe wäre etwas säumiger gewesen. Bis jetzt hatte sie sich von seinem Burschen, dem Basyl, grausige oder drollige Geschichten von „da drunten“ erzählen lassen. Wie sie dem Volke gefallen oder es zu lustigem Weiterspinnen an dem Faden eines eigenen Erlebens verlocken. Nun krampfte sich ihr schon langsam das Herz zusammen, wenn sie den Basyl so stramm hin- und hergehen sah — seinen rhythmischen Schritt in Haus und Hof hörte. Den Schritt des Soldaten ... den Takt, in dem sie alle dort einhergingen, die Tapferen, Braven, Todgeweihten.

„Gott, mein Gott!“ Sie bebte. Und ihre Hände falteten sich in zagender Angst über dem jungen Herzen. Das noch im geheimnisvoll-raschen Rhythmus der Liebe flog, die sie so heiß und müde geküßt hatte. Aber endlich entschlief sie doch.

Und ihr träumte — —

❧ ❧ ❧

Wie durch opalfarbige Flöre hindurch sah sie zwei schlanke, jugendliche Gestalten — einen Mann und ein Weib. Beide von einer Schönheit, die etwas Überirdisches hatte, beide nackt. Doch war es eine Nacktheit, die an jene der Engel erinnerte — weiß und keusch, wie eben aus der Bildnerhand Gottes hervorgekommen. Und doch fühlte, nein, wußte sie sofort: die beiden lieben sich. Lieben sich über alles! Und eine ganz eigene Seligkeit strömte von diesem Wissen in ihr Herz zurück. Bis sie plötzlich in seligstem Erkennen ausrief: „Das sind ja wir ... Ich und er. Wir selbst sind es!“

Und doch blieb, was sie vor sich sah, wie ein Bild. So hoch und ferne und selig über ihrem Schauen aufleuchtend, daß sie die Schwere ihres eigenen Leibes mit einem Male nur doppelt daran empfand.

‚Aber wenn ich ihn anrufe — ihn!‘ sagte sie sich im Traume. ‚Dann wird er doch das Haupt nach mir wenden und mich anblicken? Nicht so hoch und himmelferne bleiben von mir, wie in einem Bilde, nach dem nur meine Sehnsucht die Hände ausstreckt!‘

Und sie rang die Arme nach ihm und warf das Haupt zurück und rief den Namen des Gatten, der bei ihr war und doch nicht mit ihr. Und er schien sie zu hören ...

Die wunderbare Gestalt, die seine Züge trug, kehrte sich ihr zu, lächelte sie an — und schien plötzlich in einem einzigen Glanz aufzuleuchten ...

‚Maria!‘ hörte sie den Geliebten rufen und noch einmal laut und mit einem Ton, in dem eine unsägliche Sehnsucht vibrierte — ‚Maria!‘ —

Aber da verfärbte sich die Wolke, die um ihn war, wurde immer dunkler, immer dichter — und so, die Arme weit ausgebreitet, in jeder Linie seines Leibes noch einmal seltsam aufleuchtend, als zöge eine geheimnisvolle Hand mit flammendem Stift die Umrisse seiner Erscheinung nach — schwand er vor ihrem Blick dahin und versank, wie aufgesogen von dem Dunkel, das sich plötzlich um ihn gebreitet hatte. Und sie wollte schreien in ihrem Weh und konnte es nicht. Ihm nachstürzen — und stand doch wie gebannt. Nichts mehr vor sich, als das leuchtende Abbild des eigenen Wesens.

Das aber schien nichts zu wissen von ihrer Trauer, nichts zu fühlen. Die Hände über der Brust gekreuzt, starrte die Erscheinung, die ihre Züge trug und doch nicht ihr Leid erlitt, wie in seliger Verklärung lauschend empor. Und mit einem Male war ihr, als höre auch sie ein geisterhaft leises Erklingen. Als griffe hoch über den Wolken eine Hand in die Saiten einer ungeheuren Harfe, daß sie einen Ton von sich gab, wie sie all ihr Lebtag noch keinen gehört: so süß und mit geheimster Gewalt ihre Seele durchschauernd ... wie aus der Ewigkeit kommend, oder aus den ungeheuren Fernen, in denen die Sterne geboren werden und der Thron des Schöpfers über den Sonnen stand.

Und mit einem Male zerriß die schwarze Wolke, die ihr den Liebsten entzogen hatte, und ein kleines, blondes Engelchen glitt daraus hervor. Es hielt das Köpfchen, wie in reizender Hilflosigkeit, halb auf das rechte Schulterchen geneigt und sah süß fragend und bange zagend nach dem leuchtenden Weibe dort droben. Ein Geschöpfchen, schön wie ein Götterkind und nackt wie ihr Ebenbild, das ihm plötzlich wie in einer einzigen Sehnsucht entgegenzuleuchten begann und die Arme nach ihm streckte, wie sie früher die Arme nach dem entrückten Gatten gestreckt hatte.

‚Aber das ist ja nicht er!‘ wollte sie rufen. Und fühlte doch mit einem Male dieselbe Sehnsucht in sich nach dem kleinen Himmelsboten. Nur daß die Liebe, die sie dabei durchströmte, noch reiner, weicher und inniger schien. Und doch war ihr, als gehöre das süße Wesen, nach dem sie plötzlich in erschauernder Sehnsucht die Arme hob, noch immer dem Himmel an; so hilflos und menschlich es auch schien. —

Hatte es doch zwei Flügelchen! Bunte, seidenweiche, ganz seltsam erzitternde, nur langsam und wie zaudernd sich entfaltende Flügelchen — ja, wahrhaftig — eines






Das bayrische Gedenkblatt für gefallene Krieger.
Im Auftrage König Ludwigs III. geschaffen von Prof. Fritz Erler.

Schmetterlings Flügel! Und mit einem leisen Schrei erwachte sie.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie am nächsten Morgen in der herbstroten Clematislaube das Frühstück nahmen, lag die junge Frau lang mit sich im Streite, ob sie dem Gatten von ihrem seltsamen Traum erzählen sollte. Denn er saß so versonnen da; still und in sich gekehrt. Und auch ihr war es wie ein leiser Schauer in der Seele zurückgeblieben. Noch nie hatte sie so geträumt. So Weltfremdes geschaut und doch dabei gefühlt, daß das Geheimnisvolle jenes Traumgesichtes auf irgendeine Weise auch in der Wirklichkeit Gestalt annehmen könne. Und wußte sie, welche Träume ihn besucht hatten? In dieser Nacht, in der die Liebe wie ein Stern über ihnen gestanden. —

Als sie am frühen Morgen erwacht war und nach ihm geblickt hatte, hatte der Schlummernde fast qualvoll zusammengezogen dagelegen, die Rechte fest an die Schläfe gepreßt, die Faust des wunden Armes wie in einem Krampf zusammengeballt, und sein Atem war so schwer gegangen, daß sie ihn geweckt hätte, wenn er im gleichen Augenblick nicht selbst erwacht wäre. Der Blick aber, mit dem er ihr ins Antlitz gestarrt, war so ferne hergekommen und hatte sich dann in einem jähen Aufleuchten so befreit der Wirklichkeit besonnen, daß sie zu wissen glaubte, warum er nun so ernst dasaß und was er geträumt.

So lächelte sie ihn wie ahnungslos an, als sie fragte: „Woran denkst du nur, daß du so still bist, heute?"

„Woran soll ich denken, du großes Kind, du? Es liegt wohl in der Zeit, daß wir alle langsam stiller werden!"

Sie schlug die Augen nieder. Daß er noch immer nur das Kind in ihr sah! Und doch — war sie es nicht? Sie fühlte es ja selbst zuweilen. Mit all ihrer Angst; dem wehen Trotz, der sich gegen die Unerbittlichkeit dieser Zeit wehrte — der Selbstsucht ihrer Liebe, die bis in den Traum hinein so weh und scheu vor dem Gewaltigen erzitterte, das die ganze Welt um sie in heroischer Hingabe erlitt.

Und in die Pause des Schweigens klang scharf und schrill das Gezirp einer Grille hinein, daß es fast wie eines Messers Geschürf die Stille durchschnitt . . .

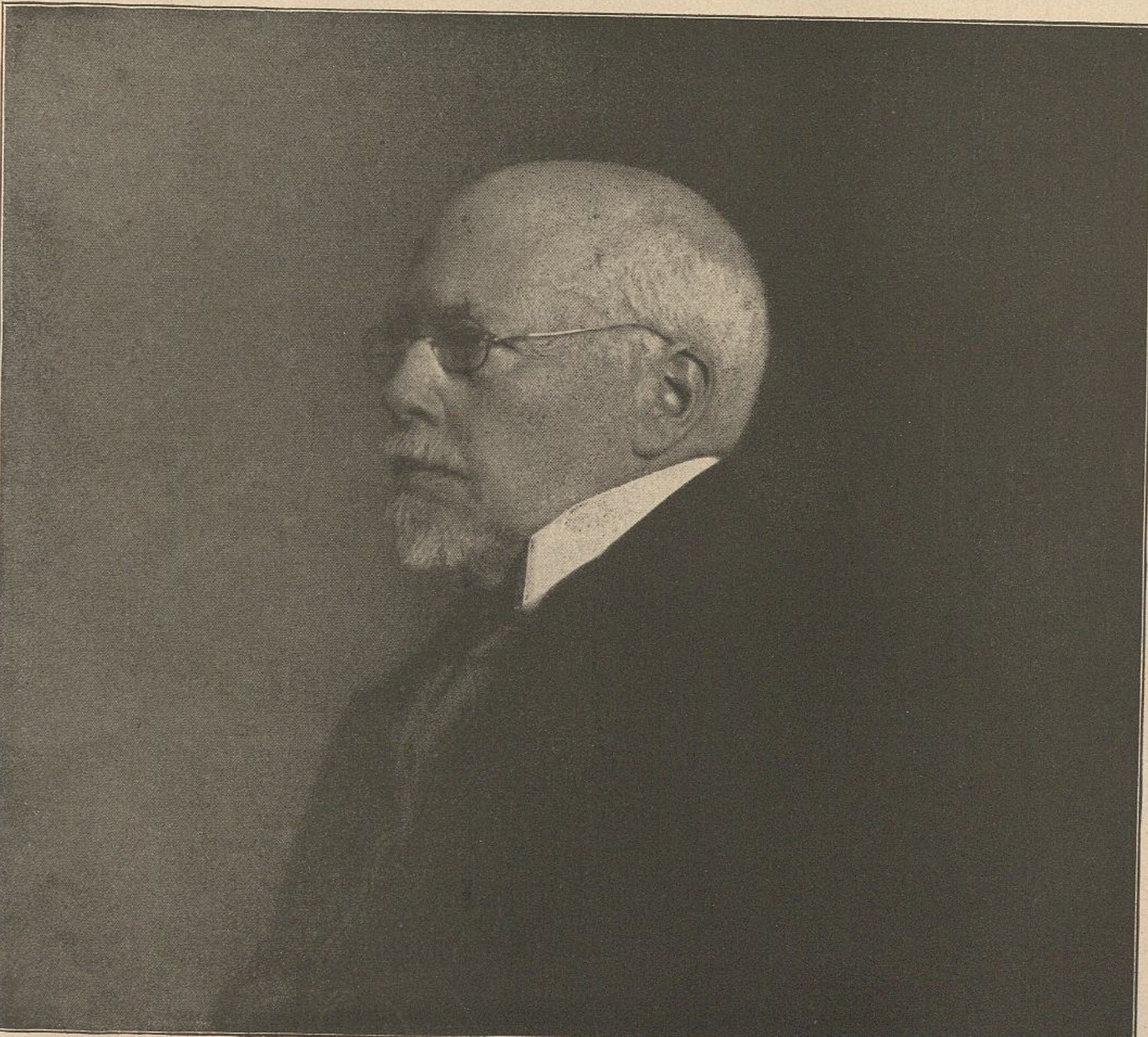
„Warum bist du plötzlich so blaß geworden?" fragte er.

Ihr Blick irrte wie suchend in dem sonnigen Grün umher. Dann legte sie die Hand an die Stirne.

„Ich weiß nicht . . . war es dieser schrille Zikadenruf? Oder weil ich gerade an Mama gedacht habe?" Und sie sah ihn an — fragend, prüfend.

Er aber schwieg und dachte: ‚Wie gut, daß ich ihr nichts von meinem Traum gesagt habe —!‘ (Schluß folgt.)

⌘ ⌘ ⌘



⌘ **Dr. Graf von Hertling, der neuernannte Reichskanzler.** ⌘

Aufnahme des Hofphotographen Friedr. Müller, Inh. Th. Hilsdorf, München.

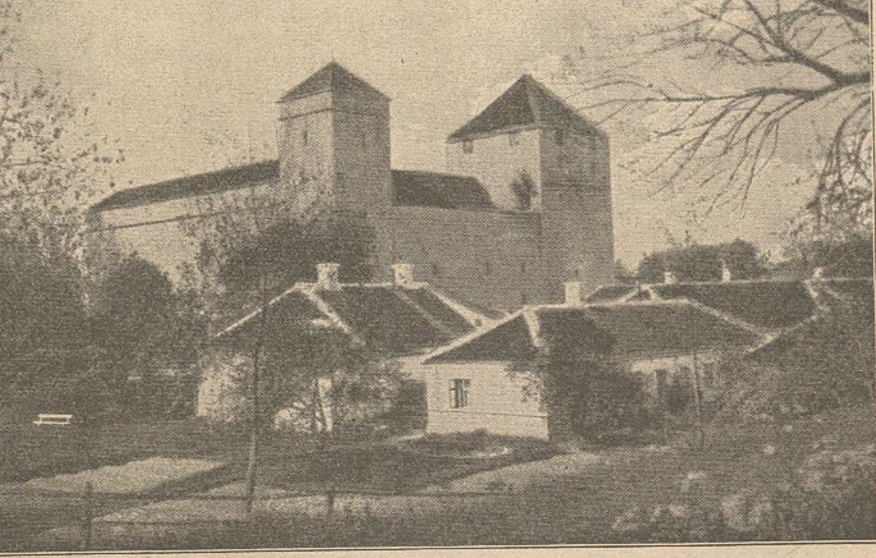
# Oesel und Runö. Von Alfred Geiser.

Seit drei Jahren treibt Hindenburgs Feldherrngenius mit unserm deutschen Volke als Präzeptor Germaniae nicht nur in Weltgeschichte sondern auch in Geographie einen Anschauungsunterricht von seltener Eindringlichkeit. Der Gang des Unterrichts ist so stürmisch, daß wir ihm kaum zu folgen vermögen. Eben haben wir erst eine Lektion über die Inseln im Rigaischen Meerbusen erhalten, da weist sein Marschallstab bereits wieder hinüber auf die Landkarte am Isonzo. — Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun! Der Hindenburgsche Geographieunterricht beschränkt sich darauf, eine Fülle von Namen mit eisernem Griffel in die Tafeln der deutschen Geschichte wie Runen einzuzeichnen, Aufgabe bescheidenster Hilfsarbeit ist es, diesen Runen Farbe und Leben zu geben. —



„Mustel Pank“, steilabfallende Felsen an der Nordküste der Insel Oesel.

Die livländische Inselwelt war uns unbekanntes Land, obschon ein gut Stück deutscher geschichtlicher Vergangenheit und deutscher bis in die Gegenwart reichender Kulturarbeit mit ihr verbunden ist. Auch sonst bieten sie des völkerkundlich Interessanten und Eigenartigen nicht wenig. Die Not unserer Zeit an Papier und Druckerschwärze mag es rechtfertigen, wenn wir für unsere Leser die größte und die kleinste dieser Inseln, Oesel und Runö, herausgreifen, um das in großen Strichen darzutun. — Oesel, an Umfang etwa dem Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz gleich mit 65 000 meist estnischen Bewohnern, über denen wie in allen baltischen Provinzen eine dünne deutsche Oberschicht lebt, hat eine wechselvolle geschichtliche Vergangenheit, — ihrer Bedeutung als Schlüssel zum Rigaischen Golf, entsprechend, — erfüllt von wilden Kämpfen um ihren Besitz. Ihre Eroberung durch die Deutschen war die letzte Tat Alberts von Bremen, des großen Begründers Rigas und ersten livländischen Bischofs.



Das Bischofschloß in Arensburg auf der Insel Oesel, wahrscheinlich um die Mitte des XIV. Jahrhunderts erbaut, gegenwärtig Ritterhaus der Oeselschen Ritterschaft.

Die Oeselaner waren ein wildes, kampflustiges Völkchen, von alters her berüchtigt um seiner verwegenen Seeräuberei, das sich nur gezwungen dem deutschen Schwert und dem Kreuze beugte. Bis zum Untergange des livländischen Ordensstaates i. J. 1560 mit Livland verbunden, aber schon früh ein selbständiges Bistum geworden, spiegelte die Insel die ganzen inneren Gegensätze der alt-livländischen Geschichte, den Kampf zwischen Bischöfen, Orden, Ritterschaft und Städten wider, dessen blutigste Epoche der im Jahre 1343 ausgebrochene furchtbare Estenaufstand bildete, dem in einer Art sizilianischer Vesper alle Deutschen der Insel zum Opfer fielen, bis dann das deutsche Strafheer unter dem Ordensmeister Burchard von Dreilöwen nicht minder blutige Rache nahm. Nach 1560 ging die Insel zunächst in dänischen Besitz über, fiel aber schon 1646 an Schweden, dem sie 1710 durch den russischen Feldherrn Scheremetjew durch einen über das stehende Eis der Rigaischen Bucht durchgeführten Angriff entrissen wurde. Seitdem war ihr Schicksal unter russischer Oberherrschaft wieder mit dem Livlands verbunden. Die Oeselsche Ritterschaft bildete, gestützt auf 75 deutsche Rittergüter, eine selbständige Zweiggruppe der Livländischen mit einem eigenen Landtage, der in der Hauptstadt der Insel Arensburg, gleichzeitig ihrem einzigen Orte mit Stadtrecht, seine Sitzungen abhält. Das Wahrzeichen Arensburgs ist der mächtige quadratische Block des alten Bischofsschlosses, dessen düsterer Steinbau in früheren Zeiten eine starke Festung darstellte. Die Chronik berichtet, daß noch im Jahre 1645 in ihm 116 Geschütze und eine Besatzung von 1650 Mann untergebracht waren; 1343 erbaut, war es dem Evangelisten Johannes als Schutzheiligem geweiht, dessen Sinnbild, den Aar, es in seinem Wappen trug. Das Schloß und die unter dem Schutze seiner Mauern emporgewachsene Stadt erhielten von diesem Sinnbilde ihren Namen. Im Laufe der Zeiten hat sich der Aar in beider Wappen in einen Kranich gewandelt, was seine Erklärung wohl darin findet, daß die Insel Oesel von der estnischen Urbevölkerung Kurrema, Kranichland, genannt wird. Die heute als Sommerfrische und heilkräftiges Schlammbad von Balten und Petersburgern gern besuchte Stadt ist im Laufe der Jahrhunderte mehrfach durch Kriegsstürme und gewaltige Brände zerstört, aber mit deutscher zäher Energie immer wieder aufgebaut worden. Ihre schwerste Notzeit brachte ihr 1710 das russische Erobererheer, das die Pest mit ins Land schleppte. Als die Seuche erloschen war, befanden sich in Arensburg nur noch elf deutsche Bürger. Heute hat sie wieder eine Einwohnerschaft von etwa 5000. Ähnlich wie in Brügge sind in ihrem Stadtbilde an den Stellen, wo größere Häuserviertel in der Vergangenheit durch Brände zerstört wurden, blühende Gärten entstanden, die heute den Hauptschmuck der Stadt bilden.



Die im Jahre 1641 erbaute Kirche auf der Insel Runö.







Dorfstraße auf Runö.

Tief im Inneren der Rigaischen Bucht, weit abseits aller Dampferlinien, liegt, auf der Karte nur als winziges Pünktchen sichtbar, in stiller Weltabgeschiedenheit das kleine Eiland Runö — die Runeninsel mit etwa 300 Einwohnern rein schwedischen Geblütes und schwedischer Sprache. Selbst dies weltentlegene Eiland beherbergt bereits aus vergangenen Zeiten eine Hohenzollernerinnerung. Die inmitten der 27 Gehöfte der Ansiedlung im Jahre 1644 aus Holz erbaute, durch einen Wall von Findlingsblöcken geschützte Magdalenenkirche zeigt die Wappenschilder des Herzogs Wilhelm von Kurland und seiner Gemahlin, einer brandenburgischen Prinzessin. Die Bevölkerung treibt etwas Ackerbau und Viehzucht (Roggenbau und Kartoffeln); ihren Haupterwerbszweig bildet die Seehundsjagd, die sie bis zu den Aalandsinseln führt. Das Ergebnis dieser Jagden wird einmal jährlich zum Verkauf nach Riga gebracht, soweit die Felle nicht zur Bekleidung der Runöer dienen. Abgesehen von seltenen Vergnügungssonderfahrten Rigaer Dampfer nach Runö, bildet diese einmalige Rigafahrt ihre einzige Verbindung mit dem Festlande und der Welt, gleichzeitig also auch die einmalige Postverbindung im Jahre. Der selbstgewählte Dorfrichter und der lutherische Pfarrer sind die Obrigkeit der Insel. Die Bewohner sind wegen ihrer Sittenreinheit und Sittenstrenge bekannt. Seltene Kapitalverbrecher werden zur Aburteilung nach Riga überführt. Trunkenbolden und Tagedieben gegenüber wurde, wenn zwei Vermahnungen und die Drohung, sie ins Meer zu werfen, nichts genützt hatten, das summarische Verfahren der Abschiebung auf das Festland ausgeübt, von wo sich in den seltensten Fällen eine Gelegenheit bot, die heimische Robinsoninsel wieder zu erreichen. (Die beiden ersten Bilder dieses Aufsatzes entnehmen wir einer Reihe von interessanten Büchern, die unter dem Titel „Ostsee und Ostland“, jeder Band 3–4 M., im Verlage von Felix Lehmann in Berlin-Charlottenburg erschienen sind.)

Nun ist auch dieser weltvergessene und weltentlegene Erdenwinkel in den Strom der gewaltigen Zeitereignisse hineingezogen. Dort, wo sonst nur Fischadler, Möven und Habichte landeten, hat der deutsche Aar seine Fänge eingeschlagen. Auch für diesen kleinen Rest nordgermanischen Lebens beginnt eine neue — deutsche Zeit.



Einwohner der Insel Runö. — Darüber: Brautpaar auf der Insel Runö in Volkstracht.

# Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

### 6. Zustände im Militärhospital von Sebdou.

Ich hatte zuerst als Überschrift dieses Kapitels „Französische Krankenpflege“ gewählt — Gott sei Dank, daß ich mich eines besseren besonnen habe, das hieße krasser Undank gegen die herrlichen französischen Ärzte, die wir in Saffi hatten, gegen meine Freunde Dr. Trollard und Dr. Maire, welchen ich das Leben meines ältesten Kindes zu verdanken habe. Hätten diese Prachtmenschen und Ehrenmänner aber die Zustände im Militärhospital von Sebdou gesehen, ich wüßte nicht, ob sie die Schuldigen nicht körperlich gezüchtigt hätten. Wenn aber Dr. Battu bei seiner serbischen Expedition später das Schicksal ereilt haben sollte, dann muß ich gestehen, daß wir stets gewünscht haben, sein Ende sollte mal kein leichtes sein. Ich weiß genau, wie unmenschlich ein solcher Wunsch ist, und daß geschrieben steht: „Mein ist die Rache,“ aber mein germanisches Denken und Fühlen lehnt sich auf gegen solche Bestie in Menschengestalt, ein Peiniger von Frauen und Kindern.

Als eines Tages die von uns allen hochverehrte Schwester Karin Müller zum Rapport in ihrer kleidsamen Tracht vom Roten Kreuz antrat, meinte Leutnant Thuillier, daß sie als „Dame de la croix rouge“ doch vorzüglich sich im Hospital betätigen könne. Da schon einige Krankenfälle, besonders der Ganslandtsche, uns sehr nahe gingen, wir von dem entsetzlichen Schmutze im Hospital gehört hatten, und sich der Arzt Dr. Battu durch sein ganzes Auftreten jegliche Sympathien bei uns verscherzt hatte, so waren wir überglücklich, als die ebenso energische wie gute Schwester Karin darauf bereitwilligst einging. Nach dem Rapport meldete sie sich bei dem Leutnant, der ihr einen Erlaubnisschein zum Passieren der Lagerwache ausstellte, und begab sich zum Hospital. Dort angekommen, traf sie den Arzt, der sie anschrie, was sie hier wolle, und als sie ihm sagte, daß sie auf Veranlassung des Leutnants käme, um sich nützlich zu machen, wurde er wütend, meinte, hier im Hospital habe er allein zu kommandieren und, wenn sie nicht augenblicklich mache, daß sie fortkäme, so würde er sie mit Gewalt entfernen lassen.

Seine größte Angst war, jemandem, der etwas von Medizin verstand, seine grenzenlose Unfähigkeit sehen zu lassen, und dies war auch der Grund, weswegen er vom ersten Tage an den mit uns internierten tüchtigen deutschen Arzt Dr. K. aus Casablanca mit seinem Hasse verfolgte und ihm jegliche ärztliche Tätigkeit unter Androhung schwerster Strafen durch den Lagerkommandanten verbieten ließ. Als dieser Herr sah, daß eine Ausübung seines Berufes, natürlich unentgeltlich, hier unmöglich war, richtete er an den Lagerkommandanten ein Gesuch, ihn als Arzt, ganz besonders als früheren Militärarzt, freizulassen, um sich auf dem Schlachtfelde nützlich zu machen. Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden, und als er es an höherer Stelle wiederholte, bekam er 4 Tage Gefängnis und mußte während dieser Zeit die Aborte reinigen. Als er dann viele Monate später eines Nachts einer schwerleidenden Frau unter uns bei einer Fehlgeburt auf ihre dringenden Bitten hin, und da des Nachts überhaupt kein Arzt im Lager war, half, wurde dieser menschenfreundliche Arzt, trotzdem er freiwillig an dem darauffolgenden Morgen hiervon Meldung machte, mit 30 Tagen schwerstem Gefängnis bestraft. Wie die Zellen aussahen, habe ich beschrieben, und diesen Herrn, der der besten Gesellschaftsklasse angehört, des Morgens mit dem Latrineneimer über den Hof ziehen zu sehen unter Begleitung von 2 Zuaven mit aufgepflanztem Bajonett, war geradezu, um wahnsinnig zu werden. Ob dieser Menschenfreund sich bei einer Wintertemperatur von gelegentlich 12° unter Null, auf einer Steinpritsche schlafend, bei einem offenen, nur vergitterten Fenster, keine Leiden für sein ganzes Leben zugezogen hat, bleibt abzuwarten.

Am 16. September 1914 ließ Dr. Battu auf dem Rapport verlesen, daß jeder Kranke, der sich bei ihm melde und nicht als krank von ihm befunden wurde, bestraft werden würde. Daß er sich aber überhaupt nicht die Mühe gab, jemanden wirklich zu untersuchen, ist an Dutzenden von Fällen nachweisbar, und daß er bei den schlimmsten Verletzungen und schwersten Malariafällen von den Leuten verlangte, daß sie zu ihm in die Revierstube kämen, anstatt zu ihnen in die Baracken zu gehen, steht ferner fest. Darf ich dem Leser angesichts obiger Androhung auf dem Rapport nochmals ins Gedächtnis zurückrufen, daß wir 79 Frauen und 41 Kinder unter uns hatten, bei denen selbstverständlich kein Unterschied gemacht wurde! Ich glaube, auf einen derartigen Befehl nicht näher eingehen zu brauchen, vielleicht aber auf die Persönlichkeit dieses Ekels in Menschengestalt. Er war 27 Jahre alt, unverheiratet, hatte semmelblondes Haar, das er sich täglich mittels Brennschere in einen Lockenkopf verwandelte und immer wenn man mit ihm sprach, ohne daß er einen ansehen konnte, ein hochmütiges, höhnisches Lächeln auf dem Gesicht. Manchmal erschien er zu der für die Krankenmeldungen festgesetzten Zeit überhaupt nicht, sondern ritt — wobei ich das Wort „reiten“ wegen Mißbrauchs um Entschuldigung bitten muß — stundenlang spazieren oder ging mit dem Leutnant für ganze Tage auf die Jagd, und diesem jungen Dachs war unser aller Leben ausgeliefert.

Sein erstes Opfer war das 2½ jährige Mädchen einer Familie S. Die Frau war geborene Französin, der Mann tschechischer Herkunft und zuletzt Setzer einer französischen Zeitung in Casablanca gewesen. Trotzdem der Mann sich zur Fremdenlegion meldete, so ging uns doch das grauenhafte Ende seines Kindes sehr nahe. Am 7. Dezember verschied das Kind, nachdem die Mutter verschiedene Male, so erst am Tage vorher, mit dem Kinde zur Sprechstunde gegangen war, um den Arzt auf die furchtbaren Atembeklemmungen des armen Wurmes infolge Eiterungen in der Nase aufmerksam zu machen. Mit dem bei Battu stereotypen Ausdruck: „Ce n'est rien, laissez-moi tranquille“ hatte er sie fortgeschickt, und die Nacht darauf erstickte das Kind. Daß nachher durch Bestechungen mit Geld diese sehr bedürftige, aber ebenso heftige Frau zum Schweigen gebracht wurde, beweist noch mehr die Schuld dieses widerwärtigen Kumpans von Arzt.

Ich kam mit ihm in besonders nahe Berührung, als am 24. Oktober mein jüngstes Kind geboren wurde. Eine vorherige Unterbringung meiner Frau im Hospital hatte Battu höhnisch verweigert, und so machte sich denn meine arme Frau an demselben Tage, am 24. Oktober, an dem das Kind wenige Stunden darauf geboren wurde, zu Fuß auf, um in das Hospital zu gehen. Daß die Rote Kreuzschwester, die, wie gesagt, jahrelang in einem Entbindungsheim tätig gewesen war, nicht dabei sein durfte, habe ich schon früher erwähnt, aber auch eine Hebamme aus dem Dorf, die später unter einem anderen Arzt stets zu Entbindungen herangezogen wurde, wurde mir verweigert. Dr. Battu hatte mit seinen 27 Jahren höchstwahrscheinlich noch keine derartige Sache selbständig gemacht, und wollte sich eben vor anderen, die etwas davon verstanden, nicht blamieren. Da die Sanitätssoldaten, 17jährige Bengels, die bei Ausbruch des Krieges von der Straße genommen worden waren, weil sie zu Soldaten nicht taugten, seine Assistenten waren, so stürzte ich am Tage der Geburt wie ein Wahnsinniger vom Hospital ins Lager zurück, wo es mir wenigstens gelang, dem Leutnant die Erlaubnis abzuringen, daß eine Dame aus dem Lager, eine mit einem Deutschen verheiratete Belgierin, die eine Vorzugsstellung bei dem Leutnant hatte, mit ins Hospital gehen durfte. Der Arzt ließ sie denn schließlich auch dabei sein mit der Bemerkung: „Nun, einer anderen hätte ich es sicherlich nicht erlaubt.“

Daß man einer Frau am ersten Tage nach ihrer Niederkunft weiße Bohnen und am zweiten Tage Linsen als Hauptnahrung verabreicht, halte ich als Laie geradezu für einen Mordversuch. Sämtliches Geschirr im Hospital starrte vor Schmutz; so war die Tasse, die meiner Frau gegeben wurde, in einem derartigen Zustand, daß ich sie zuerst mit ins Lager nahm, die Schmutzkruste mit einem Messer loskratzte und sie dann ausbrühte. Da ich täglich um 5 Uhr abends zu meiner Suppe wieder im Lager sein mußte, so blieb meine Frau von dieser Stunde an bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr mutterseelenallein mit dem Neugeborenen, ohne Glocke oder irgendwelche andere Möglichkeit, um Hilfe zu rufen. Nachtwachen gab es nicht. Im ganzen Hospital war kein Unterschieber aufzutreiben. Am Tage nach der Geburt war übersehen worden, am Abend das Fenster zu schließen, und da meine Frau für ihr Kind das Schlimmste von der in Nordafrika rapide sinkenden Nachttemperatur fürchtete, so schlich sie sich aus dem Bett unter Aufbietung aller denkbaren Kräfte zum Fenster, um es zu schließen. Alles Rufen und Händeklatschen, um des Abends gegen 7 Uhr einen Menschen zu erreichen, war ausgeschlossen, denn um diese Zeit aßen der Arzt und der Leutnant zusammen im Lager, und die Heilgehilfen promenierten mit den Dorfschönen. Nachdem das Kind nach der Geburt notdürftig gereinigt worden war, hat es in den 16 Tagen, die meine Frau im Hospital war, kein einziges Bad bekommen. Die Mäuse und Ratten belästigten die arme Patientin derartig, daß an Ruhen nicht zu denken war, und sie es schließlich vorzog, eine Katze mit zum Schlafen ins Bett zu nehmen.

Am 20. Dezember 1914 schreibt meine Frau, nachdem sie in die Heimat zurückgekehrt war, in ihrem Bericht an ihre Verwandten wörtlich:

„Noch heute muß ich es als Wunder ansehen, daß ich nach der Entbindung, aus dem Schmutz, der Verwahrlosung und dem Hungern ohne Kindbettfieber mit meinem Kleinen zu meinem Mann zurückgekehrt bin.“





Absichtlich zitiere ich „Aus dem Briefe einer deutschen Frau“, erschienen am 4. Januar 1915 in der Köln. Zeitung, folgenden Passus:

„Im November wurde die Kälte unerträglich. Das Thermometer fiel in den Nächten unter 7° unter Null, unsere Glieder erfroren, die Erkältungen hörten nicht auf, von Heizen war noch immer nicht die Rede,“

um zu zeigen, daß ich mir der Verantwortung für das, was ich schreibe, vollkommen bewußt, jede Übertreibung vermeiden will. Als sich bei dem Gedanken, mit dem neugeborenen Kinde auf die aus Baumstämmen selbstgefertigte Lagerstatt in eine eiskalte Baracke mit 25 Menschen, worin gekocht und geraucht wurde, zurückzukehren, vor lauter Aufregung Fiebererscheinungen bei meiner Frau einstellten, bat ich den Arzt, ob die gestellte Frist von 16 Tagen nicht vielleicht verlängert werden könnte, denn hier im Hospital hätte meine Frau doch wenigstens einen Raum für sich und das neugeborene, natürlich sehr kränkliche Kind störe durch sein Schreien nicht 24 andere Menschen im Schlafe. Da antwortete mir diese Bestie: „Dies ist kein Sanatorium für Deutsche, sondern ein französisches Militärhospital.“ Dabei standen mindestens 50 bis 60 Räume leer. Auf meine Bitte, ob er denn nicht wenigstens bei dem Lagerkommandanten beantragen könne, daß ich mit meiner Frau und den Kindern für kurze Zeit einen noch so kleinen Raum für mich allein bekommen könnte, meinte er höhnisch, es sei nicht seine Gewohnheit, sich um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern. Wäre ich diesem Kerl damals an die Gurgel gegangen, kein Mensch hätte es mir verdenken können, doch was wäre das Resultat gewesen? Man hätte mich an die Mauer gestellt und glatt erschossen.



Auf Bahnwache im Etappengebiet. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Es blieb also dabei, meine Frau kam nach 16 Tagen in die Baracke zurück mit 25 Menschen zusammen, und das Neugeborene legten wir des Nachts quer zu unseren Köpfen, da sonst kein Platz vorhanden, und wir es auch anders bei 7° Kälte in einem ungeheizten Raum nicht hätten genügend warm halten können.

Einer andern deutschen Frau ist es bei der Entbindung noch schlimmer ergangen. Zunächst war Dr. Battu wütend darüber, in seiner Nachtruhe gestört zu werden, und schimpfte auf die arme Frau ein, und da er keine Lust hatte, die langsamen eintretenden Wehen abzuwarten, griff er zur Zange und beförderte das Kind gewaltsam zur Welt. Diese arme Frau war dabei ganz allein, zur Assistenz waren nur zwei halbwüchsige Burschen von etwa 17 Jahren und ein Sergeant, dem es Vergnügen machte, zuzusehen! Einem unserer Herren, der an äußerst schmerzhaftem Rheumatismus litt, sollten auf Anordnung des Arztes Jodpinselungen gemacht werden, wie er überhaupt Jod für alles und jedes verordnete. Da machten sich die infamen Bengels von Heilgehilfen den Spaß, ihm ein R. F. (République Française) auf den Rücken zu malen, was ihm erst abends beim Ausziehen von seinen Kameraden verraten wurde.

Anderthalb Jahre hielt man uns einen Zahnarzt vor, trotzdem einige der Gefangenen geradezu unkenntlich gemacht waren durch verschwollene Gesichter, infolge eiternder Zahnwurzeln. Konnte es jemand vor Schmerzen gar nicht mehr aushalten, und begab er sich deswegen zu Battu, so wurde ihm erwidert: „Sie wissen, daß ich kein Zahnarzt bin“ und, als eines Tages ein Herr flehentlich bat, ihm zu helfen, brach er ihm von vier Zähnen mit der Zange die Krone ab. Das Haarsträubendste dabei war, daß wir einen sehr guten österreichischen Zahnarzt in unserer Mitte hatten, der aber natürlich keinerlei Instrumente besaß, dem die Instrumente aus dem Hospital, die merkwürdigerweise ganz reichlich vorhanden waren, verweigert wurden, und dem verschiedene Male zuletzt unter Androhung von Gefängnis die Erlaubnis verweigert wurde, sich Instrumente kommen zu lassen. Und dabei sollte noch jemand zweifeln, daß all das sadistische Freude war, uns leiden zu sehen.

Hatte ein Gefangener, der als krank ins Hospital kam, Angehörige, denen der Besuch des Patienten nicht verweigert werden konnte, so konnte er von Glück sagen. Wehe den anderen! Ich schlich mich während der 16 Tage, die meine Frau im Hospital war, unerlaubterweise eines Tages in den Saal, wo mehrere unserer Herren, teilweise an den Folgen der Verletzungen in Oran, teils an schwerer Malaria daniederlagen. Es war entsetzlich, was die Ärmsten auszustehen hatten. Die meisten waren auf Milchdiät gesetzt und klagten so schrecklich, daß der Genuß derselben das Furchtbarste sei, was man sich denken könne. Nun, ich hatte bald eine Erklärung dafür. Frische Milch gab es natürlich genug im Ort, aber für die Boches war die billigste Marke gesüßter Dosenmilch, irgendein ganz minderwertiges Präparat, gerade gut genug. Dieselbe wurde morgens in der Küche in einem Eimer, der auch anderen Zwecken diente, angemacht und mit einem Stück Feuerholz unter dem gehörigen Zusatz von Wasser verrührt. Dann ging der eine der Lümmel von Heilgehilfen von Bett zu Bett und goß in eine weiße Porzellankanne, die jeder Patient auf dem Nachttisch stehen hatte, diese köstliche Flüssigkeit. War der Kranke nicht selbst imstande, wie in den

meisten Fällen, denn nur Kranke mit 40° Fieber wurden überhaupt aufgenommen, diese Kanne sauber zu halten, d. h. auszuwaschen, so wurde eben jeden Tag auf den alten Rest die neue Portion gegossen, und ich habe Kannen gesehen, die einen ein und mehr Zentimeter starken steinharten Käseboden hatten! Ich war eines Tages gerade in der Küche, als für einen Schwerkranken diese Art Milch warm verlangt wurde. Der Bengel in der Küche, der kein passendes Gefäß zum Anwärmen der Milch zur Hand hatte, und auch höchst aufgebracht darüber war, daß um einen Bosche soviel Umstände gemacht wurden, ging vor die Küchentür, nahm von dem dort befindlichen Müllhaufen eine leere Konservendose, die schon einige Tage dort in der Sonne und von Fliegen beschmutzt gelegen haben mochte, und benutzte diese als Kochgefäß.

Als bei unserem neugeborenen Kinde Heftpflaster für den Nabelverschluß notwendig war und dasselbe nach mindestens einem Dutzend erfolgloser Versuche nicht kleben wollte, meinte der Heilgehilfe sehr launig, daß man von 40 Jahre alten Beständen auch kaum etwas anderes erwarten könne! Rizinusöl für die Kinder war ausgegangen, und da eine Neubestellung schließlich mit der Mühe des Briefschreibens verknüpft gewesen wäre, so wurde eben keines mehr verabreicht.

Als der besondere Fall eines Patienten eine Nachtwache nötig machte, ersäufte der betreffende Lazarettgehilfe seine Wut hierüber in einem derartigen Quantum von Alkohol, daß er das Zimmer, in dem sich mehrere Patienten befanden, über und über vollspie und da er selbst laut schnarchend bis zum nächsten Morgen nicht aufwachte, so blieben die Kranken die ganze Nacht in diesem Pestilenzgeruch liegen. Das Furchtbarste aber von allen hat doch wohl das älteste Mitglied meiner österreichischen Kolonie, Herr F. K., durchmachen müssen, bis ihn am 12. Dezember der Tod von seinen Leiden erlöste. Als er an seinem Todestag des Abends noch bei klarer Besinnung war, verweigerte man ihm priesterlichen Zuspruch, woran ihm als außerordentlich überzeugungstreuen Katholiken sehr viel gelegen war, auch keiner seiner 4 Brüder und 2 Schwestern, die im Lager waren, wurden zu ihm gerufen. Als er dann während der Nacht im Todeskampf mehrere Male aus seinem Bett fiel, schlichen sich die mit ihm in demselben Raume liegenden schwer Fieberkranken unter Aufbietung aller ihrer Kräfte zu ihm, um ihn wieder ins Bett hineinzuheben, was in Anbetracht dessen, daß er ein Hüne von Mensch war, unsäglich schwer gewesen sein soll. Am nächsten Morgen, nachdem er in der Nacht verschieden war, gingen zwei dieser Lümmel von Lazarettgehilfen durch das Lager und einer der Brüder des Herrn K. erfaßte aus der höhnischen Unterhaltung derselben, daß wieder einmal ein Bosche weniger sei, die Tatsache, daß sein Bruder verschieden.

Schwerkranke, besonders solche an Malaria, wurden trotz ihrer inständigsten Bitten nicht ins Hospital genommen, sondern mußten in den überfüllten Baracken, wo bei einer Anzahl von manchmal 32 Menschen natürlich von Ruhe keine Rede sein konnte, liegen bleiben, da es für die Statistik des Hospitals, die ja unseren Gesundheitsnachweis lieferte, den Herren unangebracht schien, wenn die Zahl der Krankheitsfälle eine gewisse Ziffer überstieg. Etwaige amerikanische Kommissionen — eine einzige hat uns in der ganzen Zeit besucht und festgestellt, daß die Verhältnisse in unserem Lager im Vergleich zu anderen „geradezu glänzende" seien, während eine Schweizer Kommission niemals bis zu uns nach Sebdou oder Laghouat gedrungen ist — hatten ja dann an Hand dieser Hospitalstatistik Beweise, wie gut unser Gesundheitszustand sei. Mit den Herren Amerikanern allein zu sprechen, ohne Gegenwart des Kommandanten, war unmöglich, und als mich einer der Herren Sekretäre der amerikanischen Botschaft in Paris in Gegenwart des Leutnants Thiébaud auf englisch anredete und ich ihm in derselben Sprache antwortete, wurde Thiébaud derart nervös, weil er es nicht verstand, daß mir der Amerikaner selbst auf englisch riet, unsere Unterhaltung überhaupt abzubrechen.

Als Battu dann nach Serbien versetzt wurde, um dort die militärärztlichen Einrichtungen organisieren zu helfen, kam ein anderer Arzt, dessen erster Ausspruch war, diesen Augiasstall von Hospital einschließlich Personal gründlich säubern zu wollen, was ihm und seiner famosen Frau, die selbst Ärztin war und wie zwei Männer arbeitete, auch bald gelang. Einige der Heilgehilfen kamen unter diesem Arzt kaum aus dem Arrestlokal heraus.

Daß wir diese Tätigkeit der beiden dankbar anerkannten, bewiesen wir der Dame durch Überreichung eines schönen Straußes selbstgezogener Blumen, über den sie sich aufrichtig gefreut hat.

### 7. Winter in Sebdou.

War der Sommer seiner fürchterlichen Hitze, der Moskito- und Fliegenplage wegen, bei oft 45° entsetzlich gewesen, der Herbst bei den gräßlichen Sandstürmen, bei welchen man oft richtige Sandhosen beobachten konnte, und der schrecklichen Augenkrankheiten fast unerträglich, so hatten sie doch wenigstens den Vorteil gehabt, daß man stundenweise im Freien hatte sein können.

Das änderte sich natürlich im Winter, wo dann bis zu 30 Menschen gezwungen waren, die Zeit, in der kein Arbeitsdienst stattfand, aufeinander zu hocken, und von der Luft in solcher Baracke macht man sich schwerlich eine Vorstellung. Hier wurden nasse Kleider getrocknet, gekocht, geraucht, und selbstverständlich war der Lärm oft ohrenbetäubend. Ich für meine Person möchte behaupten, daß die Nächte noch fürchterlicher waren, denn bei leichtem Schlafe konnte von Ruhen kaum die Rede sein. Zunächst die Atmosphäre, dann das laute Schnarchen, ja sogar das Im-Traume-Sprechen einzelner, das Rein und Raus zu den Bedürfnisanstalten, das rücksichtslose Auftreten der Ronde, die des Nachts oft zwei- oder dreimal einem mit der Laterne ins Gesicht leuchtete, ob man auch noch da sei, das laute Zählen des wachthabenden Korporals — ich kann nur sagen, es war oft zum Verzweifeln.

Für den Winter war es ganz besonders notwendig geworden, daß wir uns Bettstellen bauten, denn, wenn auch inzwischen genügend Halfagras von uns geholt worden war, so daß jeder seinen Strohsack gut stopfen konnte, so war doch das Schlafen zu ebener Erde auf den Steinfliesen außerordentlich gefährlich. Das Halfagras zu rupfen war im übrigen eine der schlimmsten uns zugemuteten Arbeiten, denn diese harten, nadelspitzen Gräser verursachten beim Herausrupfen mit den Händen — eine Arbeit, die unter den Eingeborenen als die niedrigste gilt — bei allen Internierten Wunden, die meistens häßliche und enorm schmerzhafte Eiterungen nach sich zogen. Die Bettstellen wurden aus Baumstämmen oder starken Ästen hergestellt, wenigstens der Rahmen dazu, Springfedermatratze wurde ersetzt durch einen flechtwerkartig gespannten Strick.

#### Licht! Von Mathilde Zeller.

„'s ist Krieg, ihr Leute, merkt's und spart am Licht!"
Trübselig Wort, wo man's auch hört und spricht.
Lichtsparen hemmt und stört und klingt so bang,
Lichtsparen macht die Winternacht so lang,
Lichtsparen bringt bei Frau und Magd Verdruß,
Lichtsparen ist für jeden hartes Muß.

„'s ist Krieg, ihr Leute, merkt's und spart am Licht!"
Nein, gutes Wort, wo man's auch hört und spricht!
„Benützt die Dämm'rung, spart an Liebe nicht!"
Die Schummerstunde war noch nie so reich.
Die arbeitsharte Mutterhand wird weich;
„Lichtsparen, Kinder! Kommt und laßt uns stehn,
Ein Weilchen noch durch Winterscheiben sehn.
Dort, wo so tief und dunkel droht die Nacht,
Hält euer großer Bruder treulich Wacht."
Ihr betend Sorgen schließt: „Weil's Abend ist,
Ach, bleib bei ihm und uns, Herr Jesu Christ."
Nun kommt der Vater; schneller nimmt er wahr,
Als brenne schon die Lampe, seine Schar.
Einst hastet er zum Licht, einst nahm er nie
Im Dämmereck sein Kleinstes sich aufs Knie.
Klein Lockenköpfchen liegt an seiner Brust:
Lichtsparenmüssen, — o du Vaterlust!
„Benützt die Dämm'rung, spart die Liebe nicht!"
Du traulich Wort, wo man dich hört und sprícht!

„'s ist Krieg, ihr Leute, seht ein ander Licht,
Das brennt so hell und rein und mangelt nicht."
Am schönsten schien es in der Weihenacht
Den Kriegern draußen und der Heimat sacht,
Sein Quell steckt nicht in feindlichem Verband,
Es ist im Kriegsleid doppelt schnell zur Hand,
Es wärmt und nährt und tröstet reich und klar,
Es leuchtete hinein ins Neue Jahr.
„'s ist Krieg, ihr Leute, seht ein ander Licht,
Das brennt jetzt doppelt hell und mangelt nicht."

Als wir eben gerade unsere selbstgefertigten Betten aufgestellt hatten, erschien der Präfekt von Oran in unserer Baracke, hob unseren Vorhang hoch und meinte durch sein Monokel blinzelnd höhnisch zu meiner Frau, bei der in Marokko zu Gaste sein zu dürfen sich hohe französische Beamte und Offiziere zur Ehre angerechnet hatten: „C'est épatant, c'est presque un salon." Ich konnte später meine Frau kaum trösten, so wehgetan hatte ihr der Hohn, der in diesen Worten lag.

Äußerst unangenehm war die ekelhafte, lange andauernde Regenzeit bis etwa Ende November, ganz besonders hart war sie für die armen Leute unter uns, deren Schuhwerk zerrissen war und deren Anzug in vielen Fällen aus einer zerrissenen Khakihose und Jacke bestand. Als anfangs Dezember der Präfekt von Oran kam, wie es hieß, um Klagen entgegenzunehmen, mußten sich alle Leute, die Anliegen hatten, vor der Offiziersbaracke aufstellen. Da meldeten sich natürlich eine große Anzahl Männer, die kaum noch etwas zum Anziehen hatten, und die im leichten Sommeranzug gezwungen wurden, bei etwa 7° unter Null frühmorgens um 6 Uhr zur Arbeit anzutreten, um bei meterhohem Schnee Bäume zu fällen und auf der Schulter nach Hause zu tragen. Als Sergeant Charnot diese Ansammlung von Menschen sah, ihm wohl auch bange wurde, was dieselben alles melden würden, schrie er sie an mit der Bemerkung, daß alle Reklamationen doch nutzlos seien, und als einige darauf erwiderten, sie könnten es nicht länger aushalten, ohne jegliche warme Kleider





noch Schuhe und Strümpfe in den ungeheizten Baracken, da deutete er auf die Gefängnistüren, die er ostentativ hatte öffnen lassen und schrie: „Wer sich jetzt nicht augenblicklich fortschert, fliegt morgen in den Kasten." Herrn Legationsrat Moraht gelang es aber doch, Zulaß zum Präfekten zu erhalten, der ihm antwortete, daß für Kleider und Schuhe die Militärverwaltung zu sorgen hätte, und als Herr Moraht ihm entrüstet bedeutete, daß die Militärverwaltung, die wir zu Dutzenden von Malen darum gebeten hatten, stets antwortete, sie habe damit nichts zu schaffen, da wir Zivilinternierte seien, lächelte er höhnisch hierzu. So wurde stets mit uns gespielt, die Militärverwaltung schob alles auf die Zivilverwaltung und umgekehrt.

Als im Winter 1915 die Not in Sebdou immer größer wurde und arme Leute unter uns sich an den Administrateur wandten — wir standen später halb unter Zivilverwaltung — und ihn baten, doch wenigstens für Schuhwerk zu sorgen, da das Schlagen und Heranschaffen des Feuerholzes bei oft meterhohem Schnee fast unmöglich sei, antwortete er wörtlich: „Wenn Sie keine Schuhe haben, können Sie ja barfuß gehen, und wenn Sie kein Holz holen wollen, können Sie das Essen ja auch ungekocht herunterschlingen." Es hieß, in berechtigten Fällen könnten wir uns an den amerikanischen Konsularagenten in Oran wenden, sobald wir aber an ihn schrieben, wurden die Briefe einfach zerrissen. Beweise dafür hatten wir in der Hand, denn verschiedene halb zerrissene Briefe wurden von uns hinter der Offiziersbaracke beim Säubern des Hofes gefunden. Wieviel im übrigen dieser Herr, aus der Erfahrung gesprochen, die ich mit ihm gemacht habe, für uns getan hätte, lasse ich dahingestellt.

Ich erwähnte schon oft, daß wir Bäume fällen mußten, und zwar eine bestimmte Anzahl in vorgeschriebener Zeit; wer länger dazu brauchte, wurde mit Gefängnis bestraft; das Unglaublichste dabei war, daß wir das nötige Handwerkszeug hierzu uns aus eigenen Mitteln kaufen mußten.

Am empfindlichsten litten wir natürlich infolge der entsetzlichen postalischen Verhältnisse. Ich selbst erhielt die erste Nachricht aus der Heimat von meinem Vater am 11. November 1914. Über die Möglichkeit unsererseits zum Schreiben fehlten im Anfang jegliche Bestimmungen. Wir versuchten es und steckten im Anfang einfach unsere Korrespondenz in den im Lager befindlichen Briefkasten, hiervon ist wohl auch gelegentlich einmal etwas nach Deutschland durchgekommen, das meiste wurde einfach zerrissen. Es kam erst Ordnung herein, als den Franzosen gelungen war, ein von den deutschen Behörden für die in Deutschland befindlichen Lager ausgearbeitetes Reglement in die Hände zu bekommen, welches dann übersetzt und angeschlagen wurde. Wir konnten daraus ersehen, daß dies eine fast wörtliche Kopie der deutschen Vorschriften war, daß von den „im Osten und Westen okkupierten Gebieten" gesprochen wurde, ein kleiner Fehler, der beim Übersetzen mit untergelaufen war, trotzdem diese Vorschriften vom Ministerium in Paris ausgingen!

Am 17. April 1915 wurde dann folgende Bekanntmachung angeschlagen:

„Le Ministre de l'Intérieur fait connaître qu'en vertue du principe de réciprocité le Gouvernement Français serait obligé d'apporter dans la fréquence et l'importance des lettres expédiées par les internés Austro-Allemands une limitation identique à cette fixée par le Gouvernement Allemand pour les internés Français en Allemagne. Cette limitation a pour effet de ramener jusqu'à nom et ordre la faculté d'écrire une seule lettre ou carte postale par semaine.

En conséquence la correspondance des internés sera remise au vaguemestre par les chefs de chambrée au rapport du Lundi. Les lettres, qui devront être remises ouvertes continueront à bénéficier de la franchise ainsi que les cartes postales."

Von Fall zu Fall wurde aber auch die Erlaubnis zum Schreiben für einige Zeit ganz aufgehoben, da es hieß, mit den französischen Gefangenen in Deutschland geschähe ein gleiches. Wiederum später wurden die Bestimmungen wie folgt festgesetzt: Alle 14 Tage einen Brief mittleren Formats von höchstens 64 Zeilen, oder eine Postkarte von höchstens 8 Zeilen, alle 8 Tage dagegen nur eine Postkarte. Diese Bestimmungen waren bis zum Tage meiner Abreise in Kraft. Ende Dezember 1915 wurden auch deutsche Briefe erlaubt, bis dahin mußten alle in Französisch geschrieben sein, was natürlich viele der einfachen Leute nicht konnten. Ich hätte das Geschrei in französischen Zeitungen sehen mögen, wenn mit den gefangenen Franzosen in Deutschland ebenso verfahren worden wäre. Enthielten solche Mitteilungen nach der Heimat auch nur den geringsten Anflug einer Klage, so wurden sie natürlich zerrissen. Einer unserer Mitgefangenen, der von dem furchtbaren Ungeziefer, wie Wanzen und Flöhe, in unseren Wohnräumen schrieb, wurde daraufhin mit Gefängnis bestraft.

Auf die Briefe aus der Heimat mußten wir manchmal bis zu zwei Monaten warten und wie unglaublich gehässig, ja oft gemein dabei die französische Zensur verfahren ist, dafür folgender Beweis. Meine Frau schrieb an mich unter dem 23. Mai 1915 über eine sehr schöne Pfingstbetrachtung, die sie gelesen habe, des Inhalts: „Deutscher Pfingstgeist: wie erweist er sich? Nicht als Geist der Furcht, sondern der Kraft, nämlich der Liebe und der Zucht usw." Dazu machte der französische Zensor folgende Bemerkung auf dem Briefe, und zwar in deutsch: „Siehe Belgien, dort ist der Beweis: Löwen, Lusitania. Sprüche klopfen, das könnt ihr, verlogene Raubritter." Diese Bemerkung läßt sich wenigstens wiedergeben, andere sträubt sich meine Feder zu wiederholen. Dabei nehme ich an, daß man zu Zensoren in Frankreich nicht gänzlich ungebildete Leute nimmt; der Schreiber oben angeführter Bemerkung ist meiner Überzeugung nach Elsässer, denn die Redensart „Sprüche klopfen" ist so typisch deutsch, daß ein Franzose sie nie geschrieben hätte. Außerdem waren es auch deutsche Lettern und keine lateinischen in der Handschrift.



Tägliche Speisung von 600 Kindern der in den Krieg gezogenen Landwehrleute durch den Deutsch-Evangelischen Frauenbund in Berlin. Phot. Gebr. Haeckel.



Ein einsamer Posten. Phot. R. Sennecke.

Bekam einer unserer Herren einmal ein Bild von Verwandten in deutscher Uniform, so waren solche Bilder auf das gemeinste verunziert. Steht es innerlich nicht faul mit Leuten, deren sogenannter Patriotismus sie zu solchen Bubenstreichen hinreißt?

Unbeschreiblich aber geradezu war die Übermittelung unserer Postpakete. Von etwa 35, die mir Verwandte und Freunde sandten, habe ich im ganzen 8 Stück erhalten. Bestellte man sich Sachen im August für den kommenden Winter, so trafen sie im Juli darauf ein, schrieb man wegen Sommersachen im Januar, so trafen sie gewöhnlich im Dezember ein, d. h. man war nur allzu glücklich, wenn sie überhaupt kamen, und wenn wenigstens von einem vollständigen Anzuge noch die Weste im Paket war. Niemals haben französische Postbeamte und unsere Sergeanten so billige und gute Zigarren geraucht, wie aus unseren Muster ohne Wert-Sendungen, zuletzt in Sebdou war es eigentlich vollständig zwecklos, sich Zigarren überhaupt noch schicken zu lassen. Aus Hohn enthielten die Postpakete Zigarrenkisten, worin noch 2 oder 3 Stück von 50 oder 100 lagen; der geraubte Inhalt wurde durch Steine oder andere Sachen ersetzt, damit wenigstens das richtige Gewicht der Sendungen erhalten blieb. Da wir eine Zeitlang enormen Zoll für unsere Pakete nach Sebdou zu bezahlen hatten, ein Herr hatte für ein winziges Paket 12 Franks zahlen müssen, so beschwerten wir uns und erhielten zur Strafe dafür monatelang überhaupt keine Pakete. Wir verfaßten darauf eine gemeinsame Bittschrift, und uns wurde geantwortet, es sollten Nachforschungen darüber angestellt werden, ob die Gefangenen in Deutschland Zoll bezahlen müßten. Diese Ermittelungen dauerten aber derartig lange, daß, als schließlich die Pakete wieder frei ausgeliefert wurden, der Inhalt derselben an Konserven total verdorben war. Ob Absicht oder Unfähigkeit der Beamten vorlag, lasse ich dahingestellt, Tatsache ist, daß zu uns nach Sebdou Postpakete gelangten für Lager, die Tausende von Kilometern entfernt waren, und die dann auch ruhig monatelang in Sebdou liegen blieben. Da war es denn verständlich, warum wir die unsrigen nicht erhielten. Man stelle sich die freudig gehobene Stimmung im Lager vor, wenn es hieß, Pakete aus der Heimat sind angekommen und dann die Reaktion, als von 75 Paketen 69 für fremde Lager waren, trotzdem mit deutscher Genauigkeit und Gründlichkeit jedes Paket oft zwei- oder dreimal die deutliche Adresse trug.

### 8. Abreise von Frauen und Kindern.

Endlich, nachdem wir monatelang mit Versprechungen, daß Frauen und Kinder abfahren dürften, hingehalten worden waren, schlug für diese Ärmsten am 8. Dezember 1914 die Stunde der Befreiung. Einige Frauen wollten sich nicht von ihren der Pflege bedürftigen Männern trennen, trotzdem ihnen angedroht wurde, daß sie dann für ihren Unterhalt zu zahlen hätten, was allerdings später, wie so manches andere, nicht durchgeführt wurde. Für meine Frau konnte eine Entscheidung, ob Bleiben oder Reisen, überhaupt nicht in Frage kommen, da das Leben unseres neugeborenen, anderthalb Monate alten Kindes auf dem Spiele stand. Es waren gemischte Gefühle, auf der einen Seite die Freude, die Ärmsten nunmehr aus den Händen unserer Peiniger erlöst zu sehen, auf der anderen Seite der Trennungsschmerz. Entsetzlich schwer aber erst für diejenigen armen Frauen, deren Männer nach Casablanca abgeführt worden waren, worauf ich noch im nächsten Kapitel zurückkomme. Was unsere deutschen Landsleute in den Gefängniszellen in Casablanca haben aushalten müssen, ersahen wir daran, daß kurz vor der Abreise der Damen wir den allerseits so beliebten Dr. Dobbert hatten zu Grabe tragen müssen. Er war erst seit wenigen Tagen in Ketten aus Casablanca zurückgekehrt und war an den Folgen der überstandenen Qualen verstorben. Er, dessen Herzensgüte ihn zum Wohltäter für viele gemacht hatte, war einer der Senioren der deutschen Kolonie von Casablanca gewesen, und sein urdeutsches gastfreies Heim galt den Deutschen Casablancas stets als ein Stück der Heimat. Ferner war am 29. November Herr Fischer den Folgen seiner in Oran erlittenen Verletzungen erlegen. Er war als Schweizer ebenfalls gefangengenommen worden, weil er als Landwirt eine Mannesmannsche Besitzung verwaltete. Hoffentlich wird doch dieser Fall Fischer für die Franzosen seitens des Schweizer Bundesrats noch sein Nachspiel haben.

Man wird verstehen, daß es ernste, ja tieftraurige Stimmungen waren, zumal da ja Weihnachten dicht vor der Tür stand, unter denen wir uns von Frauen und Kindern trennten. Das rücksichtslose Hineinzwängen der Ärmsten in vorsündflutliche Postkutschen, das geradezu sträflich leichtsinnige Überladen der Dächer dieser Vehikel angesichts der steilen Berge und schlechten vereisten Wege, die auf der Reise nach Tlemcen zu überwinden waren, ihre Überwachung durch eingeborene Truppen erregten unsere höchste Entrüstung — doch was sollten wir tun? Die Männer wurden, während diese Vorbereitungen frühmorgens bei schauerlicher Kälte vor sich gingen, fortgejagt und konnten dem traurigen Schauspiel nur bei ihrer Arbeit von weitem zuschauen. Zwei Herren von uns im Alter von über 60 Jahren wurden mit den Damen zugleich freigelassen, der eine davon, einer meiner intimsten und ältesten Freunde in Marokko, der kaiserlich deutsche Vizekonsul und zugleich k. und k. österreichisch-ungarische Konsularagent Herr E. G. Dannenberg aus Mazagan, ist infolge aller überstandenen Qualen acht Tage nach seiner Ankunft in Deutschland verschieden.





Was die Reise der Damen selbst anbetrifft, so will ich den Bericht meiner Frau hierüber sprechen lassen, der wie folgt lautet:

„Diesmal wurden wir in Tlemcen in Soldatenbetten in einer Kaserne untergebracht. In Oran schleppte man uns sofort aufs Schiff, wo wir trotz des hohen Preises, den wir bezahlen mußten, nicht einmal satt zu essen bekamen. Diese Reise war entsetzlich. Ich selbst infolge der schlechten See fürchterlich seekrank, dabei ein dreijähriges und ein anderthalb Monate altes Kind, das ich selbst nährte. Bevor wir in Marseille an Land gehen durften, wurden wir 66 Personen in dem winzig kleinen Speisezimmer zwei Stunden lang eingeschlossen. Das Deck war uns verboten worden wegen der 600 Araber und Neger, die als Soldaten auf unserem Schiff an die Front geschafft wurden. Endlich durften wir aussteigen und wurden in eine türkische Herberge geführt, deren Zustand unbeschreiblich war. Am Fußboden klebte der Schmutz, die Waschschüssel war zerbrochen und starrte von Schmutz, die Fensterscheiben zerschlagen und die Betten nicht frisch überzogen. Ich kann mir nicht denken, daß selbst die verkommensten Menschen ein schlechteres Nachtquartier finden können. Auf unsere Bitten, uns doch wo anders unterzubringen, sagte der Kommissar achselzuckend: ‚Wenn es die Unsrigen nur so gut hätten, wie Sie'; damit warf er die Türe hinter sich zu. Zwei Nächte mußten wir dort zubringen, dann ging es weiter. In Lyon hatten wir um Mitternacht 3 Stunden Aufenthalt. Es wurde uns erlaubt, in den Wartesaal zu gehen, um eine Erfrischung einzunehmen. Dort beschimpfte uns ein Franzose und aus Ärger darüber, daß wir ihn nicht beachteten, zauste er beim Vorübergehen eine unserer Damen mit aller Gewalt am Haar. Ein Soldat wollte uns schlagen und konnte nur mit Mühe von seiner Frau davon zurückgehalten werden. Am nächsten Morgen waren wir in Genf. Besser als dort konnten wir in Deutschland nicht empfangen werden. Schwestern vom Roten Kreuz waren am Bahnhof und nahmen uns die Kinder ab. In einer großen Volksschule, wo das Rote Kreuz sich eingerichtet hatte, wurden die Kinder gebadet, und wir bekamen zum ersten Male wieder satt zu essen. Auch Kleider, Strümpfe und alles Nötige, wie Hemdchen, Strümpfe, Höschen für die Kinder wurden uns geschenkt. Sogar Blumen bekamen wir. Es kam einem erst so unfaßbar vor, seit Monaten wieder von einem Fremden mit Achtung, ja sogar mit Liebe behandelt zu werden, und Schluchzen vor lauter Rührung hierüber machte es einem manchmal unmöglich, den tausendfältigen Dank zum Ausdruck zu bringen. Am nächsten Morgen waren wir in Zürich, wo uns derselbe rührend-freundliche Empfang, wie in Genf, bereitet wurde. Lange Frühstückstische, reizend sauber gedeckt, waren in einem Wartesaal aufgeschlagen, brennende Weihnachtsbäumchen standen darauf, und wir wurden nach dem Frühstück mit Äpfeln, Brötchen, Kuchen und Schokolade und, was das Schönste war, mit vielen deutschen Zeitungen versorgt. Der österreichische Generalkonsul kam zu mir und frug in liebenswürdigster Weise, ob er mir irgendwie behilflich sein könne. Am darauffolgenden Morgen kamen wir in Singen an, endlich in der Heimat. Der erste deutsche Soldat, der erste altbekannte blaue Briefkasten, o wie hätte ich die umarmen können! Selbstverständlich wurden wir auch hier in Singen mit unendlicher Liebe und Güte aufgenommen und verpflegt, und jeder von uns reiste dann sobald wie möglich in die Heimatstadt."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Zusammenbruch Italiens.

Als wir den Lesern dieser Chronik auf Seite 170 über das Schicksal des Verräters berichteten, wagte auch die kühnste Hoffnung nicht zu vermuten, daß der Zusammenbruch der italienischen Armee so fürchterlich sein würde, wie er schießlich geworden ist. Die Welt der Neutralen staunt, daß Deutschland und Österreich-Ungarn trotz sechsfacher Übermacht ihrer Gegner noch soviel Stoßkraft besitzen, und in den Ländern unserer Feinde leuchtet es Einsichtigen immer mehr ein, daß die Triumph-Nachrichten von Reuter und Havas glatter Schwindel sind, welche von dem bevorstehenden Zusammenbruch Deutschlands zu berichten wissen. Nein, Deutschland ist auch im vierten Kriegsjahr nicht am Ende seiner Kräfte, sondern trotz aller Knappheit an Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen so frisch und spannkräftig wie je, und eine englische Zeitung hatte ganz recht, als sie schrieb, ernste und kräftige Hilfe der Franzosen und Engländer sei nötig, sollte nicht das Schicksal Italiens besiegelt werden. Freilich, fügte sie ziemlich trübe hinzu, verspräche der Verband seinen Bundesgenossen, die ins Unglück



Deutsche Truppen in dem gestürmten Woltschach unweit Tolmein. Im Hintergrund der von Infanterie gestürmte Gezaberg.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.

gerieten, immer Hilfe, versäume indessen jedesmal sie rechtzeitig zu senden. Tatsächlich haben die Mittelmächte jedes Jahr ein Königreich vernichtet: 1914 war es Belgien, 1915 Serbien, 1916 Rumänien, und jetzt, 1917, ist Italien an der Reihe. Mögen die französich-englischen Hilfstruppen nur kommen!

Nachdem Udine von unseren Truppen besetzt worden war, hieß es, am Tagliamento würde ihr Vormarsch zum Stehen kommen, denn der Fluß ist jetzt im Spätherbst in einen wilden Strom verwandelt, der im breiten Bette über Felsbrocken und Sandbänke dahinrauscht, und es muß fast unmöglich erscheinen, ihn im Feuer eines zum Widerstand entschlossenen Feindes zu überschreiten. Aber der Tagliamento erwies sich als verhängnisvoll nur für die Landsleute. An seinem Unterlauf nördlich von Latisana hatten sich zwei bis drei Armeekorps der Italiener im schnellen Zurückweichen aufgestaut und suchten den Fluß zu überschreiten. Aber dies wurde durch das schnelle Zugreifen unserer Truppen unmöglich gemacht. Österreichisch-ungarische Truppen stießen längst der Lagunen vor, und von Norden her griffen sieggewohnte deutsche Divisionen an. So saßen die Italiener in der Zange, und mehr als 60000 Mann gaben sich gefangen, während mehrere hundert Geschütze erobert wurden. Das war eine gute Vorbedeutung, und zwei Tage darauf wurde denn auch der Tagliamento in breiter Front überschritten.

Inzwischen hatten die Heere der Verbündeten auch im Gebirge einen Erfolg nach dem andern erreicht. Der 2600 Meter aufragende Canin-Stock war erobert, Resiutta gewonnen, das befestigte Lager von Gemona-Osoppo eingenommen, und an der Dolomitenfront wurde der Feind vom Kreuzberg bis über den Rollepaß hinaus zum Rückzuge gezwungen. Auf dem Gipfel des Col di Lana, dessen durch Sprengung erreichte Einnahme seiner Zeit ganz Italien in einen Siegestaumel stürzte, und auf dem Monte Piano wehte wieder die schwarzgelbe Fahne, in Cortina d'Ampezzo rückten die Truppen der Verbündeten unter dem Jubel der Bevölkerung ein, und St. Martino di Castrozzo im Primör-Tale wurde zurückgewonnen. Südlich Tolmezzo hatten sich in dem durch die Festungswerke von St. Simone geschützten Raume einige tausend Italiener festgesetzt, als unsere Front längst darüber hinweggezogen war. Aber sie konnten sich nur ganz kurze Zeit halten. Völlig abgeschnitten, sprengten sie die Werke und machten den Versuch sich durchzuschlagen. Das gelang indessen nicht, da unsere Truppen sie fest umklammerten, und so streckten sie nach ehrenvollem Kampfe die Waffen. Und auch in den engen Gebirgstälern bei Belluno wurden 14000 Italiener von ihrem Heere abgeschnitten und gefangen genommen.



Die „Teufelsbrücke" über den Natisone bei Cividale.





Der Viktor-Emanuel-Platz in Udine. — Darüber: Straße in Udine

Wenige Tage nach dem Tagliamento wurde auch trotz Schneetreibens und strömenden Regens der nächste Fluß, die Livenza, überschritten, und wieder einige Tage später, standen die Heere der Verbündeten an der Piave, während im Suganer Tal und dem Ostteil der Sieben Gemeinden die italienische Front ins Wanken geriet und die Sperrfeste Asiago in erbittertem Handgemenge erobert wurde. Die Frontlinie hat sich seit dem Beginn unserer Offensive fast auf ein Viertel der Ausdehnung verkürzt, die sie am Isonzo hatte. In weniger als drei Wochen hat die Offensive der Verbündeten 250000 Gefangene gebracht und 2300 Geschütze: ein Strafgericht ohne Gleichen in der Geschichte.

Daß das Vordringen der Verbündeten damit nicht abgeschlossen ist, nehmen die Italiener jetzt auch an; zähneklappernd erwarten sie von Tag zu Tag die Einnahme von Venedig, das als offene Stadt erklärt wurde, um die unersetzlichen Kunstwerke der Stadt auf alle Fälle vor der Vernichtung zu bewahren. So stehen die Verhältnisse Mitte November, wo diese Zeilen geschrieben werden. Ungeheuer Großes ist erreicht, und voll unerschütterlichen Vertrauens blicken wir in die Zukunft.

v. M.



Deutsche Reiterei auf dem Vormarsch. Aufnahme des Bild- und Filmamts.



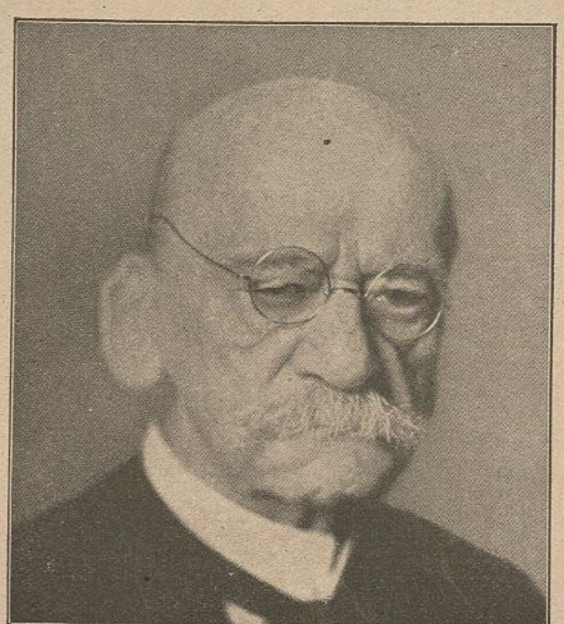
## Adolf Wagner †.

Am 8. November ist im hohen Alter von 82 Jahren der berühmte Nationalökonom und Sozialpolitiker Adolf Wagner gestorben, wenige Monate nach seinem Freund und Kollegen Gustav Schmoller, der in einer Rede zu Wagners 70. Geburtstag ein ausgezeichnetes Charakterbild des großen Lehrers entworfen hat, indem er seinen starken Willen, sein leidenschaftliches Temperament, seine große, unter Umständen rücksichtslose Energie und auch wiederum die Weichheit seines Gemütslebens betont. „Ein stahlharter, logischer, konsequenter, abstrakt formulierender Verstand verknüpft sich bei ihm mit den zartesten, empfindlichsten Regungen des Herzens, mit religiöser Tiefe, mit loderndem Pathos. Sensitiv und reizbar, oft mißtrauisch und unbequem, ist er der beste Freund seiner Freunde, der leidenschaftlichste Patriot. Er ist stets ein Kämpfer gewesen, eine Streitnatur, und doch war er stets der neidloseste Anerkenner fremder Verdienste. Er ist eine durch und durch kritische Natur und wurde doch der pathetische Prophet größter nationaler und sozialer Ideale. Und das alles bedingt sich gegenseitig, entspricht dem Wesen eines nach innen, aufs Zentrum der Dinge gerichteten starken und zugleich feinfühligen Geistes."

Es ist nicht möglich, das Wesen des großen Gelehrten, der nicht nur kalt objektiver Vertreter der Wissenschaft war, sondern ein glühender Bekenner seiner Überzeugung, ein unerschütterlicher Kämpfer für seinen Glauben gewesen ist, besser und eindrucksvoller wiederzugeben. Für uns ist Wagner besonders als Mitkämpfer und Freund Stöckers bekannt geworden. Doch lag ihm jeder Religionsfanatismus völlig fern, und wenn er auch in parlamentarischen Kämpfen, er gehörte drei Jahre als Christlich-Sozialer dem preußischen Abgeordnetenhaus an, auf die Dauer nicht den Ort seiner Hauptbetätigung sehen konnte, so hat er doch in Tagungen des Evangelisch-sozialen Kongresses, dessen erster Präsident und späterer Ehrenpräsident er war, bis kurz vor seinem Tode regelmäßig beigewohnt und auch oft noch selbst das Wort ergriffen. Angriffe heftigster Art sind ihm wegen seiner Richtung nicht erspart geblieben, eine Reihe persönlicher Fehden hat ihm wohl manche Stunde verbittert; dafür entschädigte ihn die begeisterte Liebe und Bewunderung seiner Schüler und Freunde, und schließlich haben auch die Gegner ihm die Achtung, die einer Persönlichkeit wie die seine letzten Endes doch allgemein wecken muß, nicht versagt.

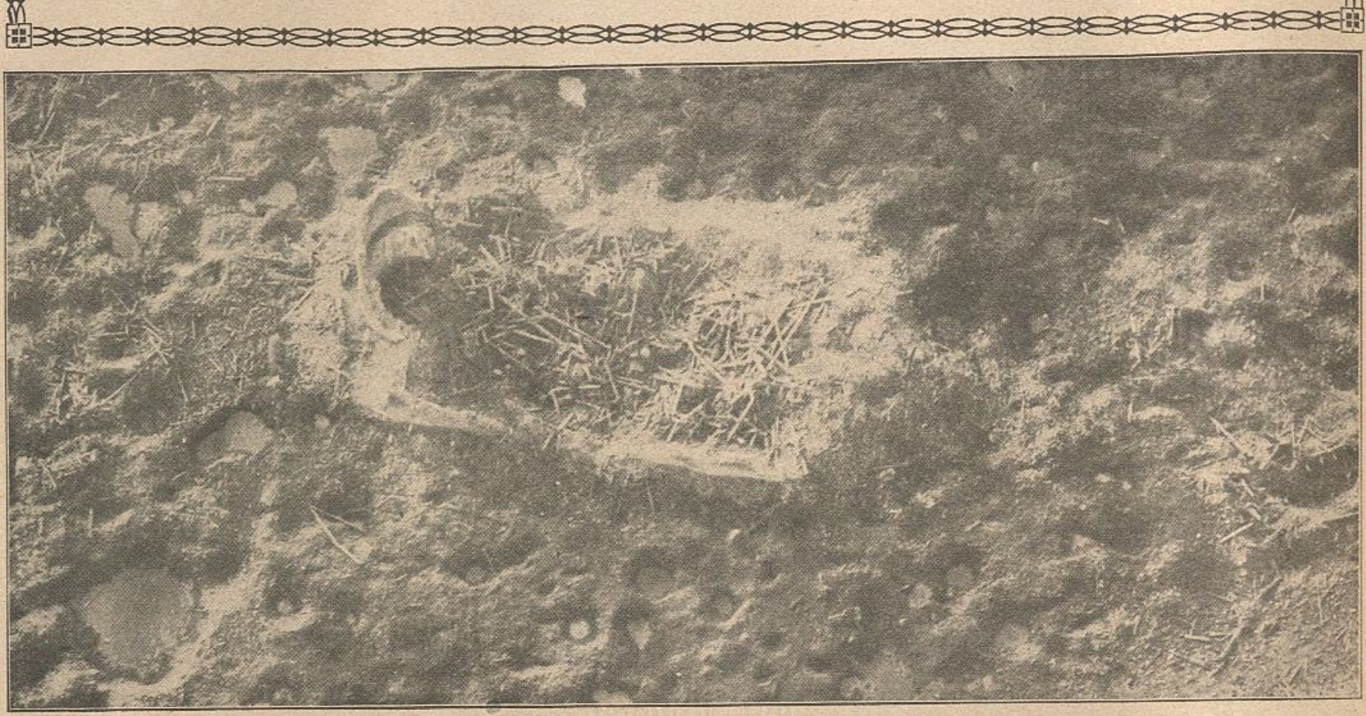
Wagner war durchaus im Gegensatz zu einer starken Zeitströmung, ein Gegner jenes schrecklichen Individualismus, dessen Überhandnehmen zu jeder Zeit das Unglück der Gemeinschaft, des Staates, des Vaterlandes gewesen ist; er hat seinen Standpunkt selbst als Staatssozialismus bezeichnet. Von den extremen Forderungen eines wurzellosen Klassensozialismus verstiegener Theoretiker hat er sich entschieden fern gehalten. Stets ging sein Kampf dahin, den Staat zu „rehabilitieren", das will sagen, gegenüber den britischen und französischen Einflüssen, den deutschen Staatsgedanken der absoluten Unterordnung des Individuums unter die Zwecke der Allgemeinheit den Staat hochzuhalten und zu stützen. Aus dieser seiner Richtung geht schon ohne weiteres hervor, welches glühende patriotische Gefühl in dem Manne lebte. Im Sinne der großen Vaterlandsbegeisterten zwischen 48 und 70, eines Friedrich List, eines Hebbel und ihrer mehr umfaßte seine Liebe, so freudig er Bismarcks Werk bewunderte, nicht allein das neue Reich sondern mit noch größerer und schmerzlicherer Leidenschaft die Deutschen, die draußen blieben. Er hat in Dorpat und in Wien gewirkt, von der Universität im Norden hat er nie ohne Tränen in den Augen gesprochen, und Österreichs Los lag ihm, der dem Bruderstaat den alten Anschluß so innig wünschte, heiß am Herzen. Sein Traum, wie der aller wahrhaft patriotischen Deutschen, blieb jenes Groß-Deutschland, das alle Menschen deutscher Zunge unter seinem Schutz umfassen sollte. Sprach er vom Vaterland, von dem, was der Einzelne dem Staat schuldet, so kam noch über den fast 80 jährigen die Kraft seiner besten Jahre. Er war zuletzt nicht mehr imstande wegen der Abnahme seiner Sehkraft frei durch einen Saal zu gehen und tastete sich durch die Menge bis zur Rednertribüne hin. Stand er aber erst oben, so riß die Gewalt seiner Überzeugung ihn über alle Hemmungen seines hohen Alters weg; seine Stimme füllte den größesten Raum und die Worte, die er ähnlich wie Bismarck nicht flüssig hervorbrachte, sondern in einem schweren Ringen herausstieß, durchbebten, wie ihn selbst, die Zuhörer.

Als ein besonderes Glück in Wesen und Art dieses deutschen Mannes ist es anzusehen, daß er das einmütige Zusammenstehen aller Männer deutscher Zunge gegen unsere Feinde hat erleben dürfen, wenn ihm auch den, wills Gott, glorreichen Ausgang zu schauen, nicht vergönnt gewesen ist.

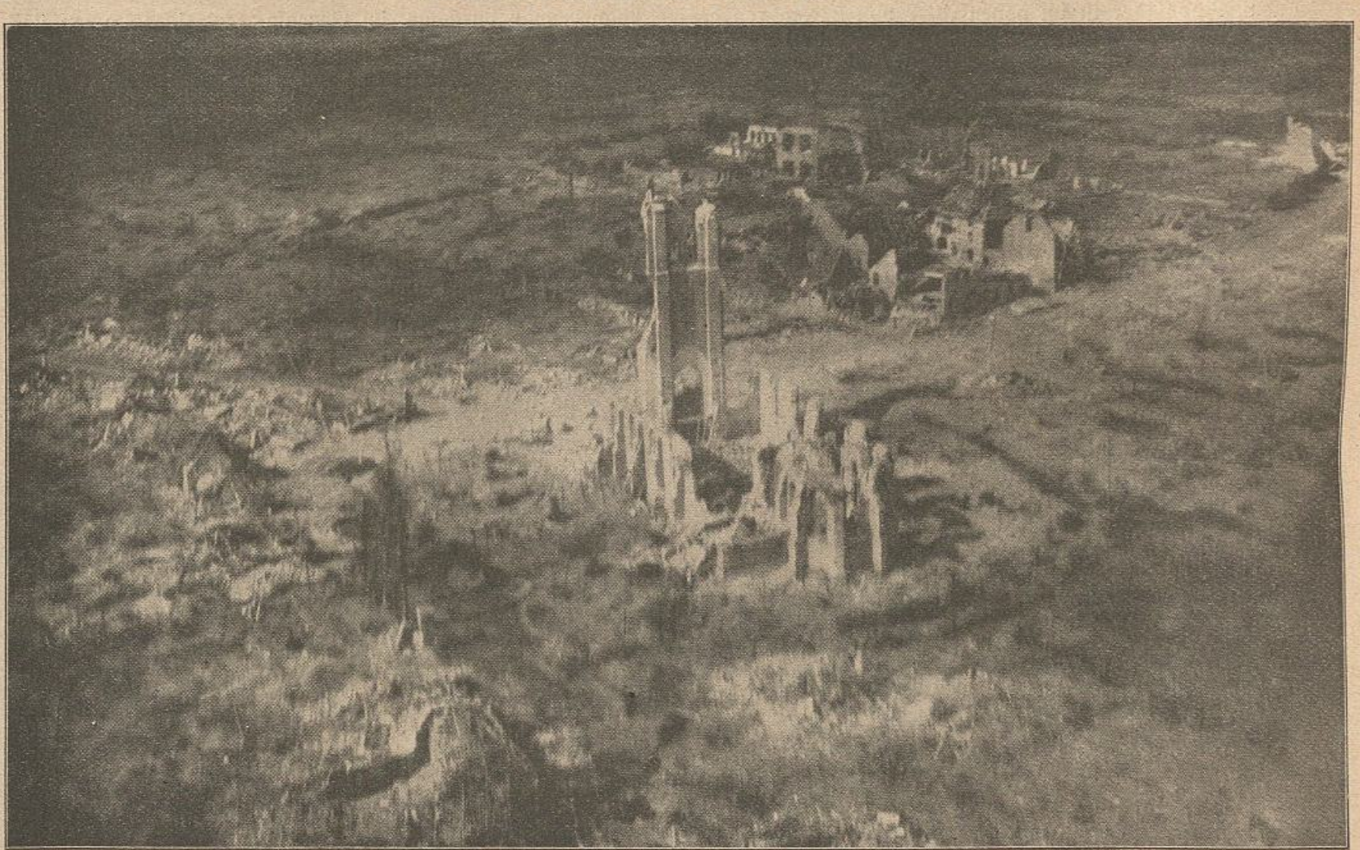


Wirkl. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolf Wagner.
Aufnahme des Hofphotographen Nicola Perscheid

## Die Kulturtaten der Engländer in Flandern.



Zerschossene Häuser im Trichterfelde bei Poelcappelle.



Die Reste des Dorfes Becelaere östlich von Ypern.

## Kleine Zeitbilder. Aus dem Tagebuch von Peter Rosegger.

Paul Markstein hatte das Unglück, vor dem Richtertisch stehen zu müssen. Er war seiner Sache so sicher, daß er den Verteidiger ablehnte. Er wolle sich schon selbst verteidigen. Wenn man auf dem Lande etliche Wagen Kartoffeln zusammenkauft um 1900 Kronen, die dann durch die Hände des Ohms, des Bruders, des stillen Kompagnons und des Schwagers gehen, „so möchte ich," sagte er, „wissen, wie sie dem Staate billiger als um 5000 Kronen abgelassen werden können!" — Aber der Staatsanwalt, mißgünstig wie solche Leute nun schon einmal sind, machte aus dem „leidlichen Geschäft", in das sich vier Kaufleute zu teilen hatten, eine grausliche Geschichte, als ob Gott weiß was geschehen wäre, und verlangte für den Herrn Markstein nicht weniger als sechs Wochen strengen Arrest.

Das war schlimm. Da mußte gehandelt werden. Der Angeklagte trat von seinem Stehplatz einen Schritt vor und bat ums Wort. — „Meine hochgeehrten Herren Richter," so begann er in ganz ruhiger Weise mit seiner sonoren Stimme,





„und mein gestrenger Herr Staatsanwalt! Erwarten Sie nicht, daß ich mich verteidigen werde in Sachen der Unzukömmlichkeiten, die vorgekommen sein sollen in meinem Geschäfte. Eine Preistreiberei, die man nicht billigen kann, mit dem besten Willen nicht, meine Herren. Ich begreife die Entrüstung des Herrn Staatsanwaltes über einen Kettenhandel unter Leuten, die nichts machen, nur das Geld einstecken. Wer aber ist gereist auf dem Lande wochenlang? Wer hat geprüft die Ware, und gekauft, und in die Wege geleitet? Wer hat gemacht die Arbeit? Der Verdienst gebührt mir allein, und ausgerechnet ich werde gezogen zur Verantwortung! — Aber das gebe ich zu, meine Herren, ich habe mich übereilt, indem ich vom Staate überhaupt einen Gewinn nahm, während andere gute Leute ihr Vermögen, ich sage sogar ihr Leben dem Staate zur Verfügung stellen, wenn er ist in der Not. Nein, da spreche ich mich nicht frei, durchaus nicht. Ich will dem Staate möglichst vergüten. Es besteht, wie ich hörte, die Absicht, mich einzusperren. Ja, meine gestrengen Herren, hat da der Staat etwas davon? Im Gegenteil, es kostet ihn Geld. Das wollen wir besser machen. Ich verurteilte mich zur Strafe von dreihundert Kronen, zahlbar sofort — und die Geschichte hat sich gehoben."

Der Staatsanwalt: „Hoher Gerichtshof! Wir wissen in dem Augenblicke kaum, wie uns geschieht, auf eine so unerhörte Frechheit des Angeklagten. Ich ziehe meinen Antrag auf sechs Wochen Arrest zurück und verlange für diesen Mann die doppelte Haftzeit. Wegen Deckung der Gefängniskosten möge er unbesorgt sein. Der übermäßige Gewinn, der ihm abgenommen wird, langt reichlich dafür aus."

Demnach handelte das Gericht amts, und also geschehen zu Abelsberg im Jahre 1917.

⌘ ⌘ ⌘

In meiner Jugend hörte ich viel von „Asketen", den freiwilligen Büßern, die durch Leiden ihre Sünden abbüßen und ihre Seelen reinigen wollten. Ich las von ihnen in Büchern und stellte sie mir vor als lebenverachtende, immer ernste und betrübte Menschen, halb verhungert und durch Selbstgeißelung wundgeschlagen. Ich habe solche Büßer auch persönlich kennen gelernt. — Einen alten Bauer, der alljährlich am Christtag Fasttag hielt, weil er sich einst jugenddumm in der Christnacht einmal einen Rausch angetrunken hatte. — Eine Magd, die sich auf der Wallfahrt nach Mariazell Grobsand in die Schuhe tat, weil sie bei ihrer letzten Beichte eine Liebessünde verschwiegen hatte. — Einen Bergknappen, der drei Tage und Nächte nicht aus dem Stollen ging, weil er die heilige Katharina betrogen hatte. Er hätte ihr ein falsches Sechserl in den Opferstock geworfen. — Derlei Büßer machen ein trauriges, zerknirschtes Gesicht — es ist eine religiöse Buße.

Später habe ich erfahren, daß es auch eine philosophische Askese gibt, die aber ein heiteres Gesicht macht. Diese philosophische Askese leidet nicht, um zu leiden, sondern um das Leiden zu verringern. Sie setzt voraus, daß in diesem Leben dem Leiden einmal nicht zu entkommen ist, sie ist also bestrebt, das Leiden gewohnt zu werden, so daß man's nicht spürt. Es gibt Leiden, die man bloß gewohnt werden muß, dann sind es keine mehr. Wie in einer strengen Schule gewöhnen sie sich ans harte Bett, an den kärglichen Tisch, sie streben keinen Reichtum an, keine äußerliche Ehre, ertragen Krankheiten mit Geduld, Schimpf mit Gelassenheit und brechen damit dem Schicksal oder der Bosheit die schärfsten Stacheln ab. Sie wissen endlich kaum mehr, daß sie was entbehren, aber sie merken, daß sie weniger enttäuscht werden, weniger zu leiden haben als andere, die alle ihre Karten aufs Spiel dieser Welt setzen. Sie haben ein munteres Gesicht und stellen sich gern in die Reihe der Glücklichen.

Zu solcher Askese werden sich viele bequemen müssen, die das gegenwärtige Weltgericht überleben.

⌘ ⌘ ⌘

„Hofrats fiel es ein, sie nahmen Zegger und Stecken und gingen über Land. An Bauernhöfen beschauten sie sich die Schöpfung, das Kornfeld, die Kühe, die Schweine, die Hühner, die Milch, den Spargel, und alles, was da war, und freuten sich. Und die Hofrätin erhob ihre Stimme und sprach zu einer Bäuerin: ‚Frau, gebt uns von eurem Fett, von eurem Geräucherten und den Kartoffeln!' Und die Bäuerin antwortete: ‚Da will ich erst fragen meinen Herrn und Gebieter. Denn er liebt es nicht, daß ich hinweggebe von den Früchten, die seiner Hände Arbeit hat erzeugt.' Und die Hofrätin sprach mit dem Landwirt und bot ihm Geld für Butter und Fleisch. Da lächelte der Landmann und redete also: ‚Gute Frau, Geld können wir nicht brauchen. Sehet zu, ob ihr Besseres habt.' Die Frau Hofrat aber sagte: ‚Was soll ich euch geben?' Und alsogleich erhob die Landfrau ihre Stimme und sprach: ‚Habt ihr nicht Zucker und Kaffee?' ‚Davon haben wir nicht,' antwortete die Hofrätin. Und wieder fragte der Landwirt drein: ‚So habt ihr vielleicht Tabak, Zigarren oder Geschnittenen, was es auch sei?' Und der Hofrat antwortete mit Kummer: ‚Das haben wir nicht.' Hingegen zog er aus der Tasche seine Uhr, die Hofrätin vom Finger ihren Ring, um die Dinge anzubieten. Aber der Landwirt sagte: ‚Danach haben wir nicht not; die Sonne geht auf auch ohne Uhr, und der Finger hält zusammen auch ohne Ring.' — Des wurden Hofrats traurig, und da sie auch den Speck sahen und die Eier, und es gelüstete ihren Gaumen, so griff die Frau Hofrätin an ihren Hals und zog eine Perlenschnur hervor. Hierauf lüstern redete die Bäuerin: ‚Was ist denn das lauter für eine Beten?' Und sprach die Frau: ‚Für zwei Schweine könnet ihr sie haben!' Alsogleich fragte die Bäuerin: ‚Und ist kein Kreuzel dran? Eine Beten, wo kein Kreuzel dran ist?' Da lachte sie. Der Landmann tat einen ernsten Blick und sagte: ‚So Sachen können wir nicht brauchen. Aber wenn ihr mir diese Schuhe geben wollet, die ihr an den Füßen habt, so möget ihr drei Butterstritzel mit euch nehmen und einen Laib Roggenbrot.' Da es nun war, daß Hofrats beide hungerten nach Butterbrot, so zog er seine Lederschuhe aus, nahm die nahrhaften Dinge in den Zegger, die Frau an den Arm und wanderte barfuß stadtwärts."

Also zu lesen in einem Sonntagsbriefe aus dem Dorf.

⌘ ⌘ ⌘

Manchmal, wenn es gar zu mager wurde, ging auch unsereiner ein bißchen hamstern.

So kam ich in einen mir altbekannten Bauernhof und wollte der Bäuerin Butter abkaufen. Recht freundlich antwortete sie, daß sie halt nichts hergeben könne. Bei der großen Trockenheit verdorrten die Wiesen, und so brächten die Kühe wenig Milch und Butter heim.

Aber wem es einmal wirklich darum zu tun ist, seine völlig ausgetrocknete Maschine ein wenig einzufetten, der läßt sich an der Butterquelle nicht so leicht abweisen. Ich wolle ja gut zahlen.

„Lieber Herr, gut zahlen!" sagte die Bäuerin, „das weiß ich gleichwohl. Was tut ma mit Geld heutzutag? Wenn S' was zum Tauschen hätten."

Ich schupfte die Achseln.

„Wissen S' was," schlug sie lebhaft vor, „geben S' mir a Büchel von Ihnen und ich gebe Ihnen ein halbes Kilo Butter."

Nun also! Doch wieder einmal ein Geschäft.

Als sie mir am nächsten Sonntag die Butter brachte, gab ich ihr mein Geschichtenbuch: „Sonnenschein."

Sie buchstabierte: „Son—nen—schein." Und sagte: „Regen wär' mir lieber."

Aber das Geschäft war gemacht.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere Zeit straft die Irrtümer, die wir seit Jahren gemacht haben. Unser Denken, Wissen, Wollen, Handeln, Politisieren, Kritisieren, Voraussagen, es war alles falsch, fast unser ganzes Leben war verkehrt und falsch, und die jetzigen Ereignisse strafen mit furchtbarer Strenge. Aber sie sagen uns nur, wie wir es nicht hätten machen sollen; wie wir's machen müßten, das sagen sie uns nicht, und so irren wir mitten im erbarmungslosen Strafgericht emsig weiter.

Jeden Tag neue Fragen, neue Anläufe und Versuche, aber keine neuen Menschen und keine neuen Ideen und ganz ohne Kenntnis des Bodens, den die neue Zeit uns zuweisen wird. Da gehen wir natürlich immer wieder fehl. — Hausbauen und keine Grundfesten haben!

Am wenigsten könnten wir irren, wenn wir längst bewährte Ziele anstreben wollten, aber mit neuen Mitteln. Vor allem der „moderne" Mensch müßte sich ändern. Redlichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Weniger Intellekt, mehr Seele. Weniger zersetzende Kritik, mehr schöpferische Arbeit. Einfachere Lebensführung, Hervorbringung der Lebensmittel, die wir brauchen im eigenen Lande. Endlich Heilung von der verhängnisvollen Geldgier, die Erkenntnis der Wahrheit, daß die Geldgier das Unglück der einzelnen Menschen und der Völker ist. Manchen Krieg hat ja Armut, Elend, Unterdrückung verursacht; den jetzigen nicht. Wenn man nur einsehen könnte, daß Reichtum wie Armut zur Verelendung führt! Wäre Europa nicht so reich geworden und hätten einzelne Länder nicht noch reicher werden wollen, so wäre dieser wahnsinnigste aller Kriege nicht ausgebrochen.

Wenn wir jetzt mitten in der Katastrophe staatliche, völkische, wirtschaftliche Vorkehrungen nach alten Mustern machen, so werden wir uns wahrscheinlich wieder irren, weil wir noch nicht wissen, ob und wie sie in die großen, neuen Verhältnisse passen werden. Wenn wir jedoch mit ehrlichem Willen und aller Kraft an die Arbeit gehen, um die oben genannten Entartungen zu ersticken, die edelmenschlichen Eigenschaften zu beleben, so schaffen wir eine Grundfeste, auf der das neue Haus, in welchem Stile es immer sei, sicherer stehen wird.

Ach ja, wir Idealisten! Die Volksführer lachen über uns und wir — weinen über sie.

⌘ ⌘ ⌘

Unser etliche saßen in der Laube und sprachen von der Wirkung des Krieges auf die Religion. Ein nachdenklicher

Zimmermaler war da; der bekannte, er sei sonst ein religiös gestimmter Mensch gewesen, aber während dieses Krieges sei er Atheist geworden. Gott habe sich nicht bewahrheitet. „Zu Beginn des Krieges, welch ein Beten, die Kirchen waren überfüllt, Bittgottesdienste überall. Auf den Thronen beteten die Kaiser und Könige, die sich bekämpften, zum Herrn der Kriegsheere. Jedes Jauchzen fortziehender Soldaten war ein G bet, jede Mutterträne ein Gebet. Und dennoch, der Krieg breitete sich aus über Schuldige und Unschuldige und steigerte sich ins Ungeheuerliche. Und dann habe ich gemerkt, wie die Ki chen sich allmählich leerten und die Leute stumpf wurden. — Ach, wenn Gott zu solchen Zeiten sich nicht meldet — wann denn?“

Hierauf nahm ein Herr das Wort, ein Mathematikprofessor, der als kritischer Kopf bekannt war. Was wird denn ein Ziffernmensch, dachte ich, über Religion zu sagen wissen? Er sagte: — „Und mich, meine Herren, hat dieser Krieg zu einem Gläubigen gemacht. Daß es unter den Menschen wenig Gerechtigkeit gibt und viele Schlechtigkeit, hatte ich doch längst gesehen. Und immer niederträchtiger wurden sie, immer selbstischer, falscher, herrschsüchtiger und hassender. Ungeachtet aller Mahnungen immer frecher wurden sie. Und trotzdem ist es den Leuten wohlergangen, den größten Lumpen oft gerade am besten. Na, wenn da ein Gott nicht endlich zuschlägt, dann ist er nicht. Aber er schlägt zu. Jetzt auf einmal, jetzt ist er da mit seinem Gericht. Und strenge, wie meine Mathematik. Nichts läßt er nach, alles wird gerechnet. Und wenn's auch dort und da weniger Schuldige trifft, später gleicht sich's aus, ganz unschuldig ist niemand. Und so hat der Krieg mich zu einem Glaubenden gemacht. Andere glauben ihn, wenn er gut ist, ich glaube ihn, wenn er straft.“

Als die beiden so gesprochen hatten, hob ein dritter den Atem. Dann legte er seine Hand an die Stirn und schloß die Augen. Und öffnete sie wieder — und schwieg.

Mich dünkt, der hat das Richtige.

„Vergangenheit vergessen, Gegenwart genießen, Zukunft bauen!“ Diese moderne Zeitverteilung klingt im Worte schön, hat aber nie für mein Wesen gepaßt. — „Die Zukunft ist den Göttern, die Gegenwart ist des Schicksals, die Vergangenheit ist mein.“ So habe ich es immer gesehen. Um die Zukunft habe ich, mich wenig gekümmert, weder um die meine, noch um die anderer. Das ist schon einmal ganz unklug. Von der Gegenwart habe ich das mir in den Schoß Fallende genossen, mich im übrigen dem Geschick ergeben. Das ist lässig. Von der Vergangenheit, die aus lauter so leichtgenommenen Gegenwartsstücken zusammengesetzt ist, habe ich mir das Bessere aufgehoben, das andere vergessen. Und so liegt die Vergangenheit von siebzig Jahren wie ein großes, sonniges Grundstück da; ich brauche mich nur umzuwenden, um es im Erinnern und Schauen ruhig zu genießen. Es ist mein Eigentum.

Jedem andern möchte ich diese Lebensart nicht raten; für mich, glaube ich, ist sie die richtige gewesen. Der stete Nachgenuß des besseren Teiles meiner mannigfaltigen Vergangenheit hat mir für die Pflichten der Gegenwart Maß und Kraft gegeben. An Lebensfreude hatte ich mir aus der Vergangenheit soviel Vorrat angesammelt, daß ich bei der Gegenwart nicht allzusehr hamstern mußte.

Man sollte die so wild und wüst in die Zukunft stürmende Menschheit öfter auf den Wert der Vergangenheit weisen. Wenn schon nicht zu der Vergangenheit, wie sie wirklich war, vielmehr zur gereinigten und ausgewählten Vergangenheit, wie sie sich im lichtsehenden Gedächtnisse zurechtgelegt hat. Da hat man die Wahl, was man von ihr wegwerfen oder behalten und genießen will. Die Geschichte muß freilich auch die widerwärtigen Dinge der Vergangenheit aufbewahren, die Kunst aber legt stets das Beste und Schönste der Vergangenheit fest als den wirklichen Schatz des Menschengeschlechtes. Und so mag es auch die einzelne Person tun: im Leben das Beste und Schönste sammeln. Ein ins Gedächtnis gedrucktes Bilderbuch aus dem vergangenen Leben. Alte Kinder haben ihre Freude dran.

## Wandlung. Von Max Bittrich.

Ein Armer zog ich in den Krieg,
Schwer trug ich mein Gewehr,
Und wurde bald im Erdenschoß
Mit Kameraden reich und groß,
Und jede Schwäche schwieg.

Ich kannte meine Mutter nicht,
Und draußen fand ich sie.
Da küßte sie der alte Sohn,
Und noch im Traume bringt ihm Lohn
Der Mutter Angesicht.

Oft griff nach Sternen meine Hand,
Die Hand war viel zu schwach;
Im Feld erst riß ich ihren Schein,
Ein Gotteslicht, ins Herz hinein,
Bis ich auch Ihn erfand.

Und deine Not ist meine Not,
Heimat; du bist mein Blut.
Ein Müder, zog ich zagend aus,
Ein Reicher, kehrt dein Sohn nach Haus,
Ob lebend oder tot.

## Zarenschicksal. Von Dr. Frhr. von Mackay.

Ein halbes Jahr ist vergangen, seit Zar Nikolaus II. vom Thron gestoßen wurde. Heute weilt er fern in Sibirien, dort, wohin auf seinen und seiner Ahnen Befehl unzählige politische Verbrecher gewandert sind. Erst das Opfer einer verfehlten, verblendeten Staatskunst, wird er jetzt der Märtyrer eines seltsamen Umsturz-Trauerspiels. Indem er zugunsten seines Bruders abdankte, hoffte er den Thron seinem Haus zu retten — vergeblich! Wie er sich über den Ernst der Lage getäuscht hatte, als ihn der Großfürst Michael Alexandrowitsch und der frühere Unterrichtsminister Ignatieff vor dem Beben und den Stößen des „unterirdischen Rußlands“ warnten, so verkannte er in den verhängnisvollen Märztagen die Stärke seiner Gegner. Die Kadettenpartei hatte, gestützt auf England, das Heft in der Hand, und der einst allmächtige Herr aller Reußen war alsbald ihr Gefangener in Zarskoje Sselo, entkleidet aller Würden und genannt: Gardeoberst Nikolai Alexandrowitsch Romanoff. Zunächst ließ man ihm in den weitläufigen Schloßbauten mit der berühmten Cameronschen Marmorgalerie und den prachtvollen Parkanlagen Bewegungsfreiheit. Dann, als radikale Sozialisten in das Ministerium Lwoff eintraten, behandelte ihn die neue Regierung immer mißtrauischer, engherziger. Er wurde von seiner Familie völlig getrennt, sein Wirtschaftsgeld in kleinkrämerischer Weise auf $4^1/_2$ Rubel bemessen, seine Erholung im Freien auf kurze Spaziergänge beschränkt, bei denen auf Schritt und Tritt die wachhabenden Offiziere folgten. In London bemühte man sich vergebens, die Überführung des Zaren nach England zu erwirken, um ihn als Geisel für das Wohlverhalten und die Bundestreue Rußlands in der Hand zu haben. Nunmehr sollte er nach der Peter-Paulsfeste verbracht werden; auch davon stand man ab, hauptsächlich wohl deshalb, weil man einen Verkehr des Herrschers mit seinen ehemaligen Ministern befürchtete, die man dort gefangen gesetzt und — in eine Art Sträflingstracht gekleidet hat. Unterdessen stürzte das Kartenhaus der Macht von Rodszianko und Miljukoff vor dem Wind, den der Radikalismus entfachte, zusammen. Kerenski wurde der Held des Tages, fühlte sich aber, wie es solchen Emporkömmlingen und Volkstribunen zu gehen pflegt, erst recht nicht seiner Herrschaft sicher. Dostojewski hat das Wesen des Verhältnisses zwischen Herrscher und Volk in Rußland mit den Worten zu kennzeichnen versucht:

„Der Zar ist unserem Volke ein Vater, und das Volk verhält sich zu ihm wie ein Kind. Der Zar ist für das Volk nicht eine äußere Kraft, nicht die Kraft irgendeines Besiegers, sondern ist eine allvölkische, allvereinende Macht, die das Volk selbst begehrt, die es in seinem Herzen groß gezogen, für die es gezittert hat . . . Für das Volk ist der Zar die Fleischwerdung seiner Ideen, seiner Hoffnungen und seines Glaubens. Das Verhältnis des russischen Volkes zu seinem Zaren ist der ureigenste Zug, der unser Volk von allen anderen Völkern Europas, ja der ganzen Welt unterscheidet.“

Die große in den Sätzen beschlossene Wahrheit lastete wie ein dumpfer Alpdruck auf dem Gewissen des „russischen Garibaldi“, der mit jedem Tag seiner Diktatur ängstlicher eine Verschwörung zur Befreiung des Zaren fürchtete. Also mußte der Gegenstand der Sorge und Gefahr aus dem Wege geräumt werden. Zunächst dachte man an Kronstadt. Aber die Kotlin-Feste, die dort Peter der Große angelegt, ist in den



Händen des Sowjet, des Arbeiter- und Soldatenrates, der desto eifriger Kerenski aus dem Sattel zu stoßen sucht, je selbstgefälliger dieser sich wie ein Zar von Volksgnaden aufspielt. So wurde ein anderer Plan gefaßt, und weit weg aus Seh- und Reichweite die kaiserliche Familie auf die Reise nach Tobolsk geschickt. Die Abfahrt war eine neue Offenbarung, wie noch heute jene Dichterworte zu Recht bestehen. Obwohl die Verbringung des Herrschers möglichst geheim gehalten wurde, hatte sich am ganzen Weg vom Schloß bis zum Bahnhof eine unzählige Volksmenge versammelt, die entblößten Hauptes den Zug erwartete; Tausende knieten nieder, schluchzten, beteten.

Zar Nikolaus hat als Herrscher stets den Zuschnitt der Halbheit, Mittelmäßigkeit, des Subalternen gezeigt; ihm eigneten, abgesehen von der Art, wie er furchtbare Grausamkeiten nicht selbst beging, aber ruhig duldete, keine großen Fehler, noch weniger aber große Leidenschaften; er war immer Wolke, niemals zündender Blitz. Jetzt, in sechsmonatiger Gefangenschaft, ist er plötzlich alt und grau und gänzlich stumpf geworden; halb wie ein Nachtwandler geht er dahin in Schicksalsgleichgültigkeit. Ein guter Familienvater, besaß er doch kein heiß noch ernst sich hingebendes Herz. Gleichwohl hängt die Kaiserin Alexandra Feodorowna mit tiefster Treue an ihm; aber nach den ewig unruhevollen Sorgen um sein Schicksal seit dem Umsturz vor zwölf Jahren und um den wie einen Augapfel behüteten schwächlichen Thronfolger hat das von ihr seherisch vorausgeahnte neue Unglück aus der „hessischen Taube im russischen Forst“, wie einst Konstantin Konstantinowitsch die Prinzessin und Braut bei der Vermählung auf dem Chodynkafeld dichterisch begrüßte, eine gemütskranke Mutter und hoffnungslose Dulderin gemacht. Zwei gebrochene Menschen, dem Verlust der Krone nicht nachtrauernd, aber noch weniger von der Zukunft irgendein besseres Glück erwartend, verlassen Petersburg. Die Fahrt geht in einem Sanitätszug durch die gesegneten Quellgebiete der Wolga, durch einen goldenen Ozean von Ährenwogen, durch Felder und Gemarken, von denen noch vor wenigen Monden ein großer Teil zum unübersehbaren, an Flächenraum dem Deutschen Reich gleichkommenden Kron- und Apanagengut des Zaren gehörten. Und der einstige Herr all dieser Herrlichkeiten mochte wohl daran denken, wie ihn einmal ein fremder Fürst fragte, ob es wirklich wahr sei, daß der Riesenbesitz ihm nur 30 Millionen Rubel im Jahr abwerfe. „In schlechten Jahren noch weniger.“ Aber wie das möglich sei? „Eigentümliche Verhältnisse!“ Er hatte nicht eingestehen wollen: dank systematischer Bestehlung durch meine Beamten, von den unteren bis zu den obersten. Dann durchbricht die Bahn den Ural, um in die nicht minder fruchtbare westsibirische Steppe hinabzusteigen. In Tjumen wird haltgemacht, denn weiter geht einstweilen die Schienenstraße nicht; der Rest des Weges muß auf dem Dampfer, die Tura und den Tobol abwärts, zurückgelegt werden.

Tobolsk, der kleine Verwaltungsplatz, ist die typische sibirische Kleinstadt. Niedrige, einförmig gebaute, strohbedeckte Wohnhäuser an breiten Straßen für 20000 Einwohner, dazwischen aufragend wie Mausoleen über totem Gräberfeld der Kreml, ein paar Gotteshäuser, öffentliche Bauten und ein Museum: jedes Bauwerk in seiner Art eine Erinnerung an die seltsame Geschichte des Ortes. Er war einst die Hauptstadt Sibiriens; 1587 wurde er an Stelle des von den Kosaken zerstörten Bitsi Tura gegründet. Unter Iwan III. Wasiljewitsch, der durch die Vereinigung der alten Teilfürstentümer die Vorherrschaft Moskaus und damit die Macht der Gossudare und des zarischen Reichs begründete, war von russischen Truppen, die erstmals bis zum Irtysch vordrangen, die in unmittelbarer Nähe von Tobolsk liegende ostjakische Festung Sibir genommen worden, konnte aber nicht gehalten werden. Erst der Nachfolger Iwan IV., der Schreckliche, erkannte, nachdem unter seiner Herrschaft die Tataren neuerdings in die Krim eingebrochen waren, Moskau verbrannt und 100000 Russen in die Verbannung geschleppt hatten, die Notwendigkeit, im Osten ein festes Bollwerk gegen diese ewig wiederkehrende Gefahr aufzurichten. Damals hatte bereits die berühmte von den Zaren begünstigte Kaufmannsfamilie der Stroganoffs im Gebiete der Kama zahlreiche Dörfer, Städte, Festungen angelegt. Was sie schufen, wurde jedoch immer wieder durch die Raubzüge der Kosakenhorden vernichtet, vorab durch die zwei Hetmane Jermak Timofejeff und Iwan Kolzo. Der Zar verurteilte sie zum Tode. Aber Semen Anikitsch Stroganoff hatte einen klügeren Plan. Er schätzte die Tapferkeit der Hauptleute und meinte, daß ihm nützlicher als ein Leichnam ein ihm dienstbarer Feldherr sei. So lud er Jermak mit dem Lockmittel fürstlicher Geschenke zu sich ein, der tatsächlich dem Ruf folgte und 1581 als Führer eines aus Deutschen, Litauern, Tataren und seinen eigenen Mannen gebildeten Heeres, nach Ablegung des Gelübdes der Tapferkeit und Keuschheit und mit priesterlichem Segen begnadet, die denkwürdige Heerfahrt gen Osten antrat. Am 25. Oktober wurde das Lager des Khan Kutschium, der die Herrschaft über das Land an sich gerissen hatte, in blutiger Schlacht am Irtysch erstürmt, darauf die Residenz Isker oder Sibir überwältigt. Nach zwei Jahren war das ganze Reich, das nunmehr dem Moskowiterreich als Kronland angegliedert wurde, in den Händen der kühnen Eroberer; in Sibir erstand eine ragende Burg als stolzes Zeichen zarischer Machtschöpfung im Herzen Asiens. In der Tat, was damals das Russentum in kolonisatorischer Durchdringung und kulturwirtschaftlicher Entwicklung nomadischen Brachlands vollbracht hat, ist mit Recht den Leistungen Spaniens und seiner Konquistadoren bei der Erschließung der Neuen Welt zur Seite gestellt worden. Aber die russischen Herrscher bewiesen keinerlei Fähigkeit, aus dem rohen, spröden, jedoch wertvollen Metall der botmäßig gemachten Völker durch Legierung und verständiges Schmelzverfahren eine hochwertige Münze zu prägen. Im Gegenteil! In einer kleinen Kapelle zu Tobolsk hängt die berühmte Glocke von Uglitsch, die Zar Boris Godunow dorthin verbannte, weil sie zum Aufruhr geläutet hatte, als auf seinen Befehl der kleine Dimitrij, der Enkel Iwans des Schrecklichen, ermordet worden war. Damals brach die „Ssmuta“, die große Verwirrung aus, von deren Schrecken sich Rußland geistig niemals recht erholt hat. Wiederum gewann jener mit der Mongolenherrschaft eingezogene sarmatisch-skythische Geist despotischer Roheit und Unduldsamkeit die Oberhand, der dem Moskowitertum bis heute trotz aller Scheineuropäisierung geblieben ist und der zum Fluch Rußlands in der Ehe mit dem blöden, gehässigen Nationalismus wurde; diesem Wahn der Fremdvölkerhetze, die die wenigen Klugen unter den weisen Zaren abgelehnt, dem alle Finsterlinge unter ihnen gehuldigt haben und der es bewirkte, daß von den unterjochten Völkern die kulturrückständigen wie die Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren, Kalmücken dezimiert, die kulturüberlegenen innerlich dem russischen Einfluß völlig fremd blieben und daß einstmals blühende, auf Bergen und in Tälern mit Fruchtfeldern, Gärten, Dörfern und Städten bedeckte Länder wie die Krim verwilderten und verödeten. Iwan IV., trotz aller Grausamkeit ein genial veranlagter Herrscher, hatte dem Zarismus den Weg gewiesen, wo, wie es Bismarck in einem bekannten Wort hervorhob, Rußland eine große Kulturaufgabe zum Heil der Menschheit zu erfüllen hatte; seine Thronerben wurden dieser Sendung untreu und beschworen damit das Unheil, das jetzt in einer neuen, vielleicht noch verderblicheren Ssmuta über das zarische Reich hereingebrochen ist und als dessen letztes Opfer Nikolaus II. am Grab der Scheingröße seines Herrscherhauses steht.

Tobolsk besitzt nicht weniger als drei große Gefängnisse als Wahrzeichen, wie dem tyrannischen Geist der russischen Selbstherrscher, die jeden Lufthauch freiheitlichen Denkens als Bedrohung des Throns fürchteten, Verbannung und gewalttätiges Machtwort als ultima ratio der Staatsweisheit erschien, und wie so die Stadt zum Sammellager der Staatsverbrecher wurde, an deren Tisch heute — eine grausame Ironie der Weltgeschichte — ein Zar selbst den Vorsitz führt. Aber zugleich sind die Kerkermauern beredte Zeugen einer anderen Wahrheit: der Tatsache nämlich, daß nichts so lange Lebensdauer auf der Welt hat, als gewisse geschichtliche Lügen und Wahnvorstellungen, die sich einmal im Denken der Menschheit festgesetzt haben. Jeder, der Schilderungen Sibiriens gelesen hat, kennt die „mit Tränen genetzte, mit Blut übergossene Marterstraße des Schreckens“, die von Petersburg und Moskau in die von Kälte starrenden Einöden Sibiriens führt. In Wirklichkeit bilden die Verbrecher, die dorthin geschickt werden, ein verschwindendes Fähnlein neben der endlosen Auswandererarmee von Bauern, die die Mir-Verfassung enterbt und von der Bodengemeinwirtschaft ausschließt oder die durch Gemeindebeschluß wegen liederlichen Lebens verschickt werden. Sibirien ist längst das Gegenteil jener Schauermären geworden: das Amerika Rußlands, wo Hunderttausende Gelegenheit zur Begründung eines neuen Heims und glücklich blühender Wirtschaft gefunden haben. Die Gefängnisse aber? Der englische Reisende Ensdell, ein nüchterner und erfahrener Beobachter, hat geurteilt: „Die Gefängnisse von Tobolsk erinnerten mich zumeist an die, die ich in Wien und in Krakau gesehen hatte, wobei jedoch in mancher Richtung ein Vergleich zugunsten der sibirischen ausfallen würde.“ Die Zeiten, da Kosakenhorden die Verbannten wie Schafherden mit der Knute durch die Taiga und die Steppe trieben, sind eben längst vorbei. Zaren mit warmherzigem Empfinden, wie Alexander II., haben längst für ein menschenwürdiges Dasein der Verschickten gesorgt; entehrend und hart behandelt wird nur der Abschaum der Menschheit, zu Zuchthaus verurteilte Schwerverbrecher, die kaum ein besseres Los verdient haben. Dostojewski, der, in die Petroff-Petraschesskijsche Verschwörung verwickelt, auf zehn Jahre zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt wurde, ist nur einer unter vielen geistigen Führern Rußlands, die von dort als begeisterte „Imperialisten“ und glühende Verehrer des Zartums heimkehrten. So mag Tobolsk, das Nikolaus II. die Sünden und Entgleisungen seiner Ahnen vor Augen hält, ihm zugleich ein Trost sein. Der heutige sozialistische Erbe seiner Macht sieht sich bereits genötigt, mittels

derselben Polizeimittel sein teueres Leben schützen zu lassen, deren ehedem die Gesalbten auf dem Thron der Romanoffs sich bedienten und beginnt ebenfalls seine politischen Gegner nach Sibirien zu verweisen. Die Zeit, da das Volk einsieht, daß es durch den Sturz des angestammten Kaiserhauses wenig oder gar nichts gewonnen hat und lediglich, statt von dem einheimischen Tschin, von den angelsächsischen Verbündeten ausgeplündert wird, kann nicht mehr fern sein . . . Ganz in der Nähe von Tobolsk liegt Pokrowskoje, die Heimat des berüchtigten Starez. Rasputin hat dem Zaren sein Schicksal vorausgesagt und für Frieden und Verständigung mit den Mittelmächten sich eingesetzt, nicht kraft höheren seherischen Blicks, sondern vermöge seines einfachen Bauernverstands, der ihn erkennen ließ, daß, was Deutschland mit einem vom moskowitischen Eroberungswahn befreiten Rußland über alle zeitlichen Zerwürfnisse hinaus verbindet: der in die Zukunft weisende Wille zur Erhaltung und Entwicklung freier, auf bäuerlichem Fruchtboden ruhender Nationalwirtschaft. Aus ihm quillt unser Drang nach dem Osten seit der Zeit des Deutschen Ordens, aus ihm folgert sich natürlich der geschichtliche Druck und Marsch des Russentums nach Mittelasien, wo sich unbegrenzte Siedlungsmöglichkeiten bieten. Bricht sich in Sturm und Nöten der gegenwärtigen Umwälzung diese Wahrheit und Erkenntnis Bahn, dann ist nicht zu besorgen, daß der Russe wie der Franzose fünfzig Jahre lang in eine unfruchtbare Revancheidee sich verbohrt und verrennt. Dann wird vielmehr der gesunde Volksgrundstock des zarischen Reichs, sein Bauerntum, gerade im Deutschen den besten Freund zu wirklich glücklichem Wirtschafts- und Kulturfortschritt sehen und so ein neuer, dauernder Frieden begründet werden, wie er hundert Jahre lang, seit Katharina II. bis zum Tode Alexanders III., zwischen den beiden Nachbarreichen bestand und wie er beider wohlverstandenen Freiheits- und Lebensnotwendigkeiten entspricht.

## Soldatendank. Von Jula Hartmann.

Das hat mein Hauptmann gut gemacht,
Das vergess' ich ihm nimmer Tag und Nacht;
Daß ich auf Urlaub heim durft' gehn,
Die schlimmen Stunden bei dir stehn,
Deine Hand durft' halten im Gebet,
Eh's wieder 'raus nach Frankreich geht.
Es waren böse Stunden, — ja!
Aber, Marie, ich war doch da.
Es war doch wunder-, wunderschön,
Daß ich den Kleinen noch gesehn.
Den Kleinen, der dir so närrisch gleicht,
Das macht mir doch den Abschied leicht.
Na ja, auch schwer, — doch still davon —
Nicht weinen, Frau, — ich weiß ja schon!
Du bist noch schwach, da flennt man gern.
Bald bist du frisch, dann bin ich fern.
Und schaffst, bist stark, — halt meine Marie! —
Das vergess' ich dem Hauptmann nie!

## Der Geist der Berliner Schuljugend. Von Emma Sauerland.

„In unserer Klasse haben wir einen Kaiser und einen Hindenburg," dieser Satz kehrt in fast allen Feldpostbriefen der kleinen Mädchen an den Vater wieder, natürlich in höchst eigenartiger Schreibweise und Grammatik. Besonders Hindenburg muß sich die seltsamsten Entstellungen seines Namens gefallen lassen.

Statt „Wie fröhlich bin ich aufgewacht" oder „Mein Gott, vorüber ist die Nacht" beten wir jetzt früh: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und zum Schluß: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'."

Und während sonst die Gebete für die kleinen Mädel nie ein lebendiges Wort, nie ein Teil der Alltagssprache wurden, so ist es mit den kräftigen Lutherworten etwas ganz anderes. Sie drücken so unmittelbar das ureigene Empfinden der schlichten, einfältigen Kinderseelen aus, daß die Kleinen ganze Sätze und Stellen daraus in ihren Briefen verwenden. Ganz ähnlich ist es mit den Verschen aus der Anschauungsstunde. Die Kinder mochten noch so oft lernen: „Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn . . .", es wäre ihnen nie eingefallen, ihr eigenes Hündchen nun auch einmal so anzureden, oder zu ihren Kätzchen zu sagen: „Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben . . ." Aber im Kriege ist ein einfaches Weihnachtsgedicht:

„Der Vater kann nicht bei uns sein,
Er liegt im Schützengraben.
Mutter, nun sind wir ganz allein.
Ich will kein Bäumchen haben,
Und daß an Puppen mir nichts liegt,
Das kannst du dir wohl denken.
Ich wünsche nur, daß Deutschland siegt!
Das möge Gott uns schenken"

für die Kleinen richtig lebendig geblieben. Jetzt noch tauchen einzelne Zeilen in Kinderbriefen auf.

Kinderbriefe im Kriegsjahr! Ein eigner Zauber weht aus den ausgerissenen Heftseiten mit Doppellinien, auf die meine Kleinen ihre ersten selbständigen Briefe geschrieben haben. Die allerersten Briefe bestanden freilich nur aus kleinen Verschen, die alle abschrieben und in die die winzigen Liebesgaben gewickelt wurden, die die Sechsjährigen zu spenden hatten. Sie wurden alle zusammen einem Vetter der Lehrerin, einem jungen Jägeroffizier, geschickt, der sie an seine Jäger verteilte. Und nun regnete es Antwortkarten in die siebente Klasse hinein. Noch einmal wurde von den Kleinen ein Verschen von der Tafel abgeschrieben, und wieder gab es Antworten. Dann aber meinte die Klassenerste, ein sehr gescheites Mädel: „Nun können wir aber nicht mehr alle dasselbe schreiben, mein Soldat hat doch ganz anders geschrieben wie Lotte ihrer!" Von jetzt ab wurden einmal im Monat in der Klasse Feldpostbriefe geschrieben. Jedes Kind durfte an den Vater, Onkel oder Bruder schreiben; manche, die keinen Anverwandten im Felde hatten, schrieben an „ihren" Jäger, andere, die zufällig keine Antwortkarten erhalten hatten, schrieben an „Fräulein ihren Soldaten" unter der selbstausgedachten Überschrift: „Lieber Vetter von Fräulein".

Im Mittelpunkte des Denkens stehen natürlich Schulereignisse: „Ich sitze Erstebank der driete" — — — „Unsere Schule würd um gebaut". Dann werden Kriegsereignisse behandelt: „Wir haben Gästern Frei gehapt, wir haben ein Sick gehabt, hofendlich ist nun balt der Krik zu Ende nu kanste balt wider zurük kommen und imer hir bleiben und nimer (nie mehr) wekgehen." „Sin den noch nicht die Russen alle?" „Ich winche das deine karputse Hand wieder gut wird, den du sols noch die Enländer verhaun."

Um Pfingsten herum drängten sich den Kleinen andere Wichtigkeiten auf: „Dürf Mama mir weiße Schu kaufen?" — „Unse kleine Frida hat ein Rosaneßkleit mit eine weißescherpe hinten rum ganz rum hintenzumzumachen." „Wir Trinken in die Laube Kaffe wir ham sofil Blumen!" „Ich hap gäz noch ein Körpchen mit Ostereier ganz voll, ich heps mir auf." Hier ein Beispiel, mit wie wenig Worten ein kleines Mädel ihrem Vater ein Bild des häuslichen Lebens entwerfen kann: „Liber Fater unz gez gut Mama hat zuarbeiten Mama macht uns graue Schul Kleider Mama hat mein Weißeskleid lenger gemacht meine Puppen Sitzen aufm Sofa und unse Anni is schon Schlauer geworden." Aber auch Klagen, wie sie die Kinder von der Mutter hören, stehlen sich in die kleinen Briefe. „Mit die Brotmaken isses man schlächt." „Wenn bloß der Krieg zu Ende ist alles wierd Teurer kanst gehn wo du wilst. Tausent Grüsse und Küsse."

Dann aber kam ein Ereignis, das alle anderen in den Schatten stellte und die Schule in große Aufregung versetzte. Wir wollten uns an der Zeichnung der Kriegsanleihe beteiligen! Dazu mußte ich den Kleinen erst klarmachen, wozu im Krieg Geld gebraucht wird und wozu eine Anleihe nötig ist; das bildete ich mir wenigstens ein. Aber als ich die Kinder fragte, ob sie wüßten, wozu wir im Kriege soviel Geld brauchten, da stand ein winziges Mädel mit blitzenden Braunaugen auf und sagte: „Damit wir gehen können und Kriegsanleihe zeichnen!", womit natürlich meine Erklärung überflüssig wurde.

Dann aber brachten sie den Inhalt ihrer Sparkassenbücher und Sparbüchsen. All die blanken, langgehegten Erinnerungstaler und Jubiläumsmünzen werden „dem Kaiser" geborgt, und der Kaiser ist dankbar: wer ihm 10 Mark borgt, dem schenkt er jedesmal, wenn's Zeugnisse gibt, 25 Pfennige. So lernen die Kinder den Begriff „Zinsen" verstehen und freuen sich, wie gut der Kaiser ist. Noch einmal so gern borgen sie ihm Geld für Gewehre und Kanonen und Soldatenpferde. Strahlend kommt ein ganz kleines Mädel mit einem Zehnmarkschein und fragt: „Dafor jibt's doch schon ne kleene Kanone?"

Ein Dreikäsehoch: „So, jetzt jehe ich Kriegsanleihe zeichnen, an die Sedanspende hab ich mir ooch beteiligt, un nu kommen noch die wöchentlichen Pfennige für die Pakete!"

Kein Neid auf solche, die viel Geld mitgebracht haben. „Wir schbaren für die Kriegsanleihe, meine Freundin hat am 24. September 50 Mark mitgebracht du wirst dir freuen . . ."

„Eine hat 50 Mark gezeichnet, und das is meine Freundin Elli," schreibt eine andere ganz stolz und fährt fort: „ich denke der Krig wirt balt wieder zu ende sein ich wünche nur das Deutschland sikt das möge Gott uns schenken."



## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

14. November 1917: Bei Dixmuide und Passchendaele starkes Artilleriefeuer. — In den Sieben Gemeinden Panzerwerk auf Monte Lisser erstürmt; Primolano und Feltre besetzt.

15. November: Größere Artillerietätigkeit bei Dixmuide. — Westlich vom Ochrida-See räumten die Franzosen Höhenstellungen. — Fortschritte im Gebirge südlich Fonzaso und Feltre sowie beiderseits der Brenta.

16. November: In Flandern Feuerkampf. — Höhenstellungen der Italiener zu beiden Seiten des Brenta-Tales genommen; Cismon besetzt. An der unteren Piave 1000 Italiener gefangen.

17. November: Südlich St. Quentin starker Artillerie- und Minenwerferkampf. Gefechte im Ailette-Grunde und östlich der Maas. — Zwischen Brenta und Piave die Gipfel des Monte Prassolan und des Monte Peurna erstürmt. — Englischer Flottenvorstoß auf der Linie Horns Riff — Terschelling abgewiesen.

18. November: Französische Angriffe bei St. Quentin. — Gefecht nördlich des Dojran-Sees. — Italienische Angriffe nordöstlich Asiago; Fortschritte zwischen Brenta und Piave.

19. November: Nordöstlich Asiago neue italienische Angriffe. Fortschritte zwischen Brenta und Piave; in erbitterten Kämpfen Quero und Monte Cornella erstürmt.

20. November: Heftiger Artilleriekampf in Flandern; Gefechte im Artois. Nördlich Soissons gesteigertes Feuer, im Chaume-Walde französischer Angriff. — Gefecht am rechten Wardar-Ufer. — Starke Gegenangriffe der Italiener am Monte Tomba.

21. November: Das See-Sperrgebiet erweitert. — Zwischen Arras und St. Quentin englischer Durchbruchsversuch auf Cambrai; Graincourt und Marcoing verloren. Französische Angriffe bei Alaincourt und Pinon.

22. November: Angriffe bei Riencourt. Die Schlacht südwestlich Cambrai dauert an; kräftige deutsche Gegenstöße. Französische Angriffe bei St. Quentin und zwischen Craonne und Berry-au-Bac. — Zwischen Brenta und Piave Monte Fontana Secca und Monte Spinuccia erstürmt. — Im Monat Oktober 674000 Brutto-Registertonnen feindlichen Handelsschiffraumes versenkt.

23. November: In der Schlacht von Cambrai erbitterte Kämpfe um Moeuvres und Fontaine. — Zwischen Brenta und Piave Fortschritte.

24. November: Großkampftag in der Schlacht bei Cambrai: Inchy, Moeuvres, Bourlon, Fontaine und La Folie hart umstritten. — Zwischen Brenta und Piave italienische Massenangriffe.

25. November: In der Schlacht von Cambrai heftige örtlich begrenzte Kämpfe, besonders bei Inchy, Bourlon und Banteux. Gefechte bei Craonne, in der Champagne und östlich der Maas.

26. November: Kämpfe bei Inchy, Graincourt, Bourlon, Fontaine, Banteux und Gricourt. Französische Angriffe zwischen Samogneux und Beaumont.

27. November: Neue Angriffe bei Dorf und Wald Bourlon. Nördlich Pruay französischer Vorstoß abgewiesen. An der Combres-Höhe Feuerkampf.

28. November: Erbittertes Ringen westlich Cambrai, namentlich um Bourlon und Fontaine, die verloren gingen und wieder erobert wurden. Gefechte bei Tahure und Nomeny.

29. November: Erfolg bei Merckem. Bei Cambrai ruhte der Kampf. Französischer Vorstoß bei Dienne. — Angriffe gegen unsere Gebirgsstellungen auf dem Westufer der Brenta und auf dem Monte Tomba.

30. November: In Flandern lebhafte Gefechtstätigkeit. Bei Bourlon englische Angriffe abgewiesen. Erfolg nördlich Braye. Im Sundgau Gefechte.

1. Dezember: Erfolgreicher Gegenstoß bei Cambrai: zwischen Moeuvres und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus wurde der Feind auf Graincourt, Anneux und Cantaing zurückgeworfen; 4000 Engländer gefangen.

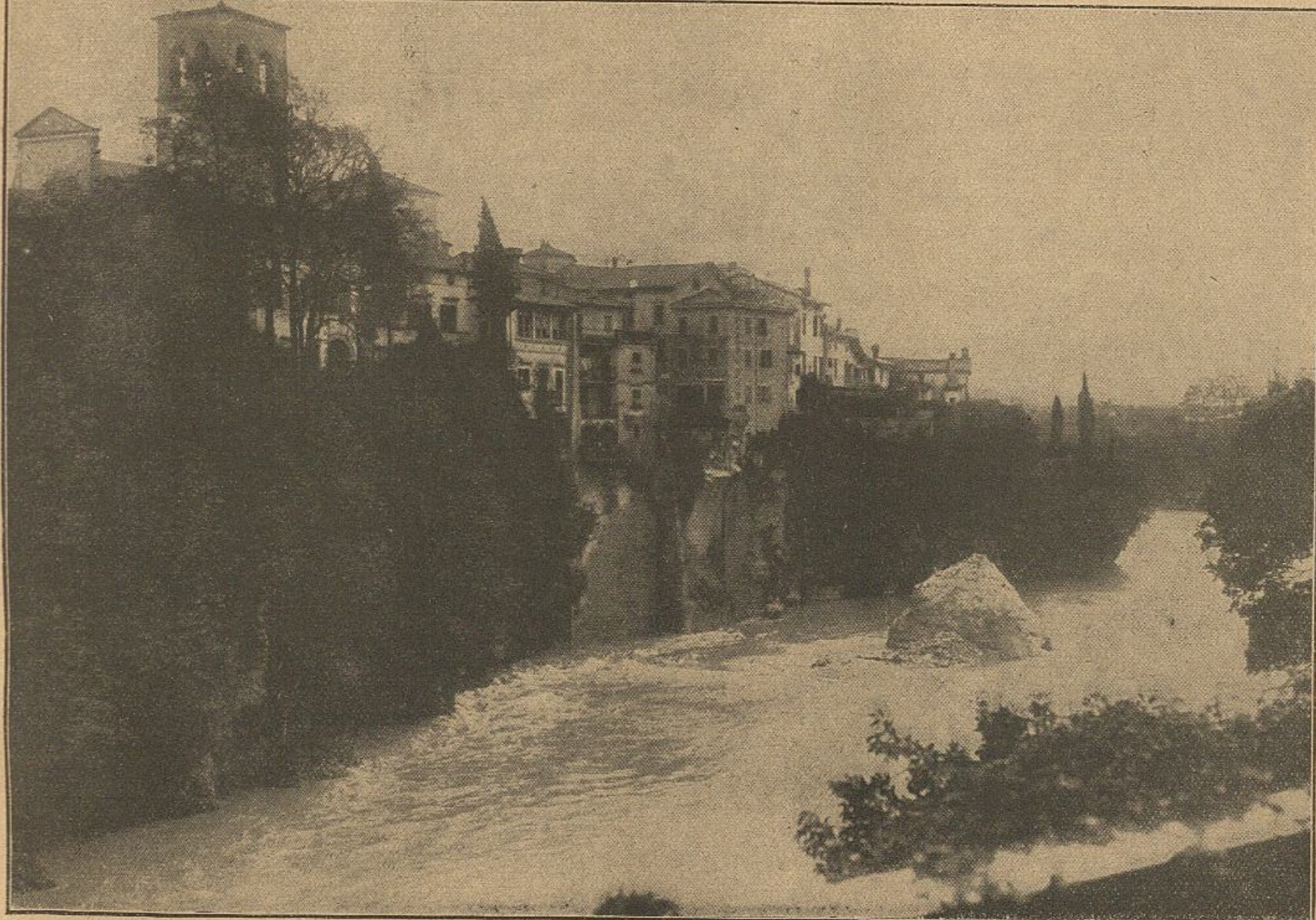
2. Dezember: Bei Passchendaele heftiges Feuer. Bei Cambrai: Angriffe bei Moeuvres; Masnières vom Feinde gesäubert; starke Gegenangriffe westlich der Schelde; Vorstöße bei Epehy und Vendhuille.

3. Dezember: Angriff bei Passchendaele. Bei Cambrai: Angriffe zwischen Inchy—Bourlon und bei La Vacquerie. — Im Osten in zahlreichen Abschnitten von Division zu Division Waffenruhe vereinbart.

4. Dezember: Angriff bei Gheluvelt. Bei Cambrai zwischen Inchy und Bourlon Geschützfeuer, bei Marcoing sehr heftige örtliche Kämpfe; La Vacquerie erstürmt. — Für die russische Front haben Waffenstillstandsverhandlungen begonnen.

## Neues von unserer Offensive gegen Italien.

Die großen Erfolge der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gegen Italien haben auch in der dritten Novemberwoche angehalten, und trotz Schnee und Regen ist unser Vormarsch weitergegangen. Beim Druck dieser Zeilen zerfällt die italienische Front der Mittelmächte in drei Teile. Der erste vom Stilfser Joch bis zum Gardasee, der zweite vom Gardasee bis zur Piave, der dritte an der Piave abwärts bis zum Meere. Auf dem ersten, dem im schroffsten Hochgebirge liegenden Teile Judikariens, sind bis jetzt größere Kämpfe überhaupt noch nicht ausgefochten worden, und auf dem dritten ist ein gewisser Stillstand eingetreten. Die Italiener haben ihre Reserven soweit gesammelt, daß sie jetzt wieder ernsthaften Widerstand leisten können, und die Verbündeten benutzen die Zeit, um in dem eroberten Gebiete Nachschubstraßen einzurichten und zu sichern und die unermeßliche Kriegsbeute einzusammeln. Der wichtigste Teil der Front ist jetzt der mittlere, an dem seit Wochen schon mit ungeheuer großer Erbitterung gekämpft wird,



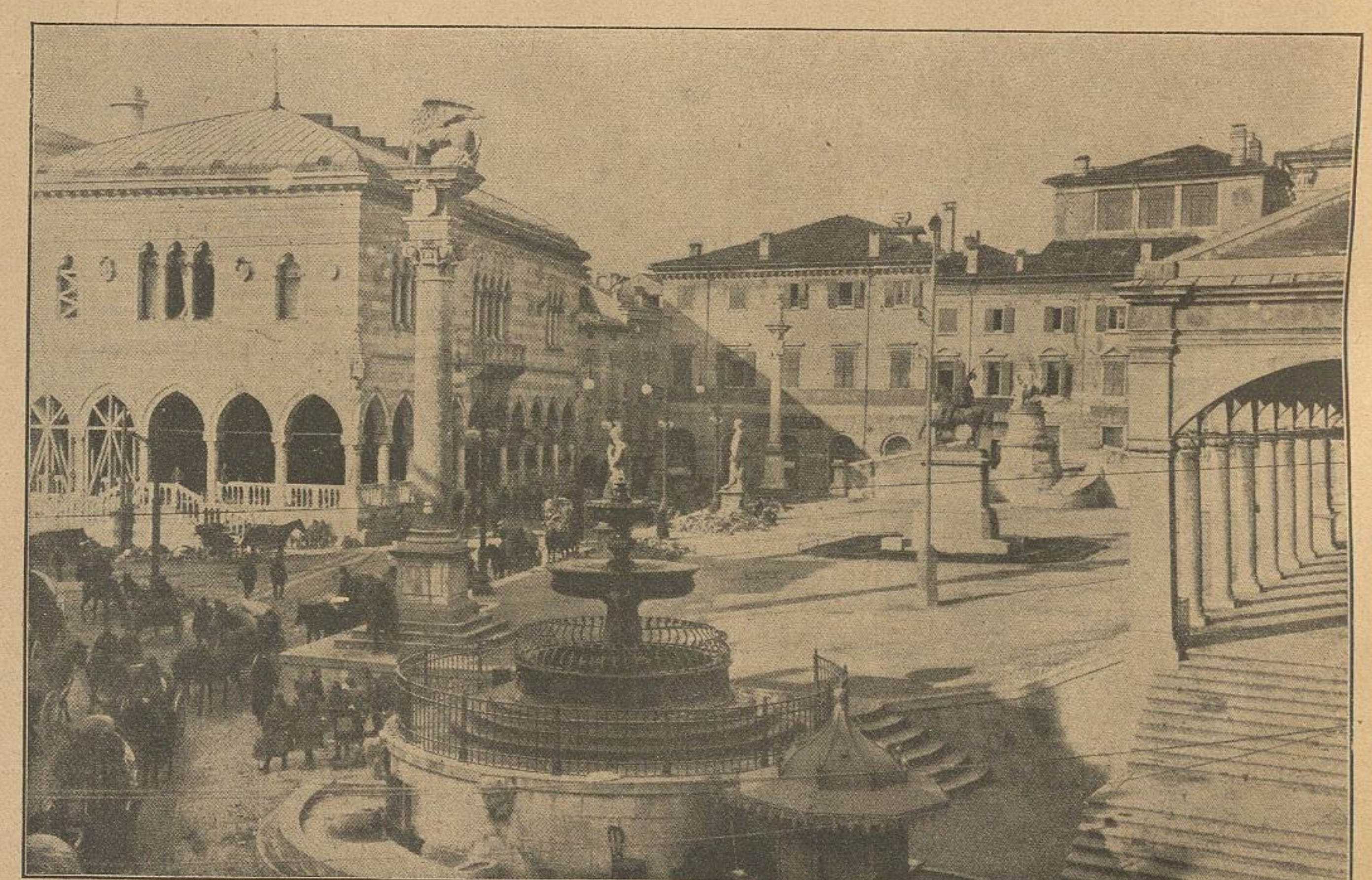
Die Reste der von den Italienern gesprengten „Teufelsbrücke" über den Natisone. (Vergleiche die Abbildung auf Seite 186 oben.) Aufnahme des Bild- und Filmamts.

es ist das Hochland der Sieben Gemeinden mit der Panzerfestung Asiago und die Gebirgszüge zwischen mittlerer Brenta und Piave.

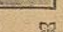
Die Italiener selbst rechnen folgendermaßen: Die Piave-Linie vom Meere bis zu den Bergen von Conegliano am linken und Asolo am rechten Ufer des Flusses sei etwa 50 Kilometer lang; sie würde von der dritten, vierten und sechsten italienischen Armee, d. h. von etwa 500 000 Mann Italienern, außerdem aber von den Hilfstruppen der Engländer und Franzosen verteidigt. An der fast ebenso langen Linie am Ausgang des Trentino, d. h. vom Gardasee bis zur Piave, ständen die erste und fünfte Armee mit auch noch 300 000 Mann. Diese gewaltigen Heere würden genügen, den Einbruch der Verbündeten endgültig zum Stehen zu bringen. Nun, man wird ja sehen. Es ist aber gewiß von Interesse, wenn wir feststellen, daß die Heere von Deutschland und Österreich-Ungarn in wenigen Wochen bis zum Piavefluß 12 200 Geviertkilometer erobert haben und bei Asiago auch noch 300 Geviertkilometer, d. h. ein Gebiet fast von der Größe des Königreichs Sachsen. Damit können wir wirklich zufrieden sein.

Die neue Front gegen Italien.

In der Schweiz und anderswo regen sich die Bildungsphilister auf: die Mittelmächte müßten verhindert werden, die italienischen Kunstdenkmäler zu zerstören. Das ist ganz überflüssig, denn im deutschen und im österreichisch-ungarischen Heere ist jeder Offizier bestrebt, alle aus dem Altertum stammenden Bauwerke zu schonen, soviel es nur irgend das traurige Muß des Krieges zuläßt, und wenn ja eine Kugel ein interessantes Überbleibsel aus der Zeit der Römer trifft, so bedauert das niemand mehr als wir. Aber wer die Altertümer gefährdet, das sind die in wilder Flucht zurückflutenden italienischen Soldaten, bei denen die Manneszucht zum Teil bedenklich ins Wanken geraten war, und sind die italienischen Heerführer, die sich keinen Augenblick besinnen, ein berühmtes Bauwerk aus Römertagen zu vernichten, wenn dies ihnen Erfolg verspricht. In der vorigen Nummer zeigten wir im Bilde die „Teufelsbrücke“ über den Natisone, eine vortrefflich erhaltene antike Steinbrücke, die in zwei hochgeschwungenen Bogen den Fluß überquerte. Dies Bauwerk, das 2000 Jahre der Zeit getrotzt hatte, steht nicht mehr. Die Italiener haben es gesprengt, um den Vormarsch der verbündeten Heere aufzuhalten. Das Opfer war natürlich vergeblich, denn unsere siegreichen Truppen wußten den Fluß auch auf anderem Wege zu bezwingen. Und wie die fliehenden Italiener gehaust haben, dafür ist ein trauriges Beispiel die Stadt Udine. Als das geschlagene italienische Heer durch den Ort zurückflutete, aus dem kurz vorher die Einwohner z. T. gewaltsam fortgeführt worden waren, da haben Tausende der „Katzelmacher“, wie unsere österreichischen Freunde die Welschen nennen, aus den leer stehenden Wohnungen mitgehen heißen, was sie an wertvollem erwischen konnten. Schlimmer wurde es freilich noch, als die letzten italienischen Soldaten aus der Stadt heraus waren, denn da benutzte die Hefe der Bevölkerung die Zeit, bis unsere Truppen einzogen, um zu stehlen, was ihnen gefiel. Geradezu sinnlos haben sie gehaust. Läden und Wohnungen waren erbrochen und ganze Berge von Waren, Möbeln und Kleidungsstücken auf die Straße geworfen. Erst seitdem unsere Truppen einmarschiert waren, sind die Denkmäler alter Zeit und ist das Eigentum wieder sicher. v. M.



Vor der deutschen Kommandantur auf dem Viktor Emanuel-Platz in Udine. Aufnahme des Bild- und Filmamts.







Deutsche Artillerie im Vormarsch. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

## Deutscher Handelsschiffbau im Kriege.

Der deutsche Schiffbau hat im letzten Jahrhundert auf und ab eine fast stürmische Entwicklung gehabt. In der Zeit der Holzschiffe hatten sich an vielen Orten unseres Vaterlandes Werften entwickelt, die durchaus leistungsfähig waren, wenn sie sich auch meist wohl auf den Bau kleinerer Schiffe beschränkten. Diese blühenden Industrien brachen aber mit einem Schlage zusammen, als die Technik zum Bau eiserner Schiffe überging. Denn wir konnten damals in Deutschland nicht den für den Schiffbau unumgänglich nötigen hochwertigen Stahl herstellen, wie ihn die englische Industrie erzielte, und auch die englischen Maschinenfabriken waren den unsrigen in jeder Weise überlegen. Aber alles dies gehört heute der Vergangenheit an. Der Wille zur Macht, der auch unsere Ingenieure beseelt, hat es in zwei Menschenaltern zu Wege gebracht, daß der deutsche Stahl jetzt dem englischen nicht nur ebenbürtig, sondern vielfach überlegen ist und daß die deutschen Maschinen in Genauigkeit der Arbeit und Brauchbarkeit vor den englischen den Vorzug verdienen.

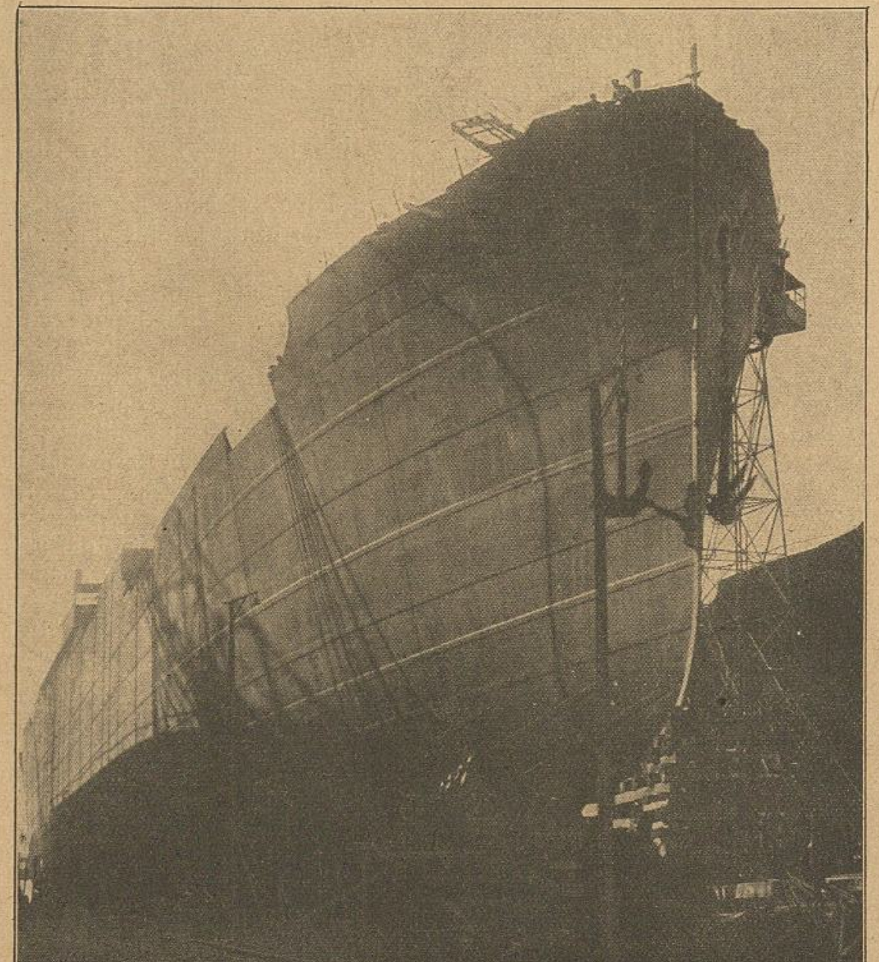
Wir haben jetzt in Deutschland etwa 40 Werften, die mit einem Kapital von 200 Millionen arbeiten und gegen 100 000 Arbeiter beschäftigen; rund 250 Bauhellinge stehen ihnen zur Verfügung, jene riesengroßen Hallen aus Stahlbalken, innerhalb derer die Schiffe aus den einzelnen Werkteilen zusammengesetzt werden. Und von diesen Hellingen steht jetzt im vierten Kriegsjahre keine einzige leer.

Der erste Schritt auf dem Wege zum Aufstieg war es, als im Jahre 1874 der Marineminister von Stosch die Neubauten von Kriegsschiffen an deutsche Werften vergab. Vom Jahre 1882 an machten sich dann auch die deutschen Reedereien im Bau von Handelsschiffen mehr und mehr vom Auslande unabhängig. Damals bestellte die jetzige Hamburg-Amerika-Linie die Postdampfer „Rugia“ beim Vulkan in Stettin und die „Rhätia“ bei der Reiherstieg-Schiffswerft in Hamburg, und der Norddeutsche Lloyd in Bremen gab dem Vulkan die sechs vom deutschen Reiche „subventionierten“ Reichspostdampfer für die ostasiatische Fahrt in Bau.

Es ist im höchsten Grade interessant, wie einer der großen Riesendampfer, der bestimmt ist, den Ozean zu durchqueren, entsteht. In den ungeheueren Hallen der Bauhellinge wird zunächst „der Kiel gestreckt“, wie die Schiffbauer sich ausdrücken, und an ihn werden dann die in den Werkstätten soweit wie irgend möglich vorgearbeiteten Bauteile, die im Wesentlichen aus Stahlplatten bestehen, zusammengebaut.

In der Helling bleibt das Schiff, bis etwa die Hälfte oder zweidrittel aller Eisen- und Stahlarbeiten eingebaut sind. Dann werden die Verankerungen gelockert, und auf der schiefen Ebene, die mit grüner Seife eingeschmiert ist, gleitet der jetzt schon viele tausend Zentner schwere Koloß ins Wasser, um dort fertig gemacht zu werden. Dies ist der Stapellauf des Schiffes, dem alle Beteiligten immer mit großer Spannung beiwohnen, da er nicht immer ungefährlich ist.

Unser Bild zeigt einen im Bau befindlichen mächtigen Frachtdampfer, der für die Hamburg-Amerika-Linie beim Bremer Vulkan in Vegesack gebaut wird und kürzlich von Stapel lief. „Rheinland“ ist der Name des stolzen Schiffes. Mit 16 000 Tonnen Tragfähigkeit ist er der größte Dampfer der deutschen Flotte, der ausschließlich dem Frachtgeschäft dient. Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der lange zurückgehaltenen Lebenskraft der deutschen Reedereien, daß ein so gewaltiges Schiff während des Krieges gebaut werden konnte. Möchten bald zahlreiche andere Schiffe folgen!



Stapellauf des für die Hamburg-Amerika-Linie erbauten Frachtdampfers „Rheinland“ beim Bremer Vulkan in Vegesack.

# Imago. Von M. E. delle Grazie. (Schluß.)

Als sie in der frühen Dämmerung des Herbstabends an dem Dienerzimmer vorüberkam, das einen Austritt in den Garten hatte, fiel es ihr auf, daß der Bursch, der den Mägden eben mit großer Wichtigkeit etwas erzählt hatte, plötzlich die Stimme sinken ließ und verstummte. Er mußte durch die offene Tür ihre Schritte gehört haben oder das leise Geraschel, mit dem ihr Kleid an den welken Blättern der Weinlaube vorüberstrich. Und nun sah er befangen vor sich nieder. Den Mägden aber stand noch immer der Mund offen über das, was sie gehört. Und die Köchin strich wie fröstelnd über ihre nackten, mageren Arme.

„Nun, Basyl," munterte sie den Diener auf. „Warum erzählen Sie nicht weiter? Oder soll bloß ich es nicht hören?"

Er sprang empor, beide Arme an den Seiten, stramm und frisch, wie es seine Art war. Dann grinste er: „Die Frau Hauptmann würden doch nur lachen —"

„Dann um so lieber!" meinte sie.

Er starrte noch immer befangen zu den Mägden hinüber.

Da nahm die jüngere das Wort: „Vom Träumen haben wir gesprochen —"

Sie hob den Kopf und horchte auf. „Und was hat Ihnen denn geträumt, Basyl?"

„Mir nicht, bitte," gab der Bursche gehorsam zurück. „Aber ich hab' ja heute Ausgang gehabt, wie die Gnädige wissen, und da hab' ich die Witwe vom Greuter besucht, der doch mit uns im Feld gestanden ist. Da drunten, in Serbien. Und die hat mir erzählt —"

Er stockte und sah aufs neue halb verlegen, halb unschlüssig um sich . . .

„Ich werde gewiß nicht lachen, Basyl!" sagte sie mit einem versonnenen Blick in den zuckenden Schein des Herdfeuers, das durch die offene Küchentür in die Stube hineinleuchtete.

„Also, die hat mir erzählt," sprach er, und seine Stimme, die sonst so feste und sichere Stimme des Soldaten, nahm mit einem Male fast einen anderen Klang an — „daß ihr in derselben Nacht, in der der Johann gefallen ist, so merkwürdig und gruselig von ihm geträumt hat. Als wenn er plötzlich von draußen hereingekommen wär' — mit einem ganz wilden Bart. Und sich zu ihr und den vier Kleinen, die sie haben, an den Tisch gesetzt hätt' — so mir nichts, dir nichts! Und ohne ein Wort zu sagen . . . Sie wären gerade beim Essen gewesen, und da hätt' sie ihm die Schüssel hingeschoben, wie sonst: ‚Iß doch, Vater.'

Aber er hätt' bloß den Kopf geschüttelt. ‚Das ist jetzt nichts mehr für mich!'

‚Ja, was möcht'st du denn?' hat die Greuterin drauf gefragt.

Und da wär' er rechts und links in seine Taschen gefahren und hätt' zwei Hände voll Erde daraus hervorgeholt und zwischen sich und sie gelegt — mitten auf den Tisch! — Darüber ist sie mit einem Schrei aus dem Schlaf aufgefahren und ihre Kinder haben zu weinen angefangen — alle vier zugleich. Und da hat sie gewußt, daß er in dieser Nacht gestorben sein muß. Und hat sich's von niemand mehr ausreden lassen."

„Es hätte auch anders kommen können!" sprach die junge Frau laut und fest in das gruselnde Schweigen der anderen hinein. „Glauben Sie nicht?"

Aber die alte Magd schüttelte leise das Haupt. „Wenn einem einmal so träumt, gnädige Frau?!"

„Aberglaube!" sprach sie noch lauter. „Oder — oder Zufall!"

Und doch fühlte sie, daß ihre Stimme um nichts fester war als der Ruf, mit dem ein geängstigtes Kind in ein schreckendes Dunkel hineinschreit . . .

⁂



„Was das Räupchen jetzt wohl machen wird?" fragte sie, als sie einige Tage später mit dem Gatten an dem Fenster stand, in dessen Spalt sich das Tierchen verkrochen.

Er sah hin und ihr schien, als würde er ganz merkwürdig ernst. Doch sein Mund lächelte. „Was soll es machen? Schlafen, ruhen — in dumpfer Bewußtlosigkeit einem neuen Leben entgegenwerden."

„Glaubst du, daß es etwas ahnt davon?"

„Wer könnte das sagen?" meinte er achselzuckend. „Nicht einmal das Tier selbst! Denn wenn es wieder zu sich kommt, ist es ein anderes Geschöpf, das anderen Lebensbedingungen folgt. Die Raupe, die du kriechen sahest, kommt als fertiger Schmetterling aus einer Larve, die kaum mehr ist, als ein bewegliches Unding."

„Und das geht so weiter" — sann sie laut.

Er mußte lächeln. „Ganz wie mit uns! Die wir von unserem Leben vor der Geburt gerade so wenig wissen, als von unserem Dasein nach dem Tode. Und von dem, was wir hier unser Leben nennen." Und der Blick, mit dem er in den klaren Mittag hineinsah, wurde weit und tief. „Ja — was wissen wir denn eigentlich davon?"

„Alles, was wir fühlen," sprach sie. „Ist das nicht genug?"

Er zog die Stirne hoch. „Und wenn das wieder nur ein Leben wäre, das sich auch in uns verpuppt, um über uns wieder weiter hinauszuschreiten — irgendeiner anderen Form zu? Von der wir kaum mehr ahnen, als das Tierchen da drinnen?"

„Findest du nicht, daß das todtraurig ist?" forschte sie leise. „Denn mehr als das Räupchen wissen wir doch von uns!"

Da nahm er ihre beiden Hände und sah ihr ins Auge, lange, lange. Und dann sprach er fest: „Aber darum können wir doch nicht mehr tun, als das Tierchen."

„Was —?" hauchte sie leise zurück.

„Uns ergeben!"

Und sie fühlte, daß es wie ein Schauer von ihm zu ihr herüberwehte und der ganze klare Mittag nicht hell genug war, das Dunkel zu erleuchten, in dem ihre Seelen sich dem Schicksal entgegentasteten . . .

⁂

Und dann kam der Tag, da sie ihn wieder an die große Sache des Vaterlandes hingeben mußte; ihn in das Dunkle, Ungewisse hinausziehen lassen, das jeden Augenblick der Tod sein konnte oder eine unendliche Qual.

Der Wagen, der ihn davontragen sollte, fuhr vor und wurde von Basyl mit den zwei kleinen Köfferchen beladen, die Herr und Diener mitnehmen durften. Säbel und Riemzeug glänzten. Die juchtene Tasche, in die sie selbst die letzten Leckerbissen verpackt, die er von daheim mitnahm, stand schon auf dem Sitz. Nur einsteigen mußte er noch, und wenn dann der Wagen dort um die Ecke bog, wo der alte Nußbaum so blank und friedlich in der Sonne stand, als gäb' es nun weitum nichts, als bunte Farben und reife Früchte und die geruhsamen Träume des Herbstes — dann hatte sie ihn vielleicht zum letzten Male gesehen. Zum letztenmal —!

Und sie durfte doch nicht aufschreien, wie sie da in seinen Armen lag — sie, die Soldatenfrau! Er hätte sich vor seinem Burschen geschämt, sie wußte es. Vor diesem rotbäckigen, prächtigen Kerl, für den auch der Krieg nicht mehr war, als eine selbstverständliche Angelegenheit des Lebens. Und der Tod ein Dunkel, in das man frischweg hinein mußte, wann es einem bestimmt. Und wieder kam ihr das Räupchen in den Sinn, einen kurzen, flüchtigen Augenblick lang. Und das Wort, das der Geliebte ihr als aller Weisheit Schluß genannt.



Ergebung!

Doch es war stärker als sie und was sie nicht hinausschreien konnte, krampfte ihr das Herz zusammen, daß sie wie schwindelnd in seinen Armen lag, totenblaß, tränenüberströmt, keines Wortes mächtig, wie ein Kind, das einen tiefen Fall getan.

Da ließ er sie selbst aus den Armen. „Es ist höchste Zeit — ich muß!"

Und er sprang in den Wagen.

„Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben, Basyl!" schluchzte sie dem Diener zu.

„Die Frau Hauptmann können sich verlassen!"

Er hatte geschworen, in jeder Weise auf seinen Herrn zu achten. Ihn verwundet oder tot dem Feinde zu entreißen.

„Kind du!" Ihr Mann lächelte mit nassem Aug'



⁂ Schwere 15 cm-Feldhaubitze auf dem Wege zur Front. Aufnahme von A. Grohs. ⁂

noch einmal auf sie nieder. Dann sahn sich die beiden Soldaten an: „Acht geben — da draußen!"

Aber freilich, was wußte ein Weib vom Kriege?

Und mit diesem Blick glitt es wie ein Visier über die braunen Züge der beiden Soldaten — daß ihre Augen starr wurden und ihr Lächeln so fremd und hart, wie sie es da draußen brauchten.

Mit diesen Blicken fuhren sie fort . . .

Den Gärten entlang — um die Ecke herum, wo der alte Nußbaum stand —

Dann war sie allein!

⁂

‚Was fürcht' ich denn?' dachte sie immer wieder. ‚Nichts, gar nichts, was sich voraussagen ließe! Oder alles, was ich schon einmal gefürchtet habe und was doch nicht geschehen ist!'

Und die langen, sonnigen Wochen, die sie mit dem Verwundeten verlebt, traten wieder vor ihre Seele und machten sie in der Erinnerung noch einmal glücklich, daß sie wenigstens über die ersten Tage hinwegkam und in stiller Versonnenheit im Hause waltete; verträumt und leis aufseufzend durch die blanken Stuben ging, in denen alles stand, wie es immer gestanden, alles war, wie es seit nahezu hundert Jahren gewesen, die Schränke, die Bilder, die Stühle und die Uhren. Lauter behäbige, durch und durch respektable Dinge, denen man von der Wirrsal dieser Tage so wenig anmerkte, daß es selbst ihrer Herrin zuweilen schien, als wäre das ganze Chaos da draußen nur ein einziger schwerer Traum.

So sicher durfte man sich fühlen hier — weit, weit hinter der Front! Die Dinge, die Menschen und die Natur, die draußen in Feldern und Gärten ihr letztes gab.

Aber Tausende und Tausende kämpften und litten und bluteten und fielen für diese Geborgenheit, und langsam begann auch aus ihr ein Strom von Tränen emporzuquellen, wie der Tod sich mit jedem Herzen da draußen auch eines griff, das in Angst und Sehnsucht da hinten geschlagen und gehofft hatte!

Daß selbst die Stille ihr zuweilen wie ein einziges, grausiges Warten des formlosen Gespenstes schien und sie mit einem wehen Schrei in den Garten hinausflüchtete . . .

Zwischen den Beeten, auf denen die letzten Blumen welkten und froren, schlich sie dann ruhelos umher, immer mit dem Blick über das Gitter nach der Straße, auf der um diese Zeit der Briefbote daherkam, der die ersten Feldpostkarten aus „Norden" brachte. —

Und dann kam wieder für einige Tage der stille Friede des Hoffens über sie, die Sicherheit, daß der Gott, zu dem ihre Liebe betete, ihn nicht verlassen werde.

Und noch einen Trost — einen ganz wunderlichen, zog sie sich langsam groß: Sie hatte keine ängstigenden Träume, trotz aller Angst des Tages! Fast wie ein Zeichen des Himmels erschien ihr das zuletzt, daß sie,

die so viele Stunden nur an den Tod dachte, nachts immer so süß und schön träumte. Blühende Wiesen sah und Quellen, die eben erst ans Licht sprangen, oder eine Landschaft, die wie in einem blauen Märchenfrieden vor ihr lag und weit, weit in eine Welt hineinführte, in der alles besser und schöner und gütiger war.

„Das ist sehr gut, daß die Gnädige so schöne Träume hat!“ meinte die alte Agne, unter deren Hut sie aufgewachsen, wenn die junge Frau ihr des Morgens davon erzählte.

Von jenem Traume freilich, der sie einmal so tief beglückt und zugleich geängstigt hätte, schwieg sie noch immer. Wie sie dem Gatten bis zuletzt davon geschwiegen. So oft eine heimliche Angst sie auch verleiten wollte, ihm davon zu erzählen. Und zuletzt schien es ihr, als wär' es vielleicht überhaupt das beste, diesen seltsamen Traum ganz und gar zu vergessen, und ihn so tief in die stillen Brunnen der Seele hinabsinken zu lassen, daß er auch für ihr eigenes Erinnern verschwand . . .

So kam langsam der Winter heran.

Die alte Agne aber hatte, wenn sie in der Küche von ihrer Gnädigen sprach, nun immer ein ganz eigenes Lächeln um den zahnlosen Mund . . .

⌘ ⌘ ⌘

An einem frostklaren Dezembertag geschah es zum ersten Male, daß sie mitten in der Stube zusammenbrach und mit einem leise gurgelnden Schrei rechts und links um sich griff, als fürchtete sie, ins Bodenlose zu sinken.

Die Jungfer, die gerade zugegen war, stützte sie mit Kissen und Decken im Nacken und lief dann spornstreichs in die Küche, um Agne zu holen. Als hätte sie dergleichen noch niemals erlebt. Obwohl sie schon seit Jahren ihr Kleines „in Pflege“ hatte. Aber niemand wußte hier noch davon. Drum war es gut, die alte Agne das erste Wort sprechen zu lassen.

Die kam und sah und wußte sofort Bescheid. Und wie sie vor genau einundzwanzig Jahren die Mutter ihrer jungen Herrin in demselben Fall zum letzten Male mit Essig und Lavendelsalz eingerieben und dann, Schritt für Schritt, die Erwachende nach der großgeblumten Bergère in die Fensternische geführt hatte, so tat sie es auch diesmal. Und dann pflanzte sie sich vor dem jungen Weibe auf und sagte mit ihrem breiten Lachen dasselbe, was sie vor genau einundzwanzig Jahren zum letzten Male gesagt hatte: „Da wird aber der gnädige Herr eine Freude haben!“

Worauf sie die Vorhänge zusammenzog, damit die Sonne nicht weh täte und stolzen Schrittes in die Küche trabte, um eine besonders kräftige Suppe zu kochen.

Das junge Weib aber lag da und wußte nicht, ob es weinen oder lachen sollte. Und eine unsägliche Müdigkeit kroch über sie und eine Wehmut, die sie immer rätselhafter zu umschatten begann.

⌘ ⌘ ⌘

In der Nacht, die diesem Tage folgte, fuhr sie plötzlich aus einem unruhigen Schlummer empor und griff sich wie in einem jähen Besinnen an die Stirne. Sie hatte nicht geträumt. Aber klar und deutlich stand mit einem Male wieder der Traum vor ihr, der sie in jener Liebesnacht zuerst mit einer so wundersamen Seligkeit erfüllt und dann mit einer Angst, die während der ersten Tage wie ein dunkler Falter vor ihr hergeflattert war. Bis ihr Wille auch die letzte Erinnerung daran fest und herrisch von sich gewiesen. Wie man es wohl auch mit einer Sache hält, die an sich nicht bedeutend genug ist, ihr lange nachzuhängen und doch auch wieder zu geheimnisvoll, um ohne Grauen daran herumzufingern. Woran sie sich damals aber fast krank und müde gedacht hatte, ohne in das fast Unirdische des Bildes einen natürlichen Sinn bringen zu können, das stand nun plötzlich in klarer und erschreckender Deutlichkeit vor ihr. Daß sie mit einem Male wußte: der Engel, den ich in diesem Traum gesehen, war das neue Leben, das ich in jener Nacht empfangen! Und wie Gott mir dieses Leben gezeigt hat, ehe denn es ward, so hat er mich auch zugleich den Tod des Liebsten ahnen lassen! — Denn nur der Tod konnte sich in der dunklen Wolke verhüllt haben, die ihn vor ihr entrückt. Oder sonst ein entsetzliches Verhängnis, das nun kommen mußte. Nun auch das neue Leben in ihr langsam wuchs und wurde . . .

Und eine lähmende Angst kroch plötzlich an ihr empor; eiskalt wie ein Reptil, den stieren Basiliskenblick fest und höhnisch mitten in ihre Seele hineingerichtet: ‚Wehr' dich erst nicht, es ist umsonst! Und was du auch tun magst, es wird geschehen. So und nicht anders, als es da droben geschrieben steht.‘

Sie sprang auf, machte Licht und begann in der nachtstillen Stube hin- und herzueilen, ratlos, hilflos, immer wieder seinen Namen rufend. Bis sie sich in einem neuen Grauen entsann, daß sie schon einmal dasselbe getan — in eben jenem Traume! Und die dunkle Wolke, die ihn damals entrückt hatte, sie stand schon vor ihr und mitten zwischen ihnen: die Fernen, in die sie vergeblich nach ihm schrie — das lauernde, finstere Ungeheure, das wie ein Polyp vielleicht gerade jetzt nach ihm die eiskalten Arme streckte . . . der Tod!

„Ich komm' dir nach, wenn du fällst!“ schrie sie in das eherne Schweigen der Mitternacht hinein.

Das Kind, das über den Tod des Vaters kam, sollte auch keine Mutter haben!

Sie verabscheute es. Von dieser selben Nacht an.

⌘ ⌘ ⌘

Der nächste Tag aber brachte ihr wieder einen Brief von ihm — einen langen, süßen, funkelnd von Lebensmut und fröhlicher Siegeszuversicht. Und er stand doch im Norden! Hoch droben auf einem vereisten Karpathengipfel, und die Zahl der Feinde war noch immer „dicht wie die Schneeflocken“, wie er schrieb. „Und der Winter da droben selbst ein Russe: brutal, tückisch, unberechenbar.“ Aber sie wichen nicht! Deutsche, Österreicher und Ungarn standen Schulter an Schulter dort droben und wehrten wie eine eiserne Mauer den Wogenprall der sarmatischen Barbarei ab. Und wenn sie heute einige Fußbreit freigeben mußten, warfen sie den Feind am nächsten Tag wieder ins eigene Blut zurück. „Du ahnst nicht, wie das stählt,“ jubelte er. „Zu sehen, wie Gott selbst mit uns ist! Seine geheimnisvolle Kraft in jedem von uns wirkt — und aufrechthält in einem Frost, der die Knochen zu zerbeißen scheint und seine Kristalle an Wimpern und Lippen und Nase hängt, wie in der Hölle Dantes. Aber immer wieder färben wir seinen Hermelin mit dem Blute des Feindes — stellen ihm Fallen, in die er wie ein richtiger Bär hineintappt — halten seine Überzahl oft mit einem Häuflein auf, so klein, daß man es Wahnsinn nennen müßte, wenn man nicht zufällig wüßte, daß jeder, aber auch jeder dieser wenigen ein Held ist! Vielleicht entsinnst du dich noch, wie herzlich ich einmal, bei aller Ehrfurcht vor der Bibel, über die Einnahme Jerichos gelacht habe? Ich könnte es nicht mehr. Dieser Kampf hier oben hat mich auch daran glauben gelehrt!“ Und dann sprach er von seiner Liebe und seiner Sehnsucht, die jeden Abend über die vereisten Höhen zu ihr flögen. Und daß sie selbst aus diesem langen Briefe schließen müsse, wie gut es ihnen trotz alledem da droben gehe. Obwohl er auf einem Betschemel schreibe, den sie einem Wallfahrtskirchlein entragen, in dem der Feind, vielleicht schon in Friedenszeiten, mit Hilfe verräterischer Popen ein schweres Geschütz aufgestellt. „Aber die Honveds haben dem russischen Herrgott bald das Donnern verleidet,“ schloß er voll Übermut. —

Sie hatte sich also wieder umsonst geängstigt, umsonst gequält und das werdende Leben mit! Der Geliebte lebte noch, war gesund, fröhlich, siegesgewiß. Zeile





um Zeile leuchtete von einem Humor und einer Zuversicht, die sie daheim von Tag zu Tag mehr an ihm vermißt hatte. Immer ernster und zaghafter war er im sicheren Frieden des Heims geworden. Nun wuchs ihm die Seele da draußen über alles empor, daß es wie ein stählernes Lachen zu ihr herüberklang aus Nacht und Frost und Graus und Tod. —

‚Wie schmählich wär' es, wenn ich ihm darin nicht nachkäme!‘ dachte sie. ‚Hier, mitten in einem Winter, der ein einziger, molliger Friede ist. Und nichts, als ein weicher Schimmer von Haus zu Haus.‘ Und wie da draußen eben jetzt die Flocken niederfielen . . . weich, silbern, als schüttelten Seraphe die Federchen von den weißen Schwingen — diese heilige Stille, die der Heldenmut der Tapferen da draußen uns sicherte!

Fast schämte sie sich ihres Bangens. Und sie setzte sich hin und schrieb ihm einen langen, langen Brief, voll Liebe und Sehnsucht und Stolz. Nur — von dem Segen, der ihm daheim geworden, schrieb sie nichts! So oft sie auch dazu ansetzte und immer wieder der Worte der alten Agne dabei gedachte: „Da wird der gnädige Herr aber eine Freude haben!“

Nicht ein Wort wollte ihr in die Feder kommen, davon. Und zuletzt begann selbst ihre Hand zu beben — leise, scheu, in einer Art abergläubischen Widerwillens. Bis sie fühlte und wußte: es ist doch noch immer jener Traum — noch immer! Und ich bin die letzte, die auch nur mit einem Worte helfen darf, daß er noch weiter Gestalt annehme. Aus der Wolke, die den Geliebten von ihr hinweggenommen, war das Kind getreten. Wie konnte sie ihm da von diesem Kinde reden? Ebensogut hätte sie ihn an den eigenen Tod erinnern können!

Nein, sie liebte es nicht, dieses Kind und würde es nie lieben können — dieses Kind, das aus dem Dunkel gekommen war, in das sie noch immer nicht hineinsah und davor ihr graute und grauen würde, bis er wieder heil und lachend vor ihr stand!

Bis dahin wollte sie leben, als ob sein Tod auch der ihre sein könnte — jeden Tag und jede Stunde . . .

⌘ ⌘ ⌘

Aber Wochen vergingen — Monate. Und er lebte — lebte immer neuen Siegen entgegen, berichtete von Kämpfen und einem Ausharren, das schon etwas Legendenhaftes hatte, in seiner heroischen Größe und schlichten Selbstverständlichkeit. Wohl brannte der Fall Przemysls auch ihm wie eine offene Wunde am Herzen. Seine Briefe ließen es merken. Aber wie der Frühling nun Tag um Tag näher kam — mit seinen kürzeren Nächten und dem sonnigen Geleucht seiner Tage — da blühte auch langsam etwas aus seinen Worten hervor, das wie die Hoffnung auf ein glorreiches Aufleuchten der goldenen Kaiseraare war — hoch droben in den Karpathen, und tief unten, wo die breiten Ströme Galiziens dahinrauschten. Er sprach es nicht ganz aus. — Durfte vielleicht nicht, oder ahnte bloß mehr, als er selbst schon wußte. Wie alle Welt ja wieder zu ahnen begann und zu hoffen, nach all dem Kampf, nach all dem Dunkel. Aber es leuchtete aus jedem Wort, quoll aus jeder Zeile, glitt wie ein sonniger Widerschein auch in ihre bangende Seele hinüber. Bis sie eines Tages auch das letzte Grauen von sich schüttelte und ihrem sieggewissen Helden mit den ersten Veilchen ihres Gartens auch die erste Kunde von der jungen Knospe ihrer Liebe schickte, die daheim dem Frühling entgegenblühte. Demselben Frühling, der ihnen im Norden den großen Sieg und der Menschheit vielleicht den Frieden bringen sollte.

„Darum soll das Kleine auch Siegfried heißen, wenn es ein Junge wird,“ schrieb sie mit zitternder Hand noch in einem Postskript darunter. Und dabei war ihr, als hätte sie dem Kind erst jetzt mit Liebe und Willen das warme Plätzchen in ihrem Schoß gegeben.

⌘ ⌘ ⌘

Auf einer rasch bekritzelten Feldkarte kam ihr nach zwei Wochen sein Jubel und Dank zu. Und dann kam lange, lange nichts . . . Obwohl der April schon langsam seinem Ende entgegenging und die ganze Welt nur mehr ein einziges, atemloses Aufhorchen war — dem Großen entgegen, das sich, noch in tiefstes Schweigen gehüllt, auf den blutigen Gefilden fern im Norden vorbereitete: des Sieges Geburt!

⌘ ⌘ ⌘

‚Er wird jetzt nicht schreiben dürfen,‘ dachte sie in den schlaflosen Nächten, die nun wieder wie dunkle Wolken über ihr hingen. ‚Oder nicht können; in dem raschen Vordrängen, in dem des Kaisers Truppen nun wie Lawinen von den Bergen auf den Feind niederbrachen.‘

Warum sollte es ihn gerade jetzt ereilen? Wo der Feind ihnen immer öfter den Rücken zeigte — bald nur mehr wie ein einziges Chaos zurückfluten mußte?

Nein, gewiß! Sie quälte sich wieder umsonst. Sich und das Kleine, das sich schon so munter und lebensbewußt zuweilen in ihrem Schoße regte. Daß es wie ein schüchternes und doch fröhliches Entfalten junger Flügel war in dem Dunkel, das es noch umhüllte. Dem Licht entgegen, dem Leben, um es mit dem ersten Schrei zu begrüßen!

Wie bald schon?



⌘ Eine Pionierkolonne führt Pontons heran. Aufnahme von A. Grohs. ⌘

Ja, wenn die Rosen blühten, mußte es dasein —
Vielleicht zugleich mit dem Siege.

Und daß der Basyl auch nicht schrieb, obwohl er, seinem Versprechen getreu, hinter dem Rücken seines Hauptmannes auch seine „Wohlbefundsberichte“ gesandt hatte, war ihr jetzt nur eine Beruhigung mehr. Es war nicht so leicht anzunehmen, daß beiden zugleich etwas geschehen sei.

✠ ✠ ✠

Die Pfirsichbäumchen an den Spalieren hatten längst abgeblüht. Schon stäubte der Schnee der Kirschblüten über die grünenden Gartenbeete. Die Apfelbäume aber standen voll dicker, rosiger Knospen. Und um den pausbäckigen Barockamor blühten die ersten Vergißmeinnicht auf und die dunklen Violen, die er immer so geliebt hatte . . .

Sie war eben aus dem Garten hereingekommen und hatte sich, etwas müde, an das Tischchen gesetzt, an dem sie so viele Dämmerstunden mit dem jungen Gatten verplaudert und erst gestern wieder ein beflügeltes Kärtchen an ihn geschrieben, warum er so lange schweige?

Da war ihr, als höre sie aus dem Erdgeschoß erst die gedämpfte Stimme eines Mannes, dann einen lauten Ruf der alten Agne, der fast wie ein Schrei klang.

Plötzlich war ihr, als schlürfe ein leiser Schritt an ihre Tür heran, hinter dem die alten Dielen des Vorsaals noch von einem andern knarrten, einem schweren, fremden, der aber auch nur langsam herankam . . .

Und da schlug ihr auch schon die Angst wie eine einzige kalte Welle ans Herz empor und noch eine Empfindung — die ein innerstes Erschauern der Seele war, daß ihr ein jähes Frösteln über den Leib lief, den Rücken empor bis über die Haut unter ihren Haaren . . . Ein Grauen, das sie noch nie empfunden. Oder doch — ja — einmal: Damals, in jenem Traume!

Und sie stürzte zur Tür, riß sie auf. So rasch, daß der alten Agne alle Worte, mit denen sie ihre Herrin schonend vorbereiten wollte, in der Kehle stecken blieben. Und der Husar, der ihr statt des Basyl den Säbel und die Uhr des toten Gatten zu überbringen hatte, nicht mehr Zeit fand, auch nur einen Schritt zurückzuweichen; sondern blaß dastand und meinte, daß er niemals in den brechenden Augen seiner Kameraden ein solches Herzeleid gesehen, wie im Antlitz dieses jungen Weibes.

Und mit dem Blick nach der Uhr, die an seinem Herzen stille gestanden — und nach der Waffe, die ihm der Tod aus der Hand gewunden, glitt sie mitten in die Arme der alten Agne hinein.

✠ ✠ ✠

„Du kannst den Mann jetzt hereinlassen, Agne,“ sagte sie, als der Schreck seine Bande zu lösen begann.

Die Alte zauderte eine Weile. „Sie haben noch nicht eine Träne weinen können! Zittern am ganzen Leib.“

„Ich will wissen, wie er gestorben ist, Agne!“

„Wie wollen Sie es ertragen? Sie und das Kind?“

Sie erhob sich, schritt wie in gespenstischer Fassung selbst nach der Tür . . .

„Und wenn ich es schon längst gewußt hätte? Und noch eh' dieses Kind war, Agne? Wenn auch ich es — geträumt hätte?“ Ihre Stimme zitterte wie ihr Leib.

Und dann hörten sie es.

Ein Stirnschuß war es gewesen! Mitten in die rechte Schläfe hinein und glatt durch. Kaum einige Tropfen Blutes wären herausgetreten. Und seine Hand sei wie die eines Schlafenden daran gelegen. Der Basyl habe ihn aus dem blutigen Gewühl getragen und wäre auch schon fast wieder am Graben gewesen. Da habe, knapp vor dem Waldsaum, auch ihn eine Kugel erreicht.

Dann legte der Mann Säbel und Uhr auf den kleinen Biedermeiertisch und einen Brief, den die Kameraden des Toten unterzeichnet hatten; wie Reliquien legte er Stück um Stück vor dem stummen Weibe nieder.

„Ich danke Ihnen,“ nickte sie, noch immer in seltsamer Fassung. „Sie können jetzt gehen. Man wird Ihnen unten ein Glas Wein reichen. Agne!“

„Ich werd' es hinabrufen,“ meinte die Alte ängstlich. „Damit die Gnädige nicht allein bleibt.“

„Ich will allein bleiben!“ klang es herb zurück.

Der Husar schlug die Sporen zusammen. Mit einem Seufzer schlich die Alte ihm nach. —

✠ ✠ ✠

„Die Rechte an der Todeswunde, wie ein Schlafender . . .“

Wie sie ihn gesehen hatte in jenem Traum! Nun war sie zerrissen, die dunkle Wolke. Und sie wußte alles.

Dort in dem kleinen Medizinschränkchen aus Rosenholz barg sie noch das schwere Herzgift, mit dem der alte Hausarzt die entweichenden Lebensgeister ihrer sterbenden Mutter noch einmal zurückzulocken versucht. Es war vergeblich gewesen, damals, und sie hatte es auf sein Geheiß weggeschlossen. Nun sollte es seine Kraft nach der anderen Richtung erproben. Den Tod bringen! Einem Wesen, das nicht mehr sein wollte und einem, für das es besser war, nie zu sein . . .

Wenn sie die ganze Flüssigkeit austrank, die nur in behutsamen Tropfen zugezählt, dem versagenden Herzen neue Kraft gab — es sonst lähmte . . . In einem Zuge trank. Daß weder die Furcht noch die Reue auch nur eine Minute Zeit fanden . . . Ihm nach und ihrem jungen Glück, für das sie umsonst Gottes Schutz erfleht! —

Ja aber — wo hatte sie denn nur gleich den Schlüssel?

Die Hand an der Stirne sann sie nach. Und wie mechanisch glitt ihr Blick dabei nach dem Fenster, an dem sie so oft mit ihm gesessen; dem Tischchen, auf dem nun seine stumme Uhr lag, sein Säbel.

‚Den Schlüssel — den Schlüssel?‘ sann sie noch immer.

Da war es, als beginne sich vor ihrem starren Blick etwas langsam zu regen. Aus der Ritze des Fensterstockes kroch es hervor — lang, schmal, mit Flügeln, die sich noch wie verklebt an den zarten Leib preßten, aber schon leuchtende Pünktchen wiesen und einen Schmelz, in dem das Sonnenlicht widerleuchtete. Immer weiter schob es sich aus dem Spalt hervor, versuchte, am ganzen Leib erschauernd, die zerknitterten Flügelchen langsam zu öffnen, fuhr mit zwei kleinen Putzfüßchen wie erwachend über das kugelige Köpfchen . . . Als müsse es sich einen langen, langen Schlaf aus den Augen wischen . . .

Das Räupchen, das vor ihren Augen im Herbst dort hineingekrochen war und nun als Schmetterling im Frühling wieder ans Licht zurückkam! Das unscheinbare Lebewesen, das der Geliebte damals vor dem Zerstörungstrieb ihrer Neugierde behütet hatte — mit gütigen Worten, die ihr plötzlich wie mit seiner Stimme widerklangen: „Du würdest ein Geschöpf in seiner Vollendung stören . . . man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur Seite!“

Und sie — sie wollte sein Kind töten!?

Mit einem Schrei brach sie vor dem kleinen Falter ins Knie und bekam endlich Tränen, — die ersten, erlösenden Tränen. Tränen, die auch aus dem Dunkel kamen — aus dem tiefen, heiligen Dunkel, in dem Gott alles werden und alles enden läßt und von Geschöpf zu Geschöpf den geheimnisvollen Faden des Lebens weiterspinnt.

Ein kleines Räupchen hatte der Geliebte damals beschützt und nicht geahnt, daß er Worte gesprochen, die einmal für das Leben seines Kindes bitten würden. Die ersten Vaterworte! Es war nur ein unscheinbarer Schmetterling, der dort am Sims zum erstenmal die Schwingen entfaltete, aber für die Verlassene mehr, als sie schauernd erfassen konnte: Das Dunkel des Todes, in das ihr der Geliebte entsunken war, und das strahlende Licht des Lebens, in das er sich wieder hineinfinden sollte, mit dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug!



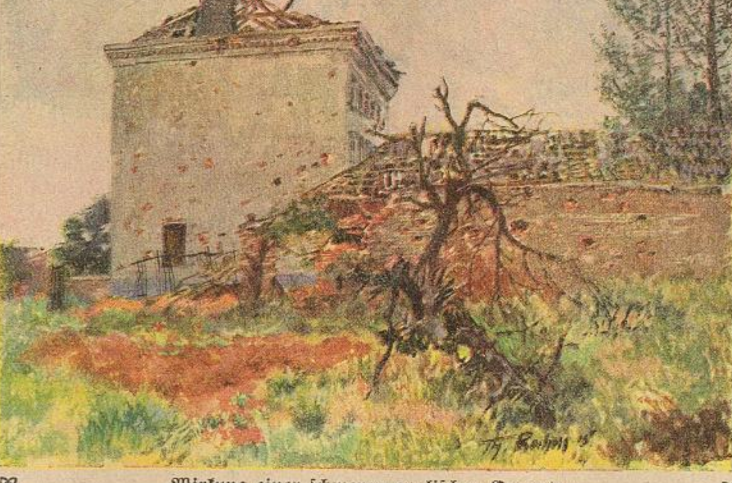
# Kriegsbriefe eines Malers.

**Mit neun Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl.**

## Vorwort zu den Feldpostbriefen an meinen Sohn in Rußland.

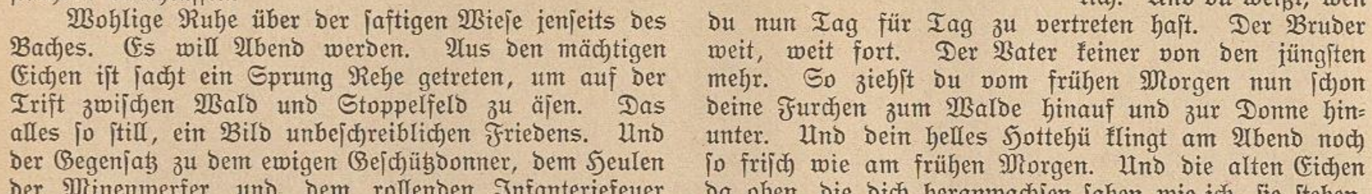
Sababurg, im August 1915.

Von dem Fenster des sonnigen Stübchens schweift der Blick über den Waldwinkel, der mit der Zeit so fest verquickt mit meinem Leben ist, wie das große heiße Ringen, dem ich für kurze Tage entfloh, um hier im Reinhardswalde Stille und Einsamkeit zu genießen.



Wirkung einer schweren englischen Granate.

Unter dem Fenster plätschert über rote Kiesel die kleine Donne, deren Kraftborn am Fuße des Stauffenberges entquillt. Über die Kiesel wippt ein Bachstelzenpaar. Dann kommen unsere Tauben vom Dach geflogen und baden sich. Eine Forelle springt hoch aus dem Bache — dort, wo die alte Weide ihn ganz beschattet und Erlenbüsche kaum noch die Sonnenstrahlen durchlassen.



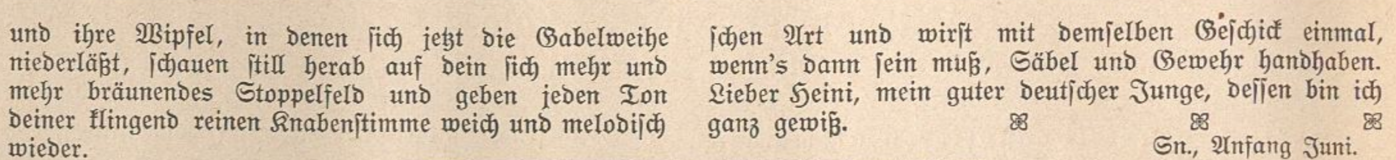
Wohlige Ruhe über der saftigen Wiese jenseits des Baches. Es will Abend werden. Aus den mächtigen Eichen ist sacht ein Sprung Rehe getreten, um auf der Trift zwischen Wald und Stoppelfeld zu äsen. Das alles so still, ein Bild unbeschreiblichen Friedens. Und der Gegensatz zu dem ewigen Geschützdonner, dem Heulen der Minenwerfer und dem rollenden Infanteriefeuer macht diesen Waldfrieden hier fast unwahrscheinlich herrlich.

Jetzt tönt eine helle, frische Knabenstimme aus dem Felde rechts herüber. Es ist unser Heini, den ich kenne, seit seine Mutter ihn im Tuche auf dem Rücken trug, wann sie in Küche und Garten hantierte. Jetzt, zehn Jahre alt, treibt er mit drei Pferden den Pflug durch den Acker. Vorige Woche hat er sechzehn volle Kornfuder vom Gottsbürener Felde hereingefahren. Deutlich gibt der schattige Waldrand dort oben sein Hott und Hü zurück. Wie wird dir der Feierabend schmecken, lieber Junge! Dein großer Bruder sitzt in England. Sie haben ihn bei Neuve Chapelle eingefangen, den strammen Oberjäger. Nun stapfst du da an seiner Stelle hinter den Pferden her, und eine Furche wird immer gerader als die andere.

Du arbeitest unermüdlich. Und du weißt, wen du nun Tag für Tag zu vertreten hast. Der Bruder weit, weit fort. Der Vater keiner von den jüngsten mehr. So ziehst du vom frühen Morgen nun schon deine Furchen zum Walde hinauf und zur Donne hinunter. Und dein helles Hottehü klingt am Abend noch so frisch wie am frühen Morgen. Und die alten Eichen da oben, die dich heranwachsen sahen wie ich, sie stehen,



Bei einer Artillerie-Munitionskolonne.



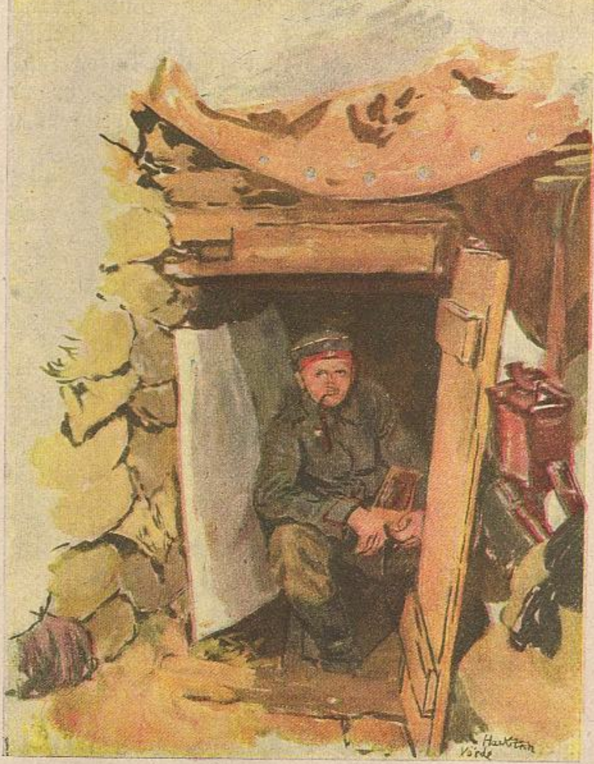
und ihre Wipfel, in denen sich jetzt die Gabelweihe niederläßt, schauen still herab auf dein sich mehr und mehr bräunendes Stoppelfeld und geben jeden Ton deiner klingend reinen Knabenstimme weich und melodisch wieder.

Ziehe du deine Furchen in Ruhe weiter, lieber Junge. Euer stilles Waldtal wird von seinem gewaltigen Eichenwalde gehegt und umstanden.

Und weit dort hinten: in Ost und West, in Nord und Süd stehen die Männer eurer Reinhardswalddörfer im furchtbaren eisernen Ringe und sorgen schon dafür, daß du hier in Frieden deine Jungenkräfte regen kannst.

Wir alle hier haben unsere Freude an deiner Tüchtigkeit, an deinem Eifer.

Es fällt am gemeinsamen Abendtisch wohl einmal eine leise Klage. Dein Eifer für die Schule in Gottsbüren da unten soll nicht ganz und gar Schritt halten mit deinem Eifer zwischen Wald und Donne.



Mannschafts-Unterstand.

Nun — du wirst der einzige nicht sein. Und — nicht wahr: gut Ding will Weile haben. In jungen Jahren trat plötzlich der Ernst des Lebens an dich erschütternd heran. Erst kam der Bruder zurück, verwundet. Dann eilte er frohen Muts zurück zu unserm westlichen Schützengraben. Und nun — ein Gefangener. So wird aus dir früher ein Mann gemacht, als in der Kraft der Schule liegt.

Ein jeder, der da auf der Straße von Beberbeck oder von Bursfelde vorüberwandert an deinem Felde, freut sich über dich. Und nicht am letzten ich, der ich ab und zu meine Feder hinlege, die Augen zur Seite wandern lasse und dir zusehe.

Nur gemach, Heini. Es gibt Männer noch genug in den Fronten rechts und links, die Tag und Nacht auf Mittel sinnen, daß auch du ausruhen kannst einmal von deinem gottwohlgefälligen Tun und Treiben. Daß deine kleinen Hände wieder schwieligen, harten Männerfäusten Platz machen können.

Pflüge nur, pflüge! Du bist von der echten, rechten deutschen Art und wirst mit demselben Geschick einmal, wenn's dann sein muß, Säbel und Gewehr handhaben. Lieber Heini, mein guter deutscher Junge, dessen bin ich ganz gewiß.

Sn., Anfang Juni.

Lieber Karl! Du hast so oft Dich darüber beklagt, daß man Dir so wenig eingehend schriebe, dort hinüber, wo Ihr Ulanen zähe Wacht haltet, daß der Russe nicht ausbrechen kann aus seiner Festung. Es soll nun anders werden. Nicht regelmäßig, aber — so oft wie eben meine Zeiteinteilung irgend erlaubt, sollst Du auf dem laufenden gehalten werden.

Ihr werdet dort oben wohl ähnliche Schützengräben und ähnliche Unterstände haben wie wir. Das lustige Draufgehen und das prächtige Reiterleben sind nun schon lange Zeit zum Stillstand gekommen. Du schreibst von Radieschen, die Du ziehst für eure dritte Schwadron. Ist ja famos. Laßt sie Euch gut schmecken. Auch darin haben wir's gleich.

War kürzlich eine Nacht und einen Tag in unserm Schützengraben. Den Zugführer-Unterstand, in dem ich zur Nachtzeit freundlich aufgenommen bin, findest Du demnächst in den „Monatsheften", wie den Unterstand der Herren von der 8. Kompagnie.

Ich bin noch keinen Tag der Ansicht gewesen, wie ich sie von Kollegen habe äußern hören: daß die Schützengräben sich an allen Ecken und Enden ähneln. Genau das Gegenteil stimmt. Mit welcher Liebe und welchem Geschmack ist der Unterstand ausgebaut, in dem ich unterschlüpfte. Und so sauber wie draußen sieht er drinnen aus. Was an unzerbrochenem Hausgerät hinter der Front und rechts und links der Kolonnen- und Anmarschwege noch aufzustöbern und von englischen Granaten vergessen war, ist nach den heißen Kampftagen von Neuve Chapelle, diesen Ehrentagen des Regiments 13, in seinen Unterständen zusammengetragen. Und keiner gleicht dem anderen, und Du würdest staunen über diese urbehaglichen Winkelchen, wenn Du durch die der Morgensonne weit geöffneten Türen hineinschauen könntest in das Innere. Hier tickt ein kleines Wandührchen. Ja, in einem Unterstand ruft laut ein Kuckuck die Zeiten ab.



Die von den Engländern zerschossene Kirche in Aubers.







Ein Feldgrauer.

Allerhand Tapeten, teils im Jugendstil, an dem wir einmal alle krankten, teils in altmodischen Farben und Formen. Teppiche, wenn auch vielleicht nicht immer ganz stichhaltig, dämpfen den Schritt. In der Ecke das Telephon weckt leise, ganz leise. Eine Feldmaus sucht sich die Krumen, die von der Herren Tische fielen.

Und draußen — ja da heulen Granaten hoch über die Stellung hinweg, oft so dicht, daß man fast meint, im Augenblick müßten diese Ungetüme zusammentreffen. Die Aufschläge der englischen Gewehrschüsse klingen rechts und links in den harten Sandsäcken wie Peitschenschläge oder zerfetzen die Obstbäume, die um die alten Katen herumstehen, dicht hinterm „Wohngraben".

Doch, Karl, wozu noch Dir das alles schildern? Wo Deutsche hausen, ist überall gut wohnen. Da gibt's überall Blumen und andere heimliche Dinge.

Trotz all dieser Idyllen besteht der lebhafte Wunsch, daß ihr dort oben Petersburg und die umliegenden Dörfer recht bald attackieren und einnehmen möget, dann aber schleunigst herüberkommt, um die hiesigen feindlichen Unterstände Euch etwas näher anzusehen und das dahinterliegende Gelände einschließlich Paris und Calais.

Herzlichen Gruß an die alte liebe dritte Schwadron, die in langen Friedensjahren mir so manchen schlanken, verwegenen Reiter zum Modell stellte.

Dein treuer Vater Th. Rocholl.

Sn., 7. 6. 15.

Lieber Junge!

Bin nun mal ein Glückspilz als Schützengrabenmaler. Kommt da vor kurzer Zeit das Regiment durch unser Dorf marschiert, das dazu bestimmt war, das Regiment 55 im Schützengraben für kurze Zeit abzulösen. Und oben auf der Protze einer Maschinengewehrkompagnie sitzt da jemand, der ruft: „Guten Tag, Herr Rocholl."



Halbzerstörtes Haus in Ligny le Grand.

Wer war's: Heinrich Lütgen. Lütgens wohnten uns doch damals in Golzheim gegenüber, und Ihr beide habt Euch redlich mit den Lütgens-Jungens geschlagen und vertragen.

Zerschossenes Haus in Herlies.

Der holte mich gestern im Morgennebel in Sn. ab, um mich in den Schützengraben seines Regiments zu leiten. Und dort war's herrlich. Die Leute hatten die durch englische „Dicke" etwas mitgenommenen Gräben und Unterstände bereits gesäubert. Die Sonne schien heiter, und überall sah man, trotz Minenwerfern und Schrapnells, lustige Gesichter. Ich malte ein erbeutetes englisches Maschinengewehr. Dann einen jungen Burschen aus Hagen und endlich einen Prachtkerl aus Vörde bei Hagen, der schmunzelnd in seinem Unterstande saß, wo's so behaglich schattig war, einen Karton mit der Wurst im Arm. Alle Burschen aus seiner Gemeinde kriegen jeden Monat von Gemeinde wegen eine Liebesgabe.

„Na," sage ich, „das ist man nicht viel — alle Monate so ein Kartönchen."

„So," meint er, „das ist nicht viel, bei 250 Mann? Und dann gibt's noch immer ein gedrucktes Gedicht von unserm alten Rektor Hackstein dabei. Erst waren's meist lustige, aufmunternde Gedichte. Jetzt, wo wir auch mit Italien Krieg kriegen — da schreibt er immer ernste Sachen und ermahnt uns zur Ausdauer und daß wir unsere Pflicht sollen tun."

Wenn meine alberne rechte Hüfte nicht wäre, der der Krieg ziemlich zusetzt, Karl — ich

glaube, ich hätte längst eine Schützengrabenwanderung von Westende bis zur Schweizer Grenze unternommen. So bin ich wenigstens darum eingekommen, zu Wagen nach der Nordsee zu reisen. Und auch dies wird schön werden.

Für heute weißt Du genug. Und ich hoffe, daß Du mir bald ausführliche Russenbriefe schreiben wirst.

Sn., 20. 6. 15.

Lieber Junge!

Das war gestern und vorgestern eine herrliche Fahrt. Von der fünften Schwadron 16. Ulanen ist mir ein ganz famoser, ausdauernder Brauner gestellt worden und dazu ein Gefreiter Kaiser aus Neundorf bei Güsten im Kreise Bernburg. Nun mußte ich doch mein Gefährt einfahren, ehe ich die weite Tour nach Ostende antreten kann, zu der die Bewilligung eingelaufen ist.

Offizier-Unterstand im Schützengraben.

Erst sind wir einige Tage hin und her in die Umgegend geflitzt und haben geschaut und gemalt, was wir fanden, wobei ich stets im Auge haben mußte, mir möglichst viele Studien als Grundlagen und Hintergründe für die kommenden Bilder zu verschaffen.

Und vorgestern, Karl, spannten wir unsere Flügel aus, und es ging nach Lens, aus welcher Richtung Tag und Nacht sehr starker Geschützdonner herüberdröhnte. Wunderbar fuhr sich's da zwischen den blühenden, strotzenden Feldern hindurch. Überall begegneten uns fröhliche Gesichter. Bis wir in Lens einfuhren. Da begegnete uns der erste Trupp meist leicht Verwundeter, dem dann, als wir die Stadt durchquerten, weitere Trupps folgten, vom weißen Kalkstaub der Gräben überzogen, die Binden blutig, die Gesichter blaß. So fuhren wir dem Geschützdonner zu und bogen kurz vor unserm alten Angres links ab, einem Sanitätswagen folgend. Kamen dann auf eine Höhe, die eine weite Umsicht bot auf den langen Höhenzug von Vimy, wo ich voriges Jahr die Bayern-Division besuchte, bis Givenchy und La Noulette. Der Boden zitterte buchstäblich von den Einschlägen der französischen Granaten, und die Lorettohöhe erstickte in Rauch und Gasen unserer Mörser und Haubitzen. Es war ein unbeschreiblicher Anblick. Spannten dann in einem Bauerngärtchen unsern Braunen aus. Und während Kaiser ihn grasen ließ und sich mit Infanteristen unterhielt, machte ich mich mit meiner Mappe auf zu einem Wäldchen, zu dem Munitionskolonnen rasselten.

Unsere Batterien dort mußten schon längst entdeckt sein. Ehe ich sie fand, mußte ich mich geradezu durchwinden durch große und kleine feindliche Trichter. Nicht zehn Schritte gab's ein Gradeausgehen. Und malerisch genug standen sie da, die schwarzen Ungetüme, die Mörser, mitten zwischen dichtem Gebüsch.

Aber ehe ich mich heranfand, kam ich an tiefen Höhlen der Mannschaften vorbei, in die auch die Liebesgaben unserer „fleißigen Bertha" nicht eindringen würden. Davor aber hatten sie sich kleine Lauben gemacht, Tische

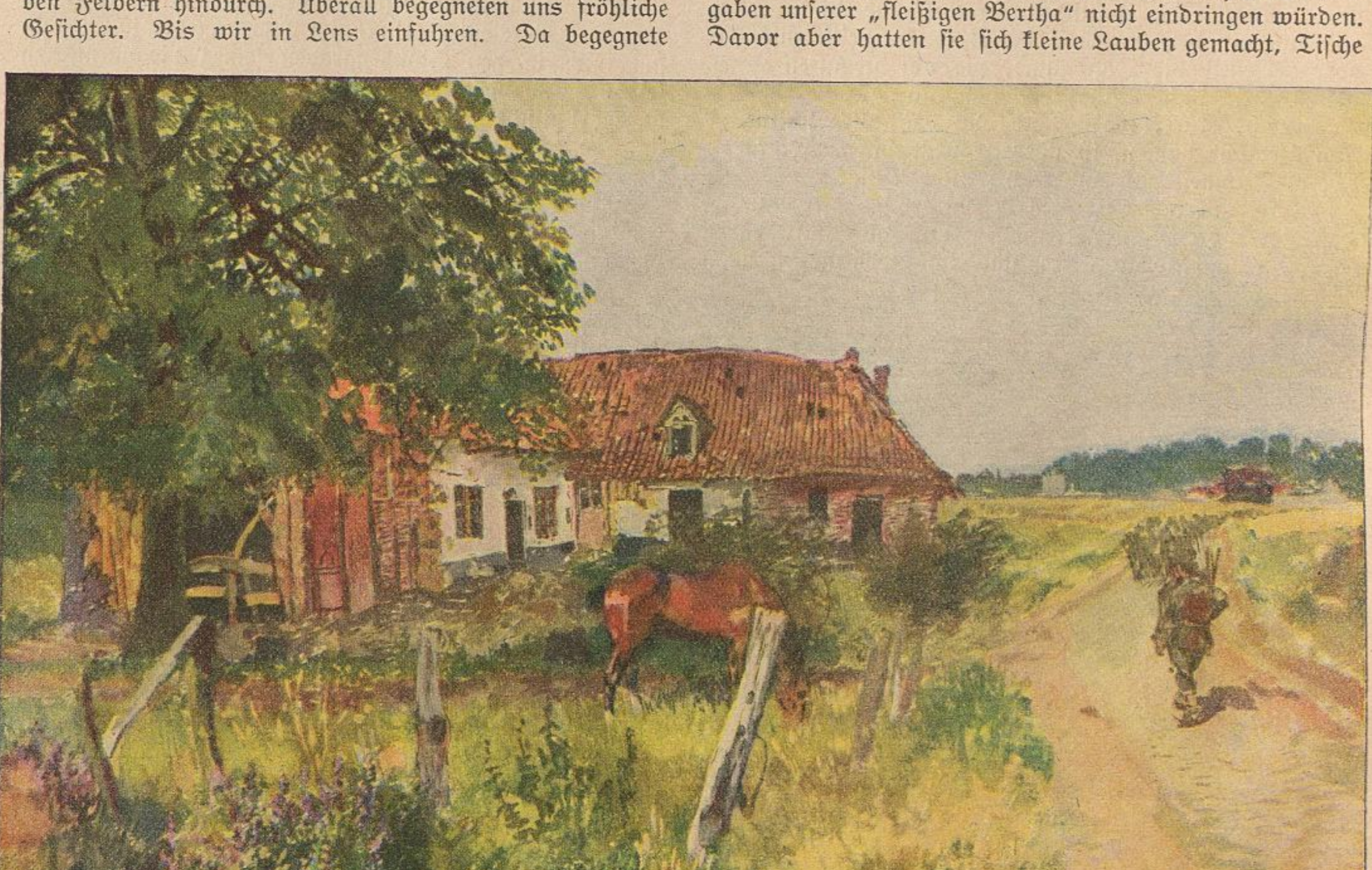


Bild aus Pilly.





darin, und spielten Skat, als ob sie in der Sommerfrische wären und in tiefstem Frieden. Fragte dann bei den Mörsern, wo ihr Beobachtungsstand sei. Man sagte ihn mir nicht gleich, sondern erbot sich, mir einen Kanonier mitzugeben, der mich hinführen sollte.

Als wir dann bei Kaiser und dem Braunen anlangten, fand ich das Artilleriegefecht auf dem linken Flügel in vollem Gange, klappte das Verdeck meines Dogcart hoch und fing an unsere Granateneinschläge auf den Höhen westlich Vimy zu malen, schickte aber den Kanonier zum Batterieführer, ich würde mir gleich erlauben zu kommen, legte mich dann (wir waren stundenlang in der Sommerhitze gefahren) ein wenig ins hohe Gras des Bauerngärtchens und zog unsere Pferdedecke über mich.

Da hörte ich eine Stimme: „Na, wo ist denn der Maler?" Kaiser antwortete: „Er schläft dort. Soll ihn um drei wecken."

Dann wieder still. Um drei Uhr aber stand der Batteriechef vor mir, gefolgt von seinen zwei Offizieren. Alle drei unterzogen mich einer eingehenden Okularinspektion. Ich wurde in aller Höflichkeit um einen Ausweis gebeten, da die Inspektion nicht gerade bestrickend gewesen sein konnte — war vom Staub der Landstraße ziemlich mitgenommen, hatte meine Manchesterreithosen an (mein Fluch ihnen) usw.

Mein Ausweis war immer noch der von unserm ehemaligen Kommandeur des 7. Armeekorps, der schon zu Beginn des Feldzuges eine andere Armee bekam. Dazu war er durch das anfänglich unzählige Vorzeigen etwas unscheinbar geworden. Den vor einigen Tagen erhaltenen Ausweis unseres Armeekorps hatte ich vergessen einzustecken. So wurde ich denn gebeten, mich zunächst zur Ortskommandantur zu begeben, um mich dort zu legitimieren. Ein Einjähriger der Batterie übernahm, zwischen Kaiser und mir sitzend, die Direktion, war ziemlich reserviert und betonte auf die harmlosesten Fragen seine volle Nichtkenntnis.

Auf der Ortskommandantur tat er ziemlich geheimnisvoll, und es dauerte erheblich lange, bis wir einen Offizier erwischten, der meinen alten Ausweis zum Ortskommandanten hineinbrachte, dann aber auch sofort zurückkam mit dem Bescheid, der Herr Hauptmann freue sich sehr, mich wiederzusehen.

So war's denn der Stadtsyndikus von Magdeburg, der vor einiger Zeit, bei Gelegenheit unserer Städteausstellung, mit der Magdeburger Abordnung mein Düsseldorfer Atelier besucht hatte.

Wurde sofort famos einquartiert, unser Brauner kam zu den Pferden des Hauptmanns Claus. Man zeigte mir allerhand, so das im Werden begriffene Soldatenheim, für das ich eine Anzahl Abbildungen meiner bekannteren Schlachtenbilder versprach. Und morgens, mit einem neuen Ausweis in der Tasche, fuhr ich nach Lievin hinauf, sah unsere alten Schützengräben, die, trotz ewigen Trommelfeuers, noch jetzt in unserm Besitz westlich Angres sind und malte die gewaltigen Granateneinschläge an der Lorettohöhe. Dann ging's heimwärts.

Lieber Karl, wie mögen die Wiesen bei Euch stehen? Wir kommen meist an verbrannten Wiesen vorbei. Es ist ein Jammer. Sie standen anfangs vorigen Monats so wundervoll. Die Pferde unserer Ulanen sprangen darauf herum mit glänzendem Haar und prallen, übermütigen Gliedern. Und nun?

Sn., 22. 6. 15.

Heute morgen wurde ich durch lauten Gesang geweckt, der sich unserm Hause näherte. Es waren unsere Leute, die die ganze Nacht an Unterständen in den vordersten Linien geschanzt hatten. Auf dem Rückwege durch das zerschossene Herlies hatten sie sich in den verwilderten Gärten Rosen gepflückt und sich damit geschmückt. Ein paar hatten Strohhüte auf dem Kopf. Einem war ein etwas verbeulter Zylinder in die Hände gefallen. Und an der Spitze marschierte ein übermütiger Bursche, der ein Paar helle französische Sommerhosen übergezogen hatte, natürlich ein Düsseldorfer Junge.

Weißt Du: sehr amüsiere ich mich über unsere Kunstschreiber daheim. Jetzt schon verraten diese Herren einen fix und fertigen Umschwung unserer gesamten, besonders aber der Schlachtenmalerei. Sie möchten jetzt schon (ach, sie taten's schon im Winter) dieser bestimmte Auffassungen und Wege vorschreiben. Diese lieben, verehrten Herren sezieren die künftige Schlachtenmalerei, die doch noch nicht geboren ist, noch gar nicht geboren sein kann, also sozusagen „im Mutterleibe". „Schlagt ihn tot. Er ist ein Rezensent" — ein schönes, herzhaftes, altes Wort, so möchte ich's freilich nicht auf alle angewandt wissen. Ich kenne sehr Hochstehende unter ihnen, die viel Kenntnisse und viel Takt besitzen. Die übrigen haben alle seit zwanzig Jahren in das internationale Horn geblasen und zuletzt sogar den haarsträubendsten Blödsinn unserem armen Publikum mundgerecht machen zu müssen geglaubt, sobald er nur über die westlichen Grenzen kam. Also hat man alle mögliche Ursache, ihre Auslassungen recht stark unter die Lupe zu nehmen.

Wie kann denn die Kunst eines Volkes in ein paar Kriegsmonaten sich von Grund aus ändern? In diesen Tagen, wo die Welt, tief Atem holend, mit starren Augen dasteht und einem Völkerringen zuschaut, das nie zuvor gewesen. Erst erleben, erst ruhig das Erlebte innerlich verarbeiten, Studien machen zu künftigen Bildern. Das dürfte der Weg sein für eine wirkliche Neugeburt der Kunst. Bisher kann, wenige Ausnahmen abgerechnet, wenn einmal bei uns absolut rezensiert werden muß, doch nur das Vorliegende beurteilt werden. Und das sind meist Sachen, von der Stunde geboren und der Stunde folgend. Sie müssen, da jede illustrierte Wochenschrift schneller liefern will, als ihre Konkurrentin, für die Autotypie schnell entworfen und schnellstens gedruckt werden.

Will man nun nach dem bislang Erschienenen jetzt schon urteilen und es gar verdonnern? Auch aus diesen Ergebnissen sind bereits packende, vorzügliche Sachen herauszuschälen, Ansätze für eine gesunde Kunst-Zukunft.

Wir haben eben vielzuviel „Kunstschreiber". Ich kann nicht loskommen, von diesem von dem Karlsruher Hoff geprägten Titel.

Wo es früher in Deutschland nur einige wenige vornehme Kunstzeitschriften gab, sind jetzt hundert Tagesblätter die Tummelplätze einer Überzahl ziemlich wenig berufener Geister, die da unter dem Strich, oft ohne Namen, ihre Rößlein tummeln, und so, unter dem Einfluß einiger merkwürdiger Männer, deren Zusammenhänge mit Kunsthändler-Konsortien man ahnen kann, viele Jahre sich heiß bemüht haben, dem Volke den gesunden Geschmack zu verekeln. — Na, Schwamm drüber. Man darf ja doch den Mut nicht verlieren, daß man sich daheim besinnen und von manchen törichten Geschmacksirrungen zurückkommen wird. Auf diese Begleiterscheinung des großen Krieges müssen wir hoffen dürfen.

Dein treuer Vater.

Sn., 24. 6. 15.

Vielen Dank für Deinen militärisch kurzen Brief. Erlebt Ihr denn dort so wenig, wie Du schreibst? Habt Ihr denn den Wald dort schon leer geschossen? Keine Sauen mehr drin?

Will morgen, wenn wieder diese wundervollen silberweißen Wolken sind, früher heraus mit Kaiser und dem Braunen, um Herlies zu malen, diesmal ziemlich groß und mir dazu einen Platz an der Straße Lille — La

Bassée suchen. Unser kommandierender General Exzellenz von Claer hängt ganz besonders an diesem Blick auf das Dorf.

Es ist der Typ einer flandrischen Landschaft. Man erzählte mir, Exzellenz ließe jedesmal, wenn er im Auto die Straße käme, dort halten, um sich an dem Bilde zu freuen. Dies noch malen, dann aber langsam rüsten zur Fahrt durch Westflandern hinauf zur Nordsee. Mach's gut und bleibe gesund.

Dein Vater.

(Feldpostkarte)

Sn., 26. 6. 15.

Es war wundervoll dort im Schatten der hohen Pappeln an der Landstraße. Die Felder, die nicht bearbeitet sind, strotzen von Mohnblumen, Margariten und Kamillen. Die langen Zichorienfelder schimmern blau von ihren Blüten. Hatten den Wagen auf dem Felde stehen, ausgespannt, vorn und hinten abgestützt. Der Braune geisterte ringsumher, wo es was Gutes zu müffeln gab. Flieger schwirrten himmelhoch, umgeben von zarten runden Schrapnellwölkchen. Und das alles wäre ein Bild des schönsten Feiertagsfriedens gewesen, wenn nicht das einsame Soldatengrab dicht vor mir an die ernsten Kämpfe um Herlies im vorigen Herbst erinnerte, mit einfachem Holzkreuz und dem Helm geschmückt. Allerhand wilde Blumen umgeben es. Und rings in Herlies quollen ab und zu doppelthaushohe Qualmwolken der schweren englischen Granaten auf. Ein Trupp bayerischer Artilleristen in Drillichjacken, die Harken über der Schulter, kamen aus dem nächsten Häuschen und fingen an die Heuhaufen um mich her zu wenden. Man meint in Sababurg zu sein. Nun, das alles kann sich blitzartig ändern. Dann soll man mich gerüstet finden, den neuen und schwereren Anforderungen gerecht zu werden, die ein „Bewegungskrieg" stellt.

Freut mich, daß Du neulich Glück hattest. Die Wildsau hätte ich mitessen mögen. Aber: den Hasen — im Sitzen schießen? — Hör' mal Du!

Dein Vater.

Sn.

Die Nachrichten von Eurer Südfront und von Norden her lauten ja, Schritt für Schritt, besser. Wer weiß, wie bald auch Deine recht erklärlichen Klagen über die Ruhe bei Euch verstummen werden. Meinst Du, hier gäb's das nicht? Meinst Du, hier rücke man nicht ebensogern auf Paris vor, wie Ihr dort auf Petersburg?

Hoffentlich kommt der photographische Apparat von Tucht, Schadowstraße, bald bei Dir an. Abgeschickt soll er doch sein. — Inzwischen immer üben im Zeichnen und Skizzieren. Man kann's immer und überall gebrauchen und sich damit beliebter machen als mit Klavierspielen, besonders wenn's keine gibt.

Fragst, warum ich nicht nach dort käme? Geht nicht. Denn schnell ist's Herbst, und ob ich den Schwierigkeiten der Unterkünfte oder Nichtunterkünfte dort dann gewachsen wäre, falls es bei Euch losginge, ist doch sehr die Frage. Mit dem Dogcart käme ich doch nicht hinterher, und im Damensattel, wie, teilweise, in unseren ersten acht Wochen Bewegungskrieg, doch auch nicht. Würdest mir sicherlich ein Bund Stroh herbeiholen als Nachtlager, Karl, aber — vielleicht wäre ich, wenn Ihr Euch für die Nacht einrichtet, 60 Kilometer hinter Euch.

Jammer — jammerschade.

Viele Grüße. Dein Vater.

Kortryck (Courtrai), 11. 7. 15.

Lieber Karl!

Bei prächtigem Wetter sind wir heute hier, in dieser wunderbaren alten Stadt, angelangt, in dem sehr guten Hotel einquartiert, d. h. ich drin, mein Brauner dahinter und Kaiser gegenüber. Nachdem ich mich vorgestern in Ph. im Generalkommando vorgestellt hatte und gütig aufgenommen war, wobei mir Seine Exzellenz anbot, später nach Ph. überzusiedeln, sind wir anderen Morgens lustig fort. Es ging bei Tourcoing über die belgische Grenze.

Auf der letzten Höhe (man fährt dort immer bergauf und -ab, über einen fruchtbaren Höhenzug) fanden wir ein reinliches, nettes Wirtshäuschen mit dem Schilde: „In den Keyzer." „Na," sagte ich, „Kaiser, da wollen wir doch mal halten!" Die dicke Wirtsfrau stand da und bügelte. Ihr Mann im Kriege — wer weiß wo? Die beiden strohblonden Kinder, eben aus der Schule gekommen, mit ihren Holzpantinen, daneben. Wie konnten wir ihr Flämisch verstehen, und sie mein Düsseldorfer Platt.

„Nein," sagte sie und bügelte unterdes fleißig drauflos, „lieber deutsch werden als englisch. Aber lieber noch belgisch bleiben."

Wie sie doch zu uns gehören, diese Flamen! Wie sie stammverwandt sind! Das Herze zuckt, wenn ich denke, es könnte im Kriege eine Wendung kommen, oder in der Auffassung derer, die zu entscheiden haben, durch die uns dieses fruchtstrotzende, gesegnete und mit soviel Schweiß und Blut errungene Land wieder entglitte.

Kommen dann, immer noch auf derselben beherrschenden Höhe, von der man bei ganz klarem Wetter wohl Ypern sehen müßte, nach hundertfünfzig Metern am zweiten Wirtshause vorbei, hieß: „Zu den drie Kunigen." Der Tür gegenüber, links an der Straße saß ein Landwehrposten auf einem der alten strohgeflochtenen Stühle, die bei uns ziemlich selten geworden, hierherum noch überall anzutreffen sind. Als wir uns näherten, stand er auf und stand stramm. Ein zweiter kam aus der Tür herzu. Munter und vergnügt.

„Sie tragen ja auch das Chinaband." „In welchem Regiment waren Sie?" „Im zweiten ostasiatischen Infanterieregiment." „Na, da sind wir ja alte Kriegskameraden." „Welches Bataillon?" „Zweites, Major von Förster." „Nanu? Auch bei Tekingkwan an der großen Mauer mitgemacht?" — „Freilich, mit Major von Förster."

War nett. Er hatte mich aber nicht wiedererkannt, trotzdem ich tagelang mit seiner Kompagnie geritten. Dann kam noch geschwind ein drittes Wirtshaus „au Prince". War aber recht düster und wenig einladend. In zehn Minuten fuhren wir in Kortryck ein.

Hoffentlich kann ich Dir bald von meiner Fahrt mehr schreiben. Einstweilen geistere ich von nun ab in den Regionen der IV. Armee, unserer Nachbararmee, herum und dann hoffentlich im Marinekorps. Und somit bin ich der Zensur des stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin unterworfen, und es kann noch eine Zeitlang dauern, bis Du neue Nachricht von mir bekommst.

Der Blick von der Höhe vor Kortryck heute ging spazieren über eine reiche Ebene voll goldener Felder, voll prächtiger Ulmen- und Pappelalleen, zwischen denen klobige, uralte Kirchtürme hell vorschienen. Halblinks in Richtung Ypern—Dixmuiden waren am äußersten Gesichtskreise zarte, runde Granatwolken zu sehen. Still und aufmerksam hielten darüber in der silbrigen Luft unsere Fesselballons.

NB. Unser Brauner hat heute immerhin seine 45 Kilometer hinter sich gebracht. Nicht einmal gestolpert. Steht nun an der Krippe und haut in den Hafer, den Kaiser auf der Ausgabestelle für ihn gut und reichlich fassen durfte.

Die Stadt will ich mir morgen früh ansehen. Und dann, gegen Mittag, geht's weiter nach Thielt, zum Oberkommando der IV. Armee.

Mach's gut, alter Junge. Gott mit Euch!

Dein treuer Vater Theodor Rocholl.



## Kleine Bilder aus Litauen.

Das kleine Fenster meines Panjehauses gibt einen Ausschnitt aus dem litauischen Dorf: Ein Stück Bauernhaus mit bemoostem Strohdach und grauverwitterten, rohen Stämmen als Wände. Davor ein paar frische Garben; ans Dach gelehnt, bis zum First hinaufführend, eine Leiter — in der Türe eine blonde Litauerin. Im Vordergrund ein Stückchen Straße, genau inmitten meines Fensterausschnittes, treffen sich zwei — Feinde. Feinde? Der Russe — zerlumpt, in dreckigen Opanken, zerrissener Hose, Jacke offen über dem schmutzigen Hemd, schmieriger Mütze — bleibt stehen und deutet mit dem Finger auf seine kalte Zigarette im Munde. Der Deutsche — feldgrau, Artillerist, umgeschnallt; Feldmütze, schmuck von der Kokarde bis zur Schuhzwecke — versteht die stumme Zeichensprache. Bleibt gleichfalls stehen, zieht und zieht an seiner Zigarre; sie brennt nicht mehr. Unter Brotbeutel, Gasmaske, Koppel würgt er aus der Tasche ein Feuerzeug hervor, ritscht an; der Wind pustet's aus. Da bilden die beiden mit ihren Leibern einen Windschutz, eng aneinandergedrängt brennt sich Panje die Papyros, der Feldgraue seine Zigarre an; machen kehrt und gehen ihrer Wege. — Feinde? Barbaren?

Eine erstürmte Russenstellung. Ein Kommando ist mit dem Beerdigen der Gefallenen beschäftigt. Ein neues Grab ist soeben ausgehoben, ein toter Russe liegt fünf Schritte daneben. Einer der Totengräber geht hin und stößt ihn sanft an: „He, Panje! Fertigmachen!"

Zwei nacktbeinige, dreckige Dreikäsehochs kommen schüchtern an unsere Haustüre. In der Hand an einem Drahtbügel eine leere Konservenbüchse als Marktkorb, auf der Suche nach einem Stückchen Brot, einem noch eßbaren Abfall. Ein leises Kinderstimmchen: „Dzien dobry, Pan!" Guten Tag, Herr — weiter nichts. Kein Bettelwort — die Konservenbüchsen und die hungrigen Gesichtchen sprechen für sich.

„Mach d'ch fort!" murmelt der zunächst sitzende Feldgraue, alter Gewohnheit folgend, vor sich hin. Aber mit den Augen sucht er schon, wo der Sandsack mit seinen schmalen Freßvorräten hängt ... und gewohnheitsgemäß murmelt er noch ein paarmal, bis er eine dicke Schnitte von seinem Brot abgesäbelt hat. „Na, kommt her!" sagt er fast unwirsch, rauh, nur ein wenig heller — freundlich sollte es klingen, aber den freundlichen Kinderton hat die Stimme in drei Jahren Krieg verlernt ... Und freut sich lächelnd, wie die beiden Kleinen die Hälfte gleich ins hungrige Mäulchen stopfen, die andere aber in ihre Konservenbüchse versenken ... Und denkt an zu Haus ... Die nackten Füßchen patschen davon — „Dzien dobry, Pan!"

W. Ambrosius.

## Der englische Durchbruchsversuch bei Cambrai.

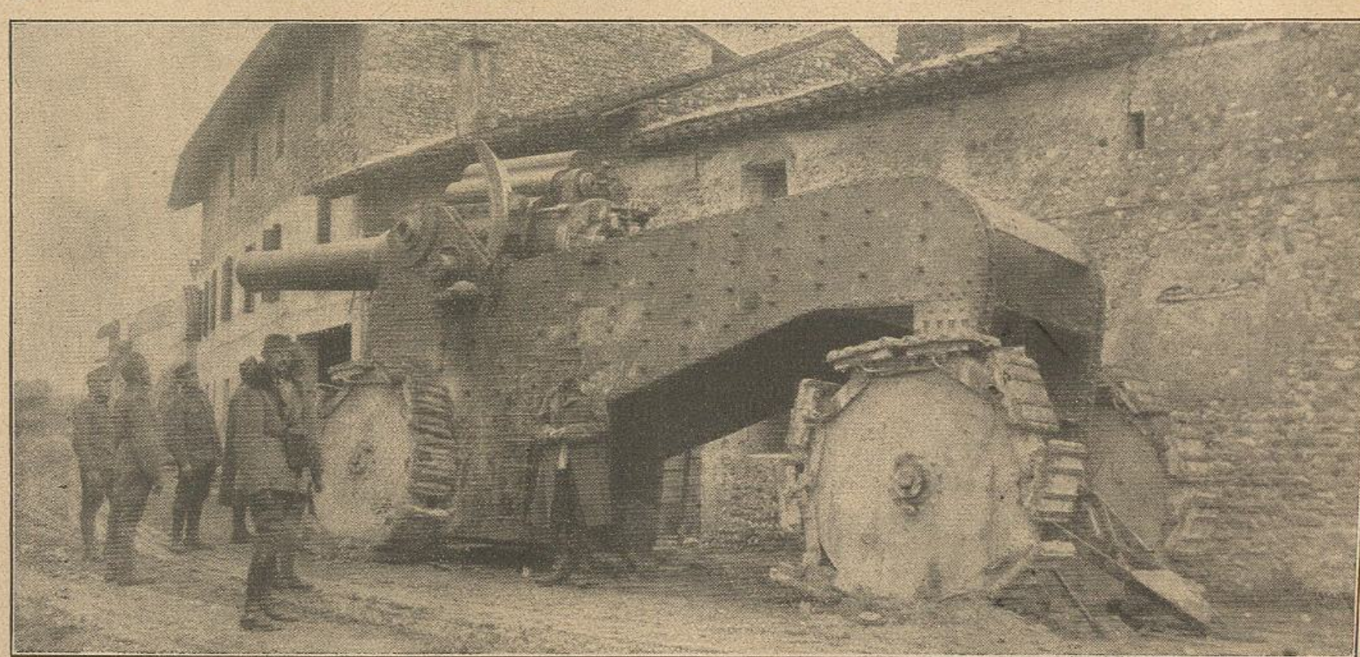
Daß unsere Front in Flandern nicht zu brechen ist, scheinen die Engländer nun eingesehen zu haben. So versuchten sie weiter südlich durch Überrumpelung ihr Ziel zu erreichen. Am 20. November gingen sie früh morgens bei Sonnenaufgang mit starken Kräften gegen unsere Stellungen von Fontaine-les-Croisilles bis Riencourt vor. Dieser Angriff wurde aber im allgemeinen unter schwersten Verlusten der Feinde abgewiesen, nur an einigen Stellen gelang es ihnen, unsern ersten Graben zu besetzen. Gleichzeitig brach jedoch nach kürzerem aber stärkstem Trommelfeuer auf der Front von nördlich Havrincourt bis Bonteux ein gewaltiger, englischer Angriff gegen unsere Stellungen vor. Unter Verwendung ganzer Geschwader von Tanks versuchte der Feind auf Cambrai durchzubrechen. Seine ersten Kolonnen schlug freilich unser Abwehrfeuer nieder. Aber der Engländer ersetzte durch rücksichtsloses Auffüllen und Nachschieben außerordentlich starker Reserven seine Verluste und drängte uns in eine rückwärtige Stellung zurück, wo unsere Reserven den englischen Massenstoß auffingen. Und damit kam der Kampf zum Stehen. Der englische Traum, bei Cambrai einen strategischen Überraschungsdurchbruch erringen zu können, war bereits nach zwei Tagen gescheitert. Aber so viel Gelände hatten die Engländer doch gewonnen, daß ihre Geschütze jetzt das Städtchen Cambrai wirksam beschießen können. Wie es ehemals aussah, ersehen unsere Leser aus unserer Abbildung. Bald freilich werden nicht mehr viele Steine aufeinander stehen, denn im Zerstören ist der Engländer unbestrittener Meister.



Ansicht von Cambrai. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

## Zu unserem siegreichen Vormarsch in Italien.

Übergang österreichisch-ungarischer Truppen. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Erbeutetes italienisches schweres Riesengeschütz. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

## Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. Von Wilh. Pieper-Düsseldorf.

Eine überraschende Problemfülle zeitigte der Krieg. Und wenn diese Problemfülle größtenteils ihre Lösungsreife fand, so ist das eine der wenigen nutzbringenden Folgen der langen Kriegsdauer. Die Berufsfürsorge für Kriegsbeschädigte marschiert mit an der Spitze jener Fragen, die zu einer nie vorhergesehenen Bedeutung ausreiften. Was die Stadt Düsseldorf auf diesem Gebiete bisher wirkte, wurde schon vielerorts rückhaltlos als vorbildlich anerkannt. Dabei entwickelten sich diese gewichtigen Dinge aus sehr bescheidenen Anfängen.

Nur Freude wollte man bringen in still gewordene Kinderstuben und in ernste weiße Krankenzimmer; denn das Christkindlein pochte an Türen und Toren in Stadt und Land und stellte dunkle Tannen mit blinkenden Wachslichten und klingenden Silberschellen hinter blitzblanke Stubenfenster. Und ein Heer von Kleinen folgte ihm mit hellen Augen und offenen Händchen. So auch in unserer Rheinstadt. Ueber dreitausend Kinder, deren Väter zur Grenzwacht ausgerückt sind, sollten auch zur letztjährigen Kriegsweihnacht, guter deutscher Sitte gemäß, mit Gaben bedacht werden. Und was lag näher, als die Tausende von Hände zu rüstigem Schaffen aufzurufen, die in hochfenstrigen weiträumigen Spitälern nach zerstreuender Tätigkeit suchten. So ward denn beiden geholfen: den Kleinen und den Großen. Ein emsiges Wirken hub an. Aus Ecken und Winkeln trugen findige Geister Arbeitsstoffe jeglicher Art zusammen: Hölzer, Bretter, Pappe, Papier, Blechabfälle, Stanniol. Junges Künstlervolk lud sich ein; unter Rat und Anleitung und unter Fingern, die vordem mit Säge und Hobel, mit Hammer und Kelle hantiert, die Karren und Pflug geführt, entstand wunderliches Spielzeug, drollig-ernst, gestaltenbunt. Christtag stand noch in weiter Sicht, und schon marschierten ganze Heere pikfauberer Zinnsoldaten aus den Lazaretten. Kopfreiche Puppenvölker in phantastischen Trachten mit solider Puppenstubenaussteuer folgten, und zwischendurch tummelte sich allerlei Getier, großes und kleines, tropisches und nordisches. Praktische Sächelchen kamen außerdem hinzu, Holzschnitzarbeiten, Nähkästen usw., und die Freude der also beschenkten Jugend mag kaum größer gewesen sein, als die Zufriedenheit in den Krankenstuben.

Aber bei der Zufriedenheit hatte es nicht sein Bewenden. Die Soldatenkünstler jüngsten Datums und ihre Lehrmeister staunten ehrlich darüber, was sie fertig gebracht hatten, und dabei taten sich ihnen Ausblicke von unendlicher Weite auf. Eine Fülle von zielbewußtem Wollen, anerkennenswertem Können, vielversprechendem Talent hatte sich offenbart.

Die anfängliche Unterhaltung und Zerstreuung betonende Beschäftigung der Lazarettinsassen ist längst einer ernsthaften, zielbewußten Arbeit gewichen, die ein gutgeschultes Lehrpersonal leitet. Insofern haben denn die Düsseldorfer Lazarette eine Wandlung erfahren und ein umfassenderes Arbeitsgebiet zugeteilt erhalten, als sie gleichzeitig als Fortbildungs-







Künstlicher Arm, mit dem sogar geschrieben werden kann.



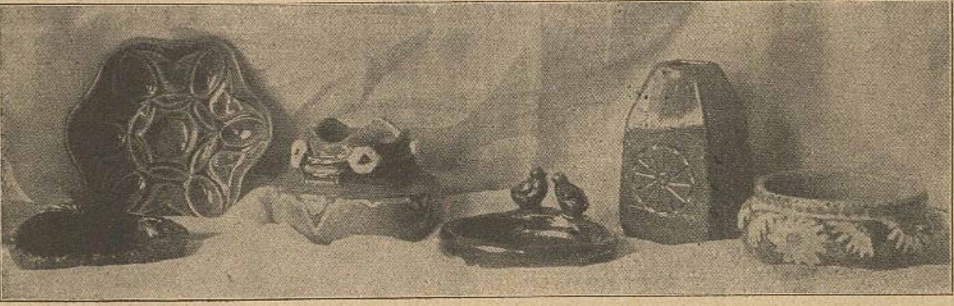
Ein Kriegsverletzter am Zeichenbrett.

schulen für vorgeschrittene Jahrgänge dienen. Große luftige Räumlichkeiten wurden in Unterrichtszimmer umgewandelt, mit eigens für die Militärriesen angefertigten Pultbänken, wie wir solche im verkleinerten Ausmaß als kurzhosige Knirpse seufzend drückten. Nach allen Regeln einer vernünftigen Unterrichtsmethode wird nun gerechnet, falls die Fachkurse für Metallarbeiter, Mechaniker, für Büroangestellte und Kaufleute, sowie jene Kurse, die einer Vorbereitung der Handwerker auf die Meisterprüfung dienen. Eine überraschend große Zahl Genesender, deren Zustand noch keine Teilnahme an den Fachkursen gestattet, wandte sich unter der Leitung von Direktor Gotter, den ein Stab vorzüglich durchgebildeter Fachlehrer unterstützt, der Anfertigung kunstgewerblicher Arbeiten zu. — Wirklich Vorbildliches, künstlerisch Wertvolles wird hier geleistet, und vor allem der Beweis erbracht, daß der Geschmack unserer Zeit einer wohltuenden Vollendung zustrebt. Gottlob sind wir bald hinaus über den Tiefstand einer faden Andenkenindustrie und ebenso minderwertigen Spielzeugfabrikation. Das durch den erbarmungslosen Kitsch der letzten Jahrzehnte im Geschmack verrohte große Publikum muß wieder künstlerisch sehen lernen. Die Anfänge einer Erziehung unseres Volkes im künstlerischen Geiste nehmen wir auf allen Gebieten wahr. Und nach diesen Gesichtspunkten wird in der Düsseldorfer Verwundetenschule deutsche Kulturarbeit geleistet, sozial wie künstlerisch, und sie bietet uns Gewähr dafür, daß man uns auch für den kommenden Frieden gerüstet finden wird.

Modellierarbeiten.

geschrieben, und zwar mit Stahlfedern und Maschinen, stenographiert und gezeichnet.

Da besuchte ich kürzlich den Fachkursus für Baugewerbe. Aus ehemaligen Hauern, Zimmerleuten und Technikern setzten sich die Schüler dieser Klasse zusammen. Wirklich wohltuend berührte mich die hier geübte Lehrmethode, die neben der sachlichen Heranbildung der Leute vor allen Dingen auch die künstlerische Richtung betont, die eine zielbewußte Förderung der deutschen Baukunst bezweckt. Wie notwendig gerade die nachdrückliche Förderung der architektonischen Bestrebungen unserer Zeit ist, zumal unter unsern ländlichen Maurermeistern und Zimmerleuten, das werden alle anerkennen, die den immer noch vorherrschenden Tiefstand der ländlichen Bauweise beklagen. Von den allzu üblichen vierkantigen Backsteinkästen mit aufgesetzten flach abfallenden Dächern, die unsere charakteristischen schönen deutschen Dorf- und Kleinstadtbilder so erbarmungslos verunzieren, will ich schweigen. Aber schließlich genau so verwerflich ist das Hineinbauen von galerienumsäumten Schweizerhäuschen in die norddeutsche Tiefebene oder die Errichtung hessischer malerischer Dorfhäuser am Niederrhein. Diesem Unfug der letzten vierzig Jahre muß gründlich gesteuert werden. Geben wir deutschen Landen ihre deutsche Schönheit wieder! Das sei das Leitmotiv. Und daß die Düsseldorfer Fachklasse für Baugewerbe ihre uniformierten Schüler in diesem Sinne belehrt, muß jeder Deutsche, der seine Heimat schätzt, mit Befriedigung wahrnehmen. Allerdings sind dem Erreichbaren gewisse Grenzen gesteckt; denn innerhalb der kurzen Ausbildungszeit sind die Leute gewiß nicht zu fertigen Architekten umzubilden. Sehr gut besucht sind auch gleich-



Kunsttöpfereien.



Ausgesägtes und bemaltes Kinderspielzeug.
(Von den „Düsseldorfer Schnittbogen“, die als Vorlage dienen, sind 12 Blatt erschienen. Zu beziehen durch die Hauptstelle für freiwillige Liebestätigkeit Abt. 28 c, Düsseldorf, Retingerstraße 50.)

## Mäusejagd im Lazarett. Von Schwester Elsa von Bockelmann.

In dem großen, hellen Krankenhaus, in welchem die vielen verwundeten Soldaten gesund gepflegt werden, lebt still und bescheiden eine große Mäusefamilie unter dem langen Korridor. Gute Ordnung und Zucht ist in der Mäusefamilie. Wenn Mäusepapa oder Mäusemama etwas sagen, sind die vielen Kinder still und reden nicht dagegen.

Es gibt viel zu tun. Die ältesten Mäusekinder haben die Küchenabfälle vom Krankenhaus herbeizuschleppen, die drittälteste muß die Gänge sauber halten, Hopps, die vierte Maus, muß kochen, und Fiffi muß in der Welt herumhorchen, was passiert; denn der alte Mäusevater kann sich keine Zeitung halten. Vielleicht kann er auch nicht lesen, aber das mag er den Kindern nicht sagen.

Von Fiffi will ich erzählen.

„Wenn nur nicht russische Mäuse herkommen," sagt der Vater, „das wäre ganz schrecklich, die haben keine Manieren, die sind verwildert und boshaft!"

„Ach, die fressen uns alle auf," jammerte die Mäusemama.

„Wir werden euch bis aufs Blut verteidigen," sagt stolz der kleine Hopps. Und dann singen die kleinen Mäusekinder mit ihren feinen, feinen Stimmchen: „Deutschland, Deutschland über alles!" Und Mausevater und Mausemama beruhigen sich wieder.

Aber ich will ja von Fiffi erzählen.

Im Krankenhaus ist's heute beinah lustig; denn ein paar Soldaten sind gesund gepflegt, sie tragen wohl den Arm in der Binde, aber es geht ihnen gut und sie schwatzen viel. ‚Ei,' denkt Fiffi, ‚da kann ich viel Neues hören,' sie zieht ihre Filzpantoffeln an und schleicht in ein Winkelchen.

Was die nur erzählen!

250 000 Italiener sind gefangen! — Leise geht Fiffi etwas näher heran,

„Eine Maus!" „Eine Maus!" rufen die Soldaten durcheinander. „Die jagen wir."

Arme Fiffi!

„Kinder, das muß vorschriftsmäßig gehen, also Bajonettkampf!" — „Stillgestanden! — Los!"

Wie sehen die Soldaten aus mit ihren wilden Augen — entsetzlich — grausig. Fiffi rennt vor Angst auf die Gardinenstange.

„So kriegen wir sie nicht — nun mal Ordnung," sagt einer. „Die Maus dort vertritt Deutschland, Karl, du bist Italien, August Frankreich." „Ich will mitspielen," rief einer im Bett. „Na, Jakob, du langer, dürrer, kannst England sein. Du kannst uns zusammenhetzen!"

‚Ich soll Deutschland sein,' denkt stolz unsere Fiffi, ‚ihr kriegt mich nicht.' Ihre Angst ist fort. Schnell huscht sie herunter und holt ein Stückchen Apfelsinenschale, das sie in der Ecke gesehen hat, hervor, blitzschnell legt sie das Stück mitten unter die Feinde.

„Greift sie — da ist sie!" schrie der lange, dürre Jakob, der im Bett lag.

„Kss — kss — — kss — — — ksssss."

Die Soldaten schickten ihre Bajonette wild lachend in alle Ecken hinein.

Bautsch, da glitt Italien auf der Apfelsinenschale aus, erst taumelte es, dann will es sich an Frankreich festhalten und dann — bumm — bumm lagen alle beide auf der Nase. Jakob, der England spielen muß, will sich totlachen und sagt: „Jetzt komme ich mit meiner Flotte. Achtung!" Schwapp gießt er den ganzen Wassertopf nach der Maus hin, dabei verliert er das Gleichgewicht und plumpst zum Bett heraus. Das ist ein Poltern, ein Lärmen, ein Toben! Fiffi hört nur noch: „Deutschland hat gesiegt!" Sie nimmt die Apfelsinenschale als Kriegsbeute nach Hause.

Ihr hättet wohl hören mögen, was Fiffi zu Hause erzählt hat; ich wäre auch gern dabei gewesen!

Einen ordentlichen Festtag gibt's in der Mausefamilie, und Fiffi bekommt einen großen Speckorden, der jeden Tag erneuert wird.

Aber wißt ihr, was ich denke? Fiffi wird noch ein bißchen dazu gemogelt haben; denn das tut jeder, der von seinen Kriegstaten erzählt, das schadet aber nichts.

Noch nie wurde: „Deutschland, Deutschland über alles," so klar gesungen wie an dem Abend.

Meine Geschichte ist wahr; denn die Apfelsinenschale hängt zum ewigen Andenken in dem stillen Mäusewinkel; ich habe sie selbst gesehen, als ich einmal einen Groschen aus dem Loch herausholte.

### Die Fahne.

Man feiert einen Sieg,
Und lustig flattert die Fahne
Vor meinem Fenster. —
Mir aber scheint das Rot der Fahne — Blut,
Das bleiche Weiß wie starre Todesblässe,
Auf die das Schwarz wie Todesschatten fällt.
Denn ich muß immer an den Einen denken,
Den ich für diesen Sieg gegeben habe.

Irmengard Scholz.

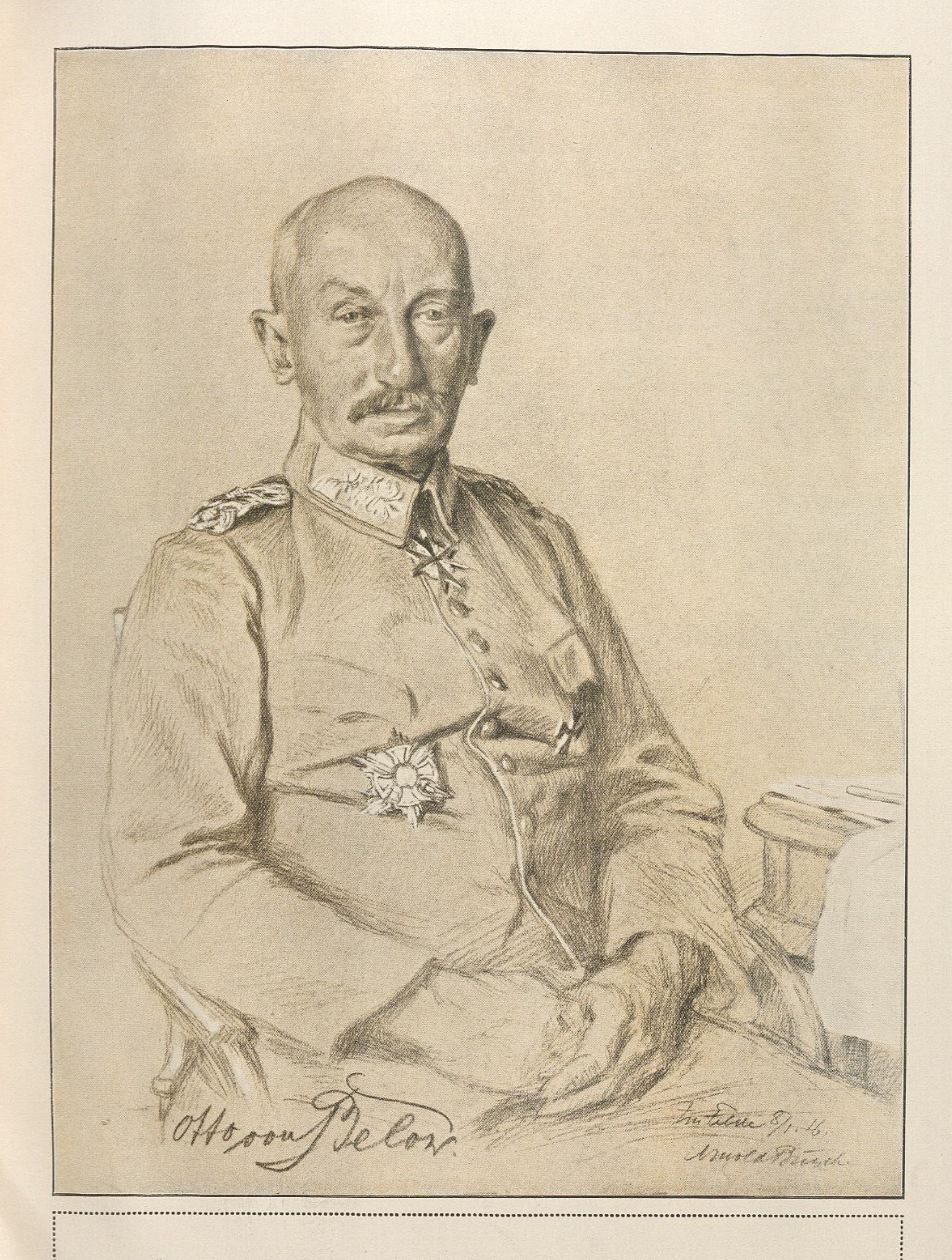
## Welthungersnot? Von Dr. Frhr. von Mackay.

„Die größte Gefahr scheint Rußland; ich glaube, die größte Gefahr ist Amerika." Also schrieb vor just zwanzig Jahren Fontane in seinen Briefen an Morris, hellseherisch vorausschauend, wie Europa und den Mittelmächten ein weit schlimmeres Schreckgespenst als das „kosakisch werden", mit dem Napoleon fürchten machte, drohte: der angelsächsische Großkapitalismus, der mit seinen plumpen Polypen-Saugfüßen überall ansetzt, um das Blut aus kräftigen, selbständigen Volkswirtschaften auszusaugen. Die National City Bank, bekanntlich das erste Finanzunternehmen der Union, in deren Verwaltung neben Morgan die Rockefeller, Kuhn, Loeb & Co. nebst anderen dii minores des Wallstreet-Olymps sitzen, hat unlängst einen Wirtschaftsbericht veröffentlicht, über den gewiß weder Herr Wilson noch irgendeiner seiner kriegsbegeisterten Mitbürger und Gesinnungsgenossen diesseits oder jenseits des Atlantischen Ozeans Freude empfinden wird. Denn in diesem Rundschreiben wird von einer Seite, die gerade jetzt zu übertriebener Schwarzseherei gewiß am wenigsten Anlaß hat, ein denkbar düsteres Bild der in Aussicht stehenden Ernährungsverhältnisse entworfen. Von der vorigen Ernte bestände so gut wie nichts mehr an Vorräten. Die Winterweizenernte sei am 1. April noch auf 430, am 1. Mai aber nur mehr auf 336 Millionen Bushels geschätzt worden. Solle also soviel verbraucht und ausgeführt werden, als es im vergangenen Jahr geschehen, so müßte der Ertrag an Frühjahrsweizen um rund 300 Millionen Bushels höher sein als bei der letzten Ernte, was aber angesichts der schlechten, trockenen Witterung gänzlich ausgeschlossen sei. Hiernach ergäben sich erschreckende Aussichten für die Zukunft. Gewiß! Schon die jetzigen geradezu phantastischen Preissteigerungen sind ein Zeugnis dessen. Weizen beispielsweise kostet heute drüben das Dreiundeinhalbfache vom Friedensdurchschnittpreis. Kartoffeln sind um fast das Sechsfache im Marktwert gestiegen! Sind die Mißernten der letzten drei Jahre im Sternenbannerreich lediglich Folgen ungünstiger Witterung? Keineswegs! Seit geraumer Zeit ist von allen Fachleuten dem Yankee die bittere Wahrheit zu Gemüt geführt worden, daß, wenn er an seinen jetzigen Raubbaumethoden festhielte, ebensowohl die Volksernährung wie die Gewinnung der nötigen Rohstoffe für die Industrie immer größere Schwierigkeiten bereiten werde. Wenige statistische Angaben mögen die Berechtigung solcher Kassandrarufe beleuchten. Im Lande „der unbegrenzten Möglichkeiten" ist die Anbaufläche für Weizen, das Hauptnahrungsmittel, in den letzten zehn Jahren fast dieselbe, nämlich rund 30 Millionen Acker geblieben. Ebenso haben sich die Erträge durch bessere Wirtschaftsmethoden kaum merklich gebessert. Man vergleiche die Hektarerträge des Jahres 1913:

| | Weizen | Roggen | Gerste | Hafer | Kartoffeln |
|---|---|---|---|---|---|
| | | (Doppelzentner) | | | |
| in Deutschland | 20,7 | 17,2 | 19,8 | 19,0 | 135,1 |
| in der Union | 10,2 | 10,2 | 12,8 | 10,5 | 60,8 |

In der Viehzucht steht der starken Vermehrung der Bevölkerung sogar ein starker Rückgang der Erzeugung gegenüber, obwohl das Sternenbannerreich in seinen weiten Ranchos über das beste Mittel zur Steigerung des Viehstapels verfügt. Die Zahl der Ochsen und Kühe, auf das Bevölkerungstausend gerechnet, stieg 1850 bis 1890 von 766 auf 915 und ist seitdem auf 660 gefallen. Um die Schweinezucht steht es nicht anders. Und die Zukunft bietet keinerlei Aussichten für eine Besserung der Zustände. Denn der „Landraub", die rücksichtslose, um die Zukunft unbesorgte Ausbeutung von Grund und Boden durch das Großkapital, hat seit Roosevelts marktschreierischem, aber erfolglosem Feldzug für die Erhaltung der natürlichen Reichtümer nur immer bedenklichere Formen angenommen. Die Folge ist, daß heute bereits der altväterliche Besitz der Sterne und Streifen diesem Schmarotzertum nicht






General der Infanterie Otto von Below, der deutsche Oberbefehlshaber in Italien.
Zeichnung von Prof. Arnold Busch.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)

mehr genügt, daß es im Ausland nach neuer Beute sucht. Kuba hat es beschlagnahmt, dann Alaska, wo seine sämtlichen Matadore des Geldsacks sich vereinigt haben, um mittels eines Syndikats allen Landerwerb zu beherrschen, Eisenbahnen zu bauen, Dampferlinien zu begründen, Bergwerksunternehmungen zu betreiben, Fischerei und Pelzhandel sich zu unterwerfen, kurz, ein Land von der dreifachen Größe Deutschlands zur Domäne einer einzigen allgewaltigen Finanzorganisation zu machen. Und von dort aus soll nunmehr eine Brücke über die Aleuten und Kamtschatka nach Russisch-Sibirien geschlagen werden, um dessen unermeßliche Wald- und Landflächen, dessen gewaltige mineralische Schätze, Gold und Edelgestein und was nicht alles in amerikanischer Phantasie, zum guten Teil aber sicherlich in Wirklichkeit vorhanden ist, dem Dollar-Machtgebot als neue jungfräuliche Beute zuzuführen.

In eigenartiger Verkettung wirken von anderer Seite natürliche Rückstoßwirkungen des Krieges als weitere treibende Kräfte für den Niedergang der nordamerikanischen Landwirtschaft. Vorab der Mangel an Kalizufuhr, die Deutschland monopolisiert. Sodann das jähe Sinken des Zustroms an Arbeitskräften vom Ausland her. Seit dem Rekordjahr von 1907 ist bekanntlich, dank der Wirtschaftskrise, die im folgenden Jahr die Union heimsuchte, der Einwanderungsstrom stark gesunken, um dann im Rechnungsjahr 1912/13 wieder zur außerordentlichen Höhe von 1 997 000 Menschen anzuschwellen. Heute hat das europäische Völkerringen neuerdings die Einwanderungsverhältnisse auf den Kopf gestellt; 1914/15 fiel der Zuzug auf die unerhört geringe Zahl von rund 280 000 Köpfen, der eine fast gleich große Zahl von Auswanderern gegenüberstand, 1915/16 gar auf rund 190 000! Die sozialwirtschaftlichen Folgen der Umwälzung liegen zutage. Im selben Augenblick, da die Union möglichst viel Arbeiter in die Munitionsfabriken treibt, sinkt der Ersatz an menschlichen Kräften jählings: vorab natürlich zum Schaden der Landwirtschaft, deren Erzeugungsvermögen so auch von dieser Seite gewaltsam herabgedrückt wird. Man hat das europäische Völkerringen nicht ganz mit Unrecht einen Generalstreik der arbeitskräftigsten Männer aller kriegführenden Staaten genannt. Und die Union, die ein Lieferant Europas nicht nur für Nahrungsmittel, sondern auch für Rohstoffe in großem Maßstab ist, hätte gewiß allen Grund gehabt, sich von diesem Ausstand fernzuhalten. Statt dessen wählte sie den entgegengesetzten Weg, freilich nur, um so aufs deutlichste zu zeigen, daß das Großkapital mit seiner nimmersatten Beutegier schließlich nur sich selbst den Ast absägt, auf dem es sitzt. Ein wirksames Druckmittel gegen die ständig gesteigerten Lohnforderungen der Gewerkschaften steht den Arbeitgebern nicht mehr zur Verfügung, und die wachsenden Lebensmittelnöte treiben dem umstürzlerischen Sozialismus Wasser auf die Mühle; das Unternehmertum steht zum erstenmal vor der Aussicht, daß ihm der rote Radikalismus über den Kopf wächst. Kurz, mögen noch so gewaltige Geldmengen nach New York geflossen sein, der Boden, die Grundlage jeder gesunden Nationalwirtschaft, ist in Amerika nicht reicher, sondern ärmer geworden, die Löhne steigen bei ständiger Verschlechterung der Lebensbedingungen, schwere soziale und rassenpolitische Krisenbildungen ziehen als unheilkündende Gewitter am Horizont des Sternenbannerreichs auf, seine Wettbewerbungsfähigkeit wird an der reizempfindlichsten Stelle bedroht, der geschichtliche Fluch, der an dem glitzernden Metall hängt, ist mit nach der Vormacht der Neuen Welt eingewandert. Isaac Morcosson (Marcussohn), die rechte Hand des Rt. Hon. Lord Northcliffe, hat das große Wort gelassen ausgesprochen, Heldentum sei im derzeitigen Völkerringen das gewöhnlichste Ding der Welt, das Großartigste daran und das Ungewöhnlichste die Geschäftsorganisation, während Proudhon einmal meinte, Spekulation sei „die Gesamtheit der Mittel, fremdes Gut zu erwischen“. Der Krieg schien den amerikanischen Spekulanten Aussichten auf Anwendung dieser Mittel in einem Umfang zu eröffnen, an den selbst der Verkünder der phantastischen Lehre, daß alles Eigentum Diebstahl sei, nicht dachte. Aber der Himmel hat dafür gesorgt, daß die Bäume derer, die im gewaltigen Ringen der europäischen Völker lediglich einen Gegenstand ihrer Geschäftsmache sehen, nicht zu ihm hinaufwachsen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade jetzt neue Geldtheorien wie Pilze nach dem Sommerregen aus dem Boden wachsen, die sämtlich gegen die Überschätzung des Geldes sich richten, die ihm nur einen quantitativen, keinen qualitativen Wert zuerkennen wollen und die staatliche Bedingtheit aller seiner Geltung betonen. Wie dem sei, soviel erscheint klar: all die Kreditscheine, die von den kriegführenden Ländern in immer größerem Maßstab als Ersatz für das verschwindende Bargeld ausgegeben werden, sie sind dem Wesen nach nichts anderes als *Arbeitsscheine*, Versprechungen, den Massenverlust der durch den Krieg zerstörten Güter durch angestrengte Anspannung aller Kräfte wieder einzubringen und durch die Arbeitsleistung neue Güter zu schaffen, die ihrerseits wieder Geldwerte für die Deckung der riesenhaft angeschwollenen Papierschuld sein sollen. Kurz, die große wirtschaftspolitische Lehre des Krieges ist, daß die Welt, zum Heil der Menschheit, letzten Endes doch nicht das Geld, sondern Arbeitstüchtigkeit und -zähigkeit regiert. Würden den nimmersatten amerikanischen Glücksjägern auf ihren Raubzügen und gegen ihre Gewissenlosigkeit keine Schranken gesetzt, dann — das ist keine Übertreibung — müßten über kurz oder lang alle Kulturvölker der Erde vor der Hungersnot stehen. Aber bereits erhebt sich allenthalben scharfer Widerstand gegen diese Drohungen. Selbst in Paris warnen immer mehr Stimmen nüchtern denkender Männer, klagend, daß ein Fünftel des Ackerbodens brach liege und daß der französische Bauernstand dem Ruin entgegengehe. Noch weit größer aber ist der Unmut in Rußland, dem der Segen der Großkapitalisierung der Weltpolitik und Weltwirtschaft durch die Verbrüderung von Dollar, Pfund und Jen aus vollem Füllhorn zuteil werden soll. Mit den britischen „Pachtgeschäften“ im Balticum fing der Handel an, darauf wurde Japan freie Hand in der Mandschurei und im ganzen angrenzenden Amurgebiet gelassen, und heute preist New York die „friedliche Durchdringung“ Sibiriens als ein Unternehmen von unbegrenzten Gewinnmöglichkeiten vor allem deshalb, weil hier Millionen Kuliarbeitermassen zu billigsten Löhnen in den Frondienst des Großkapitals gestellt werden könnten! Angesichts solcher Umarmungen guter Bundesbrüder hat man in Petersburg gewiß alle Ursache, der Mahnungen zu gedenken, die einst Kuropatkin in der Zeit, da er sich noch nicht von der allslawischen Hetzerei hatte betören lassen, in seinen Immediateingaben an den Hof richtete. Daß nämlich die mongolische Gefahr für das zarische Reich weit bedrohlicher sei als das germanische Schreckgespenst, mit dem die Petersburger Anreißer ihre politischen Geschäfte besorgten; Turkestan und Mittelsibirien seien Rußlands Amerika, wo auf Jahrhunderte hinaus Platz für seine Auswanderer und für Entwicklung eines kräftigen Bauernstandes als festen Bollwerks gegen die gelben Siedlerheere gegeben sei, die vom Osten her in neuen Tatarenzügen Asien und Osteuropa zu überschwemmen drohten. So aber, im Lichte dieser Tatsachen, wird zugleich verheißungsvoll deutlich, was Deutschland mit einem verjüngten Rußland enger und tiefer als aller zeitlicher Friedensdrang verbindet; der in eine glückliche Zukunft weisende Wille zur Erhaltung und Entwicklung freier, auf bäuerlichem Fruchtboden ruhender Nationalwirtschaft. Aus ihm quillt unser „Drang nach dem Osten“ seit der Zeit des Deutschen Ordens, aus ihm folgert sich natürlich der geschichtliche Druck und Marsch des Russentums nach Mittelasien, wo sich ihm unbegrenzte, reiche Arbeitsfelder bieten. Bricht sich in Sturm und Wehen der gegenwärtigen Umwälzung diese Wahrheit und Erkenntnis Bahn, dann ist nicht zu besorgen, daß der Russe wie der Franzose fünfzig Jahre lang in eine unfruchtbare Revanche-Idee sich verbohrt und verrennt. Dann wird vielmehr der gesunde Volksgrundstock des zarischen Reiches, sein Bauerntum, gerade im Deutschen den besten Freund zu wirklich glücklichem Wirtschafts- und Kulturfortschritt sehen und so ein neuer dauernder Friede begründet werden, wie er der einer großen Lebens- und Freiheitsnotwendigkeit beider entspricht, in der sich zugleich ein wichtigstes Zukunftsproblem der ganzen Menschheit beschließt. Nämlich gemeinbürgschaftlich den Kampf gegen das angelsächsische Händlertum zu führen, das den Volksherrschaftsgedanken als Plakat vor sich her trägt, tatsächlich aber nur den Geldsack als Alleinherrscher auf den Thron zu setzen und selbst Krieg und Politik zu dessen Dienern zu entwürdigen strebt. Es gilt, die *Heiligkeit des Ackers* zu schützen und ein freies Bauerntum, den Träger aller höheren und gesunden Kultur, vor dem Helotentum im Dienst des Kapitals, damit aber auch die ganze Welt vor dem Schicksal tiefer Zerrüttung, wirtschaftlicher und moralischer Verelendung bei äußerlichem Glanz zu bewahren. Indem England von vornherein den Kampf gegen Deutschland auf das Prinzip der Aushungerung des Gegners stellte, hat es den Krieg zum nationalwirtschaftlichen Gebiet mit Wirkungen hinübergespielt, deren weittragende Folgen sich erst nach dem Friedensschluß offenbaren dürften. Das Gesetz des „selbstgenügsamen Staates“ wird neue Bedeutung, ungewöhnliches Gewicht erlangen. Jede Nation wird es als ein erstes Erfordernis ihrer militärischen Rüstung und Sicherheit betrachten, über soviel Lebensmittelquellen im eigenen Land zu verfügen, daß die notwendigsten Volksernährungsbedürfnisse unbedingt gedeckt sind, um so jeder feindlichen Macht den Anreiz der Rückkehr zur Barbarei des Aushungerungskrieges zu nehmen. Neue Wege werden sichtbar von einem Zeitalter, das, in großkapitalistischen Anschauungen befangen, die Macht des Geldes überschätzte, zu einer gewandelten Menschheit, die den tiefen Sinn des Gebets um das tägliche Brot wieder verständnisvoll erfaßt und seinen Gesetzen gehorsamt, die in der Bauernstelle die Keimzelle jedes kraftvoll und selbstsicher sich entwickelnden Volkskörpers ehrt und die durch einen zu erhöhten Lebensformen entwickelten nationalwirtschaftlichen Staat die öde, seuchenbelastete welthändlerische „internationale“ Staatskünstelei überwindet.

# Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

## 9. Französische Justiz im Kriege.

Am 27. September 1914 wurden elf unserer Herren nach Casablanca geschafft, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man bedenke: deutsche Kaufleute aus dem neutralen Marokko, wo deutsche Gerichtsbarkeit bis zu Ausbruch des Krieges herrschte, vor ein französisches Kriegsgericht, wegen angeblicher Vergehen, die samt und sonders vor Beginn des Krieges, oft viele Jahre vorher, begangen sein sollten.

Herr Seyffert, Beamter der kaiserlich deutschen Post in Casablanca, war das erste Opfer einer Kette der grausigsten Justizmorde, die je die Weltgeschichte erlebt hat. Er war verurteilt worden wegen „Spionage", die mit folgendem begründet wurde. Lange vor Ausbruch des Krieges hatten die Franzosen — diese Kulturträger — die Köpfe der bei Tasa gefallenen Marokkaner zur Abschreckung der noch übrigen feindlichen Stämme auf Pfähle gepflanzt und öffentlich ausgestellt. Das Bild soll von einem französischen Obersten auf der photographischen Platte festgehalten worden sein, der es unter anderem auch seinem Burschen, einem deutschen Fremdenlegionär mit Namen Wolke, schenkte, der seinerseits es an Herrn Seyffert sandte mit ein paar Begleitworten, ohne sich das geringste dabei zu denken. Den Wolke hatte Herr Seyffert auf der deutschen Post in Casablanca kennen gelernt, weil er dort regelmäßig seine Briefe nach der Heimat aufgab, und war auf die natürlichste Weise von der Welt mit ihm ins Gespräch gekommen, indem er das erstemal, als er ihn sah, sein Erstaunen nicht verbergen konnte, von einem französischen Soldaten im geläufigsten Deutsch angeredet zu werden. Als die Franzosen inzwischen eingesehen hatten, welche Dummheit ihr Oberst gemacht hatte mit der Aufnahme und Verbreitung eines derartig für französische Kultur belastenden Bildes, suchten sie die Weitervertreibung zu verhindern, indem sie die Todesstrafe auf seinen Besitz setzten. Dies konnte Herrn Seyffert ja vollständig gleichgültig sein, denn was die Franzosen für ihre Untertanen anordneten, ging ja ihn als Deutschen im neutralen Marokko überhaupt nichts an. Leider vergaß er es bei Kriegsausbruch unter seinen übrigen Sachen, dort wurde es gefunden und sein Schicksal war damit besiegelt. Zusammen mit dem Fremdenlegionär Wolke wurde er am Steinbruch in Casablanca erschossen. Wie ein Held ist Herr Seyffert in den Tod gegangen, indem er sich verbat, ihm die Augen zu verbinden.

Die nächsten beiden Meuchelmorde in Casablanca wurden am 28. Januar 1915 an zwei Freunden von mir begangen, an Herrn Carl Ficke aus Casablanca und Herrn Richard Gründler aus Mazagan, mit welch letzterem wir die ganze Reise nach Sebdou zusammen gemacht hatten. Mit ihm und seiner Familie waren wir bis zum Tage seiner Abführung nach Casablanca in ein und derselben Baracke gewesen. Sie wurden beide vor das Kriegsgericht — diese Farce eines Gerichts — gestellt wegen „Spionage", angeblich begangen Jahre vor Kriegsausbruch. Diese sogenannte „Spionage" hatte darin bestanden, daß die beiden Herren, Teilhaber der seit Jahrzehnten von Herrn Carl Ficke gegründeten hochgeachteten Firma gleichen Namens, in ihren Geschäftsberichten aneinander gerichtet unter einer stehenden Rubrik „Politisches" geschrieben hatten: Dies und jenes ist in Mazagan resp. Casablanca vorgefallen, französische Truppen sind von da nach dorthin aufgebrochen. Hierin „Spionage" zu sehen ist derartig wahnsinnig, daß ich mich hierbei etwas länger aufhalten muß.

Ein jeder von uns Firmeninhabern in Marokko war aus Geschäftsinteresse verpflichtet, von solchen Sachen Notiz zu nehmen und seinen Geschäftsagenten oder Filialen hiervon Mitteilung zu machen, ganz besonders eine derartig weitverzweigte Firma wie die des Herrn Carl Ficke, und wenn ich das mir von Herrn Ficke vor Jahr und Tag gemachte Anerbieten, Leiter seiner Filiale in Fez zu werden, angenommen hätte, würde ich es ganz genau so wie die beiden Herren gemacht haben, deren Schicksal ich dann wohl auch geteilt hätte.

Um diese sogenannten „Politischen Mitteilungen" zu begründen, nehme ich einen der einfachsten und plausibelsten Gründe hierfür heraus. Erfuhr man seinerzeit in Marokko, daß die Franzosen, die ins Land gekommen waren, nicht etwa, um den Aufruhr zu dämpfen, sondern anzufachen, um dann unter der Form einer „pénétration pacifique" das Land desto leichter an sich reißen zu können, nach einem bestimmten Orte Truppen werfen würden, so konnte man annehmen, daß der bisher ruhige Handel und Wandel für längere Zeit auf das empfindlichste gestört werden würde, und man tat klug daran, das Kreditgeben, worin das ganze Marokkogeschäft besteht, nach jener Gegend hin einzuschränken, oder völlig zu unterbinden. Ein weiterer Grund, auf derartige französische „Pazifizierungsbestrebungen" ein äußerst wachsames Auge zu haben, war der, daß infolge solcher Raubzüge die an und für sich schon sehr schwankende Landesmünze auf das empfindlichste beeinflußt wurde. Wer also in Marokko Geschäfte machen wollte und sich um Politik in diesem Sinne nicht kümmerte, war ein Narr oder wohnte in einem Wolkenkuckucksheim, aus dem er bei Durchsicht seiner Jahresbilanz sehr unsanft herausgestürzt wäre.

Nein und abermals nein, und so laut in die ganze Welt hineingerufen, daß es zur ewigen Schmach der Franzosen so bekannt wird, wie die „sizilianische Vesper", hier lagen ganz andere Motive vor. Bleibt auch der Mord an Seyffert dem Beurteiler für ewige Zeiten ein psychologisches Rätsel des französischen Kulturgewissens, so war das Hinschlachten der beiden anderen Opfer ein wohlüberlegtes, raffiniertes, zielbewußtes Vernichten des Deutschtums in Marokko, dessen Ausrottung Lyauthey, dessen Name einmal mit denen der gemeinsten Mörder, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat, zusammen genannt werden muß, ja laut als sein Ziel verkündet hatte. Ficke war ein kerndeutscher Mann und hatte niemals daraus ein Geheimnis gemacht, für ihn gab es bei französischen Übergriffen kein Paktieren, und als ich ihn vor vielen Jahren nach dem französischen Bombardement von Casablanca in Tanger eines Abends mit Herrn Mannesmann zusammen in der Villa Valentina sprach, als er nach Deutschland reiste, um dort der deutschen Regierung die verzweifelte Lage deutscher Kaufleute in Casablanca vorzutragen, da meinte er schon damals, daß es einen Kampf auf Leben und Tod mit den Franzosen in Marokko geben würde — nun, er ist moralisch dabei Sieger geblieben, und wie Helden auf dem Schlachtfeld sind beide für ihr Deutschtum in den Tod gegangen.

Unter phantastischen Versprechungen hatte die französische Regierung und Presse Hunderttausende von Franzosen nach Casablanca gelockt, deren künstlich emporgezüchtete Erregung australische und kalifornische Goldfieber in den Schatten stellten, und in Casablanca angekommen, fanden nun diese Verführten, daß die wertvollsten Grundstücke und der einflußreiche Handel, außer französischen Cafés, Tingeltangels und öffentlichen Häusern, in deutschen Händen seien; man war aufs äußerste aufgebracht, enttäuscht und erbittert, aber nicht gegen die schamlose Anlockung der eigenen Regierung — sondern gegen die Deutschen. Zum Klassenhaß, wie zwischen Reichen und Darbenden, kam der Rassenhaß geschürt von der französisch-marokkanischen Presse.

Auf diesem Boden der gemeinsten Leidenschaften sind diese Justizmorde geschehen, wie mir ein französischer, sehr gebildeter Sergeant der Reserve, dessen Namen ich zu seinem eigenen Schutze verschweigen muß, sagte: „Werden Ficke und Gründler nicht erschossen, so gibt es einen Aufstand unter den Franzosen in Marokko", und dieser Ausspruch datiert lange bevor das Kriegsgericht sein Urteil gefällt hatte. Wären wir bei der Marne nicht zurückgegangen, so lebten beide noch heute, aber seinerzeit glaubten ja die Franzosen, daß es mit Deutschland doch ein für allemal vorbei sein würde. Lyautheys entsetzliche Mißwirtschaft in Marokko konnte nicht besser vor Frankreich und seinem Parlament entschuldigt werden, als mit seinen Worten: „Jetzt habt ihr den Beweis, neben meinem Regiment im Lande gab es ein mächtigeres Nebenregiment, das der Deutschen, die jeden Fortschritt absichtlich verhindert haben."

Ich las erst jetzt, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, die Todesanzeige, wie sie von der mir hochverehrten Gemahlin des Herrn Carl Ficke, einer der deutschesten Frauen Marokkos, in deren gastfreiem Hause ich so schöne Stunden in Casablanca verlebt habe, veröffentlicht wurde, und die wie folgt lautet:

„Nach erfolgter amtlicher Bestätigung bringe ich hiermit allen unseren Verwandten und Freunden zur Kenntnis, daß mein lieber Mann, Herr Carl Ficke, Begründer und Teilhaber der Firma Carl Ficke, in Casablanca, Mazagan, Marrakesch, Rabat und Fez, und sein Geschäftsteilhaber in Mazagan, Herr Richard Gründler, am 28. Januar auf Befehl des Generals Lyauthey in Casablanca erschossen worden sind. Mit ihnen sind zwei unschuldige, wehrlose Männer für das Vaterland gefallen, die in Marokko in hohem Ansehen standen, lange bevor die Franzosen in das Land kamen, und deren einziges Verbrechen es war, Deutsche zu sein. So fährt Lyauthey fort, sein in Rabat gegebenes Wort, daß er die Deutschen Marokkos vernichten wolle, ungehindert in die Tat umzusetzen."

Herr Nehrkorn, der Neffe des Herrn Carl Ficke und die rechte Hand in dessen großem Betriebe, wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Deportation verurteilt, aus dem einzigen Grunde, weil er der Neffe seines Onkels war und aus seiner deutschen Gesinnung niemals ein Hehl gemacht hatte.





Ein anderer Herr in Diensten der Mannesmann-Gesellschaf wurde vor das Kriegsgericht in Marrakesch gestellt, mußte die Entfernung von über 200 Kilometer von Casablanca nach Marrakesch zu Fuß zurücklegen, weil in seinem Besitz eine Photographie gefunden, die, wie sein Verteidiger nachwies, schon früher in französischen Journalen erschienen war, und weil unter seinen Aufzeichnungen eine Notiz gefunden worden war, die er sich infolge einer Unterhaltung von zwei französischen Offizieren in einem Café gemacht hatte. Die Anklage stand auf derartig schwachen Füßen, daß sie fallen gelassen werden mußte und Freispruch erfolgte. Zurückbefördert wurde er in derselben Weise als Schwerverbrecher.

Der österreichische Honorarkonsul in Casablanca wurde zuerst zum Tode verurteilt, dann zu 10jähriger Zuchthausstrafe begnadigt, weil in seinem Geschäftslokal ein Jahre alter Wisch eines Arabers gefunden worden war, daß, falls einmal in Casablanca die umliegenden Kabylen eindringen sollten, er ihm gerne mit seinen Leuten zu Hilfe kommen würde. Derartige Briefe und Anerbieten hat wohl ein jeder von uns zu Dutzenden erhalten, sie aber meistens lachend in den Papierkorb geworfen; hier in diesem Falle war dieser Wisch unglücklicherweise von einem Angestellten mit anderen Schriftstücken einfach abgelegt worden.

Unter welch entsetzlichen Umständen der Hin- und Rücktransport nach Casablanca stattfand, macht man sich kaum eine Vorstellung. In Ketten zu zweien, im Laderaum des Schiffes bei verschlossenen Luken ohne Luft und Licht und selbstverständlich ohne Abort und so gut wie ohne Nahrung, in Oran in unterirdischen Löchern von Gefängnissen zusammen mit eingeborenen Mördern, vermessen nach dem Bertillonschen Erkennungssystem, unter Abnahme von Fingerabdrücken, unter Aufnahme fürs Verbrecheralbum, nach körperlicher Untersuchung, die in allen ihren Teilen sich nicht beschreiben läßt, und dies alles, selbst wenn die Herren vor dem Kriegsgericht in Casablanca freigesprochen worden waren.

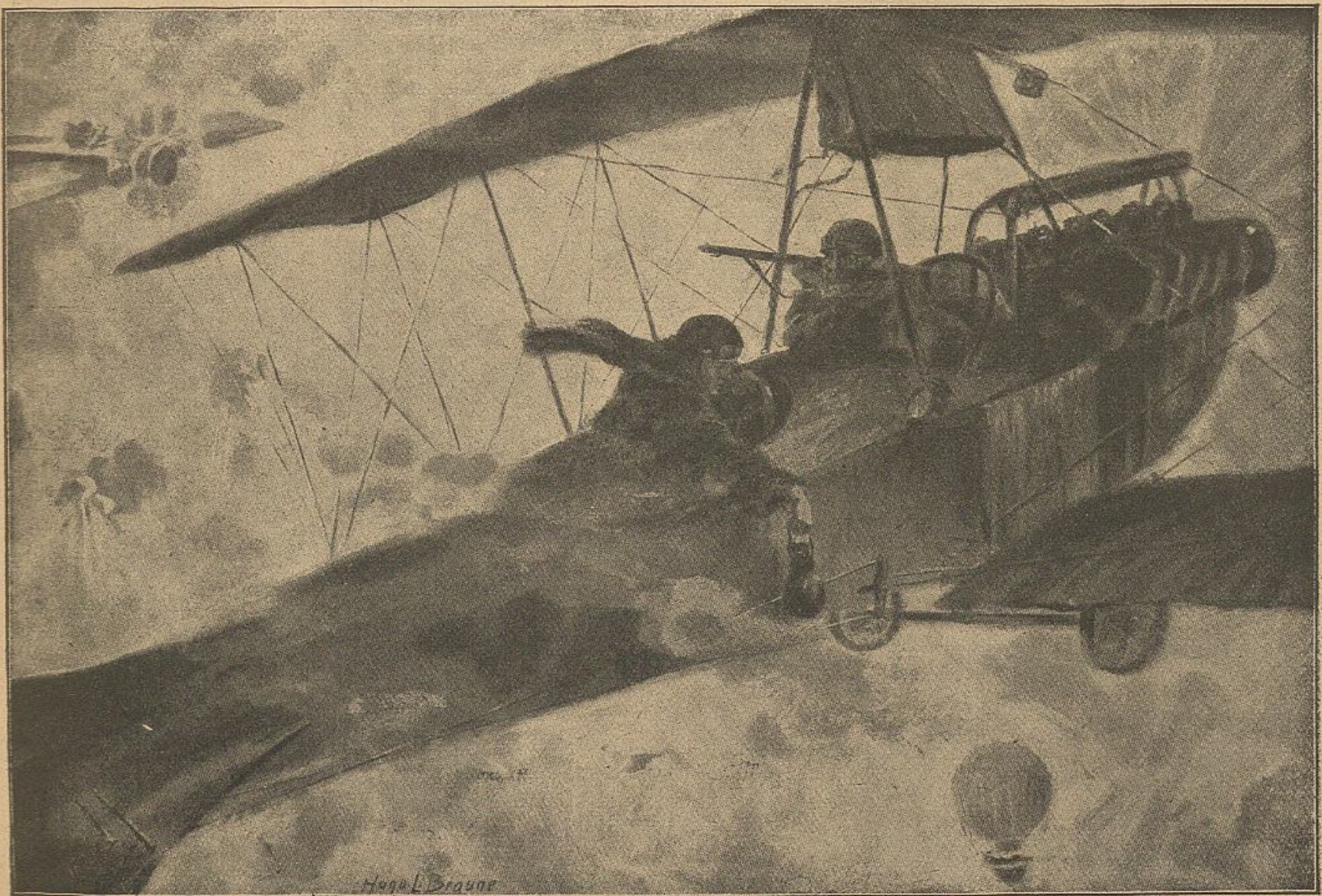
Als einer der Herren, der infolge eines Unglücksfalles vor Jahr und Tag sein rechtes Bein verloren hatte und nur am Stock mit Hilfe eines künstlichen Beines sich fortbewegen kann, auf der offenen Reede von Casablanca bat, ihm die Handfesseln abzunehmen, um vom Leichter aus bei schwerbewegter See auf das Fallreep des Dampfers zu kommen, wurde ihm dies mit der höhnischen Bemerkung der begleitenden Gendarmen verweigert, daß, falls er ins Wasser fiele, eben ein „Bosch" weniger sei, was ja kein Unglück wäre. Trotz seiner verschiedensten Eingaben, daß er mit Fug und Recht unter die Kategorie der zum Austausch berechtigten Schwerverwundeten falle, wurde dieser Herr nicht freigelassen, zumal nachdem seine völlige Unschuld selbst vor dem Kriegsgericht glatt erwiesen war, sondern Lyauthey antwortete, es sei erwiesen, daß er in Marokko geritten habe — es gibt dort nämlich kein anderes Fortbewegungsmittel — und demnach trotz Amputation eines Beines noch immer für den deutschen Heeresdienst, selbst für Kavallerie, in Betracht käme. Von Anfang des Krieges bis Ende März 1916 blieb dieser Ärmste gefangen.

Auf dem Rücktransport von Casablanca trafen unsere Herren mit vielen armen deutschen Kriegsgefangenen zusammen, die zu Wegearbeiten nach Marokko gebracht, von den dortigen Kriegsgerichten zu den furchtbarsten Strafen verurteilt worden waren. Trug einer derselben eine aus der französischen Schweiz stammende Uhr mit irgendeinem französischen Wort darin, so war Raub in Belgien oder Frankreich erwiesen, und das Urteil lautete auf 10 Jahre Zwangsarbeit. Ein Unteroffizier hatte diese Strafe erlitten, weil auf seiner Brust ein kleines goldenes Kreuz gefunden worden war, das ihm seine Mutter beim Abschied umgehangen hatte.

Am 3. Februar 1915 wurden erst die Herren Legationsrat Moraht, kaiserlich deutscher Berufskonsul in Marrakesch, und Herr Diehl, Verweser des kaiserlich deutschen Konsulats in Casablanca, aus der Gefangenschaft entlassen, nachdem die Sekretäre dieser Herren bereits am 15. Januar hatten abreisen dürfen. Der deutsche Konsul in Fez, Herr Dr. Proebster, war nach Fez zurückgeschleppt worden und dort aus dem Zellengefängnis, in welchem er in Einzelhaft saß, dem Kriegsgericht vorgeführt worden. Dies, um die rechtliche Frage zu berühren, wie unsere offiziellen Reichsvertreter behandelt wurden, die infolge ihrer Stellungen absolut als exterritorial zu betrachten waren, besonders unter dem erneuten Hinweis darauf, daß Marokko überhaupt nicht französisches Territorium ist.

Ein Schweizer, Teilhaber einer deutschen Firma in Mazagan, hatte sich mit seinen kleinen Kindern, dem französischen Ehrenwort glaubend, daß die deutsche Kolonie nach einem neutralen Hafen gebracht werden würde, aus Sympathie für uns Deutsche ebenfalls auf unseren Dampfer begeben, und nur den Bemühungen seiner bei Kriegsausbruch in der Schweiz befindlichen Gattin gelang es, daß er am 4. September abreisen konnte. Eine andere Schweizer Dame aus Zürich, die sich bei Kriegsausbruch in Marokko befand, wurde erst am 8. Dezember 1914 frei.

Einen Russen, der als früherer Vorleser am Hofe von Muley Hafid den Franzosen verdächtig erschien, hat man fast ein Jahr lang im Gefängnis von Oran schmachten lassen, ihn




Ein Kampf in den Lüften: Angriff eines von zwei Offizieren geführten Doppeldeckers auf einen französischen Fesselballon. Nach der Natur gezeichnet von Hugo L. Braune

dann nach Sebdou gebracht und Anfang 1916 seines Alters und seiner gänzlich ruinierten Gesundheit wegen freigelassen.

Die Bemühungen der Franzosen, Leute unter den Gefangenen für die Fremdenlegion zu werben, gelangen ihnen leider in einigen Fällen. Die Anwesenheit derartiger Vaterlandsverräter in unserer Mitte ließ natürlich größte Vorsicht in unseren Unterhaltungen angebracht sein. Ein französischer Sergeant sagte mir im Vertrauen, daß, falls solche Leute an die deutsche Front geschickt werden, sie sämtlich vorher einen rein französisch klingenden Namen bekämen und mit dementsprechenden Papieren ausgerüstet würden.

Trotzdem uns beim Verlassen Marokkos hoch und heilig versichert wurde, daß unser Hab und Gut geschützt würde, so wurde doch später alles mit Beschlag belegt. Meine Möbel, die wohlbemerkt in meinem eigenen Hause, nicht etwa in einem Mietshause, sich befanden, wurden meistbietend verkauft, der italienische Konsul in Saffi soll vieles davon erworben haben. Teile meiner kostbaren Bibliothek trieben sich später im Judenviertel in Saffi herum, meine fast unersetzlichen Teppichsammlungen haben ganz besonderes Interesse erweckt.

Da ich meine Geldschrankschlüssel, sowie eine entsprechende Vollmacht, vor dem spanischen Konsul ausgestellt, meinem treuen spanischen Angestellten ausgeliefert hatte, so kam noch im Jahre 1916 ein von köstlicher Naivität triefendes Schreiben des Sequesters in Saffi an mich, ich möchte doch bitte mitteilen, ob der Besitz meiner Schlüssel in Händen dieses Spaniers mein Einverständnis habe und ob ich nicht besser „in meinem eigensten Interesse" veranlassen könnte, daß dem Sequester meine Geschäftsbücher, Grundstückspapiere und Privatkorrespondenz ausgeliefert würden, denn dies erleichtere dem Sequester doch sehr die Arbeit. Der Kuriosität halber möchte ich aber an dieser Stelle meine Antwort an den Sequester hier wörtlich wiedergeben; der Brief mußte außerordentlich diplomatisch aufgesetzt werden, denn zu jener Zeit waren die Austauschverhandlungen der k. und k. österreichischen Regierung mit den Franzosen fast abgeschlossen, und hätte ich mit meinem Briefe bei den Herren Ärgernis erregt, so hätten sie wohl den Vogel, von dem sie allerdings wohl nicht ahnten, daß er später so singen würde, nicht fliegen lassen.

Monsieur le Commissaire Spécial à Cannes.

Monsieur!

En réponse à la demande du Séquestre de Safi en date du 10 Février 1916, j'ai l'honneur de vous informer qu'étant interné depuis le commencement des hostilités et ne me rappellant plus du tout les détails de l'affaire Hamed Stigui, il m'est matériellement impossible sans être en possession de mes livres de comptabilité de vous donner de bonne foi et d'une façon précise aucun renseignement qui pourrait vous être utile dans cette affaire.

En ce qui concerne l'enlèvement de ma comptabilité, titres de propriétés et correspondance personnelle, clefs, etc., c'est avec mon entière autorisation et en mon nom concernant Mr. Sanchez sujet Espagnol; je regrette beaucoup de ne pas être en mesure de vous rendre le service demandé, c'est à dire de vous soumettre les pièces qui pourraient vous être utiles dans l'affaire en question.

Veuillez agréer, Monsieur le Commissaire, l'assurance de mes sentiments distingués. W. K.

Gebrüllt aber vor Lachen haben wir, als ein Herr aufgefordert wurde, seinen Geldschrankschlüssel dem Sequester einzusenden, da der Schrank verkauft sei, der neue Besitzer aber ohne Schlüssel nichts damit anfangen könnte. Dies ist doch wirklich eine Unverfrorenheit, die ihresgleichen sucht.

## In Schlamm und Morast. Von Fr. Willy Frerk.

Während drunten in Italien die deutsch-österreichisch-ungarischen Heere die demoralisierten italienischen Truppenmassen in nie erhörter Schnelligkeit vor sich her gejagt haben, während um Cambrai Tausende von Engländern ihr Blut lassen müssen, tobt auf dem alten flandrischen Schlachtfeld ohne Unterbrechung der heiße Kampf um den nordsüdlich sich hinziehenden Höhenzug zwischen Tourcoing und Roulers. Menin und Roulers sollen vor dem Beginn des eigentlichen Winters noch englisch werden.

Es ist ein täglich sich erneuerndes Trauerspiel von unerhörter Tragik, das sich in diesem ungeheuren Trichterfelde von Schlamm, Wasser und Morast abspielt. Grau in grau hängt der Himmel über dem toten Lande, die herbsüße Schönheit seiner heckenumsäumten Wiesen, seiner hohen Pappeln, seiner träge fließenden, glitzernden Kanäle, alles, alles dahin. Schlamm, knietief, hüftentief, Schlamm und Wasser soweit das Auge reicht. Von allen Bäumen stehen nur noch die Stümpfe, zerspellt und zerfetzt sind die Kronen, Trümmerhaufen die Häuser und Kirchen blühender Städte, friedlicher Dörfer. Das ganze Schlachtfeld ist ein einziger gelbbrauner, zäher, weg- und stegloser Lehm.

In dieser grenzenlos traurigen Wüste, in die immerdar das wütende Feuer englischer Granaten hineinprasselt, in



Überreste des Dorfes Paschendaele, das viel umkämpft wurde. Von einem deutschen Flugzeug aus aufgenommen.





Trichterfeld in der flandrischen Kampffront. Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers aus 100 Meter Höhe. Wassergefüllte Granattrichter, die unter neuen Einschlägen schwerer Granaten dauernd ihre Form verändern, gestalten den Kampf in solchem Gelände zu einer unsagbaren Mühe.

einem fast ununterbrochenen Hagel schwerer und schwerster Geschosse liegt unerschüttert die deutsche Infanterie. Es überläuft einen das Grausen, wenn man diese Menschen hier sieht, die nun seit Wochen und Monden in Dreck und Wasser ein nicht mehr menschenähnliches Dasein fristen.

Und immer noch hämmert der „Tommy" mit allem, was seine zahllosen Batterien hergeben wollen, in dieses armselige, mißhandelte Stück Erde. Kein Fleck ist mehr, da nicht schon eine Granate einschlug, kein Krümchen Erde, das nicht englischer Stahl durchwühlte.

Immer wieder versuchen sie's in Massen durchzukommen. Die letzten Tage der Flandernschlacht wissen ein Lied zu singen von gräßlicher, grausiger Blutarbeit. Um Paschendaele ging's dieses Mal. Am 26. November, morgens um sieben Uhr, ward aus normalem Beschuß urplötzlich, schlagartig heftiges Trommelfeuer. Die Erde zittert und bebt, die Luft ist voll rasender, glühender Stahlbrocken, allüberall spritzen die Lehmfontänen haushoch empor, Wassersäulen steigen gen Himmel, Rauch, Qualm, Gas liegen in dichten Massen über dem Schlachtfeld, das Heulen und Krachen nimmt kein Ende Unaufhörlich schmettern mehr als tausend Geschütze ihre brüllende Eisenlast auf die deutschen Trichterstellungen, in denen harte, wetterzermürbte Gestalten des Augenblicks harren, da er selbst kommen wird, er selbst: der „Tommy". Bis an die Knie, bis an die Hüften stehen sie in Lehm und Wasser, die frostklammen Finger am Abzugshahn, die Augen starr nach vorn gerichtet, von wo er kommen muß, der Feind. In der vordersten Stellung wankt die Erde, spritzt gelber Lehm, weiter hinter ihr, im rückwärtigen Gelände aber bersten Häuser krachend auseinander, brennen die Dächer und loht feurige Glut aus Höfen und Scheunen. Denn nicht nur die vorderste Stellung betrommelt der Engländer, nein, gleichzeitig belegt er das Hintergelände mit starkem Störungsfeuer, damit keine Reserven herangeführt werden können. Und doch sind sie da, wenn der Feind vorbricht, überall stehen und liegen sie — ohne Unterstand, ohne Deckungsgräben — des Befehls gewärtig, einzugreifen.

Eintönig fällt der Regen, aber trotzdem surrt und brummt es plötzlich über unsern Häuptern: ein deutscher Infanterieflieger. Tief, ganz tief, fast als sollte er landen, rast er über die Trichter dahin. Da vergessen die grauen Gestalten im Lehm einen Augenblick alle Todesnot, alle Gefahr, Hände winken, erdfarbene Taschentücher flattern im Novemberwind: die Flieger kommen helfen, kommen trotz Regen und Sturm! Das kannte man an der Somme noch nicht! Da war es immer der Engländer, der über die Gräben dahinbrauste. Jetzt glänzt das schwarze eiserne Kreuz verheißend im morgendlichen Dämmerschein von den unteren Tragdecks, und ein dunkler Arm reckt sich über den Rumpf heraus und winkt sekundenlang zurück: Waffenbrüder! — „Gestern war ich bei Zonnebeeke in Stellung," erzählt ein Unteroffizier, „da kreisten unsere Flieger in niedrigster Höhe über der feindlichen Stellung und funkten mit Maschinengewehren; Engländer waren weit und breit nicht zu sehen. An der Somme war es umgekehrt! Wenn jetzt der Tommy kommt, dann sind gleich auch unsere Jagdflieger da, und dann ist es mit der englischen Herrlichkeit meist schnell vorbei!"

Ein Befehl ruft die Reserven nach vorn, der erste Angriff auf Paschendaele ist abgeschlagen, aber Flieger melden neue Ansammlungen hinter der feindlichen Front; sie wollen also nochmals angreifen. Aber noch während sich die Leute zum Vorgehen fertig machen, bringt schon ein Meldehund die Nachricht, daß dieser zweite Angriff zerschellt ist. In 27 Minuten ist der brave Hund — der hier im zerschossenen Trichterfelde Fernsprecher und Telegraph ersetzen muß — vom Regiment zum Gefechtsstand gelaufen, eine Strecke, zu der ein Meldeläufer eine Stunde und zwanzig Minuten braucht.

Inzwischen ist der Regen heftiger geworden, es gießt in Strömen. Die Flieger sind verschwunden, trostlos grau hängt der Himmel über dem zerstörten Lande. Das feindliche Feuer hat etwas nachgelassen. Langsam, langsam rückt die Zeit.

Da, gegen $^{1}/_{2}4$ Uhr nachmittags, kündet ein neuer Hagel von Stahl und Eisen neue Angriffsabsichten des Gegners an. Unter dem Schutze des Regens, der keinem Flieger Einsicht in sein rückwärtiges Gelände erlaubte, hat er weitere Reserven herangeführt, die er nun in dichten Massen in den Kampf wirft.

Um Paschendaele geht's heute, mögen die Kanadier bis auf den letzten Mann fallen, es sind ja „nur" englische Hilfsvölker, wie die anderen, die Franzosen und Portugiesen, die Schwarzen und die Gelben, alle, alle! Mit verbissener Wut kommen sie heran, zusammengedrängt, gleitend, stoßend, Schritt für Schritt, langsam durch den zähen, breiigen Lehm. Da faßt sie das deutsche Sperrfeuer. Es liegt gut, mehr als gut, furchtbar, entsetzlich. Mitten in die dichten Reihen schlägt das hämmernde, heulende Eisen, lückenlos, mähend wie ein Gang ausholender Schnitter. Noch einmal treibt unermüdlicher, hirnverbrannter Befehl die englische Infanterie zum Sturm vor, noch einmal prasselt der Hagel der Maschinengewehre, der Orkan der Geschütze in die Linien der Wahnwitzigen, dann fluten sie wild zurück, geschlagen, verstört, Hals über Kopf. Über die Berge von Leichen, durch Gräben und Pfützen aber springt — die Handgranaten in den nervigen Fäusten — die deutsche Grabenbesatzung zu wuchtigem Gegenstoß vor, säubert die Trichter und treibt den Tommy noch weiter zurück, als er anfangs war.

Vor und zurück, zurück und vor, so geht es nun schon monate-, jahrelang. Ungezählter Helden Blut düngt Flanderns Erde, und immer noch ist kein Ende abzusehen.

# In Udine. Von Karl Hans Strobl.

Die Deutschen sind ein paar Tage vor uns in die Stadt gekommen. Jetzt stehen schon Posten an den Eingängen; eine Schnur mit roten Lappen spannt sich quer über die Straße: „Halt! Passierschein!" Es ist bereits Ordnung gemacht, wie man sieht. Ein kleiner Mensch mit einem fuchsroten Bart liest meinen offenen Befehl und macht dazu das Gesicht eines Oberlehrers, der einen Aufsatz durchsieht.

„Passiert!" Die Schnur mit den Lappen senkt sich; mein Auto mit seiner Last italienischer Gewehre hinten auf, rasselt hinein, nach Udine, in die Hauptstadt des Friaul.

Wir sind in Udine, merk es, o Seele, in Udine, dem italienischen Hauptquartier! Und der General Cadorna hat nicht viel Zeit gehabt, alle seine Vorräte mitzunehmen.

Die Magazine der italienischen Armee in Udine sind zum Bersten voll, und wir können alles so gut gebrauchen. Da sind ungezählte Tausende von vortrefflichen Schuhen, Wäsche in Bergen, Uniformen aus einem Tuch von einer bei uns schon unvorstellbaren Güte. Das ist fast noch besser als der Weinkeller. Man macht nicht viel Umstände mit dem Umkleiden; es geht alles ohne Bezugsschein. Man holt sich aus dem nächsten Militärmagazin Hemden, Hosen, Schuhe, Taschentücher, setzt sich auf den Gehsteig, tut den alten Menschen weg und den neuen an.

Nein, Cadorna hat nicht viel Zeit gehabt, ans Ausräumen zu denken. In dem großen Gebäude, in dem jetzt das Armeekommando sitzt, sind an den Türen noch die Tafeln der italienischen Generalstabsabteilungen angebracht, und die Sessel, auf die sich unsere Offiziere niederlassen, sind sozusagen noch warm von dem Diesbezüglichen ihrer feindlichen Vorgänger.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn man durch die Straßen von Udine geht, wundert man sich darüber, was es auf der Welt alles gibt. Vergrabene Vorstellungen feiern Auferstehung, sprengen den Deckel unseres entsagenden Verzichtes und steigen ans Licht. Reis! Kaffee! Olivenöl! Gebirge von Reis und Kaffee, von Konserven mit Fleisch, Obst, Tomaten, grünen Erbsen, Gemüseallerlei, Ströme von Olivenöl. Wirklich, ist die Welt so schön und reich? Und vielleicht ist Udine kein Maßstab und man darf die Richtigkeit der U-Bootsmathematik nicht nach dieser Stadt beurteilen, die ein Hauptquartier war und deren Bevölkerung in Zufriedenheit erhalten werden sollte.

Ich wohne nämlich im Hause des Advokaten Dr. Pecile. Ich habe mich selbst eingeladen, wie sich jedermann in Udine selbst eingeladen hat. Die Bevölkerung hat nämlich Hals über Kopf die Stadt verlassen, trotzdem die Militärbehörden sie zum Verbleiben aufgefordert haben sollen. Aber die Kriegspresse der Ententestaaten hatte so lange von unserem Blutdurst und unserer Grausamkeit gesprochen, bis sie Glauben fand. Jetzt hätte man uns gerne als vertrauenswürdig hingestellt, aber die entsetzte Phantasie der Udinesen pinselte sich belgische Greuel aus. Wer nur irgend konnte, verließ die Stadt. Das sind: die Reichen, die Intellektuellen, die Kriegshetzer. Zurückgeblieben sind hier: die Armen, die Lastträger des Krieges, die ihn nicht gerufen haben. Die den Brei eingerührt haben, sind fort, sitzen in Florenz oder Rom und leben von ihren Bankguthaben; auslöffeln dürfen ihn die andern.

Auch der Signor Pecile ist fort. Aber das war nicht wohlgetan; denn eine geschlagene Armee kennt keine Schonung des eigenen Landes, und die flüchtenden Italiener haben überall Nachschau gehalten, ob nicht etwas Brauchbares vorhanden wäre. Die Nachzügler haben die verlassenen Wohnungen und Läden erbrochen, und bei Signor Pecile sieht es nicht gut aus, nein, es sieht wirklich gar nicht gut aus. Man hat alle Kästen aufgerissen, alle Schlösser entzweigeschlagen, alle Schubläden herausgezerrt und den Inhalt wüst durcheinander geworfen. Ist es nötig, zu erwähnen, daß auch nicht eine Flasche dem Durst der Flüchtlinge entgangen ist? In diesem Punkte des Durstes nämlich sind die Soldaten einer siegreichen und die einer geschlagenen Armee vollkommen gleich. Ach, und es waren sehr vornehme Trinkbarkeiten im Haus. Auf dem Tische mit den Resten des letzten, jäh abgebrochenen Frühstücks der Familie Pecile steht eine Flasche französischen Champagners Josef Valenta stöbert in allen Ecken, und sein Gesicht wird immer länger. Plötzlich höre ich seinen Aufschrei der Verzückung, er stürzt herbei, eine Chiantiflasche zärtlich an die Brust gedrückt. Aber die schmerzliche Enttäuschung bleibt nicht aus: es ist kein Chianti, es ist ein anderer Gottessegen, eine volle Flasche des herrlichsten, duftendsten, reinsten Olivenöles. Gewiß ein schönes Ding, aber alles zu seiner Zeit, und wenn man eben auf Chianti gestimmt war und das Schicksal reicht einem Olivenöl, so kommt einem das wie ein schlechter Witz vor. Ich wollte meine Besitzergreifung irgendwie beurkunden. Malte also sorgsam auf einen Schachtelboden die Bannformel: „Belegt vom A. O. K. für K. P. Q." und befestigte sie an der Haustür. Auf den Flügel der Haustür: „Eintritt streng verboten." So sah das Haus freilich abschreckend dienstlich aus. Aber wenn etwa doch jemand in unserer Abwesenheit nachsehen wollte, ob wir nicht schon ausgezogen seien —? Das Haustor war ja von außen nicht verschließbar. . . . Oben aber, die Tür jenseits der Küche und des Wohnzimmers besaß einen Schlüssel, der sich zur Not umdrehen ließ. Noch einmal zog ich die bannende Formel „Belegt" mit Kreide quer über das Holz. Ja: belegt? Belegt, von wem? Vom Kriegsberichterstatter K. H. Strobl? Das war kein Name, der solchen heilsamen Respekt einflößte, daß ich das Haus unbesorgt allein lassen konnte. Meine Gedanken schossen wie Jagdhunde einem rettenden Einfall nach. Da fiel mein Blick auf den Nachttisch, auf dem ein Ullsteinbüchlein, meine Schlaflektüre vom Abend vorher. „Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen: Der rote Kampfflieger." Es durchzuckte mich, kläffend sprangen meine Gedanken empor. Als ich das Haus verließ, stand auf der Wohnungstür: „Belegt" und darnnter hing ein gelbes Kärtchen: „Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen," ein Kärtchen in Besuchskartenform, sauber aus dem Deckel des Ullsteinbüchels herausgeschnitten.

Und es war gut und nötig gewesen, die starke Beschwörung anzubringen. Denn als ich nach Stunden wiederkam, erwies es sich, daß jemand dagewesen war, aber vor dem gelben Kärtchen war er umgekehrt. . . .

⌘ ⌘ ⌘

Gleich hinter dem municipio, die Straße hinunter, liegen einige Häuser in Trümmern, die noch rauchen und in die Schläuche ohne Aufsicht Wassergüsse speien.

Italienische Flieger sind dagewesen; ihre Bomben haben drei Stockwerke bis auf die Kellergewölbe durchschlagen. Und sie kommen jede Nacht. Es ist strahlender Mondschein über den Gärten, in die meines Schlafzimmers Fenster gehen. Um elf Uhr kommen die Flieger, sie kreuzen über der Stadt und lassen überall ihre Bomben fallen. Zwei Stunden dauert das Krachen und das Gebelfer unserer braven Wächter, der Abwehrkanonen. Im Bette liegend, höre ich das Schwirren der bösartigen Vögel gerade über mir, als strichen sie über dem Dach daher. Sie wollen noch möglichst viel von dem vernichten, was sie in unsern Händen lassen mußten.

Bei Tag wagen sie sich nicht heran. Ferne über dem Tagliamento hängen unsere Fesselballons, die dunklen Würste. Die halten scharfen Dienst. Man sieht sie von der Höhe des Kastells, das die Stadt beherrscht. Weithin dehnt sich die Ebene von Friaul, ein Garten der Fruchtbarkeit und der Sonne. Und ringsum, als ungeheurer Rahmen, den Horizont zu fast drei Vierteln umspannend, die beschneiten Berge. Vom Krn-Massiv über Matajur und Canin bis zu den Riesen der Tiroler Grenze. Ein Bild von Weite und Größe, ein Anbruch von Ewigkeit, eine Ahnung von eherner Notwendigkeit des Schicksals. Gesetze scheinen da zu Bergen erstarrt. Wo sind die kleinen Hügel Sabotino, Monte Santo und Gabriele, um die in elf Schlachten so blutig gerungen wurde? Sie liegen irgendwo unerkennbar am Horizont; wir haben sie verlassen und in einer Schlacht den Feind vor uns hergetrieben. Von allen diesen Bergen im ungeheuren Rund steigen wir herab, wir verlassen die Regionen des Eises, und der Feind weicht vor uns, muß uns die Ebene preisgeben, sein blühendes Land uns überlassen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, der sacro egoismo ist verurteilt worden.

Wenn man im Kastell die schöne Stiege mit dem Säulenbogen herabsteigt, so ist man wieder vor dem Rathaus, wo sich der Krieg breitmacht, mit einem unendlichen Gewimmel von Wagen, Autos und Menschen. Zwei Riesen in Stein stehen da: Herkules und Cacus, eine schöne Säule mit dem Marcuslöwen, aber zwischen diesen Denkmälern einer künstlerisch gesinnten Vergangenheit steht eines der geschmacklosen italienischen Gegenwart: Ein Vittore Emanuele zu Pferd, in Bronze, ein komisch unzulängliches Ding, erdrückt von der großen Gesinnung seiner Nachbarn. Wie ein kleiner Gernegroß sitzt der König auf dem Pferdchen, das nicht größer als ein Ponny ist. Er sieht wahrhaftig kläglich aus, und es ist etwas wie Bestürzung in dem bronzenen Gesicht, das gezwungen ist, auf das Getümmel der Sieger herabzuschauen.

Ein Einheimischer hat sich mir gesellt, leistet mir freiwillig Führerdienste Nun klopft er mir vertraulich auf die Schulter, und es ist, als habe er meine Gedanken erraten. „Ich bin vor dem Jahre 1866 geboren," sagte er, „als das alles noch österreichisch war." Er schwenkt den breitrandigen Hut zum Abschied: „Und, Signor, ich hoffe, daß ich als Österreicher sterben werde."

Ich weiß nicht, ob dies bloß Höflichkeit gegen die Sieger ist: Ich weiß nicht, ob ihm die Geschichte seinen Wunsch erfüllen wird Aber dies weiß ich: kein Gefühl ist dem vergleichbar, Zeuge einer Schicksalsstunde zu sein, in der sich der Wille ewiger Gerechtigkeit zu vollziehen scheint.



# Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

## Kriegschronik:

5. Dezember 1917: Feindliche Vorstöße südlich Moeuvres; bei St. Quentin verstärkter Artilleriekampf. — Waffenstillstands-Verhandlungen auch mit den rumänischen Truppen. — Erfolge in den »Sieben Gemeinden«.

6. Dezember: Gegenangriff bei Cambrai; **Rückzug der Engländer**; die deutschen Linien auf 10 Kilometer Breite bis zu 4 Kilometer Tiefe vorgeschoben; 9000 Gefangene. Luftangriff auf England. — Im Maletta-Gebirge italienische Stellungen erstürmt und 11 000 Italiener gefangen.

7. Dezember: Erfolge an der flandrischen Front; das Gehöft La Justice erstürmt, Marcoing vom Feinde gesäubert. — In den »Sieben Gemeinden« der Monte Sisemol erstürmt.

8. Dezember: Erfolgreiche Handgranatenkämpfe bei Graincourt. Heftige Feuertätigkeit bei Becelaere und an der Scarpe. — Östlich Asiago lebhaftes Artilleriefeuer; am Monte Sisemol weitere Erfolge.

9. Dezember: Lebhafter Artilleriekampf in Flandern. — Gefecht nordöstlich des Dojran-Sees. — Auf der Hochfläche von Asiago, am Monte Tomba und am Montello erhöhte Artillerietätigkeit.

10. Dezember: Gesteigertes Feuer an der flandrischen Front und bei St. Quentin. **Waffenstillstand an der rumänischen Front.** — Erfolge an der Piave-Mündung.

11. Dezember: In Flandern wieder starke Feuertätigkeit. Erfolg bei Craonne. Heftige Luftkämpfe an der französischen Front. — Kämpfe an der Brenta und längs der unteren Piave.

12. Dezember: Im November verloren die Feinde 22 Fesselballone und 205 Flugzeuge; wir haben 60 Flugzeuge und 2 Fesselballone verloren. — Zwischen Brenta und Piave örtliche Kämpfe.

13. Dezember: Von Dixmuide bis zur Lys erhöhtes Feuer. Erfolg östlich Bullecourt. Lebhafte Artilleriekämpfe zwischen Moeuvres und Vendhuille. Erfolgreicher Flottenvorstoß gegen die Tyne-Mündung.

14. Dezember: Feuerüberfälle in Flandern und bei Cambrai. Englischer Gegenangriff auf unsere Stellungen östlich Bullecourt. Stoßtrupperfolg bei Juvincourt.

15. Dezember: Gefecht bei Poezenhoek. Rege Artillerietätigkeit von der Scarpe bis zur Oise. — Neue glückliche Kämpfe zwischen Brenta und Piave.

16. Dezember: Erfolg am Schloßpark von Poezenhoek; englische Vorstöße bei Monchy und Bullecourt gescheitert. — **Waffenstillstand mit Rußland geschlossen.** Italienische Stellungen südlich von Col Caprile gestürmt.

17. Dezember: Auf dem Südufer der Scarpe, südwestlich Cambrai und an der Südfront von St. Quentin lebhafte Feuertätigkeit. — Neue Kämpfe südlich von Col Caprile; italienische Vorstöße südlich von Monte Fontana Secca abgeschlagen.

18. Dezember: In Flandern bei Sturm und Schneetreiben Ruhe. Gefechte bei Pinon, auf dem Ostufer der Maas und bei Thann. — Im Cerna-Bogen und zwischen Wardar und Dojran-See lebte das Feuer auf. — Erfolge zwischen Piave und Brenta.

19. Dezember: In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front lebhafte Artillerietätigkeit. — Fliegerangriff gegen London, Ramsgate und Margate. — Der Monte Asalone erstürmt; 48 Offiziere und mehr als 2000 Mann gefangen. Italienische Angriffe am Monte Sobarolo scheiterten.

20. Dezember: Artillerietätigkeit in Flandern. — Gegenangriffe am Monte Pertica abgewiesen.

21. Dezember: Italienische Massenangriffe westlich vom Monte Asolone, am Monte Pertica und am Monte Solarolo.

22. Dezember: Artilleriekämpfe an der Westfront. — Angriffe am Monte Asolone.

23. Dezember: Beiderseits der Scarpe und südlich St. Quentin rege Feuertätigkeit. Sheerneß, Dover, Dünkirchen kräftig mit Fliegerbomben belegt. — Italienischer Vorstoß gegen den Monte Asolone gescheitert.

24. Dezember: Gesteigertes Feuer in Flandern und auf dem östlichen Maasufer. — Westlich der Brenta trotz heftigsten feindlichen Widerstandes der Col del Rosso und der Monte di Val Bella genommen.



## Legende vom Schratenbüblein. Von Karl Franz Leppa.

Einstmals ein Waldschrat-Büblein starb
Und die ewige Seligkeit erwarb,
Denn es war voll Unschuld und rein gesinnt.
(Wo die Schrate doch allesamt Heiden sind!)
Da kam nun ängstlich mein kleiner Schrat
Geschlichen in Ewigkeit und Gnad'.
Drückt sich herum, ein Traumichnit,
Ganz unvertraut mit der Himmelssitt';
Als er nun vor dem Pförtlein stund,
(Wie war das Himmelreich viel bunt!)
Sankt Peter schnarchte in seinen Bart,
Da Maria auf in den Himmel fahrt.
Hatt' eine kranke Mutter betreut,
Unterwegs viel Gnaden ausgestreut,
War darum voller Mildigkeit,
Zur Herzenströsterin bereit,
Als sie das Schratenkind erblickt,
Das sich verzagt zum Flennen schickt,
Hebt ihm das Kinn und streicht sein Haar:
Da wird dem Buben wunderbar.
Die blonden Flechten, die Wängelein!
Die ist schöner als sein Schratmütterlein!
Lehnt's Köpfel an ihre Schulter getröst,
Dabei sie unsanft ins Brüstlein stößt.
Möchte darob schon wieder weinen.
Da hebt der Jungfrau Glorie an zu scheinen,
Sie trägt ihn ins Paradies hinein
Auf Armen zu ihrem Stübchen klein.
Ein silbern' Schlüsselchen öffnet das Schloß,
Ein brennend Leuchten sie übergoß;
Ein Bübchen in seiner Wiege stand,
Zu Häupten ein winzig Sternlein brannt'.
Und als sie traten durch die Tür,
Guckt' der Schrat bei Marias Rockfalt' für.
Weil das Jesulein noch verschlafen war,
Nahm's des Schratenbuben gar nicht wahr,
Rieb sich die Äuglein, strampelt und schrie.
Da hob's auf den Schoß seine Mutter Marie
Und nestelt' am Kleid und lacht' und küßt'
Und legt ihr Kindel an die Brüst'.

Der Schrat einen Schemel zuhertrug.
Wie ihm sein Herzel lauter schlug!
Und als das Kindlein stille ward,
Sang Maria auf süße Art,
Und das Schrätl sang auch mit!
Am allerschönsten sang's wohl nit.
Sangen so ein Stündlein frei
Eine altversungen Melodei . . .
Mit einmal war der Knab' erwacht.
Als er sein' Mutter sieht, wie er lacht!
Trippelt das Schrätlein auch schelmisch heran,
Da hebt Herzjesu zu weinen an,
Meint, daß der Schrat ein Geißlein wär'.
Das macht dem Armen das Herz gar schwer;
Hätt' doch das Herrgöttl, ach, so lieb!
Wie gern er bei seinem Kripplein blieb'!
Ein Tröpfchen sich aus den Augen strich,
Betrübt zu einem Stühlchen schlich.
Herzjesu mit einem Rößlein spielt,
Der Schrat gar traurig nach ihm schielt,
Dabei ihm schalkhaft aufs Füßchen stippt.
Wobei sein Stühlchen überkippt.
Das Schrätlein hell vor Schrecken kräht,
Ein schreckhaft Purzelbäumchen dreht.
Maria tät das Büblein leid,
Ihr Kindlein aber vor Freuden schreit.
Das Schrätlein kopfüber durchs Zimmer fegt.
Possierliche Purzelbäumchen schlägt,
Und fällt am End' ganz atemlos
Hin vor der Muttergottes Schoß.
Maria tät ihm die Härlein streicheln,
Und Jesus tät ihm lieblich schmeicheln,
Hält ihn bei beiden Hörnlein fest,
Sein Mündlein auf seine Lippen preßt.
Und der Herrgottsknabe küßt und küßt,
Als ob er's zum Brüderchen haben müßt' . . .
Und ihm das letzte Küßchen gab,
Da fielen dem Schrat die Hörner ab;
Da ward das Schrätlein sanft und leis
Ein Engelkindchen schön und weiß.

## Kriegsweihnacht in Bethlehem. Von Superintendent Hoppe-Wollin.

Wieder ist es Weihnachten geworden über all dem furchtbaren Kriegstoben, und bereits zum viertenmal in diesem Weltenkrieg klingen die Weihnachtsglocken mit ihrem Friedensgruß in eine Welt des Hasses hinein. Wie ganz anders feiern wir darum auch Weihnachten, wieviel sehnendes Verlangen nach fernen Lieben, wieviel heiße Trauer um teure Tote, wieviel stilles Weh umschließen diese Feiertage, die doch sonst voll soviel Freude und Jubel waren. Aber der Krieg hat mit seinem Zauberstab nicht nur an die deutsche Weihnachtsfeier gerührt, er hat ihn weit über deutsches Land herausgestreckt bis ins ferne Morgenland hinein und jene wunderliebliche Stätte gestreift, über der die Weihnachtsengel einst ihren Schöpfer priesen — Bethlehem, die Weihnachtsstadt. Sie liegt ja nicht allzuweit von der Feuerlinie, die nun seit bereits dreiviertel Jahren zwischen der alten Philisterstadt Gaza und dem aus der Patriarchengeschichte bekannten Brunnenort Beerseba verläuft, so daß in der Weihnachtsnacht türkische und englische Geschütze ihren furchtbaren Gruß bis an ihre Mauern dringen lassen, vor denen zum erstenmal das „Friede auf Erden" erklang, und wo einst fromme Hirten in heiliger Andacht sich aufmachten, „die Geschichte zu sehen, die da geschehen war, und die der Herr ihnen kundgetan hatte", rasseln vielleicht in dieser Kriegsweihnacht wie im vorigen Jahr Automobile mit Soldaten und Munition über Hebron in die Wüste hinein, um den andringenden Feind abzuwehren, den Engländer, der nicht einmal in der Weihnachtsnacht von seinem blutigen Handwerk ruhen kann.

Aber auch die Weihnachtsfeier in den Mauern Bethlehems ist eine andere geworden. Dort steht über dem vermeintlichen Ort der Geburt die herrliche Marienkirche, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die Christen des Abendlandes zu Tausenden zuströmten, um in ihren weiten Hallen mit den prächtigen Säulenreihen Weihnachten feiern zu können. Vor allem stellten sich in den letzten Jahren vor dem Kriege große Scharen von Russen ein, die mit starker Unterstützung ihres politische Ziele verfolgenden Staates die weite Reise aus dem kalten Norden ins heiße Morgenland machten. Doch kein Russe setzt jetzt seinen Wanderstab nach Bethlehem, die Türkei wahrt ihr Hausrecht, und die Entente ist von der Feier ausgeschlossen. Aber doch fehlt es nicht an Gästen. Schon vom frühen Morgen an, wo es sich noch gut wandern läßt, ist die von Jerusalem nach Bethlehem führende Straße, auf der einst die drei Weisen aus dem Morgenlande daherkamen, von ihnen belebt, sie wollen dem Einzuge des lateinischen Patriarchen, der in der Weihnachtsnacht die Messe in der Marienkirche liest, beiwohnen, ein farbenprächtiges Schauspiel, das nun einmal zur Bethlehemer Weihnachtsfeier gehört. Es sind die Christen Jerusalems, vor allem die Araber, aber auch — deutsche und österreichische Feldgraue, Offiziere und Mannschaften, die der dem Oberbefehl von Djemal Pascha unterstehenden vierten Armee, der sogenannten Suezarmee, angehören. Freundlich werden sie von ihren türkischen Kameraden, deren Zelte längs der Bethlehem zuführenden Straße im alten Bibeltal Rephaim stehen, begrüßt. Den Söhnen des Mars folgt eine weniger kriegerische Schar, die auch sonst im Frieden an diesem Tage unterwegs war. Unter den breiten gegen die Sonnenglut aufgespannten Schirmen werden braune Kappen sichtbar, und ein weites mit einem Strick zusammengehaltenes Gewand bedeckt den Körper: es sind die Franziskanermönche von Jerusalem, der Kirchenchor der Weihnachtsmesse, denn in mitternächtlicher Stunde, wenn von der über dem Altar angebrachten das Jesuskind darstellenden Puppe der Vorhang fällt, stimmen sie mit ihren Bethlehemer Klosterbrüdern das Gloria in excelcis „Ehre sei Gott in der Höhe" an. Aber auch an ihnen ist der Krieg nicht spurlos vorübergegangen, ihre Reihen sind von ihm gelichtet. Denn mancher Klosterbruder






**Weihnachten im Felde. Ölgemälde von Prof. Ernst Liebermann.**
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

italienischer oder französischer Herkunft fehlt heute, entweder hat er dem Ruf zur Fahne folgen müssen, stellt doch das religionslose Frankreich seine Kleriker und Mönche in den Schützengraben, oder er ist als lästiger Ausländer in die Heimat abgeschoben worden. So sieht man denn auch nur Mönche, die das landsturmpflichtige Alter hinter sich haben. Plötzlich rollt ein Wagen heran mit dem lateinischen Patriarchen. Sonst sprengte in Friedenszeiten dem Kirchenfürsten eine türkische Kavalkade voran, jetzt aber geleiten ihn österreichische katholische Offiziere in die Mauern der Weihnachtsstadt, in deren Straßen bis hin zu der Marienkirche österreichisch-ungarische Truppen Spalier bilden und die militärischen Ehrenbezeugungen erweisen.

Inzwischen ist es Abend geworden, heiliger Abend. Dumpfe Glockenklänge lassen sich um die zehnte Stunde von dem Turm des die Marienkirche flankierenden lateinischen Klosters hören, die Weihnachtsmesse beginnt. Ein sternklarer Himmel wölbt sich über der Weihnachtsstadt, und durch die engen, gewundenen Straßen strebt die Weihnachtsgemeinde der gottesdienstlichen Stätte zu. Freilich ist der Wunsch der Feldgrauen wie der eingeborenen Christen, endlich einmal nach langen, langen Jahren in der Marienkirche das Fest zu feiern, wie es das Vorrecht der Griechisch-Orthodoxen wie der Armenier und Kopten ist, unerfüllt geblieben, da der Burgfriede doch nicht soweit gereicht hatte, um die Einsprache des griechischen und armenischen Patriarchen wirkungslos zu machen. So wird denn die Feier wie sonst, obgleich man sie für die Marienkirche hätte erzwingen können, um des lieben Friedens willen in der dem eigentlichen Gotteshause angrenzenden Klosterkirche der Franziskaner, der Katharinenkirche, abgehalten. Doch die Anbetung in dem eigentlichen Sanktuarium der Kirche, der Geburtsgrotte, auf deren Benutzung alle Christen Anspruch haben, kann man ihnen nicht wehren. So füllt denn eine andächtige Schar den zwölf Meter langen und vier Meter breiten Raum, den nicht weniger als zweiunddreißig goldene und silberne den eingeborenen Religionsgemeinschaften gehörende Lampen taghell erleuchten. Betend beugen die Krieger ihre Knie vor einem in eine Marmorplatte eingelassenen silbernen Stern mit der vielsagenden Inschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Immer wieder kommen neue Ankömmlinge, ein fortwährendes Kommen und Gehen gibt es in den Nachtstunden. Denn wer hier in der Grotte nicht betend geweilt hat, kann keinen Anspruch auf eine rechte Weihnachtsfeier in Bethlehem machen.

Oben in der Katharinenkirche wird inzwischen die Messe mit all der Prachtentfaltung gelesen, die die katholische Kirche für derartige Feiern bereit hält. Vor dem Hochaltar zur Seite hat man für den Patriarchen einen Baldachin aufgeschlagen, unter dem dieser auf einem Thron in seiner kostbaren Amtstracht Platz genommen hat, Bischöfe und Priester umgeben ihn und verrichten die einzelnen gottesdienstlichen Gebräuche, hier und da tritt er selbst in ihre Mitte, um besonders wichtige Stücke der Messe zu zelebrieren. Freilich zur rechten weihnachtlichen Andacht scheint es nicht kommen zu wollen. Denn auch hier wie unten in der Grotte kommen und gehen die Besucher. Der Orientale ist eben anders als der Europäer. Ordnung, Ruhe, Feierlichkeit kennt er bei seinen Feiern nicht. Jeder will mittun, und ruhig bleiben kann er nicht. Auch stehen in der Katharinenkirche keine Bänke, die die Zuhörer mehr an sich fesseln, nur ganz vorn vor dem Altar sind Stühle für die Notablen des Ortes, die Offiziere und vor allem für den deutschen Konsul hingestellt, der heute die Stelle des französischen Konsuls vertritt. Dazu die vielen Soldaten, so daß in dem Gotteshaus drangsalvollste Enge herrscht. Aber plötzlich legt sich das unheilige Getriebe, und feierliche Stille tritt ein. Deutsche Militärmusik läßt sich hören. Als sie ausgeklungen, setzt ein gut geschulter Chor ein, und zum erstenmal erschallt in diesen Räumen das alte schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Ergriffen lauschen die Araber der unbekannten Weise, aber doch ganz besonders unsere deutschen Krieger. Das sind ja Heimatsklänge, die sie hören, Klänge, die sie in die viele hundert Meilen ferne teure Heimat versetzen unter den leuchtenden Tannenbaum. Was Wunder, wenn manches Auge so feucht und manches Herz so schwer wird. „Das werden wir nie vergessen,“ so konnte man aus manchem Munde hören, oder: „Es war wie im Himmel,“ so hörte man von anderen.

Der Weihnachtsmorgen ist inzwischen angebrochen. Gewaltig klingt das Gloria in excelsis vom Chor herab auf die frohbewegte Weihnachtsgemeinde, „Christ ist geboren, freue, freue dich, o Christenheit,“ so schallt es antwortend im Kirchenschiff. Da erhebt sich der Patriarch; in seine Arme legt man die das Jesuskind vorstellende Wachspuppe; in feierlicher Prozession geht es hinab zur Geburtsgrotte. Österreichische Offiziere und Soldaten, die Vornehmen Bethlehems und Jerusalems folgen dem vorausschreitenden, Gesänge anstimmenden Priester, jeder eine leuchtende Kerze tragend. In eine bereitgestellte Krippe wird die Puppe hineingelegt, die Anbetung vor ihr erfolgt und — die Messe ist zu Ende. In dunkler Nacht geht es heimwärts zurück nach Jerusalem, das dreiunddreißig Jahre später dem Weihnachtskind das Kreuz errichtete. Eineinhalb Stunden gilt es noch zu wandern, der Morgen graut bereits über dem Ölberg, als unsere Feldgrauen an ihrem Ziele sind, todmüde strecken sie sich auf ihr Lager, aber sie werden sie nie vergessen — die Kriegsweihnacht in Bethlehem.

## Weihnachtsfeier in Feindesland. Eine Erinnerung von Dr. Frhr. v. Lyncker.

Vor einem Jahre war's, draußen im Feld, in der Champagne. Wo an der Aisne gewundenem Lauf das alte Städtchen Rethel an sanfte Höhen sich anlehnt, überkrönt von Mazarins altem romantischem Schloß, war in einer Schule das Lazarett für Gefangene eingerichtet, in dem sich ein buntes Völkergemisch zusammengefunden hatte: französische gefangene Soldaten, Russen, Wallonen, Flamen, Rumänen und französische Zivilbevölkerung, auch Frauen und Kinder, von französischen Kugeln verletzt.

Es waren eigentümliche Gedanken, die einen überkamen, wenn man diese Buntheit unserer Feinde so beisammen sah, die aus allen Ecken Europas stammend, die verschiedensten Sprachen sprechen. Und doch gab es einen Abend, da schlang sich um alle diese Menschen und auch um uns Deutsche dort im Lazarett ein gemeinsames Band: am Weihnachtsabend; und dieses Band wurde noch verstärkt durch eine leise gemeinsame Hoffnung, die Friedenshoffnung. War doch das erste Friedensangebot ergangen, von unserem und Österreichs Kaiser.

Im größten Saal waren sie alle versammelt um den Christbaum, den die kleinen französischen Mädchen sehr niedlich mit weißen Papierrosen geschmückt hatten. Sie standen umher, die Schwerverwundeten lagen in weißem Bettzeug auf Tragbahren und schauten in den deutschen Lichterglanz. Von Deutschen waren nur die zwei Ärzte, die vier deutschen Schwestern und die zwölf Pfleger da. Die Feier begann mit einem ganz eigentümlich dunkel-melodischen griechisch-katholischen Kirchengesang der Russen; es folgte ein — von Tränen unterbrochener — Gesang der Franzosen und dann das schöne, wie ein Siegeshymnus klingende „O Du fröhliche . . .“ von uns, das einen sehr tiefen Eindruck auf die Franzosen machte. Und dann trat der französische Ortspriester in weißem Haar vor den Baum und hielt eine wundervolle Rede. Jede politische Anspielung unterlassend, brachte er als Weihnachtswunsch und Weihnachtsbitte nur das Sehnen nach „Frieden auf Erden“ zum Ausdruck, wies die Franzosen darauf hin, daß dies Fest ein Fest der Liebe und der Dankbarkeit sei, und das sollten sie nicht vergessen; ihre Dankbarkeit müsse um so größer sein, als die kleinen Geschenke, die hier unter dem brennenden Baum lägen, ihnen von „Feinden ihres Landes“ in christlicher Nächstenliebe dargebracht würden. Das hätten wir Deutschen ihnen aufgebaut, um ihnen, die von den Ihren getrennt wären, eine Weihnachtsfreude zu machen, und im Namen aller Beschenkten dankend, endete der alte Mann, der schon 70 miterlebt und dem der jetzige Krieg einfach alles genommen hat, sich tief vor den Ärzten verneigend.

Seine Rede hatte alle Anwesenden tief ergriffen, und in aller Frauen und Kinder Augen standen die Tränen. Und da geschah etwas wunderbares. Mitten hinein in diese wehmutsvoll traurige Stimmung erklang ein Jubelruf, ein richtiger Weihnachtsfreudenruf, aus eines Kindes Munde.

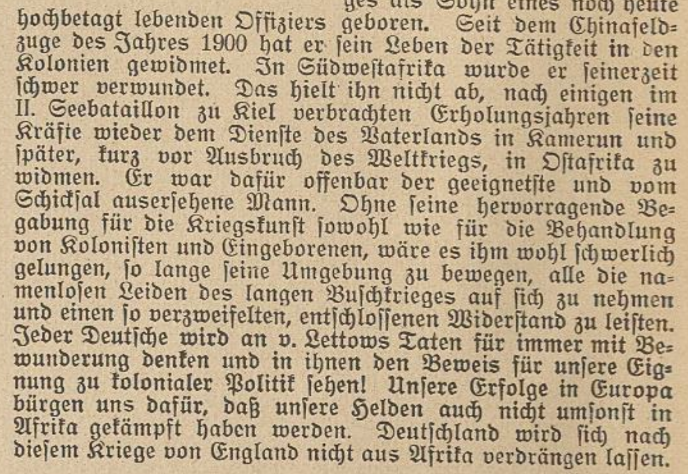
Im Lazarett lag ein kleines französisches Mädelchen von fünf Jahren, das, um am Leben erhalten zu werden, hatte operiert werden müssen. Sie verdankte das Bestehen dieser Operation und ihrer Folgen nur der unendlichen Liebe und Sorgfalt unserer Schwester Paula, und die hatte für die kleine Ida eine Puppe besorgt und dieser aus einigen Leinwandfetzen ein weißes Kleidchen zurechtgemacht. Die kleine Ida fühlte, was sie dieser deutschen Schwester dankte und hing an ihr mit schwärmerischer Liebe. Und als nun nach der Rede des Priesters die Bescherung begann, nahm Schwester Paula v. S. als erste die kleine Ida auf den Arm — sie kann nicht gehen — und trug sie unter den Weihnachtsbaum zu ihrem Geschenk. Wie die Kleine die geschmückte Puppe sah, da schlang sie jauchzend beide Arme um die Schwester: „Ma sœur Paula, oh ma sœur Paula“ und hielt mit überglücklichem Gesichtchen die Puppe im Arm. Das Licht des Weihnachtsbaumes fiel auf ein wunderschönes Bild: die hohe Gestalt der blonden deutschen Schwester, die mit ernstem Ausdruck das kleine Franzosenkind mit den strahlenden Kinderaugen betrachtete. Und eine alte Französin brachte ganz richtig zum Ausdruck, was wohl viele bewußt und unbewußt

empfanden, als sie leise sagte: „Voilà la sainte Vierge avec l'enfant.“ Er war wirklich, als ob mit diesem Kinde das Christkind selbst in unsere Mitte getreten wäre. Beim Anblick der Kindesfreude wich die traurige Stimmung immer mehr und mehr, und die Gesichter unserer kriegsgefangenen Feinde spiegelten die Weihnachtsfreude wieder. Eine junge, eben erst aus der Heimat gekommene Schwester hatte ganz recht, wenn sie sagte: „Von allen Weihnachtsfeiern, die ich je erlebt habe, ist doch die ergreifendste und schönste diese gewesen, die im Gefangenenlazarett in Feindesland.“

## Deutsch-Ostafrikas Heldenkampf. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Nach den neuesten englischen Drahtmeldungen soll der tapfere Führer der deutschen Truppen in Ostafrika, Generalmajor von Lettow-Vorbeck, nunmehr unter dem Druck der feindlichen Übermacht das Schutzgebiet geräumt und mit den Resten seiner Macht sich nach portugiesisch Ostafrika geworfen haben. Der englische Befehlshaber, der Burengeneral von Deventer, behauptet zugleich, daß im Laufe des November 1115 deutsche Weiße und 3382 eingeborene Soldaten von ihm getötet oder gefangen, sowie vier Kanonen, 75 Maschinengewehre und mehrere tausend Gewehre von ihm erbeutet worden seien. — Ähnliche Nachrichten sind von englischer Seite seit Monaten mehrfach verbreitet worden. Auch ein Übertritt des Häufleins der deutschen Verteidiger nach der portugiesischen Kolonie wurde bereits früher gemeldet. Damals haben sich diese Behauptungen aber immer als unwahr erwiesen. Die angeblich vernichteten Deutschen tauchten bisher immer wieder nach einiger Zeit an Stellen, wo die Feinde sie am wenigsten vermuteten, auf, und setzten ihren heldenhaften Widerstand unentwegt weiter fort. Leider ist diesmal die Wahrscheinlichkeit, daß die englische Meldung den Tatsachen entspricht, größer als früher. Es ist kaum anzunehmen, daß der kleine Rest der tapferen deutschen Streitmacht, der drei und ein halbes Jahr einer vielfach an Menschen und vor allem an Ausrüstung, Waffen und Verpflegung überlegenen Überzahl Stand gehalten hat, noch weiter sich auf dem Boden der deutschen Kolonie zu behaupten in der Lage ist. Wäre irgend ein neutrales Gebiet in der Nähe, so dürfte General v. Lettow jetzt wohl schon das Beispiel des deutschen Gouverneurs von Kamerun nachgeahmt und dahin seinen Rückzug ausgeführt haben. So wie die Dinge liegen, will er offenbar den Versuch machen, einen neuen Standort in der vom Kriege bisher verschonten ziemlich angebauten und jedenfalls Lebensmittel und andere Vorräte bergenden Kolonie Mozambique zu suchen. Erst die Zukunft wird über den wahren Sachverhalt Aufklärung bringen können. Wie es aber auch in Ostafrika stehen mag, die großartigen Leistungen der Verteidiger Deutsch-Ostafrikas und ihres Führers, des Generals von Lettow-Vorbeck, haben für alle Zeiten einen Ehrenplatz im Buche der Geschichte erworben. Selbst die nicht ganz verblendeten Feinde erkennen das an.

Als der von England so lange und sorgsam vorbereitete Vernichtungskrieg gegen Deutschland ausbrach, war, wie die Ereignisse bewiesen haben, letzteres in keiner Weise auf einen Kampf in den Kolonien gerüstet. Im Vertrauen auf die von allen Großmächten in der Kongoakte verbürgte Neutralität Mittelafrikas bei einem europäischen Zwiespalte, war deutscherseits der Afrikabesitz weder mit Festungen noch Truppen oder Waffen für andere Zwecke als den Schutz der Siedelungen gegen etwaige Feindseligkeiten der Eingeborenen ausgerüstet worden. Da England mit Hilfe seiner längst gesicherten Verbündeten gleich bei Ausbruch der Feindseligkeiten alle Meere sperrte und die Neutralen selbst gegen die offenbarsten Verletzungen des See- und Völkerrechts von seiten der Feinde Deutschlands keinen ernstlichen Einspruch erhoben, mußte letzteres daher ohnmächtig zusehen, wie die Feinde im Jahre 1914 ohne weiteres sich über alle Rechtsregeln und Verträge hinwegsetzten. Von allen Seiten stürzten sich unsere Neider und Feinde auf die Gebiete, die deutscher Fleiß im Laufe von wenigen Jahrzehnten zu blühenden Pflanzstaaten herangezogen hatte. Bei der Unmöglichkeit der Beschaffung und Ergänzung der unentbehrlichsten Kriegsbedürfnisse an Ort und Stelle unterlagen trotz heldenhaften Widerstands die westafrikanischen Besitzungen Deutschlands nach wenigen Monaten der von allen Seiten heranstürmenden feindlichen Übermacht. Nur Ostafrika, das das Mutterland ums Doppelte an Flächenraum übertrifft, hat es möglich gemacht, der Überzahl der Feinde mit einer Handvoll Soldaten drei und ein halbes Jahr erfolgreich Widerstand zu leisten. Dieser hauptsächlich der Umsicht und Tatkraft des Führers der dortigen Truppen, des damaligen Oberstleutnants von Lettow-Vorbeck, zuzuschreibende Heldenkampf wurde unterstützt dadurch, daß es mehrmals kühnen deutschen Seeleuten gelang, die englische Blockade zu durchbrechen und dem Häuflein der Verteidiger einige Waffen und Munition sowie andere Vorräte zuzuführen. Aber leider ist es seit sehr langer Zeit unserer tapferen Seemacht nicht mehr möglich gewesen, den engen Blockadering der Briten in Ostafrika nochmals zu durchbrechen und dem inzwischen zum General ernannten Führer der Truppe Ersatz für die verbrauchten Sachen zu liefern. Der Mangel an Schießbedarf, Lebensmitteln, Kleidern, Arzeneien u. dgl. dürfte es daher gewesen sein, der den Briten es endlich ermöglicht hat, die tapfere Truppe aus der Kolonie hinauszudrängen. Mit den Waffen, im offenen Kampfe haben bisher die heldenmütigen Verteidiger an allen Punkten die Oberhand behauptet. Sie hätten sonst auch nicht so lange einer zehnfachen Übermacht widerstehen können.



Generalmajor von Lettow-Vorbeck, der Kommandeur der ostafrikanischen Schutztruppe.

Generalmajor von Lettow-Vorbeck wurde kurz vor Ausbruch des französischen Krieges als Sohn eines noch heute hochbetagt lebenden Offiziers geboren. Seit dem Chinafeldzuge des Jahres 1900 hat er sein Leben der Tätigkeit in den Kolonien gewidmet. In Südwestafrika wurde er seinerzeit schwer verwundet. Das hielt ihn nicht ab, nach einigen im II. Seebataillon zu Kiel verbrachten Erholungsjahren seine Kräfte wieder dem Dienste des Vaterlands in Kamerun und später, kurz vor Ausbruch des Weltkriegs, in Ostafrika zu widmen. Er war dafür offenbar der geeignetste und vom Schicksal auserseheне Mann. Ohne seine hervorragende Begabung für die Kriegskunst sowohl wie für die Behandlung von Kolonisten und Eingeborenen, wäre es ihm wohl schwerlich gelungen, so lange seine Umgebung zu bewegen, alle die namenlosen Leiden des langen Buschkrieges auf sich zu nehmen und einen so verzweifelten, entschlossenen Widerstand zu leisten. Jeder Deutsche wird an v. Lettows Taten für immer mit Bewunderung denken und in ihnen den Beweis für unsere Eignung zu kolonialer Politik sehen! Unsere Erfolge in Europa bürgen uns dafür, daß unsere Helden auch nicht umsonst in Afrika gekämpft haben werden. Deutschland wird sich nach diesem Kriege von England nicht aus Afrika verdrängen lassen.



## Die Geheimverträge der Entente mit Rußland.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Theodor Schiemann.

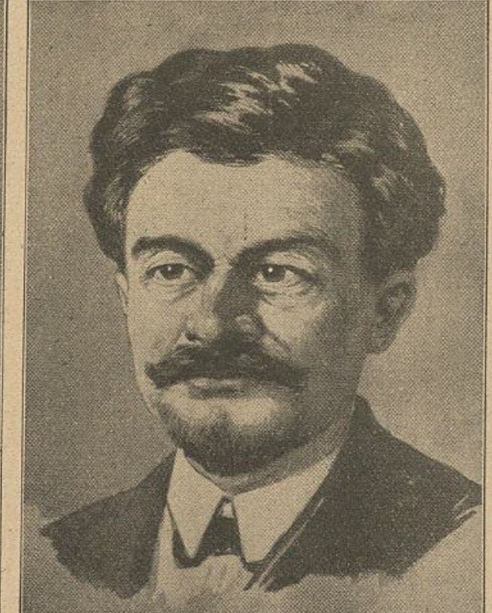
Daß die Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke, die in Zusammenhang mit der Tagespolitik stehen, stets Anzeichen einer akuten Krisis ist, hat uns Bismarck ausdrücklich bezeugt und wurde von ihm am 3. Februar 1888 durch Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages vom 7. Oktober 1879 illustriert. Ganz beispiellos ist dagegen die Reihe jener Veröffentlichungen von Geheimdokumenten, die jetzt von seiten des russischen „Rats der Volksdelegierten“ erfolgt ist und, wie nur gewünscht werden kann, noch fortgesetzt werden wird. Vorausgegangen war ihr der ebenfalls ganz ungewöhnliche Abdruck der Korrespondenz Kaiser Wilhelms mit dem Zaren, unmittelbar nach dem Sturz des Letzteren, wobei bei der Stellung der damaligen provisorischen Regierung Rußlands die Absicht vorlag, uns dadurch einen Streich zu spielen. Die Wirkung war aber die entgegengesetzte, da der Inhalt der Briefe ein weiteres Zeugnis für die aufrichtige Friedensliebe unseres Kaisers bot. Ganz andere Motive liegen den am 24. November begonnenen Veröffentlichungen zu Grunde. Sie wollen das Netz zerreißen, das die große Verschwörung gegen den Weltfrieden gesponnen hat, und dem russichen Volke die Möglichkeit bieten, sich von der Teilnahme an einem Kriege loszusagen, für dessen Fortsetzung kein Interesse des russischen Volkes mehr spricht. Die Idealisten, die jetzt die Leitung Rußlands in Händen haben, verfolgen zugleich den Zweck, auf die öffentliche Meinung der am Kriege beteiligten Staaten für Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes und für die Einleitung von Verhandlungen einzuwirken, als deren Frucht ein Friedensschluß aller beteiligten Mächte sich ergeben soll. Daß dieses Ziel schon jetzt erreicht werden könnte, muß wohl als ausgeschlossen gelten. England, Frankreich, Amerika — bei denen die Entscheidung liegt, der die minderen Alliierten folgen müssen — haben bereits in größter Schärfe sich gegen die russischen Vorschläge erklärt, und ihre Presse kann sich in Wutausfällen gegen die „russischen Verräter“ kaum genug tun. In Wirklichkeit ist es der Ausdruck der tiefen Erbitterung darüber, daß die imperialistischen Eroberungspläne der großen Verschwörung, die England mit dem Zarismus und mit Frankreich abgeschlossen hatte und für die nachträglich auch Italien und Rumänien gewonnen wurden, nunmehr in ihrer kompromittierenden Blöße vor aller Welt unverhüllt und unverkennbar klar gestellt worden sind. Alle die Heuchelworte: Kampf für Zivilisation und Recht, für die Freiheit der kleinen Nationen usw. sind nunmehr entlarvt. England, das früher als die anderen sein Volk für den Gedanken eines Krieges gegen Deutschland erzog, kämpft für Erdrosselung seines Handelskonkurrenten, die Staatsmänner des Zaren dachten vor allem an Ablenkung der revolutionären Regungen des Volkes nach außen und wiesen als lockendes Ziel auf Konstantinopel, Frankreich wollte an die Rheingrenze, Italien wollte Tirol und Triest, Rumänien, Siebenbürgen. Die russischen Veröffentlichungen zeigen, wie diese Grundgedanken ausgebaut und spezialisiert wurden. Die Verträge Englands und Frankreichs mit Rußland vom 4. März 1915 und vom 9. März 1916 regeln im russischen Sinn die Frage Konstantinopel und verteilen Persien, Syrien und Kleinasien, sie geben Frankreich freie Hand, sich seine Westgrenze auf unsere Kosten zu suchen, und den Russen gleiche Freiheit, unsre und die österreichische Ostgrenze nach ihrem Ermessen zurechtzuschneiden. Das Abkommen, das die Bukowina und ganz Siebenbürgen den Rumänen zusicherte, ist im August 1916 zu London unterzeichnet, die Verhandlungen mit Italien haben im Februar 1915 begonnen und sind am 26. April 1916 ebenfalls in London abgeschlossen worden. Die Ländergier dieses durch seine Zugehörigkeit zum Dreibunde erst zur Großmacht gewordenen Staates, tritt dabei besonders zynisch hervor: Das Trentin und Südtirol bis zum Brenner, das Hinterland von Görz, Gradiska, Istrien, Dalmatien, die dalmatinischen Inseln, das Dodekanes, Adalia in Kleinasien, Anteil von Syrien, Erweiterung von Erytrea mußte ihm zugesichert werden, und während des Krieges hat es außerdem darauf hingearbeitet, sich auf Kosten von Albanien und Griechenland in Epirus festzusetzen. Das alles bricht nun zusammen, und ebenso wird es mit der ganzen Summe der Ententepläne gehen. Jetzt sucht Wilson durch den Oberst House, durch Northcliffe und Tardieu, denen die Barnum-Reklame Amerikas imponiert, trotz allem den Kampfgeist der in den Fugen krachenden Entente aufrecht zu erhalten. Aber die großen Worte verfangen nicht mehr. England und Frankreich wollen die Millionenheere Amerikas sehen. — Sie werden ihnen niemals vor Augen kommen, es sei denn, daß der Tag anbricht, da sie den Amerikanern zu Hilfe eilen, wenn der am Horizont aufsteigende Krieg mit Japan einmal Wirklichkeit werden sollte.

## „Es steht alles gut.“

In den letzten Tagen des November besuchte ein Mitarbeiter der Wiener „Neuen Freien Presse“ unsere leitenden Heerführer in einer Stadt am Rhein und fragte sie nach ihrer Meinung über die Kriegslage. Da sagte Hindenburg: „Es steht alles gut. Wenn wir noch eine Zeitlang Kraft und Geduld haben, bringen wir's zum guten Ende,“ und Ludendorff fügte hinzu: „Die Kriegslage berechtigt zur größten Zuversicht.“

Diese zuversichtlichen Worte der zwei in ganz Deutschland verehrten und geliebten Männer haben auch ängstliche Gemüter schnell beruhigt, die über das Vordringen der Feinde bei Cambrai in Sorge waren. Posaunten doch die Engländer seit dem 20. November Tag für Tag ihren dortigen Anfangserfolg als größten Sieg des Krieges an der Westfront in die Lande hinaus. Es ist wahr, ihr Überraschungsvorstoß südwestlich Cambrai hatte sie ein nicht unbeträchtliches Stück nach Osten vordringen lassen; eine Reihe von Dörfern war in ihre Hand gefallen, und Cambrai lag unter dem Feuer ihrer Geschütze. In den Berichten der Obersten Heeresleitung wurde gesprochen von Kämpfen bei Inchy, Bourlon, Fontaine, Cantaing, Noyelles, Marcoing, Banteux: diese Linie ist fast ein Halbkreis, der sich um unsere frühere Front bei Ribécourt und Flesquières gegen Cambrai vorbaucht. Aber welche ungeheuren Verluste hatten die Engländer bei diesem Vorstoß erlitten; sie übertrafen die der blutigsten Flandernschlachten! Und doch waren sie nutzlos aufgewendet, denn schon in den ersten Tagen des Dezember war den Feinden der größte Teil des so teuer erkauften Höhengeländes wieder entrissen! Am 1. Dezember überschütteten wir die feindlichen Linien mit stärkstem Trommelfeuer von Geschützen aller Kaliber und Minenwerfern; beim nördlichen Ansatz des erwähnten Halbkreises (zwischen Moeuvres, Boulon und Fontaine) und beim südlichen bei Banteux gelang es unsern todesmutig vorstürmenden Soldaten, die englischen Linien zu erobern, und 4000 gefangene Engländer waren neben beträchtlichem Geländegewinn das Ergebnis des Tages. Dieser unser Erfolg war den Engländern überaus unbequem, und an den nächsten Tagen versuchten sie erbitterte Gegenangriffe; aber ob sie Infanterie





Lenin und Trotzki, die gegenwärtigen Vertreter der russischen Regierung.

vorschickten, ob indische Reiterei hervorbrach oder Geschwader von allerschwersten Panzerkraftwagen eingriffen, alles war vergeblich. Ja, am 5. Dezember ging es ihnen ganz schlecht. Sie mußten ihre vordersten Stellungen zwischen Moeuvres und Marcoing räumen und zogen sich auf die Höhen bei Flesquières zurück, während unsere herrlichen Truppen die Dörfer Graincourt, Annaux, Cantaing, Noyelles und die Waldhöhen bei Marcoing stürmten. Ein Gebiet von 10 km Breite und 4 km Tiefe war damit den Engländern wieder entrissen, die Zahl der Gefangenen war auf 9000 gestiegen, und an Beute waren 148 Geschütze und 716 Maschinengewehre eingebracht. So liegen die Verhältnisse bei Cambrai, als diese Zeilen zum Druck gehen. Im Westen steht es also wahrlich gut!

Und im Osten ist es nicht anders. An der russischen Front ist Waffenruhe eingetreten. Seitdem die Partei der Bolschewiki oder Maximalisten den von der Entente gekauften Phrasenhelden Kerenski hinweggefegt hatte, setzten die neuen Männer, Lenin und Trotzki, all ihren Einfluß daran, den Krieg zu beendigen. Besonders richteten sie sich an die Soldaten, und sämtliche zwölf an der 1600 Kilometer langen Front stehenden Armeen haben sich mit der Formel „Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen" einverstanden erklärt, ebenso die Kaukasus-Front. Was man hierunter zu verstehen hat, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls freuen wir uns, daß mit der Waffenruhe der erste Schritt zum Frieden getan ist, der unsere Nachbarn im Osten wieder mehr auf unsere Seite zieht. Rußland ist für die Zukunft, mehr als es vor dem Kriege der Fall war, auf Deutschland angewiesen, und das deutsche Volk wird dem verführten und verhetzten schwergeprüften Nachbar gern die Hand reichen, daß er sich von seinem schweren Sturze wieder erhebt.

Die dritte Front endlich, gegen Italien, ist ebenfalls für uns so günstig wie nur irgend möglich. Längs des ganzen Laufes der Piave geht seit Wochen der Artilleriekampf von Ufer zu Ufer weiter, während die Infanterie sich auf beiden Ufern für den bevorstehenden Winterfeldzug einrichtet. Nördlich davon, im Gebiete der Sieben Gemeinden, d. h. an den Ausgängen des Gebirges zwischen Brenta und Piave, hat das herzhafte Zupacken unserer Bundesgenossen uns wieder ein gut Stück weiter gebracht. Freilich schien der mehr als ein Meter tiefe Schnee, der hier im Gebirge gefallen ist, gebieterisch die Einstellung größerer Offensiven zu fordern. Aber das schien nur so. Nach mächtiger Artillerievorbereitung, an der auch deutsche Batterien mitwirkten, brachen am 4. Dezember die Truppen des Generalfeldmarschalls Conrad zum erfolgreichen Angriff gegen die feindlichen Stellungen im Meletta-Gebirge vor, und auch die seit 24 Stunden völlig eingeschlossene tapfere italienische Besatzung des Monte Castelgomberto streckte die Waffen. Alles Gelände nördlich der Frenzela-Schlucht wurde erobert. An zwei Tagen büßten die Italiener über 11 000 Mann an Gefangenen und über 60 Geschütze ein.

Wohin wir also sehen, im Westen, im Osten und im Süden, überall bestätigen die letzten Ereignisse das stolze, zuversichtliche Wort unseres Hindenburg: „Es steht alles gut." Möge es so bleiben!

v. M.



Gruppe gefangener Italiener; unter ihnen Fahnenflüchtige, die sich ihrer Uniform entledigt haben. Aufnahme des Bild- und Filmamts.





## Deutsche Kaufleute in Ostasien. Von Franz Woas.

Wie mag es jetzt wohl um die vielen deutschen Kaufleute stehen, die vor dem Kriege in Ostasien ihren Geschäften nachgingen? Soweit sie sich in Feindesland befanden, werden sie wohl samt und sonders in Gefangenenlager abgeführt worden sein, Handelsherren und Angestellte bunt gemischt, um nun hier ein jämmerliches Dasein zu führen — schon seit Jahren. Und welch Herrenleben führten sie vordem!

Mir sagten dort einmal ihrer zwei genau das gleiche: sie möchten niemals wieder wo anders leben, als in Ostasien; hier hätte man doch noch etwas von seinem Leben. Von dem einen wunderte es mich weiter nicht; er stand ja an der Spitze eines hochangesehenen, mächtigen Handelshauses, wohnte wie ein Rittergutsbesitzer und lebte wie ein Fürst. Bei dem anderen konnte es schon eher wundernehmen, denn er war nur ein Angestellter, ein bescheidener Handlungsgehilfe — eben bei dem „Fürsten" —, aber auch er wohnte in einem prächtigen Hause, allerdings mit einem Kollegen zusammen, war hier auf das beste eingerichtet und führte einen geradezu glänzenden Haushalt, in dem es von Dienerschaft nur so wimmelte.

In einem von den großen Hafenplätzen war das, die einer am anderen, die chinesische Südostküste entlang, am chinesischen Meere liegen. Freilich auch ein hervorragender Platz! Doch der Hafen liegt am Ausflusse eines mächtigen Stromes, der auf 300 Kilometer Tiefe aus dem Innern des Landes kommt. Das ganze Stromgebiet ist stark bevölkert, hat merkwürdigerweise auch noch beträchtliche Wälder (was für China eine Seltenheit ist) und liefert vor allem einen ausgezeichneten Tee. Vornehmlich Holz und Tee, aber außerdem viele andere Landeserzeugnisse führt deshalb der Strom außer Landes, und europäische Erzeugnisse von hunderterlei Art führt er ins Land herein. Es handelt sich bei diesem Stromgebiete um unzählige Wasseradern, die alle dazu dienen, den Verkehr zu vermitteln; Landstraßen kommen nicht in Betracht, Eisenbahnen gibt es nicht — in einem Gebiete etwa so groß wie ganz Bayern, Württemberg und Baden zusammen.

Ist es da ein Wunder, wenn der Hafen, der am Stromesausgang liegt, mächtig groß wurde? Und braucht man sich lange darüber zu wundern, daß die europäischen Kaufleute, die hier Fuß faßten, bei allen Schwierigkeiten, die sich anfangs boten, schließlich durchdrangen, ebenfalls mächtig und reich dazu wurden?

Das „Herrenleben", das man hier führt, ist nicht unverdient; man muß die Natur dazu mitbringen. Aber auch die Erholung, die man von der Arbeit sucht, ist wieder eine besondere Beanspruchung. Die Geselligkeit, der man sich zu Erholungszeiten ergibt, hat ihren eigenen und großen Zug. In einem verhältnismäßig kleinen Kreise, rings umgeben von unverstehbarem und unzugänglichem Chinesentum, müssen die Fremden sich um so enger aneinander anschließen, Außenseiter, Eigenbrötler kommen hier nicht durch; alles wird zu einer einheitlichen festen Klasse.

Nordchina und selbst Japan sind gesünder, zeitlich günstiger für den Deutschen, weil hier der Winter nicht fehlt mit Schnee und Eis. Hier liegen auch die Dinge im großen und ganzen anders. Während in den Hafenstädten des südöstlichen China sich immer nur kleinere Siedlungen von Europäern befinden, in denen die Deutschen noch dazu in der Minderzahl sind, gibt es in den Großstädten des Nordens ganze Stadtviertel, die voll von Europäern sind; so in Shanghai, in Tientsin, in Hankau und Peking. Das Bezeichnende ist hier, daß sich Europäer und Eingeborene, wenigstens geschäftlich und wohnlich, stark miteinander vermischen; daß somit reiche und vornehme Chinesen sich hier neben den Europäern geltend machen können. Das Europäertum tritt deshalb hier nicht ganz so herrenmäßig auf wie im Süden. Auf großem Fuße leben freilich auch hier die Fremden. In Shanghai wohnen sie draußen im Westviertel in prächtigen Landhäusern, haben zahlreiche Dienerschaft, reich besetzte Ställe, eigene Hausboote. Und alle sind Kaufleute, entweder selbständige, oder Vertreter heimischer Häuser.

Groß ist natürlich auch der Bestand an jungen Leuten, die als Handlungsgehilfen dienen, namentlich befinden sich darunter unverhältnismäßig viele Deutsche, weil solche nicht nur in deutschen, sondern vielfach auch in anderen Häusern angestellt sind — oder es wenigstens waren; der Krieg hat sie natürlich aus diesen Stellungen völlig verdrängt. Vordem konnte man in allen fremden, nicht deutschen Firmen bis in die allerersten Spitzen hinauf Deutsche finden, und zwar in jedweder Art von Geschäften; namentlich bei den großen Banken hatten vielfach Deutsche die maßgebenden Stellungen inne. Ganz so großartig wie in den Südstädten lebt es sich für junge Leute in den Nordstädten nicht; immerhin hat auch hier das Leben für sie einen großen Zug.

Nordchina ist von Natur aus etwas ganz anderes als Südchina; die gemäßigteren Wärmegrade und die Abwechslung mit dem Winter erlauben schon den Eingeborenen eine lebhaftere Tätigkeit als im Süden. Das ganze geschäftliche Leben ist deshalb hier mehr entwickelt, vielseitiger. Dem entspricht auch die Tätigkeit des fremden Kaufmanns; hier wird er teilweise zum Unternehmer. Namentlich sind es deutsche Kaufleute, die als Ein- und Ausfuhrhändler angefangen haben, um dann zu selbständigen Gewerbezweigen überzugehen. Müllereien, Sägewerke, Brauereien, Gerbereien, Färbereien, Zement- und Chlorfabriken, Spinnereien und Webereien, chemische Fabriken sind von ihnen zahlreich begründet worden, so schwierig es auch ist, derartige Unternehmungen dort draußen zu beginnen, einmal weil es an gelernten Arbeitern fehlt und dann, weil jede einzelne Betriebsmaschine aus Europa herbeigeschafft werden muß. Hier zu Lande ist bei derartigen Unternehmungen die Hauptsorge: ist auch Absatz der Erzeugnisse zu angemessenen Preisen möglich? — Diese Frage entfällt dort. Ganz andere Sorgen bedrücken drüben den unternehmenden Kaufmann; vor allem die Sorge um die Gewinnung geeigneter kaufmännischer Hilfskräfte. Auch diese können nur aus Europa herbeigeholt werden, und das ist mit Mühen und Kosten, Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen verbunden.

So kommt es, daß im fernen Osten nach guten kaufmännischen — sowie auch technischen — Hilfskräften immer ein lebhafter Begehr ist. Die Geschäfte haben dort in den letzten Jahren eine böse Zeit von schweren Umwälzungen mitmachen müssen, und dennoch sind sie weiter in die Höhe gegangen; die Nachfrage nach wirklich guten Hilfskräften hat angehalten, und damit ist auch die Lage der draußen befindlichen kaufmännischen Hilfskräfte günstig geblieben.

Freilich kann dies jetzt wohl nur von dem eigentlichen China gesagt werden, über das unsere Feinde, allen Mühen zum Trotz, nicht soweit die Gewalt errungen haben, um die deutschen Geschäfte völlig lahm zu legen. Das deutsche Kaufmannstum, das so kraftvoll in Honkong und Singapur, auf Ceylon (die sämtlich englisch sind), das ferner in Japan selbst, aber ebenso in Korea und in der Mandschurei bestand — es ist auf absehbare Zeiten hin vernichtet; ganz zu schweigen von Deutsch-Kiautschou. Menschenalter wird es aber brauchen, um annähernd die früheren Zustände wieder herzustellen.

Was das eigentliche China betrifft, so sind wir von daher seit dem März 1916 ohne unmittelbare Nachrichten; der deutsche Kaufmann dort ist seitdem so gut wie völlig abgeschlossen von der Heimat; Waren kann er von dort nicht mehr beziehen und ebensowenig dahin senden. Mit Spannung sehen wir dem Augenblick entgegen, wo er uns sagen wird, wie er diese Zeit durchlebte, wie er sich geholfen hat; denn daß er trotz alledem nicht untergegangen ist — das haben uns die letzten Nachrichten, die wir erhalten haben, gesagt.

Der Haupthandelsplatz Chinas ist Shanghai. Ein Glück für die deutschen Kaufleute dort ist es, daß es ein internationaler Platz ist.

Allerdings haben die Engländer infolge ihrer Mehrzahl die Überhand; die Verwaltung des Gebietes war fast allein in ihrer Gewalt, nachdem der einzige Deutsche, der unter all den Engländern im Verwaltungsrat der Stadt saß, noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges herausgebissen worden ist. Immerhin haben doch die Neutralen und Nordamerika früher dafür gesorgt, daß die Engländer nicht völlig unbeschränkt dort herrschten, sowie während des Krieges dafür, daß nicht etwa der Zustand des Weltkrieges auf Shanghai ausgedehnt wurde. Am liebsten hätten es die Engländer freilich gesehen, die deutschen Kaufleute Shanghais wären samt und sonders nach ihren Gefangenenlagern verbracht worden.

So aber wird voraussichtlich uns das deutsche Kaufmannstum von Shanghai — ebenso wie das von Hankau, Tientsin und Peking — über den Krieg hinaus erhalten bleiben, und es wird damit sozusagen den Stamm bilden, dem nach dem Kriege neue Reiser entsprießen werden. Und das ist hochwichtig für den künftigen deutschen Ausfuhrhandel, weil dieser bei der nachhaltenden feindlichen Stimmung fast aller anderen Länder der Erde seine Wege namentlich nach dem fernen Osten hinaus wird suchen müssen.

Gesegnetes Shanghai! „Königin des Ostens" — wie man es da draußen mit allem Rechte nennt — Gegenstand der Sehnsucht für jeden Kaufmann, der anderswo im Osten seinem Berufe nachgehen muß! —

Am Ausfluß des Yangtsekiang ins Gelbe Meer gelegen, ist es zunächst einmal der Stapelplatz für das ganze Stromgebiet dieses gewaltigsten aller chinesischen Ströme. Es bildet aber auch den Umschlagplatz für ganz Nordchina, für Korea, Japan und die Philippinen. Die Wärmegrade sind hier erträglich; der Winter, der es bis zu Schnee und Eis bringt, bedeutet für den zur Sommerzeit überhitzten Europäer eine

Erfrischung; die nächste Umgebung ist nicht ohne Reiz; die weitere Umgebung erschließen Eisenbahnen, Dampfer, Hausboote. Gegen 3000 Angehörige aller Völker leben hier. Die Stadt ist großzügig angelegt; breite Straßen mit Baumpflanzungen; eine prachtvolle Uferstraße; elektrische Beleuchtung, Straßenbahnen, ein Fernsprechnetz; Gasthäuser ersten Ranges, Theater und Konzerte, ein vielbesuchter eigentlich internationaler, dem Wesen nach aber deutscher Klub mit einem mustergültig angelegten und betriebenen Vereinshaus, ein großartiger Sportplatz, Rennbahnen — kurz alles ist da, was dazu dient, um das arbeitsvolle Leben so fern der Heimat erträglich zu machen. Dazu kommt der rege Verkehr mit der Außenwelt. Jeden Tag fast legte ein neuer Überseedampfer am Ufer an, deutsche Kriegsschiffe dampften herein — ein ewiges Kommen und Gehen. Ein deutsches Generalkonsulat befindet sich hier; die Deutsche Bank hat eine Hauptniederlassung; eine deutsche Hochschule für Ärzte und Techniker besteht. Überall in den Geschäften trifft man auf Deutsche; man hört beinahe soviel deutsch wie englisch auf den Straßen sprechen, selbst von Chinesen. Man möchte fast sagen, daß das ganze Gepräge der Stadt, ihr äußeres wie inneres Leben, im wesentlichen deutsch ist. Jedenfalls ist es zum Glück nicht englisch ...

Alles dies flößt uns das Vertrauen ein, daß tatsächlich von hier aus der nötige Wiederaufschwung des deutschen Außenhandels nach dem fernen Osten ausgehen wird. Es ist der Platz, der von Natur aus dazu geeignet ist und der zum Glück in den sonstigen Wirren des Weltkrieges verschont blieb. Der Friede wird kommen, und der deutsche Kaufmann wird sich in allem seinem Glanze wieder zeigen.

Wie es aber in Japan und Korea steht, das vermag jetzt niemand recht zu sagen. Es wäre eine schlimme Sache um das Deutschtum, sollte der deutsche Kaufmann dort endgültig hinausgedrängt worden sein, wie das schon längst in der Absicht der Japaner lag. Denn er war viel zu rührig — viel zu ehrlich; er war ihm zu mächtig geworden. Was waren es auch für Prachtgestalten, die dort wirkten! Wert, daß ein neuer Gustav Freytag sie in einem neuen „Soll und Haben" verewigt hätte. Und das trifft jeden Zweig kaufmännischer Tätigkeit; trifft die Handelsherren und trifft die Handlungsgehilfen in gleichem Maße, trifft alt und jung — jeder ein leuchtendes Beispiel für alle, die so etwas nachmachen wollen!

## Weihnachten 1917.

Vertraut! Und steckt die Weihnachtskerzen  
Zum vierten Male an den Baum!  
Vertraut! Vertraut! Dann fühlt Ihr kaum,  
Wie um die draußen beben Eure Herzen!

Vertraut! Und seht die Händchen greifen  
Nach Engelshaar und Kindertand.  
Vertraut! Es wird dem Vaterland  
Einst eine Friedens-Weihnacht reifen.

Vertraut! Und laßt uns niederkauern  
Mit unsern Kindern unterm Baum:  
Sie träumen ihren Christfesttraum —  
Wir sehen stolz des Landes Eisenmauern.

Hans Caspar von Zobeltitz.



## Peter. Von P. Beschow.

Durch den zweiten Graben bei ...owsko schleicht ein Infanterist in Mütze, den Rockkragen hochgeschlagen, heimlich, sich von Zeit zu Zeit umsehend, lauschend, ob nicht jemand nahe. Er trägt etwas unter seinem Rock. Hastig stolpert er die Stufen zu einem Unterstand hinunter, tritt ein. „Na, endlich!" jauchzen ihm die Kameraden entgegen, als er einen kleinen Kater unter dem Rock zum Vorschein bringt. Niemand fragt woher der Kater ist. Er ist da, und nun ist es zu Ende mit der Mäuseherrschaft.

Jedenfalls ist er im Unterstand und wird drin bleiben, denn jeder, der aus- oder eingeht, achtet darauf, daß er nicht etwa entschlüpft, wozu er übrigens durchaus keine Lust zeigt. Sein Eroberer schläft und träumt. Er träumt von vielen schwarzen Katzen, die ihn wütend mit ihren gelben Augen anstarren, immer näher kommen und — wahrhaftig, da setzt sich eine auf seine Brust und kratzt, kratzt so, daß er erwacht und sich nach der Brust faßt. Aber das ist kein Kratzen, flink läuft es ihm die Hüften herunter. Er fährt hoch; stößt sich den Kopf an der Falle über sich: „Das Vieh hat Flöhe!" „Wer," fragt ihn harmlos ein Nachtposten, der sich gerade zum Aufziehen fertigmacht. Der wütende Infanterist antwortet ihm nicht. Da — wieder läuft es ihm zu den Füßen herunter, wieder sticht es! „Das Biest hat seine ganzen Flöhe bei mir abgeladen." Er springt auf und sucht, bis seine Taschenlampe ausgebrannt ist und er eins der niedlichen schwarzen Tierchen erwischt hat. „Na, das kann ja schön werden," bemerkt der Nachtposten. Bis dahin war der Unterstand ungezieferfrei. Mißmutig legt sich der Geplagte wieder hin und erzählt seinem wachgewordenen Nachbar das Geschehene. „Aber wo steckt das Biest eigentlich?" „Ach, das sitzt in irgendeiner Ecke und lauert auf Mäuse," beruhigt ihn der Nachbar, leuchtet aber doch mit seiner Taschenlampe umher. Ja, Mäuse! Seelenruhig schlummert Peter auf dem Bett in der Ecke, unschuldsvoll in das grelle Licht blinzelnd. „Wirst du wohl Mäuse fangen!" Klatsch! fliegt ein Pantoffel zu ihm hin, trifft aber den harmlosen Schläfer. Erneuter Krach. Der halbe Unterstand wird wach; Peter hat sich unter das Bett verdrückt.

Am Morgen wird sehr über Peter geschimpft, aber schließlich beschlossen, ihn im Unterstand zu behalten „von wegen der Mäuse". „Aber wo steckt der Kater nur?" Wieder werden alle Ecken abgesucht. Schließlich entdeckt man ihn, auf einem der oberen Betten schlafend. Durch den Krach der Nacht gewitzigt, schleicht einer zu ihm, ihn zu fangen. Er springt über ihn hinweg, einem schlafenden Nachtposten ins Gesicht, der wetternd hochfährt, springt weiter auf das nächste Bett und rettet sich in die hinterste schwer erreichbare Ecke, von wo aus er seine Verfolger mit mitleidsvoll-verächtlichen Blicken mißt. „Alles 'raustreten." Die Infanteristen eilen hinaus; Peter ist gerettet. Als sie zurückkommen und Kaffee trinken, ist der Kater vergessen, bis einer überrascht ausruft: „Zum Henker, wer hat denn meine Marmelade ausgeschleckt?" „Das kann nur der Kater gewesen sein," antwortete sein Überbringer, „die Mäuse haben sich diese Nacht nicht hervorgetraut." Doch die Zeit drängt, es heißt zum Arbeitsdienst antreten; wieder ist Peter gerettet. Beim Mittagessen trägt Peter hocherhobenen Maules eine Maus hinter dem Ofen hervor, alles ist ihm vergeben und vergessen, nur die am meisten Geschädigten schwören ihm im Innern einige Püffe zu.

Es wird eine unruhige Nacht für die Bewohner des Unterstandes. Peters Fell muß ein wahres Flöheparadies gewesen sein, alles kratzt sich, jeden juckt es. Also 'raus mit ihm. Eine wilde Jagd geht an. Peter reißt die Petroleumflasche zu Boden, die in tausend Stücke geht, den halbvollen Kaffeetopf, eine Butterdose herunter, des Gruppenführers mit Mühe und viel Lauferei gekauften Eier werden durch einen fehlgehenden Stiefel zerbrochen, Peter aber entschlüpft immer wieder. Mit dem Racheschwur: „Warte nur, morgen früh geht's dir eklig," legen sich alle zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, nachdem der Kaffee getrunken, geht die Katzenjagd wieder an. Mitten darin brüllt jemand „Achtung!" Bestürzt steht alles stramm. Der Kompagnieführer tritt mit dem Feldwebel ein. „Was ist denn hier los?" Da bleibt sein Blick auf Peter haften, der gerade auf dem Tisch angelangt ist und nun, da seine Verfolger sich nicht um ihn bemühen, still sitzen bleibt. „Das ist ja meine Katze. Peter!" „Mauuuu!" „Unteroffizier, wo haben Sie die Katze her?" Ein Musketier tritt vor: „Ich fand —" „Aha! Sie! Schon gut! Feldwebel, schreiben Sie den Mann auf."



# Ein Jahr durch Polen.

Von Hans von Goecke. Zu neun Ölskizzen von Prof. Arnold Busch-Breslau.

Von Polen soll ich erzählen. Von dem Polen, das ich verflucht und geliebt habe, durch das meine Kriegswege gegangen sind vom Herbst 1914, der voller Regen war, durch den kalten Winter mit seinen schweren, schweren Weihnachtstagen, durch den fast heimatlich-friedlich-stillen Frühling, durch den glühendheißen, kampf- und siegreichen Sommer bis in den leuchtenden, buntfarbenen Herbst 1915, der die Bäume in traumhafte Farbensymphonien verfärbte. Von dem Polen, das ich kenne in den Ödstrecken von Iwangorod, in den Sumpfplateaus der Lysa Gora, an den bewaldeten Ufern der Pilica und den ach so blutigen der Rawka und Bzura, das mir seine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit zeigte an der unteren Weichsel und seine Dürre hinter den Stellungen vor Przasznysz. Durch das ich schließlich dem Feinde folgte, ihn von Stellung zu Stellung werfend, bei Rozan den Narew überschreitend und bei Narew-Stadt wieder an den Fluß kommend, dicht an dessen Ursprung.

Ich kenne dich, Polen, wie wohl nur selten ein Deutscher vor diesem Kriege dich gekannt hat. Ich kenne deine Armut und deinen Reichtum, deine Häßlichkeit und deine Schönheit, kenne deine Dörfer und deine Städte, deine Bauern und deine Edelleute, deine Kirchen und deine Synagogen. Keine hastende Eisenbahn trug mich durch deine Fluren. Auf dem Rücken des Pferdes habe ich Hunderte von Kilometern auf deinen schlechten Wegen zurückgelegt in jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Du warst das Land des Feindes. Ich habe in dir gekämpft, habe die russischen Kugeln durch deine Luft pfeifen hören und liebe Kameraden deiner Erde anvertraut. Ich habe dir geflucht in tausend Anstrengungen und Entbehrungen und dich geliebt, wenn mir die Augen zufielen zu kurzem Schlafe. Und heute, wo ich im Westen gegen den anderen Feind stehe, weiß ich: Ich liebe dich und habe Sehnsucht nach dir und dem freien Kriegerleben in dir.

Neun Bilder gleiten durch meine Hände, und auf jedem verweilt mein Blick lange. Jedes löst Erinnerungen aus an dich, Polen, das du den Krieg tragen mußtest mit allen seinen Härten und deinen Stempel diesem Kriege aufdrücktest.

❀ ❀ ❀

Lieber ein Sommerfeldzug in Frankreich, als ein Winterfeldzug in Rußland! hatten wir im Frieden scherzend gesagt. Nun standen wir im Herbst 1914 an der polnischen Grenze. Wie abgeschnitten von der Kultur kamen wir uns vor, als wir sie einen Tagemarsch überschritten hatten. Die Chausseen hörten jäh auf. Unsere Autos blieben stecken. Unsere Pferde keuchten. Hütten sollten unsere Quartiere sein, die vor Schmutz starrten, in die wir kaum einzutreten wagten. Wir haben später diese Hütten schätzen gelernt, nachdem wir wußten mit ihnen umzugehen. Wir haben die schlechtesten Wege überwunden, weil unsere Pferde mehr leisteten, als wir jemals für möglich gehalten hatten. Der eiserne Wille kannte keine Hindernisse.

Die Weichsel war unser erstes Ziel — Iwangorod. Marsch, Marsch und wieder Marsch. Wir zählten die Kilometer nicht mehr. Der schwache Feind wurde leicht zurückgedrückt. Bis zur Weichsel, bis vor die Festung. Auch da schlugen wir ihn. Aber aus jedem Erschlagenen schienen zwei neue Gegner zu erwachsen. Es war ein Ringen mit einer nicht endenwollenden Übermacht. — Und Regen, Regen, Tag um Tag. Die Sachen wollten nicht mehr trocknen. Die Wege wurden immer tiefer. Es ging fast über unsere Kraft. Doch wir schlugen den Feind. Noch am letzten Tag, bevor der Befehl zum Zurückgehen kam.



Übergang über den Bug bei Mielnik.



Sanitätsbiwak.

Rückzug. Erschien es uns schrecklich? Nein, wir waren ja nicht besiegt. Wir gingen als Sieger zurück. Warum? was fragt der Soldat in der Truppe viel nach Gründen. Er erhält den Befehl und führt ihn aus. Kein Russe drängte uns. Nur daß der Marsch für Mann und Tier so maßlos anstrengend war auf den zerfurchten Straßen, drückte uns. Sonst waren wir froh, für den Winter mehr westwärts zu kommen. Wir blieben ja auf feindlichem Boden. Die Heimat blieb geschützt.

Auch ein paar sonnige Tage hatten wir. Als bei Kielce die erste Kälte einsetzte und wir uns in Pelze zu hüllen begannen, da war so etwas wie leuchtender Herbst um uns. Die alte Burgruine von Chenziny flammte mit Morgenrot von ihren Kreidefelsen, und der Park der Potockis grüßte uns bei Goliniowy mit bunten Farben, als wir westwärts vorübertrabten. Und die Wälder: wild, mächtig, noch ganz Natur. Voll Unterholz und breiten Farnen. Manchmal kam wohl die Frage: wo ist der Heger, der Pfleger? Aber dann freuten wir uns der Schönheit, die keine Kultur zerstört hatte.

Die ersten Flocken schwirrten schon bei Nacht und tauten bei Tage. Und als sie dicht und dichter wurden, waren wir nahe der Grenze. Da wußten wir, daß haltgemacht wurde. Kehrt! Kein Russe kommt nach Schlesien. Und es ist keiner eingedrungen.

❖ ❖ ❖

Die heilige Kapelle von Czenstochau! In einer Winternacht bin ich von Zarki aus geritten, um zu ihr zu kommen. Vier Wochen lang hatten wir zum Schutze der schlesischen Grenze dort unten gelegen, hatten uns mit Kreuzhacke und Spaten in den steinigen Boden hineingefressen. Der eisige Ostwind stürmte mit dem Russen gemeinsam gegen uns an. Aber selbst diese beiden Verbündeten konnten uns nicht werfen. Wir blieben eine Mauer. Und der Schnee kam und füllte unsere Gräben. Wir arbeiteten und schaufelten, bis sie wieder leer waren: Reservisten, Jäger, Landsturmleute. Schneidende Kälte kam, daß wir bebten. Dann stille, sternklare Nächte, wo man tief, tief in den Himmel hineinsehen konnte. Ein weißer Teppich lag über der Erde und warf ein zitterndes Licht. Die wachen Krieger lehnten gegen die Grabenböschung. Ab und zu pitschte eine Kugel. Und mir ward feierlich und andachtsvoll. Polnische Erde, du warst ja der Grenzwall der Heimat.



Landsturmbahnwache bei Neudorf.

Dann plötzlich herausgerissen. Wir mußten nach Norden, wo die Russen über Petrikau vorstießen gegen unser Schlesien. Fast ungern schied ich. Die Sternennächte auf den Schneefeldern hatten es mir angetan. Ein Sonntag war es, als ich mit erwachendem Tag in Czenstochau eintritt. Es zog mich zur „Schwarzen Mutter Gottes" auf der Jasna-Gora. Ich stand vor ihr in der Seitenkapelle, die ihr geweiht ist. Ich

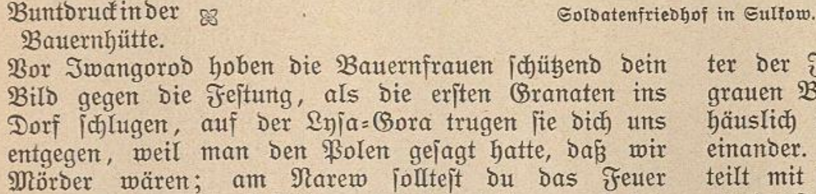


Polnische Flüchtlinge.





sah vor ihr die kniende Menge der Polen, sah die Feldgrauen, die ihr Knie gleich den anderen beugten, sah den Glanz der hohen Kerzen, der sich tausendfältig in den silbernen Opfergaben brach, die die Wände um das heilige Bild füllten. Schwarze Madonna, du Sinnbild Polens, ich kannte dich. Kein Haus im Land, das dein Bild nicht birgt, keine Polenhand, die sich nicht flehend zu dir höbe. Wie viele Nächte habe ich unter dir geschlafen, wie oft in dein hartes Gesicht geblickt. In Emaille und Gold, edelsteinverziert traf ich dich im Hause des Magnaten, im elenden Buntdruck in der Bauernhütte. Vor Iwangorod hoben die Bauernfrauen schützend dein Bild gegen die Festung, als die ersten Granaten ins Dorf schlugen, auf der Lysa-Gora trugen sie dich uns entgegen, weil man den Polen gesagt hatte, daß wir Mörder wären; am Narew solltest du das Feuer hemmen, das die Kosaken entzündet hatten, und die Vertriebenen trugen dich mit unter den Resten ihrer Habe. An vielen Straßenecken steht dein Bild in kleinen Kapellen, und manch deutscher Krieger schläft in deinem Schutz der Ewigkeit entgegen. Und nun sah ich dich im Glanz. Meine müden, übernächtigen Augen blickten zu dir. Meine Gedanken wanderten, und unwillkürlich falteten sich meine evangelischen Hände. Schwarze Mutter, du gehörst zu Polen, mehr als der weiße Adler und die rotweißen Farben. Ich bin dankbar, daß ich dich sah, weil ich dein Land so liebgewonnen habe.



Soldatenfriedhof in Sulkow.

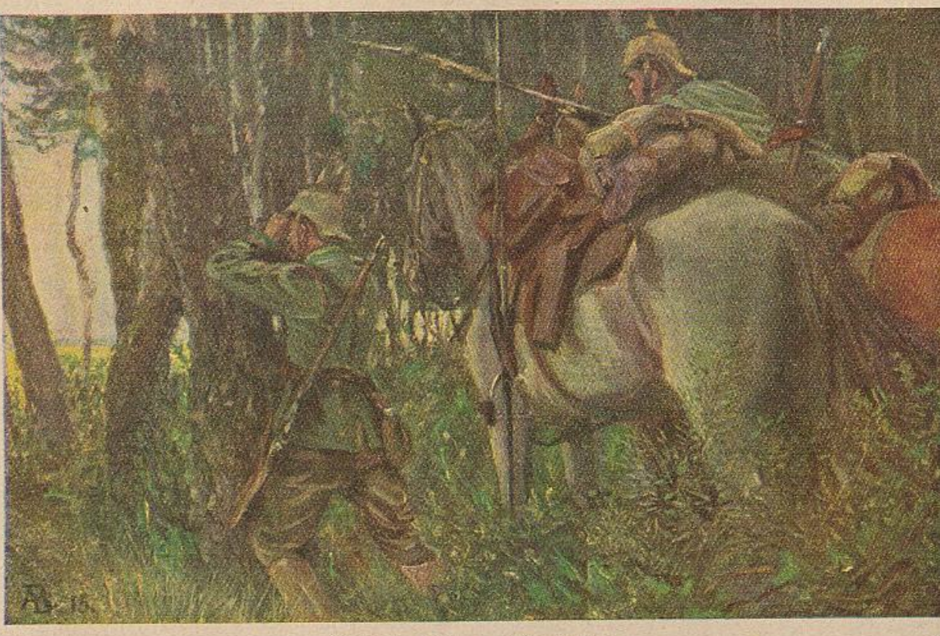
❖ ❖ ❖

Wir marschieren gen Norden hinter den kämpfenden Linien. Der Geschützdonner dringt zu uns. Eilmärsche durch Schlackerschnee und kalte Schauer. Auf die Pelze legt sich eine Eisschicht. Wir reiten nicht mehr, wir führen unsere Pferde. Es ist zu kalt für das fast bewegungslose Imsattelsitzen. Und die Tiere dauern uns, die Schritt für Schritt bis über die Fesseln in den Schlamm aus Lehm und Schnee einbrechen.

Die Kriegsfurie ist milde gewesen in diesem Landstrich. Nur ab und zu ist ein Dorf zerstört. Da ragen die Mauerreste und die Schlote gespenstisch empor. Das Dach und die Sparren fraß die Flamme fort. Der Schnee deckt über alles sein weißes Todeslaken, verhüllt einen Teil all des Schrecklichen, Furchtbaren. Er dringt in die Stuben, die ihm einst verschlossen waren, türmt sich auf den Herden, die kein Feuer mehr wärmt.

In den Orten, die verschont blieben, ist reges Leben. Das Leben hinter der Front. Kein Dorf, von dem nicht die Feldgrauen Besitz ergriffen haben und sich neben dem Polen häuslich einrichteten. Österreicher und Deutsche nebeneinander. Und der Pole gibt willig Quartier — er teilt mit seinen Gästen, von denen er manchen Brocken aus der Feldküche bekommt. Munitions- und Verpflegungskolonnen machen Rast auf dem langen Weg von der Front bis zur nächsten Eisenbahnstation. Die Feldlazarette haben sich hier eingerichtet. Notdürftig sind Lager zusammengeschlagen, auf denen die Schwerverwundeten ruhen, denen man den Transport auf den offenen Wagen durch die eisige Luft noch nicht zumuten kann.

Für uns ist Quartier gemacht, schlecht und recht. Mehr schlecht als recht. Eng, furchtbar eng. Ein Lazarett hat das halbe Dorf belegt. Die Häuser fallen für uns aus. Die Verwundeten gehen vor. Wir pferchen uns zusammen. Dreißig, vierzig Mann kriechen in einem der winzigen Häuser unter. Es scheint uns unmöglich, aber es geht. Drinnen ist es mollig warm. Man taut auf, brät sich ein paar Kartoffeln auf dem prasselnden Herde, wirft sich aufs Stroh und ist zufrieden. Dreißig Kilometer bei dem Wetter und den Wegen sind keine Kleinigkeit. Ich gehe abends noch einmal auf die Straße



Reitende Jäger auf Patrouille.

und treffe einen Arzt. Wir sprechen ein paar Worte miteinander. Man spricht gerne mal mit einem fremden Menschen. Unser Kreis ist klein. Er erzählt mir von seinen Verwundeten. „Sehen Sie sich die Leute doch mal an. Sie freuen sich, wenn ein Offizier zu ihnen kommt.“ Ich trete in eins der Lazaretthäuser. Die sonst so schmutzigen Polenbuden sind tadellos sauber. Die Fenster sind abgedichtet gegen den kalten Wind, aber trotzdem ist die Luft gut. Ein paar Blumenstöcke stehen auf dem Fensterbort. — Sie liegen auf ihren Gestellen dicht nebeneinander. In graue Decken sind sie gehüllt; Wäsche gibt es hier nicht. Die weißen Verbände leuchten. Sie scheinen ruhig und zufrieden, sie fühlen, daß sie in guter Hand sind, daß man für sie sorgt, so gut es geht. Der Sanitäter geht hin und her. Wechselt die Verbände und ordnet die Decken. Ich spreche mit jedem. Einem hat der Divisionskommandeur gestern das Eiserne Kreuz gebracht. Seine Augen leuchten stolz, als er mir erzählt, wie er sich es verdiente auf einer Patrouille in stockfinsterer Nacht gegen den feindlichen Graben. Alle wollen gern in die Heimat abtransportiert werden. Der Arzt beruhigt sie: „Bald, Leute, bald. Sowie ihr etwas mehr zu Kräften gekommen seid.“

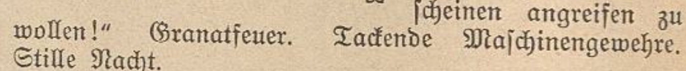


Zerschossenes Dorf Prsybinow.

Viel, viel Blut fließt. Und es ist Weihnacht. Keine Nachricht von Haus. Und soviel wird unterwegs sein, mit Liebe gepackt, mit grünen Bändern geschmückt und mit Tannenreisern belegt. Wer kann es uns bringen? Wir brauchen Munition und wieder Munition. Jedes Pferd zieht Geschosse.

Den nächsten Tag geht es durch das Etappengebiet. Alte Landsturmleute mit großen Vollbärten stehen an den Brücken und den Straßengabeln. Die unvermeidliche Pfeife wärmt ihnen die Nase. Nordwärts — nordwärts. Noch einmal dreißig Kilometer und noch einmal. Es ist bitter anstrengend. Dann drehen wir nach Osten ein, dem Feind entgegen. Da wird der Marschschritt weiter und freier. Morgen stehen wir im Kampf.





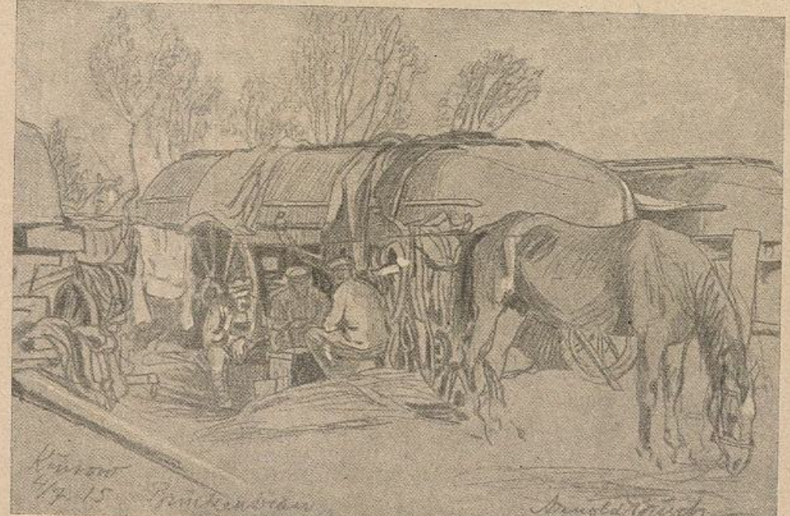
Sternennacht im Schützengraben.

Und wir kämpften bei Belchatow und Petrikau, Schulter an Schulter mit den Österreichern nahmen wir es, fochten bei Tomaszow und an der Pilica.

Weihnachten! Harte Tage! Der Feind hat sich reingesetzt. Seine Stellungen sind Festungen. Wir können ihn nicht werfen. Mit Gegenstößen hält er sich uns fern.

Am Christabend brannte doch unser Bäumchen in dem kleinen Zimmer, in dem wir zu viert hausten. Aus unserm eigentlichen Weihnachtsquartier hatten sie uns herausgeschossen. Das lag jetzt in schwelender Asche. Harte Stunden. Kaum, daß wir Freude hatten am Lichterschein. Irgendwo sangen die Leute: Stille Nacht. Und durch den Fernsprecher kam der Ruf: „Schickt uns Handgranaten nach vorn. Die Russen arbeiten sich wieder heran. Sie scheinen angreifen zu wollen!“ Granatfeuer. Tackende Maschinengewehre. Stille Nacht.

Und ich möchte sie nicht missen in meiner Erinnerung, kann den Boden nicht vergessen, wo ich sie durchlebte. Dreimal so lieb sind mir Stunden und Land, als wenn ich ein frohes Fest gefeiert hätte. Gerade harte Weihnachten gehören in den Krieg: Kampfweihnachten!



Kolonnenbiwak.

Die Sonne läuft auch durch den schwersten Tag. Es wurde ruhiger. Die Kälte, der Schnee dämmten die Kampftätigkeit. Im Graben vorne war es oft recht unbehaglich. Wenn der Ostwind über uns hinfegte, uns die nadelscharfen Kristalle ins Gesicht trieb. So dicht war das Gestöber, daß sich die russischen Patrouillen in unsere Gräben verirrten. Einmal sogar die Essenholer: mit zwei dampfenden Teekesseln kamen sie an und wurden darob gnädigst in Empfang genommen.

Besser aber waren die Ruhetage. Jetzt lernten wir die kleinen, anfangs so verachteten Holzhütten lieben. Öfen gab es nicht, aber das Feuer im Herde erlosch nie. Die Strohlager, die die Betten vertraten, waren von unseren Koffern umstellt. Wir hatten unsere knappe Habe jetzt bei uns. Auch die Weihnachtspost lief ein, mit allerlei Gutem, verspätet, aber





doppelt genossen. Die Neujahrswünsche kamen. Silvester klangen im Dörfchen sogar die Gläser aneinander mit fröhlichem „Prost Neujahr!“, während vorne ein kleines Freudeschießen in die Schneenacht hinausgefeuert wurde. Wie schnell ist man wieder oben — seelisch und körperlich, wie schnell wirft man die Erschütterungen ab und hat das Herz wieder voll Mut und Hoffnungen. Hoffnung ist eine unerschöpfliche Quelle der Kraft. —

Das Licht war knapp. Das gab lange Dämmerabende im flackernden Feuerschein des Herdes, in den nach und nach das Zaunholz des Dorfes wanderte. Es war so schön trocken. Da saßen wir denn und pafften ins Dunkle. Oder schwatzten vom Kriege, von der Heimat, vom Graben. Wie schlecht es sein würde, wenn wir übermorgen erst wieder hineinmüßten. Manchmal klimperte unser Jüngster auf der Laute, die im Weihnachtspaket gelegen hatte und summte ein Lied. Oder ich sagte ein paar Verse auf. Oft waren wir auch ganz stumm. Das war, wenn Post angekommen war, und wir alle an unsere Lieben dachten.

Draußen war alles in blendendes Weiß gehüllt. Jeder Baum hatte den weiten Wintermantel angezogen und stand nun doppelt mächtig da, die Zweige unter der Schneelast tief am Boden hängend. An den Ziehbrunnen hingen die dicken Eiszapfen. Die Luft war oft wundervoll klar, und die Sonne überglänzte alles. Wie schnell sind die Erinnerungen an die frostklappernden Stunden im feuchten Unterstand verschwunden gegen die leuchtenden Winterbilder! Das Schöne haftet länger als das Schreckhafte. — Die kleinen niedrigen Schlitten wurden aus den Bauernställen gezogen. Die Panjepferdchen brachten uns wacker über die Schneedecke. Irgendwo in den Wind hinein. Oder zu einem Nachbar, der uns mit Tee und Grog aufwartete, wohl auch noch ein Stück Christstollen hatte. Oder wir ritten in den Forst, freuten uns des Winterwaldes und vergaßen die schweren Weihnachtstage, die Sorgen des Grabens, die Härte der Zeit.

Bis man uns an die Rawka rief und an die Bzura. Der Kampf flammte neu auf. Wir schlugen eine schwere Schlacht. Der Donner von Hunderten von Geschützen ließ die weichen Gedanken verstummen. Nun sang in uns nur noch der Kampf. Ein Ringen Brust gegen Brust auf vereisten Feldern. Kaum, daß man mit der Kreuzhacke in den Boden kam, um sich eine notdürftige Deckung im Höllenfeuer zu schaffen. Eisern standen die russischen Linien, stemmten sich gegen unseren Angriff. Nur schrittweise gewannen wir Boden, Boden, in dem deutsches und russisches Blut ineinanderfloß. Doch auch diese Tage waren groß, herrlich, überwältigend. O, du ewiger Wechsel des Krieges, du wirfst uns umher, von einem Extrem ins andere. Du spiegelst uns heute den Frieden vor und sendest uns morgen den Tod.

Und der Winter ging. Der Frühling kam. Der Schnee schmolz. Jene Zeit begann, wo in Rußland jede Bewegung erstirbt, wo die Wege unergründlich sind, wo man im Lehm bis über die Knie versinkt. Mich hatte ein gütiges Schicksal wieder in eine andere Gegend verschlagen. Sehen durfte ich — sehen. Immer neue Teile Polens taten sich vor mir auf. Hatte ich eine Ahnung von der gewaltigen Größe dieses Landes gehabt? Nein. Es war für mich ein versunkener Kleinstaat gewesen, den man in drei Teilungen aufgelöst hatte — ein Nichts. Und jetzt zog ich Meilen und Meilen durch dieses Land, lernte statt eines Volkes Völker kennen, die kaum eine gemeinsame Sprache hatten, die kaum etwas voneinander wußten. Wie Traumbilder scheinen mir diese Ritte und Wanderungen jetzt oft. Ein Wandelpanorama war es. Ganz langsam vorübergleitend. Aber ich sah jedes Bild nur einmal.

Nach den heißen Kämpfen um Lodz, den unvergeßlichen Durchbruchstagen von Brzesiny, den schweren Wintertagen an der Rawka und Bzura war auf der ganzen mittleren Ostfront Ruhe eingetreten. Nur im Norden tönten die Schlußakkorde der zweiten Masurenschlacht; im Süden ging das Ringen um die Karpathenkämme weiter.

Ich lag damals an der unteren Weichsel auf dem rechten Ufer des Riesenstromes nahe der westpreußischen Grenze. Wieder waren wir die Wacht im Osten. In Schnee und Eis waren wir in diese Gegend gekommen, hatten in starken, siegreichen Schlägen die Russen von den Toren Thorns zurückgetrieben und dann unsern Schützengraben gezogen: die eiserne Mauer. Die Gegenstöße der Russenmassen erlahmten bald. Ein Frühlingsfriede kam. Die Artillerietätigkeit war auf beiden Seiten nicht erheblich, die Infanterie beschränkte sich auf Patrouillenunternehmungen, und unsere Patrouillen waren die Herren zwischen den Gräben. Die Verluste wurden gering. Die Verantwortung lastete nicht mehr Tag und Nacht so bleischwer auf unseren Schultern wie bisher. Zum erstenmal seit dem Beginn des Krieges kamen wir zum Aufatmen — zur Ruhe.

Herrliche Tage. Und daß mich das Schicksal gerade in diese Gegend zu dieser Zeit werfen mußte. Wenig berührt vom Kriege, zerstört eigentlich nur im nächsten Umkreis der Gräben. Ich habe wohl noch nie einen Frühling so genossen. Unsere Gräben liefen zum Teil im Walde, zum Teil an Waldrändern entlang. Da hatten wir in langen Stunden des Grabendienstes Zeit in die kommende Natur zu sehen, waren ihr nächtens und bei Tag so innig nahe. Jeden Busch kannten wir, der am Grabenrand stand, jeden Baum, um den sich unser Verbindungsweg schlängelte. Und wir sahen die Knospen schwellen, Tag um Tag fester und dicker werdend, bis sie nach einer lauen, feuchten Nacht plötzlich aufplatzten und die kleinen grünen Blättchen in die Sonne streckten. Der Erdteppich verfärbte sich. Der Schneedecke folgte das Braungrau und ihm das Grün. Unsere Brustwehren bedeckten sich mit Gräsern und Blättchen. Manch Veilchen wurde am Grabenrand gehegt und gepflegt, um schließlich im Feldpostbrief nach Hause zu wandern als ein Gruß aus unserm Polen. Wer war wohl vor dem Kriege so innig mit der Natur zusammen, wie der Mann im Schützengraben, der wochenlang Tag und Nacht im Boden lebt, eingeschmiegt in die Erde, verwachsen mit ihr. —

Tage der Ruhe hinter der Front. Ein anderes Bataillon hatte unseren Abschnitt übernommen. Wir lagen in Reserve. O, diese Frühlingsritte im polnischen Walde! Die Pferde hatten auch wieder den Kopf oben. Ihre gequälten Knochen hatten die Anstrengungen des Herbstes und des Winters vergessen. Ihr Gang wurde wieder federnd. Es war eine Lust zu reiten. Heide und Wald waren so heimatlich. Wenn man die Dörfer hinter sich hatte, wenn man abseits ritt der großen Straßen, auf denen mit Hüh und Hott sich die Kolonnen vorwärtsquälten und die Feldbahn mit ihrem lauten Geratter fuhr, wenn man sich ganz umfangen ließ von dem frühlingsfrischen Wald, dann konnte man sich daheim fühlen im märkischen Forst. Wie oft sind mir auf diesen Ritten die Heimatgedanken gekommen. Wenn ich meinen Braunen Schritt gehen ließ und nichts genoß als die Natur, dann konnte ich auf kurze Stunden alles vergessen, was mit dem Krieg und seinem blutigen Handwerk zusammenhing.

In den Ortschaften sah es jetzt auch anders aus wie im Winter. Man brauchte nicht mehr nach dem guten Ofen Sehnsucht zu haben — Mutter Sonne gab genug Wärme. Man verlegte sein Tagesquartier ins Freie. Vor den niedrigen Bauernkaten entstanden Vorgärten, wie sie unsere Bauernsöhne von daheim gewohnt

sind. Helle Zäune aus weißem Birkenholz umgaben sie. Das Licht der Frühlingssonne überflutete alles, verschönte alles. Und die Panjedörfer, die im Winter schmutzig und gräßlich aussahen, bekamen nun ein freundliches Gesicht. Die Artillerie und die Kolonnen zogen ihre Pferde aus den Ställen und striegelten und putzten. Die Kavallerie legte sich Reitplätze an und hatte im Walde ihren Sprunggarten. Die Fahrzeuge erhielten die große Frühjahrsreinigung. Die Planen wurden gewaschen, Räder und Kasten erhielten einen neuen feldgrauen Anstrich.

Die Feldlazarette hatten mit den wenigen Verwundeten nicht allzuviel Arbeit. Aber sie waren nicht untätig. Es wurden Genesungsheime bei ihnen eingerichtet, und zwischen den Wagen, an denen die weißen Fahnen mit dem Genfer Kreuz im Winde flatterten, wuchsen Baracken und Zelte aus der Erde. Die Heimat lieferte Liegestühle, Kissen und Decken. Nun konnte sich mancher hier erholen, der die Erkältung, die er sich in den winterlichen Schützengräben geholt hatte, gar nicht loswerden wollte.

Auf den Feldern aber werkte der Feldgraue im Verein mit dem Polen. Das Klein- und Feldbahnnetz, das mehr und mehr ausgebaut wurde, entlastete die Kolonnen. Die Pferde wurden frei für die Bestellung und gingen im Pfluge. Saatkorn kam aus der Heimat und wurde dem fruchtbaren polnischen Boden anvertraut. Bis an die Feuerzone heran, ja oft noch in diese hinein wurde bestellt. Leider nicht überall mit dem erhofften Erfolge, die Trockenzeit des kommenden Sommers machte viel Arbeit zunichte.

Hinter dem Pfarrhaus, das unser Quartier war, entstand ein Gärtchen. Eigentlich aus dem Nichts. Es war ein schmutziger Platz gewesen, auf dem im Februar unsere Fahrzeuge den Boden zerpflügt hatten. Nun wurden Wege gezogen und Beete geformt. Strauchwerk lieferte der Wald. Ich schrieb um Samen in die Heimat. Er kam an. „Es ist rührend, daß Ihr an Blumen denkt,“ stand in dem Begleitbrief. Uns war diese Friedensarbeit eine Freude. Wir säten und pflanzten. Wir jubelten, als unsere ersten jungen Blättchen kamen. — Unten am Ufer der Bacionznica standen Äpfelbäume. Vernachlässigt und unbeschnitten. Der Pfarrer hatte wohl kein Interesse für seinen Garten gehabt. Aber sie blühten doch: weiße Blüten, Stern an Stern. Es war eine Pracht. —

Krieg und Frieden gaben sich die Hände in diesen herrlichen Frühlings- und Frühsommertagen. Wir wurden wieder stark, sogen neue Kraft. Wir bildeten den jungen Ersatz, der aus dem Vaterlande zu uns kam, weiter aus, machten ihn kriegstüchtig, lehrten ihm auf Patrouillengängen Feuerfestigkeit. Wir waren bereit zu Neuem — und bereit sein ist alles.

Noch war Stille, die Stille vor dem Sturm. Die Nachrichten des Durchbruches von Gorlice schlugen an unser Ohr. Auf den Karten verfolgten wir die Siege unserer Brüder in Galizien. Gespannt waren wir. Wann wird unsere Stunde kommen? Wir waren bereit.

❧ ❧ ❧

Der heiße Sommer setzte ein. Der Boden trocknete mehr und mehr aus. Wir liebten den Regen nicht, der unsere Gräben mit Schmutz und Wasser füllte, aber nun sehnten wir ihn doch herbei. Wir sahen die Felder, die wir mit beackert hatten, verdorren. Das stimmte uns traurig.

Da mehrten sich Ende Juni, anfangs Juli die Zeichen, daß auch bei uns etwas im Gange sei. Genaues erfuhren wir nicht. Es muß ja alles geheimgehalten werden. Aber wir folgerten und flüsterten, kombinierten und planten. Was sie da unten bei Gorlice gekonnt hatten, das konnten wir auch. Wir brannten darauf, wieder in Bewegung zu kommen, den Russen zu werfen. Wann aber würde es losgehen? Wir merkten vorne im Graben ja wenig von den Vorbereitungen, die hinten die Stäbe in Atem hielten; unsere täglichen Arbeiten gingen weiter: den Graben verbessern und Patrouille gehen. Aber wir sahen, daß man die Zahl der Batterien verstärkte, daß die Kolonnen Munitionsmengen heranbrachten, daß die Flieger tätiger waren denn je. Wer einmal nach hinten kam zu irgendeinem hohen Stabe, der brachte einen Berg Neuigkeiten mit, die eigentlich keine waren, aber genügten, daß wir uns in unserm Offiziersunterstand zusammenfanden und redeten und faselten bis in die tiefe Nacht hinein. Wenn wir nachts die Grabenposten revidierten, blickten wir hinüber zu den russischen Stellungen: wann werden wir euch haben, wann werden wir siegreich euch überschreiten? Und manchem kam wohl auch der Gedanke: werd' ich nicht vielleicht mein Leben lassen müssen zwischen hier und dort? — Ach! weg damit — daran denkt man nicht.

Und der Tag kam. Jener unvergeßliche, herrliche Tag. Mit dem ersten Grauen des Tages begann das Feuer der Geschütze. Ein mächtiger Chor stimmte ein eisernes Konzert an, zu dem Meister Hindenburg den Takt schlug. Das Eisen regnete auf den Feind nieder, Stunden um Stunden. Und plötzlich brach die Infanterie aus den Gräben vor, in denen sie lange, lange ausgeharrt hatte, in denen sie jedes Fleckchen Erde kannte, liebgewonnen hatte. Vorwärts ging es, hinein in den Feind. Was liegen blieb, blieb liegen. Ehre den Fallenden, ihnen ein kurzes Gedenken, aber kein Zurückschauen. Zum Feind geht unser Blick. Hinaus über die feindlichen Stellungen brachen wir, und als der Abend sank, lagen unsere Gräben und die des Feindes schon weit, weit hinter uns. Herrlicher Tag, blutiger Tag, Tag des Sieges! Du stehst fest in unserm Gedächtnis als Auftakt unseres Zuges bis an die Ostgrenze Polens, bis dahin, wo das Doppelkreuz an den Wegen steht und die russische Sprache klingt. Und drüber hinaus, ins Herz Rußlands hinein. Ein langer Weg wurde es, ein schwer umkämpfter, aber ein herrlicher Siegesweg. Er glich diesem ersten Tage.

Ich will nicht von den Kämpfen sprechen, nicht davon, wie wir Stellung auf Stellung dem hartnäckigen Feinde entrissen, nicht von dem Jubel unserer Herzen, als der Befehl mit den Worten begann: „Rozan brennt, Ostrolenka brennt,“ nicht davon, wie wir die Narewfestungen bezwangen und dann uns den Übergang über den Fluß erstritten. Nein — von Polen will ich reden, vom Lande, durch das wir zogen.

Es hat nur wenig Eisenbahnen, es kennt keine guten Straßen, seine Wege sind tief und zerfahren, und nur mühsam quält sich der Wagen vorwärts. So blieb die Kultur ihm fern. Ackerflächen wechseln mit großen Wäldern, Ebenen mit hügeligem Land. Doch die Unkultur und die Weiten sind schön, und wir haben sie liebgewonnen. Aber der Krieg hat sie grausam zerschlagen. Nein, nicht der Krieg, sondern die russische Knute und der russische Wahnwitz.

Wir haben uns, wenn wir durch die zerstörten leeren Dörfer kamen, immer wieder gefragt: Warum sengt und brennt der Russe? Glaubt er wirklich unsern gewaltigen Ansturm durch sein Zerstörungswerk aufhalten zu können? Was brauchen wir Dörfer nnd Städte? Wir schlafen unter freiem Himmel, und was wir für den Unterhalt unseres Lebens brauchen, führt man uns nach. Und alles konnte er ja doch nicht vernichten; es blieben die Kartoffeln, die Rüben auf den Feldern, es blieben immer noch Mengen Vieh, das in die Wälder getrieben war. Es war ja in der Hast des Rückzugs doch nur halbe Arbeit. Also warum? Die Idee eines Wahnsinnigen schien es zu sein.





Ich werde nie den Abend des 10. August vergessen. Wir hatten die Russen bei Ostrow geschlagen und sie durch den großen Wald nordöstlich der Stadt getrieben. Unsere Vortruppen folgten weiter. Ich stand, als die Dämmerung sank, allein auf der Höhe im Waldrande und schaute ostwärts. Leichtes Gewehrfeuer schlug noch zu mir herüber. Da flammte es plötzlich auf. Andrshejewo begann zu brennen. Das Feuer ging zum Himmel. Sein Schein mischte sich mit dem Widerglanz der Abendröte. Und der kleinen Stadt folgten als Opfer die Dörfer ringsum. Feuerherd auf Feuerherd entstand. Bis der ganze Horizont eine wabernde Lohe war. Stiller und stiller wurde es. Dann tönte Gesang auf. Feldgraue beiwachteten in der Nähe. „Annemarie — es braucht ja nicht grad einer sein von meiner Kompagnie.“ Deutsches Lied und hinten das russische Zerstörungswerk.

Der Feuerschein war uns immer das Zeichen, wie weit der Feind gewichen war. Flammten plötzlich hinter seinen Linien die Häuser auf, so wußten wir: jetzt geht er wieder zurück.

Dann kam die Verfolgung. Kein Bauer begegnete uns. Die Kosaken hatten sie mit der Knute ostwärts gepeitscht und dann Feuer an ihre Hütten gelegt. Durch die Dörfer ging unser Weg, die in Schutt und Asche lagen. Zwischen den Trümmern schlich ein herrenloser Hund umher. Ein Feldgrauer warf ihm ein Stück Brot hin, das er gierig verschlang, um dann der Truppe zu folgen. Nur die Katzen blieben schließlich zurück. Auf Kilometer steht keine Scheuer mehr; wer wird die Frucht ernten, die noch auf den Feldern steht, wer wird das Land wieder bebauen? Werden die jetzt Entrechteten je wieder zurückkehren? Was ist jetzt Recht? Was ist Eigentum?

Manchmal kamen uns Züge Vertriebener entgegen. Der Russe hatte sie hundert Kilometer oder mehr vor sich hergetrieben, dann am Wege liegen lassen. Oder sie waren in die Wälder geflohen und krochen nun wieder aus ihren Verstecken, wenn wir „Barbaren“ ins Land einzogen. Schrecklich diese Züge. Halb verhungert, krank, taumelnd die Menschen. Gänzlich erschöpft das Pferd, das den Klapperwagen zog, auf dem der kümmerliche Rest der Habe geborgen war. Abends scharten sich die Trupps zusammen an irgendeiner Waldecke, machten sich ein kleines Feuer, warfen ein paar Kartoffeln hinein, ihre einzige Nahrung. Sie wehklagten nicht mehr, sie barmten nicht mehr. Stier blickten sie ins Feuer — wortlos. Greise, Frauen, Kinder. Starb einer vor Hunger oder Erschöpfung, so scharrten sie ihn am Wege ein. Dann zogen sie weiter, bis sie endlich an ihr Dorf kamen, zwischen den Trümmern ihres Besitzes in der Asche kratzten und froh waren, wenn sie noch eine Pfanne oder einen irdenen Topf fanden. Und doch hofften sie. Der Krieg zeigt etwas klar: es ist ungeheuer, was der Mensch an seelischen und körperlichen Schmerzen ertragen kann.

❧ ❧ ❧

Unser Heerzug ging weiter und weiter. Fast jeder Tag brachte neue Bilder, neue Eindrücke. Wich der Feind, so hetzten unsere Kavalleriepatrouillen hinter ihm her. Die Infanterie folgte, arbeitete sich vor, stürmte. Gefangene fielen in unsere Hand, Maschinengewehre wurden erobert, Geschütze und Kriegsmaterial. Alles blieb hinter uns —: wir drangen vorwärts. Dem Narew, den wir auf breiten Pontonbrücken zweimal überschritten hatten, folgte die Zelwianka, die Szczara und der Njemen. Der Herbst kam. Ein leuchtender Herbst, so schön, wie ich ihn selten sah. Der Wechsel war schnell. Ein paar kalte, regnerische Tage, und das Laub hatte sich verfärbt. Da standen plötzlich die Bäume bunt nebeneinander. Hier noch ein grüner, dort ein blutigroter, und neben ihm hatte wieder einer ein gelbes Gewand angelegt. Immer wieder versöhnte uns die Natur mit den Leiden des Krieges. Und immer wieder erinnerte sie uns an die Heimat. So machte sie uns das Land lieb, in dem wir ein Jahr gestritten hatten.

Polen, ich habe oft Sehnsucht nach dir. In deinen Grenzen wurde manche Seite meines Lebensbuches geschrieben. In dir schlugen frohe und ernste Stunden. So ist der Krieg: den herrlichen Stunden des Sieges folgen die traurigen, da wir die Opfer des Tages in die Erde senken. Wir pflegten die Gräber, wir umzäunten die Friedhöfe und schmückten sie. Wahre uns diese heiligen Stätten, du Land unserer Siege! Sie sind die Zeichen unserer Liebe zu den gefallenen Helden. Mit ihnen senkten wir auch Teile unseres Herzens in deinen Boden. Deshalb werden wir dich nie vergessen können, Polen. —

## Ein Gedenkblatt. Von Bertha Homfeld.

Letzte Rosen, letzte Astern,
Laßt sie uns zum Kranze winden,
Und auf des Gedenkens Schwingen
Heimatferne Gräber finden.

Laßt uns still die Hände falten,
Heimatfern die Blicke wenden. —
Laßt uns Deutschlands ew'gen Schläfern
Heiße Dankgebete senden.

Laßt uns einen Tag im Jahre
Künftig Deutschlands Toten geben. —
Laßt uns einen Tag im Jahre
Heiliger Erinn'rung leben. —

Und dann Deutscher: In der Zukunft
Deine Toten wahr zu ehren
Heißt von manchen Hauses Schwelle
Alltagsnot und Sorge wehren.

Heißt in manches Kinderauge
Froher Kindheit Leuchten bringen;
Heißt auf manche Kinderlippe
Sorglos Kinderlachen zwingen.

Nur ein wahres Treugedenken
Können wir den Toten geben:
Deutschlands Toten zum Gedächtnis
Laßt uns zollen Dank dem Leben.



Das Weberehepaar Milde aus Gnadenfrei in Schlesien am Tage der 40. Wiederkehr seines Hochzeitstages mit sieben Söhnen, einem Schwiegersohn und einem Enkelsohn, die sämtlich im Felde stehen. Ein zweiter Enkelsohn, der auch schon eingezogen ist, konnte wegen einer Verwundung an dieser Familienfeier nicht teilnehmen. Von den 16 Kindern des Jubelpaares leben noch 10: sieben Söhne und drei Töchter. Wahrlich ein erfreuliches Zeichen, daß es in Deutschland nicht an gesunden Geschlechtern fehlt.

## Winterabend in den Rokitnosümpfen. Von P. Beschow.

Sanft kommt die Dämmerung. Sie senkt sich wie ein unsichtbarer Schleier über das fahle Schilf und Riedgras der Sümpfe, über die weißen Eisbänder der zugefrorenen Pinaarmen, legt sich umhüllend über Häuser, Gehölze, massige Stollenvierecke. „Feierabend," sagt der Pioniergefreite. Die Pioniere nehmen ihr Werkzeug auf und



Russische Unterhändler in Verhandlung mit deutschen Offizieren. Aufnahme der Photothek.





gehen zum Quartier. Alles hört auf zu arbeiten, geht trampelnd und mit den Händen fuchtelnd, um die Kälte abzuschütteln, in die Unterstände. Ganz still wird es auf dem Stützpunkt. Lautlos wallt der weiße Holzrauch aus den Schornsteinen in die Luft, vermischt sich mit dem Dämmer.

Drüben, am andern Ende des Sumpfes, bei den Russen, legt sich ein schmaler Nebelstreif um den Grund der dunklen Waldstücke, so daß sie und die undeutlichen weißen Mauern des Klosters Go... in der Luft zu schweben scheinen. Langsam ziehen die grauen Wolken am Himmel dahin. Sie zerreißen im Westen zu einem milchigen Streifen, den gemach das düstere Gold der niedrig stehenden Sonne, die wie eine schwere erzene Scheibe mitten in ihm auftaucht, erfüllt.

Tastend schickt die Sonne mattgoldene Streifen den Himmel entlang; plötzlich liegt breit hingelagertes Gold auf dem gelben Rohr, schwarz getigert durch die Schatten der hohen Gräser.

Gleich rotgoldenen dicken Strichen lugen die Pfähle des Drahtverhaues aus dem Schilf, gleich einem breiten, engmaschigen schwarzgoldenen Netz umziehen die Drähte unsre Stellungen.

Goldüberhaucht, unendlich zart ragen die entlaubten Zweige der Erlen, mattweiß, rosa getönt die Birken in die dunkelnde und doch klare Luft, die Ferne scheint nahegerückt, nahe schimmern selbst die hintersten rötlichweißen Eisbänder herüber, golden liegt es auf den weißen Mauern des wuchtigen Klosterbaues. Surrend strebt eine dichte Schar Krähen krächzend dem goldenen West entgegen, fällt schwerfällig wieder in den Sumpf; lautlos kreist ein Habicht mit unbewegten Schwingen vom Rohr wieder ins Rohr. Niedrig steht der Sonnenball, umgießt ein strohgedecktes Bauernhaus mit Gold; Gold leuchtet durch die leeren Fenster, glänzend schwarz ist die dem Osten zugewandte Schattenseite.

Näher, näher schieben sich graue, dunklere blauschwarze Wolken dem Gold; rücken stetig vom Zenith zum Westrand des Himmels, bedecken die goldene Schlucht, blasser wird der güldene Widerschein der sterbenden Sonne auf der Erde. Er erlischt, und dunkler, trüber als vorher ist Himmel und Erde. Im Dunkel verschwinden die Wälder am Horizont; ein undeutlicher, fleckiger Teppich der Sumpf, schmutzigweiße, trübselige Fäden die Pinaarme.

Am westlichen Horizont schlingt sich ein schmaler Goldstreifen um die Erde, lichtlos. Dunkler wird es, graue Schleier wallen vom Himmel, die Ferne verhüllend; schwärzliche Schleier decken die Erde.



Russische Parlamentäre vor der Wohnung eines deutschen Bataillonsstabes nach Verhandlungen zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Mißmutig, fröstelnd starrt der Posten in das Dunkel. Da, drüben bei den Russen erscheint ein matter roter Punkt. Weiter links zuckt eine glutrote Flamme auf, ein blutroter Arm kriecht in den Sumpf hinein, ein schmalerer kommt ihm von dem roten Punkt entgegen. Breit, purpurrot schlingt es sich von Go... bis hinter den Horizont, höher steigt die rote Glut, am halben Zenith schimmert ein mattroter Widerschein — die Russen haben das mannshohe Rohr vor ihrer Stellung angezündet. Es brennt weiter bis in die Nacht hinein, wie ein glühendheißer Wall trennt es im Ost Himmel von Erde.

Schwarzgrau ist die Nacht, dunkel; ihr Kriegsschmuck der rote Reif am Horizont.

## Papiernot. Von Ernst Niemann.

Nun haben wir richtig auch die Papiernot, wie wir die Zucker- und Kohlennot und hundert andere Nöte haben. Wir wollten anfangs nicht recht daran glauben, wie immer, wenn es sich um eine Ware handelt, die bisher auf der Straße lag, die man verächtlich mit dem Fuße aus dem Wege schob. Der moderne Mensch war bis über den Hals in Papier eingewühlt, er watete durch ein Meer von Papier. Und jetzt jammern die Zeitungen nach diesem nun auf einmal so kostbaren Stoff. Sie sind alle voll des Geistes; aber was nutzt der Geist, wenn er nicht zu Papiere schlagen kann? Öffentliche Vorträge, Versammlungen unter der Dorflinde und am Stammtische tun es heute nicht mehr. Berlin braucht die Woche 23 Doppelwagen Zeitungspapier und bekommt knapp 7, und in der Provinz haben, um die öffentliche Meinung nicht ganz unter Verschluß

legen zu müssen, Verleger in ihren Ängsten nach Bunt- und Packpapier gegriffen. Behörden, die uns früher bei drei Zeilen ganze Bogen Kanzlei schuldig zu sein glaubten, treiben ihre Papierknickerigkeit bis zum strumpfbandförmigen Streifen, und unsere Frauen und Mädchen nehmen beim Gange zum Krämer oder Fleischer Tüten und Einwickelpapier klüglich mit, um den Humor dieser beträchtlichen Mächte auf dem Gebiete der Volksernährung nicht ungünstig zu beeinflussen.

Durch den Mangel an Papier ist nicht gerade die unmittelbarste Notwendigkeit des Lebens in Frage gestellt. Die Kulturmenschen könnten mit Nutzen eine Zeitlang weiterleben, wenn sie sich in die weisen Sprüche Sirachs vertieften oder den Suren des Korans nachsännen, anstatt mit der täglichen Ration öffentlicher Meinung und Nachrichten-Eintagsfliegen Berge von Papier zu verschlingen. Aber doch nur eine Weile. Bald würden wir mit Entsetzen in die geistesstumme Öde einer papierlosen Zeit starren; in das geistige Hungerdasein eines Lebens, in dem das Rauschen des Papiers für immer verstummt wäre. Der Zucht- und Lehrmeister Krieg hat uns durch die Trübsale der Steckrübentage, durch lange fleisch-, butter- und zuckerlose Entbehrungsstrecken geführt, und wir haben uns abends doch mit Singen und mit Flöten ins Bett gelegt. Aber ein Leben ganz ohne das plaudernde, belehrende, anregende, erfrischende Papier — nein, lieber nochmal Kohlrüben oder gleich alle Zivilisation abwerfen und mit Laotse und Buddha in die Berge. Ohne diesen geleimten Lumpen- oder Holzstoffbrei wäre der Mensch ein namenloses Atom im Weltall. Und ob wir gleich die wunderbare Fähigkeit mancher Tiere besäßen und ins Geistige übertragen könnten, die sich bei Anbruch einer rauhen Jahreszeit in verborgene Schlupfwinkel verkriechen, um alles Leid der Welt zu verschlafen, so würde doch die Welt aus Rand und Band geraten, wenn das Papier darin nicht die Ordnung hielte. Denn unser staats- und erdenbürgerliches Leben spielt sich auf dem Papier ab, wird durch Papier bestätigt, geregelt und gelenkt. Ohne die Tatsachenlogik des Geburtscheins glaubt die Behörde nicht, daß ich bin, ohne den Totenschein nicht, daß ich dieser Erdennot entwich. Fiele ich in Berlin auf der Straße um und hätte keine Papiere, so wüßte niemand wer ich bin. Weilst du in der Fremde, so fragt der bestellte Hüter der Ordnung nichts nach Tugend und Geistesgaben, und deine schönsten, bezaubernдsten Worte, deine Beteuerungen und Schwüre sind ihm nichts — er fragt nur nach deinen Papieren; ohne diese bist du ein verlorenes und rechtloses Geschöpf, und die Menschen lassen dich elendiglich verhungern, wenn du keine papiernen Brotmarken hast.

Die Tempelbibliothek im alten Theben trug die Inschrift: „Heilanstalt der Seele", und im Mittelalter legte man Bücher an Ketten. Darin spricht sich die hohe Achtung vor den Trägern und Bewahrern menschlicher Geistes- und Herzensarbeit aus. In dem stillen Bücherfrieden der Bibliotheken schlummert eine ungeheure Geisteskraft, an schweigende Papierbogen gebannt. Sie gleichen den Muscheln, in denen das Brausen des Meeres eingefangen ruht. Sie retteten das geistige Gut für die Zukunft, aber sie verbreiten es nicht. Die weltumspannende Kulturseele ist in dem Papier lebendig, das in drängender Eilfertigkeit über die Erde stürmt, die Gedanken sammelt, aufnimmt, was die Völker sprechen, denken und fühlen, was sie mit all ihren Schicksalen, mit all ihrem Kampf in Wissenschaft, Kunst und Technik für die Menschheit leisten, was in des Dichters Seele brennt, das tiefe Wissen um die hellen und dunklen Dinge — und es in breitem Strom durch tausend Kanäle bis zu den letzten Ausläufern menschlicher Siedlungen trägt. Das Papier kann die Welt zum Narrenhaus machen, aber wir können und mögen nicht mehr ohne es leben. Der arme Poet Spitzwegs ist ein reicher Mann, solange er Papier hat und damit aus seiner engen Dachstube in die Weite wirken und Samen in die Jahrhunderte streuen kann. Auch für dich muß noch ein Stück Papier da sein, wenn dir die Himmelsgabe guter Einfälle beschieden ist oder die Gedanken in brausenden Wogen durch das Gehirn jagen und nach einem Ausweg suchen. „Ich erlebe Geschichten," schrieb der gefallene Kriegsheld Gorch Fock, „die nach Druckerschwärze schreien. Wenn ich nicht vergehen soll, muß ich bald Papier und Tinte haben."

Und darum müssen wir sparen.

Es war einer meiner ersten Eindrücke auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, daß wir von Natur arge Papier-Verschwender sind. Denn war es wirtschaftlich zu rechtfertigen, daß uns der Lehrer zwanzigmal den Satz: „Das Kind soll in der Schule aufmerken" schreiben ließ, bloß weil wir das bißchen Stillesitzen nicht zusammenbrachten, wenn draußen der Frühling sang und klang? Wir werfen jährlich Millionenwerte an Papier einfach weg. Die Verleger der Zeitungen, Bücher, Zeitschriften, Musikalien hat man in die Zwangssatzungen der Rationierung gelegt und dadurch geschäftlich stark beengt. Sie mögen daher nicht selten in der Bedrängnis jener hartgeprüften Kaninchen stehen, die man unter der Glasglocke der Luftpumpe das Experiment machen läßt, mit wie wenig Luft sie auskommen können. Aber man mußte bei ihnen anfangen, den papiernen Betätigungsdrang zu hemmen, denn sie sind die größten Verbraucher. Die Zeitungen allein lassen schon eine Unmasse von Papier durch ihre Rotationsmaschinen rasen. Ein Blatt mittlerer Größe, das täglich einmal mit zehn bis zwölf Seiten erscheint, verbraucht wöchentlich etwa 1000 Zentner Druckpapier, im Jahre 52000 Zentner. Der englische Zeitungskönig Lord Northcliffe hat daher, um seinen Riesenbedarf sicherzustellen, vor wenigen Jahren auf Neufundland ein ganzes Reich von Wäldern erworben; eine dort errichtete Papierfabrik verwandelt täglich 50000 Baumstämme in Papierbrei. Unsere Papierfabriken sind böse Waldverwüster und schlingen ganze Wälder in sich hinein. Deutschland verbrauchte in Friedenszeiten etwa 4 Millionen Doppelzentner Holzfaserpapier im Jahre, diese erforderten ungefähr 250000 Kubikmeter Holz, das ist das Holz, das auf einer Waldfläche von 62000 Hektar wächst.

Ohne die Kontingentierung des Papierverbrauchs müßte es uns um unsere Wälder bange werden; denn während wir im Frieden ein Drittel unseres Holzbedarfs aus dem Ausland bezogen, sind bei abgeschnittener Weltproduktion die Mittelmächte mit ihrem gewaltigen Papierbedarf in der Hauptsache auf die Nutzungen ihrer eigenen Wälder angewiesen. Damit allein ist indessen die Papiernot noch nicht erklärt. Unser wirtschaftliches Leben bildet ein zusammenhängendes Ganzes, der Mangel oder die Spannung, die an einer Stelle dieses Wirtschaftsgefüges eintritt, wirkt auf die andere Stelle zurück. Die Knappheit an Arbeitskräften und Beförderungsmitteln, an Kohlen und Rohstoffen steht in ihren Wirkungen auf die wirtschaftlichen Vorgänge im ursächlichen Zusammenhang und macht sich in ihren Folgeerscheinungen in allen Betrieben geltend. Beim Papier wirkt dabei der gesteigerte Bedarf verschärfend mit. Die Kriegswirtschaft verschlingt viel Papier. Vom neutralen Ausland kommen lohnende Aufträge, die sich zu Golde wandeln, mit dem wir nötige Waren einkaufen. Der Holzzellstoff ist ferner heute ein maßgebender Ersatzstoff in der Rüstungsindustrie; wo stünden wir, wenn das Papier nicht für die fehlende Baumwolle eingesprungen wäre! Unsere Industrie in Verbindung mit der Wissenschaft weiß ja immer Rat, wenn es sich darum handelt, für fehlende Erzeugnisse Ersatz zu finden. Sie hat auch die stillgelegten Webstühle von neuem wieder zum Surren gebracht, indem sie ungeachtet der hergebrachten geistigen Bildungsbeziehungen des Papiers dieses der Textilindustrie zum Urstoff neuer Schaffensmöglichkeiten zuwies.

Als wir noch die Fülle hatten, haben wir über die Bemühungen der Industrie, alle möglichen Gegenstände, vom Halskragen bis zu den Eisenbahnrädern, aus Papierstoff herzustellen, amüsiert gelächelt, wie uns auch die kunstvoll gesteigerte Papierkultur der Chinesen und Japaner immer ein bißchen spielerisch erschienen ist. Wir haben auch die Berliner Ausstellung für Papierindustrie von 1878 bald wieder vergessen, zu der die Amerikaner mit einem vollständig ausmöbelierten Papierhaus angeschleppt kamen. Außer den Fensterscheiben war alles in diesem Hause aus Papierstoff. Vorhänge, Eimer, Badewannen, Tische, Stühle, ja selbst der mit Holzkohle geheizte papierne Stubenofen fehlte nicht. Heute sehen wir schon aus einer ganz anderen Luke auf diese papiernen Möglichkeiten. Dem Papierbindfaden und den Papiersäcken sind papierne Teppiche, Rucksäcke, Treibriemen, Tischwäsche, Leibwäsche, Handtücher, Kleidungsstücke allerart gefolgt; in allen größeren Städten werden Ausstellungen dieser Papiergarn-Erzeugnisse gezeigt und gebührend bewundert. Die Papierkleider sind sogar waschbar und setzen den Einwirkungen der himmlischen Gewässer ernsthaften Widerstand entgegen. Zahlreiche Spinnereien und Webereien haben anstatt Flachs und Baumwolle Papier auf Spindel und Spulen.

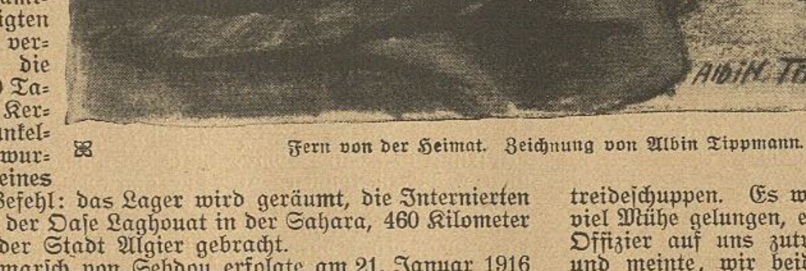
Wenn das Papier in solcher Mannigfaltigkeit Hans Dampf in allen Gassen spielt und sich seinen ursprünglichen Zwecken entzieht, ist es kein Wunder, daß es für die geistige Produktion knapp wird. Und darum immer wieder die Mahnung: „Spart mit dem Papier!" Berge von Werbedrucksachen, minderwertige Ansichtskarten, Bücherschund allerart könnten ungedruckt bleiben. Es wäre auch nicht unbedingt nötig, daß wir uns täglich mit Zeitungswasser waschen, das tausendmal aus dem Meere in die Wolken steigt und zum ewigen Kreislauf tausendmal wieder auf die Erde fließt. Damit aber Verlag und Presse ihre dringenden und wichtigen Aufgaben erfüllen können, gilt auch für uns andere das volkswirtschaftliche Gebot des Sparens. Es darf uns doch nicht schwer fallen, an einem Artikel zu sparen, der nicht zum Lebensunterhalt gehört, der weder den Hunger stillt noch vor Kälte schützt, bei dessen Einsparen es sich also nicht um ein persönliches Opfer, das auf den Magen drückt, sondern nur darum handelt, sich im Verbrauch nicht gehen zu lassen. Wir könnten, ohne uns etwas zu vergeben, eine Weile wieder zu der Einfachheit des alten Kaisers Wilhelm zurückkehren, von dem bekannt ist, daß er die bereits gebrauchten Briefumschläge umwendete, um sie noch einmal benutzen zu können.



# Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

## 10. Von Sebdou nach Laghouat.

In einem früheren Kapitel habe ich von der Flucht einzelner und den Fluchtversuchen anderer gesprochen. Die Folgen davon blieben nicht aus, indem drakonische Maßregeln für die Zurückbleibenden in Anwendung kamen. Jeder Ausgang wurde in den letzten Monaten verboten, jeglicher Genuß von Alkohol wurde unterbunden. Selbst das Kaufen von Lebensmitteln, um sich die schreckliche Gefangenenkost einigermaßen zu verbessern, wurde zeitweise unmöglich gemacht. Wir wurden verpflichtet, des Abends um 7 Uhr sämtliche Lichter zu löschen, mußten also im Dunkeln sitzen. Bei einbrechender Dämmerung kamen bis 200 Mann Tirailleure, eingeborene Schützen, zur Verstärkung der Wachtmannschaften ins Lager und bekamen Befehl, ohne Anruf jeden niederzuschießen, der sich ohne Laterne zu den Aborten begab. Der Platz im Hofe, auf dem wir uns bewegen durften, wurde durch Ziehen von Stacheldraht auf den vierten Teil verringert. Drei- bis viermal des Nachts polterten die abgelösten Posten durch die Baracken, zählten laut die Anwesenden, warfen die Türe, kurz und gut taten alles, um uns auch im Schlafe noch zu quälen. Unsere Lage wurde fast unerträglich. Als unter solchen Umständen bei einigen Heißspornen die Versuchung, die Freiheit zu gewinnen, sich nur noch mehr steigerte und von neuem Fluchtversuche gemacht wurden, die jedoch für sämtliche Beteiligten unglücklich verliefen und die dann mit 60 Tagen schwerem Kerker, teils Dunkelhaft, bestraft wurden, so kam eines Tages der Befehl: das Lager wird geräumt, die Internierten werden nach der Oase Laghouat in der Sahara, 460 Kilometer südlich von der Stadt Algier gebracht.





Fern von der Heimat. Zeichnung von Albin Tippmann.

Der Abmarsch von Sebdou erfolgte am 21. Januar 1916 des Morgens um 4 Uhr bei noch stockfinsterer Nacht. Wir wurden in 4 Sektionen eingeteilt und hatten die 40 Kilometer bis nach Tlemcen zu Fuß zurückzulegen, und zwar in einem Tage. Nur Frauen und Kinder, sowie ganz alte Männer und Kranke wurden mit Leiterwagen befördert. Das Aufgebot von Mannschaften zur Bewachung war enorm, auf jeden Internierten kam fast ein Soldat. Zwischen jeder Sektion ritten Spahis und Goums, der ganze Zug wurde von einem Oberleutnant befehligt, der einen der Unsrigen unterwegs mit dem Säbel über den Kopf hieb, da der Ärmste aus dem Glied treten wollte, um seine Notdurft zu verrichten. In Tlemcen angekommen, übernachteten wir diesmal nicht, wie wir wenigstens gehofft hatten, in der Reitbahn, sondern in leeren, entsetzlich zugigen Kavalleriеställen bei einer Temperatur von etwa 6° unter Null. Essen gab es keines, nur wurden spät in der Nacht die Rationen für den nächsten Tag verteilt, bestehend aus einem Stück kalten, harten Fleisches von der Größe eines Fünfmarkstückes und einem ebenso großen Stück Käse sowie Brot. Die meisten aßen es natürlich in ihrem Heißhunger sofort auf, der liebe Gott würde schon am nächsten Tage weiter sorgen. Da wir in den letzten Monaten das Lager in Sebdou überhaupt nicht mehr hatten verlassen dürfen, so hatten wir keinerlei Übung im Marschieren gehabt, und die Folge davon war, daß sich drei Viertel aller wunde Füße gelaufen hatten. Die Frauen und Kinder wurden in Mannschaftsstuben zusammengepfercht, während die alten und kranken Männer ebenfalls im Pferdestall auf kümmerlich wenig Stroh übernachten mußten.

Am nächsten Morgen, dem 22. Januar 1916, einem Sonnabend, ging es bei stockfinsterer Nacht zum Bahnhof in einem Eilmarsch von etwa dreiviertel Stunden. Wagen für Frauen und Kinder und unsere Kranken wurden nicht gestellt, auch hatten alle ihr gesamtes Handgepäck zu tragen, dazu die militärische Ausrüstung wie Decken, Eßgeschirr usw. Um 6 Uhr ging der Zug ab. In St. Barbara um 11 Uhr angekommen, mußten wir umsteigen in die Linie P. L. M. (Paris—Lyon—Méditerranée-Eisenbahn-Gesellschaft) und kamen um $9\frac{1}{2}$ Uhr abends in Blida an. Von 11 Uhr ab bis abends $9\frac{1}{2}$ Uhr war es uns nicht möglich gewesen, irgendeinen Tropfen Wasser zum Trinken zu erhalten. Untergebracht wurden wir in einem riesigen Getreideschuppen. Es war mir und einem anderen Herrn nach viel Mühe gelungen, ein Häufchen Stroh zu erhalten, als ein Offizier auf uns zutrat, es mit dem Fuß auseinanderstieß und meinte, wir beide seien jung genug, auch ohne Stroh schlafen zu können. So hieß es denn auf dem feuchtkalten Zementboden bei einer Temperatur von verschiedenen Graden unter Null sich auszustrecken. Daß dies seine Folgen haben würde, merkte ich schon in derselben Nacht, trotzdem ich sofort anfing Chinin zu schlucken. Unbeschreiblich ist die Luft, die sich entwickelte, denn Aborte waren natürlich nicht vorhanden, sondern wurden ersetzt durch eiserne Kübel, die im Schuppen selbst aufgestellt waren.

Am Sonntag morgen, dem 23. Januar, ging es mit der Eisenbahn weiter nach Boghary. Soviel wir aus unseren Viehwagen sehen konnten, durch Gegenden, die manchen Schweizer Landschaften nichts nachgeben, fortwährend durch Tunnels, an Wasserfällen vorbei, bis wir ungefähr auf der

Höhe des berühmten Weinortes Medea das Gebirge überwunden hatten. Um 3½ Uhr nachmittags kamen wir in Boghary an, wo infolge des Sonntags der Bahnhof schwarz von Menschen war. Ein französischer Sergeant stand bereit und drehte an der Kurbel seines Apparates zur kinematographischen Aufnahme. Von mir selbst und anderen, die ich rechtzeitig warnen konnte, bekam er nicht viel zu sehen, da ich meinen Hut vor das Gesicht hielt. Untergebracht wurden wir wiederum in einem Getreidespeicher, der aber so klein war, daß man, wenn alle ausgestreckt lagen, zwischen den Liegenden nicht durchgehen konnte. Die Frauen und Kinder waren in einem Raume der Bürgermeisterei untergebracht. Hier in Boghary gab es die erste warme Suppe seit unserem Abmarsche von Sebdou am 21. Januar morgens um 4 Uhr, also seit über drei Tagen. Nunmehr stellten sich bei mir ein schwerer Fieberanfall und Dysenterie ein, so daß der Arzt bestimmte, daß ich die zehntägige Fußreise von 260 Kilometern nach Laghouat zu Wagen machen sollte. Entsetzlich war, daß ich infolge meiner Krankheit alle Viertelstunden der außenstehenden sich köstlich darüber amüsierenden Menschenmenge ein Schauspiel geben mußte von dem, worüber man sonst besser schweigt. In der Nacht wurde der Schuppen verschlossen, und da die aufgestellten Unratkübel bald überliefen, so entwickelte sich ein pestilenzartiger Gestank.

Am nächsten Morgen, Montag dem 24. Januar, marschierte die erste und zweite Sektion ab, um 12 Uhr mittags Abfahrt eines Teils der Kranken. Dienstag, den 25. Januar, Abmarsch der dritten und vierten Sektion, um 12 Uhr mittags Abfahrt des Restes der Kranken und eines Teils der Frauen und Kinder.

Da sich natürlich kein Arzt um mich kümmerte, bat ich flehentlich einen französischen Sergeanten, der zufällig kam, mir etwas Chinin und Opium zu besorgen, das mir ausgangen war, und gab ihm zu diesem Zweck 5 Franks. Ich habe diesen Gauner nie wieder gesehen, natürlich auch weder Opium noch Chinin erhalten.

Am Mittwoch, dem 26. Januar, kamen wir an die Reihe zur Abfahrt. Es schien eine Erlösung, aus diesem halbdunkeln Schuppen herauszukommen. In die alte Postkutsche wurden 17 Personen gepreßt, teils mit Drohungen und Stößen, dazu kam der Kutscher und zwei bewaffnete Tirailleurs. Da diese Veh'kel höchstens 10 Personen fassen, so wurden 7 Menschen, darunter Frauen, oben auf dem Dach, wo sonst das Gepäck, unter einer Plane verstaut, wobei ein Aufrechtsitzen natürlich vollkommen ausgeschlossen war. So ging es von 12 Uhr mittags die ganze Nacht, bei Schneetreiben und schauerlicher Kälte, bis zum nächsten Tage um 2 Uhr nachmittags, wo wir in Djelfa ankamen. Auf holpriger Straße in einem vorsintflutlichen Gefährt ohne Federn, bei einer Kälte von 6—8° unter Null in der Nacht, ging es teils Trab, teils Galopp vorwärts; alle 20 Kilometer wurden die 6 Pferde gewechselt, ebenso lösten sich die berittenen Begleitmannschaften, Spahis, ab.

In Djelfa wurden wir im Fort Cassarelli untergebracht. Welch trauriger Kaisers Geburtstag, den wir hier feierten!

Am 29. Januar nachmittags um 5 Uhr ging es weiter wiederum die ganze Nacht durch, bis wir den nächsten Tag um 11 Uhr in Laghouat ankamen. Was aber unsere armen Männer, die die Reise zehn Tage lang zu Fuß hatten zurücklegen müssen, nachts untergebracht in offenen Schweine- oder Kamelställen, ausgehalten haben, das beschreibt eine würdigere Feder, als die meine.

Von Sebdou nach Laghouat. Von Rudolf Herzog.

Eine blutige Spur läuft rot durch den Sand,
Durch die weite Wüste ein purpurn Geleis.
Kein Regenstrom löscht das rotrieselnde Band,
Keine Sonne so heiß, sie brennt es nicht weiß.
Und Meilen und Meilen, viel hundert an Zahl,
Zieht die Blutspur der Leiden, die Blutspur der Scham,
Schleppt quer durch Nordafrika deutsche Qual
Das Kreuz der Gefangenen flügellahm . . .

Steh mir, Gespenst, steh, Wahngebild,
Und der Zug wankt weiter bei Peitschengefeg,
Und das rieselnde Blut im Sande schwillt,
Und bleichende Knochen weisen den Weg,
Und irre Schreie aus Frauenmund,
Der einst sich nur wölbte zum Liebeskuß,
Und Greisenweinen, so wund, so wund,
Und ein Mann bäumt auf, und die Peitsche macht Schluß.

Das ist kein Lug und kein teuflischer Traum?
Von Menschengehirn wär's erdacht und belacht?
Und der Himmel hat Licht, und die Erde hat Raum
Für dieses Menschengetier, das zum Henker sich macht?
Für dieses Farbengemisch, das Franzosen sich fühlt,
Wenn fern es den Fäusten im deutschen Gefecht?
An schwertlosen Männern das Mütchen kühlt,
An Greisen und Frauen — o du Heldengeschlecht!

Und ein Lied flattert auf — und verflattert matt . . .
„O Deutschland, Deutschland, wie liegst du so weit.
Wir schleppen von Sebdou nach Laghouat
Durch der Wüste Brand unser grenzenlos Leid.
Zerfetzt hängt die Haut von Hand und Fuß,
Wir strichen die Ziegel, wir brachen den Stein,
Wir schürften in Stollen in Staub und Grus.
O Deutschland, wann wirst du bei uns sein? . . .

Hört ihr das Lied? In der Heimat ihr!
Horcht schärfer! Sterbende singen leis,
Und Scham stammelt scheu, und flüsternd schier
Lallt das Lied von Lippen fieberheiß.
Horcht schärfer! Es darf euch kein Ton entgehn.
Wo sind sie, die milde mit Palmen nur nahn
Und säuseln und kräuseln? Wie Sturm soll es wehn:
Auge um Auge — Zahn um Zahn!

Auge um Auge, Zahn um Zahn,
Und nicht Gnade dem Feind, der zum Schinder sank.
Es schillert der Wüste weglose Bahn,
Die grinsend das Blut der Gefolterten trank.
Sie wandern und wandern in schwankenden Reihn,
Und „Deutschland“ . . . klagt's, wenn der Tod sie hat.
Mit Hämmern haut in die Stirn euch ein
Die Worte: Sebdou und Laghouat!! —

## 11. Laghouat.

Als es in Sebdou hieß, wir kämen in eine Oase, da waren einige Optimisten unter uns, zumal ein lieber, guter Kerl, dessen Name mit W anfängt, die sich wie „Kinder auf die Ferien“ auf diese Abwechslung aus unserer entsetzlichen Monotonie heraus freuten. Sie sollten arg enttäuscht werden. Ich selbst hatte mich keinerlei Illusionen hingegeben — „timeo Danaos“ — und dieser neue Aufenthaltsort sollte noch nicht einmal ein vorgespiegeltes Geschenk für uns sein, sondern eine Strafe, eine Verbannung nach einem Orte, über dessen Eingangspforte wohl auch hätte gesetzt werden können: „lasciate ogni speranza“.

Untergebracht wurden wir in einer leerstehenden Tirailleurkaserne, einem großen, viereckigen Backsteinkasten von drei Stockwerken. Wir hatten mit Wanzen schon unsere Erfahrungen in Sebdou gemacht, aber das war ein Kinderspiel gegen Laghouat. Milliarden würde besser gesagt sein, als Millionen, wenn es überhaupt menschenmöglich gewesen wäre, sie zu zählen. Jeder Ausgang war strengstens verboten, nicht einer von uns ist jemals über den Hof hinausgekommen. Es herrschte vollkommenes Zuchthausregiment, selbst das Auf- und Abgehen auf einem winzig kleinen, mit hohen Mauern umgebenen Hofe war auf die Minute geregelt, etwa 1 Stunde des Vormittags und 1 Stunde am Nachmittag. Das Essen war hier das schlechteste während unserer ganzen Gefangenschaft und bestand ohne Ausnahme zum täglichen Mittagessen aus Möhren. Das Wasser zu trinken wäre Selbstmord gewesen, um Trinkwasser gab es fast täglich einen Kampf, da es nur zu einer bestimmten Zeit in vollkommen ungenügender Menge zu haben war. Mit dem Waschwasser mußte auf das äußerste gespart werden, da bereits nach kurzer Zeit die Zisternen drohten leer zu werden. Da die Kanalisation total verstopft war, wurde der ganze Hof, nachdem wir angekommen waren, aufgerissen, die Senkgruben mußten geleert und neu gemacht werden, ein pestilenzartiger Geruch war trotz vorsichtigstem Schließen aller Fenster aus den Räumen überhaupt nicht fernzuhalten.

Doch, wenn die Not am größten, so ist ja Hilfe meist am nächsten, und es hatte sich gefügt, daß man in Deutschland nunmehr für uns mit dem einzigen Mittel, das bei den Franzosen seit Ausbruch des Krieges wirkt, zu operieren angefangen hatte, nämlich mit Androhung von Repressalien. Eine Bombe hätte bei unseren Schergen nicht anders wirken können, als die amtliche Depesche an den Kommandanten, deren Inhalt es mir gelang „auf Umwegen“ zu erfahren. Das Telegramm lautete: „Deutsche Regierung droht durch Vermittlung amerikanischer Botschaft Paris, daß, falls dortige Zivilinternierte nicht binnen 14 Tagen in klimatisch einwandsfreie Plätze Europas untergebracht, tausend französische Zivilinternierte Reise nach Mesopotamien antreten.“ Das war deutsch gesprochen, urdeutsch und tat Wunder.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen Augenblick auf das Thema Repressalien näher eingehen. Als den Franzosen zur Zeit, da wir noch in Sebdou waren, die Torpedierung französischer Handelsschiffe seitens unserer herrlichen U-Boote immer unbequemer wurde, zumal da Kohle franko Mittelmeerhäfen auf 175—200 Franks die Tonne gestiegen war, und die Pariser bei Kohlenpreisen von 250 Franks die Tonne 1914 ein sehr kaltes Weihnachten feierten, da 74% ihrer eigenen Förderung in unserem Besitze, so fingen einige Radaublätter besonders in der Provinz an, die Regierung dahin zu drängen, dieser Torpedierung Einhalt zu tun, indem man der deutschen Regierung bekannt gäbe, daß von jetzt an auf alle französischen Handelsschiffe deutsche Zivil- oder Kriegsgefangene als Geiseln gebracht würden. Dieser Vorschlag schien allgemein Beifall zu finden, die Stimmung dafür gewann derartig an Boden, daß sie Briand gefährlich zu werden erschien und er eines Tages auf die erhitzten Köpfe im „Temps“ einen „kalten Wasserstrahl“ losließ. Der „Temps“ schrieb nämlich, daß angesichts des Umstandes, wie todesmutig die Deutschen im Sturmangriff vorgingen und wie rücksichtslos, nach seiner Ansicht, die deutsche Regierung das Leben ihrer Soldaten einsetze, wohl anzunehmen sei, daß erstens solche Geiseln kaltblütig, ja mit Begeisterung für die Sache in den Tod gehen würden, zweitens die deutsche Regierung, wenn sie es zur Erreichung ihrer Zwecke für notwendig halte, auch solche Dampfer auf den Grund des Meeres schicken würde, daß aber — und nun kommt der springende Punkt — die deutsche Regierung die allerfurchtbarsten Repressalien ergreifen würde, und daß



„L'homme enchaîné“, von dem alles gestrichen war, bis auf seine Unterschrift!

Ich habe niemals den schwerfälligen, miserabel organisierten französischen Amtsapparat so schnell arbeiten sehen, denn nach einigen Tagen bereits war alles zu unserem Abmarsch bereit. Was wir aber der deutschen Regierung zu danken haben, will ich nur damit zum Ausdruck bringen, daß wohl kaum einer von uns Männern lebend aus der Hölle von Laghouat zurückgekehrt wäre, wenn wir nur wenige Monate länger, zumal im Sommer, dort geblieben wären, geschweige denn Frauen und Kinder. Der raffiniert ausgeheckte Mordanschlag Lyautheys auf das Leben der von ihm noch nicht hingeschlachteten Deutsch-Marokkaner war zuschanden gemacht worden! —

Wenige Wochen später spielte mir noch als Gefangener der Zufall eine Madrider Zeitung in die Hand, welche die wörtliche Übersetzung eines Artikels der Frankfurter Zeitung brachte, in welchem unter der Überschrift: „Das Martyrium der Marokko-Deutschen“ über das Klima von Laghouat das



Weihnachtsfeier in der Wüste. Zeichnung von Walter Heubach.

bei solchen die Franzosen stets den kürzeren ziehen würden, denn es dürfe doch kaum einen Menschen in Frankreich geben, der so dumm wäre, nicht zu wissen, daß was Gefangenenanzahl anbeträfe, die Deutschen weitaus im Vorteil seien. Dies war außerordentlich bemerkenswert, erstens die Angst vor Repressalien, und dann aber ganz besonders war es das erste und einzige Mal seit ca. 20 Monaten, d. h. seit Ausbruch des Krieges damals, daß eine französische Zeitung offen über ihre Gefangenenverluste sprach, und es liegt eine blendende Unverschämtheit in dem Satze des „Temps“: „es dürfe doch kaum einen Menschen in Frankreich geben, der so dumm wäre nicht zu wissen usw.“, denn bis zum selbigen Tage hatte der „Temps“ stets selbst frech und dreist das Gegenteil behauptet. Aber Briand, dieser große Seiltänzer, hat diese gewagte Salto-mortale-Nummer seines Programms glänzend ausgeführt, und anstatt daß er sich den Hals dabei gebrochen hätte, verstummten von nun an mit einem Male weitere Stimmen in französischen Blättern, die die Regierung zu Repressalien aufgereizt hätten. Alle Erörterungen aber über diese Anspielungen auf die Gefangenenzahl der verschiedenen Gegner unterdrückte die eiserne Zensur, und Herr Clemenceau erschien kurz darauf mit einem langen Leitartikel in seinem

Folgende zu lesen war: „Um was für klimatische Verhältnisse es sich hier handelt, mag die Schilderung ersichtlich machen, die eine der ersten französischen Autoritäten, Augustin Bernard, Professor an der Sorbonne, von dieser Gegend gibt:

„Der Sommer der Sahara ist schrecklich; er beginnt frühzeitig im April und endet erst im Oktober, ohne daß diese lange Dauer seine Intensität mindert. Am Rande sind Temperaturen von 45° etwas Gewöhnliches.

„Weiter hinein kommt man regelmäßig auf 50°. Der nächtliche Wärmeverlust ist so stark, daß empfindliche Kälte von 0° in der Nacht mit glühender Temperatur von 45° am Mittag abwechselt. Die Stagnation der Wasser bringt in den Oasen Fieber und die gewöhnlichen Krankheiten hervor. In diesem tödlichen, der weißen Rasse feindlichen Milieu haben sich selbst Berber und Araber nur durch fortgesetzte Kreuzungen mit Sudannegern erhalten können. Für Menschen, die nördlich vom Mittelländischen Meer geboren sind, ist dies Leben nicht möglich.“ Daß dieser Artikel des Herrn Dr. Feder in Berlin das Seinige getan hat, um uns aus Laghouat zu befreien, dafür gebührt ihm der aufrichtigste Dank aller Marokko-Deutschen. — (Schluß folgt.)

# Kriegsweihnacht 1917. Zwei Gedichte.

## Kriegsweihnachtsstube. Von Alice Freiin von Gaudy.

Die Weihnachtsstube, tief gemütlich, warm,
Durchduftet noch von längstgelöschten Kerzen!
Ein kleines Tännchen streckt den grünen Arm,
Behängt mit Silberglanz und Zuckerherzen,
Wie schützend über buntes Spielzeug aus:
Ein hölzern Pferd, ein blondes Puppenkind,
Ein Bilderbuch — und was sonst Dinge sind,
Mit denen Mütter sorglich Freude machen,
Gestrickte Mützchen, woll'ne Wintersachen,
Ein wenig durcheinander schon, und kraus
Von Kinderhand zerwühlt . . .
Die Lampe summt,
Die grünumschirmte, über weißem Blatte,
Das eng die junge Frau beschrieben hatte . . .
Nun ist der Feder Redekunst verstummt —
Zwei Augen gleiten durch die flüchtigen Zeilen,
Zwei Lippen murmeln: „Wie ich dich vermißt,
Das ahnst du nicht. — Die Kinder waren brav,
Sie wollten alles Süße mit dir teilen,
Sie glaubten sicher, heut, zum Heiligen Christ,
Kämst du zu uns nach Haus! Nun hält der Schlaf
Sie längst im Arm — und meine Sehnsucht zieht
Zu dir ins Feld . . . Wo, Liebster, magst du weilen?
Drei Wochen schon kein Wort von deiner Hand . . ."
Bang seufzt sie auf, wie unter schwerem Banne,
Zart tröstend rauscht das Flittergold der Tanne.

## Weihnachtsgruß ins Feld. Von Käthe Brand.

Wenn's Weihnacht wird nun allerwärts,
Und du bist nicht zu Haus,
Dann sehnt sich wohl das deutsche Herz,
Du streckst die Arme aus.
Wie Lichter hoch am Himmelssaal
Die Sterne sind entbrannt:
„O wär' ich noch ein einzig Mal
Im lieben Vaterland!"

Ein Kirchlein in der Heimat steht,
Die Glocken klingen sacht;
Da haben treu wir im Gebet
Auch deiner stets gedacht.
Und ward ein Sieg mit Erz und Stahl
Erkämpft von tapfrer Hand'
Dann läutet's hell von Berg zu Tal
Im lieben Vaterland.

Das Jahr geht hin. — Ein neues steigt
Aus Blitz und Pulverdampf.
Gott gebe, eh's zu End' sich neigt,
Ein Ende allem Kampf!
Vom Weihnachtslicht ein kleiner Strahl
Sei hiermit dir gesandt,
Der grüße dich vieltausendmal
Vom lieben Vaterland!



Zu den Waffenstillstandsverhandlungen von Brest-Litowsk: Mitglieder der russischen Delegation auf dem Wege zum Sitzungssaal. Von links nach rechts: Kameneff, Joffe, Vorsitzender der Delegation, Konter-Admiral Altvater.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.





Sitzend von links nach rechts: Zeki Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei, Botschafter Exellenz von Mérey, Prinz Leopold von Bayern, Generalmajor Hoffmann, Chef des Stabes, Oberst Gantschew, der bulgarische Bevollmächtigte, Kapt. z. S. Horn, Hauptmann Hey vom Generalstab, (hinter Hauptmann Hey stehend) Major von Kameke. Sitzend von rechts nach links die Mitglieder der russischen Delegation: Kameneff, Vorsitzender Joffe, Frau Biecenko, Konter-Admiral Altvater. Ferner hinter letzteren stehend von rechts nach links: Hauptmann im russischen Generalstab Lipsky, Karachan, Sekretär der Delegation, Oberstleutnant im russischen Generalstab Fokker.

**Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, beim Unterzeichnen des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk.**

Aufnahme des Bild- und Filmamts.

## Geheimer Kommerzienrat Karl Ziese †.

Unsere Flotte hat den Verlust eines treuen Freundes und hochverehrten Gönners zu beklagen, der einen stattlichen Teil der prächtigen Stahlkolosse hat entstehen lassen, die nun schon seit 3½ Kriegsjahren die deutsche Flagge gegen die vielfache Übermacht unserer Feinde zur Geltung bringen: Geheimer Kommerzienrat Karl Ziese, der Inhaber der weltberühmten Schichau-Werke, ist am 15. Dezember im 69. Lebensjahre gestorben, ein Fabrikherr großzügigster Art, der seinen Beamten und Arbeitern in jeder Beziehung als leuchtendes Beispiel voranschritt und deshalb von allen seinen Angestellten verehrt und geliebt wurde.


Geh. Kommerzienrat Karl Ziese †.

Karl Ziese ist der Schwiegersohn von Ferdinand Schichau. Ihm waren die Werften von Elbing, die für den Bau von Torpedobooten einen großen Ruf besaßen, zu klein, und so regte er im Jahre 1892 an, in Danzig eine ganz besonders für große Schiffe eingerichtete Werft zu begründen. Der alte Schichau hatte Bedenken; der tatkräftige Ziese aber setzte seinen Plan durch, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Der großzügige Ausbau der deutschen Flotte stellte dem neuen Unternehmen immer neue Aufgaben, die ausnahmslos glänzend gelöst wurden. Schon ein Jahrzehnt nach der Einrichtung der Danziger Werft war der Bau von riesigen Linienschiffen eins ihrer anerkannten Hauptgebiete. Am 21. April 1900 lief „Kaiser Barbarossa“ auf ihr vom Stapel; „Wettin“, „Elsaß“, „Lothringen“, „Schlesien“, „Oldenburg“ und auch einige neuere Großkampfschiffe sind ihm gefolgt. Daneben aber wurde weiter der Bau von Torpedobooten gepflegt, und Ziese setzte seinen Ehrgeiz darein, seinem Vaterlande die schnellsten und seetüchtigsten dieser kleinen aber überaus wichtigen Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen. Neuerdings leistete Schichau auch im Bau von Unterseebooten Hervorragendes. Aber auch für das Ausland hat die Schichauwerft unter Ziese zahlreiche bemerkenswerte Kriegsschiffe geschaffen. Am meisten Aufsehen gemacht hat vielleicht der kleine Kreuzer „Nurik“, der um die Wende des Jahrhunderts wegen seiner Geschwindigkeit, die von keinem Kriegsschiff der Welt erreicht wurde, als ein Wunder der Schiffsbaukunst galt. Der „Nurik“ hat sich dann während des russisch-japanischen Krieges auch rühmlich hervorgetan und ist schließlich, von japanischen Kreuzern nach langer Jagd umstellt, von seinem Führer auf Strand gesetzt worden.

Kurze Zeit vorher waren schon vier Torpedoboots-Zerstörer für die chinesische Marine fertig geworden, die in der Stunde 36,7 Knoten liefen und damit die schnellsten Schiffe der Welt waren. Auch Fracht- und Personendampfer sind in großer Zahl auf den Schichau-Werken entstanden, namentlich solche für Binnenschiffahrt, von denen auch manch einer ins Ausland ging. Von den in deutschen Besitz verbliebenen Schiffen nennen wir wenigstens einige der für den Norddeutschen Lloyd geschaffenen prächtigen Passagierdampfer: „Prinzregent Luitpold“, „Prinz Heinrich“, „Bremen“, „Großer Kurfürst“, „Ziethen“, „Seidlitz“, „York“, „Kleist“, „Derfflinger“. Wer von unseren Lesern einmal auf einem dieser stolzen Schiffe den Ozean durchquert hat, wird dankbar der Schichau-Werke und ihres Leiters gedenken.

Außer der Werft in Danzig, die Schiffe jeder Größe herstellt, besitzen die Schichauschen Werke in Elbing noch Schiffswerften mit zwei Schwimmdocks, Lokomotivfabrik und Kesselschmiede sowie Maschinenfabrik und Eisen-, Stahl- und Bronzegießerei, ferner Schwimmdocks und Reparaturwerkstätte in Pillau. Bis zum Jahre 1908 wurden in dem gewaltigen Betriebe an größeren Stücken gebaut: 825 See- und Flußdampfer, unter denen 350 Torpedoboote und 60 Dampfbagger, ferner 4040 Dampfmaschinen (mit einer Gesamtleistung von 2 400 000 Pferdestärken), 2750 Kessel und 1700 Lokomotiven. Eine gewaltige Leistung, wie man sieht. Aber seitdem hat der Betrieb natürlich nicht geruht, sondern ist rüstig fortgeschritten, und am 4. August 1917 konnte Ziese mit seinen Gehilfen und Arbeitern noch den Stapellauf des tausendsten Schiffes, das seine Werft baute, festlich begehen.

Die jetzt so gewaltigen Schichau-Werke sind aus einer im Jahre 1837 gegründeten kleinen Maschinenfabrik entstanden: Ferdinand Schichau schuf sie, ein zweiter Friedrich Krupp, fast aus dem Nichts; zur Höhe sind sie aber erst gelangt unter Karl Ziese. Seine charaktervolle Persönlichkeit, sein weitschauender Blick, sein zielsicherer Wille, seine schöpferische Kraft, sein rastloses Schaffen und Walten gaben den Schichau-Werken den glanzvollen Aufstieg, die volle Entfaltung als weltumspannendes deutsches Unternehmen. Und noch mehr: ein begeisterter Deutscher, ein eifriger Freund und Förderer aller nationalen Bestrebungen ist in ihm dahingegangen.

## Bismarck, stah up!

### Von Otto Franz Gensichen

Der Weltkrieg währte ins vierte Jahr.
Die Septembernacht war kühl und klar,
Von Hamburg rollte dumpf und schwer
Ein langer Eisenbahnzug daher,
Drin fuhren, eng aneinander gerückt,
Soldaten, mit Eisernen Kreuzen geschmückt,
Gen Osten. Sie sprachen vom endlosen Krieg,
Von der Friedensaussicht, vom neusten Sieg.
Der Friede sei eine harte Nuß,
Und zu gedeihlichem Friedensschluß
Da müsse schier ein Wunder geschehen
Und uns ein neuer Bismarck erstehen!

Der Zug hält an. Und „Friedrichsruh!“
Erschallt es. Sie drängen den Fenstern zu
Und starren in tief ergriffenem Sinn
Zu Bismarcks Gruftkapelle hin.
Der Zug fährt weiter. Zum Bismarckgrab
Ruft dröhnend ein Landsturmmann hinab:
„Bismarck, stah up! Wi bruken di!“
Ernst stutzen Alle. Dann schwingen sie
Ehrfürchtig die Mützen zum Sachsenwald
Und rufen, daß es so laut erschallt,
Als ob Alldeutschland den Notruf schrie:
„Bismarck, stah up! Wi bruken di!“

## Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

### Kriegschronik:

25. Dezember 1917: Italienische Angriffe gegen die neu gewonnenen Stellungen am Col del Rosso (9000 Gefangene, darunter 270 Offiziere) und ein Vorstoß am Monte Pertica abgewiesen.

26. Dezember: Französische Erkundungsvorstöße südlich Juvincourt. — Italienische Gegenangriffe am Col del Rosso.

27. Dezember: Gefechte am Houthoulster Walde, auf dem nördlichen Lys-Ufer, bei Moeuvres und Marcoing. Sturmerfolg nordwestlich Bezonvaux. Angriff bei Oberturnhaupt. — Vorstoß gegen den Monte Tomba. — Die deutschen Ostafrika-Truppen erobern in Portugiesisch-Mozambique den Berg Sykula.

28. Dezember: Gefechte auf dem östlichen Maasufer und östlich von Lunéville. — Zwischen Ochrida- und Prespa-See, im Cerna-Bogen und auf dem östlichen Wardar-Ufer erhöhte Artillerietätigkeit.

29. Dezember: In Flandern, südlich der Scarpe, bei Graincourt und Gonnelieu erhöhte Feuertätigkeit. Erfolg bei Courtecon. — Angriffe östlich vom Monte Tomba.

30. Dezember: Erkundungsgefechte an der englischen Front und in den Argonnen. — Am Tomba-Rücken und im Piave-Abschnitt beiderseits von Pederobba Artilleriekämpfe.

31. Dezember: Englische Vorstöße nördlich der Bahn Boesinghe—Staden. Heftige Minenkämpfe bei Hulluch und Lens. Sturmerfolge südlich Marcoing und nördlich La Vaquerie. — Heftige Kämpfe am Tomba-Rücken.

1. Januar 1918: Gefechte am Houthoulster Walde und bei Passchendaele; Kämpfe südöstlich Monchy und südlich Marcoing. — Die Friedensdelegierten der ukrainischen Volksrepublik in Brest-Litowsk angekommen.

2. Januar: Erhöhte Artillerietätigkeit in Flandern. Gefechte nördlich Prosnes und beiderseits Ornes. — Auf der Hochfläche von Asiago und im Tomba-Gebiet Geschützfeuer.

3. Januar: Vorstöße östlich Ypern und nördlich vom La Bassée-Kanal. — Die Russen verlangen, die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk nach Stockholm zu verlegen; dies wird abgelehnt.

4. Januar: Englische Vorstöße östlich Ypern und nördlich vom La Bassée-Kanal; Erfolge bei Moeuvres und in der Champagne.

5. Januar: Östlich Bullecourt hatte eine gewaltsame Erkundung vollen Erfolg. — Zwischen der Brenta und dem Montello auflebendes Artilleriefeuer.

6. Januar: Gefechte in der Champagne. Erfolge bei Juvincourt, Avocourt und Bezonvaux. Französischer Angriff im Walde von Ailly.

7. Januar: Im Bogen östlich Ypern und westlich Cambrai heftige Artilleriekämpfe; ebenso bei Ornes und westlich der Mosel. — Trotzki, der Führer der russischen Delegation, in Brest-Litowsk eingetroffen.

8. Januar: Englischer Angriff bei Bullecourt abgewiesen. Im Sundgau heftige Artilleriekämpfe. — Das Seesperrgebiet an den Cap Verdischen Inseln und bei den Azoren erweitert.

9. Januar: Englische Vorstöße südlich des Houthoulster Waldes und an der Bahn Boesinghe—Staden. Französische Offensive im Sundgau gescheitert.

10. Januar: Westlich Zandvoorde nächtlicher Erkundungsvorstoß der Engländer. Im Dezember verloren die Feinde 9 Fesselballone und 119 Flugzeuge; wir verloren 82 Flugzeuge und 2 Fesselballone.

11. Januar: Angriffe südöstlich Ypern. Feuerkämpfe in Flandern, südwestlich Cambrai, zwischen Moeuvres und Marcoing, sowie bei St. Quentin und zwischen Oise und Aisne.

12. Januar: Die Gefechtstätigkeit blieb auf Artillerie- und Wurfminenkämpfe beschränkt.

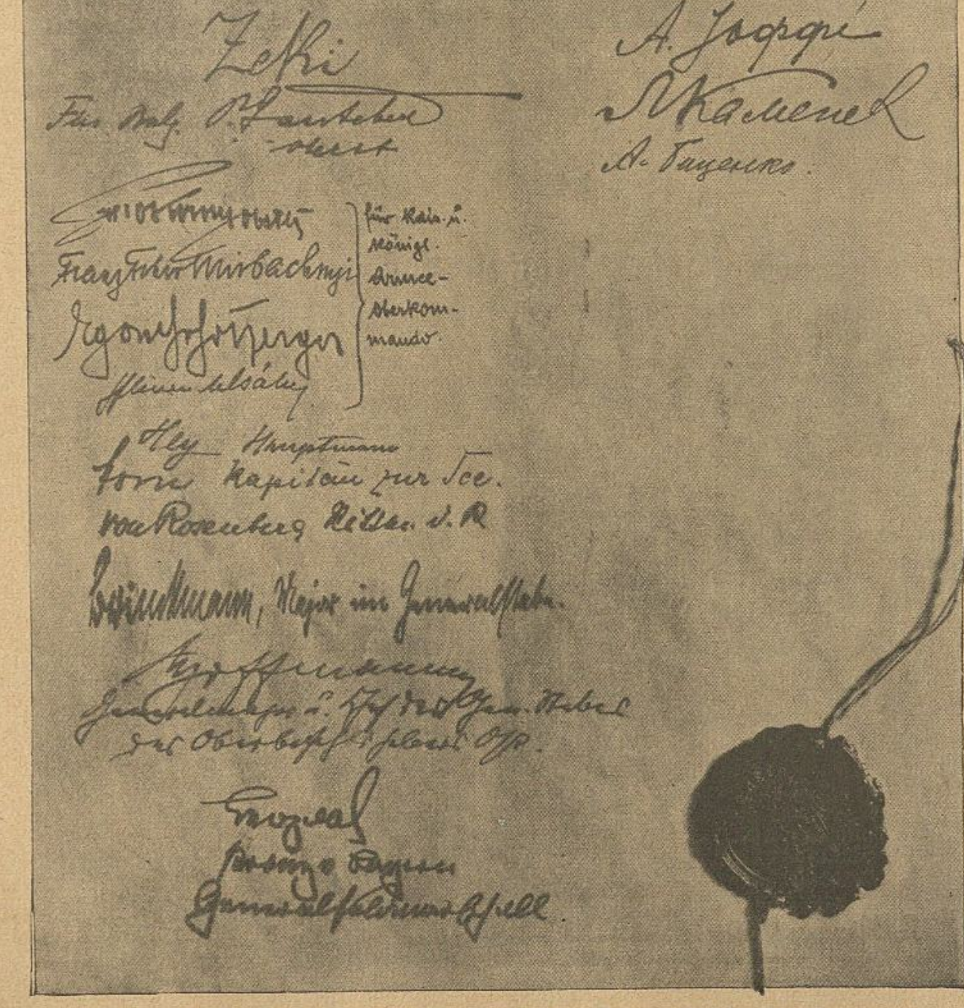
13. Januar: Bei Armentières und Lens rege Artillerietätigkeit der Engländer. Stärkere französische Vorstöße nördlich Reims, in der Champagne und nordöstlich Avocourt. Erfolg südwestlich Ornes.

14. Januar: Erfolgreiche Erkundungsgefechte südöstlich Armentières, nördlich La Vaquerie, bei Juvincourt und westlich der Maas. — Westlich vom Ochrida-See, am Dobropolje und südwestlich vom Dojran-See Artillerietätigkeit.

15. Januar: Starke Angriffe der Italiener gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen am Monte Asolone und Monte Pertica gescheitert. Feuerkämpfe nach Westen bis über die Brenta, nach Osten bis zur Piave ausgedehnt.

## Wie uns Waffenruhe ward. Ein Bild von der Ostfront. Von Paul Beschow.

Letzte Novembertage. Wieder einmal durchschwirrten Friedensgerüchte die Gräben, die Unterstände, die Batteriestellungen. Kamen zwei Kameraden zusammen, so fing totsicher einer an, von der Aussicht auf Frieden zu reden, und — ebenso totsicher schimpften beide auf die „Dummen“, die an baldigen Frieden glaubten und bewiesen einander, daß gar nicht auf Frieden zu hoffen sei. Sie schimpften aber nur, um sich mit dem Frieden zu beschäftigen, weil sie nichts so sehr wünschten wie Frieden. Wir schrien den an, der das Wort Frieden in den Mund nahm, und — benutzten die Gelegenheit, uns stundenlang über ihn zu unterhalten, an Waffenstillstand und Frieden zu denken. Auch die Nachricht, daß die russische Regierung die Truppenchefs angewiesen habe, mit uns Verhandlungen zu beginnen, wurde äußerlich mit lauter Verachtung aufgenommen, doch folgte das unvermeidliche: „Aber wenn's wahr wäre!“, und innerlich hofften wir, freuten uns über die Nachricht, träumten von baldiger Waffenruhe. — Dann kam das Schießverbot. „Nur um Munition zu sparen“, sagten die Zweifler. „Es ist um die Stimmung zu heben“, sprachen andere und meinten damit: „ich glaube doch, daß es bald Frieden mit Rußland gibt.“ — Heute aber ereignete sich etwas, das jeden veranlaßte, die Zweiflermaske abzulegen, was alle Feldgrauen um Pinsk in helle Aufregung und Freude versetzte, was unsere Hoffnung auf baldigen Frieden gradezu überströmen ließ. — Es war gegen 11 Uhr vormittags, als der Telephonist aus seinem Bau gestürzt kam und uns zurief: „Friede! Gefechtsmeldung: auf dem russischen Brückenkopf drei weiße Fahnen. Russische Kapelle spielt auf der Brustwehr, russische Offiziere sind zu unserem Brückenkopf hinübergestiegen, wollen wegen Waffenstillstand verhandeln!“ Wir waren alle starr, bis einer gewaltsam auflachte: „Mensch, such dir'n andern für deine Schwindeleien.“


Die letzte Seite des Waffenstillstandsvertrages mit den Unterschriften der Bevollmächtigten. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

„Nein, nein“, beteuerte wieder der Telephonist, „es ist wahr, die Infanterie hat es auch gemeldet!“ Noch zweifelnd, aufgeregt, sprang ich mit ihm hinüber in die Telephonzentrale. Da waren schon alle Kopffernhörer eingeschaltet, und an jedem hörte einer mit hellglänzenden Augen. Einen Kopfhörer aber griff ich mir noch und hörte mit eigenem Ohr: „... russische Offiziere, darunter Artilleriemajore, verlangen zu verhandeln, hätten Auftrag seit dem 25 November, Waffenstillstand zu schließen.“ — Ich zweifelte nicht mehr. Ein paar Minuten später eine neue Freudenbotschaft: „Auf Glockenturm Kloster Go . . . weiße Flagge gehißt!“ Hinaus auf die Düne vor unserer Stellung; von dort aus konnte man den Turm sehen. Die ganze Batterie stand dort, die Ferngläser riß einer dem andern von den Augen; jeder wollte das Wunder sehen und sah es: eine große weiße Fahne auf dem Turm, dessen Mauer wir erst vor sechs Wochen durch einen guten Schuß eingeblufft hatten. Unwillkürlich brüllte einer aus voller Kehle Hurra! Im Nu brüllten alle mit, die Fußartillerie vor uns nahm es auf, und wie ein endloses Echo durchlief der Freudenruf die Stellung, soweit wir hören konnten. Und dann ging das Reden an. Nun hatte jeder schon längst geahnt, daß „so was im Gange sei“. Zweifler, die nur mehr vom Frieden hören wollten, meldeten sich. Die Nachrichten jagten sich im Fernsprecher; Infanteristen, die von vorn kamen, erzählten Einzelheiten. Es war Tatsache: sämtliche Stützpunkte zeigten weiße Fahnen; auf der gesprengten Brücke verhandelten deutsche und russische Offiziere zwischen den beiseite geschobenen spanischen Reitern. — Am Nachmittag wurde es offiziell. Es wurden 6 Russenoffiziere durch das Divisionsauto zum Armeekommando zur Besprechung abgeholt. Wieder waren sämtliche Ferngläser an den Augen, verfolgten das Auto, soweit es zu sehen war. „Hast Du gesehen, mit verbundenen Augen die 6 Panjes?“ — „Hast Du gesehen?“ Natürlich hatten sie alle gesehen. Und nun war alles aus Rand und Band. Ein Kanonier bließ entsetzlich falsch: „Das ganze Halt!“ Wenigstens behauptete er, so sei es. Eine Gruppe sang: „Setzt zusammen die Gewehre!“, und wenn sie am Ende waren, fingen sie von neuem an. Bei dem Nachbar-Geschütz wurden sehr lebhaft die Friedensbedingungen festgelegt. Ein ganz Friedensbegeisterter probte mit einem Brotbeutelband, ob er auch noch Selbstbinder binden könnte. —



Freude in einem russischen Gefangenenlager nach Bekanntmachung des Waffenstillstandes.

Die Waffenruhe ist für uns Befehl geworden. Abends 10 Uhr, ich stehe grade Wache, kommt der Befehl, daß alle Feindseligkeiten bis auf Weiteres einzustellen seien. Der starke Nordwest, der über den Sumpf dahinjagt, scheint mir plötzlich ein vor Freude tollender Bube, er scheint jauchzende Kadenzen in den Telephondraht zu harfen, das losgerissene Brett dort am Geschützstand klatscht fortwährend: „Friede, Friede!“ Aus den Unterständen dringt freudiger Gesang. Dazwischen aber laut und lauter, ein Lied, wildtrotzig, als seien die Augusttage 1914 wiedergekehrt:

„Frankreich, ach Frankreich, wie wird's dir ergehen,
Deutsche Kanoniere schießen alle gut;
Hüte dich, o hüte dich, Franzosenblut . . . .“

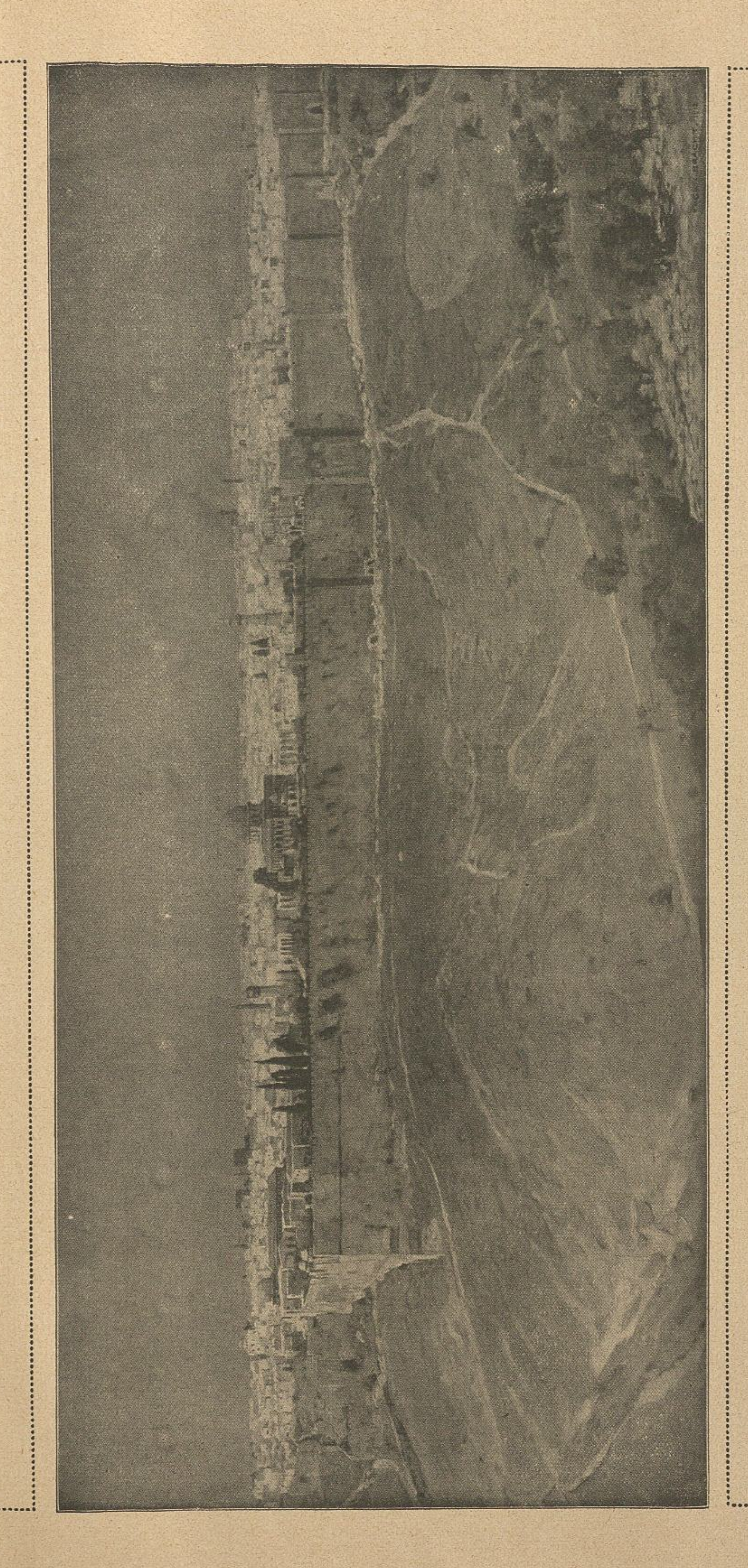
## Die Eroberung des heiligen Landes durch England.

Die Erfolge, die England in Flandern hartnäckig versagt bleiben, sucht es nun außerhalb Europas. Nachdem es durch seine Übermacht an farbigen Söldnern vor einiger Zeit schon sich Bagdads zu bemächtigen in der Lage gewesen, hat es nun mit Hilfe seiner Flotte die Verteidiger Palästinas aus Gaza, Jaffa, Jerusalem zurückgedrängt. Bezeichnenderweise haben die Muhammedaner, gerade um eine ernstliche Schädigung der heiligen, auch von ihnen verehrten Stätten zu vermeiden, sie ohne Not kampflos geräumt. Die Briten würden sie sonst wahrscheinlich ebenso erbarmungslos zusammengeschossen und vernichtet haben, wie sie es mit den alten, schönen Domen und Schlössern Flanderns tun. Von maßgebender, militärischer Seite, liegt die unzweideutige Versicherung vor, daß der Preisgabe Jerusalems eine ernstere, militärische Bedeutung nicht zukommt. Solange die englische Flotte das Mittelmeer beherrscht, befinden sich die Küstenstädte Kleinasiens doch jeder Zeit in der Gefahr einer Beschießung oder Landung. Diese Sachlage ist aber ohne Einfluß auf die Herrschaft über das Innere Kleinasiens, wo die mit uns so eng durch ihre wichtigsten Lebensfragen verknüpften Türken unumschränkte Herren sind und ihre Bemühungen zur Erschließung und Förderung des reichen Landes keine Unterbrechung erleiden.

Wir stehen hier wieder einmal vor der Tatsache eines vollständigen Umschwunges in der Weltentwicklung. Viele Jahrhunderte lang war der Islam der Feind der alten Kultur im östlichen Teile der Mittelmeerländer. Unter seiner Herrschaft verödete die Balkanhalbinsel wie Kleinasien und Nordafrika. Seine Zurückdrängung, die Befreiung der heiligen Stätten war während langer Zeiträume der Traum und das Sehnen der christlichen Staaten. Kein Volk hat dafür einst so große Opfer an Blut und Geld gebracht wie das deutsche, dessen ganze Entwicklung durch die Kreuzzüge tiefgreifend beeinflußt worden ist. Im Laufe der Zeiten haben aber die Verhältnisse sich gänzlich geändert. Die Türken haben sich völlig modernen Anschauungen und Fortschritten angepaßt. Nicht sie bedrohen mehr Freiheit und Leben anderer Völker, zwingen anderen gewaltsam ihre Sitten und Bräuche auf und machen sich beklagenswerter Ausschreitungen gegen die Menschlichkeit schuldig. Solchen Makel haben vielmehr seit langem die Briten auf sich geladen. Grausamer als diese in Indien, Ägypten, Südafrika die Eingeborenen in neuerer Zeit noch behandelt haben, sind die Türken kaum jemals gewesen. Unmenschlichkeiten wie sie die christlichen, frommen Briten sich gegen Weiße in Transvaal und in letzter Zeit noch in den deutschen Kolonien im edlen Wettstreit mit den Franzosen gegen wehrlose Frauen und Kinder selbst haben zu Schulden kommen lassen, können den Türken nicht nachgesagt werden. Ungestört und ungehindert haben sie die christlichen Bekenntnisse seit Jahrhunderten im heiligen Lande schalten und walten lassen. Selbst den christlichen Abessyniern war eine Stätte in Jerusalem eingeräumt. Für Erhaltung und Sicherheit der jedermann zugänglichen heiligen Stätten haben sie musterhaft gesorgt. Ohne ihre Aufsicht wäre es sicher oft zu Mord und Totschlag zwischen den Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse und Gefährdung der heiligen Orte durch sie gekommen.

Sollte die Herrschaft der Briten in Palästina zu einer dauernden werden, so würden wahrscheinlich gerade die zahlreichen uneinigen christlichen Sekten die Verdrängung der unparteiischen und milden türkischen Verwaltung bald bedauern. Bei unseren Feinden weiß man das so gut wie hier. Das Bedürfnis aber, die durch unsere letzten Erfolge und Rußlands Zusammenbruch schwer entmutigten Völker wieder aufzumuntern und anzuspornen, läßt alle anderen Bedenken vor der Hand bei ihnen in den Hintergrund treten. Die Engländer haben





Jerusalem. Ölgemälde von Eugen Bracht.

sich dabei wieder einmal als Meister in der Behandlung der Volksseele erwiesen. Mit einem Schlage haben sie durch Vertreibung der Türken aus Jerusalem sich den Beifall ihrer zahlreichen Sektierer und des einflußreichen orthodoxen Judentums in England, Amerika und Rußland gesichert. In englischen Sektiererkreisen besteht nämlich von jeher eine fanatische Wut gegen die Muhammedaner. Ihre Vertreibung aus Europa und Palästina hat da von altersher als erstrebenswertestes Ziel gegolten. In diesen Kreisen des englischen Volkes besteht zudem, so merkwürdig es klingt, noch heute der Glaube, daß die Briten Abkommen der verlorenen Stämme Israels seien. Diese Stämme seien nach der Zerstörung Jerusalems zu Schiff geflüchtet und vom Meere nach den britischen Inseln verschlagen worden, wo sie die Bundeslade und andere Heiligtümer vergraben hätten. Mehr als einmal haben fromme Briten erhebliche Summen dafür geopfert, um diese Schätze wiederaufzufinden. Daneben besitzt die zionistische Bewegung in England wie in Rußland und den Vereinigten Staaten fanatische Anhänger. Ihnen war von jeher die türkische Herrschaft in Palästina ein Dorn im Auge, da sie von einer Verdrängung der dortigen Eingeborenen zugunsten jüdischer Kolonisten nicht viel wissen wollten. In dem Augenblick, wo England dort Herr ist, sehen sie sich selbst am Ziel ihrer Wünsche. Für sie steht es schon heut fest, daß die Briten nun schleunigst entweder die ansässigen Grundeigentümer in Palästina enteignen und ihr Land den durch die Zionisten herangeführten Siedlern überliefern oder wenigstens alle Gesetze und Einrichtungen, die bisher dort den Landerwerb durch Ausländer erschwerten, kurzerhand beseitigen werden. Maßnahmen solcher Art sind ja allerdings, falls es nicht gelingen sollte, die Briten wieder zurückzudrängen, für Palästina sehr wahrscheinlich. Sie würden völlig dem entsprechen, was England in Ägypten seit Jahren durchgeführt hat, und sie würden für die Briten auch kaum zu umgehen sein, wenn es sich die Gunst der Zionisten nicht zugleich wieder verscherzen will. Ein Eingehen auf deren Wünsche und Pläne ist heute für England geradezu unumgänglich. England und die Union sind die erfolgreichsten Felder für die zionistische Propaganda seit Jahren gewesen. Hier ist das meiste Geld für zionistische Unternehmungen aufgebracht worden. Von hier sind auch die hauptsächlichsten Versuche mit jüdischen Siedlungen im heiligen Lande bisher ausgegangen. Aber deren Erfolg war bisher im Ganzen doch nicht bedeutend. Es wird sich daher fragen, ob solchen neuen Unternehmungen in größerem Maßstabe mehr Glück beschieden sein wird. In Deutschland steht man jüdischen Kolonialunternehmungen für Kleinasien durchaus wohlwollend gegenüber. An unserer Regierung liegt es nicht, wenn nicht schon größere Versuche solcher Art gemacht wurden. Die deutschen Behörden haben alle dahingehenden Pläne nach Kräften bei der türkischen Regierung unterstützt. Bisher aber standen ihnen immer die eigentümlichen schwierigen Besitzverhältnisse des Landes und die Hindernisse von Seiten rückständiger örtlicher Behörden sowohl, wie der ganzen islamischen Rechtseinrichtungen hinderlich im Wege. Sollte die Türkei im Stande sein, die Engländer wieder aus Palästina hinauszutreiben, so wird sie des eigensten Vorteils halber hier reformieren und das Land besserer Bewirtschaftung und Besiedelung eröffnen.

A. Z.





Zur verlorenen „Tankschlacht“ der Engländer bei Cambrai: (links) Tank im Vormarsch beim Umwerfen eines starken Baumes; (rechts) erbeuteter englischer Tank an der Straße Cambrai-Bapaume. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.

## Das neue Polen. Drei Jahre deutscher Verwaltungsarbeit.

Es war ein strahlender Hochsommertag, als in Deutschland die Fahnen zur Feier der Eroberung von Warschau wehten.

Das ist lange her, und zum drittenmal fällt seitdem der Winterschnee auf die alte stolze Hauptstadt Polens, auf die weite polnische Ebene, auf die vielen Gräber, in denen deutsche Soldaten hier von Kampfesmühen ausruhen. Wenn diese toten Brüder noch einmal ans Licht emporsteigen und uns Atmende fragen: „Was habt ihr gewirkt und geschafft, seit wir unser Leben hingaben?, so brauchen wir um die Antwort nicht verlegen zu werden. Der Warschauer Generalgouverneur von Beseler hat sie gegeben, indem er in einer Ansprache an das wunderbare Wort der Bibel erinnerte: „Mit einer Hand taten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie die Waffen.“ Drei Jahre haben wir auch hier in Polen so gebaut, wie einst die Juden am Tempel: mit dem Schwert dem Feinde wehrend, mit der Kelle die Grundsteine einmauernd eines ganzen neuen Staatsgebäudes.

Eines neuen Staatsgebäudes . . . das spricht sich so leicht hin und umfaßt doch beinah den ganzen Umkreis menschlicher Gemeinschaftsarbeit. Wir haben in diesen weltumstürzenden Kriegsläuften ja manches besetzte Gebiet zu verwalten, aber doch kein einziges, das uns auch nur annähernd die Aufgabe gestellt hätte wie Polen. Gewiß gab uns auch Belgien manche Nuß zu knacken, doch abgesehen davon, daß es noch nicht einmal halb so groß ist wie das am 24. August 1915 begründete Kaiserlich Deutsche Generalgouvernement Warschau: es war vor allem auch ein fertiges, modern ausgebautes Staatswesen. Als wir das Land besetzten, stockte die Maschine zwar, und ihr Räderwerk geriet in Unordnung, doch sie ließ sich sozusagen bald wieder flicken. In Polen aber war, um bei dem Bilde zu bleiben, gar keine Maschine mehr vorhanden.

Drei Jahre der Arbeit liegen im Januar 1918 hinter der deutschen Verwaltung im polnischen Gebiet. Fünf oder sechs Mann waren es nur gewesen, die einst in Posen als Kern der neu zu schaffenden Organisation zusammengetreten waren. Heute arbeiten über 9000 Menschen in der Verwaltung, und obwohl das Kaiserlich Deutsche Generalgouvernement Warschau doch nur ein kleines Teilgebiet unserer östlichen Eroberungen ist, bleibt es doch mit seinen 61 250 qkm nicht wesentlich hinter dem Umfang des Königreich Bayern zurück. Ja, mit seinen 7,5 Millionen Einwohnern ist es sogar noch dichter bevölkert als dieses.

Wie sah das Land vor drei Jahren aus, als wir es übernahmen, und wie sieht es jetzt aus? Als wir kamen, da war der Krieg mit seinen unvermeidlichen Zerstörungen über die polnische Erde gegangen. Vor allem hatten die Russen auf ihrem Rückzug das nie von ihnen geliebte Land erbarmungslos verwüstet. „Anderthalbtausend Dörfer haben sie,“ wie ein polnischer Schriftsteller sagt, „mit derselben Seelenruhe angezündet, mit der sich unsereiner kaum eine Zigarette anraucht.“ Die Erntevorräte, von denen das Volk leben sollte, haben sie in Flammen aufgehen lassen; eine Million Menschen, darunter 100 000 deutsche Kolonisten, haben sie verschleppt, ohne jeden ersichtlichen Zweck haben sie ein halbes Hundert industrieller Anlagen, so die riesige Leinenfabrik in Zyrardow, in Trümmer gelegt und dadurch unzählige Arbeiter brotlos gemacht.

Was war die Folge? Die hungernden und obdachlosen Menschen, die vergebens nach Hilfe spähten, nahmen, was sie fanden, eigneten sich das Gut der Verschleppten an, begannen zu rauben und zu plündern. Behörden, die man zu fürchten hatte, gab es ja nicht mehr, denn der ganze Beamtenkörper des Landes war russisch gewesen. Was Wunder, daß da das Chaos begann! Zwar sorgte die deutsche Militärgewalt bald wieder für Herstellung der öffentlichen Sicherheit, aber um die kleineren Straftaten konnte sie sich nicht kümmern, und die Eigentumsvergehen stiegen ins Ungemessene. Bei Lodz wurde z. B. ein ganzer Wald von 6000 ha — das entspricht einem Siebentel des Grunewaldes — bis auf den letzten Stamm gestohlen.

Auf die neue deutsche Zivilverwaltung für Russisch-Polen warteten also von vornherein sehr zahlreiche und bedenkliche Aufgaben. Sie wurden dadurch noch besonders erschwert, daß die Bevölkerung, wenigstens nach russischer Statistik, bis zu 70 Prozent Analphabeten aufwies und dem Deutschtum nicht gerade Sympathien entgegenbrachte. Man mußte auf viel Mühe und Rückschläge gefaßt sein.

Die Männer, die Ordnung in das russisch-polnische Chaos bringen sollten, haben sich darüber wohl keiner Täuschung hingegeben, aber sie verzagten auch nicht. Oft nur von einem Sekretär begleitet und mit einer Schreibmaschine bewaffnet, sind deutsche „Kreischefs“ über die Grenze gefahren und haben, manchmal neben Drahtverhauen und Schützengräben arbeitend, die ersten, recht kümmerlichen Grundlagen einer neuen Verwaltung gelegt. Da es polnische Beamte, wie gesagt, überhaupt nicht gab, mußten auf allen Gebieten erst einmal Deutsche einspringen, um die grundlegende Arbeit zu leisten. Deutsche Richter und Rechtsanwälte kamen ins Land und ordneten das Justizwesen, das sich in drei Stufen aufbaute. Hunderte von Gemeindegerichten, mit je einem polnischen Laienrichter und zwei Schöffen besetzt, wurden über das Land verteilt und übernahmen etwa die Aufgaben unserer Amtsgerichte. Als Aufsichtsinstanz standen die Bezirksgerichte darüber, an denen deutsche Berufsrichter wirkten, und die Spitze bildete das Kaiserlich Deutsche Obergericht in Warschau. Da die bestehenden Rechtsformen nicht geändert werden durften, mußten sich unsere Richter erst mühsam in das russische Straf- und Zivilrecht hineinfinden und hatten besonders mit der Einrichtung von Pflegschaften zur Wahrung der Rechte der verschleppten Kolonisten viel Arbeit. Als es dann feststand, daß Polen als selbständiges Königreich neu erstehen sollte, mußte das nationalpolnische Element in steigendem Umfange berücksichtigt und das Beamtenpersonal für den künftigen Staat vorgebildet werden. Und als der dritte Kriegsherbst herannahte — der Herbst, der hier in Polen meist von gleichmäßiger Schönheit ist — konnte am 1. September 1917 die gesamte Justizpflege in polnische Hände gelegt werden. Zum erstenmal seit 120 Jahren durften wieder polnische, dem Advokatenstand entnommene Richter dem polnischen Volk „im Namen der polnischen Krone“ Recht sprechen.

Einen Monat später übernahmen die Polen auch das Schulwesen, und die deutschen Kreisschulinspektoren, die ihm bis dahin ihre Kraft gewidmet hatten, durften ihre Akten und ihre Arbeit schließen. Um das von ihnen Erreichte würdigen zu können, muß man sich klarmachen, was sie vorgefunden hatten: ein Land nämlich, das keinen Schulzwang kannte und dessen Volksschulen viel zu wenig zahlreich waren, um alle in Betracht kommenden Kinder aufzunehmen. In Lodz z. B. besuchte wenig mehr als ein Viertel der Jugend die Schule; in einer Landgemeinde waren von 850 Kindern entsprechenden Alters nur 45 beschult; in einem Gebiet von der Größe des Generalgouvernements wurden 1911 in 1455 öffentlichen Volksschulen 108 157 Kinder unterrichtet, während Berlin allein in seinen Gemeindeschulen mehr als die doppelte Anzahl versammelt. Der Krieg hatte nun auch dieses kümmerliche Schulwesen über den Haufen geworfen, und die Kinder verwilderten. Eine Hindenburgsche Verordnung machte diesen Zuständen ein Ende, beseitigte den Zwang der russischen Unterrichtssprache und stellte die Schule auf nationale Grundlage. Selbst auf dem Dorfe sah man die Notwendigkeit von Reformen ein. „Deutschland ist so klein und Rußland so groß,“ sagte eine Bauernabordnung zu einem Schulinspektor, „dennoch habt ihr es besiegt. Das liegt nur daran, daß ihr klüger seid. Unsere Kinder sollen nun auch lernen.“

Es wurden also überall neue Schulen eingerichtet, soweit der Mangel an Unterkunftsräumen und Lehrpersonal es irgend zuließ. In dem besonders verwüsteten Kreise Lowicz wurde sogar ein Unterstand zu Schulzwecken benützt. Lassen wir trockene Zahlen sprechen: im Oktober 1915 wurden insgesamt 3328 Volksschulen eröffnet, im Oktober 1916 schon 5954 — das bedeutet in einem einzigen Jahre eine Steigerung um 75 Prozent. Und dies alles, obwohl damals von allen Seiten dringliche Aufgaben an die Zivilverwaltung herantraten.

Dazu gehörte u. a. die Notwendigkeit, die Wegeverhältnisse im Generalgouvernement gründlich zu bessern. Waren die Straßen, besonders in den Grenzbezirken, schon vor dem Krieg in sehr schlechtem Zustande gewesen (man behauptet, sie seien aus militärischen Gründen absichtlich vernachlässigt worden), so waren sie nun durch Munitionskolonnen, Lastautos und den ganzen Nachschub der kämpfenden Heere zerfahren und vielfach kaum noch befahrbar.

Vom Frühjahr 1915 an wurde hier nun mit aller Macht Wandel geschaffen. Nicht weniger als 45 je einem Regierungsbaumeister unterstellte Bauämter haben den Straßenbau geleitet. Schon im Herbst 1915 hatten sie 342 km neue Chausseen fertiggestellt, etwa 1300 km älterer ausgebessert. Mit der Begründung und weiteren Ausdehnung des Generalgouvernements übernahmen sie ein Chausseenetz von 6500 km Länge. Das ganze Jahr 1916 hindurch ward mit äußerster Kraft gearbeitet, waren doch allein neue Brücken mit einer Gesamtlänge von 9100 laufenden Metern zu errichten. Etwa 120 Millionen Mark sind für Straßen- und Brückenbauzwecke aufgewandt worden, und bis zu 50 000 aus dem Lande selbst stammende Arbeiter haben dabei täglich ihre Beschäftigung gefunden.

Hierdurch und durch Erschließung anderer Erwerbsmöglichkeiten wurde der schwer unter der Not der Zeit leidenden Bevölkerung Gelegenheit gegeben, etwas zu verdienen. Das war um so nötiger, als bei der Lebensmittelknappheit die Preise für die notwendigsten Nahrungsmittel auch in Polen ungeheuer zu steigen begannen. Hier, wo man die äußerst billigen Lebensmittel aus dem Innern Rußlands bisher gewöhnt war, empfand man das doppelt schwer. Zwar schritt die deutsche Verwaltung zur Rationierung des Notwendigsten, aber wo wenig vorhanden ist, läßt sich schwer teilen. Es gab Hungerrationen auf den Kopf, doch nur so war es möglich, die Ernährung sicherzustellen. Die wertvollen Lebensmittel konnte man sowieso nicht auf den Kopf verteilen, weil die Kaufkraft der Bevölkerung zu ungleichmäßig war.

Um Seuchen zu verhindern, wurde außerdem die gesamte Bevölkerung des Generalgouvernements zwangsweise geimpft, ein großer Teil planmäßig entlaust, wurden allein in dem typhusbedrohten Lodz 10 000 Brunnen untersucht, wurden unzählige polnisch und „jiddisch“ abgefaßte „Merkblätter“ im Lande verbreitet.

Auf den Dörfern waren die Bauern inzwischen rüstig am Wiederaufbau ihrer zerstörten Häuser, Ställe und Scheunen. Auch hier griff die deutsche Verwaltung mit Rat und Tat ein, gab Nägel, Glas, Dachpappe usw. zum Selbstkostenpreis ab, stellte Holz aus den Staatsforsten zur Verfügung, legte Feldziegeleien, Zementsteinfabriken, Sägewerke an, gewährte Notstandsdarlehen und half die auf 250 Millionen Mark geschätzten Kriegsschäden nach Möglichkeit heilen. Den Städten wurde durch die Hindenburgsche Städteordnung freiere Bewegungsmöglichkeit, ein modernes Steuer- und erprobtes Wahlrecht verliehen, und deutsche Bürgermeister traten an ihre Spitze. Deutsche Forstleute nahmen sich des sehr im argen liegenden polnischen Waldes an, führten Aufforstungen durch und leiteten seine rationelle Bewirtschaftung in die Wege. Deutsche Landwirte suchten Mittel und Möglichkeiten, die Flurbestellung und Viehhaltung im besetzten Gebiet zu heben — kurz, auf allen Gebieten griff deutsches Organisationstalent ein, und eine zweckmäßige Steuerpolitik verbunden mit großer Sparsamkeit sorgte dafür, daß das Land trotz der Verwüstung alle Ausgaben aus Eigenem decken und ohne Reichszuschuß oder Anleihen durch diese schwere Zeit finden konnte.

Nun gibt es gewiß manche, die bei aller Anerkennung der deutschen Arbeit in Polen etwas spöttisch die Achseln zucken, als wollten sie sagen: Wozu die Kraftverschwendung? Wird sie uns wirklich von Nutzen sein? Und sind wir dazu da, uns Not und Mühe mit fremden Häusern zu machen, wenn uns am Ende wohl nur Undank lohnt? Aber wir antworten darauf in der festen Zuversicht, daß jede ernste und sachliche Arbeit sich in Zukunft so oder so einmal auszahlt. Und wenn nicht — es hat keiner von uns nach Dank oder Undank gefragt. Wie sagt Theodor Storm?

„Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andere fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.“

## Vor hundert Jahren. Von Fr. B. Wasbutzki.

„Solange die Welt besteht, ist das nicht dagewesen“, hören wir jetzt aus so vieler Menschen Mund. Unser Geschlecht und seine unmittelbaren Vorfahren haben wirklich solche Zeiten nicht erlebt. Und doch, wenn wir uns der Mühe unterziehen und uns die Vergangenheit eingehender vor Augen führen, kommen wir zu dem Schlusse, daß die Umstände sich nur unwesentlich verändert haben. Freilich standen vor hundert Jahren weder Eisenbahnen noch Luftschiffe oder Unterseeboote usw. im Dienste der Menschheit; in bezug auf Fortschritte in der Kultur, der Kunst und der Wissenschaft dürfen wir stolz sein. Aber wie ist es mit dem Träger der Kultur, der Kunst und der Wissenschaft, dem Menschen? Hat auch er sich geändert? Hat sein Fühlen und Denken auch so wesentliche Fortschritte aufzuweisen?

„Vor hundert Jahren!“ Wie ein Moment erscheinen uns hundert Jahre in der Geschichte. Fast nur ein Atemzug; aber für uns vergängliche Menschen, welch eine lange Spanne Zeit sind hundert Jahre! Wir glauben, daß unsere Vorfahren vor hundert Jahren in einer ganz anderen Welt gelebt, anders gefühlt und anders gedacht haben als wir. Und doch, viele Aussprüche, die vor hundert Jahren während der Befreiungskriege getan wurden, klingen so ganz, als wären sie heute gesagt, zeigen wie ganz gleich die Menschen damals und heute empfinden. Würde ein Dichter der Gegenwart anders als Schiller sprechen: „Wo gewaltige Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz —“. Es war damals wie heute die Frage, ob die stärkste Seemacht oder die stärkste Landmacht Europa beherrschen solle. Auch würde ein Dichter der Gegenwart nicht anders als Goethe, der doch mit Absicht Kriegsgespräche vermied, sprechen: „Ist wohl in diesem Augenblick jemand zu bedauern, der hinweggeholt wird?“, oder: „Wenn ich des Morgens erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen Schloßberg gehe (Sommer 1813 in Teplitz) und mir denke, daß jetzt nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Kultur von Jahrhunderten sowie die Ruhe und der Frieden aller anderen Menschen jetzt bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem Giganten Napoleon, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.“ Auch aus Teplitz schrieb Goethe: „Gesellschaft sehe ich fast gar nicht, sie sind alle im Augenblick ersoffen und quälen sich von Morgen zu Abend mit widersprechenden Neuigkeiten.“

Interessant ist auch ein seit hundert Jahren vorhandenes Rezept, das folgendermaßen lautet: „Menschenfreunde boten in Deutschland alle Mittel und Erfahrungen auf, um mit Hilfe der Kartoffel einen gesunden und wohlfeilen Genuß eines vorzüglichen Brotes zu erwecken.“ Wir sehen daraus, daß man auch vor hundert Jahren während des Krieges wegen Brot in Verlegenheit kam und schon nach einem Ersatz dafür gesucht hatte. Daß man damals während des Krieges ebenfalls das Unglück so stark empfand wie heute, trotzdem doch vor hundert Jahren die Art der Kriegsmittel keinesfalls so grausam war, folgt aus einem Schreiben der Frau v. Stein an Goethe: „Wir haben jetzt schon traurige Gegenstände an Krüppeln und Verwundeten; heute sind wieder solche 2000 angesagt, 800 Würzburger gehen heute zur Armee, die sind noch ganz.“ Ferner schreibt sie: „Daß wir jetzt in der Wirklichkeit leben von dem, was die Geschichte künftig wird zu erzählen haben, macht mir eigentlich alle Geschichte zuwider. Wo man hingeht, stößt man auf Kanonen, Trommeln oder Soldaten.“ Das Interessante im letzteren Zitat von Frau v. Stein ist ihr Abstraktionsvermögen, sich nicht nur in die Verhältnisse der Gegenwart, die sie miterlebt hat, sondern auch sich in die überblickende Geschichte zu versetzen. Die Worte Rahel Levins vor hundert Jahren könnten von jeder deutschen, sozial arbeitenden Frau auch nicht anders geprägt werden. Folgende Zeilen sind aus Prag an Varnhagen nach Mecklenburg gerichtet: „Wir haben nach der Affäre von Dresden hier unendliche Verwundete: von dem Drey und der feindlichen Nation. Diese Jammersöhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt und teils an den Straßen selbst unter Platzregen da. Diese Zeit vergesse ich nie! Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt. Die Einwohner taten wie in biblischen Zeiten alles. Man verband, man speiste sie in den Gassen, in den Hausfluren. Eine Waisenmutter verband 300 in einem Tage; kurz alles mögliche geschah. Dem Jammer war aber nicht zu steuern. Wir, August Brede und ich, taten, gaben, was wir konnten, ließen kochen, schickten Wäsche, Scharpie. Die Frauen Prags waren gut; ich lief zur Gräfin Moritz Brühl und bat sie, uns zu helfen. Sie versprach's. An Lea Mendelsohn, Bartholdys Schwester, schrieb ich einen dringenden Brief. Vorgestern schickte mir Hermine durch die Brillenfrau 130 Gulden. Nun kaufe ich Hemden, Socken, lasse kochen, schieße reicheren Verwundeten Geld vor, kurz: bei mir ist ein kleines Bureau; meine intimen Frauen helfen mir wie Engel; ich habe eine Menge Leute an der Hand und von jeder Klasse. Du kennst meine Art, bekannt zu werden, zu sagen: Also Gott hat mir gelächelt, ich helfe etwas.“ In einem anderen Briefe schreibt sie weiter: „Ich bin hier (Prag) sehr wirksam und menschenumgebener als je, d. h. nicht gesellschaftlich, sondern geschäftlich und wohltätig. Ich spende alles selbst, damit kein Unterschleif geschieht: sonst könnt' ich mir ein Renommee machen und es kommoder haben. Bartholdys Gulden sind für die Preußen, das andere teile ich ehrlich, und verwundete Feinde sind es nicht mehr! Und wie soll es unseren Gefangenen dort gehen? Kann ich auf französische Herzen rechnen, wenn meines nichts taugt? Ich habe so einen Plan im Herzen, alle europäischen Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg niemals mitmachen wollen und gemeinsam allen Leidenden helfen wollen. Dann könnten wir doch ruhig sagen, von einer Seite; wir Frauen, meine ich. Sollte so etwas nicht gehen? Doch **zuviel** tat ich den Fremden nicht; und sage ihnen meist dabei, ich wüßte wohl, wie sie als Sieger gehandelt hätten. Sie sollten wissen, wie wir sind, nicht **dumm**, nur **mitleidig**; so sollten sie auch sein. Aber wie sehen die Armen aus! Oft weine ich: sie haben Mütter wie wir, die sich tot weinten, wenn sie sie sähen. Ich bin ganz freudig, den Soldaten dienen zu können, und Gott muß ich danken und tue es gewiß; ich schäme mich oft des Glückes; warum kann ich ihnen dienen und sie nicht mir? Ach, Du solltest unsere Preußen sehen! Die Bescheidenheit, die Wunden! Das, denken sie, muß nur so sein. Ein Hemde wollen sie nie nehmen und wiederkommen zur Wohltat, nee! „Ach, wie kann ich soviel annehmen,“ sagt der Gemeinste, „wie tun Sie soviel an mir!“ — Ganz genau dasselbe Wort, wie oft hört man's in der Gegenwart in den Lazaretten! Wir sehen unsere braven deutschen Jungen genau so wie damals geduldig und bescheiden. Trotzdem sind wir in den Augen der Feinde, die nicht sehen wollen, wie vor hundert Jahren auch heute noch die „Barbaren“.

### An einen im Feld.

Wohl schrieb ich dir, wir seien ohne Sorgen,
Es sollte heißen: wir sind gut geborgen,
Daß wir geborgen hier, wir danken's dir,
Euch allen, die ihr haltet Wacht,
Am lichten Tag, in schwarzer Nacht.
Wir sorgen uns, ob ihr auch wiederkehrt,
Ob nicht durch unsre Seele dringt ein Schwert.
Die Mutter, Gattin, Liebste spricht:
Herrgott, nimm ihn mir nicht, ihn nicht.
Versehrt, ob unversehrt,
Wenn er nur wiederkehrt!
Ich will ihn ganz in Liebe hüllen,
Ich will ihm jeden Wunsch erfüllen,
Versehrt, ob unversehrt,
Wenn er nur wiederkehrt!





Der Krieg in den Alpen: Österreichisch-ungarischer Geschütz- und Munitionstransport auf schwierigen Wegen. Zeichnung von Paul Leuteritz.

## Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Schluß.)

### 12. Von Laghouat nach Ile Ste. Marguerite.

Am 2. März ging es fort von Laghouat. Die vier Sektionen, in die wir beim Hinmarsch eingeteilt worden waren, marschierten auch jetzt wieder in derselben Weise, immer zwei Sektionen zusammen. Die Unterbringung in offenen Kamel-, Schweine- oder Eselsställen war dieselbe wie auf dem Hinwege. Stroh gab es in den wenigsten Fällen, und so war denn der warme Mist bei den schauerlich kalten Nächten eine begehrenswerte Unterlage. Als wir an einem Halteplatz zwei Tagereisen vor Boghary spät abends bei strömendem Regen müde, naß und hungrig ankamen, wurde uns für je 40 Mann, soviel betrug eine Sektion, ein lebender Hammel gestellt, der aussah, als ob man ein Gerippe mit Pergamentpapier überzogen hätte. Trotz Regen und Sturm saßen diejenigen, die keine Kruste Brot mehr hatten, bis spät nach Mitternacht und suchten das Feuer anzufachen, auf dem sie versuchten, die Hammelstücke gar zu bekommen. Dann wurde versucht, soviel wie möglich warmen Mist zusammen zu scharren, um einige Stunden zu schlafen, und weiter ging es in den nassen Sachen, viele von uns mit total zerfetztem Schuhzeug. Diesmal konnte ich wenigstens alles aus eigenster Anschauung kennen lernen, und von allen Eindrücken dieser zehntägigen Reise durch die Wüste bis zur Eisenbahnstation wird wohl jedem von uns der Empfang und die Aufnahme in Djelfa am unauslöschlichsten im Gedächtnis bleiben. Djelfa gilt wegen seiner Höhenlage auf einem vollkommen kahlen Gebirgszuge allgemein bei allen Leuten in Algerien als das Entsetzlichste, was die Kolonie zu bieten hat. Im Sommer unerträglich heiß, da kein Baum und kein Strauch die sengenden Strahlen afrikanischer Sonne abhält, ist der Winter fast noch unerträglicher, da ununterbrochen ein rauher, eiskalter Wind, der sich täglich fast bis zum Sturm steigert, über dies öde Nest dahinfegt. Als wir ankamen herrschte Schneetreiben, und das Thermometer zeigte mehrere Grad unter Null. Wir wurden in dem leerstehenden Fort Caffarelli untergebracht, in einstöckigen, scheunenartigen Gebäuden, die vorher einem Strafbataillon, dem sogenannten Bataillon d'Afrique oder auch unter seinem Spitznamen als die Joyeux bekannt, als Unterkunft gedient hatte. Da diese Kerls beim Abschied sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen hatten, natürlich auch keinerlei Heizvorrichtungen in den Räumen waren, so war die Aussicht, zwei Nächte auf den Steinfliesen zuzubringen, wenig verlockend. Wir baten daher den diensttuenden Adjutanten um etwas Stroh, der uns auf den Kommandanten vertröstete, da gegen dessen Erlaubnis nichts verabreicht werden durfte; seine eigene Autorität langte noch nicht einmal dazu, daß wir die in genügender Anzahl vorhandenen Bedürfnisanstalten benutzen durften.

Bald darauf erschien denn auch Kommandant Scherer, ein Elsässer, der uns mit den gemeinsten und unflätigsten Schimpfworten begrüßte. Ausdrücke wie Mörder, Halunken, Gesindel usw. kann man vielleicht noch wiedergeben, andere dagegen unmöglich. Daß natürlich die angeblich von den Deutschen abgeschnittenen belgischen Kinderfinger, wie so oft schon, auch bei ihm wiederum eine große Rolle spielten, ist klar, uns hätte ja beinahe etwas gefehlt, wenn wir die nicht vorgesetzt bekommen hätten. Bei unserer Bitte um Stroh für die Nacht lachte er nur höhnisch auf, und als zwei unserer Mitgefangenen, ein Deutscher und ein Österreicher, die ihre kleinen Knaben von 5 und 7 Jahren auf dem Gepäckwagen mit sich geführt hatten, unter Hinweis auf ihre Kinder ihre Bitten um Stroh erneuerten, ließ er die beiden Väter für die Zeit unseres Aufenthaltes in Djelfa ins Gefängnis, in dunkle Einzelzellen, abführen. Daß die Nachtruhe von vielen der Unsrigen aus Hin- und Herlaufen bestand, um sich warm zu halten in ihren dünnen, zerrissenen Khakianzügen, ist erklärlich.

Kommandant Scherer war, ebenso wie Kommandant Barthaut und Leutnant Thiebaud, ein erneuter Beweis für uns dafür, daß, wenn wir es mit Offizieren zu tun hatten, die alle Hebel in Bewegung setzten, um ja nicht an die Front zu kommen, sogenannten „embusqués“, wir die Hölle auf Erden hatten. Diese Art Leute mußten aller Welt ihren glühenden Patriotismus beweisen mit ihrem Maulheldentum und ihrem forschen Draufgehen auf wehrlose Zivilgefangene und deren Frauen und Kinder. Dagegen haben wir es stets angenehm empfunden, daß, wenn wir es mit Offizieren zu tun hatten, die, wie sogar in den meisten Fällen, verwundet von der Front zurückkamen, deren Benehmen gegen uns ein durchaus korrektes war.

Am 12. März trafen wir wieder in Boghary ein, blieben wiederum zwei Nächte in dem Getreideschuppen und wurden dann in Viehwagen am 14. März frühmorgens bei Fackelbeleuchtung nach Algier verladen. Unser Transport wurde

geführt von einem Kriminalbeamten, einem früheren Deutschen, der seine 15 Jahre in der Fremdenlegion abgemacht hatte. An demselben Tage kamen wir in Algier an und wurden direkt vom Bahnhof unter den Augen einer unzählbaren Menschenmenge auf dem Dampfer „Eugène Perreire“ verladen, der noch an demselben Abend seine Reise nach Marseille antrat. Der Dampfer, ein Fahrzeug von 2014 Tonnen, gebaut im Jahre 1888 und Eigentum der Compagnie Générale Transatlantique, hatte ein Geschütz an Bord, an welchem ständig zwei Matrosen aufgestellt waren, und hatte eine Besatzung der französischen Kriegsmarine unter dem Kommando von zwei Seeoffizieren. Wohl an die 1000 Mann Truppen, die zur Front gingen, machten mit uns die Überfahrt, und da man wohl annahm, daß unser Transport den Zentralmächten bekannt sei, so hatten diese Gelegenheit eine außerordentlich große Anzahl von Passagieren benutzt. Die Fülle auf diesem alten Kasten war unbeschreiblich. Die deutschen und österreichischen Zivilgefangenen wurden in die untersten Laderäume verstaut, und da ich zu den letzten gehörte, die untergebracht werden mußten, jedoch trotz Drängens, Drohens und Kolbenstößen kein Mensch mehr in dieser unterirdischen Hölle unterzubringen war, so wurde uns erlaubt, auf dem obersten Deck zu bleiben, was wir mit Freuden begrüßten. Die Nacht war zwar ohne jede Unterlage empfindlich kalt, aber ich hatte mit einigen Herren zusammen eine heiße Platte am Schornstein ausfindig gemacht, so daß wir wenigstens von unten aus uns warm halten konnten. Aborte wurden ersetzt durch kleine Schiffseimer, und die Passagiere, die von den anderen Decks aus uns beobachteten, fanden ihr Vergnügen daran. Einige Herren, die zu nahe an der Reling lagen, wurden des Morgens von überkommender See schnell und unfreundlich geweckt. Den folgenden Tag über blieb das Wetter Gott sei Dank gut, gegen Abend jedoch meldete der Transportführer der eingeborenen Tirailleure dem Kapitän, daß seine Leute die entsetzliche Luft in den Laderäumen nicht vertragen könnten und alle seekrank wären. Es hieß daher, wir hätten das oberste Deck zu räumen und den Platz der Eingeborenen einzunehmen. Man kann sich unser Entsetzen kaum vorstellen. Die Luft dort unten, der Zustand, in welchem die seekranken Araber den fast dunklen Raum gelassen hatten, war unbeschreiblich. Um die Gemüter ein wenig aufzuheitern, spielte einer der mit uns gefangenen Seeleute etwas auf seiner Violine. Sofort erschallte von hoch oben durch die Luke, den einzigen Luft- und Lichtkanal, den wir hatten, der Befehl, mit dem Geigenspielen aufzuhören, andernfalls man uns in Eisen legen und die Luke schließen würde. Als wir dann später um Unratkübel baten, wurde uns zur Antwort, wir könnten ja die Violine dazu benutzen. Nun, auch diese Nacht ging vorüber.

Als wir am nächsten Morgen in Marseille ankamen, meinte ein Witzbold, das erste, was er tun würde, wenn er nach Deutschland zurückkäme, wäre, Baedeker zu veranlassen, die Hotelverhältnisse von Algerien zu Lande und zu Wasser von neuem zu bearbeiten, denn wenn wir als „Gäste de la grande république“ schon derartiges erlebt hätten, was würde erst ein simples Pärchen deutscher Hochzeitsreisender durchzumachen haben.

Nun Gott geb's, daß für Jahre hinaus deutsche Vergnügungsreisende den nationalen Stolz besitzen werden, ihr Geld anstatt nach der Riviera, Italien und Algerien zu tragen, die herrlichen Orte der dalmatinischen Küste aufzusuchen. Wenn Zeitungen in Nizza und Cannes heute schreiben, es sei schon früher stets unmöglich gewesen, Räume in den großen Hotels, die Deutsche innegehabt hätten, vor mehrmonatiger Lüftung und Desinfektion an andere zu vermieten, so soll ihnen später einmal eine derartige Lüge im Halse stecken bleiben, denn nachweisbar bestand 75 Prozent des alljährlichen Zustroms nach diesen beiden Plätzen von Fremden aus Deutschen!

In Marseille angekommen, fing frühmorgens großer namentlicher Appell statt. Nur einzelstehende Männer kamen von hier nach der Insel Ste. Marguerite, während Familien oder Väter mit Kindern nach Chartreuse du Puy gebracht wurden. Einige Herren trennten sich hier von ihren Familien, welche die Reise nach Deutschland antraten. Die für die Insel Ste. Marguerite bestimmten Gefangenen wurden nunmehr auf einem kleinen Fährdampfer verladen und nach einer etwa viertelstündigen Fahrt am Fuße eines alten Forts ausgeladen. In serpentinartigen Windungen ging es hoch hinauf bis zu dem mit noch besonders hohen Mauern umgebenen Militärgefängnis. Hier wurden wir in einem langen, schmalen Raum, der sonst den Sträflingen als Arbeitsstätte dient, zu ebener Erde hinter vergitterten Fenstern, alle zusammen untergebracht. Der Kommandant des Forts hatte von unserer Ankunft keine Ahnung, und als wir gegen Mittag wegen Essens vorstellig wurden, hieß es, es müßte erst an den General telephoniert werden, um zu erfahren, wer wir denn eigentlich seien. Nachdem der Bescheid eingetroffen, bekamen wir in unsere Blechgefäße heißes Wasser mit je einer Handvoll Brot darin. Über dem Raum, in welchem wir eingeschlossen waren, befand sich eine Art Hängeboden, in dem sich zwei deutsche kriegsgefangene Soldaten und ein im Sterben liegender österreichischer Offizier, den man in Serbien gefangengenommen hatte, befanden. Trotzdem der Verkehr mit den beiden deutschen Soldaten verboten war, fanden wir doch bald Mittel und Wege, mit den deutschen Landsleuten zu sprechen. Sie waren bei einem Rückzugsgefecht in Gefangenschaft geraten, hatten versucht, aus dem Lager, wo sie interniert worden waren, zu fliehen, was ihnen aber mißglückt war, und warteten nunmehr darauf, nach Marokko transportiert zu werden. Ebenso, wie wir uns interessierten, das erstemal von unseren Soldaten etwas von dem Kriege zu hören, genau so neugierig waren die beiden, etwas von ihrem neuen Bestimmungsort zu erfahren. Reichlich von uns beschenkt, trennten wir uns von ihnen. Am Abend erhielten wir dasselbe entsetzliche Essen wie zu Mittag. Zur Nacht wurde Stroh verteilt, und die einzige bestehende eiserne Tür wurde hinter uns verschlossen mit dem Bemerken, daß selbst, wenn Feuer ausbräche, nicht geöffnet würde. Dies war angesichts der vergitterten Fenster keine allzu rosige Aussicht.

Dies ganze militärische Zuchthaus war überfüllt, allein einige hundert Italiener saßen hier, die sich bei Kriegsausbruch geweigert hatten, zu marschieren. Französische Soldaten aller Grade reckten die Hände durch die Gitter, als wir zur Küche wanderten, um unser Essen zu holen, um Zigaretten bittend, von denen wir uns aus Algier eine ganze Menge mitgebracht hatten, da sie dort den fünften Teil des Preises in Frankreich kosten.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr traten wir den über eine Stunde weiten Marsch am Hafen entlang zum Bahnhof an. Daß wir dabei ohne jede Belästigung, gerade in dieser übelsten Hafengegend, blieben, verdanken wir der Geistesgegenwart eines unserer Herren, der, als sich ein altes Weib an uns herandrängte, ihr sagte, wir seien Serben. Sie begleitete unseren Zug dann auch eine ganze Weile, indem sie jedem der Vorübergehenden, der es wissen wollte, zurief: „Regardez donc les pauvres Serbes!“

### 13. Auf der Insel der „Eisernen Maske“.

Unser Bestimmungsort, die Insel Sainte Marguerite, liegt dicht vor Cannes, hat sieben Kilometer im Umfange und enthält ein unter Richelieu gebautes Fort, in welchem der Mann mit der eisernen Maske und später von 1873 bis 1874 General Bazaine gefangen saßen.

Von Marseille bis Cannes dauerte die Reise 6 Stunden, und da wir zum ersten Male wieder als Menschen behandelt wurden, nämlich dritter Klasse anstatt in Viehwagen befördert wurden, so war diese Fahrt durch eine der schönsten Gegenden der Welt gewissermaßen wie eine Vorbedeutung für uns, daß nunmehr, nachdem wir dank unserer Regierung aus der afrikanischen Hölle errettet worden waren, ein besseres Los uns beschieden sein würde. Wir haben uns im großen und ganzen hierin nicht getäuscht. Um Mittag etwa kamen wir in Cannes an und marschierten sofort zum Hafen. Die Bevölkerung, sowie die hocheleganten Kurgäste, unter welchen wir verwundete französische, belgische und serbische Offiziere sahen, verhielten sich ruhig. Ich muß noch heute in Gedanken über den Kontrast lächeln, welchen wir gebildet haben müssen, dieser eleganten Modewelt gegenüber. Wie die Zigeuner sahen wir nach unserer Wüstenreise aus. Tropenhelme wechselten ab mit gestrickten Wintermützen, ein jeder hatte unter Berücksichtigung der Ställe als Nachtquartiere das an Sachen angezogen, von denen er sich am leichtesten trennte, Segeltuchschuhe schauten bewundernd herauf zu Langschäftern, über die Schultern die gerollten Militärdecken, daran baumelnd die blechernen Eßgefäße, leere Petroleumbleche vielen als Handkoffer dienend.

In Sektionen wurden wir in Motorbooten nach der Insel gebracht, wohin die Überfahrt etwa 20 Minuten dauerte. Auf dem Hofe des Forts angekommen, wurde die Verteilung auf die einzelnen Räume vorgenommen. Platz war geschaffen worden, indem von den bisher dort Internierten eine entsprechende Anzahl in andere Lager in Frankreich überführt worden war. Es waren ungefähr 120 Herren zurückgeblieben, so daß mit uns zusammen etwa noch 300 Gefangene auf der Insel verblieben.

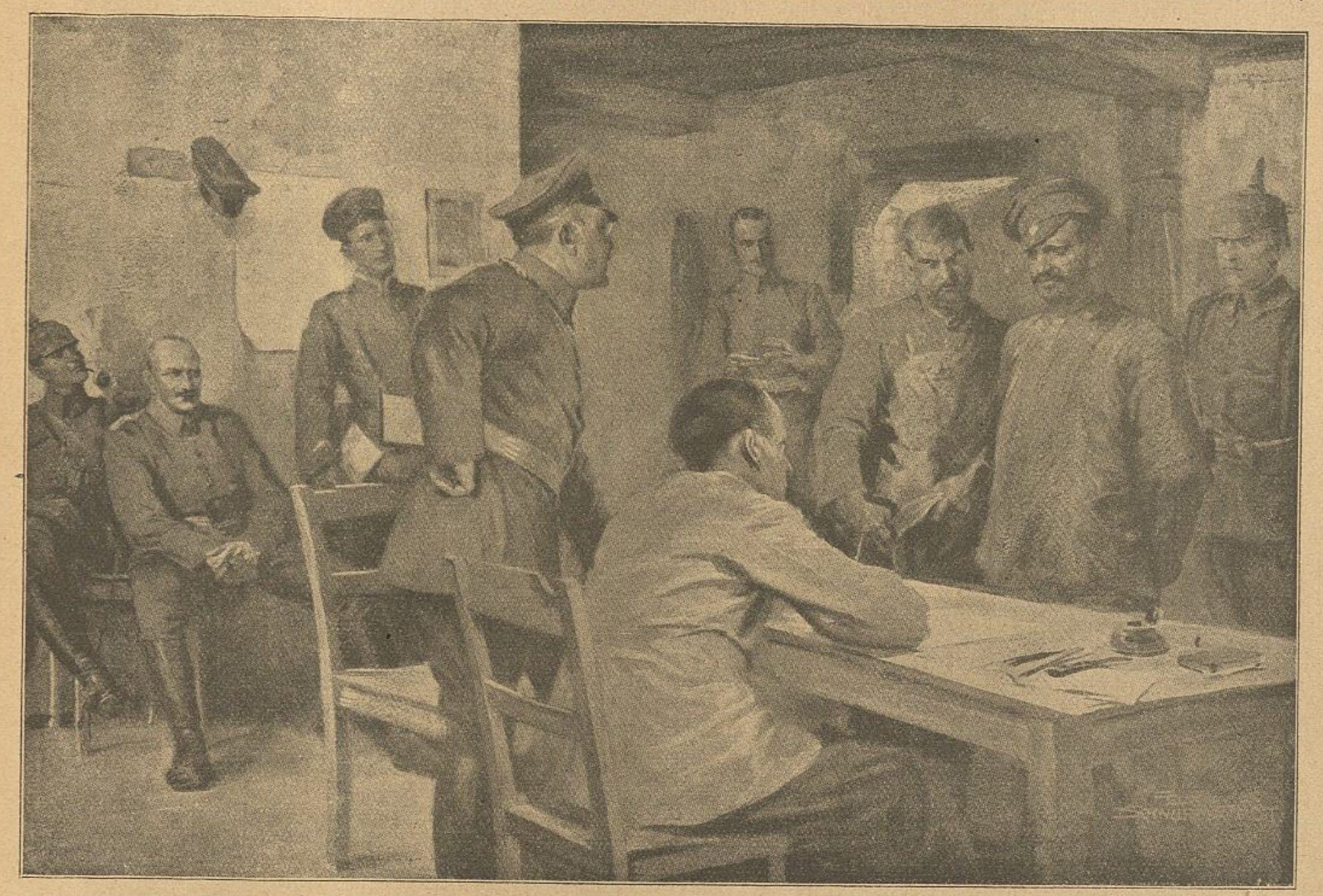
Gewissermaßen steht das Lager unter Selbstverwaltung der Internierten, die unter sich selbst eine Kommission gewählt haben, die auch von den Behörden anerkannt wird und deren Vorschläge Berücksichtigung finden. Die Leitung des ganzen Lagers liegt in den Händen des sich in Cannes aufhaltenden Kommissärs, der zwei- bis dreimal in der Woche zur Insel kommt. Ihm allein steht das Strafrecht zu. Mit dem Militär, etwa 60 Mann unter dem Kommando eines uralten Hauptmanns, hat eigentlich niemand etwas zu tun, solange er sich nichts zuschulden kommen läßt. Die Soldaten sind nur zur Bewachung da, um den vom Kommissär erlassenen Vorschriften Respekt zu verschaffen. Kein Mensch wird gequält; die auferlegten Arbeiten sind nur solche, welche im





Interesse der Gefangenen selbst notwendig sind, wie die Besorgung von Wasser, Holz für die Küche. Hoffegen kommen an jeden etwa zweimal in der Woche. Für Waschräume ist gesorgt, sogar eine Haarschneidestube wird von zwei Gefangenen unterhalten. Ein deutscher Herr versieht die Bibliothek, die aus Stiftungen des Roten Kreuzes und der Gefangenen selbst schon einen recht netten Umfang hat. Sonntäglich findet katholischer Gottesdienst in der kleinen katholischen Kapelle statt von einem französischen Priester, der als Lazarettgehilfe angestellt ist. Auch für den protestantischen Gottesdienst steht ein Raum zur Verfügung, den unser Pastor Windfuhr in deutscher Sprache abhält. Für Unterkunft der Kranken ist gesorgt, alle zwei Tage kommt ein Arzt von Cannes herüber. Die im Lager befindliche Apotheke versieht einer der Internierten, der Apotheker ist.

Es ist schade, daß in dies verhältnismäßig günstige Bild vom Lagerleben auf der Insel doch auch verschiedene sehr dunkle Stellen hineingezeichnet werden müssen. Der heikelste Punkt ist die Küche. Dieselbe hat ein Unternehmer, ein Mann von der dunkelsten Vergangenheit mit Namen Kittel, der zuerst



Verhör russischer Spione. Zeichnung von F. Schwormstädt.

in den Listen auch als Internierter geführt wurde, sich inzwischen aber zum Franzosen entpuppt hat. Aus dem Munde eines höheren französischen Beamten habe ich selbst erfahren, daß dies Individuum 150000 Franks ergaunert hat, seit er diesen Posten inne hat. Dieser Mann unterhält auf der Insel eine große Schweinezucht, an welcher der Hauptmann, welcher die Lagerwache befiehlt, beteiligt ist, und gibt schon deswegen den Gefangenen ein derartiges Essen, daß diese es kaum anrühren, um dann desto billigeres Schweinefutter zu haben. So hatte der Reis, den wir bekamen, einen derartig penetranten Petroleumgestank, daß es klar war, der Mann hatte eine sogenannte „havarierte Partie“ zu einem Spottpreis erstanden. Vom frühen Morgen ab stehen die Spione des Herrn Kittel mit Ferngläsern bewaffnet, um zu erspähen, ob der Kommissär mit dem Boot kommt, ist dies der Fall, so ergeht schleunigst ein Warnungssignal an die Küche bezüglich Quantität und Qualität, und dennoch, als der wirklich gewissenhafte Kommissär einmal sich die uns vorgesetzten Kartoffeln besah, warf er sie dem Kittel vor die Füße, weil sie total verfault waren. Der Prozentsatz an Steinen in den Linsen war größer als der der Linsen selbst. Leute, welche die widerlich schmeckenden Makkaroni essen konnten, habe ich stets aufrichtig bewundert.

Außer dem Interesse an seinen Schweinen war es aber auch sonst vorteilhaft für diesen Gauner, derartiges Essen zu liefern, denn außer Pächter der Küche war er der einzige Kantinenwirt des Lagers und verkaufte fertiggestellte Speisen zu horrenden Preisen, wofür er in Anbetracht der ungenießbaren Gefangenenkost natürlich reißenden Absatz hatte. In seinem Laden, in dem man so ziemlich alles kaufen konnte, nahm er ungefähr die doppelt und dreifachen Preise, wie in Cannes. Immer und immer wieder wurden über diese Zustände Klagen laut. Der Kommissär tat sein Bestes, Wandel zu schaffen, aber es scheiterte an seinem Vorgesetzten, dem Unterpräfekten, der von dem Hauptmann beeinflußt worden war, der als Teilhaber beim Schweinegeschäft die Verteidigung des Kittel übernommen hatte.

Es ist dies derselbe Fall, den wir überall auch in Algier bemerken konnten: der ewige Kampf zwischen Militär- und Zivilverwaltung, bei welchem natürlich jetzt im Kriege stets die erstere obsiegt. Bei einem anderen Mißstand kommen noch zwei weitere Instanzen mehr in Betracht, und das ist für Frankreich zuviel. Die Gebäude im Fort selbst gehören teils der Marine-, teils der Militär-, teils der Zivilbehörde, und was übrigbleibt, gehört der Stadt Cannes. Damit wird erreicht, daß die armen Gefangenen in den einzelnen Gebäuden schrecklich zusammengepfercht werden, die besten Räume aber leer stehen, weil eine Behörde der anderen ihre Machtvollkommenheiten unter die Nase zu reiben versucht. Da jeder Besuch der Insel vom Festland aufs strengste verboten, warum gibt man nicht wenigstens einen Teil derselben den Gefangenen frei, warum beschränkt man sie auf einen so geringen Hofraum hinter Mauern im Fort? Wieviel leichter wäre das Los der Internierten, wenn man ihnen erlaubte, sich in den heißen Sommertagen in der See zu baden! Hinüberzuschwimmen zum Festland wird wohl keiner fertigbringen, und wenn er es täte, so würde er in Badehosen auf der Strandpromenade in Cannes wohl nicht unbemerkt bleiben, abgesehen davon, daß ein Boot mit zwei oder drei schußbereiten Soldaten wohl leicht erreichen könnte, daß niemand über eine bestimmte Grenze hinausschwimmt, weil er dann Gefahr läuft, erschossen zu werden.

Zu den bittersten Klagen gibt noch immer die Briefbeförderung Veranlassung. Ich selbst war von Anfang März bis in den Mai hinein, volle zwei Monate, ohne jede Nachricht, trotzdem meine Frau jeden zweiten Tag schrieb. Anderen ist es noch schlimmer ergangen. Als ich im Juni die Insel verließ, fehlten den Marokko-Deutschen etwa noch 600 bis 800 Pakete. Welche bodenlose, absichtliche Gemeinheit besteht darin, daß fast alle nach Laghouat gerichteten Brief- und

Geldsendungen, nachdem wir von dort fort waren, mit dem Vermerk nach Deutschland zurückgesandt wurden: Adressat unbekannt, trotzdem in dieser kleinen Oase jeder Negerjunge auf der Straße wußte, wohin wir gekommen waren.

Ich kann nur hoffen, daß das von mir Geschriebene den einschlägigen Stellen in Frankreich zu Gesichte kommt. Alle Bitten unserer Gefangenen waren bis zum Tage meiner Freilassung erfolglos geblieben, und doch könnten diese verhältnismäßig geringen Erleichterungen das ihre tun, einen kleinen Teil der Schande abzuwaschen, welche die Franzosen durch Behandlung der Marokko-Deutschen auf sich geladen haben.

### 14. Erlöst!

Die Bemühungen zu meiner Befreiung hatten bereits früh eingesetzt. Mein Vater, sowie mein Schwiegervater hatten sich deswegen nach Wien gewandt; meine Hamburger Geschäftsfreunde, sowie zwei meiner Schwäger hatten niemals locker gelassen, und ganz besonders darum bemüht hatte sich mein Vetter Hans Marr in Wien. Als nun meine Frau im Dezember 1914 nach Deutschland kam, war natürlich sie es, die diese Angelegenheit am meisten betrieb. Unter einem Deckwort, daß es dem zwischen uns ausgemachten Manne gut oder schlecht ging, erreichten mich trotz der Zensur die Nachrichten über diese Bemühungen, die wohl aber alle kaum zu etwas geführt hätten, wenn es nicht mein früherer Vorgesetzter in Tanger, Herr Generalkonsul v. W., in unermüdlicher Einwirkung auf die amerikanische Botschaft in Paris, die ja heute eine Art von Menschenbörse ist, erreicht hätte, daß die Franzosen auf meinen und den Austausch eines meiner Kollegen eingegangen wären, gegen zwei Franzosen, die in Österreich zurückgehalten worden waren.

Am 6. Juni 1916 schlug die Stunde der Befreiung. Der Spezial-Kommissär Mr. Ségur, dem auch heute noch das Lager auf der Insel untersteht, und der sich dort allgemeiner Sympathien erfreut, begleitete uns bis zur Schweizer Grenze. Einen netten Zug dieses Herrn, der seines Amtes auf der Insel Ste. Marguerite milde und gerecht waltet, möchte ich nicht verfehlen zu erwähnen. Die französische Regierung hatte uns nur Freifahrt dritter Klasse gewährt, während diesem Herrn eine Fahrkarte erster Klasse für die ganze Fahrt zur Verfügung stand. Er hat die ganze Reise in entsetzlich meistens durch Soldaten überfüllten Abteilen mit uns in der dritten Klasse gemacht. Aus Angst, daß wir ihm ausreißen würden, hat er es sicherlich nicht getan, denn darauf konnte er sich verlassen, sondern nur, um uns Gesellschaft zu leisten. Einen kleinen Scherz, der mir auf der Reise passierte, werde ich so leicht nicht vergessen.

In unserem eigensten Interesse hatte er uns beiden anempfohlen, uns auf der Reise natürlich nicht deutsch zu unterhalten und wenn nötig als Engländer auszugeben, was bei mir nicht schwer war, da ich niemals einen Bart getragen habe. Kurz vor Marseille wurde uns das Extrablatt mit der Nachricht von Kitcheners Tod in das Abteil gereicht, und ich hatte, auf dem Gang stehend, später aufrichtige Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen, trotzdem mein Herz jubelte; hatte ich doch Kitchener während meines Aufenthaltes in London zur Zeit des Burenkrieges hassen gelernt als den Erfinder der Konzentrationslager, von denen ich ja nun auch einiges am eigenen Leibe hatte verspüren dürfen. Was ich empfand, als ich dann Weib und Kinder auf deutscher Erde ans Herz drücken konnte, das gehört nicht hierher und läßt sich auch nicht beschreiben.

## Neujahrsgebet 1918. Von Fritz Erdner.

Herr, Du Wehr, Du Weg durch Feindes Mitte,
Dir vertrau'n wir unsres Fußes Tritte,
Nehmen Dein Panier uns zum Geleit!
Über dieses Jahres nächt'ge Schwelle
Führ' uns gnadenreich in Morgenhelle,
In die Stille durch den Sturm der Zeit!

Ach, wir sahn der Hölle Grau'ngesichte!
Völker riefest Du zum Weltgerichte,
Und sie stürzten taumelnd in den Pfuhl.
Laß uns stark auf Deinem Grunde stehen,
Daß wir nicht vor Deinem Hauch vergehen,
Lädst Du Deutschlands Kinder vor den Stuhl!

Schaff', daß Altes sich verjüngt verkläre,
Daß ein echtes Neues sich gebäre,
Wo die Welt in Wehen zuckt und kreißt!
In des Weltbrands heißen Flammenschmerzen
Schmilz die Schlacken aus den Edelerzen,
Gieß ins alte Herz uns neuen Geist!

Willst Du höh're Leideswogen türmen
Um uns her in Weltenwirbelstürmen,
Weih' zum Segen uns die heil'ge Not!
Gibst Du Sterben, laß es Leben geben!
Schäl' als Kern des Lebens höchstes Leben
Aus des Erdenkleides Opfertod!

Was Du gestern sternenhaft begonnen,
Fach' es morgen an zum Glanz der Sonnen!
Füll' das Jahr mit Ernten triefendschwer!
Sei' der Sensen Schnitt, den Hieb der Schwerter,
Weicher mach' das Herz, den Willen härter,
Geht's um deutschen Wertes Sieg und Ehr'!

Was Du holst aus deines Mantels Falten,
Herr, Du kannst es wunderbar gestalten,
Freude schöpfst Du aus dem bittern Born!
Wölb' uns endlich Deines Friedens Brücke
Sanft hinüber zu der Völker Glücke
Über dieser Jahre Blut und Zorn!

Sieh, des Eingangs eh'rne Pfosten fassen
Wir zum Schwur, Dich nimmermehr zu lassen,
Weil Du keinen läßt, der Dich nicht läßt!
Leit' uns durch das Jahr von Tür zu Türe,
Daß im neu'n den alten Gott verspüre
Jede Hand, hält sie nur Deine fest!

Mach' uns reifer, wo vom Baum der Zeiten
Eines Weltjahrs reifste Früchte gleiten,
Daß der Stärk're auch der Beff're sei!
Herr, Du Heil, in Glaubensglut der Väter
Reihn wir uns ins große Heer der Beter:
Herr der Zeiten, mach' uns ewig frei!






Ein Artillerie-Beobachtungsstand an der Westfront.
Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

# Arbeiterschaft und Luxus. Von Ludwig Sternaux.

Der Krieg ist ein wenig anders geworden, als wir alle gedacht haben. Nicht allein der Krieg da draußen. Das ist eine Sache für sich. Ich meine mehr: der Krieg als Zustand, der Krieg in seinen Rückwirkungen auf die heimischen Verhältnisse. Daß ein Krieg an sich unliebsame Begleiterscheinungen mit sich bringt, ist eine Binsenwahrheit. Daß diese Begleiterscheinungen heute schärfer als in allen früheren Kriegen auftreten, bedingt die lange Dauer dieses Krieges; daß sie sich am schärfsten in der Großstadt ausprägen, hängt damit zusammen, daß hier alles leicht und gerade jetzt mehr denn je, zum Extrem wird. Drei kleine Begebnisse, die leider durchaus keine Ausnahme bilden, sondern gemeinster Alltag sind, mögen das erhärten und zum eigentlichen Thema überleiten. —

In der Bücherabteilung eines großen Berliner Warenhauses stehen die wertvolleren Ausgaben und sogenannten Luxusdrucke in zwei Glasschränken zur Schau. Das große Publikum kümmerte sich bisher nicht viel darum, dem Bücherfreund aber waren sie von je eine Augenweide. Jetzt ist das etwas anders geworden, denn jetzt kaufen erstens einmal überhaupt mehr Leute Bücher, und zweitens interessieren sich viele durch den Krieg so oder so zu Geld Gekommene auch für diese teueren Werke. So steht denn auch kürzlich ein eleganter, aber trotz Pelz und Zylinder ein wenig gewöhnlich aussehender Herr vor einer dieser Vitrinen. Ihm zur Seite der Verkäufer, der ihm dieses und jenes Buch zeigt und erklärt. Der Herr hört flüchtig zu und — kauft alles, was der Verkäufer ihm anpreist. Das ist schon eine ganze Menge. Plötzlich faßt er den Verkäufer an einem Rockknopf und meint in unverfälschtem Berlinisch: „Sagen Se mal, junger Mann, det is ja allens sehr schön und jut! Aber et is doch viel einfacher, ick koofe jleich den janzen Schrank, nich?“ Der Verkäufer hält den Atem an. So etwas ist ihm noch nicht vorgekommen. Er wendet ein, daß vieles doppelt darin ist, und daß der Schrank doch auch manches enthält, was gar nicht zusammen gehört. Und schließlich wäre das doch auch etwas ungewöhnlich. „Doppelt? Nicht zusammen jehört? Unjewöhnlich?“ fragt der Herr ... „Det schad't nischt! Mir jefällt det Ding jrade so, wie et is. Ick habe 'n neuet Herrenzimmer, da paßt det jrade rin. Rechnen Se man mal zusammen!“ Der Verkäufer schüttelt den Kopf und rechnet. Es kommen ein paar tausend Mark heraus. „Abjemacht! Ick nehm' det Ding, wie 't jeht und steht!“ Da fällt sein Auge auf die andere Vitrine ... „Aber hören Se mal, junger Mann, da steht ja noch so'n Schrank ... wissen Se, den nehm' ick ooch! Det wird sich jroßartig machen!“ Sprach's, zahlte, ging. Der halb versteinerte Verkäufer sieht sich die Adresse an: ein Sattlermeister aus Berlin N!

Ein Herr, ein Schriftsteller, ist mit Frau und Schwägerin im Theater. Er sieht in der Pause, im Foyer, auf dem Büfett Schokolade liegen. ‚Machst den Frauen eine kleine Freude!‘ denkt er. „Was kostet die Schokolade, Fräulein?“ — „Achtzehn Mark die Tafel!“ — „Danke!“ Er geht den beiden Damen nach, die auf ihre Plätze zurückgegangen sind. Erzählt. „Denkt mal, ich wollte euch 'ne kleine Freude machen, 'ne Tafel Schokolade kaufen. Aber das Zeug kostet achtzehn Mark! Na, und da ...“ Sie lachen alle drei. Vor ihnen sitzen zwei jüngere Männer und zwei jüngere Frauen. Trotz des Putzes sieht man ihnen an, daß es einfachere Leute sind. Sie hören zu. Plötzlich springt der eine auf: „'n Augenblick!“ Minuten später ist er wieder da und überreicht den beiden Frauen ein weißes Päckchen. „Hier habt ihr vier Tafeln Schokolade! Kosten zwar 72 ℳ, aber unser einer“ — und dabei blickt er sich triumphierend um — „kann sich det ja leisten!“

Und zum dritten. Im Gartenhause eines großen Mietshauses in Berlin W wohnt im vierten Stock in zwei Zimmern und Küche eine einfache Familie. Familie ist vielleicht zu viel gesagt, denn es sind drei Schwestern und ein Bruder, ein ganz junger Mensch. So siebzehn, achtzehn Jahre etwa. Leben da recht und schlecht und müssen alle hart arbeiten. Da kommt der Krieg. Das erste Jahr geht hin, das zweite, das dritte. Der Junge ist wohl dienstuntauglich, denn er wird nicht eingezogen. Dafür trägt er jetzt Lackstiefel, wenn er abends ausgeht, und tritt überhaupt auf, wie man so sagt. Zum vierten Kriegswinter wird in dem Hause eine Vorderwohnung frei. Fünf Zimmer mit allem „Komfort“. Kostet 2000 ℳ Miete oder so. Wer zieht ein? Die Leutchen aus dem Gartenhaus. Pikfeine Möbel kommen an, die Fenster erhalten seidene Vorhänge und Spitzenstores, in den Zimmern brennen kostbare Kronen und Ampeln. Brennen immer, die halbe Nacht, und Abend für Abend geht's da hoch her. In einem Zimmer spielt ein Grammophon, im andern ein Orchestrion (fürchterlich!), im dritten klimpert einer Klavier; Tanzen, Lachen, Johlen erfüllen das stille Haus mit Lärm ... Abend für Abend. Was ist der junge Mann? „Betriebsleiter“ in Spandau! Was sind die Schwestern? Zwei machen Munition. Ebenfalls in Spandau. —

Auf den Krieg 70/71 folgten die berüchtigten „Gründerjahre“. Die Legende umrankt sie, und man braucht durchaus nicht alles zu glauben, was so erzählt wird. Daß sie aber scheußlich waren, steht fest. Auch dieser Krieg wird einmal zu Ende gehen. Es wird einmal keine Munition mehr gemacht werden, die Heeresverwaltung wird ihre Betriebe schließen, in denen sie Phantasielöhne zu zahlen gezwungen ist, Millionen von Männern werden aus den Schützengräben, den Etappen, den besetzten Gebieten, den Garnisonen in ihre alten Stellungen zurückkehren, Handel und Wandel werden wieder in normale Bahnen gelenkt werden — was dann? Gewiß, das alles wird nicht von heute auf morgen geregelt werden können. Es werden Monate, vielleicht Jahre vergehen, ehe wieder allenthalben Ordnung eingezogen ist, und diese notgedrungene, wohltätige Übergangszeit wird manches Harte mildern, manches Krasse weniger kraß erscheinen lassen — aber die große Frage bleibt: was dann? Und man braucht wirklich nicht skeptisch veranlagt zu sein, um zu behaupten: wir werden eine neue Gründerzeit erleben, und zwar eine in vielfach verstärkter Auflage. Der Katzenjammer wird riesengroß sein!

Denn das einfache Volk ist von einem wahren Taumel erfaßt worden. Schon jetzt. Wer leidet denn in diesem Krieg in Wahrheit? Wer trägt in Wahrheit dieses Krieges ungeheure Lasten? Nicht allein die „Armen“, wie es immer so schön heißt. Niemand wird leugnen, daß es in den unteren Schichten viel Elend gibt, Kriegselend, und eine Frau mit fünf und mehr Kindern, deren Mann seit Jahr und Tag im Felde steht oder gefallen oder durch Verwundung arbeits- und erwerbsunfähig geworden ist, hat es weiß Gott nicht leicht. Wie aber geht es anderseits zu, daß plötzlich ein solcher Dienstbotenmangel eingetreten ist, daß man für Geld und gute Worte so gut wie niemand mehr zu Hilfeleistungen im Haushalt bekommt, daß von den Handwerkern jedes Anliegen mit Achselzucken, ja, mit Hohnlächeln, beantwortet wird, daß dagegen in den Kaufhäusern für Tand und Putz und Spielsachen gerade von diesen „einfachen“ Leuten jedweder verlangte Preis bezahlt wird, für Möbel Hunderte und Tausende, für Seide das Meter 30, 40, 50 ℳ, für eine Puppe zu Weihnachten ähnliche Beträge? Wer legt für all die Lebensmittel, die im Schleichhandel zu haben sind, diese unerhörten Preise an? Wer kaufte und kauft noch Gänse um jeden Betrag? Ich weiß: die Reichen auch, ob es nun Reichtum von alters her ist oder der junge, der der Kriegsgewinnler und Heereslieferanten, der sich in Samt und Seide, in Pelzen und Brillanten auf allen Straßen spreizt, die Antiquitätenläden plündert und auf Versteigerungen Bilder für Hunderttausende, Tische und Stühle — die früher Königen und Herzögen gehört — für Zehntausende, Bücher für Tausende kauft ... sicherlich, auch die lassen sich nichts abgehen! Das lacht und schwelgt und füllt sich den Bauch, und ob da draußen deutsches Blut in Strömen fremde Erde tränkt, was kümmert es sie? Aber auch sie wird der Katzenjammer packen, früher oder später — mit ganz geringen Ausnahmen, die es immer gegeben hat und immer geben wird. Und diese Millionen, die in manchen Händen bleiben mögen, die werden so oder so später einmal doch wieder dem Lande, der Allgemeinheit nutzbar.

Aber man sehe sich doch die Straßen, die großen Straßen Berlins im Innern der Stadt und im Westen an, wenn nachts um halb zwölf Uhr die Lokale schließen und die „Elektrischen“ und die Hoch- und Untergrundbahnen kaum die Menschenmenge fassen, die dann auf einmal nach Hause drängt. Wer drängt, wer will nach Hause? Die Reichen aus den paar noch nicht geschlossenen Lokalen der Lebewelt — sie und die dazu, die so tun — bilden den geringsten Prozentsatz. Die nehmen sich ein Auto oder eine Droschke für 40, 50 ℳ und verschwinden still und lautlos. Das gute Bürgertum, der Mittelstand — die schlafen, wenn Sorge und Kummer allerart sie schlafen läßt, jawohl! So bleibt das einfache Volk, bleiben die Urlauber. Diese scheiden aus. Daß man sich für sie schließlich auch noch andere Heimatsfreuden denken kann als sich in vollen Kneipen an schlechtem Wein und Bier zu übernehmen — wer wollte das in Abrede stellen? Aber wer vielleicht morgen schon wieder im Trommelfeuer liegt, in Schlamm und Modder flandrischer Schützengräben untertaucht, soll sich heute noch vergnügen, wie 's ihm gefällt ... auch das ist eine Sache für sich. Und was die anderen betrifft, so sei gern zugegeben, daß sie vielleicht sechs Tage lang mehr oder weniger schwer gearbeitet haben und nun am siebenten der Woche, am Sonntag, einen Ausgleich dafür suchen. Muß aber denn durchaus in wenigen Stunden vergeudet und verjubelt werden, was solche Woche eingebracht hat? Und, es wird doch vergeudet und verjubelt. Solch ein Abend kostet 50, kostet auch 100 ℳ und mehr in diesen verworrenen Zeitläuften. Das Essen ist teuer, der Wein noch teurer. Was tut's? Es wird ja „so leicht“ verdient. 300 ℳ, 400 ℳ Wochenverdienst

sind gar nichts Seltenes für einen gewöhnlichen Arbeiter; und Geschicktere, Klügere, Gerissenere verdienen noch viel mehr. Wo soll man damit hin? —

Ich denke an frühere Zeiten. Wie bescheiden waren damals selbst die, denen Einkommen und Lebensstellung größere Ausgaben erlaubten! Zehn, zwanzig Mark spielten eine Rolle. Ein paar Glas Bier, eine Tasse Kaffee boten Genüsse. Und selbst heute, wo das Geld doch im Wert gesunken ist, überlegt man sich's lange, ob man für eine Flasche Wein einmal sechs, sieben Mark anlegt. Der einfache Mann überlegt nicht. Wieder mag ein kleines Erlebnis dafür sprechen: Es gilt, einen Gedenktag zu feiern. Im Hause. Eine Flasche Wein wird feierlich entkorkt. Das Mädchen sieht zu, ein junges Ding. Grinst. „Wir haben gestern auch Wein getrunken!" erzählt sie. Gestern war Sonntag. „So?" — „Ja, im Café Kerkau!" Wir sehen sie fragend an... „Wer? Meine Schwester, mein Schwager, noch jemand und ich. Zwei Flaschen. Rotwein. Die Flasche kostete 14 ℳ. Zwei haben wir getrunken, macht mit Trinkgeld 30 ℳ!" Was soll man dazu sagen? Es sind ganz einfache Leute. Arbeiterfamilie. Aber sie gehen Sonntags ins Café und trinken Wein, die Flasche zu 14 ℳ! Soll man sich da wundern, daß sich nachher dann angetrunkenes Volk die Straßen entlangwälzt, johlt, kreischt, Zoten reißt, in der überfüllten Straßenbahn skandaliert? Daß der Stille, der von angestrengter Arbeit kommt, auffällt und als Spielverderber scheel angesehen, frech angeulkt wird?

Und noch eins: die Möbelfrage. Es gibt keine Möbel mehr. Nicht teuere, nicht billige. Wer augenblicklich alte Möbel verkauft, macht ein gutes Geschäft. Denn es wird alles gekauft. In den Geschäften werden selbst für wertlose Sachen Fabelpreise verlangt. Wo sind die Möbel geblieben? Mag sein, Ostpreußen hat viel gebraucht; mag sein, der junge Reichtum hat für seine funkelnagelneuen Villen und Zwölfzimmerwohnungen prunkvolle Einrichtungen benötigt... ist alles schön und gut! Da aber der mehr und mehr verarmende Mittelstand schon längst keinen Groschen für andere Dinge als des Lebens Notdurft übrig hat, so bleibt als Hauptkäufer auch hier wieder die Arbeiterschaft. Nicht die alte, die wir vor dem Kriege hatten. Die war bescheiden und mußte es sein. Aber die neue von 1916/17, die sich ihrer Kostbarkeit und Unentbehrlichkeit in dieser Zeit der Not an Arbeitskräften nur allzu bewußt ist, die will ihre hohen Löhne auch nach außenhin in Erscheinung treten lassen. Sie „richtet sich ein". Und man darf eigentlich nicht erstaunt sein, wenn einem von dem Leiter eines bald gänzlich „geräumten" Möbelkaufhauses, das auch auf Abzahlungen liefert, erzählt wird, daß einer seiner bislang kleinsten Kunden, ein früherer Schlosser, dem jetzt eine ganze Abteilung in einem größeren für Heeresbedarf arbeitenden Betriebe untersteht, sich ein weißes Luxusschlafzimmer zugelegt hat, für das er monatlich 200 ℳ abzahlt. Und der Mann hat nach zehn Monaten noch immer sieben zu zahlen und zahlt pünktlich... wird der sich Weine und Schnäpse, wird der sich Gänsebraten, wird der sich Spanferkel versagen? Nein! Denn er hat's ja dazu! — —

Und die Moral von der Geschicht'? Es wäre allerdings frivol, über all das bloß mit Achselzucken hinwegzugehen. Denn drohend steht im Hintergrunde immer der ungeheure Katzenjammer, der auf diesen Goldtaumel folgen muß und der natürlich wieder auch den armen Mittelstand in Mitleidenschaft zieht, der immer als Stiefkind des Glücks paradiert.

Vergeblich auch der Schrei nach dem Gesetz, welcher Art es auch sei. Solche Ausnahmegesetze, selbst wenn man sie in Frage ziehen wollte, könnten wenig bessern, aber viel schaden. Sie würden zumindest die Arbeitslust und die Arbeitswilligkeit schwer beeinträchtigen. Man darf ja doch nicht vergessen, daß die Riesenarbeitslöhne, die all diese mißlichen Zustände letzten Endes auf dem Gewissen haben, nicht aus lauter Menschenliebe gezahlt werden, sondern eben Gebot der Stunde sind. Bleibt also die Aufklärung, der stete Hinweis auf das finstere Morgen, wo all der schöne Zauber des Gestern rasch verflogen sein wird und allein wieder das nüchterne Heute gilt, das keine Munitionswerkstätten mehr kennt. Da helfe jeder mit, wenn er glaubt, wirklich helfen zu können. Ich für mein Teil glaube es nicht. Denn die Geschichte wird auch hier unaufhaltsam ihren Gang gehen.

## Unsre Zeit, der Zukunft Mutter —

Unsre Zeit, der Zukunft Mutter,
Zeigt ein eisenhartes Antlitz —
Aber schauen wir der düstern
In die dunkeln Augensterne,
Sehn wir ihre Liebe leuchten;
Denn die Zeit ist groß und gut,
Wenn sie auch die Kriegsstandarte
Blutrot hisset. — Eisenstarrend
Stehen Väter — Söhne — Gatten —
Brüder in dem Feld des Todes:
Deutschlands stolze Mannheit steht
In der Schlachtfront vor dem Feind.

„Die ihr für uns kämpft und streitet,
Wisset: Jede euerer Wunden
Brennt und blutet uns im Herzen!
Unser Sinnen, unser Denken
Ist ein Bitten, ist ein Beten
Zu dem Gott, der Schlachten lenkt.

Deutschlands heil'ge Waffenehre
Wird behütet von dem Heere,
Das vor keinem Ansturm wankt.
Deutschlands schlachtgewalt'ge Krieger,
Deutschlands ruhmgekrönte Sieger,
Seid begrüßt und seid bedankt."

Ziska Luise Schember.

## Ein Vorbild für unsere Tage. Von Adelheid Stier.

Seit der Bezugschein regiert und den Verbrauch der Stoffe regelt, ist die uralte Hausfrauentugend des Flickens und Stopfens, die im wirtschaftlich reich gewordenen Deutschland längst ihr Ansehen eingebüßt hatte, wieder zu ungeahnten Ehren gekommen. So manche verwöhnte Frau trägt jetzt zum erstenmal in ihrem Leben geflickte Wäsche, und manches weibliche Wesen, das der Not gehorchend in diesen Tagen selbst die Nadel in die Hand nimmt, nicht um wie sonst feine Stickereien zu machen, sondern um ernsthafte Schäden in Kleidung und Wäsche auszubessern, findet sogar Freude an dieser Beschäftigung, was vordem kaum möglich erschienen wäre. Man entdeckt, daß ein eigener Reiz darin liegt, mit Fleiß und Geschick Unbrauchbares wieder brauchbar zu machen, und daß der Stolz auf ein durch eigene Mühe wieder hergerichtetes Wäsche- oder Kleidungsstück beglückender sein kann als die Freude über ein neues.

Immer von neuem muß ich da an ein Reiseerlebnis denken, das nun schon länger als ein Jahrzehnt zurückliegt. — Wir verlebten ein paar sonnengoldige Septemberwochen in Seis unter dem Schlern und streiften in Gesellschaft lieber Freunde weit herum, mit Vorliebe auch die einzeln gelegenen, über die Hänge verstreuten Höfe besuchend, die zum Teil sehr alt waren und manches Sehenswerte aus früheren Tagen bargen. So kamen wir auch eines Abends zu einer alten Mühle, die — wie man uns sagte — das älteste Gebäude in der Gegend war. Wir baten um die Erlaubnis, eintreten zu dürfen, die uns bereitwillig gewährt wurde, und beschauten uns die uralten, winkligen Gänge und Gelasse mit dem Urväter-Hausrat, der noch darin steckte.

Das Merkwürdigste von allem aber war doch der Müller, der uns die Wohnstubentür öffnete. Bei seinem Anblick blieb uns wirklich das Wort im Munde stecken, so daß unsere Begrüßung wohl seltsam herauskam. Ein großer, hagerer Mann stand vor uns, dessen Gesicht so verwittert und verrunzelt war, wie eine der alten Holzschnitzereien an der Wand. Das Wunderbarste aber war der Anzug des Alten. Es war wohl eine Tracht gleich der seiner Landsleute, aber jedes der bekannten Stücke war ein buntes Wunderwerk. Die Hosen zeigten einen Flicken am andern, schillernd in allen Farben, und da wir näher hinschauten, war alles, was der Müller trug, aus





tausend Läppchen und Flicken zusammengesetzt und doch nicht harlekinartig oder plunderhaft wirkend.

Als er unser Staunen bemerkte, gab der Alte, der uns zum Niedersitzen genötigt hatte und durch seine Schaffnerin Wein vorsetzen ließ, Aufklärung über seine merkwürdige Kleidung. Daß er „oanschichtig" war und „stoanreich", hatte uns draußen vor der Mühle schon ein Tiroler Jungmädel verraten, als wir nach dem Besitzer fragten; jetzt erfuhren wir aus seinem eigenen Munde, daß von früh an das Flicken die einzige große Leidenschaft seines Lebens gewesen war.

„Koa Stück nöt" hatte er sich jemals neu angeschafft. Alles, was er besaß und jemals ererbt hatte, wandelte sich wieder und wieder um in neues Gewand. Er holte uns aus seiner Truhe eins ums andere hervor, um es mit Stolz zu zeigen. Das Merkwürdigste waren die Hemden. Da saß Stück auf Stück von dem groben Leinen, alles so fest aufeinandergenäht, daß man solch ein Hemd fast aufstellen konnte, als ob es von Holz war. Dabei waren die Wäschestücke blütenweiß, wie überhaupt alles andere auch tadellos sauber war. Schmunzelnd weihte uns der Alte in das besondere Geheimnis seiner Kunst ein, das darin bestand, keinen Flicken aufzusetzen, ohne ihn durch Waschen und Wässern unten im Mühlbach sogleich mit dem Stück völlig zusammenzufilzen.

Daß die Farben der Flicken nicht immer zum Ganzen stimmten — von Grundstoff konnte man schon gar nicht mehr reden — war bei den Wollsachen begreiflich; das vermittelnde Wasser aber schuf die nötigen Übergänge zwischen blau und grau und grün, so daß eins ins andere hinüberschimmerte und einen durchaus gedämpften, harmonischen Eindruck machte.

Unser Staunen über diese Flickleistungen wuchs, als wir sogar das geflickte grüne Hütl bewundern durften und die mit grellbunten Tuchläppchen erneuerten Hosenträger. Wir mußten einsehen, daß dieses Flickgenie jede Schwierigkeit überwand, und daß vor ihm keine Zerrissenheit bestehen konnte.

Unsere Bewunderung tat dem Alten sichtlich wohl und er führte uns an seinen Arbeitsplatz im Herrgottswinkel der niedrigen Stube. Vor dem Fenster stand der uralte Tisch mit den gedrehten Beinen, und der Blick ging weit hinaus bis zu den Bergwänden des Ritten. Ein dunkles Ölbild, Christus in Gethsemane darstellend, hing an der Wand gegenüber.

Wir schieden als gute Freunde von dem wunderlichen Manne und versprachen ihm, seinen Ruhm weiter zu verkünden. Da sagte er mit schlauem Augenzwinkern: „Kommen so schon Fremde gnua, mein Zeug anschau'n!" Und als uns die Schaffnerin noch bis über den Mühlsteg begleitete, verriet sie, daß der Alte oft Besuch bekomme und sich deshalb schon einen Handel mit Altertümern angelegt habe, die er billig auf den Höfen erstehe und teuer an die Fremden losschlage. Hier und da habe er auch schon eins von seinen berühmten Flickwerken hergegeben; davon freilich trenne er sich nur schwer. „Dös is ein Schlaucherl, der's Geld z'sammenhalten versteht," schloß die Frau ihre Rede, „und sein ganzes Geflick ist am End' do nur Geiz. Aber mitnehmen kann er mal nix, ob er's schon gern möcht', der Flick-Toni!"

Zwei junge Münchener Maler, denen wir im „Seiser Hof" davon erzählten, suchten den Alten auf und lockten ihm mit Geld und guten Worten einen ganzen Anzug ab, in dem sich der Besitzer eines Abends der Gesellschaft vorstellte. In diesem Gewande des Flick-Toni hoffte er auf dem Münchener Karneval des kommenden Winters Aufsehen zu erregen.

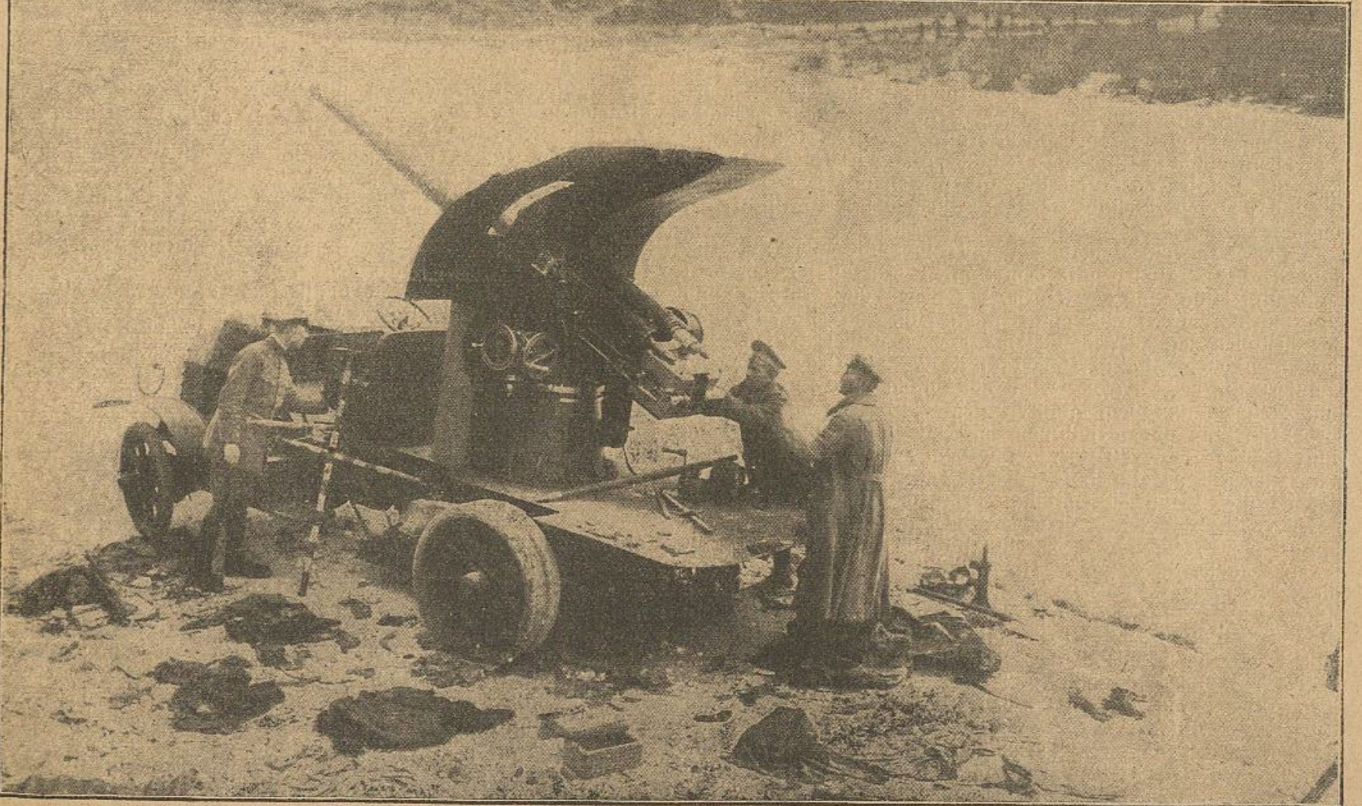
Jahrelang war mir die Gestalt des alten Tirolers nicht wieder ins Gedächtnis gekommen; die Zeit des Bezugscheins hat sie von neuem heraufbeschworen. Jetzt könnte dies Genie Schule machen durch ganz Deutschland hin.

## Bilder von der Offensive gegen Italien. Von Karl Fr. Nowak.

### Die Straße der Flucht.

Rund um Görz waren alle Wege, Straßen und Stege die üblichen Kriegsstraßen zweier Gegner, die sich lange Zeit — hier über zwei Jahre lang — im Stellungskrieg gegenübergestanden. Sie waren hinter den Linien beiderseits sorgsam maskiert, damit der Gegner möglichst wenig von den Bewegungen des andern merke. Wo die Maskierung aufhört, die Straße aber trotz der Schützengräben weiterlief, bringt sie Trichter neben Trichter. Tagaus, tagein bekam sie ihre bestimmte Anzahl von Granaten zugemessen; schließlich war im Grunde keine Straße mehr da, nur ein nicht immer mehr kenntlicher Rest. Aber die Straßen westwärts des Isonzo, die Straßen nach Udine, nach Codroipo, an den Tagliamento, an den Piave waren alle blank und unversehrt. Sie hatten auch nicht die Narbe eines einzigen Geschoßeinschlages, sie liefen, wie gut gebohnertes, tadelloses Parkett hell und breit und bequem dem Westen zu. Es schien, als wären sie nur deshalb so heil und rein geblieben, um desto besser und lesbarer die Niederschrift derer wiederzugeben, die auf der Flucht vor unseren Truppen darüber gehetzt waren.

Sie waren so schnell darüber hingehetzt, daß sie zunächst nicht einmal durch die Stahlvögel unserer Kanonen eingeholt werden konnten. Die Straße, die Dörfer, die an ihr liegen, plaudern alles aus. Die einen hatten mit dem Davonlaufen eigentlich ganz rechtzeitig begonnen. Denn da standen noch all die großkalibrigen, schweren Geschütze — die Großmäuler weit aufgesperrt mit der alten Richtung: Isonzofront —, eine ganze Heerschar von Geschützen, die sie erst noch zu bergen gehofft hatten. Dann wurde es plötzlich zu spät. Jetzt versuchten sie wenigstens die Geschütze unbrauchbar zu machen. Sie übergossen sie mit Petroleum, mit Benzin: was Holzwerk daran war, begann



Erbeutetes italienisches Flieger-Abwehrgeschütz neuester Bauart. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

zu brennen und zu kohlen. Weiter kamen sie nicht. Von Sprengen war gar keine Rede, der Feind drängte nach. Sie setzten sich also auf die Bespannungspferde, deren Gestänge und Seile sie durchschnitten hatten, ließen Kanone Kanone sein und galoppierten davon. Die Leute mit den Lastautos hatten es erst leicht: sie kurbelten an und fuhren, den Wagen vollgepackt mit flüchtiger Infanterie, einfach davon. Das ging erst schnell und gut, die Straße war glatt wie ein Brett. Aber dann kommen plötzlich die Passagen. Zwei, drei, fünf von den an ihnen haarscharf verraten, wie viele Mann in dem Dorf waren und davonliefen. Dann ist die Straße ein gutes Stück leer, ganz leer. Hier liefen sie eben. Dann wurde das Laufen schwer, die Anstrengung groß. Einer warf den Helm weg. Alle werfen den Helm weg. Ein Berg von Helmen. Dann wieder ein Stück leere Straße: sie laufen weiter. Endlich glaubt einer, barfüßig geht es besser. Er reißt sich die Schuhe herunter. Alle tun's. Auf der Straße, rechts und links, Berge von Schuhen. Alles das erzählt die weiße, blanke, gesäuberte



Volltreffer in eine italienische Munitionskolonne. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Kanonenkolossen sind so unglücklich stehen geblieben, daß sie jede Durchfahrt sperren. Die Autos stauen sich. Plötzlich ist eine ganze Autoburg, quer über die breite Straße hingebaut, rund um die Kanonen entstanden. Bei den ersten Autos wieder die Versuche zu zünden, zu brennen, zu vernichten. Bei einigen Motoren glückt's, sie zu vernichten. Hier und dort verkohlte wieder das Holzwerk. Aber die Zahl der Wagen, die weiter wollen, steigt ins Ungemessene, und die Zeit drängt. Sie lassen also auch die Autos stehen und laufen zu Fuß weiter, nur weiter . . . Jede Straße in Venetien hatte ihre Wagenburgen nach der Überraschung der Schlacht. Eine von ihnen — die von Latisana — gab sogar Anlaß und Ursache einer besonderen Schlacht und neuen italienischen Niederlage. Sie pflanzte sich vor einer Brücke auf, versperrte alles, also auch den Rückzug und das Hinüberkommen der Nachdrängenden. Schließlich ergab sich uns mitten auf den Straßen, die sich vor der Brücke kreuzten, alles was an Italienern da war . . .

Die Straße in Venetien erzählt auch, wie es sich die Infanterie der Italiener mit dem Laufen einrichtete. In San Giovanni etwa muß der Alarm, der Befehl zum Aufbruch und Rückmarsch, zwar nachts eingetroffen sein, aber doch so, daß die Truppen Zeit zu geordnetem Abgehen gehabt hätten. Laternen und ziemlich tief abgebrannte Fackeln liegen vor den Häusern auf der Straße. Man hat Kasten und Kisten, Koffer und Truhen aus den Häusern geschleppt. Sie stehen ganz ordentlich und noch geschlossen da. Als die Leute mit dem, was tragbar war, ein wenig aus dem Orte waren, muß ein Schreckensruf sie eingeholt haben: der Feind kommt näher! Es ist alles Gepäck auf einmal weggeworfen, rechts an der Straße, links an der Straße. Die Kisten und Kasten sind aufgebrochen, der ganze Inhalt schnell und wirr über die Straße gestreut. Tücher, Kleider, Wäsche, Kostbares, Eßbares . . . Alles ist von Leuten durchwühlt, die suchten und suchten. Das Ganze konnten sie nicht mitnehmen, das Wertvollste wenigstens wollten sie mitschleppen, jeder wenigstens ein, zwei Stück. Es ist eine bunte Wirtschaft auf der ganzen Straße, und, wo der Wirrwarr der bürgerlichen Dinge aus den Koffern und Truhen aufhört, fängt unmittelbar und sofort der Wirrwarr der Waffen an. Als sie ihre Wahl getroffen und genommen hatten, was ihnen persönlich am begehrenswertesten dünkte, begannen sie, weil man zuviel nicht tragen kann, das Gepäck zu erleichtern. Sie warfen die Tornister fort, die Seitenwaffen, die Gewehre. Die Straße könnte Straße in Venetien. Noch nie in diesem Kriege waren Wege und Stege irgendwo ähnlich redselig . . .

### Szenarium von Görz.

Triest war für die Italiener, die zwei Jahre lang und mehr vor der Stadt lagen, die Stadt mit weißen Häusern, die sie von ihren Linien am Meer greifbar nahe sahen, Triest war der unerfüllte Traum: das eroberte Görz aber war schon Erfüllung, die wirkliche Vorstufe zu jenem Traum. Die „Zona die Gorizia", die „Zone von Görz", war der Ruhm, der Rausch der Armee, der auf allen Zungen Italiens lag; nirgendwo zeigte sich der „Re Bambino", im Frontraum seinen Truppen lieber und häufiger, als gerade hier; in einem hoffnungslosen Kampf, in diesem ununterbrochenen Sterben am Isonzo und am Karst, den sie zu Hause den „Friedhof Italiens" nannten, war Görz das einzige Renommierstück, das man hatte, die einzige Aufrichtung und der einzige Trost. Wer als Soldat, als Offizier in der Zona di Gorizia saß, in „Gorizia" selbst, schrieb von diesem einen Glanz, von dieser Auszeichnung bedrückten Muts nach Hause. Aber das war nur im Geheimen . . . Öffentlich blieb Görz der größte Stolz, der große Triumph. Wir halten Brüssel und Warschau, Bukarest und Belgrad. Die Italiener Görz . . . Jetzt, da wir's wieder nahmen, jetzt, da wir wieder einmarschierten, jetzt sahen wir und wissen wir, wie sonderbar im Grunde all der Triumph gewesen. Wie mehr als sonderbar der Sieger, den sie daheim nicht laut genug feiern konnten, sich in dem Raume seines Sieges bewegte!

Er fürchtete sich darin. Nichts von Truppen war unmittelbar in der Stadt. Nur ins linke Isonzoufer, das uneingesehen von allen Bergen war, um die zum Schluß der Kampf ging, bauten die italienischen Offiziere ihre Stollen wie die Biber. Dort bohrte sich Unterstand an Unterstand in den lehmigen Erdbrei; ein schmaler Holzsteg lief vor ihnen über dem Wasser, am Wasser lang. Nachts war hier ein ewiges Auf und Ab, ein Atemholen auf dem schmalen Bord. Hierher verschwirrte kaum eine Granate. Aber der grelle Tag ließ alles auch hier ausgestorben sein. In den Straßen der Stadt standen Barrikaden. Sie waren aus massivem Holz, mit Schießscharten und Luken wohl versehen, mit spanischen Reitern und spitzem Drahtverhau wohlbedacht: man konnte ja nicht wissen, ob und wann diese verd . . . Österreicher eines Tags oder Nachts unerwartet wiederkämen. Dann würde





man sich in Straßenkämpfen wehren, dann sollten die Barrikaden bereit sein. Vorläufig aber verkroch man sich. Man fürchtete sich in der „Zona di Gorizia". Die leere Stadt, der ganze Kampfraum, in dem alles so nahe, so gedrängt war, der alle Weile von Eisen und Feuer nur so überschüttet war, bekam allmählich etwas von einer Szene, einer Bühne, die mit stürzenden Häuserwänden, mit krachenden, unter Granaten sinkenden Brücken immer in Bewegung, immer in Verschiebung war, auf der aber die Schauspieler zu fehlen scheinen oder sich davongemacht haben. Die ganze „Zona di Gorizia" in ihrer Übersichtlichkeit, mit ihrem grellen Licht, mit ihren bizarren Formen glich, wie selten ein Kampfplatz, einer Welt von Kulissen.

Eine Stunde schon blick' ich in dies Panorama. Fast gelb kommt jetzt der Mond über dem Monte Gabriele herauf, sonderbar erdennah, eine große Scheibe, dick und theaterhaft an den Himmel geheftet. Sein gelber Strahl geht quer über das fahle, graue Isonzoband; Wasser und Lichtsteg verlieren sich drüben im Uferschilf, hinter dem, wie ein Spuk, phantastische bleiche Häuser stehen. Sie drängen hart an das Schilf heran, sie zeigen eine breite, geisterhafte Front. Nichts an dieser breiten Front scheint zerstört, aber doch ist drüben alles wie Maskerade, eine blasse, stumme, unwirkliche Stadt, deren Häusern überall die Rückwände fehlen. Zerschossen . . . Der Ort heißt Podgora. Ein grüner Hügel, ganz eingerankt, ganz überschüttet von dem Grün, klettert rechts empor. Der Hügel ist die Podgora, die blutgetränkte Podgora. Jetzt liegt sie im Dunkel, über dem Kamm nur ein leichter, flimmeriger Dunst. Wo sie nordwärts niedersteigt, wieder ein paar Gespensterhäuser. Hinter ihnen gleich der Monte Sabotino: weit kann der Blick hier nicht wandern. Denn auch südwärts ist gleich ein Abschluß da. Nur ein Stück hinter dem letzten Haus von Podgora-Ost die große Brücke. Sie spiegelt die Szene, die oben die Berge schlossen, nach unten ab. Alles steht hier bleich, von irgendeinem theaterhaften Hauch umwittert, in der Nacht. Von der großen Brücke mit ihren weißen, runden, romanischen Bogen, sehen zwei nach Podgora zu. Alles ist hier so sinnbildlich. Die Brücke führte mit ihrer Eisenbahn über Cormons nach Italien. Nach der italienischen Seite zu schroff abgesprengte Pfeiler. . . Aber das Szenarium von Görz ist damit geschlossen. Nichts Lebendes scheint, da die italienischen Akteure, die ein Jahr lang darauf auftraten, in wilder Flucht davonliefen, nichts Lebendes mehr scheint in weiter Runde auf der Szene sich zu bewegen . . .

Oder ist doch jemand da? Oft genug knirscht und knarrt und raschelt der Boden: die Ratten. Dies Rascheln kenne ich aus den Holzhütten der Karpathen, aus den polnischen Schützengräben, aus den Nachtquartieren in Serbien. Hier aber sind sie kein Rascheln mehr, hier sind sie das Grauen, die Unheimlichkeit selbst, das Sinnbild der Vernichtung und Verlassenheit. Sie sind in vielen Zehntausenden da. Sie feiern Orgien uneingeschränkten Besitzes. Sie haben keine Schlupfwinkel, sie kauern auf der Straße. Sie sind erstaunt bei jedem Schritt, der vor ihnen sich erhebt, sie allein scheinen jetzt die legitime Einwohnerschaft dieser unglücklichen Stadt Görz zu sein. Sie stöbern im Wust jedes eingeschossenen Magazinfensters, sie huschen, vierzig, fünfzig, sechzig fette, schwarze Leiber, über jeden Weg, über die Schwelle jedes Wächterhauses, über die Wände jeder Ruine. Hier sind sie zu Hause, hier ist ihre Heimat, — denn kein Mensch stört sie. Und sie allein beherrschen das bleiche, romantische und totenstille Szenarium von Görz.



Generalfeldmarschall von Woyrsch.
Aufnahme des Hofphotographen Max Glauer, Oppeln.



Generalfeldmarschall von Eichhorn.
Aufnahme des Hofphotographen Alfred Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Unsere neuen Generalfeldmarschälle.

## Der Welttrust der Lüge. Von Heinz Amelung.

Seit dem ersten Tage des Krieges, ja schon vorher, haben unsere Feinde mit allen Mitteln und mit allen Arten der Lüge gegen uns gearbeitet, und — man hat fast auf dem ganzen Erdenrund ihnen Glauben geschenkt und glaubt ihnen noch heute, obwohl die Falschheit und Unzuverlässigkeit ihrer Berichte und Behauptungen in Tausenden von Einzelfällen im Verlauf der Geschehnisse aufs deutlichste offenbar wurde. Der „Welttrust der Lüge", wie ein bekannter Reichstagsabgeordneter kürzlich überaus treffend sagte, ist unsern Feinden der treueste, aber auch der machtvollste Bundesgenosse während all der drei Kriegsjahre gewesen, in denen sich ihnen Mißerfolg an Mißerfolg auf militärischem Gebiete reihte. Desto riesigere Erfolge errangen sie durch die Macht der Lüge auf dem Felde der Staatskunst, wozu die von den Engländern zu allen Zeiten meisterhaft und mit nie versagendem Erfolg geübte Brutalität kräftig mithalf. Ein Volk nach dem andern trat in den Krieg gegen uns ein, und äußerst geschickt wurde dabei noch der Anschein erweckt, als wolle es tatsächlich den Kampf nur um der Rettung der Kultur und Zivilisation willen auf sich nehmen. Immer weiter und abgefeimter ist ja im Laufe des Krieges der Welttrust der Lüge zielbewußt von unsern in dieser Beziehung längst erfahrenen Gegnern ausgebaut worden. Durch die Beherrschung und rücksichtslose Ausnutzung der Kabel und Telegraphen der ganzen Welt mit Ausnahme der Mitteleuropas haben sie die öffentliche Meinung auf dem Erdenrund nicht nur beeinflußt, sondern völlig in ihren Bann gebracht, so daß nun Bismarcks Wort aus dem Jahre 1869: „Er lügt wie telegraphiert" noch ungleich größere Berechtigung gewann. Was machte es ihnen aus, daß es notwendig wurde, immer neue und die vorigen über-

bietende Lügen zu ersinnen und zu verbreiten! Jedes Mittel war und ist ihnen ja recht, mochte es noch so heftig dem sittlichen Empfinden ins Gesicht schlagen; und ohne ein so erprobtes und einflußreiches Machtmittel wie die Lüge wäre die Stellung der regierenden Männer im eigenen Lande unhaltbar wie die Weltherrschaft Englands. Sie häufen Lügen auf Lügen, bis sie selbst nicht mehr über diese Berge hinwegsehen können; und schon lange ist ihnen das Lügen zur zweiten Natur geworden. Dabei besteht freilich ein Unterschied in den Lügen der einzelnen Gegner: die Franzosen und Italiener schwindeln vornehmlich aus Charakterveranlagung, die Briten dagegen lediglich aus kalter Berechnung. Auch auf diesem Gebiete ist also England der gefährlichste unserer Feinde. Eine der wichtigsten und ersten Friedensaufgaben muß es für uns sein, dahin zu wirken, daß wir nicht wieder von der ganzen Welt abgeschnitten werden können. Die Funkentelegraphie leistet uns zwar schon gute Dienste, kann aber bei weitem noch nicht genügend Gegenwirkung tun. Die Macht des Welttrusts der Lüge muß unter allen Umständen gebrochen werden, soll uns nicht unberechenbarer Schaden für alle Zukunft geschehen.

Wir haben es, wie es dem Charakter des Deutschen entspricht, für unter unserer Würde gehalten, dieser Politik der Lüge eine ähnliche entgegenzusetzen, den Feinden mit gleicher Münze heimzuzahlen. Durch sachliche, wahrheitsgemäße Darstellungen glaubten und hofften wir Eindruck machen und die tiefen Spuren des feindlichen Vorgehens verwischen zu können. Nichts hat's genützt, zumal im Übereifer noch böse Fehler gemacht wurden. Der endliche Sieg der Wahrheit ist ja nicht zu bezweifeln; denn „die Wahrheit kommt hervor, und läg' sie unter ehernem Tor". Dafür wird schon — allesamt sind wir davon fest überzeugt — Hindenburg sorgen, dessen blitzendes Schwert die Lügennebel zerreißen und verscheuchen wird, mit denen welsche Tücke und britische Niedertracht die Weltkugel umhüllt haben. Aber leichter wäre auch ihm der Sieg geworden, und schneller hätte er die Früchte seiner genialen Taten pflücken können, wären wir nicht so wehrlos der Macht der Lüge preisgegeben gewesen. Sie hat immer wieder hemmend eingegriffen in die Speichen seines Siegeswagens, doch ihn aufzuhalten vermochte sie nicht und wird sie auch hinfort nicht fertig bringen. Unter dem Tritt unserer Bataillone wird schließlich die Schlange der Lüge zertreten werden, die so oft nach der Ferse des deutschen Kriegers gebissen hat. Und ein großes Staunen wird am Ende über die Völker kommen, wie es möglich war, daß sie sich solange betören lassen konnten von der mit teuflischer Bosheit ihnen vorgesetzten Lügenkost. — Wodurch erklärt sich aber die Macht, die die Lüge über die Menschheit ausübt?

Einmal sicherlich dadurch, daß die Lüge so oft angenehmer ist und dem Empfinden süßer eingeht als die Wahrheit, die immer nur schwer „Herberge findet". Es weiß ja jedermann aus eigener Erfahrung, daß man gern das glaubt, was man wünscht, selbst wenn man halb und halb davon überzeugt ist, daß man getäuscht wird oder sich selbst täuscht. Dann aber kommt die Lüge meist der Phantasie erheblich mehr entgegen als die strenge, schlichte Wahrheit. Das haben die Engländer mit psychologischem Scharfblick früh erkannt. Lange Zeit hindurch beschäftigten sie tagtäglich die Einbildungskraft der Völker mit ausführlichen Berichten über deutsche „Greueltaten", über unsere „Barbarei" und erweckten auf diese Weise Vorurteil über Vorurteil gegen uns. Regte sich mal irgendwo ein Zweifel, dann wurde dieser geschickt durch neue Lügen, die die früheren noch in den Schatten stellten, erstickt. So gelangten die von englischen und französischen Quellen gespeisten Völker gar nicht zur Überlegung und Prüfung unter dem Einfluß des berauschenden und verwirrenden Gifts der Lüge, das namentlich durch das Reutersche Büro unausgesetzt verspritzt wird. Auf England darf man kühnlich anwenden, was sein größter Dichter Shakespeare Prinz Heinz (im „König Heinrich IV.", 1. Teil) sagen läßt: „Diese Lügen sind wie der Vater, der sie erzeugt, groß und breit, wie Berge, offenbar, handgreiflich." Sehen wir da nicht John Bull in all seiner Anmaßung und Unverschämtheit leibhaft vor uns? Offenbar und handgreiflich erscheinen seine Lügen freilich leider nur uns, die wir die Wahrheit kennen; die feindlichen und die meisten neutralen Völker erkennen sie in ihrer Voreingenommenheit für alles, was von England kommt, nicht als falsch, sondern nehmen sie ohne weiteres für bare Münze. Man hatte von London, dem Hauptsitz der Lügenfabrikation, aus gut vorgearbeitet, indem man so viele Völkerschaften lehrte, britisch zu denken, alles unter dem britischen Gesichtswinkel zu betrachten.

Es ist nichts Neues, was unsere Feinde gegen uns unternehmen. Große Lügner hat es immer gegeben, und nicht selten haben sie viel erreicht. Man denke etwa an Cagliostro, den Grafen St. Germain und Casanova. Welch außerordentliche Macht haben sie auf ihre Zeitgenossen, und wahrlich nicht auf die schlechtesten, ausgeübt! Ganz Europa haben sie fasziniert und zum Narren gehalten. Sie machten sich geradezu einen Beruf, ein Gewerbe daraus, die Menschheit zu belügen und zu betrügen; sie bauten ihr ganzes Leben auf der Lüge auf. Gerieten sie in schwierige Lagen, dann hatten sie allemal eine neue Lüge bereit, durch die sie sich retteten. Mit den allereinfachsten Mitteln erreichten sie ihren Zweck: sie beanspruchten einfach Glauben, und kraft ihrer Persönlichkeit wurde er ihnen zuteil, selbst wenn sie die tollsten und unwahrscheinlichsten Behauptungen aufstellten und Versprechungen gaben. Sie verstanden es immer, durch ihre Lügen menschliche Leidenschaften rege zu machen, namentlich Habgier und Gewinnsucht sowie — vorzüglich bei den Frauen — die Eitelkeit. Dadurch eben auch wird die Macht der Lüge ins Ungemessene gesteigert, daß sie einerseits stets mit andern Lastern im Bunde steht und anderseits nie ohne Erfolg auf die niedrigen Instinkte der menschlichen Natur spekuliert. Wie hätte sonst etwa eine Frau Kupfer solche Riesensummen herbeischaffen können?

Wenn einmal der Wahnsinn, der jetzt die Erde verwirrt — nicht zum wenigsten infolge der Machenschaften und Lügen Englands — von den Völkern genommen sein wird, dann mag es allen, die auf der Gegenseite, unter Britanniens Einfluß standen, nicht leicht werden, sich ganz aus dem Lügennetz zu befreien. Aber wenn dann Englands Lügen offen zutage treten, dann muß der Zweifel zurückbleiben; und weiternagend wird er am Mark der britischen Weltherrschaft nagen, die ja, wie der ganze Nimbus, mit dem England sich zu umkleiden verstanden hat, zum größten Teil auf Lüge, Schwindel und Wortbruch besteht.



## Das Muttchen. Aus den ersten Wochen des großen Krieges. Von Frz. Ad. Beyerlein.

Es ist die Zeit nach dem Mittagbrot. Sie sitzen zu dritt beisammen, die Eltern und die Tochter, haben die Hände ineinander verschlungen, hoffen und wünschen. Alle drei haben den gleichen Gedanken tief in den Herzen, und wagen doch nicht mit Zunge und Lippen daran zu rühren.

Schließlich getraut sich das Muttchen: „Wo mag er jetzt wohl sein?" Er — das ist der Sohn und Bruder, von dem sie gestern in der Garnison Abschied genommen haben und der heute unterwegs ist zur Front.

Der Vater zuckt die Achseln. „Schwer zu sagen," antwortet er. „Zwei Linien haben die Mittelkorps nach dem Westen. Hat der Transport die südliche eingeschlagen, so ist er schon weit weg. Hat er die nördliche genommen, so führt der Weg ganz in der Nähe vorüber, draußen in Engelsdorf werden die Züge umgeleitet."

„Da könnte man doch den Jungen noch mal sehn?" fragte das Muttchen zaghaft.

„Besser nicht. Es ist des Abschiednehmens nun genug."

Und wieder sitzen sie beisammen, die drei, schweigsam, mit verschlungenen Händen und mit dem gleichen Gedanken tief in den Herzen. — Da weckt von nebenan der Fernsprecher in die Stille hinein.

„Hallo. Wer ist dort?"

„Hier Bahnhofskommandantur Engelsdorf. Ihr Sohn vom Ersatztransport der ... Division möchte Sie sprechen."

„Gerne, gerne."

Und nun: „Du, Vater? Ja! — Wir werden hier in Engelsdorf gespeist. Mindestens eine Stunde bleiben wir hier. Wollt ihr nicht ein Auto nehmen und kommen?"

Unbedenklich erwidert der Vater: „Aber mit Freuden, mein Junge. Auf Wiedersehn, also!"

„Auf Wiedersehn, Vater!" — —

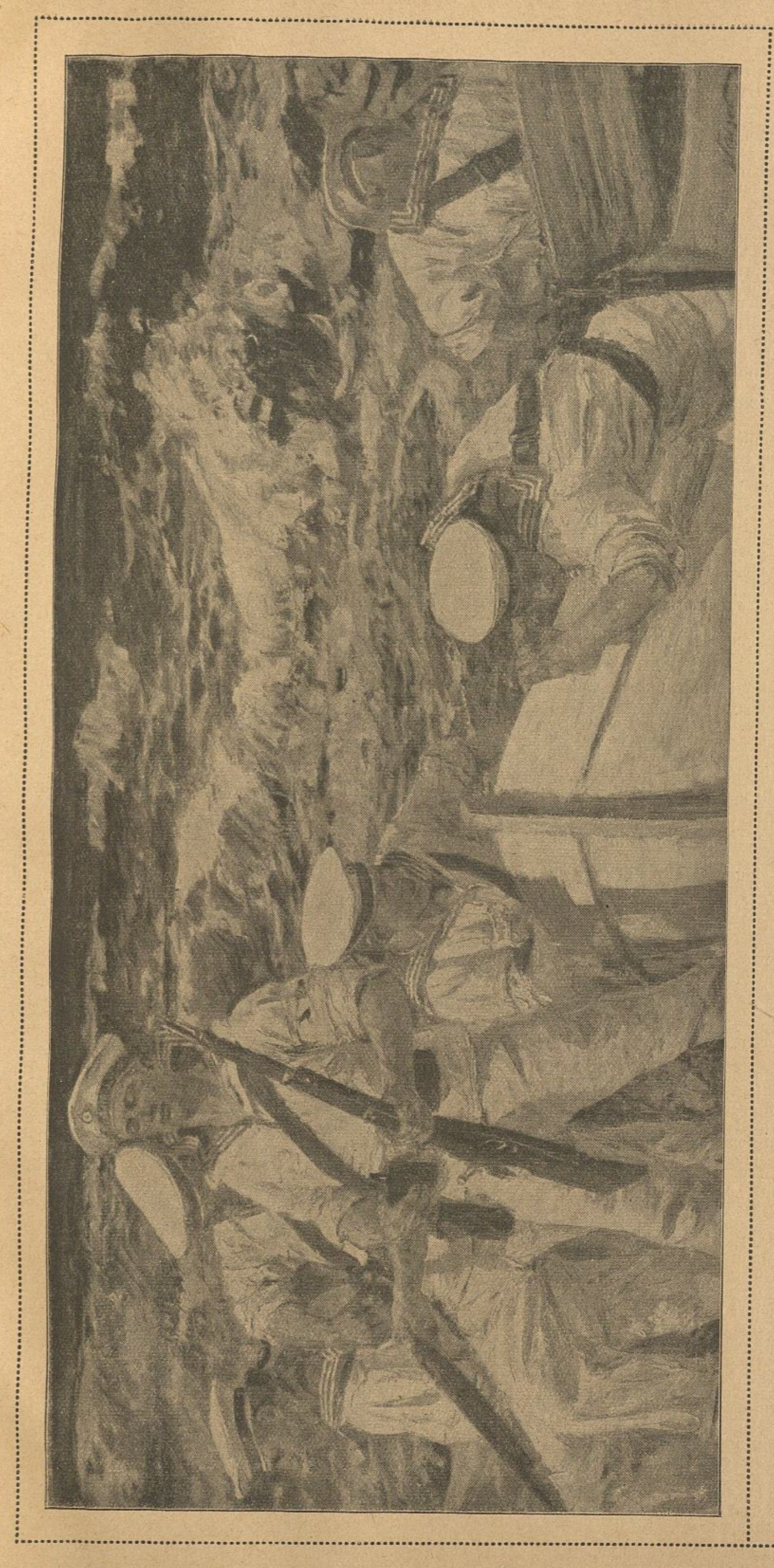
Zuerst wird nun sogleich das Auto bestellt. Dann treten Vater und Tochter zusammen und besprechen unruhig die Möglichkeiten. Wird man noch zurechtkommen? Wird auch der Chauffeur den Weg finden?

Und das Muttchen? — Es steht unterweilen in einer Ecke, hält die Hand auf das klopfende Herz gepreßt und bangt, ob man es mitnehmen wird.

Wie denn? Hat eine Mutter so wenig Macht?

Oh, eine gar große Macht hat das Muttchen, — denn nur der Kosename eignet diesem zierlich gegliederten Menschlein, — aber fast bänglich zart ist es von je gewesen und immer hat es ängstlich behütet werden müssen. Nun, da Sohn und Tochter groß geworden sind, ist die Mutter das Hätschelkind geworden, und alle verbünden sich, es recht weich und behutsam zu hegen.





Landung an feindlichem Strand. Gemälde von Hugo Walzer.

zumal in diesen gewaltigen, schweren Zeiten, die das Muttchen mit seinem heißen, ungestümen Herzen so inbrünstig mitlebt, tut das bitter not. Zweimal schon hat es Abschied genommen von dem Sohne, das erstemal — gottlob! — umsonst, die Ältesten und die Jüngsten wurden damals zurückgelassen, — das zweitemal gestern in der Garnison ernsthaft und wirklich, und niemand kann behaupten, daß es danach gesünder und frischer geworden sei. Deshalb, nur deshalb bangt es auch, ob es jetzt nochmals mitgenommen wird.

Es bringt keinen Ton über die Lippen und wundert sich, daß es nicht reden kann. Nur die Augen sprechen und flehen.

Da tauschen Vater und Tochter einen Blick, und das Kind sagt: „Aber Muttchen, du wirst in deinen großen Pelz gemummelt, sonst erkältest du dich am Ende noch."

Einen Jubelruf stößt da das Muttchen aus und hebt sich empor zu einem Kuß für die Tochter. Und sofort ist es am Werk. „Du," sagt es zum Gatten, „du nimmst alle Zigarren und Zigaretten, die du im Hause hast. — Jawohl, auch die guten!" Darauf zur Tochter: „Und du belädst dich mit unseren Lebkuchen! Und was wir fortbringen von Weihnachtsgebäck, hinein damit ins Auto! Wir dürfen doch nicht mit leeren Händen kommen."

Graue endlose Häuserreihen fliehen lange Zeit vorüber, dann sind bisweilen Lücken in die Zeilen gebrochen, der Endpunkt einer Straßenbahn mit den harrenden Wagen — nie gesehen zuvor — wird im Gleiten bemerkt, und jetzt ist das freie Feld und die Landstraße da.

Der Wagen vergrößert seine Geschwindigkeit. Er donnert durch die Unterführungen der Eisenbahndämme, und die kahlen Bäume zur Seite scheinen sich vor dem Sturme der Bewegung zu beugen. Ein Vorstadtdorf. Vor dem ländlichen Gasthof halten beplante Mühlengeschirre, die schweren Schimmel fressen aus Krippen, und ein hochbeiniger Hund fährt wütend auf das Auto los.

Ganz leer liegt danach das Band der Straße aufgerollt.

Und jetzt, gerade jetzt bricht die Sonne durchs winterliche Gewölk.

Das Muttchen sitzt zurückgelehnt glückselig da. Inniger drückt es dem Gatten und dem Kinde die Hände, und sie sitzen eng aneinandergedrängt, die drei, schweigend, hoffend und wünschend. — Jetzt biegt der Wagen von der Straße ab und erklimmt eine Brücke, die über die Geleise der Bahn hinwegführt. Von ihrer Höhe herab erblickt man den Zug, einen langen, endlos langen Zug, vor dem Hunderte von Feldgrauen wimmeln.

„Da — da sind sie! So viele, so viele!"

Ein Gattertor und ein bärtiger Landsturmposten, der einen Einlaßschein fordert.

Das Muttchen ist in heller Angst. Sogleich ist aber auch ein Retter da. Der Befehlsführer der Wache läuft herzu. „Der Wagen passiert," bescheidet er den Posten und grüßt das Muttchen beim bürgerlichen Namen.

„Sie kennen mich?"

Dann nennt der Unteroffizier eine große Kaffeerösterei und antwortet stramm: „Oh, gnädige Frau, ich habe Ihnen manches Pfund Kaffee verkauft."

„O ja, jetzt erkenn' auch ich Sie wieder."

Zum Dank bekommt der Landsturmmann eine Hand und wird mit Weihnachtsstollen beladen, so daß er die Last kaum schleppen kann.

Es knirscht auf den Kieseln der Schüttung. Der liebe Junge galoppiert heran in den schweren, hellen Nagelstiefeln, und das Muttchen hält ihn umfangen, als wollt' es ihn nie lassen. Er sieht gut aus und stark für seine Jahre. Oh, er wird gewiß seinen Mann stehen vor dem Feinde.

„Wir sind ganz vorn im Zug," sagte er. „Wirst du's auch gehen können auf dem groben Schotter, Muttchen?"

„Führe mich nur, mein Junge," erwidert das Muttchen, „dann wird es schon werden." — —

Für eine ganze Division, für vier Infanterieregimenter und ein Jägerbataillon, birgt der Zug den Ersatz. Insgesamt mögen es wohl zweitausend Mann sein, frische junge Menschen großenteils mit lachenden Gesichtern und übermütig leuchtenden Augen.

Das Muttchen macht sich sofort ans Verteilen. Die breiten, groben Hände strecken sich aus nach den Gaben, und die gutmütigen, derben Mienen der Bauern und Arbeiter glänzen vor Dank und Freude.

Einer hält sich finster abseits. Sein rötlicher Schnauzbart ist bereits von grauen Fäden gestreift, und sein Gesicht ist von Leid gefurcht. Das Muttchen läuft zu ihm hin und reicht ihm Lebkuchen und eine Handvoll Zigarren. „Gewiß gehen Sie recht bange von Frau und Kindern weg," sagt es. „Aber tragen wir nicht alle schwer an dieser Zeit?"

Der Wehrmann starrt der zarten Frau lange schweigend in die bittenden Augen. Dann versetzt er: „Ich muß wiederkommen, Frau. Verstehen Sie das, — ich muß?"

„Sie sollen wiederkommen," ruft das Muttchen, „und Sie werden wiederkommen! Daraufhin!" Und es umklammert die wuchtige Pranke des Rotbärtigen mit den feinen Fingern und drückt sie, so herzhaft es kann.

Da lächelt der Wehrmann und antwortet: Wir wollen's hoffen, Frau."

Das Finstere ist ausgetilgt aus seinem Antlitz. —

Nun endlich ist alles weggegeben. Manch einer kommt freilich noch herangetrabt, aber er trollt sich betrübt wieder fort.

Das Muttchen hat sich in den Arm des Sohnes eingehenkt und geht plaudernd mit ihm auf und ab. Es buchstabiert die Scherzschriften an den Wagentüren und schaut in die Abteile hinein, wo die Tornister und Helme samt den reichbehangenen Leibriemen auf den Bänken und in den Netzen aufgebaut sind. Geschwind erhascht die Tochter den Augenblick und fängt die beiden im Kodak ein.

Ein Film ist noch frei. Natürlich muß der Bruder inmitten der Kameraden darauf. Von allen Seiten drängen sie herzu, ein paar setzen sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde, die andern bilden darüber eine Gruppe und wer nicht über die Köpfe wegschauen kann, klettert auf das Trittbrett des Wagens. Fast scheint es, als erwarteten sie nach dem Knipsen sogleich ein fertiges Bild, das man den Eltern daheim oder der Frau und den Kindern senden kann. Ein wenig zweifelnd tauschen sie das Versprechen ein, späterhin eines ins Feld zu erhalten.

Danach kommt ein Augenblick der Ratlosigkeit. Ein Gerücht hat sich den Zug entlang geschwungen: sogleich wird „Einsteigen" befohlen werden. Die vier stehen beisammen und wechseln gleichgültige Worte: Wird die Fahrt durch Thüringen führen oder am Südhang des Harzes hin? Wird der Transport den Rhein bei Tag überschreiten oder bei Nacht? Bei Nacht, das wäre jammerschade, denn die allermeisten der jungen Soldaten haben doch den Rhein noch nicht gesehen. —

Eine Erlösung ist es, als in dem Zug, der auf dem Nebengeleise hält und Pferde nach einer Binnengarnison bringt, ein dumpfes Getöse entsteht. Zwei von den Tieren haben sich losgerissen und poltern mit den Hufen wider die Wagenwände. Während aller Augen sich hinwenden und die Neugierigsten bereits hinübertreten, ist mit einem Male der Befehl zur Abfahrt da.

Vater und Schwester lassen der Mutter den letzten Kuß. Das Muttchen droht zusammenzubrechen, aber zuletzt bleibt es doch aufrecht.

Nun geht es sehr geschwind voran. Die Türen der Abteile sind geschlossen, aber aus allen Fenstern schauen sie heraus nach dem Stück Heimat, das sich vor ihnen breitet, nach den weiten Geleisen, der großen Küchenbaracke und drüberweg nach den kahlen winterlichen Feldern, nach den Arbeitern der Werkstätten in ihren Kitteln und nach den zurückbleibenden Kameraden der Bahnhofswache.

Ein paar rennen noch wie scheue Rosse an den Wagen entlang, sie tappen verwirrt an ihren Plätzen vorbei, aber schließlich sind auch sie untergebracht.

Die Lokomotive stößt einen gellen Pfiff aus, und die Räder beginnen sich zu drehen. Noch einmal tastet das Muttchen nach der Hand des Sohnes. Dann sind Mutter und Kind voneinander geschieden.

Aber längs des ganzen langen Zuges wehen die Tücher, weiße und bunte, hie und da ein spielerisches Fähnchen. Gar bald ist das Tuch, das der Arm des Sohnes schwingt, in der flatternden Zeile aufgegangen. Ein einzelner ist nicht mehr zu erkennen. Die Zurückbleibenden grüßen und winken, nur das Muttchen steht regungslos. Vom Herzen her strömt ihm helle Glut ins Antlitz — oder ist es der Widerschein der rötlichen Sonne? — und die Augen strahlen in schöner Entrückung.

„Ich weiß," spricht es, „sie werden siegen."

Die letzten Wagen rollen vorüber, und bald darauf ist der Zug in einem Einschnitt verschwunden.

Das Muttchen wendet sich zum Gehen. Es ist müde und stützt sich auf die Tochter, das Kind, das ihm geblieben ist. Im Auto wird es wiederum sorglich eingehüllt und in die Mitte genommen.

Der Wagen erklimmt zur Rückkehr die Brücke über den Geleisen. Da — ferne schon — rollt ein endlos langer Zug.

Vorüber. — —

Nach einer Zeit hebt das Muttchen an: „Wenn ich es mir recht betrachte, hab' ich von meinem Jungen gar nichts gehabt. Es standen immer so viele um uns herum. Aber jetzt begreife ich: das ist einerlei. Es waren ja alle, alle, die mit ihm fuhren, meine lieben Jungens."

Das Auto ist wieder auf die Landstraße gelangt, und wieder scheinen sich die Bäume zur Seite vor dem Sturm der Bewegung zu neigen. Die rote Sonne schleicht sich in ihr frühes Bett, Nebeldunst lagert am Horizont. Das Licht wird kalt und fahl. Da klagt das Muttchen leise: „Nun sind alle meine lieben Jungens fort zur Front, alle, — alle." Und still rinnen ihm Tränen über die schmalen Wangen. — Indessen stürzt sich der Wagen lärmend in das laute Leben der Stadt. Drinnen aber sitzen schweigend die drei, halten die Hände ineinander verschlungen und hoffen und wünschen zutiefst aus den Herzen heraus, — wünschen und hoffen.



## Glaube. Von L. B.

Wir standen schon oft
Am Tore des Winters
Mit zagendem Herzen
Und frierendem Mut;
Sahn uns als Beute
Der finsteren Tage,
In Not und Kälte
Im Winkel vergraut.
Doch siehe! es schoben
Die gütigen Hände
Der Mutter Zeit uns kräftig voran.
Sie gaben nicht Rast uns

Zu träumen und zagen
Und Klagen zu spinnen
Aus kleinlichem Leid.
Und eines Tages
Standen wir sieghaft
Jenseits des Tores
Verwunderungsvoll.

Löset euch nicht
Von dem lachenden Glauben:
Auf grämlichen Winter
Folgt Jubel und Licht.



Zeitvertreib hinter der Front. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

## Unsere Klassiker und das deutsche Nationalgefühl. Von P. Paul Vilmar.

Fast möchte es scheinen, als ob der kosmopolitische Zug, der im Nationalcharakter eine so hervorragende und bestimmende Stelle einnimmt, so stark sei, daß er in der höchsten Ausstrahlung des Volkstums, im großen Dichter, das vaterländische Gefühl als nebensächlich und klein gegenüber dem umfassenden Gefühl für das, was größer ist als das Volk, die Menschheit, zurücktreten und verkümmern läßt. In den großen Zeiten der Nation, in denen jedes Volk bei seinen großen Dichtern vaterländische Erhebung und Entflammung findet, sieht der Deutsche sich fast durchweg auf kleinere Geister verwiesen. Die Worte der Begeisterung, des entflammten Muts, des beseligenden Opferrausches muß er bei den Körner und Geibel, bei den Schenkendorf, Freiligrath und Wildenbruch suchen, sie liebt er in den Augenblicken großer Emporgerissenheit, weil sie das, was in ihm schlummert, zu erlösen wissen: was jeder heiß und wortlos empfindet, sie sprechen es aus. Alle andern großen Meister des Gedankens lebten und glühten in dem Volk, das sie hervorgebracht hat; die großen deutschen Dichter stehen abseits, ihr Feld die Welt und ihr Volk die Menschheit.

Zu stolz diesen Mangel einzugestehen oder rein triebhaft nach etwas suchend, das ihn füllen möge, hat der Deutsche nun von je gestrebt, Schiller als seinen nationalen Dichter dem „vaterlandslosen" Goethe gegenüberzustellen, womit diesem ein Unrecht geschieht und jenem kein Recht wird. Vielmehr waren beide Klassiker auch durchaus Brüder in der völligen Hoffnungslosigkeit, womit sie Deutschlands politischen Geschicken gegenüberstanden. Den Deutschen zu bilden und emporzuläutern war ihre Aufgabe und ihr Werk; was sie so am einzelnen wirkend für die Nation getan und weiter tun — denn nie erstirbt die fortwirkende Gewalt und Fruchtbarkeit des Genius, indessen das Talent seiner Gegenwart dient — dankt ihnen das Volk mit seinen höchsten Kränzen.

Fragen fremde Nationen indessen die deutsche, welchen Glauben hatten die Männer, die ihr eure höchsten dichterischen Geister nennt, an eures Landes Bestimmung und Zukunft, so muß das Volk die Augen niederschlagen; alle großen Dichter fremder Zungen, die als Genien ihrer Völker in der Weltliteratur stehen, waren begeisterte Söhne ihres Vaterlands, glühend von Stolz und Glauben an seine Zukunft, indessen die beiden Dichter, die das Ausland vor allem als die typisch deutschen kennt, ihrem Lande nur das zuerkennen mochten, was auch unsere Feinde uns neidlos gönnen: Bedeutung in den geistigen Bereichen, Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht

in der Herrschgewalt der Welt. Es ist das edelste Zeugnis der deutschen Langmut und schönen Ehrfurcht vor dem Höheren, daß die Nation ihren beiden großen Söhnen den Mangel an Glauben, Liebe und Hoffnung für des Vaterlandes politische Größe und Herrlichkeit nicht nachgetragen hat, nie ihren Ruhm hat empfinden lassen, wie tief sie ihr Land durch ihre Kälte und Gleichgültigkeit für seine tiefsten und lebendigsten Gewalten dem Ausland gegenüber geschädigt haben.

Vieles wäre zur Entschuldigung der beiden Großen zu sagen; zu sagen wäre wie Schiller in einer poesielos rationalistischen Umgebung erwachsen, unter dem Druck eines trotz seiner beschränkten Wohlmeinenheit empörenden Despotismus sich entwickelnd, wohl hoffnungslos werden konnte an einem Land, dem fern in Wien Kaiser, allezeit Mehrer ihrer Hauptmacht und nicht des Reiches, wohnten, dessen Fürsten gegen ihr Oberhaupt im Felde lagen, dessen Häupter die Kinder des Landes an fremde Mächte verkauften, der zwar Frankreich aus Greueln, schwer auszudenken, sich erheben und in Unterordnung unter einen großen Willen reif zur Macht werden sah, nicht aber die eigene Nation, und in dem darum der deutsche Kosmopolitismus so mächtig ward, daß ihm als Historiker die Beschränkung auf deutsche Geschichte „armselig“ dünkte.

Zu sagen ist auch, wie Goethe, von vornherein im Gegensatz zu Schiller nach seinem eigenen Wort „konziliant“, von der Natur nicht aktiv, sondern passiv geschaffen, voll herrlicher jünglinghafter Glut für Deutschland, angerührt von der Gewalt großer Vergangenheit nach Weimar kommt. Hier lebten große Geister. Friedrich der Großmütige führt ein Geschlecht reisiger Streiter für die Idee herauf; hier lag Bernhard von Sachsen begraben, hier hingen Kranachs Bilder, der Rennsteig, uralte Heerstraße der Germanen, lief über das Land, ernst blickte die Wartburg zu Tal, hier quoll der Boden von Geschichte Deutschlands wie sickernder Grund von Quellenleben. Was aber war die Gegenwart? Ein kleiner Hof, der mühsam mit finanziellen Nöten kämpfte, zerbröckelnde Verhältnisse, ein Leben an Möglichkeit gebunden, deren Grenzen fürwahr eng gezogen waren. Wohl mochte es da scheinen, als riefe der Geist des großen ernestinischen Stammherrn, der Deutschland wider Deutschland gebracht hatte, um der Idee willen als des Höheren für das deutsche Gewissen und darum in seinem Nachkommen Krone und Gewalt verloren, diesen Nachkommen Mut zu, sich wieder abzuwenden von dem, das dahinten ist und sich zu strecken nach dem, was vorne ist, eben dem Geistigen. „Deutschland ist nichts“; in den einzelnen Deutschen als den Vorkämpfern der Idee in der Welt, wollte Goethe die Bedeutung des Deutschtums verlegt wissen, und um diese Weisheit rühmen ihn Briten wie Franken.

So fand auch Schiller, es sei kein Schaden, wenn das Imperium unterginge, da doch die deutsche Würde, womit er die deutsche Kultur meinte, unsterblich sei, und das geistige Reich sich nur fester gebildet habe, je mehr das politische wanke. Er starb zu früh, um durch die Schmach des zertretenen Landes zu dem heißen Gefühl für Deutschland, zu dem seine Seele in so hohem Grade fähig war, recht erweckt zu werden.

Goethe indessen war in Italien völlig der Antike verfallen, in der die Vorbedingungen des späteren dem Deutschtum von jeher so furchtbaren romanischen Geistes so unsichtbar und lebendig verborgen liegen, wie der Giftstoff in der reinen Schönheit der Blume. Jenes Harmonische, Maßvolle des Griechentums, gebändigte Kraft, stilles Vorüberführen des Unvermeidlichen kam dem innersten Trieb seines Wesens entgegen. Das Asketentum der frühen Weimarer Zeit war ihm nicht so gut bekommen wie seiner Seele. Während Schiller seiner Natur nach bei Griechen und Lateinern die Vaterlandsglut, die Herbigkeit und Männlichkeit ihrer verheißungsvollen Frühzeit sucht, findet Goethe in der Blüteperiode der Antike, was er braucht; und kein Weg des Herzens zeigt ihm an, wie zuletzt eine seelische Verlogenheit sich aus diesem Behaupten heiteren Gleichgewichts um jeden Preis ergeben muß. Denn Aphrodite — und nicht die himmlische hält ihm die Augen gebunden. Hier liegen die tiefen Wurzeln von Kleists Geschick als er Goethen sein großes Werk auf Knien des Herzens darbringt. Wie? Das soll Hellenentum sein? Er war gewohnt, das Griechentum in schöner Haltung leiden zu sehen. Wie Winckelmann und Lessing empfand er die Unwahrhaftigkeit als berechtigt, die Laokoons ungeheure Leiden zwar im Krampf der Glieder ausdrückt, aber dem Munde statt des Aufschreis nur den Seufzer gestattet. Goethe war der Sohn bürgerlichen Behagens, weisen Regententums und gedeihlicher Entwicklung, Kleist hingegen, der in nordisch scharfer Luft Gesäugte, kam aus einem Blut, dessen Bestimmung es war, für das Land zu fließen und das Wissen, daß das Große in der realen Welt nicht mit harmonischem Maßhalten erreicht wird, sondern mit allem Jammer der Kreatur, war in ihm. Seine Kunst war wahrhaftiges Abbild des Lebens, darum schreit Penthesilea, windet sich im Staub, zerbricht in Qual. Darum war Kleist bestimmt, was Goethe und Schiller wie Herder versagt blieb, der Nachfolger unseres ersten großen, politisch empfindenden Dichters seit Walter und Logau: Klopstocks, zu werden.

Denn hier liegt Schillers Tragik und Goethes Schuld dem Deutschtum gegenüber: es war jemand da, der an der Grenze seiner Zeit nach seinem Nachfolger ausblickte, der an Deutschland glaubte, der Heinrichs Ruhm hatte singen wollen, da er hörte, wie „in Nachtgewölben unter der Erde irgendwo in Klosteröden“ die „farbenhelle Schrift heraufklagt, die altdeutschen Toten Rettung vom Untergang gibt und ruft und die goldenen Buckeln schüttelt und an des Landes Schild schlägt mit Zorn“ — den, der sie hört, wollte er dankend „dem frohen Widerhall“ nennen. Klopstock war der wahre Bewahrer der deutschen, politischen Ideale; er kannte sie von Hermann bis Barbarossa.

Schiller hat sie nie jemand kennen gelehrt. Mit dem Dreißigjährigen Krieg hört für ihn die Geschichte der Deutschen ungefähr auf. Er mußte arbeiten, immer arbeiten, das neue Stück schaffen, das das Budget hielt; er hatte keine Zeit zu Experimenten, nie hat er der vergangenen Herrlichkeit ins blaue Auge gesehen, nie einen tiefen, kühlen Zug getan aus dem versunkenen Brunnen der deutschen Seele. Was wäre er geworden, wenn im Lehrplan seines Geistes das deutsche Mittelalter gestanden hätte, an Griechenlands und Roms Statt.

Goethe dagegen kannte dies alles. Es war in sein Herz gefallen wie reicher Samen, es hatte Frucht getragen und war abgewelkt. Als die deutsche Vorzeit zum zweitenmal in sein Leben trat, schien sie ihm gleichbedeutend mit den ihm unsympathischen Vermittlern, den Romantikern; das lebendige Organ für Deutschtum war in Rom, der alten deutschen Krönungsstadt, verstorben. Der romanische Geist hatte ihn planvoll und sicher zur Bewunderung seines letzten großen Genies erzogen, wie er vordem Friedrich dahingebracht hatte, so Götz wie Shakespeare abzulehnen und den Nibelungen als abscheulichem Buch wenig Nachfrage zu prophezeien. Noch blieb Klopstocks Gedicht vom großen deutschen Dichter ein Traum:

Ich beschwöre dich, o Norne Vertilgerin,  
Bei dem Haingesange, vor dem im Winfeld die Adler sanken,  
Bei dem liedergeführten Brauttanzreihen, o sende mir herauf  
Einen der Barden Teutoniens, einen Herminoon.  
Ich hör' es in den Tiefen der Ferne rauschen,  
Lauter tönt Wärdis Quell dem Kommenden,  
Und die Schwäne heben sich vor ihm  
Mit schnellerem Flügelschlag.  
Wer kommt? Wer kommt? Kriegerisch ertönt  
Ihm die tatenvolle Leier,  
Eichenlaub schattet auf seine glühende Stirn,  
Es ist, ach es ist ein Barde meines Vaterlandes.

Eine Zeitlang war es, als solle dieser Sänger, der aus Norddeutschland kommen mußte, wie aus Norddeutschland das politische Heil erwartet ward, Kleist sein. Und in der Tat hatte er alles dazu. Denn wenn man bedenkt, wie tief er deutsches Wesen erfaßt hat, in Kohlhaas, in Hermann den deutschen Charakter nach der negativen wie nach der positiven Seite hin unvergleichlich begriffen, und wie in Homburg die deutsch-preußische Idee kraftvoll durchgeführt ist, wie deutsch vor allem seine unbedingte Wahrhaftigkeit, sein herrisches Ablehnen des schönen Scheins, die schroffe und steile Linie, die von den sanften Niederungen des Käthchens hinaufführt zur Hermannsschlacht, so mochte man sagen, er sei es, der berufen war, nicht nur wie die Klassiker die Sprache und den geistigen Gehalt der Nation dichterisch zu erlösen, sondern auch ihren Beruf zur Macht in der Welt. Im Bewußtsein seines Wollens durfte er sagen, er werde Goethen die Krone vom Haupt reißen, so roh das Wort an sich klingt. Er sprach es aus dem Gefühl heraus, der führende Dichter der Deutschen müsse an Deutschland glauben.

Man sagt heut, die besseren Nerven würden den Krieg gewinnen, und spricht damit aus, es sei ein Verdienst bessere Nerven zu haben als der Gegner, eine Sache des ethischen Willens. Es ist tragisch genug, daß Kleist, Verherrlicher und Erkenner dieser deutschen Tugend, persönlich nicht diese Kraft des Willens hatte. Irgend etwas in ihm war morsch und gab nach. Darum vermochte seinen Glauben an Deutschland der Zweifel zu töten und mit diesem Glauben die Kraft, die ihn trug. Nicht wie Schiller steht er vor der Nation, ein Beharrender und Überwindender — er ist desertiert. Sein Tod verneint für das naive Empfinden sein Leben. Wie tief man seinen Jammer verstehe — der ärmste Proletarier, für Deutschland ausharrend im argonnischen Walde, richtet ihn.

Indessen aber hatte an seinem Geist ein anderer sich entzündet, der gleich ihm nicht nach griechischem Lorbeer, sondern nach dem deutschen Eichenkranz greift: Friedrich Hebbel. Kriegerisch ertönt ihm die tatenvolle Leier, Eichenlaub schattet auf seine glühende Stirn, und erst in dieser Stunde beginnt die Nation seine volle Bedeutung für das Deutschtum zu erkennen. Ebenso wie Kleists, seines geliebten Geistesverwandten Los, war es auch seines, daß gerade die Eigenschaften, die das starke tragende Knochengerüst des Deutschtums bilden, von einer sentimentalen und weichlichen Zeit als unerträglich hart, abstoßend und verletzend empfunden wurden. Und bis heut geht über unseren deutschesten Dichter viel vererbtes





schiefes Gerede. Bis heute hat Hebbel jene urdeutsche Symbolik des flammenden Walls umgeben, es bedurfte einer harten Zeit, das Volk zu seinen Idealen zu erziehen. Heut reitet schon mancher zu ihm durch. Sein Leben lang hat er für Deutschland im Schützengraben gelegen; die selbst drin waren, wissen, was seine durchgrabene Stirn, die harten Falten, die seinen Mund zerren, bedeuten. Das sind Erinnerungen. Aber ausgehalten hat er, bis ihn siegreich auf erkämpftem Grund die Kugel traf.

So wie ein an griechischer Verlogenheit erzogener Geschmack es Kleist vorwarf, daß sein Prinz angesichts des offenen Grabes menschlich schaudert, statt heldisch zu leiden, so hat man Hebbel Dialektik, Härte, Grausamkeit und Berechnung vorgeworfen; wenige haben erkannt, wie großartig und unbezwungen die innerste ethische Gewalt des Deutschtums in seinen furchtbaren Schöpfungen lebt, zumal in der „Genoveva“, der „Bernauer“, den „Nibelungen“.

Wie stark er die deutschen Aufgaben, die deutsche Zukunft faßte und ergriff, erkennt man daraus, daß er unablässig den festen Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs forderte und in diesem durch die westslawischen Völker unterstützten Verband, den gleichen, den wir heut Mitteleuropa nennen, den mächtigsten Faktor zur Erhaltung des Weltfriedens und einer gedeihlichen Entwicklung der Menschheit für ihre großen Aufgaben sah. Daß diese Einheit nur in Blut zusammenwachsen werde, und daß der Deutsche nur dann jenen beherrschenden Einfluß im geistigen Leben der Völker gewinnen würde, den die Klassiker von ihm forderten, wenn er durch seine Faust und feste Zusammengeschlossenheit aller Glieder die Nachbarn — mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten — in Respekt gesetzt hätte, war seine heilige Überzeugung. Auf diesem Grunde mochten dann die idealen Bestrebungen und Aufgaben der Nation gedeihen und wachsen, ohne ihn würden sie haltlos flattern, jedem Windhauch preisgegeben — das war ihm, dem Sohn der harten norddeutschen Rasse und der Not, dem Dichter des Gewissens, der Satz, auf den er leben und sterben wollte.

Der Kranz, den die Nation aus diesem Kriege zu ihren Heiligtümern heimbringt, wird vor seinen und seines unglücklichen und geliebten Vorgängers Bildern hängen. —

## Die Zeiten reifen. Von Rudolf Hoffmann.

Wenn nach dem Sturm der Ungewitter  
Die junge Erde jauchzend lacht,  
Wird sprengen seine Kerkergitter  
Der Völkerfriede über Nacht.

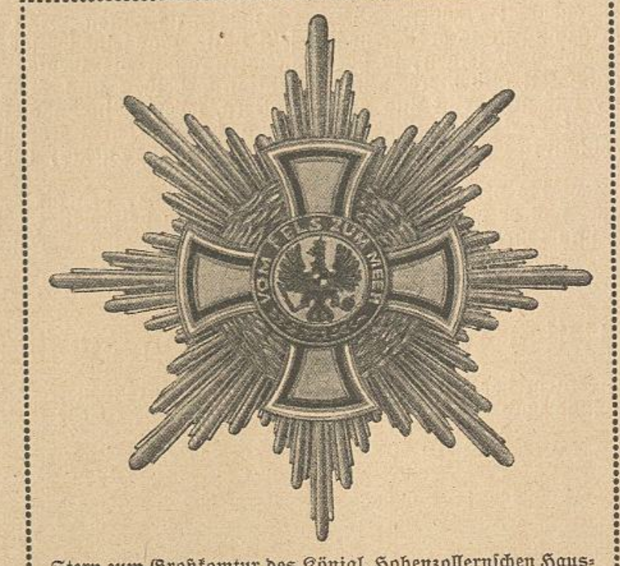


**Unser Kaiser.**

Aufnahme der Hofphotographen Selle & Kuntze, Inh. W. Niederastroth, Potsdam.

# Der Königliche Hausorden von Hohenzollern und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Mit der langen Dauer des Weltkrieges ist das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern, neben dem volkstümlichen Eisernen Kreuze mit seinen zwei Klassen und neben dem berühmten Orden Pour le Mérite Friedrichs des Großen, allmählich der Gegenstand immer größerer Aufmerksamkeit weiter Kreise in Preußen und Deutschland überhaupt geworden. Das kommt einmal daher, daß, je länger der Heldenkampf Deutschlands und seiner treuen Verbündeten gegen den Vi lverband währt, um so mehr durch tapfere Taten hervorragende Offiziere mit dem „Kreuze der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern“ ausgezeichnet werden konnten und noch fortgesetzt ausgezeichnet werden. Sodann hängt es mit dem Nebenumstande zusammen, daß dieser Orden genau das gleiche Band hat, wie das Eiserne Kreuz, so daß ein Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern Unkundigen das Band des Eisernen Kreuzes zweimal im Knopfloch zu tragen scheint. Die Stufenfolge ist nämlich im allgemeinen die, daß zuerst das Eiserne Kreuz 2. Klasse, dann das Eiserne Kreuz 1. Klasse, dann erst, bei wiederholter, bedeutender Auszeichnung vor dem Feinde, das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern verliehen wird. Und in weiter Ferne winkt dann erst der Pour le Mérite.



Stern zum Großkomtur des Königl. Hohenzollernschen Hausordens. — Links darunter: Adler des Komtur des Königl. Hohenzollernschen Hausordens. — Rechts darunter: Ehrenkreuz 2. Klasse des Fürstl. Hohenzollernschen Hausordens. — Unten: Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern.

Jedenfalls dürften es diese Umstände rechtfertigen, wenn über den Königlichen Hausorden von Hohenzollern, seine Geschichte, seine Abstufungen usw. einem weiteren Leserkreis einmal näheres mitgeteilt wird.

Hervorgegangen ist er aus dem Fürstlich Hohenzollernschen Hausorden, den die Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin zu Hohenzollern-Hechingen und Karl zu Hohenzollern-Sigmaringen am 5. Dezember 1841 gestiftet hatten, und der in jedem dieser beiden Kleinstaaten für treue, dem Fürstenhaus und Lande geleistete Dienste bestimmt war. Die Schirmherrlichkeit über diesen Orden hatte König Friedrich Wilhelm IV. übernommen. Fürst Friedrich Wilhelm Konstantin trat am 7. Dezember 1849 Hechingen an Preußen ab. Fürst Karl zu Sigmaringen dankte am 27. August 1848 zugunsten seines ältesten Sohnes Karl Anton ab. Dieser entsagte dann zugunsten der Krone Preußen auf Sigmaringen ebenfalls am 7. Dezember 1849. Mit diesem Staatsvertrage vom 7. Dezember 1849 war der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden in die Reihe der Königlich Preußischen Orden übergegangen. Daraufhin richtete am 16. Januar 1851 König Friedrich Wilhelm IV., aus Anlaß des bevorstehenden Krönungsfestes (18. Januar), einen Erlaß an das Staatsministerium, daß er „die Verfassung des gedachten Ordens feststellen wolle und der Einreichung eines Entwurfs zu den Statuten desselben seitens des Staats-Ministeriums entgegensehe“. Der Erlaß dieser Satzungen hat sich aber noch längere Zeit hingezogen. Sie wurden auf der Stammburg Hohenzollern am 23. August 1851, dem Tage der Huldigung der Hohenzollernschen Lande, vom Könige vollzogen. Beide Orden bestehen nun nebeneinander her: der Königliche Hausorden von Hohenzollern als ein Königlich Preußischer, vom Könige von Preußen zu verleihender, und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden als ein unter die Königlich Preußischen eingereihter Orden, den die Fürsten von Hohenzollern, mit Genehmigung des Königs von Preußen für jeden einzelnen Fall, verleihen. Schon durch allerhöchste Kabinettsorder vom 27. März 1850 hatte übrigens König Friedrich Wilhelm IV. ausdrücklich anerkannt, daß die fernere Verleihung des Fürstlichen Hausordens den Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin und Karl Anton „verbleibe“. Beide Fürsten erließen nun am 16. Februar 1852 besondere Satzungen, die Friedrich Wilhelm IV. am 20. März bestätigte.

Auf Grund aller dieser Bestimmungen besteht der Hausorden von Hohenzollern aus zwei „Ordnungen“: dem „Orden des Königlichen Hauses von Preußen“ und dem „Orden des Fürstlichen Hauses von Hohenzollern“, und der „Königliche Hausorden von Hohenzollern“ aus zwei „Abteilungen“: den „Kreuzen“ und den „Adlern“. Jene dienen „zur Belohnung besonderer Hingebung an das Königliche Haus“, jene „zur Belohnung besonderer Verdienste um die Pflege gottesfürchtiger und treuer Gesinnung unter der Jugend“. Der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden ist der Haus- und Verdienstorden für das Fürstliche Haus schlechthin.

Die Fürstliche Linie zu Hechingen ist am 3. September 1869 mit dem Tode des Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin erloschen. Fürst Karl Anton nannte sich von nun an nur noch „Fürst von Hohenzollern“, wie es sein jedesmaliger Nachfolger bis zum heutigen Tage tut, und die Verleihung des Fürstlichen Hausordens steht seitdem dem jedesmaligen „Fürsten von Hohenzollern“, selbstverständlich nach wie vor unter Königlicher Genehmigung, allein zu.





Beide Orden haben seit dem Erlasse der erwähnten Satzungen Abänderungen und Erweiterungen erfahren. Die wichtigsten Erweiterungen waren die vom 27. Februar/22. April 1864 für den Königlichen Hausorden (zugleich den Roten Adler- und den Kronenorden) und vom 18./20. Dezember 1866 für den Fürstlichen Hausorden von Hohenzollern, durch die diese Orden bei Verleihung für Verdienste vor dem Feinde mit Schwertern und einem besonderen Band ausgestattet wurden.

Der Königliche Hausorden von Hohenzollern besteht somit heute aus folgenden Abstufungen:

| | | |
|---|---|---|
| I. Groß-Komture | a. Stern der Groß-Komture. | |
| | b. Kreuz — Adler | der Groß-Komture |
| II. Komture | a. Stern der Komture | |
| | b. Kreuz — Adler | der Komture |
| III. Ritter | Kreuz — Adler | der Ritter |
| IV. Inhaber | Kreuz — Adler | der Inhaber |

Alle Abstufungen des Kreuzes werden im Kriege nur mit Schwertern verliehen. Das satzungsgemäße Band ist weiß, dreimal schwarz gestreift. Beim Kreuze mit Schwertern ist das Band schwarz mit zwei weißen Randstreifen, wie dasjenige des Eisernen Kreuzes, jedoch nur bei Inländern, da Ausländer auch die Preußischen Schwerterorden durchweg am satzungsgemäßen Bande zu tragen haben. Wer das Kreuz der Ritter mit Schwertern und am Kriegsbande besitzt und das Kreuz der Komture erhält, bei dem ist zu unterscheiden, ob er letzteres für Friedens- oder Kriegsverdienst bekommt. Im ersteren Falle hat das Kreuz der Komture die gekreuzten Schwerter am Ringe, wird am satzungsmäßigen Band, und das vorher besessene Kreuz der Ritter mit Schwertern wird daneben am Kriegsbande weitergetragen. Im zweiten Falle hat das Kreuz der Komture die Schwerter wie gewöhnlich, und das Band hat noch einen weißen Mittelstreifen, ist also zweimal schwarz und dreimal weiß gestreift.





Das Kreuz (und der Adler) der Groß-Komture wird überhaupt nicht an einem Bande, sondern an einer Kette um den Hals getragen. Diese Kette ist von Silber mit Schmelzarbeit und besteht aus Gliedern, die abwechselnd den Hohenzollernschen, den Nürnberger Wappenschild und das Zepter des Kur-Erz-Kämmerers zeigen. Dieses Kreuz der Groß-Komture schon, von dem Sterne der Groß-Komture ganz abgesehen, wird bereits im Frieden so hoch bewertet, daß es noch nach dem hohen Orden vom Schwarzen Adler verliehen werden kann. Das Kreuz und gar der Stern der Groß-Komture mit Schwertern sind äußerst seltene Auszeichnungen, wie ja auch aus dem schon im Eingange hervorgehobenen Umstande, daß das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern über das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu stellen ist, hervorgeht, wie hoch dieser Orden überhaupt bewertet wird. — Der Wahlspruch des Königlichen Hausordens ist: „Vom Fels zum Meer“.

Der Fürstliche Hausorden von Hohenzollern besteht heute aus folgenden Abstufungen: dem Ehrenkreuz 1. Klasse (einem Steckkreuz ohne Band für die linke Brustseite), dem Ehren-Komturkreuz (einem Halskreuze), dem Ehrenkreuz 2., dem Ehrenkreuze 3. Klasse, der Goldenen Ehren- und der Silbernen Verdienst-Medaille. Sämtliche sechs Abstufungen können für Verdienst vor dem Feinde mit Schwertern verliehen werden. Ein besonderes Band besteht jedoch für die Schwerterauszeichnungen des Fürstlich Hohenzollernschen Hausordens nicht. — Der Wahlspruch des Fürstlichen Hausordens ist: „Für Treue und Verdienst“.



## Zum 27. Januar 1918.

Nur wenige Glocken im Lande ertönen;
Die Brüder nicht mehr, sie wanderten weit.
Doch hört ihr im Fernen ein machtvolles Dröhnen
Aus feuernden Schlünden im heiligen Streit.

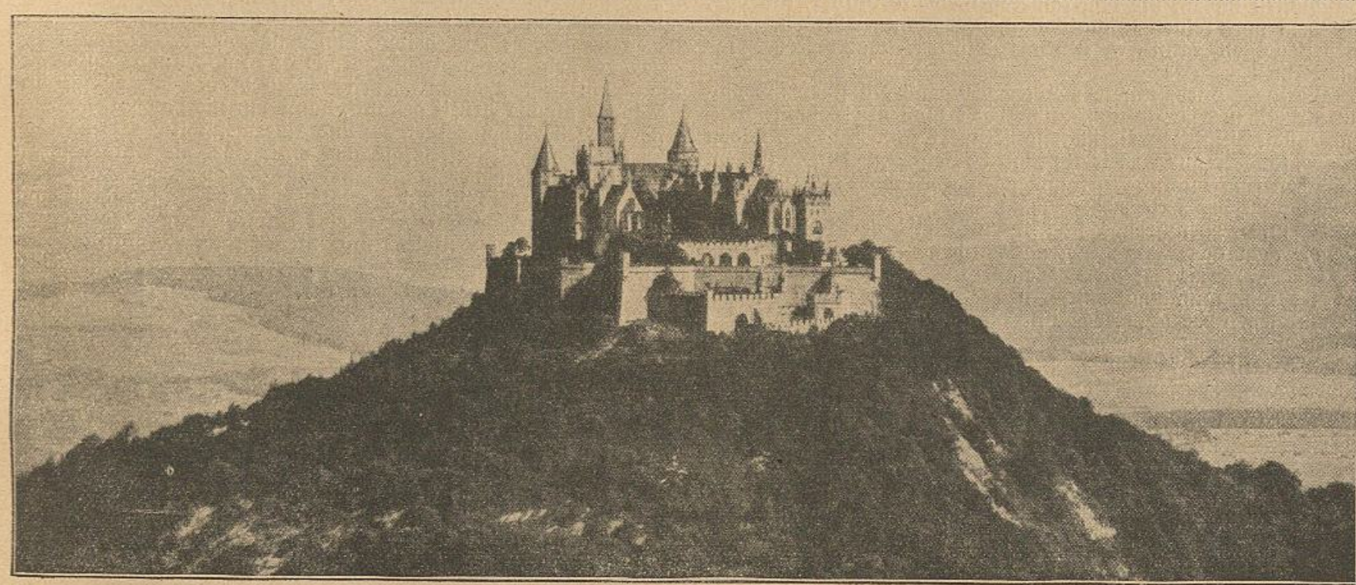
So klingen und dröhnen zur Weihe der Stunde
Die Glocken der Heimat, im Lande und dort.
Mit all ihren Klängen aus ehernem Munde
Vereint sich ein Wünschen zu hehrem Akkord.

Die Glocken, die vordem in Kirchen gehangen,
Dem Kaiser zum Festtag den Segen gesandt,
Die Glocken, die einstens im Vaterland klangen, -
Sie grüßen in Kriegstracht aus feindlichem Land.

Die Seelen der Helden, der Lebenden Herzen,
Sie huldigen heute dem Kaiser und Herrn.
Kommt mit uns zum Throne, ihr Sorgen und Schmerzen;
Du Kummer, du Grämen, auch ihr bleibt nicht fern!

Für unseren Kaiser, für unseren König
Ist nichts zu viel, ist alles zu wenig!
Heil unserm Kaiser, Heil dem Vaterland!

Guido v. Gillhausen,
Major im 3. Garde-Regiment zu Fuß.



Die Burg Hohenzollern bei Sonnenaufgang.

## Mütter und Töchter. Von Hof- und Domprediger Lic. Doehring-Berlin.

Das Problem „Väter und Söhne“ ist in diesem Krieg glänzend gelöst. Abgesehen von den gar nicht so seltenen Fällen, in denen beide Generationen unter den Waffen stehen, hat es auch kaum einen Vater gegeben, der seinen Sohn im Ernst zurückgehalten hätte, als dieser mit der Bitte vor ihn trat: Vater, gib mir deinen Segen für Tod und Leben, ich will's dem Kaiser, will's dem Vaterlande weihen! — Beweis: die Tausende und aber Tausende blutjunger Menschenkinder, die als Kriegsfreiwillige sich gemeldet haben und deren heilige Begeisterung, sei es mit dem Lorbeer des Sieges, sei es mit „dem süßen Tod der Freien“ gekrönt wurde.

Heil unserem Volk, daß es solche Väter und solche Söhne sein eigen nennen darf! Darin liegt seine Rettung. Und zwar gilt dieser Satz nicht nur für das, was Väter und Söhne auf blutiger Walstatt tun und leiden, sondern genau ebenso für das, was sie auf dem vielverzweigten Gebiet der Arbeit in der Heimat leisten. Der Junge, der heute im Männerschritt neben dem Vater in die Fabrik geht, der, obschon seine Wangen bleichen, mit vollendeter Selbstverständlichkeit seine Nachtschicht macht —, der Sekundaner, der mit demselben Eifer Kartoffeln buddelt, mit dem er ehedem Ciceros vielverschlungene Perioden löste oder in das Zahlenlabyrinth der Logarithmentafeln sich hineinwagte — wahrhaftig, aus welchem Stand und welcher Gesellschaftsklasse sie auch kommen mögen: sie stehen ebenbürtig nebeneinander, der mit der blauen Bluse und der mit der bunten Mütze. Und der Stolz der Väter auf ihre Söhne ist berechtigt.

Noch ein Wort den Studenten. Kommilitonen, wir wissen, vor welche Nöte euch die lange Dauer des Krieges stellt! Wer von euch seit Kriegsausbruch im Felde steht, geht jetzt ins siebente Militärsemester. Ein Zeitraum, der euch in verschiedenen Fakultäten in die Nähe des Examens gebracht hätte, wenn ihr im Frieden euren Studien hättet obliegen können. Und die Zeit, die ihr verliert, ist noch nicht einmal das lastendste Moment. Schwerer empfindet ihr wohl die gänzliche Zusammenhanglosigkeit mit der Atmosphäre eures Faches, die für den Akademiker ein stiller, aber ungeheuer tief mitwebender Faktor ist. Ihr waret noch nicht, was ihr werden wolltet, als der Kaiser euch rief — und sollt, ja müßt notgedrungenerweise in eurer Hochschuldisziplin wieder, wenn ihr heimkommt, ins Werdestadium treten. Welch seelische Anforderung! Doch ihr werdet sie erfüllen! Ihr seid Manns genug! Das danken wir euch! — —

Doch nun zu den Müttern und Töchtern! Gewiß, hier liegen die Dinge ganz anders, und die Problemstellung muß dieser Tatsache gerecht werden. Es wäre schnödeste Undankbarkeit, den deutschen Müttern auch nur entfernt den Vorwurf zu machen, sie seien der Lage unserer ehernen Zeit nicht gewachsen. Wenn ich heute eine Mutter im Trauerschleier sehe, möchte ich immer den Hut abnehmen! Und wer will sie zählen, die Heldenmütter alle, die ihrer Seele brennenden Schmerz mit jener unnachahmlichen Hoheit tragen, die nach außenhin auf jede Äußerung verzichtet. Wäre ich Dichter, ich stimmte meine Harfe auf ein Lied von Mutterleid und Muttergröße.

Aber wenn nun eure Töchter kommen, ihr deutschen Mütter, und bitten euch nicht um das schlichte und doch so schmucke Schwesternkleid, sondern um einen groben Rock, den ältesten, unmodernsten, abgetragensten und wollen ihn anziehen, weil sie sich aus innerstem Drang zu einer Arbeit entschlossen haben, die kein anderes Gewand duldet, als das, mit dem man keinen „Staat“ machen, wohl aber Arbeit, harte Arbeit leisten kann — deutsche Mütter, was werdet ihr dann tun?

Es geht durch unsere weibliche Jugend ein starker Drang zur Arbeit, und zwar nicht zur Arbeit bloß als Beschäftigung und Abwechslung, weil man sonst unter langer Weile leiden würde, sondern zur Arbeit als tägliche Leistung. Unsere jungen Mädchen sind dahinter gekommen — und das ist eine segensvolle Frucht des Krieges —, daß diese Art der Arbeit Lebensdrang und Lebensfreude schafft. Und mit der ihm eigenen Frische geht das heranwachsende Frauengeschlecht energisch in die Sielen. Gesegnet dieses Temperament!

Es mag manchmal mütterliche Pflicht sein, zur Mäßigung zu mahnen, aber auch eben nur manchmal. Je bewegter indessen die Zeiten, je größer die Aufgaben sind, die ihrer Lösung harren, um so mehr muß die Jugend Bewegungsfreiheit haben, wenn Herz und Hände sich nach persönlicher Mitarbeit am großen Werke sehnen. Gewiß, ein junges Mädchen kann sich heute mehr denn je auf den verschiedensten Gebieten nützlich machen: es gibt ja so unendlich vielerlei zu tun. Aber über dem multa steht das multum, über dem Vielerlei das Viel. Dieser Satz ist auch in unseren Tagen nicht überholt. Und wenn ein junges Mädchen heute fragt: ‚Wo kann ich heute nicht viel, sondern am meisten nützen?‘ — so gibt es, wie die Dinge eben liegen, nur eine Antwort: in der Munitionserzeugung. — Das wissen die jungen Mädchen auch ganz genau. Darum das Verlangen von vielen unter ihnen nach dem „groben Hemd“. —

Allerdings, ihr lieben Mütter, denn — verzeiht! — ein wenig eitel auf eure Töchter seid ihr ja alle: mit den wohlgepflegten Händen und Nägeln ist's dann vorbei. Aber das ist ja schließlich kein dauernder Schönheitsfehler, und wäre er's, ich wollte meinen: das wäre denen, die einst Mütter eines starken Geschlechts werden wollen, ein Ehrenmal! Die Wunden, die der deutsche Mann von der Feldschlacht her trägt, und die von Arbeit gehärteten Hände der deutschen Frau, die sie sich erwarb, als sie jenem für sein Geschütz die Geschosse machte, — das sind Verheißungen für eine große deutsche Zukunft, sind die beredtesten Berichte aus gewaltiger Zeit an das nachkommende Geschlecht. Und wenn nun die Tochter nicht nur gewillt, sondern geradezu begeistert ist, und zwar nicht als „höhere“ Tochter hinab-, sondern gerade umgekehrt hinaufzusteigen auf die steile Hochfläche der Arbeit, dorthin also, wo die sozialen Unterschiede durch den Generalnenner „Treue im kleinen“ aufgehoben werden — deutsche Mütter, geht es nicht wie ein Leuchten über euer Angesicht: eure Töchter dürfen praktisch mithelfen an der Lösung des sozialen Problems, dieses Problems, das der meisten Theorien jahrzehntelang gespottet hat! Eure Töchter wollen das Neuland der Verständigung zwischen den ehedem so hart voneinander getrennten Schichten und Klassen unseres Volkes anbauen! Ihr werdet sie doch nicht hindern wollen? Ihr werdet doch nicht, wo sie sich selbst an eine große Sache zu wagen gewillt sind, den Sonnenschein ihres tatenfrohen Optimismus durch die eisigen Nebel hundertfacher Bedenken verscheuchen!

Aber die Gesundheit? Werden sie's aushalten? — Ganz gewiß, diese Frage ist ernst und will auch im Interesse der Sache geprüft sein; denn die Arbeit in der Rüstungsindustrie verträgt keine auch nur je und dann einmal leerbleibenden Plätze. Sie fordert in der Tat kräftige Mädels: ehern wie das Material, an dem sie arbeiten sollen, müssen ihre Nerven und ihr Wille sein. Und ich will gleich noch eins verraten: sonderlich ozonhaltig ist die Luft in den Arbeitsräumen auch nicht gerade, aber immerhin mit zweckmäßiger Lüftung läßt sich auch da viel erreichen. Kurz und gut, es gilt zu bedenken, daß es sich um eine keineswegs zu unterschätzende körperliche Leistung handelt.

Doch darin liegt ja gerade die Probe auf ein erzieherisches Exempel, das in den letzten Jahren vor dem Krieg vielfach erörtert worden ist. Nicht wahr, fast bis zum Überdruß konnte man von „körperlicher Ertüchtigung“ der Jugendlichen reden hören. Und Turnen, Sport und Wandern wurde von unserer Jungmädchenwelt mit wahrer Wonne gepflegt. Ja, über diese natürliche Art die Kräfte des Leibes zu heben hinaus taten sich auch noch besondere Anstalten für „Körperkultur“ auf. Wohlan, jetzt laßt sehen, was dabei herausgekommen ist! Nun weg mit der Zupfgeige und dem Tennisschläger: das heitere Spiel ist vorbei, der Ernst des Lebens steht vor der Tür. Schönheit und Anmut sollen sich wandeln in Willen und Kraft! Mütter, hat das Spiel eure Töchter für die Arbeit gestählt, dann nur nicht allzu bedenklich, sie werden's schon leisten — und Übermenschliches wird nicht verlangt. Im Zweifelsfall aber entscheidet nicht die besorgte Mutter, sondern der sachlich abwägende Arzt.

In Summa: deutsche Mütter, ich weiß, ihr habt noch manches Bedenken auf der Seele: Unterbrechung der Berufsausbildung zum Beispiel, und vieles andere. Ich darf der Papierknappheit wegen nicht zu ausführlich sein, sonst wollte ich mit euch noch mancherlei besprechen. So laßt mich nur noch dies sagen: die Seele eurer Töchter dürstet nach der Tat! Gebt ihnen nach! Eure Söhne auf der Walstatt draußen, eure Töchter in der Arbeit daheim — beide fürs Vaterland! — dann: Heil, Deutschland!

### Drum hassen uns alle. Von Otto Romberg.

Wir haben der Erde die Kräfte entrissen
Mit eisernem Wollen und suchendem Wissen,
So ward uns das Können in planvollem Müh'n
Und Deutschland wuchs gewaltig und kühn,
Drum hassen uns alle. —

Sie konnten die deutsche Art nicht vertragen
Und wollten uns wütend zermalmen, zerschlagen,
Sie fanden uns Deutsche in allem bereit
Mit machtvollen Kräften zum jubelnden Streit,
Drum hassen uns alle.



# Anhang:

# Urkunden und amtliche Telegramme

## Achter Teil:

## Vom 1. Juni 1917 bis 31. Oktober 1917

## Anhang:
# Urkunden und amtliche Telegramme.

### Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 1. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünengelände an der Küste, im Ypernbogen und vornehmlich im Wytschaeteabschnitt nahm gestern abend der Artilleriekampf große Heftigkeit an. Mit zusammengefaßter Feuerwirkung bereitete der Feind an mehreren Stellen starke Erkundungsstöße vor, die überall im Nahkampf zurückgeschlagen wurden. Auch vom La Basséekanal bis auf das Südufer der Scarpe erreichte die Feuertätigkeit wieder große Stärke. Hier brachen die Engländer zu Erkundungen bei Hulluch, Cheris und Fontaine vor; sie wurden abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront und in der Champagne ist die Gefechtslage unverändert. Gestern morgen fielen bei einem Unternehmen am Hochberg südöstlich von Nauroy 60 Franzosen in unsere Hand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Smorgon, Baranowitschi, Brody und an der Bahn Zloczow—Tarnopol überschritt die Feuertätigkeit das bis vor kurzem übliche Maß. — Mazedonische Front: Bulgarische Vorposten brachten durch Feuer feindliche Vorstöße auf dem rechten Wardarufer und südwestlich des Dojransees zum Scheitern. — Gestern verloren die Gegner 4 Flugzeuge und 3 Fesselballone durch Luftangriff unserer Flieger. (W. T. B.)

### Heftige italienische Angriffe abgeschlagen.

Wien, 1. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Vodice wurden gestern früh wieder heftige italienische Angriffe abgewiesen. Sonst am Isonzo nur Geschützkampf; stellenweise auch in Kärnten und an der Tiroler Front.

### Sturmerfolg bei Soissons.

Großes Hauptquartier, 2. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Wie in den Vortagen war die Kampftätigkeit der Artillerie im Wytschaetebogen gesteigert. An der Arrasfront war das Feuer besonders bei Lens und auf dem Nordufer der Scarpe stark. Bei Erkundungsgefechten machten unsere Stoßtrupps eine Anzahl Gefangener, darunter auch Portugiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Allemant, nordöstlich von Soissons, führten ein hannoversches und ein westfälisches Regiment, unterstützt durch Teile einer bewährten Sturmtruppe, Artillerie, Minenwerfer und Flieger einen Angriff mit vollem Erfolg durch. In überraschendem Ansturm wurde die französische Stellung in etwa 1000 Meter Ausdehnung genommen und gegen wiederholte Gegenangriffe gehalten. 3 Offiziere, 178 Mann sind gefangen, zahlreiche Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet worden. Längs der Aisne, in der Champagne auf beiden Suippesufern und östlich der Maas war die Fliegertätigkeit zeitweilig rege. — Im Mai sind im Westen 237 Offiziere, dabei 1 General, und 12500 Mann als Gefangene, 3 Geschütze, 211 Maschinengewehre, 434 Schnelladegewehre und 18 Minenwerfer als Beute von unseren Truppen eingebracht worden. — Mazedonische Front: Auf dem westlichen Wardarufer warfen bulgarische Bataillone den Feind aus einer Vorpostenstellung bei Altschak und wehrten mehrere Gegenstöße ab. (W. T. B.)

### Neue Angriffe bei Görz abgewiesen.

Wien, 2. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Heute früh scheiterte bei Görz ein feindlicher Überfall, sonst am Isonzo nur Geschützkampf und sehr rege Fliegertätigkeit. Unsere Kampfflieger schossen im Luftkampf 2 feindliche Flugzeuge ab. — An der Tiroler Front holten im Monat Mai unsere angriffsfreudigen Truppen 8 Offiziere, 728 Mann, 10 Maschinengewehre und 3 Granatenwerfer aus den feindlichen Stellungen.

### Ereignisse zur See.

Wien, 2. Juni. — Vom 31. Mai auf den 1. Juni herrschte im Golfe von Triest und im angrenzenden Küstengebiete rege nächtliche Fliegertätigkeit, wobei unsere Seeflugzeuge die Bahnanlagen und andere militärische Objekte in Cervignano und San Giorgio di Nogaro mit beobachtetem Erfolge mit Bomben belegten. Feindliche Fliegerangriffe auf Triest und Umgebung töteten einen Knaben. Sachschaden wurde nicht angerichtet. Bei der nächtlichen Verfolgung gelang es unserem erfolgreichen Flieger Linienschiffsleutnant Banfield ein feindliches Flugzeug im feindlichen Bereich abzuschießen. Wir haben kein Flugzeug eingebüßt.

### Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 3. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Wytschaeteabschnitt hat der starke Artilleriekampf auch gestern angehalten Zwischen Lens und Quéant blieb gleichfalls die Feuertätigkeit lebhaft.



Nachts griffen die Engländer bei Loos, am Souchezbach und nordöstlich von Monchy an. Sie wurden abgewiesen; in einzelnen Grabenstücken südwestlich von Lens wird noch gekämpft. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Gefechtstätigkeit längs der Aisne und in der Champagne war im allgemeinen gering. Erkundungsstöße unserer Sturmtrupps brachten am Chemin-des-Dames südöstlich von Filain mehrere Flammenwerfer, an der Aisne 15 Gefangene ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Auf dem rechten Maasufer wurden bei Haudiomont, Combres und St. Mihiel mehrere französische Aufklärungsabteilungen zurückgeschlagen. — In der Nacht zum 1. Juni bewarfen englische Flieger ein im Etappengebiet befindliches Lager mit Bomben, die von den französischen Gefangenen 1 Mann töteten und 91 verwundeten. Unsere Fluggeschwader haben vor der Arras- und Aisnefront mit erkannter Wirkung Bomben auf Bahnanlagen, Munitions- und Truppenlager abgeworfen. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer haben die Gegner gestern 10 Flugzeuge verloren. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Gesamtlage unverändert. In der Moldau sind in den beiden letzten Nächten zwischen Susita- und Putnatal rumänische Vorstöße abgewiesen worden. — Mazedonische Front: Westlich des Wardar sind südöstlich von Huma und bei Altschak Mahle Angriffe mehrerer feindlicher Kompagnien vor den bulgarischen Stellungen verlustreich gescheitert. (W. T. B.)

### Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Putnatal wurde ein Vorstoß rumänischer Truppen blutig abgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im San Marcogelände bei Görz warfen die Abteilungen des Hauptmanns Sonnewend den Feind mit einem schneidigen Vorstoß aus seinen vordersten Gräben. Er ließ 10 Offiziere, 500 Mann und 4 Maschinengewehre in unserer Hand. Italienische Flieger bewarfen Triest und andere istrianische Plätze mit Bomben. In Triest wurden eine Frau und ein Kind getötet. An der südtiroler Front zahlreiche Luftkämpfe.

### Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Wytschaetebogen erreichte der Artilleriekampf gestern äußerste Heftigkeit; er hielt bis in die Nacht an. Nahe der Küste, am La Basséekanal und beiderseits der Scarpe nahm nachmittags die Kampftätigkeit zu. Nachts folgten starken Feuerwellen Vorstöße der Engländer bei Hulluch, Lens, Monchy und Cherisy. Sie sind überall abgewiesen worden. Am Souchezbach vom Vortage verbliebene Engländernester wurden größtenteils gesäubert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westpreußische und rheinische Regimenter führten am Winterberg bei Craonne eine gewaltsame Erkundung durch, bei der nach erbitterten Nahkämpfen über 150 Franzosen und 15 Maschinengewehre in der Hand der Sturmtruppen blieben. Am Westhang des Berges in unsere Stellung einbezogene französische Gräben wurden gegen starke Angriffe gehalten. Heute nacht drangen Stoßkompagnien niederschlesischer Regimenter nordwestlich von Braye in die französische Stellung und nahmen mehr als 100 Mann gefangen. Auch hier wurden 15 Maschinengewehre erbeutet. Beide Erkundungsvorstöße brachten wertvolle Feststellungen über den feindlichen Kräfteeinsatz. In der Champagne wurde östlich des Pöhlberges ein Angriff mehrerer feindlicher Kompagnien durch Gegenstoß zum Scheitern gebracht. — Mazedonische Front: Vorpostengefechte westlich des Wardar am Dojransee und in der Struma-Ebene verliefen für die bulgarischen Truppen günstig. (W. T. B.)

### Erfolge gegen die Italiener.

Wien, 4. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpathen wurden feindliche Erkundungsabteilungen abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Östlich von Görz versuchte der Feind mehrmals, die vorgestern an uns verlorenen Gräben zurückzugewinnen. Alle Angriffe waren vergebens. Unsere Beute hat sich auf 11 Offiziere, 600 Mann und 9 Maschinengewehre erhöht. Auf dem Fajti Hrib holten wir 350 Italiener aus den feindlichen Stellungen. Im Bereiche von Jamiano ist die Kampftätigkeit wesentlich lebhafter geworden. Bei Arco in Südtirol wurde ein italienisches Wasserflugzeug abgeschossen. Wie aus sehr vorsichtigen Schätzungen erhellt, übertreffen die Verluste der Italiener in der zehnten Isonzoschlacht alles, was der Feind in früheren Anstürmen an Menschenleben und Volkskraft seiner Eroberungspolitik geopfert hat. Wir stellten im Laufe des 19 tägigen Ringens mindestens 35 italienische Divisionen in erster Linie fest. Es ist sonach gegen einen Frontabschnitt von 40 Kilometer Breite mindestens die Hälfte des gesamten italienischen Heeres Sturm gelaufen. Die Einbuße, die bei diesem Massenopfer der Angreifer an Toten und

Verwundeten erlitt, übersteigt sicherlich 160000 Mann. Außerdem nahmen wir ihm 16000 Gefangene ab, so daß sich italienischerseits (für den Gegner günstig gerechnet) ein Gesamtabgang von 180000 Mann ergibt. Diesem Verlust von 180000 Mann steht für den Feind die Besetzung des Kukberges und des zum Trümmerhaufen zerschossenen Dorfes Jamiano als Raumgewinn gegenüber, wenig genug für den Siegesjubel, der am 2. Jahrestage des Krieges Italien erfüllte. Der Erfolg ist unbestritten unser geblieben.

## Feindliche Angriffe in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 4. Juni. — Mazedonische Front: Auf dem rechten Wardarufer nordwestlich von Altschak Mahle scheiterten wiederholte, bis zur Stunde fortgesetzte Angriffe des Feindes gegen unsere Posten vollständig. Gestern abend versuchten die Franzosen nach heftiger Artillerievorbereitung von neuem vier Angriffe zu machen, die aber mit blutigen Verlusten für sie abgeschlagen wurden. Gegen 8 Uhr abends rückten vereinzelte kleine Abteilungen vor, wurden aber sogleich durch unser Feuer zusammengeschossen. Eine halbe Stunde später rückte ein ganzes Bataillon vor, das jedoch ebenfalls vollständig zurückgeschlagen wurde. Darauf wurden noch zwei weitere Angriffe unternommen, welche scheiterten. Diese verzweifelte Hartnäckigkeit der Franzosen, die mit einer vollständigen Schlappe für sie endete, kostete ihnen schwere Verluste. Bis jetzt wurden etwa 300 feindliche Leichname vor unseren Drahtverhauen gezählt. Zu gleicher Zeit versuchten einzelne englische Infanteriegruppen im Mittelpunkt des Abschnittes zwischen Wardar- und Dojransee vorzurücken, sie wurden aber durch unser Feuer leicht verjagt. Um Mitternacht rückte eine englische Kompagnie gegen unsere vorgeschobenen Posten südlich von Serres vor, wurde jedoch durch Feuer vertrieben. Auf der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. In der Ebene von Sarichaban warfen feindliche Flugzeuge Brandbomben auf die in den Feldern stehenden Garben.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Lage an der flandrischen Front ist unverändert. Im Wytschaetebogen und in den Nachbarabschnitten steigert sich seit Tagen die Artillerieschlacht am Nachmittage zu äußerster Kraft und hält bis tief in die Nacht an. Zur Feststellung der feindlichen Feuerwirkung vorstoßende Abteilungen sind stets zurückgewiesen worden. Nahe der Küste und zwischen La Bassékanal und der Straße Bapaume—Cambrai war auch gestern an mehreren Stellen die Kampftätigkeit lebhaft; hier blieben gleichfalls Vorstöße für die Engländer ohne Ergebnis. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und in der westlichen Champagne hat stellenweise der Feuerkampf wieder zugenommen. Bei Braye wurden zwei nach sehr starker Vorbereitung durchgeführte nächtliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Östlich der Angriffsstelle holten eigene Sturmtrupps Gefangene aus den feindlichen Gräben. — Bei günstigen Wetterverhältnissen war an der ganzen Front bei Tage und bei Nacht die Fliegertätigkeit sehr rege. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer sind gestern 12 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden, durch Artilleriefeuer ein Fesselballon. Leutnant Voß brachte den 32., Leutnant Schäfer den 30., Leutnant Allmenröder den 24. Gegner durch Luftangriff zum Absturz. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist es vielerorts bei auflebender Gefechtstätigkeit zu größeren Kampfhandlungen nicht gekommen. — Mazedonische Front: Außer Vorpostengeplänkel keine wesentlichen Ereignisse. (W. T. B.)

## 6500 Italiener gefangen.

Wien, 5. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südlich von Jamiano, halbwegs zwischen Monfalcone und der Hermada eroberten unsere Truppen in planmäßig vorbereitetem und ausgeführtem Gegenangriff einen beträchtlichen Teil der vor zwei Wochen in diesem Abschnitt von den Italienern genommenen Gräben zurück. Vergebens warf der Feind seine zu Fuß und mit Kraftwagen herangeführten Reserven in den Kampf, um uns das gewonnene Gelände wieder zu entreißen. In Tag und Nacht andauerndem Ringen, das sich heute früh infolge des Einsetzens neuer italienischer Verstärkungen zu größter Heftigkeit steigerte, blieb unsere heldenmütige Infanterie auf ganzer Linie siegreich. Der Feind ist überall zurückgeworfen. Auch die Versuche der Italiener, ihren Südflügel durch Vorstöße bei Kostanjevica, auf dem Fajti Hrib und östlich von Görz zu entlasten, scheiterten an der tapferen Gegenwehr unserer Truppen völlig. Die Zahl der gestern bei Jamiano zurückgeführten Gefangenen beträgt 171 Offiziere und 6500 Mann. Die im letzten Bericht gemeldete Gesamtsumme ist somit auf die für eine Abwehrschlacht außergewöhnliche Höhe von 22000 Gefangenen gestiegen. — Über Cortina d'Ampezzo wurde ein feindlicher Doppeldecker im Luftkampf abgeschossen.

## Luftangriff auf die Themsemündung.

Großes Hauptquartier, 6. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht im Wytschaeteabschnittt hat mit nur kurzen Unterbrechungen ihren Fortgang genommen. Starke Erkundungsvorstöße des Feindes wurden abgeschlagen. Abends und nachts war die Kampftätigkeit auch nahe der Küste und längs der Artoisfront gesteigert. Bei Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer mit starken, tiefgestaffelten Kräften auf dem Nordufer der Scarpe an. Zwischen Gavrelle und Fampoux wurde der Feind unter schweren Verlusten durch bayerische Regimenter zurückgeworfen; weiter südlich drangen seine Sturmtruppen nur bei Bahnhof Roeux in unsere Stellung; dort wird um kleine Grabenstücke noch gekämpft. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames und in der Westchampagne war die Artillerietätigkeit wechselnd stark. In der Nacht zu gestern versuchten die Franzosen noch einen dritten Angriff nordwestlich von Braye. Auch dieser Anlauf brachte ihnen keinerlei Gewinn, kostete sie dagegen beträchtliche Opfer. Ebenso vergeblich und verlustreich griffen starke französische Kräfte morgens am Winterberg unsere Gräben an. — Eins unserer Luftgeschwader warf auf militärische Anlagen von Sheerneß (Themsemündung) über 5000 Kilo Bomben ab; gute Treffwirkung wurde beobachtet. In zahlreichen Luftkämpfen längs der Front büßten die Gegner 11 Flugzeuge ein. Leutnant Allmenröder errang seinen 25. und 26., Leutnant Voß seinen 33. Luftsieg. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und an der mazedonischen Front ist bei stellenweise auflebendem Feuer und Vorfeldgefechten die Lage unverändert. Auf dem Ostufer der Struma warfen englische Flieger Brandbomben auf die reifenden Getreidefelder. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Oitosstraße wurde ein schwächerer feindlicher Vorstoß durch Sperrfeuer erstickt. Sonst stellenweise auflebende Infanterietätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Feind erschöpfte sich gestern zwischen dem Wippachtale und dem Meere in vergeblichen Angriffen, um die in den vergangenen Tagen auf der Karsthochfläche erlittene Niederlage wettzumachen. Seine Anstürme zerschellten. Unsere Truppen erweiterten durch die Erstürmung einer Höhe bei Jamiano ihren Erfolg und behaupteten in erbitterten Kämpfen alles gewonnene Gelände. — Die Zahl der in den drei verflossenen Schlachttagen eingebrachten Gefangenen ist auf 250 Offiziere (unter ihnen vier Stabsoffiziere) und auf 10000 Mann gestiegen. Mehrere italienische Regimenter sind fast mit ihrem ganzen Mannschaftsbestande unverwundet in unsere Hände gefallen, so das Regiment Nr. 86 mit 2685 Mann, das Regiment Nr. 69 mit 1932, das Regiment Nr. 71 mit 1831 Kämpfern. — Die Brigaden Verona, Siracusa, Puglie und Ancona, in deren Reihen diese Truppenkörper fochten, sind vernichtet. Im Tunnel von San Giovanni wurde ein großes Feldspital erbeutet. Das Schlachtfeld ist von italienischen Leichen bedeckt. In der mondhellen Nacht von gestern auf heute suchten die italienischen Flieger weit hinter unserer Front Städte und Ortschaften heim. Sie kamen im Innerösterreichischen bis Laibach, in Tirol bis in die Gegend von Bozen, im Küstenlande und in Krain wurden einige Einwohner getötet. Sachschaden ist nicht zu melden.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 6. Juni. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer auf dem rechten Wardarufer und südlich von Huma. Ein feindlicher Nachtangriff gegen Bossilkova Kitka wurde in der Gegend von Sarischaban leicht durch Feuer abgewiesen. — Flugtätigkeit: Leutnant von Eschwege schoß im Luftkampf 1 feindliches Flugzeug ab, das ins Meer stürzte. — Rumänische Front: Bei Isaccea, Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer.

## Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 7. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Zwischen Ypern und Armentières tobt seit gestern der Artilleriekampf in unverminderter Kraft; heute früh ist nach umfangreichen Sprengungen und stärkstem Trommelfeuer mit Infanterieangriffen der Engländer die Schlacht in Flandern entbrannt. In außergewöhnlicher Heftigkeit hielt auch vom La Bassékanal bis auf das Südufer der Scarpe die Feuertätigkeit an. Bei Hulluch, Loos, Lievin und Roeux sind heute vor Tagesanbruch starke englische Teilangriffe gescheitert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bald nachdem niederrheinische Füsiliere an der Straße Pinon—Jouy in erbittertem Handgemenge eine Anzahl Gefangene aus den französischen Gräben geholt und die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin gelenkt hatten, setzten sich frühmorgens südlich von Pargny—Filain Teile von meiningischen, hannoverschen, schleswig-holsteinischen und brandenburgischen Regimenter in Besitz der feindlichen Stellungen am Chemin-des-Dames in fast 2 Kilometer Ausdehnung. Durch Artillerie, Minenwerfer und Flieger wirksam unterstützt, begleitet von Pionieren und Trupps des in den Kämpfen der letzten Wochen besonders bewährten Sturmbataillons 7 nahmen die Kompagnien trotz hartnäckigen Widerstandes des Gegners das befohlene Angriffsziel. Gegen die gewonnene Linie richteten sich nach heftigen Feuerwellen starke feindliche Gegenangriffe bis in die Nacht hinein; sie sind sämtlich abgewiesen worden. 14 Offiziere, 543 Mann wurden als Gefangene, 1 Revolverkanone, 15 Maschinengewehre und mehrere Granatenwerfer als Beute eingebracht. — Gestern wurden 8 englische Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen, davon 1 durch Leutnant Voß, der damit den 34. Luftsieg errang. (W. T. B.)



## Eine neue italienische Niederlage.

Wien, 7. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo setzte der Feind gestern seine Versuche, die am 4. Juni ihm entrissenen Stellungen um jeden Preis zurückzuerobern, mit größter Zähigkeit fort. Das Schlachtfeld von Jamiano war abermals die Stätte heftigsten Ringens. Die Italiener unterlagen. Ihre Massenangriffe brachen überall unter schweren Verlusten zusammen. Es blieben neuerlich 30 Offiziere und 500 Mann in unserer Hand, so daß die Gesamtzahl der seit 12. Mai eingebrachten Gefangenen die Summe von 27000 Mann übersteigt. Im Gailtal wurde am 5. Juni ein italienischer Kampfdoppeldecker abgeschossen; die beiden Insassen gerieten unverwundet in Gefangenschaft. Am selben Tage stießen unsere Sturmtrupps im Dreizinnengebiet erfolgreich in die feindlichen Stellungen vor. Gestern lebhafteres italienisches Geschützfeuer im Suganatal und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im Raume südöstlich von Berat trieben unsere Sicherungstruppen feindliche Abteilungen in das Osuntal zurück.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Juni. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit. Auf beiden Seiten des Wardar und in der Ebene von Serres im Vorgelände Gefechte zwischen schwachen Erkundungsabteilungen und Posten. In der Gegend von Sarichaban warf ein feindliches Flugzeug Brandbomben auf die Lager. — Rumänische Front: Westlich Mahmudia und bei Tulcea Feueraustausch zwischen den Posten, bei Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Heftige Kämpfe am Wytschaetebogen.

Großes Hauptquartier, 8. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste und der Yserfront blieb die Kampftätigkeit noch gering. Die nach tagelangem, starkem Zerstörungsfeuer zwischen Ypern und dem Ploegsteertwalde, nördlich von Armentières, einsetzenden Angriffe der Engländer sind südöstlich von Ypern von niederschlesischen und württembergischen Regimentern abgewiesen worden; auch auf dem Südflügel des Schlachtfeldes kämpften wir erfolgreich, dagegen gelang es dem Gegner, bei St. Eloi, Wytschaete und Messines unter der Wirkung zahlreicher Sprengungen in unsere Stellungen einzubrechen und nach hartnäckigen, wechselvollen Kämpfen über Wytschaete und Messines vorzudringen. Ein kraftvoller Gegenangriff von Garde- und bayerischen Truppen warf den Feind auf Messines zurück. Weiter nördlich wurde ihm durch frische Reserven Halt geboten. Später wurden unsere tapfer kämpfenden Regimenter aus dem westwärts vorspringenden Bogen auf eine vorbereitete Sehnenstellung zwischen dem Kanalknie nördlich von Hollebeke und dem Douve-Grund-Kanal 2 Kilometer westlich von Warneton zurückgenommen. An der Arrasfront ist in mehreren Abschnitten der Feuerkampf gesteigert gewesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am westlichen Teil des Chemin-des-Dames-Rückens hat seit mehreren Tagen die Artillerietätigkeit zugenommen; auch am Aisne-Marne-Kanal ist sie aufgelebt. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: In den Vogesen und im Sundgau sind mehrfach nach heftigen Feuerwellen vorstoßende Erkundungsabteilungen der Franzosen zurückgewiesen worden. — In vielen Luftkämpfen, vornehmlich an der flandrischen Front, sind 12, durch Abwehrfeuer von der Erde 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden. (W. T. B.)

## Rege Fliegertätigkeit an der Isonzofront.

Wien, 8. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Mestecanesci-Abschnitt zeitweilig lebhafter Geschützkampf. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo gestern keine besondere Kampfhandlung. Ein feindlicher Flieger, dessen Flugzeug unsere Abzeichen trug, warf hinter unserer Front Bomben ab. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden hält die Regsamkeit der italienischen Batterien an. Auch die feindliche Fliegertätigkeit ist sehr lebhaft.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen vereinzeltes wütendes Feuer der feindlichen Artillerie. Eine unserer Infanterieabteilungen führte glücklich eine Erkundung durch und brachte ein feindliches Maschinengewehr zurück. Südlich von Gewgheli versuchte eine feindliche Abteilung vorzurücken, wurde jedoch durch Feuer vertrieben. Auf dem rechten Wardarufer führte eine Abteilung deutscher Aufklärer Gefangene fort. Im Nordteil der Ebene von Serres gegen Barakli Djumaja gegen Abend heftiges Artilleriefeuer. Während der Nacht Feueraustausch zwischen vorgeschobenen Abteilungen im Abschnitt zwischen Butkowo- und Tahinossee. Auf dem übrigen Teile der Front schwache Artillerietätigkeit. In der Gegend der Mogleno und im Wardartale Fliegertätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer.

## Kämpfe bei Lens.

Großes Hauptquartier, 9. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der Yser nur streckenweise lebhafte Artillerietätigkeit. — Gegen unsere Stellungen östlich von Wytschaete und Messines richtete sich von Mittag ab wieder starkes Zerstörungsfeuer. Die großen Angriffe erneuerte der Feind unter dem Eindruck der schweren Verluste, welche die durch Gefangene bestätigten zehn Angriffsdivisionen erlitten hatten, tagsüber nicht; nur australische Truppen schickte er zu vergeblichem Vorstoß östlich von Messines ins Feuer. In den Abendstunden entwickelten sich auf beiden Ufern des Kanals Ypern—Comines und in der Douveniederung neue Kämpfe, bei denen der Feind keine Vorteile erringen konnte. Vom La Bassékanal bis zum Senséebach war die Kampftätigkeit abends gleichfalls gesteigert. Nächtliche Vorstöße nordöstlich von Vermelles, südlich von Loos und östlich von Croisilles wurden zurückgewiesen. Starke Kräfte setzte der Feind zu wiederholten Angriffen südwestlich und südlich von Lens ein. In erbitterten Nachtkämpfen schlugen dort auf beiden Ufern des Souchezbaches sowie zwischen den von Givenchy auf Avion und von Vimy auf Mericourt führenden Wegen hessische und schlesische Regimenter den stellenweise in unsere Gräben eingedrungenen Feind durch kräftige Gegenstöße zurück. Die Stellungen sind voll in unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuervorbereitung stießen nachts am Chemin-des-Dames bei Braye und Cerny französische Sturmtruppen vor; sie wurden abgeschlagen. Das auch in anderen Abschnitten der Aisne- und Champagnefront abends starke Feuer ließ um Mitternacht nach. (W. T. B.)

## Vor einer neuen italienischen Offensive.

Wien, 9. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Waldkarpathen und in Ostgalizien stellenweise lebhafteres Geplänkel. Sonst Artilleriefeuer. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo keine besonderen Ereignisse. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden hält der Geschützkampf in wechselnder Stärke an. Ein im Zebiogebiet durch feindliche Sprengung entstandener Trichter wurde von unseren Truppen im Handgranatenkampf gegen italienische Angriffe behauptet.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 10. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Kampfabschnitt zwischen Ypern und dem Ploegsteertwalde war nach ruhigem Vormittag der Artilleriekampf erst gegen Abend, vornehmlich auf den Flügeln, gesteigert. Nachts stießen mehrfach englische Kompagnien gegen unsere Linien vor; sie wurden überall abgewiesen. An der übrigen Front blieb bei schlechter Sicht die Gefechtstätigkeit fast durchweg gering. Bei Alaincourt an der Oise, südlich von Beine in der Westchampagne, an der Nordostfront von Verdun und im Apremontwalde drangen unsere Stoßtrupps in die französischen Gräben ein und kehrten mit einer erheblichen Zahl von Gefangenen zurück. Bei Abwehr eines feindlichen Erkundungsstoßes bei Flirey blieben mehrere Franzosen in unserer Hand. — In Flandern verlor der Gegner vorgestern 10, gestern 6 Flugzeuge in Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer. Vor einigen Tagen hat Vizefeldwebel Müller seinen 14. Gegner im Luftkampf abgeschossen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien an mehreren Stellen erhöhte russische Gefechtstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Isonzoarmee nichts Neues. Im Suganatal und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden entwickelte sich gestern nachmittag heftiger Artilleriekampf, der seit heute früh in erhöhter Stärke fortgesetzt wird. Beim Feinde herrscht rege Bewegung.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen zeitweilig Trommelfeuer der feindlichen Artillerie von kurzer Dauer. Auch während der Nacht ziemlich heftiges Artilleriefeuer. Deutsche Abteilungen führten mit Erfolg Erkundungen durch und brachten Gefangene ein. An der übrigen Front spärliches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Bei Isaccea spärliches Artilleriefeuer, bei Tulcea Gewehrfeuer und vereinzelte Artillerietätigkeit.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Juni. — An der Kaukasusfront hält die Flieger- und Patrouillentätigkeit an. Da, wo stärkere feindliche Aufklärungsabteilungen gegen unsere Sicherungslinien vorzustoßen versuchten, wurden sie abgewiesen.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünenabschnitt bei Nieuport und östlich von Ypern nahm gestern zeitweilig die Feuertätigkeit erheblich an Stärke zu. Auch im Kampfgelände östlich von Wytschaete und Messines steigerte sich gegen Abend das Feuer. Nachts gingen nach heftigen Feuerüberfällen

englische Kompagnien gegen unsere Linien westlich von Hollebeke und Wambeke vor; sie wurden zurückgeschlagen. Südlich der Douve scheiterten abends Angriffe der Engländer gegen die Töpferei westlich von Warneton. Beiderseits des Kanals von La Bassée und auf dem südlichen Scarpe-Ufer unterband unser Vernichtungsfeuer bei Festubert, Loos und Monchy die Durchführung sich vorbereitender englischer Angriffe. An der Straße La Bassée—Bethune, nordöstlich von Vermelles, und bei Hulluch wurden feindliche Erkundungsstöße abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames brachen zu überraschenden Handstreichen westlich von Cerny Stoßtrupps ostpreußischer und westfälischer Regimenter in die französischen Gräben ein, machten die Besatzung, soweit sie nicht flüchtete, nieder und kehrten mit Gefangenen zurück. Das hier einsetzende lebhafte Feuer dehnte sich auch auf die Nachbarabschnitte aus, blieb sonst aber gering. — Mazedonische Front: Auf beiden Wardarufern und am Dojransee erfolgreiche Gefechte bulgarischer Posten. (W. T. B.)

## Zwischen Asiago und Brenta.

Wien, 11. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der bereits seit einiger Zeit erwartete Angriff der 6. italienischen Armee auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Suganatal hat begonnen. Nach mehrtägiger, sorgfältiger Artillerievorbereitung warf gestern der Feind an der Front zwischen Asiago und der Brenta seine Infanterie in den Kampf. Nordwestlich von Asiago gelang es den Italienern unter großen Opfern in unsere Gräben einzudringen. Am Abend war der Feind wieder völlig hinausgeworfen. Besonders hartnäckig wurde bei der Casara Zebio und im Gebiete des Monte Forno gerungen, wo der italienische Ansturm an der Tapferkeit steirischer Truppen zerschellte. Auch im Suganatal scheiterten alle Angriffe des Feindes in unserem Geschützfeuer oder im Nahkampf. Unsere Flieger schossen zwei italienische Flugzeuge ab. — Am Isonzo keine besonderen Ereignisse.

## Die Fliegerkämpfe im Monat Mai.

Großes Hauptquartier, 12. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front war die Artillerietätigkeit abends bei Ypern und südlich der Douve gesteigert. Nachmittags ritt englische Kavallerie gegen unsere Linien östlich von Messines an; nur Trümmer kehrten zurück. Südlich davon bei Gut Kruis angreifende Infanterie wurde durch Gegenstoß geworfen. Im Artois war besonders am Lensbogen sowie in und südlich der Scarpe-Niederung die Feuertätigkeit lebhaft. Bei Fromelles, Neuve Chapelle und Arleux vordringende englische Erkundungsabteilungen sind abgewiesen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gegen die von uns beim Vorstoß westlich von Cerny am 10. Juni besetzten Gräben führten die Franzosen gestern fünf Gegenangriffe, die sämtlich verlustreich im Feuer und Nahkampf scheiterten. Der Artilleriekampf erreichte nur nördlich von Vailly und am Winterberg vorübergehend größere Stärke. In der Ostchampagne schlugen bei Tahure und Vauquois französische Erkundungsstöße fehl. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Düna, bei Smorgon, Baranowitschi und besonders bei Brzezany und an der Narajowka ist die Gefechtstätigkeit wieder lebhaft geworden. — Mazedonische Front: Zwischen Prespasee und der Ostcerna sowie vom rechten Wardarufer bis zum Dojransee zeigte sich die Artillerie tätiger als in letzter Zeit. — In dem an gesteigerter Kampftätigkeit reichen Monat Mai haben auch die Luftstreitkräfte in ihren vielseitigen Aufgaben große Erfolge erzielt. Neben den Kampf- und Infanteriefliegern bewährten sich besonders die für Feuerleitung und Beobachtung unentbehrlichen Artillerieflieger, deren Leistungen durch die Fesselballonbeobachter wertvoll ergänzt wurden. Wir verloren im Westen, Osten und auf dem Balkan 79 Flugzeuge und 9 Fesselballone. Von den abgeschossenen feindlichen Flugzeugen sind 114 hinter unseren Linien, 148 jenseits der feindlichen Stellungen erkennbar abgestürzt. Außerdem haben die Gegner 26 Fesselballone eingebüßt und weitere 23 Flugzeuge, die durch Kampfeinwirkung zur Landung gezwungen wurden. (W. T. B.)

## Neue italienische Angriffe abermals gescheitert.

Wien, 12. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien neuerliches Anwachsen der feindlichen Artillerie- und Fliegertätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe in den Sieben Gemeinden dauern fort. Die italienischen Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen den Monte Forno, den Monte Chiesa und die Grenzhöhen nördlich davon. Im südlichen Teil dieses Raumes scheiterten sie in den Nachmittagsstunden schon in unserem Geschützfeuer. Auf dem Grenzkamm fingen unsere Truppen starke feindliche Stöße im Bajonett- und Handgranatenkampf auf. Um Mitternacht brach der Gegner zwischen dem Monte Forno und dem Grenzrücken abermals mit erheblichen Kräften vor. Sein Beginnen blieb wieder erfolglos. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Ein italienisches Flugzeuggeschwader belegte Durazzo mit Bomben. Mehrere Albaner wurden getötet.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Juni. — Kaukasusfront: In einigen Abschnitten wurde feindliche Patrouillen- und Aufklärertätigkeit beobachtet. An einer Stelle wurde ein Versuch des Feindes, mit etwa zwei Kompagnien einen Überfall gegen unsere Vorposten zu machen, durch Bomben und Infanteriefeuer abgewiesen.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In starken Feuerwellen bekämpften sich die Artillerien im Ypernbogen und südlich der Douve. Westlich von Warneton kam mittags ein englischer Angriff in unserem Vernichtungsfeuer nur an wenigen Stellen aus den Gräben; die vorbrechenden Sturmwellen wichen in unserer zusammengefaßten Infanterie- und Artillerieabwehr unter Verlusten zurück. Abends scheiterte dort in gleicher Weise ein erneuter Angriff der Engländer. Westlich der Straße Arras—Lens lag morgens heftiges Wirkungsfeuer auf unseren Stellungen. Starke englische Kräfte, die auf dem Nordufer des Souchezbaches angriffen und in unsere Gräben drangen, wurden in kraftvollem Gegenstoß geworfen. In nachfolgenden erbitterten Handgranatenkämpfen engten unsere Stoßtrupps eine noch verbliebene Einbruchsstelle ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In einzelnen Abschnitten der Aisnefront, in der Champagne und an der Maas zeitweilig lebhafte Feuertätigkeit. (W. T. B.)

## Schwere italienische Verluste.

Wien, 13. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Wie aus den jüngsten Feindberichten hervorgeht, ist es abermals die italienischerseits oft beklagte Witterungsunbill, die auch in den letzten Tagen die italienische Stoßkraft nicht zu machtvollerer Entfaltung gelangen läßt. So vermochte auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden der Gegner gestern erst nach Einbruch der Dunkelheit seine Angriffe wieder aufzunehmen, die er zuerst im Zebiogebiet und nach Mitternacht auch gegen den Monte Forno und die Grenzhöhen ansetzte. Unsere alpenländischen Truppen schlugen den Feind zurück. Er erlitt — namentlich am Nordflügel seiner Angriffsgruppe — sehr schwere Verluste. Bei der Isonzoarmee stellenweise lebhafterer Geschützkampf.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Sowohl in Flandern wie im Artois war nur in einigen Abschnitten der Artilleriekampf stark. Östlich von Ypern sprengten wir mehrere Minen, die in der englischen Stellung Verheerungen anrichteten. Zu kleinen Vorfeldkämpfen kam es südlich der Douve. Die Lage ist unverändert geblieben. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Vauxaillon (nordöstlich von Soissons) griffen die Franzosen nach mehrstündigem Feuer an; sie wurden zurückgewiesen. Sonst blieb die Artillerietätigkeit meist gering. — Ein Geschwader unserer Großflugzeuge erreichte gestern mittag London, warf über der Festung Bomben ab und beobachtete bei klarer Sicht gute Treffwirkung. Trotz starken Abwehrfeuers und mehrerer Luftkämpfe, bei denen ein englischer Flieger über der Themse abstürzte, kehrten alle Flugzeuge unversehrt zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit hielt sich in den üblichen Grenzen. Die russischen Flieger sind in letzter Zeit wieder tätiger geworden. Sie stießen mehrfach über unsere Linien vor. Seit Anfang Juni wurden 5 abgeschossen. Bombenabwurf auf Tuckum wurde gestern durch Luftangriff auf Schlok vergolten. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden gestern nur Geschützkampf, sonst nichts zu melden.

## Neue Kämpfe bei Ypern—Armentières.

Großes Hauptquartier, 15. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern setzte nach verhältnismäßig ruhigem Tage zwischen Ypern und Armentières gestern 8,30 abends starkes Trommelfeuer ein, dem an der ganzen Front englische Angriffe folgten. Sie drückten nach Kämpfen, die an einzelnen Stellen bis zum Morgen andauerten, die Sicherungen zurück, die unsere weiter östlich liegende Kampflinie zwischen Hollebeke, Douvegrund und südwestlich von Warneton seit dem 10. Mai erfolgreich gegen alle Erkundungsvorstöße der Engländer verschleiert haben. Nördlich des Kampffeldes bis zur Küste nur geringe Artillerietätigkeit. Im Handstreich hoben Stoßtrupps eines niederrheinischen Regiments am Yserkanal einen belgischen Posten von 25 Mann auf. An der Artoisfront griffen die Engländer morgens nach heftigen Feuerwellen unsere Gräben östlich von Monchy an. Sie brachen an einigen Punkten ein, wurden jedoch durch Gegenstoß der Bereitschaften sofort hinausgeworfen. Ein Grabenstück westlich des Bois du Sart ist noch in Feindeshand. Abends stießen mehrere englische Bataillone östlich von Loos vor. Auch hier wurde unsere Stellung durch kräftigen Gegenangriff gehalten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames lebte in den Abendstunden der Feuerkampf zu beiden Seiten der Straße Laon—Soissons und am Winterberg auf. Unsere Sturmtrupps brachten von Unternehmungen gegen französische Gräben nordöstlich von Braye, westlich der Suippes-



niederung und auf dem östlichen Maasufer Gefangene und Beute zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Lebhafte Feuertätigkeit bei Smorgon, westlich von Luck und an den von Zloczow und Halicz auf Tarnopol führenden Bahnen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien und Wolhynien hält die vermehrte russische Gefechtstätigkeit an mehreren Stellen an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Isonzoarmee keine Ereignisse von Belang. In Kärnten steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer im Plöcken- und Flitscherabschnitt zu größter Heftigkeit. Ein gegen unsere Stellungen am Rombon geführter Angriff wurde abgewiesen. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden steigerte sich der Artilleriekampf.

## Heftige Kämpfe östlich Loos.

Großes Hauptquartier, 16. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Wieder steigerte sich die Kampftätigkeit an der flandrischen Front erst in den Nachmittagsstunden. Starkes Feuer lag in Gegend von Hollebeke und westlich von Warneton, wo ein englischer Angriff durch die zusammengefaßte Wirkung unserer Batterien niedergehalten wurde. An mehreren Stellen der Artoisfront kam es zu heftigen Kämpfen. Nach dem Scheitern der Angriffe am 16. Juni abends griffen gestern morgen die Engländer erneut östlich von Loos an. Anhaltische und altenburgische Bataillone wiesen den Feind ab und warfen ihn im Nahkampf zurück, wo er eingedrungen war. Auch nordwestlich von Bullecourt wurden die Engländer, die am frühen Morgen bis in unseren zweiten Graben vorstießen, durch einen kräftigen Gegenangriff von dort wieder verdrängt. Heute früh haben sich hier und östlich von Monchy neue Gefechte entwickelt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und im Westteil der Champagne nahm die Artillerietätigkeit abends erheblich zu und blieb an vielen Stellen auch in der Nacht lebhaft. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Erkundungsvorstöße brachten in der Lothringer Ebene eine Anzahl Gefangene ein. — An der mazedonischen Front hielt sich die Gefechtstätigkeit in mäßigen Grenzen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russisches Geschützfeuer in Ostgalizien stellenweise stärker. Sonst nichts zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampfpause am Isonzo hält an. Auf dem Plöckenpaß ist die Tätigkeit des Feindes sehr lebhaft. Auf dem Grenzkamm südlich des Suganatales entwickelten sich gestern wieder heftige Kämpfe. Der Feind wurde zurückgeschlagen. Im Zebiogebiet scheiterte ein feindlicher Vorstoß. Im Adamello-Abschnitt bemächtigte sich der Gegner eines in die Gletscher vorgeschobenen Postens.

## Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 17. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war der Artilleriekampf abends südöstlich von Ypern und nördlich von Armentières stark. Südwestlich von Warneton stießen englische Abteilungen zweimal vor; sie wurden zurückgeschlagen. Vom Kanal von La Bassée bis zur Bahn Arras—Cambrai herrschte rege Kampftätigkeit der Artillerien. Bei Monchy und Croisilles setzten die Engländer ihre Vorstöße morgens und abends fort. Während der Feind östlich von Monchy glatt abgewiesen wurde, drang er nordwestlich von Bullecourt vorübergehend in unsere Gräben ein. In Gegenstößen, bei denen wir über 70 Gefangene einbehielten, wurde die Stellung zurückgewonnen. Auch südwestlich von Cambrai sowie zwischen Somme und Oise zeigte sich der Feind rühriger als in letzter Zeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront schwoll das Feuer zeitweilig zu erheblicher Stärke an. Am Chemin-des-Dames brachen abends Sturmtrupps eines bayerischen Regiments in die französische Stellung nordwestlich des Gehöftes Hurtebise, erkämpften sich den Besitz einer Bergnase und hielten sich gegen drei starke Gegenangriffe. 25 französische Jäger mit 4 Maschinengewehren wurden hier eingebracht. In der Champagne war vielfach die Feuertätigkeit rege. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit westlich von Luck, südöstlich von Zloczow und im Karpathenvorland nahm zu. Bei Brzezany wurde ein russischer Erkundungsvorstoß zurückgewiesen. — Mazedonische Front: In der Struma-Niederung räumten die Engländer mehrere Ortschaften, nachdem sie von ihnen in Brand gesteckt worden waren. (W. T. B.)

## Südenglische Festungen bombardiert.

Berlin, 17. Juni. — Eins unserer Marineluftschiffgeschwader griff in der Nacht vom 16. zum 17. Juni unter Führung des Korvettenkapitäns Viktor Schütze wichtige Festungen Südenglands mit beobachtetem guten Erfolge an. Die Luftschiffe hatten erbitterte Kämpfe mit englischen See- und Landstreitkräften, sowie Fliegern zu bestehen. Hierbei wurde nach durchgeführtem Angriff „L. 48“ von einem feindlichen Flieger über See brennend zum Absturz gebracht, wobei mit der gesamten Besatzung auch der vorgenannte Befehlshaber den Heldentod fand. Die übrigen Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ungarischen Ostgrenze stellenweise Patrouillengeplänkel. Bei Brzezany wurden russische Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Flugzeuggeschwader warfen im Görzischen auf die italienische Fassungsstelle Mossa mit Erfolg Bomben ab. Sonst nichts von Belang.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. Juni. — Mazedonische Front: Zwischen Wardar und Dojransee ging eine mit Maschinengewehren und Selbstladegewehren ausgerüstete englische Aufklärungsabteilung nachts gegen unsere vorgeschobenen Posten in der Umgegend des Dorfes Dakatli vor, wurde jedoch durch unser Feuer zum Rückzug gezwungen. Längs der unteren Struma besetzten wir die Ortschaften Elischan, Tschutschu, Ligovo, Christian, Osman Kamila und Kispekli. Bei Ormanli, Jeniköi und Osman Kamila fanden Geplänkel zwischen unseren vorgeschobenen Posten und feindlichen Aufklärungsabteilungen statt. An der übrigen Front sehr schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Vereinzeltes Infanterie- und Artilleriefeuer bei Tulcea.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Am Yserkanal beiderseits von Ypern, an der Lys und von La Bassée bis zum Senséebach während der Nachmittagsstunden lebhafte Artillerietätigkeit. Südwestlich von Warneton, östlich von Vermelles und bei Loos scheiterten englische Erkundungsvorstöße. Östlich von Croisilles schlugen wie an den Vortagen drei Versuche der Engländer fehl, im Angriff Boden zu gewinnen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im Anschluß an ein morgens mit Erfolg durchgeführtes Stoßtruppunternehmen gegen die französischen Gräben bei Cerny nahm das Feuer hier, später auch in breiteren Abschnitten der Aisnefront und in der Westchampagne zu. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Außer einigen günstig verlaufenen Vorfeldgefechten keine wesentlichen Ereignisse. — Mazedonische Front: Südwestlich des Dojransees wiesen bulgarische Posten mehrere englische Vorstöße ab. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Rombonabschnitt warfen Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 4 den Feind aus einem Stützpunkt, nahmen ihm 1 Offizier und 28 Mann an Gefangenen ab und behaupteten sich gegen mehrere Angriffe in der eroberten Stellung. Sonst nichts von Belang.

## Der englische Rückzug über die Struma.

Sofia, 18. Juni. — Mazedonische Front: Zwischen dem Wardar und dem Dojransee versuchten englische Erkundungsabteilungen in der Nacht gegen unsere vorgeschobenen Posten bei der Ortschaft Kerschteli vorzustoßen, wurden aber durch unser Feuer zurückgeschlagen. Am Fuße der Bjelassitza haben sich die vordersten Abteilungen der Engländer, die sich in einer Stellung längs des Butkowoflusses befanden, südlich vom Kamme des Kruschagebirges zurückgezogen. An der unteren Struma haben wir in der Ebene zwischen Butkowo und Tahinossee die Ortschaften Tschawdar Mahle, Nevolen, Yeniköj und Yeni Mahle besetzt. Die Engländer halten nur noch mit einigen Kompagnien die Brückenköpfe an der Struma. An der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. Durch Artilleriefeuer brachten wir ein feindliches Flugzeug zum Absturz, das in der Struma-Niederung nördlich der Bjelassitza niederfiel. — Rumänische Front: Gewehrfeuer bei Mahmudia und Isaccea, bei Tulcea schwaches Artilleriefeuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Flandern- und Arrasfront ist die Lage unverändert. In wechselnder Stärke dauert der Artilleriekampf an; gestern war er besonders zwischen Boesinghe und Frelinghien lebhaft. — Östlich von Monchy warfen unsere Sturmtrupps die Engländer aus einigen Gräben, die bei den Kämpfen am 14. Juni noch in Feindeshand geblieben waren. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Von neuem versuchten die Franzosen bei Einbruch der Dunkelheit die ihnen kürzlich entrissenen Gräben nordwestlich des Gehöftes Hurtebise zurückzugewinnen; ihr zweimaliger Anlauf wurde zurückgeschlagen. In der Champagne drang der Feind gestern morgen nach starkem Feuer in einen vorspringenden Teil unserer Stellung südwestlich des Hochberges. Ein abends unternommener Vorstoß zur Erweiterung seines Besitzes schlug verlustreich fehl. (W. T. B.)

## Heftige Artillerieschlacht an der Tiroler Front.

Wien, 19. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Valeputna-Abschnitt wiesen wir einen russischen Vorstoß ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der

Sieben Gemeinden und im Suganatal, zwischen Asiago und der Brenta, ist seit gestern früh eine neue heftige Artillerieschlacht im Gange. Vom Isonzo nichts Wesentliches zu melden.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Zwischen Yser und Lys nahm besonders am Abend der Artilleriekampf in einzelnen Abschnitten große Heftigkeit an. Auch vom La Bassée-kanal bis zur Scarpe war zeitweilig die Feuertätigkeit lebhaft. Südwestlich von Lens griffen die Engländer auf dem Nordufer des Souchezbaches an. Auf den Flügeln wurden sie abgewiesen, in der Mitte gelang ihnen ein Einbruch in unsere vorderen Gräben. Durch kräftigen Gegenstoß wurde verhindert, daß schnell nachstoßende englische Kräfte ihren Erfolg erweiterten. Im Vorfeld unserer Stellungen nördlich von St. Quentin kam es zu Zusammenstößen unserer Posten mit englischen Streifabteilungen, die in unserem Feuer weichen mußten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne nur stellenweise auflebendes Geschützfeuer. In der westlichen Champagne wurde durch kräftigen Gegenangriff eines märkischen Regiments der größte Teil des Geländes zurückgewonnen, das am 18. Juni südwestlich des Hochberges an die Franzosen verloren gegangen war. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Nach 24stündiger Artillerievorbereitung setzte gestern früh auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden der italienische Infanterieangriff ein, der namentlich am Nordflügel, im Bereiche des Monte Forne und des Grenzkammes mit größtem Kraftangebot geführt wird. Unsere Truppen brachten alle Anstürme des Feindes in siegreicher Abwehr zum Scheitern. Ein örtlicher Erfolg, der dem Italiener im Gebiet der Cima Dieci einige hundert Schritte Raumgewinn eintrug, wurde im Gegenangriff zum größten Teil wieder wettgemacht.

## Sturmerfolg bei Vauxaillon.

Großes Hauptquartier, 21. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern und im Artois war erst abends bei besserer Sicht der Artilleriekampf auf breiterer Front lebhaft; er hielt stellenweise auch nach Dunkelwerden an. Nahe der Küste wurden durch nächtlichen Überfall eine Anzahl Engländer als Gefangene eingebracht. Bei Hooge, östlich von Ypern, sind gestern und heute früh starke englische Erkundungsstöße abgewiesen worden; auch bei Vermelles und Loos schlugen Unternehmungen des Feindes fehl. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Vauxaillon, nordöstlich von Soissons, stürmten gestern nach kurzer, starker Minenfeuervorbereitung Kompagnien einiger aus Rheinländern, Hannoveranern und Braunschweigern bestehender Regimenter die französische Stellung in 1500 Meter Breite. Der durch bewährte Sturmtrupps, Artillerie und Flieger gut unterstützte Einbruch in die feindliche Linie erfolgte für den Gegner völlig überraschend; einzelne Stoßtruppen drangen durch die Annäherungswege bis zu den Reserven vor und machten auch dort Gefangene. Die blutigen Verluste des Feindes sind schwer; über 160 Gefangene und 16 Maschinengewehre wurden zurückgebracht, einige Minenwerfer gesprengt. In den gewonnenen Gräben sind tagsüber heftige Gegenangriffe der Franzosen abgewehrt worden. Mit starkem Wirkungsfeuer bereitete der Feind nordwestlich des Gehöftes Hurtebise ein Unternehmen vor, dessen Durchführung in unserem Vernichtungsfeuer unterblieb. Auf dem westlichen Suippesufer war abends die Feuertätigkeit sehr lebhaft. In der Ostchampagne und am Westhang der Argonnen holten unsere Stoßtrupps mehrere Gefangene aus den französischen Linien. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Luck, an der Zlota Lipa, Narajowka und südlich des Dnjestr war die russische Artillerie und entsprechend die unsere tätiger als in letzter Zeit. Streifabteilungen der Russen wurden an mehreren Punkten verjagt. — Mazedonische Front: In der Struma-Niederung endeten Gefechte bulgarischer Posten mit englischen Kompagnien und Schwadronen mit Zurückgehen des Gegners. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In einzelnen Abschnitten der galizisch-wolhynischen Front hat die feindliche Artillerietätigkeit bei Mitwirkung schwerer Kaliber sichtlich zugenommen. Auch die Flugtätigkeit war hier lebhafter. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden verlief der gestrige Tag ruhiger. Die Kämpfe in diesem Gebiet brachten uns seit dem 10. Juni 16 Offiziere, 650 Mann und 7 Maschinengewehre ein. Im Col Bricon-Gebiet erfolgreiche Handgranatenkämpfe. Sturmabteilungen haben im Vorfelde der Lagazuoistellung die Besetzung eines Sprengtrichters durch den Feind verhindert. Auf der Karsthochfläche wurden kleinere feindliche Unternehmungen abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Stellenweise Bandenkämpfe.

## Neue Kämpfe bei Vauxaillon.

Großes Hauptquartier, 22. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Von Ypern bis Armentières abends und nachts in einigen Abschnitten sehr rege Feuertätigkeit. Englische Vorstöße nordwestlich von Warneton und östlich von Houplines wurden zurückgewiesen. Zwischen La Basséekanal und Senséebach war zeitweilig das Feuer lebhaft. Ein Angriff der Engländer, der gestern morgen südwestlich von Lens einsetzte, scheiterte verlustreich im Feuer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Mit großer Hartnäckigkeit suchten die Franzosen ihre bei Vauxaillon verlorene Stellung zurückzuerobern. Gestern vormittag liefen sie nach starkem Feuer viermal unter Einsatz frischer Kräfte an. Nach zähem Nahkampf verdrängten sie unsere Truppen aus einem Teil der Gräben nordöstlich von Vauxaillon. Die weiter südlich angesetzten Angriffe hatten keinen Erfolg; der Feind erlitt hier durch unsere Abwehr hohe Verluste. Rege Kampftätigkeit herrschte in der westlichen Champagne. Morgens griffen die Franzosen am Sattel östlich des Cornillet an und drangen in unsere Linien ein. Gegenstöße verhinderten sie, den errungenen Vorteil auszubauen. Abends brachen unsere Stoßtrupps nordöstlich von Prunay und südwestlich von Nauroy in die französischen Gräben ein und holten 30 Gefangene und Beutestücke zurück. Am Pöhlberg, südöstlich von Moronvilliers, gelang ein sorgsam vorbereiteter Angriff in vollem Umfang. Teile von thüringischen und Altenburger Regimentern nahmen nach kurzem Feuerüberfall die feindliche Stellung in 400 Meter Breite. Über 100 Gefangene wurden eingebracht. Während der Nacht setzte der Gegner sieben heftige Gegenangriffe an, die ihm nur unwesentlichen Gewinn brachten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Wieder war bei Smorgon, westlich von Luck, an der Bahn Zloczow—Tarnopol und an der Narajowka die Gefechtstätigkeit lebhaft. — Mazedonische Front: In der Struma-Ebene Postengeplänkel. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Juni. — In Galizien dauert die gesteigerte Feuertätigkeit an. Sonst ist die Lage überall unverändert.

## Erfolgreiche Aufklärungstätigkeit in Mazedonien.

Sofia, 22. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen zeitweilig lebhaftes Artilleriefeuer. In der Moglenagegend wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. Zwischen Dojran- und Butkowosee erfolgreiche Erkundungsunternehmungen. Auf dem Nordabhang des Kruschagebirges drang eine unserer Aufklärungsabteilungen bis zum Gebirgskamme beim Dorfe Mahmudli vor und griff englische Wachtposten mit Bomben und Bajonett an. Eine feindliche Abteilung wurde zersprengt, Gefangene sowie Pferde, Waffen und anderes Kriegsmaterial eingebracht. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gefechte zwischen vorgeschobenen Abteilungen. Auf der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Isaccea Gewehrfeuer. Bei Tulcea Infanterie- und Artilleriefeuer.

## Sturmerfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 23. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front und im Artois beeinträchtigte bis in die Nachmittagsstunden Regen die Kampftätigkeit der Artillerie. Sie war dann lebhaft nahe der Küste, von Bixschoote bis Armentières und zwischen Loos und Bullecourt. Wie in der Nacht zu gestern wurden auch heute vor Hellwerden an mehreren Stellen englische Erkundungsabteilungen zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gestern früh nahmen nach kurzem, kräftigem Wirkungsfeuer von Artillerie und Minenwerfern Abteilungen niederschlesischer Regimenter am Chemin-des-Dames einen Teil der französischen Stellung nordöstlich von Filain im Sturm und hielten die in etwa $1^1/_2$ Kilometer Breite und 500 Meter Tiefe gewonnenen Gräben gegen drei heftige Gegenstöße. Der Feind erlitt schwere Verluste, da auch die flüchtende Grabenbesatzung von unserem Abriegelungsfeuer gefaßt wurde. 300 Gefangene konnten zurückgeführt werden. Die Franzosen griffen morgens westlich des Cornillet, abends bei Vauxaillon an, ohne einen Vorteil zu erzielen. Östlich von Craonne und auf beiden Maas-Ufern brachten uns Erkundungsstöße Gefangene ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Längs der Front nur die übliche Gefechtstätigkeit. Französische Aufklärungstrupps sind nördlich von St. Mihiel und östlich der Mosel abgewiesen worden. — Seit dem 15. Juni sind in Luftkämpfen 23, durch Abwehrfeuer 5 feindliche Flugzeuge, außerdem 4 Fesselballone der Gegner abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Erhöhte Feuertätigkeit herrschte gestern besonders zwischen der Bahn Lemberg—Tarnopol und dem Dnjestr. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Gebirgsfront und in Wolhynien lebte das feindliche Artilleriefeuer vorübergehend auf. Die anhaltende Beschießung des Raumes südlich Brzezany wurde von unseren Batterien kräftig erwidert.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. Juni. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das zeitweilig im Cernabogen, östlich der Cerna und südlich von Dojran stärker wurde. Eine englische Infanterieabteilung, die nordöstlich des Dojransees vorzurücken versuchte, wurde durch Feuer verjagt. In der Nähe des linken Ufers der unteren Struma fand ein Scharmützel zwischen vorgeschobenen Abteilungen statt. — Rumänische Front: Bei Tulcea Artillerie- und Gewehrfeuer. Bei Mahmudia Artilleriefeuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 24. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der englisch-belgischen Front zwischen Kanal und St. Quentin zeigte auch gestern die Kampftätigkeit nichts Außergewöhnliches. Starken Feuerwellen folgten nördlich von Warneton und hart südlich der Scarpe englische Erkundungsvorstöße, die abgewiesen wurden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im Vauxaillon-Abschnitt und südöstlich von Filain sowie auf dem Westufer der Aisne, in der westlichen Champagne und auf der linken Maasseite war die Artillerietätigkeit zeitweilig stark. Zusammengefaßtes Wirkungsfeuer zwang die Franzosen, das am 18. und 21. Juni östlich des Cornilletberges gewonnene Gelände zu räumen. Unsere Erkunder stellten hohe Verluste des Feindes fest. — Im Wytschaetebogen wurden von unseren Fliegern 3 Fesselballone abgeschossen; außerdem verloren die Gegner 3 Flugzeuge. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Galizien hat das Artilleriefeuer etwas nachgelassen. Am 22. Juni wurden östlich von Brzezany und Zborow sechs feindliche Ballone von Fliegern abgeschossen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Plöckenabschnitt länger anhaltendes feindliches Minenfeuer. Unsere Sturmpatrouillen haben am Monte Sief eine Feldwache ausgehoben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Patrouillengeplänkel.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 25. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünenabschnitt und zwischen Yser und Lys war gestern nachmittag der Feuerkampf gesteigert; er dauerte bis in die Nacht an. Vom La Basséekanal bis auf das südliche Scarpe-Ufer war gleichfalls die Kampftätigkeit lebhafter als in den Vortagen, vormittags scheiterten englische Vorstöße nördlich des Souchezbaches und östlich der Straße von Lens nach Arras. Abends wiederholte der Feind seine Angriffe auf beiden Souchezufern; auch diesmal wurde er zurückgeschlagen. Etwa gleichzeitig stürmten starke englische Kräfte bei Hulluch gegen unsere Stellungen. In nächtlichen Nahkämpfen und durch Feuer wurde der Gegner abgewiesen. Mit kleinen Abteilungen versuchten die Engländer vergeblich auch an mehreren Stellen zwischen Meer und Somme in unsere Gräben zu dringen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Franzosen griffen zweimal bei Vauxaillon die kürzlich von uns gewonnenen und gehaltenen Linien an. Beide Angriffe blieben ergebnislos; die über freies Feld vorgehenden Sturmwellen erlitten in unserem Feuer hohe Verluste. Die Artillerietätigkeit war außer an dieser Kampfesstelle auch bei Ailles, östlich von Craonne, westlich der Suippes, bei Ripont und auf dem linken Maasufer rege. — Gestern sind 8 Flugzeuge und 3 Fesselballone der Gegner abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heftiges Feuer an der oberen Strypa und zwischen Zlota Lipa und Narajowka. Hier holten unsere Stoßtrupps eine Anzahl Gefangene aus den russischen Gräben. In den Karpathen war die Gefechtstätigkeit nördlich von Kirlibaba lebhafter als sonst. — Mazedonische Front: Am Dojransee und in der Struma-Ebene kam es mehrfach zu Zusammenstößen englischer Streifabteilungen mit bulgarischen Posten. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen rege Artillerietätigkeit. Im Abschnitt von der Narajowka bis Zborow hat das feindliche Feuer wieder erheblich zugenommen und stellenweise planmäßig angehalten. Nordöstlich von Brzezany wurde ein feindlicher Fesselballon in Brand geschossen.

## Englische Vorstöße in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 25. Juni. — Mazedonische Front: Lebhaftes Artilleriefeuer im Cernabogen und südlich von Dojran. Drei mit Maschinengewehren ausgerüstete englische Kompagnien rückten gegen unsere vorgeschobenen Posten bei dem Dorfe Brest, nördlich vom Dojransee, vor, wurden jedoch durch Feuer verjagt. An der unteren Struma Scharmützel zwischen Wachabteilungen. Bei Eniköj wurde eine halbe englische Kompagnie durch Feuer vertrieben. Bei Enik Mahle zerstreute eine bulgarische Erkundungsabteilung eine berittene, von Radfahrern begleitete englische Abteilung und erbeutete Fahrräder, Gewehre und anderes Kriegsmaterial. — Rumänische Front: Bei Isaccea und bei Galatz Geschützfeuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 26. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der Front bekämpften sich die Artillerien, stellenweise unter großem Munitionseinsatz. Gegen die Infanteriestellungen richtete sich die Feuerwirkung nur in einzelnen Abschnitten, meist zur Vorbereitung von Erkundungsstößen, die mehrfach zu Grabenkämpfen führten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Vauxaillon lag starkes französisches Feuer auf den seit den Kämpfen am 20. und 21. Juni fest in unserer Hand befindlichen Gräben. Nach lebhaftem Feuerkampf griffen die Franzosen nordwestlich des Gehöftes Hurtebise die von uns neulich gewonnene Höhenstellung an. Der Gegner drang trotz hoher Verluste, die seine Sturmwellen in unserem Feuer erlitten, an einigen Stellen in unsere Linien. Sofort einsetzender Gegenangriff warf ihn zum größten Teil wieder hinaus. Die Artillerietätigkeit war auch in anderen Abschnitten der Aisne- und Champagnefront bei guter Sicht recht lebhaft. Ein eigenes Stoßtruppunternehmen südlich von Tahure führte zum beabsichtigten Erfolg. — Rittmeister Frhr. von Richthofen hat in den beiden letzten Tagen seinen 54., 55., 56., Leutnant Allmenröder gestern seinen 30. Gegner im Luftkampf besiegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich von Luck und zwischen Strypa und Dnjestr hält die rege Gefechtstätigkeit an. Mehrfach wurden russische Streifabteilungen verjagt. — Mazedonische Front: Die Lage ist unverändert. In Vorfeldgefechten behielten die Bulgaren die Oberhand. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am 25. Juni haben Kaiserschützen und Teile des westgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 nach gründlicher Vorbereitung und mit wirksamster Artillerieunterstützung die auf dem Grenzrücken südlich des Suganatales noch in Feindeshand verbliebenen Stellungsteile im tapferen, zähen Kampfe voll wiedergenommen. Alle Gegenangriffe des Feindes scheiterten an der tapferen Haltung unserer Besatzung. Bisher wurden hier gegen 1800 Mann an Gefangenen, darunter 44 Offiziere, eingebracht.

## Glückliche Unternehmungen am Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 26. Juni. — An der Djalafront wurden am linken Flügel englische Automobile, welche versuchten, sich unseren Vorposten zu nähern, durch Feuer abgewiesen. Im persischen Grenzabschnitt fielen Zusammenstöße mit russischen Abteilungen zu unseren Gunsten aus. — An der Kaukasusfront fanden am linken Flügel zeitweise Infanteriefeuergefechte statt. — Schwarzes Meer: Ein Teil unserer Seestreitkräfte führte vom 23. bis 25. Juni eine Unternehmung nach der russischen Donaumündung aus. Der feindliche Leuchtturm und die Funkenstation auf der Schlangeninsel wurden zerstört. Unser Landungskorps erbeutete auf der genannten Insel 1 Maschinengewehr und eine Anzahl Waffen, zerstörte feindliche Geschütze und kehrte mit 11 Gefangenen an Bord zurück. Auf der Rückfahrt versuchten russische Linienschiffe und Zerstörer unsere Seestreitkräfte abzuschneiden. In dem entstehenden Gefecht erzielten unsere Streitkräfte auf große Entfernung Treffer auf einem feindlichen Zerstörer; ein Marineflugzeug warf mit Erfolg Bomben auf ein feindliches Linienschiff. Unsere Seestreitkräfte und das Flugzeug sind unbeschädigt zurückgekehrt. Besonders hat sich die „Midilli" hervorgetan.

## Kämpfe im Lensbogen.

Großes Hauptquartier, 27. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bei schlechter Sicht war die beiderseitige Artillerietätigkeit an der Front geringer als in den Vortagen. Nur in einzelnen Abschnitten nahm das Feuer zeitweise zu. In den Morgenstunden wurden gegen den vorspringenden Lensbogen angreifende starke englische Kräfte unter schweren Verlusten abgeschlagen. In einem Vorfeldgraben beiderseits der Straße Arras—Lens setzte sich der Gegner fest. Bei Fontaines blieben Vorstöße feindlicher Abteilungen erfolglos; ebenso scheiterten an mehreren Stellen der Arrasfront Angriffe von Erkundungsabteilungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Abgesehen von starkem Feuer nordwestlich von Craonelle sowie beiderseits der Straße Corbeny—Berry-au-Bac hielt sich die Kampftätigkeit im allgemeinen in mäßigen Grenzen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich der Bahn Lemberg—Tarnopol und an der Narajowka blieb das Artillerie- und Minenfeuer lebhaft. An der Zlota Lipa brachten wir von einem gelungenen Erkundungsvorstoß mehrere russische Gefangene zurück. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und östlich lebte die Feuertätigkeit zeitweise auf. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Juni. — Auf keinem der Kriegsschauplätze Ereignisse von Bedeutung.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 27. Juni. — Mazedonische Front: Schwache Artillerietätigkeit auf der ganzen Front. Im Cernabogen wurde eine feindliche Erkundungstruppe durch Feuer zurückgeschlagen. Auf dem linken Ufer der unteren Struma wurden auf der Linie südlich von Ormanli—Elghian—Eniköj englische Aufklärungsabteilungen vertrieben. — Rumänische Front: Bei Mahmudia vereinzeltes Artilleriefeuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 28. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Schwere Fernfeuerbatterien beschossen gestern mit beobachteter Wirkung die englisch-französische Hafenfestung Dünkirchen. Mehrere Schiffe liefen eiligst aus. Als Erwiderung wurde vom Feinde Ostende unter Feuer genommen; militärischer Schaden entstand nicht. — In den englischen Gräben an der Küste verursachte eine Beschießung durch unsere Artillerie und Minenwerfer starke Zerstörungen. Nach ruhigem Vormittag nahm gegen Abend die Feuertätigkeit in einigen Abschnitten der flandrischen und der Artoisfront ziemliche Heftigkeit an. Südöstlich von Nieuport wurde von unseren Stoßtrupps ein belgischer Posten aufgehoben; bei Hooge schlug ein feindlicher Erkundungsvorstoß fehl. Südlich der Straße Cambrai—Arras erlitten die Engländer bei Säuberung eines Grabens durch westfälische und rheinische Sturmtrupps erhebliche Verluste an Gefangenen und Toten. Im Vorfeld unserer Stellungen nördlich von St. Quentin entspannen sich mehrfach kleine Gefechte unserer Posten mit englischen Abteilungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An einzelnen Stellen nördlich der Aisne, nördlich von Reims und in der Westchampagne kam es zu lebhaften Artilleriekämpfen. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Am Hartmannsweilerkopf machten Erkunder eines württembergischen Regiments durch Einbruch in die französischen Gräben eine Anzahl Gefangene. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ostgalizischen Front dauert die rege Feuertätigkeit an. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im galizischen Frontabschnitt nördlich des Djnestr war die feindliche Artillerie anhaltend lebhaft tätig. Aufklärungsabteilungen des Gegners versuchten an mehreren Stellen vergeblich vorzugehen. Einige erfolgreiche Luftkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer den gemeldeten Gefangenen wurden bei der Wiedereroberung des Monte Ortigaro 62 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer, 7 Geschütze und 2000 Gewehre erbeutet. Hauptmann Hevrowsky hat am 26. Juni über dem Wippachtal 2 Flieger abgeschossen.

## Feindliche Erkundungstruppen abgewiesen.

Sofia, 28. Juni. — Mazedonische Front: Sehr schwache Kampftätigkeit an der ganzen Front. In der Gegend von Moglena, auf dem rechten Wardarufer bei Altschak Mahle und an der unteren Struma bei Eniköj wurden feindliche Erkundungsabteilungen durch unser Feuer zurückgeschlagen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea vereinzeltes Artilleriefeuer.

## Sturmerfolge bei Cerny und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 29. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war in wenigen Abschnitten die Feuertätigkeit lebhaft. Heftige Kämpfe spielten sich gestern zwischen La Bassée-kanal und der Scarpe ab. In dem seit längerer Zeit von uns als Kampfgelände aufgegebenen, in den Feind vorspringenden Raum westlich und südwestlich von Lens wurde ein frühmorgens längs der Straße nach Arras vorbrechender Angriff starker englischer Kräfte zum Luftstoß. Abends griffen mehrere Divisionen zwischen Hulluch und Mericourt und von Fresnoy bis Gavrelle nach Trommelfeuer an. Bei Hulluch sowie zwischen Loos und der Straße Lens—Lievin wurde der Feind durch Feuer und im Gegenstoß zurückgetrieben. Westlich von Lens kam nach heftigen Kämpfen mit unseren Vorfeldtruppen ein neuer Angriff des Gegners nicht mehr zur Ausführung. Bei Avion scheiterte sein mit besonderem Nachdruck geführter erster Ansturm völlig. Hier griff er erneut nach Heranziehen von Verstärkungen an. Auch dieser Angriff wurde durch Feuer und im Gegenstoß zum Scheitern gebracht. Zwischen Fresnoy und Gavrelle nährte der Feind seine anfangs verlustreich in unserer Artilleriewirkung zusammenbrechenden Sturmwellen dauernd durch Nachschub frischer Truppen. Nach erbitterten Nahkämpfen setzten sich die Engländer zwischen Oppy und der Windmühle von Gavrelle in unserer vordersten Linie fest. Unsere Truppen haben sich vortrefflich geschlagen. Der Feind hat in der gut zusammenwirkenden Abwehr und im Kampf Mann gegen Mann hohe blutige Verluste erlitten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames hatten bei Fort de Malmaison südlich von Courtecon und südöstlich von Ailles örtliche Vorstöße, östlich von Cerny ein größeres Unternehmen westfälischer Regimenter vollen Erfolg. Hier wurde die französische Stellung in über 1000 Meter Breite und ein zähe verteidigter Tunnel gestürmt und gegen heftige Gegenangriffe gehalten. Im ganzen sind bei diesen Kämpfen über 150 Gefangene und einige Maschinengewehre eingebracht worden. Auf dem Westufer der Maas kam ein sorgfältig vorbereiteter Angriff am Westhang der Höhe 304 zur Durchführung. Nach kurzer Feuervorbereitung nahmen posensche Regimenter in kräftigem Anlauf die französische Stellung beiderseits der Straße Malancourt—Esnes in 2000 Meter Breite und 500 Meter Tiefe. Bald einsetzende feindliche Angriffe wurden vor den gewonnenen Linien zurückgeschlagen. Heute früh stürmte ein württembergisches Regiment im Walde von Avocourt einen 300 Meter breiten Stellungsteil der französischen Befestigungen. Bisher sind an beiden Einbruchsstellen über 550 Gefangene gezählt worden; die Beute steht noch nicht fest. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Juni. — Östlicher und südöstlicher Kriegsschauplatz: Außer erhöhter Gefechtstätigkeit in Galizien nichts zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südöstlich von Görz und im Plöckenabschnitt war das feindliche Artilleriefeuer lebhafter.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 29. Juni. — Mazedonische Front: Schwache Artillerietätigkeit auf der ganzen Front. Auf der Cervena Stena wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer zurückgeworfen. Auf dem linken Ufer der unteren Struma wurden englische Erkundungsabteilungen, die aus Kavallerie bestanden, durch unsere vorgeschobenen Stellungen zum Rückzug gezwungen. Bei Drama wurde ein feindliches Flugzeug abgeschossen. — Rumänische Front: Bei Tulcea und Mahmudia vereinzelte Kanonenschüsse.

## Englische Bomben auf Jerusalem.

Konstantinopel, 29. Juni. — Am Euphrat gingen die Engländer bis Felludscha zurück. — Kaukasusfront: Auf unserem äußersten rechten Flügel südlich des Wansees griff eine stärkere feindliche Aufklärungsabteilung unsere Posten an. Nach halbstündigem Gefecht wurde der Gegner in östlicher Richtung zurückgedrängt. An der übrigen Front außer Patrouillengefechten nur an zwei Stellen lebhafteres gegenseitiges Artilleriefeuer. Seitens unserer Artillerie wurde gute Wirkung beobachtet, während die feindliche Artillerie, die an einer Stelle mehr als 400 Schüsse abgab, keinerlei Wirkung erzielen konnte. — Sinaifront: Um sich für unsere im gestrigen Heeresbericht gemeldeten, in ehrlichem Luftkampfe erzielten Erfolge zu rächen, bewarfen englische Flieger die den Mohammedanern und Christen heilige Stadt Jerusalem mit 50 Bomben, die erfreulicherweise keinen Schaden anrichteten.

## Neue Kämpfe bei Cerny und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 30. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit der Artillerie hielt sich bei regnerischer Witterung in mäßigen Grenzen, sie verdichtete sich zu starkem Feuer an wenigen Stellen. Nachmittags brach eine englische Kompagnie, begleitet von tieffliegenden Flugzeugen, südöstlich von Armentières in unsere Gräben; sie wurden im Gegenstoß sofort wieder geworfen. Nachts sind mehrere feindliche Erkundungstrupps zurückgewiesen worden. Einige Vorstöße an der Yser und südwestlich von St. Quentin brachten mehrere Belgier und Franzosen als Gefangene ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gestern früh wurde von bayerischen Truppen nach wirkungsvoller Feuervorbereitung eine gewaltsame Erkundung südöstlich von Corbeny durchgeführt. Die Stoßtrupps drangen in 1200 Meter Breite bis zu der hintersten französischen Linie durch und sprengten trotz zäher Gegenwehr einige Unterstände; mit einer größeren Zahl von Gefangenen kehrten sie unbelästigt vom Feinde in ihre Gräben zurück. Abends erneuerten westfälische Regimenter den Erfolg vom Vortage östlich von Cerny. In überraschendem Sturm nahmen sie mehrere feindliche Grabenlinien südlich des Gehöftes La Bovelle. Die Gefangenenzahl hat sich bedeutend erhöht. Gleichzeitig griffen die Franzosen zweimal mit starken Kräften bei Cerny an; sie wurden im Nahkampf zurückgeschlagen. Auch auf dem Westufer der Maas wurde der Gewinn des 28. Juni vergrößert. Am Osthang der Höhe 304 stürmte ein posensches Regiment etwa 500 Meter der französischen Stellung und bemächtigten sich aus Brandenburgern und Berlinern bestehende Sturmabteilungen feindlicher Gräben in dem von Bethincourt auf Esnes streichenden Grunde. Am 28. und 29. Juni sind hier 825 Gefangene zurückgeführt worden. Der Feind leistete hartnäckigen Widerstand; seine blutigen Verluste sind erheblich. Er vergrößerte sie noch durch fruchtlose Gegenangriffe am Südostrande des Waldes von Avocourt und gegen den Südwesthang der Höhe 304. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei dem wachsenden Druck der übrigen Ententemächte hin beginnt die russische Gefechtstätigkeit in Ostgalizien den Eindruck beabsichtigter Angriffe zu machen. Starkes Zerstörungsfeuer der Russen liegt seit gestern auf unseren Stellungen von der Bahn Lemberg—Brody bis zu den Höhen südlich von Brzezany. Bei Koniuchy griffen nachts russische Kräfte an, die in unserem Vernichtungsfeuer verlustreich zurückfluteten. Auch nördlich und nordwestlich von Luck nahm die russische Feuertätigkeit erheblich zu. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das in Galizien seit einigen Tagen zunehmende feindliche Artilleriefeuer hat sich seit gestern mittag in der Gegend von Brzezany und von Koniuchy zu größter Heftigkeit gesteigert. Wo es die Lage erforderte, antwortete unsere Artillerie mit kräftigem Vernichtungsfeuer. Ein bei Koniuchy eingesetzter Infanterieangriff brach in unserem Sperrfeuer zusammen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger warfen in der Nähe von Triest mehrere Bomben ab. Auf dem Monte Ortigara wurden bisher 12 erbeutete Geschütze eingebracht.



## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Juni. — An der persischen Front nordöstlich von Suleimanie wurde ein von einer russischen Departementsabteilung unternommener Angriff abgewiesen. — Kaukasusfront: Versuche feindlicher Patrouillen, stärkere Aufklärungsabteilungen an verschiedenen Punkten gegen unsere Sicherungslinien vorzustoßen, schlugen fehl. Das gegenseitige Artilleriefeuer erreichte nur auf unserem äußersten linken Flügel größere Heftigkeit. — Sinaifront: Von den feindlichen Flugzeugen, die am 26. dieses Monats Jerusalem angegriffen hatten, wurden 3 von der Erde aus abgeschossen, 2 dieser Flugzeuge wurden von unseren Patrouillen in Brand gesteckt. Die Maschinengewehre der beiden Flugzeuge wurden erbeutet. Am 25. und 26. haben somit die Engländer 6 Flugzeuge, davon 2 im Luftkampf und 4 durch Artilleriefeuer, verloren. Die Leistung unserer Fliegerabteilung an der Sinaifront muß anerkennend hervorgehoben werden. Besonders zeichneten sich aus Oberleutnant Felmy, der an der Sinaifront zum vierten Male, sowie Leutnant Daum und Leutnant Schleiff, die zum dritten Male im Luftkampf siegreich blieben.

## Beginn der russischen Offensive.

Großes Hauptquartier, 1. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regen und Dunst blieb an der ganzen Front in fast allen Abschnitten das Feuer gering. Einige Erkundungsgefechte verliefen für unserer Aufklärer erfolgreich. — Bei der Heeresgruppe deutscher Kronprinz versuchten die Franzosen vergeblich, die von unseren Truppen am Chemin-des-Dames und auf dem westlichen Maasufer erkämpften Geländevorteile zurückzugewinnen. Östlich von Cerny griff der Feind nach kurzer Feuersteigerung dreimal die auf der Hochfläche südlich des Gehöfts La Bovelle eroberten Gräben an. Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen. Die Verwirrung beim Gegner und die Ablenkung seiner Aufmerksamkeit ausnutzend stürmten lippische Bataillone weiter östlich die französischen Linien bis zur Straße Ailles-Paissy. Durch diesen Erfolg erhöht sich die Zahl der von der oft bewährten westfälischen Division in drei Gefechtstagen gemachten Gefangenen auf 10 Offiziere und über 650 Mann. Auf dem Westufer der Maas versuchten die Franzosen in mehrfach wiederholten Angriffen, uns aus den an der Höhe 304 und östlich gewonnenen Gräben hinauszuwerfen. Im Sperrfeuer und in erbitterten Handgranatenkämpfen wurden sie abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Dem Drängen der führenden Entente-Mächte hat sich die russische Regierung nicht entziehen können und einen Teil des Heeres zum Angriff bewogen. Nach tagsüber andauerndem Zerstörungsfeuer gegen unsere Stellung von der oberen Strypa bis an die Narajowka erfolgten nachmittags kräftige Angriffe russischer Infanterie auf einer Front von etwa 30 Kilometer. Die Sturmtruppen wurden überall durch unser Abwehrfeuer zu verlustreichem Zurückfluten gezwungen. Auch nächtliche Vorstöße, bei denen die Russen ohne Artillerievorbereitung ins Feuer getrieben wurden, brachen beiderseits von Brzezany und bei Zwyzyn erfolglos zusammen. Der Feuerkampf dehnte sich nordwärts bis an den mittleren Stochod, nach Süden bis nach Stanislau aus, ohne daß bisher dort auch angegriffen wurde. Zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer keine besonderen Ereignisse. — Mazedonische Front: Auf dem rechten Ufer des Wardar schlugen bulgarische Vorposten bei Altschak Mahle den Angriff eines englischen Bataillons ab. (W. T. B.)

## Die Abwehrschlacht in Ostgalizien.

Wien, 1. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien ist bei der Heeresgruppe des Generaloberst v. Böhm die Abwehrschlacht im vollen Gange. Nach mehrtägiger sichtlicher Zunahme des Artilleriefeuers entwickelte sich gestern die Artillerieschlacht zu größter Heftigkeit; auch schwerste Geschütze haben eingegriffen. Nachmittags setzten südlich und südöstlich von Brzezany und bei Koniuchy starke Infanterieangriffe ein, die überall vollkommen abgewiesen wurden; wo sich Teile der feindlichen Infanterie in unserem Vernichtungsfeuer überhaupt erheben konnten, blieben sie im Sperrfeuer liegen. Ein in den späten Nachmittagsstunden nordwestlich Zalocze angesetzter sehr starker Angriff brach im vorzüglich vereinigten Artilleriefeuer zusammen. Gegen Mitternacht versuchte der Feind südlich von Brzezany ohne Artillerievorbereitung vorzubrechen. Er wurde abgewiesen. Nachtsüber flaute das Artilleriefeuer ab, um in den Morgenstunden wieder aufzuleben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Isonzo-Armee drangen Sturmpatrouillen der ungarischen Heeresregimenter Nr. 71 und 72 nächst Vertojba bis zur zweiten feindlichen Linie vor, wehrten dort zwei Gegenangriffe ab und brachten 1 Offizier und 156 Mann als Gefangene ein.

## Furchtbare Verluste der Russen bei Brzezany.

Großes Hauptquartier, 2. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nur in wenigen Abschnitten zwischen Meer und Somme steigerte sich der Artilleriekampf. Während Erkundungsvorstöße der Engländer östlich von Nieuport, bei Gavrelle und nordwestlich von St. Quentin scheiterten, gelang es einigen unserer Stoßtrupps, in der Yserniederung nördlich von Dixmuide durch Überfall dem Feinde erhebliche Verluste zuzufügen und eine größere Anzahl Belgier als Gefangene einzubringen. Frühmorgens und von neuem am Nachmittag griffen die Engländer westlich von Lens an. Sie drangen an einigen Punkten in unsere Linie, sind jedoch durch oberschlesische Regimenter in Nahkämpfen, bei denen über 175 Gefangene und 17 Maschinengewehre von uns einbehalten wurden, überall wieder geworfen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuervorbereitung setzten die Franzosen am Chemin-des-Dames neue Angriffe gegen die von ihnen südlich des Gehöftes La Bovelle verlorenen Gräben an. In Kämpfen, die am Osthang der Hochfläche besonders erbittert waren, sind sämtliche Anläufe des Feindes abgeschlagen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die russischen Angriffe am 1. Juli zwischen der oberen Strypa und dem Ostufer der Narajowka führten zu schweren Kämpfen. Der Druck der Russen richtete sich vornehmlich gegen den Abschnitt von Koniuchy und die Höhenlinien östlich und südlich von Brzezany. Zweitägige stärkste Artillerievorbereitung hatte unsere Stellungen zum Trichterfeld gemacht, gegen das die feindlichen Regimenter den ganzen Tag über anstürmten. Das Dorf Koniuchy ging verloren; in vorbereiteter Riegelstellung wurde der russische Massenstoß aufgefangen; neuer Angriff gegen sie zum Scheitern gebracht. Beiderseits von Brzezany wurde besonders erbittert gekämpft. In immer neuen Wellen stürmten dort 16 russische Divisionen gegen unsere Linien, die nach wechselvollem Ringen von sächsischen, rheinischen und osmanischen Divisionen in tapferster Gegenwehr völlig behauptet oder im Gegenstoß zurückgewonnen wurden. Die russischen Verluste übersteigen jedes bisher bekannte Maß. Einzelne Verbände sind aufgerieben. Längs des Stochod und am Dnjestr hielt die lebhafte Feuertätigkeit der Russen an. Nördlich der Bahn Kowel—Luck brach ein Angriff des Gegners vor der Front einer österreichisch-ungarischen Division zusammen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Gestern hat der Feind zwischen der Narajowka und der Strypa seine zusammengeballten Infanteriemassen, in der ihm eigentümlichen Art, voll in die Schlacht geworfen. Ungeachtet der schweren Verluste, die ihm schon unser Artilleriefeuer zugefügt hat, schob er seine Sturmwellen durch fortwährenden Einsatz dichter Reserven in den Nahkampfbereich heran. Allmählich kamen mindestens 20 Infanteriedivisionen zum Eingreifen. An der ganzen 50 Kilometer breiten Schlachtfront tobte der Infanteriekampf mit äußerster Heftigkeit und Erbitterung. Hierbei wurde der Feind größtenteils schon vor unseren vordersten Gräben abgewiesen. Die stärksten Massenstöße richteten sich gegen die Räume südlich Brzezany und bei Koniuchy, wo sie in Riegelstellungen abgewehrt wurden. Alle auch in den heutigen Morgenstunden mit Zähigkeit erneuerten Versuche des Gegners, den Angriff in diesem Raume vorzutragen, brachen äußerst verlustreich zusammen. Westlich von Zborow und im Stochodknie konnte sich ein angesetzter Angriff in unserem Artilleriefeuer nicht entwickeln. Die Fortdauer der Schlacht ist zu gewärtigen. An anderen Frontstellen nur vorübergehend auflebendes Artillerie- und Minenfeuer. — Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz: Außer einer schneidigen Unternehmung des österreichischen Landsturmbataillons 4/2 westlich Riva, bei welcher 16 Alpini aus dem feindlichen Graben geholt wurden, ist nichts Wesentliches zu berichten.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. Juli. — An der mazedonischen Front schwaches Artilleriefeuer. Ein wenig lebhafter westlich des Dojransees. An der unteren Struma Gefechtstätigkeit. Nach Artillerievorbereitung ging eine feindliche Aufklärungsabteilung mit einem Maschinengewehr gegen das Dorf Haznatar vor, wurde aber durch das Feuer unserer vorgeschobenen Posten abgewiesen. Andere Aufklärungsabteilungen wurden beim Dorfe Knimahle verjagt. An der rumänischen Front spärliches Gewehrfeuer bei Mahmudia und Tulcea.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. Juli. — An der Kaukasusfront dieselbe geringe Gefechtstätigkeit wie in den letzten Tagen. In Galizien trafen die russischen Angriffe auch unsere dort kämpfenden Truppen. Die feindlichen Angriffe wurden vollkommen abgeschlagen.

## Russischer Erfolg an der Strypa.

Großes Hauptquartier, 3. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Erst gegen Abend lebte allgemein die Feuertätigkeit auf, sie erreichte im Ypernabschnitt erhebliche Stärke. — Bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht hatten eigene Vorstöße in

die englischen Linien nördlich des Kanals von La Bassée, westlich von Lens und bei Bullecourt gute Erkundungsergebnisse. Auch in einem Postengefecht bei Hargicourt, nordwestlich von St. Quentin, wurden von uns Gefangene gemacht und Kriegsgerät geborgen. — An der Front der Heeresgruppe deutscher Kronprinz suchten wiederum die Franzosen die verlorenen Gräben an der Hochfläche von La Bovelle und auf dem linken Maasufer zurückzugewinnen. Südöstlich von Cerny brachen zwei Angriffe in unserer Abwehrwirkung verlustreich zusammen, am Walde von Avocourt und an der Höhe 304 verhinderte unser Vernichtungsfeuer die zum Angriff bereitgestellten feindlichen Sturmtruppen, die Gräben nach vorwärts zu verlassen. Am Pöhlberg in der Champagne gelang ein eigenes Unternehmen wie beabsichtigt; die Erkunder brachten Gefangene und Beute zurück. — 6 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen, eins davon durch Rittmeister Frhrn. von Richthofen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Während zwischen der Ostsee und dem Pripjet die Gefechtstätigkeit nur bei Riga und Smorgon sich steigerte, war der Feuerkampf stark am Mittellauf des Stochod, wo russische Teilangriffe an der Bahn Kowel—Luck verlustreich scheiterten, und südwärts bis an die Zlota Lipa. Dort hat die Schlacht in Ostgalizien ihren Fortgang genommen. Über die Höhen des westlichen Strypa-Ufers vorbrechend, gelang es russischen Massenangriffen, die Einbruchsstelle des Vortages vorwärts zu verbreitern. Das Eingreifen unserer Reserven gebot dem Feinde halt. Bei Koniuchy sind vor- und nachmittags starke Angriffe der Russen vor den neuen Stellungen unter schweren Verlusten zusammengebrochen. Weiter südlich fand der Feind bisher nicht die Kraft, seine Angriffe gegen die Höhenstellungen bei Brzezany zu erneuern. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Am Stochod wurden schwere Angriffe abgewiesen. Südwestlich von Zborow gelang es dem Feinde durch den Masseneinsatz weit überlegener Kräfte, einen begrenzten Teil unserer Front in eine vorbereitete Rückhaltstellung zurückzudrücken. In schweren, opfervollen Kämpfen haben hier die österreichisch-ungarischen Truppen, dem Drucke der Übermacht nur schrittweise weichend, das Einsetzen von Reserven zur Herstellung der Lage und des Kräfteverhältnisses ermöglicht. Weitere Angriffe sind hier nicht erfolgt. Bei Koniuchy sind mehrere starke Vorstöße blutig abgewiesen worden. Im Raume bei Brzezany sind die Russen durch die bisherigen Mißerfolge und sehr starken Verluste zu einer Kampfpause gezwungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Abteilungen der Honvedregimenter Nr. 20 und 31 haben bei Kostanjevica eine feindliche Vorstellung genommen und 2 Offiziere, 270 Mann und 2 Maschinengewehre eingebracht.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 3. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das im Wardartal lebhafter war. Bei dem Dorfe Altschak Mahle wurde eine griechische Infanterieabteilung durch unsere vorgeschobenen Posten verjagt. Wir machten Gefangene, die dem griechischen Regiment Nr. 2 angehören. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gefechte zwischen Sicherungstruppen. Bei Jeniköi wurde eine englische berittene Abteilung durch Feuer zerstreut. Der Feind ließ tote und verwundete Soldaten, sowie Pferde zurück. In der Gegend von Bitolia wurden 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Infolge Dunstes und dadurch erschwerter Beobachtung blieb die Feuertätigkeit bis zum Abend gering; dann lebte sie in einzelnen Abschnitten bis zum Dunkelwerden auf. Nachts kam es mehrfach zu Erkundungsgefechten, die uns Gefangene und Beute einbrachten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Östlich von Cerny am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen zweimal die von uns gewonnenen Gräben an. Beide Male wurden sie zurückgeschlagen. Die kampfbewährten lippisch-westfälischen Bataillone stießen dem weichenden Gegner nach, schoben ihre Stellung vor und machten eine größere Zahl von Gefangenen. Auch westlich von Cerny und bei Craonne waren Unternehmungen unserer Stoßtrupps erfolgreich. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: In Ostgalizien vermochten die Russen gestern ihre Angriffe nur bei Brzezany zu wiederholen. Trotz Einsatzes frischer Kräfte kamen sie nicht vorwärts. In zäher Verteidigung und frischen Gegenstößen hielten sächsische Regimenter ihre Stellungen gegen zahlreiche Angriffe und fügten dem Feinde hohe Verluste zu. Im Abschnitt Koniuchy—Zborow starker Feuerkampf. Die Tätigkeit der Artillerie war auch bei Brody und am Stochod zeitweilig sehr lebhaft. — An der übrigen Front keine größeren Gefechtshandlungen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Brzezany wurden heftige Angriffe stärkerer feindlicher Kräfte blutig abgewiesen. Im Abschnitt südwestlich von Zborow haben die Russen nachts angegriffen. Sonst auf allen Kriegsschauplätzen geringe Gefechtstätigkeit.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front überaus schwache Kampftätigkeit. Nur westlich vom Dojransee war die feindliche Artillerie etwas reger tätig. An verschiedenen Stellen der Front für uns günstige Unternehmungen der Aufklärer. — Rumänische Front: Bei Tulcea spärliches Artillerie- und Gewehrfeuer. Bei Isaccea mäßiges Geschützfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Juli. — Auf den türkischen Kriegsschauplätzen außer Patrouillengefechten an der Kaukasusfront Ruhe. — In Galizien machten unsere Truppen bei der ruhmreichen Abwehr der feindlichen Angriffe 202 Gefangene und erbeuteten 1 Bombenwerferbatterie und 3 Maschinengewehre. Die Verluste des in großer Überzahl angreifenden Gegners sind sehr schwer. 500 Russen allein wurden im Bajonettkampf getötet. Unsere Verluste halten sich in mäßigen Grenzen.

## Fliegerangriff auf Harwich.

Großes Hauptquartier, 5. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern und im Artois blieb gestern die Feuertätigkeit meist gering. An mehreren Stellen wurden feindliche Erkundungsvorstöße abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Unser Geländegewinn am Chemin-des-Dames östlich von Cerny veranlaßte die französische Führung auch gestern und heute morgen wieder zu Angriffen, die verlustreich scheiterten. Bisher haben die Franzosen dort 15mal ohne jeden Erfolg, jedesmal aber unter erheblichen Opfern an Toten, Verwundeten und Gefangenen versucht, den verlorenen Boden zurückzuerobern. Auf beiden Maasufern nahm abends der Feuerkampf zu. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: In den letzten Tagen führten Aufklärungsabteilungen östlich der Mosel mehrfach gelungene Unternehmungen durch. — Eins unserer Fliegergeschwader griff gestern vormittag die militärischen Anlagen und Küstenwerke bei Harwich an der Ostküste Englands an. Trotz starker Abwehr von der Erde und durch englische Luftstreitkräfte gelang es, mehrere tausend Kilogramm Bomben ins Ziel zu bringen und gute Wirkung zu beobachten. Sämtliche Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auf dem Kampffelde in Ostgalizien herrschte gestern nur geringe Feuertätigkeit. Es kam auf den Höhen bei Brzezany zu örtlichen Gefechten, bei denen die Russen aus einigen Trichterlinien geworfen wurden, in denen sie sich noch gehalten hatten. In den benachbarten Abschnitten blieb es im allgemeinen ruhig. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen zeigte sich vereinzelt der Feind tätiger als sonst. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Brzezany wurden die letzten im feindlichen Besitz verbliebenen Stellungsteile zurückgewonnen und gegen Angriffe behauptet. Sonst war die Gefechtstätigkeit auf allen Kriegsschauplätzen gering.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 5. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich des Dojransees lebhafteres feindliches Artilleriefeuer. Ein Stoßtrupp führte im Cernabogen einen gelungenen Angriff auf einen feindlichen Schützengraben aus und brachte französische Gefangene zurück. An der übrigen Front sehr schwache Kampftätigkeit. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Geschütz-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. Juli. — An der persischen Grenze, nordöstlich Suleimanie, zwangen unsere vorgehenden Bataillone fünf russische Kavallerieregimenter zum schleunigen Rückzug. Serdescht an der persischen Grenze wurde von unseren Truppen wieder besetzt. — An der Kaukasusfront war außer schwachem beiderseitigem Infanterie- und Artilleriefeuer keine wichtige Kampftätigkeit. — Sinaifront: Feindliche Artillerie machte einen fünfzehn Minuten dauernden Feuerüberfall bei Gaza, ohne ein nennenswertes Ergebnis zu erzielen.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Dunst und Regen herrschte tagsüber nur die gewöhnliche Stellungskampftätigkeit. Abends lebte bei besserer Sicht das Feuer vielfach auf. Nachts spielten sich mehrere Erkundungsgefechte ab. Hart nördlich der Aisne holten Stoßtrupps eines württembergischen Regiments nach erbittertem Nahkampf eine größere Zahl von Franzosen aus ihren Gräben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Zborow und Brzezany nahm



gestern der Artilleriekampf große Stärke an, ließ nachts nach und hat sich seit Tagesgrauen wieder gesteigert. Auch bei Zwyzyn, Broily und Smorgon war die Feuertätigkeit zeitweilig sehr lebaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Josephs: Erkannte Bereitstellungen rumänischer Infanterie zum Angriff gegen einige von uns gehaltene Höhen südlich des Casinutales wurden durch Vernichtungsfeuer zerstreut. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: An der unteren Donau war der Feind unruhiger als in letzter Zeit. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Casinutales wurden bereitgestellte rumänische Angriffstruppen durch unser Artilleriefeuer zerstreut. Im galizischen Kampfabschnitt hat das feindliche Artilleriefeuer gestern nachmittag und heute früh wieder zugenommen. Westlich Zborow wurde heute ein Angriff abgewiesen.

## Geplänkel in Mazedonien.

Sofia, 6. Juli. — Mazedonische Front: An der gesamten Front spärliches Artilleriefeuer, das nur westlich des Dojransees lebhafter war. Im Cernabogen drang einer unserer Stoßtrupps in die feindlichen Schützengräben ein, wo er dem Feinde in einem Kampf mit Bomben und Bajonett schwere Verluste zufügte und schwarze Franzosen gefangen nahm. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gefechte zwischen Wachabteilungen. Eine englische, mit Maschinengewehren bewaffnete Infanterieabteilung versuchte gegen das Dorf Haznatar vorzudringen. Sie wurde aber durch unsere vorgeschobenen Posten zurückgeschlagen. Bei Histrian Kamila zerstreuten wir durch Feuer eine englische Schwadron mit Radfahrern. Der Feind ließ auf dem Gelände Tote und Verwundete zurück sowie Waffen und Ausrüstungsstücke. — Rumänische Front: Lebhaftes Artillerie- und Infanteriefeuer im Abschnitt von Mahmudia und Tulcea.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Juli. — Irakfront: Um sich von dem gegen ihre Etappenlinien ausgeübten Druck zu befreien, unternahm eine stärkere englische Abteilung, die durch Flugzeuge unterstützt wurde, einen Angriff gegen unsere berittenen Kräfte bei Imam Asker. Der Angriff wurde abgewiesen; der Feind verlor mehrere Tote und einige Tiere. Die Grenzgefechte der letzten Zeit an der türkisch-persischen Grenze führten zu dem Ergebnis, daß sich zurzeit keine feindlichen Truppen auf türkischem Boden befinden. — Kaukasusfront: Lebhafte Patrouillentätigkeit im rechten Flügelabschnitt. Die russischen Patrouillen, die teilweise eine Stärke von 30 Mann erreichten, wurden überall zurückgeworfen. Im linken Flügelabschnitt nur geringes Infanterie- und Artilleriefeuer. — Sinaifront: Am 4. Juli bewarfen unsere Flieger mit Erfolg den Bahnhof Port Said mit Bomben. Am gleichen Tage unternahm die feindliche Kavallerie von Tell Fari aus eine größere Erkundung gegen Bir es Sab. Die beteiligten drei feindlichen Kavalleriebrigaden gerieten in unser Artilleriefeuer, erlitten Verluste und gingen wieder zurück. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde ein feindliches Flugzeug durch unser Artilleriefeuer zum Absturz gebracht.

## Große russische Niederlage in Ostgalizien.

Großes Hauptquartier, 7. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gute Beobachtungsmöglichkeit steigerte gestern den Artilleriekampf in einigen Abschnitten der flandrischen und Artoisfront zu erheblicher Stärke. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Das durchweg lebhafte Feuer verdichtete sich besonders bei Cerny, am Aisne-Marne-Kanal und in der westlichen Champagne. Nach schlagartig einsetzender Artilleriewirkung griffen die Franzosen mit starken Kräften vom Cornillet- bis zum Hochberg an. Südöstlich von Nauroy wurde der Angriff durch Feuer und im Nahkampf durch Gardetruppen abgewiesen. Am Hochberg wurde der Gegner, der in Teile des vorderen Grabens eingedrungen war, durch kraftvollen Gegenstoß eines hannoverschen Regiments vertrieben. Hier stießen die Franzosen erneut vor und brachen nochmals ein. Wiederum wurden sie durch Gegenangriffe und in erbitterten Kämpfen Mann gegen Mann völlig zurückgeworfen. Erkundungsvorstöße am Brimont und bei Cernay-en-Dormois brachten uns eine größere Zahl von Gefangenen ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Bei vielfach auflebendem Feuer keine größeren Gefechtshandlungen. — Bei Tage und bei Nacht war die Flugtätigkeit sehr rege. 8 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon wurden abgeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Die Schlacht in Ostgalizien hat gestern zu einer äußerst blutigen Niederlage der Russen geführt. Nach mehrstündigem starken Zerstörungsfeuer setzte am frühen Morgen der russische Angriff zwischen Koniuchy und Lawrykowce ein. Mit immer neu ins Feuer geworfenen, tief gegliederten Kräften stürmten die russischen Divisionen gegen unsere Front. Bis zum Mittag wiederholte der Feind seine Angriffe. Sie sind sämtlich unter den schwersten Verlusten zusammengebrochen. Auch die Verwendung von Panzerkraftwagen blieb für die Russen nutzlos; sie wurden zerschossen. Gegen die zurückflutenden Massen griffen unsere Jagdstaffeln aus der Luft ein; bereitgestellte Kavallerie wurde durch Fernfeuer zerstreut. Später griff der Feind in keine Opfer scheuendem Sturm weiter nördlich bis zur Bahn Zloczow—Tarnopol und zwischen Batkow und Zwyzyn an. Auch hier kam er nicht vorwärts; überall wurde er geworfen. Bei Brzezany und Stanislau sowie an einigen Stellen im Karpathenvorland sind gleichfalls starke russische Angriffe verlustreich gescheitert. Erbeutete Befehle in französischer Sprache zeigen, von wem das russische Heer zum Angriff getrieben wurde, der ihm keinerlei Erfolg gebracht, es dagegen blutigste Opfer gekostet hat. Rheinische, badische, thüringische, sächsische und österreichisch-ungarische Truppen teilen sich in die Ehre des Schlachttages. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Karpathen vielfach rege Gefechtstätigkeit; an mehreren Stellen wurden Vorstöße der Russen zurückgewiesen. (W. T. B.)

## Russischer Angriff bei Zborow.

Wien, 7. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen der Karpathenfront lebte das feindliche Artilleriefeuer gestern merklich auf. In der Gegend von Dorna Watra, Kirlibaba und im Ludowagebiet, dann beiderseits des Jablonicapasses erreichte es zeitweise größte Heftigkeit. Unsere Artillerie erwiderte mit kräftigem Zerstörungsfeuer von guter Wirkung. Bei Kirlibaba räumte der Feind seine Deckungen gruppenweise. Erkundungsabteilungen des Gegners, die an mehreren Stellen vorzugehen versuchten, wurden abgewiesen. Bei Stanislau haben die Russen nach heftigster Artillerievorbereitung mehrere starke, aber erfolglose Angriffe geführt. Den Hauptstoß hat hier das tapfer ausharrende ungarische Heeres-Infanterieregiment Nr. 65 abgewiesen. Auch bei Hutta und Solotwinska sind in den späten Nachmittagsstunden russische Angriffe gescheitert. Im Raume von Brzezany kam es gestern nur zu einem kurzen feindlichen Vorstoß, der abgewehrt wurde. Wie erfolgreich die Verteidigung der hier kämpfenden deutschen und osmanischen Truppen, dann der tapfer mitwirkenden Honved-Infanterieregimenter Nr. 308, 309 und 310 in den Vortagen war, zeigen die auf 13000 Mann geschätzten Feindesleichen im Vorfelde. In unbegründeter Überschätzung ihres begrenzten Zufallerfolges vom 2. Juli hofften die Russen gestern die Entscheidung südwestlich von Zborow durch einen Massenstoß herbeizuführen. Unter Heranziehung eines Gardekorps, weiterer neuer Kräfte und starker Kavalleriemassen setzten die Russen in einer Frontbreite von 16 Kilometern etwa neun bis zehn Divisionen, stellenweise 15 Wellen tief, zu wiederholten Angriffen ein. An der heldenmütigen Haltung deutscher Regimenter brachen alle nach mehrstündigem Vorbereitungsfeuer vom frühen Morgen bis zum Mittag vorgetriebenen Massenstürme erfolglos und blutigst zusammen. Dem tapferen Somborer Infanterieregiment Nr. 23 und der vortrefflich mitwirkenden k. und k. Artillerie gebührt ein rühmlicher Anteil an dem großen Erfolg des gestrigen Tages. Mehrere Panzerkraftwagen, die anzugreifen versuchten, wurden zerschossen. In den Mittagsstunden war die Angriffskraft des Gegners derart gebrochen, daß er, verfolgt durch das Maschinengewehrfeuer einer Jagdstaffel, zurückfluten mußte. Die zur beabsichtigten Verfolgung herangeführte feindliche Kavallerie wurde durch Feuer zersprengt. Die Verluste des Feindes sind außerordentlich schwer, unsere halten sich in mäßigen Grenzen. Ein gegen 8 Uhr abends sich südwestlich Zborow erneuernder russischer Angriff hatte den gleichen Mißerfolg wie alle früheren. Bei Batkow-Zwyzyn sind nachmittags mehrere gegen österreichisch-ungarische Truppen geführte Angriffe gescheitert. In tapferster Gegenwehr und in erbittertem Handgemenge haben das Györer Infanterieregiment Kaiser und König Karl Nr. 19 und das Szombathelyer Infanterieregiment Nr. 83 den Feind vollständig geworfen. Österreichisch-ungarische und deutsche Artillerie haben auch hier vortrefflich zusammengewirkt und im Verein mit der Infanterie dem Feinde schwerste Verluste zugefügt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer erhöhter Patrouillentätigkeit im Fornogebiet nichts zu melden.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen wurde eine feindliche Auflärungsabteilung durch unser Feuer zerstreut. In der Gegend von Moglena bei Bahovo versuchten serbische Abteilungen einen unserer Posten anzugreifen, wurden aber durch unser Feuer niedergemäht. Auf dem rechten Wardarufer lebhafteres Artilleriefeuer und für uns günstige Aufklärungsunternehmungen. Wir machten Gefangene vom 1. griechischen Infanterieregiment. An der übrigen Front vereinzeltes Artilleriefeuer und stellenweise Gefechte zwischen Patrouillen und Posten. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Austausch von Gewehrschüssen von Posten.

## Deutscher Fliegerangriff auf London.

Großes Hauptquartier, 8. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste, im Ypern- und Wytschaete-Abschnitt sowie bei Lens und zwischen Somme und Oise wechselnd starker Feuerkampf. Während

östlich von Ypern englische Erkundungsvorstöße zum Scheitern gebracht wurden, gelang es unseren Aufklärungsabteilungen, nordwestlich und westlich von St. Quentin Gefangene zu machen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach tagsüber starker Artilleriewirkung stießen die Franzosen gegen Abend mit erheblichen Kräften zum Angriff östlich von Cerny vor. Der Ansturm brach in unserem Feuer und im Handgranatenkampf verlustreich zusammen; mit gleichem Mißerfolg endeten nachts mehrere Vorstöße gegen unsere Gräben südlich des Gehöftes La Bovelle und südöstlich von Ailles. Unseren Sturmtrupps glückte der Überfall einer feindlichen Feldwache beim Gehöft Mennejean südlich der Straße Laon—Soissons. In der Westchampagne wurde gestern morgen ein weiterer Angriff der Franzosen am Cornilletberg zurückgewiesen. Auf dem linken Maasufer steigerte sich abends das Artilleriefeuer zu großer Heftigkeit. Nachts erfolgte ein starker französischer Angriff an der Höhe 304 und am Westhang des „Toten Mannes". Der Feind ist abgeschlagen worden; in einigen Grabenstücken wird noch gekämpft. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Außer zeitweilig auflebendem Feuer in der Lothringer Ebene und einem erfolgreichen Vorfeldgefecht am Rhein-Rhone-Kanal keine besonderen Ereignisse. — In der Nacht vom 6. zum 7. Juli haben außer Bombenwürfen nahe an der Front auch Luftangriffe auf deutsches Gebiet stattgefunden. Feindliche Flieger warfen im westfälischen Industriegebiet, in Trier und Umgebung, ferner auf Mannheim, Ludwigshafen und Rodalben insgesamt über 100 Brandbomben ab. Militärischer Schaden ist nicht entstanden. Eins der feindlichen Flugzeuge fiel in unsere Hand. Am Morgen des 7. Juli griff darauf eins unserer Fliegergeschwader London an. Gegen 11 Uhr vormittags wurden die Docks, Hafen- und Speicheranlagen an der Themse ausgiebig mit Bomben beworfen. Brand- und Sprengwirkung wurde festgestellt. Eins der zur Abwehr aufgestiegenen englischen Flugzeuge ist über London abgeschossen worden. Auch auf Margate an der Ostküste Englands wurden Bomben abgeworfen. Unsere Flugzeuge sind sämtlich zurückgekehrt bis auf ein auf See notgelandetes, das von unseren Seestreitkräften nicht mehr geborgen werden konnte. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer an der Front haben die Gegner gestern 9 Flugzeuge eingebüßt. Eins davon ist durch Leutnant Wolff abgeschossen worden, der damit den 33. Luftsieg errang. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Auf dem Kampffeld zwischen Strypa und Zlota Lipa haben die Russen ihren Angriff nach den nutzlosen Opfern der Vortage nicht erneuern können. Heute morgen brach ein Angriff ohne Feuervorbereitung bei Zborow verlustreich zusammen. Bei Stanislau ist gestern und heute früh gekämpft worden. Österreichisch-ungarische Regimenter wiesen dort im Nahkampf mehrere russische Divisionen ab, deren Sturmwellen, durch unser Vernichtungsfeuer gelichtet, bis an die Stellungen vorgedrungen waren. Auch bei Huta im oberen Teil der Bystrzyca Solotwinska wurde ein Angriff der Russen abgeschlagen. — Bei den übrigen Armeen der Ostfront hielt sich die Gefechtstätigkeit in mäßigen Grenzen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpathen nur mäßiges feindliches Artilleriefeuer und geringe Aufklärungstätigkeit. Bei Stanislau hat der Feind seine Angriffe gestern und heute früh mit großer Zähigkeit wiederholt. Nach einem mißlungenen schwächeren Vorstoß setzte er gegen 1 Uhr nachmittags starke überlegene Kräfte zum entscheidenden Stoß gegen unsere Stellungen beiderseits der Straße Stanislau—Kalusz ein. Alle Angriffe zerschellten an der tapferen Haltung und dem vortrefflichen Zusammenwirken aller Waffen unserer Miskolczer Division. Der an wenigen Stellen in die vordersten Gräben eingedrungene Feind wurde durch sofortigen Gegenangriff geworfen. Ein weiterer Angriff in den Abendstunden wurde schon durch unser Artilleriefeuer niedergehalten, auch blieb ein heute früh ohne Vorbereitungsfeuer unternommener Vorstoß ergebnislos. Im Tale der Bystrzyca Solotwinska hat der Feind ebenfalls stärkere Kräfte zum Angriff angesetzt. Das bewährte schlesische Infanterieregiment Kaiser und König Franz Joseph I. behauptete hier in zähem Kampfe alle seine Stellungen. In den Hauptangriffsräumen der Vortage haben mit Ausnahme eines erfolglosen feindlichen Vorstoßes südwestlich Zborow keine größeren Kampfhandlungen stattgefunden.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. Juli. — Mazedonische Front: Lebhaftes Feuer der feindlichen Artillerie auf der Cervena Stena und im Zentrum unserer Stellungen im Cernabogen. Eine serbische Erkundungsabteilung, die sich unserm Posten östlich der Cerna bei Tarnova zu nähern versuchte, wurde durch Feuer zerstreut. Westlich vom Dojransee mäßiges Artilleriefeuer. An der unteren Struma Gefechte zwischen Infanterie- und Kavallerieabteilungen. — Rumänische Front: Zwischen Mahmudia und Tulcea Artillerie- und Infanteriefeuer. Bei Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Türkische Erfolge an der persischen Grenze.

Konstantinopel, 8. Juli. — An der persischen Grenze östlich Pandschwin griffen am 6. Juli unsere Truppen die Russen an und schlugen sie. Als Beute wurde bisher gemeldet: 4 Gebirgsschütze, 3 Maschinengewehre und Gefangene, deren genaue Zahl hier noch nicht bekannt ist. 25 Kilometer nordwestlich Serdescht fand ein einstündiges Gefecht statt, in dem die Russen verlustreich zurückgeworfen wurden. — An der Kaukasusfront die übliche Artillerie- und Patrouillentätigkeit. An der anatolischen Küste unternahm unsere Artillerie einen wohlgelungenen Feuerüberfall auf die Insel Tenedos. Es wurden mehrere feindliche Segler versenkt und die feindliche Funkenstation vermutlich zerstört. Feindliche Flieger warfen Bomben auf die Stadt Smyrna. Getötet wurde eine Person. Alle Verletzten gehören den Nationen der Entente an. Durch die gut organisierte Fliegerabwehr konnte weiteres Unglück verhütet werden.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 9. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regen und Dunst blieb in fast allen Frontabschnitten das Feuer bis zum Abend gering. Es lebte dann mehrfach auf. Nachts kam es an verschiedenen Stellen zu für uns erfolgreichen Erkundungsgefechten. — Bei der Heeresgruppe deutscher Kronprinz wurde ein Angriff zur Verbesserung unserer Stellungen am Chemin-des-Dames mit vollem Erfolg durchgeführt. Nach einem Feuerüberfall von Minen- und Granatwerfern auf die Sturmziele brach die Infanterie, gedeckt durch das Riegelfeuer der Artillerie, zum Einbruch vor. Die aus Niedersachsen, Thüringern, Rheinländern und Westfalen bestehenden Sturmtruppen nahmen in kraftvollem Stoß die französischen Gräben südlich von Pargny-Filain in $3^1/_2$ Kilometer Breite und hielten die gewonnenen Linien gegen fünf feindliche Angriffe. Zur Ablenkung des Gegners waren kurz vorher an der Straße Ison—Soissons Sturmabteilungen hessisch-nassauischer und westfälischer Batallione in die französischen Gräben gedrungen; sie kehrten nach Erfüllung ihres Auftrages mit einer größeren Zahl von Gefangenen befehlsgemäß in die eigenen Linien zurück. Der überall heftigen Widerstand leistende Feind erlitt hohe blutige Verluste, die sich bei ergebnislosen Gegenangriffen auch während der Nacht noch steigerten. Es sind 30 Offiziere und über 800 Mann gefangen eingebracht worden; die Beute an Kriegsgerät ist sehr erheblich. Auf dem Westufer der Maas haben die Franzosen aus den Kämpfen in der Nacht zum 8. Juli einige kleine Grabenstücke in der Hand behalten; heute vor Tagesgrauen nordöstlich von Esnes einsetzende Vorstöße sind zurückgewiesen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Während zwischen Strypa und Zlota Lipa nur lebhafte Artillerietätigkeit herrschte und uns einige Vorstöße Gefangene einbrachten, kam es bei Stanislau zu neuen Kämpfen. Durch starke russische Angriffe wurden die dort stehenden Truppen zwischen Ciezow und Zagwozdz (12 Kilometer) gegen die Waldhöhen des Czarnylas zurückgedrückt. Durch Eingreifen deutscher Reserven kam der Stoß zum Stehen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Karpathen hielt die rege Tätigkeit der russischen Batterien an; örtliche Angriffe der Russen sind an mehreren Stellen gescheitert. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpathen und an der oberen Bystrzyca Solotwinska fühlten die Russen mit stärkeren Aufklärungsabteilungen vor. Nordwestlich von Stanislau mußte gestern nach zweitägigem erbittertem Ringen die erste Stellung unserer Verteidigungsanlagen dem Feinde überlassen werden. Eine Erweiterung des russischen Geländegewinnes wurde durch das Eingreifen von Reserven verhindert. Nördlich des Dnjestr, namentlich auf galizischem Boden, starke Artillerietätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Vodice wurde ein italienischer Vorstoß abgewiesen.

## Kleinere Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 9. Juli. — Mazedonische Front: An der Cervena Stena und bei Dobropolje war die Artillerietätigkeit lebhafter. Im Cernabogen drang bei Paralowo einer unserer Stoßtrupps in die italienischen Gräben ein und holte daraus Gefangene vom italienischen Infanterieregiment Nr. 61 zurück. An der unteren Struma zerstreuten wir bei Ormanli eine berittene englische Abteilung. An der übrigen Front schwache Kampftätigkeit. Bei Petrich schossen die Unterleutnants Balan und Uzunow nach hartnäckigem Kampfe mit sechs Flugzeugen ein englisches ab, dessen Führer, Hauptmann Odvier, gefangen genommen wurde. — Rumänische Front: Westlich von Mahmudia versuchten feindliche Abteilungen sich auf Fahrzeugen unserem Ufer zu nähern; sie wurden durch Feuer vertrieben. Östlich von Tulcea Gewehrfeuer.

## Ergebnis der Luftkämpfe im Juni.

Großes Hauptquartier, 10. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste, im Abschnitt von Ypern und östlich von Wytschaete größere Stärke als in den Vortagen. Ein Vorstoß englischer Infanterie südwestlich von Hollebeke wurde zurückgewiesen. Auch nordöstlich von Messines, bei Lens und



Fresnoy sowie nordwestlich von St. Quentin spielten sich Erkundungsgefechte ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs des Chemin-des-Dames nahm abends das Feuer an Heftigkeit zu. Nachts wurden Teilangriffe der Franzosen südlich von Courtecon und südwestlich von Cerny abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Riga, Dünaburg und Smorgon hat die Gefechtstätigkeit sich gesteigert. — Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli blieben die Russen zwischen Strypa und Dnjestr ziemlich untätig. Unternehmungen unserer Sturmtrupps brachten an mehreren Stellen Gewinn an Gefangenen und Kriegsbeute. Nach Abschluß der Kämpfe, die sich gestern nordwestlich von Stanislau entwickelten, wurden unsere Truppen hinter den Unterlauf des Lukowicabaches zurückgenommen. — Im Bereich der anderen Armeen keine größeren Kampfhandlungen. — Im Monat Juni war das Ergebnis der Kämpfe gegen die feindlichen Luftstreitkräfte gut. Unsere Gegner haben 220 Flugzeuge und 33 Fesselballons durch Einwirkung unserer Waffen verloren. Von den Flugabwehrkanonen wurden 60 feindliche Flieger abgeschossen, der Rest wurde im Luftkampfe zum Absturze gebracht. Unser Verlust beträgt 58 Flugzeuge und 3 Fesselballons. (W. T. B.)

## Die Kämpfe um Stanislau.

Wien, 10. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph regere Erkundungs- und Artillerietätigkeit. — Bei Stanislau entbrannten gestern früh erneut heiße Kämpfe. Die verbündeten Truppen schlugen mehrere Angriffe ab, wurden jedoch abends vor dem zunehmenden Druck der feindlichen Massen hinter den unteren Lukowicabach zurückgeführt. Der Gegner drängte die Nacht über nicht nach. — Nördlich des Dnjestr verhielten sich die Russen ziemlich ruhig. Unsere Sturmtrupps arbeiteten mit Erfolg. Zwischen der galizischen Grenze und der Ostsee lebte vielfach das Geschützfeuer auf.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. Juli. — Mazedonische Front: Ziemlich lebhaftes Geschützfeuer an der Cervena Stena, auf dem Dobropolje und südlich von Dojran. An der unteren Struma zerstreuten unsere vorgeschobenen Posten bei den Dörfern Ormanli, Osman Kamila Eni Mahle durch Feuer englische Erkundungsabteilungen. An der übrigen Front schwache Kampftätigkeit. Auf dem rechten Wardarufer wurde ein feindliches Flugzeug gezwungen nach einem Luftkampf zu landen. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Infanteriefeuer und mäßiges Geschützfeuer bei Somova. Westlich von Isaccea versuchten feindliche Erkundungsabteilungen von Schiffen aus an das Ufer zu gelangen. Sie wurden aber durch unser Feuer verjagt.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Juli. — Abgesehen von der gewöhnlichen Aufklärungstätigkeit und Artilleriefeuer ereignete sich an der Kaukasusfront nichts von Bedeutung. In der Nacht zum 10. Juli überflogen zwei feindliche Flugzeuge Konstantinopel und warfen an einigen Stellen Bomben, die nur unbedeutenden Schaden anrichteten.

## Sturmerfolg bei Lombartzyde.

Großes Hauptquartier, 11. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünenabschnitt des Marinekorps stürmten gestern Teile der kampfbewährten Marine-Infanterie nach planmäßiger, wirkungsvoller Feuervorbereitung die von den Franzosen stark ausgebauten, seit kurzem von Engländern übernommenen Verteidigungsanlagen zwischen der Küste und Lombartzyde. Der Feind wurde über die Yser zurückgeworfen. Über 1250 Gefangene, dabei 27 Offiziere, sind eingebracht worden; die englischen Verluste in dem stark beschossenen Gelände zwischen Meer und Fluß sind sehr hoch, die Beute steht noch nicht fest. — Wieder trugen unsere Flieger in tatkräftigster Weise trotz heftigen Sturmes zu dem vollen Erfolge des Tages wesentlich bei. — Bei den anderen Armeen der Westfront hielt sich infolge regnerischen Wetters die Gefechtstätigkeit in geringen Grenzen. Einige Erkundungsunternehmen von sächsischen, rheinischen und Gardetruppen bei Reims, östlich der Argonnen und zwischen Maas und Mosel zeigten gute Ergebnisse. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer keine größeren Kampfhandlungen. Die Bewegungen südlich des Dnjestr sind bisher wie geplant vollzogen worden. — Mazedonische Front: Bulgarische Streifabteilungen rieben östlich des Dojransees einen englischen Posten auf. In der Struma-Ebene schoß die englische Artillerie mehrere Ortschaften in Brand. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpathen hält die rege Gefechtstätigkeit an. Südlich des Dnjestr wurden die Bewegungen der verbündeten Truppen ohne Störung durch den Gegner vollzogen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo gewinnt das feindliche Geschützfeuer stellenweise an Stärke.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 11. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und in der Moglenagegend und südlich von Dojran lebhafteres Artilleriefeuer. Eine serbische Erkundungsabteilung, die sich dem Dobropolje nähern wollte, wurde durch Feuer zersprengt. Östlich des Dojransees vernichtete eine unserer Erkundungsabteilungen zwischen den Dörfern Popovo und Karadschelli einen englischen Posten; sie brachte mehrere Gefangene, Gewehre und anderes Kriegsmaterial ein. An der übrigen Front sehr schwache Kampftätigkeit. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehr- und Geschützfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. Juli. — An der Kaukasusfront Patrouillen- und Artillerietätigkeit wie gewöhnlich. — Über die am 9. Juli gemeldeten erneuten Erfolge unserer braven Flieger an der Sinaifront sind folgende Einzelheiten zu berichten: Von uns waren zwei Beobachtungsflugzeuge und ein Kampfflugzeug aufgestiegen, die von drei englischen Kampfflugzeugen angegriffen wurden. Ein feindliches Flugzeug wurde sofort abgeschossen, Führer tot. Das feindliche Flugzeug fiel vollständig zertrümmert hinter unsere Linien. Die beiden anderen Flugzeuge versuchten zu entfliehen. Sie wurden von einem unserer Kampfflugzeuge eingeholt, das einen englischen Zweisitzer zum Niedergehen hinter unseren Linien zwang. Der Führer ist gefangen, das Flugzeug voraussichtlich verwendungsfähig. Der Sieger in den beiden Luftkämpfen war wieder der schon mehrfach genannte Oberleutnant Felmi. Das dritte englische Flugzeug entkam. — Am 8. Juli unternahm eine aus 9 Bataillonen, 18 Eskadronen und 2 Batterien bestehende englische Abteilung einen Erkundungsvormarsch von Tell el Fari aus in östlicher Richtung. Die Abteilung kehrte um, nachdem ihre starke Vorhut bei Kosel Basal durch unser Artilleriefeuer empfindliche Verluste erlitten hatte. — Am 7. Juli abends warfen feindliche Flieger Bomben auf das in Yalowa auf Gallipoli gelegene Krankenhaus, obwohl dieses als Krankenhaus deutlich erkennbar ist. Von den Kranken wurden 2 getötet und 6 verwundet.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Angriff der Marine-Infanterie am 10. Juli stellt einen schönen großen Erfolg dar; der Feind hat Gegenangriffe nicht zu führen vermocht. Die Kampftätigkeit der Artillerien war gestern in Flandern vor allem südöstlich von Ypern, an der Artoisfront, bei Lens und Bullecourt gesteigert. Mehrere Erkundungsunternehmen wurden von uns erfolgreich durchgeführt. Bei Monchy stürmten Stoßtrupps eines hanseatischen Regiments unter wirkungsvoller Mithilfe von Flammenwerfern eine Reihe englischer Gräben, aus denen eine größere Zahl von Gefangenen zurückgebracht wurde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Westchampagne und auf dem linken Maasufer entwickelten sich im Laufe des Tages heftige Feuerkämpfe. Einige Aufklärungsgefechte endeten günstig. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Wieder war bei Riga, Smorgon und Baranowitschi die Feuertätigkeit lebhaft, auch bei Luck und auf dem ostgalizischen Kampffelde schwoll sie zeitweilig zu erheblicher Stärke an. An der Schtschera wurden russische Jagdtrupps, am Stochod südöstlich von Kowel feindliche Teilangriffe zurückgewiesen. Zwischen Dnjestr und Karpathen fühlten die Russen mit gemischten Abteilungen gegen die Lomnicastellung vor; bei Kalusz erreichten Vortruppen das Westufer des Flusses. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und den Karpathen nichts von Belang. Südlich des Dnjestr gelangten die Russen bis an unsere Lomnicastellung. Bei Kalusz kam es auf dem Westufer des Flusses zu Kämpfen. Am Stochod und nördlich der Bahn Rowno—Kowel wurde ein russischer Vorstoß abgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Als Entgelt für die Heimsuchung Idrias durch italienische Flieger bewarf gestern ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader den Bahnhof und die ausgedehnten Barackenlager bei Cividale mit Erfolg. Auf dem kleinen Colbricon drangen gestern früh unsere Sturmabteilungen in die feindliche Stellung ein, machten die Besatzung nieder, sprengten große Mengen italienischer Munition und kehrten mit Gefangenen zurück.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 12. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit. Östlich der Cerna wurde eine feindliche Erkundungsabteilung zurückgeworfen. An der unteren Struma wurden berittene englische Erkundungsabteilungen bei den Dörfern Haznatar und Ormanli durch unser Feuer zersprengt. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Gewehrfeuer, spärliches Geschützfeuer.

## Erfolg bei Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 13. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen und Artoisfront war in mehreren Abschnitten bei guter Sicht der Feuerkampf stark. Feindliche Vorstöße östlich von Nieuport, südöstlich von Ypern, bei Hulluch und südlich der Scarpe wurden zurückgeschlagen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Wieder war die Kampftätigkeit der Artillerie in der westlichen Champagne erheblich gesteigert; auch auf dem linken Maasufer erreichte das Feuer abends große Heftigkeit. An der Höhe 304 nahmen Sturmtrupps in frischem Draufgehen die vom Feinde am 8. Juli zurückeroberten Gräben wieder, die Besatzung wurde niedergemacht, ein Teil gefangen zurückgeführt. Die von uns in den Kämpfen am 28. Juni gewonnenen Stellungen in 4 Kilometer Breite sind einschließlich ihres Vorfeldes damit wieder voll in unserer Hand. Trotz heftiger Gegenwirkung brachte ein Erkundungsvorstoß bei Prunay uns Gewinn an Gefangenen und Beute. — In zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner 17 Flugzeuge, 2 weitere durch Abwehrfeuer. Oberleutnant Ritter von Tutscheck, der am 12. Juli 2 feindliche Flieger zum Absturz brachte, errang gestern durch Abschuß eines Fesselballons den 16. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An der Düna, bei Smorgon und an der Schtschara war die Gefechtstätigkeit rege; auch westlich von Luck lebte sie infolge eigener Erkundungsvorstöße zeitweilig auf. Südlich des Dnjestr sind an mehreren Stellen der Lomnicalinie russische Angriffe zum Scheitern gebracht worden. — An der Front des Generaloberstsen Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen drangen nach stärkerem Feuer mehrfach feindliche Aufklärungsabteilungen gegen unsere Stellungen vor; sie sind überall abgewiesen worden. — Mazedonische Front: Östlich der Nidza Planina löste ein erfolgreicher bulgarischer Vorstoß örtliche Gegenangriffe der Serben aus; sie schlugen verlustreich fehl. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und bei der Heeresfront des Generaloberstsen Erzherzogs Joseph lebhafte feindliche Aufklärungstätigkeit. An der Lomnicastellung wurden mehrere russische Vorstöße abgeschlagen. In Wolhynien lösten unsere Erkundungsabteilungen stellenweise reges Geplänkel aus.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. Juli. — Mazedonische Front: Sehr schwache Gefechtstätigkeit längs der ganzen Front. In der Gegend von Moglena bei Dobropolje wurde ein schwacher Angriff des Feindes mit blutigen Verlusten für ihn abgeschlagen. Beim Dorfe Monte wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung durch Feuer zerstreut. An der unteren Struma Gefechte zwischen vorgeschobenen Abteilungen. Bei Christian-Kamila trieben wir durch Feuer eine feindliche Aufklärungsabteilung auseinander. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer und spärliches Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Juli. — Kaukasusfront: Die feindliche Patrouillentätigkeit sowie das gegenseitige Artillerie- und Infanteriefeuer war an mehreren Stellen der Front lebhafter wie bisher, zu irgendwelchen Kampfhandlungen von Bedeutung kam es aber nicht. — Sinaifront: Am 11. Juli auf der ganzen Front lebhaftes Artillerie- und Infanteriefeuer. Stärkere feindliche Abteilungen, die bis Kos el Basal und Abu Galjun vorgingen, zogen sich gegen Abend wieder zurück. Am 12. Juli wurden nur feindliche Erkundungskompagnien beobachtet. Schweres feindliches Artilleriefeuer richtete sich auf die Gegend von Ghaza.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste setzte gegen Abend starkes Feuer gegen unsere Stellungen ein. Nachts bei Lombartzyde vorbrechende englische Angriffe brachen verlustreich in unserer Abwehrwirkung zusammen. Auch östlich und südöstlich von Ypern sowie in einigen Abschnitten der Artoisfront war der Artilleriekampf lebhaft. Bei Vorfeldgefechten nordwestlich von St. Quentin wurde eine Anzahl Engländer und Franzosen gefangen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen Soissons und Reims nahm die Feuertätigkeit zu; in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer blieb der Artilleriekampf bis zum Einbruch der Dunkelheit stark. Erkundungsvorstöße der Franzosen wurden an mehreren Stellen abgewiesen. Südlich des Bois Souleins (nördlich von Reims) setzten sich unsere Sturmtrupps in Besitz französischer Grabenstücke und hielten sie gegen mehrere Gegenangriffe. Südwestlich von Somme-Py vereitelte unser Feuer einen sich vorbereitenden feindlichen Vorstoß. Am Walde von Avocourt wurden von unseren Aufklärern Gefangene gemacht. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: In der Lothringer Ebene waren die Artillerien tätiger als sonst. Am Westhang der mittleren Vogesen verliefen eigene Erkundungen erfolgreich. — 21 feindliche Flieger und 1 Fesselballon wurden gestern in Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg und Smorgon hält die rege Gefechtstätigkeit an. In Ostgalizien war das Feuer nur im Abschnitt von Brzezany lebhaft. Starker Regen beeinträchtigte auch südlich des Dnjestr die Kampfhandlungen. Dort kam es nur südlich von Kalusz zu örtlichen Zusammenstößen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Kalusz war es gestern zu mehrfachen Kämpfen gekommen. Die Gefechtslage ist unverändert. Nördlich des Dnjestr trat an mehreren Stellen an der galizischen Front und in Wolhynien beiderseits Artillerie stärker in Tätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Küstenlande und an der Tiroler Front mäßiges Geschützfeuer. Stabsfeldwebel Kiß schoß bei Levico im Luftkampf sein sechstes italienisches Flugzeug ab.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, etwas lebhafter östlich von der Cerna und südlich vom Dojransee. In der Moglenagegend Erkundungsunternehmungen zu unseren Gunsten. In Erwiderung dieser versuchte der Feind an mehreren Stellen schwache Angriffe, die durch unser Feuer abgeschlagen wurden. Am östlichen Ufer des Vardar und westlich vom Dojransee wurden feindliche Aufklärerabteilungen durch Feuer vertrieben. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Austausch von Gewehrfeuer und spärliches Artilleriefeuer.

## Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 15. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste sowie zwischen Boesinghe und Wytschaete große Heftigkeit; er dauerte bei Ypern auch nachts an. Bei Lens und auf beiden Scarpe-Ufern war zeitweilig das Feuer stark. Englische Kompagnien, die bei Gavrelle, östlich von Croisilles und bei Bullecourt vorstießen, wurden durch Gegenstoß zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames wurden dem Feinde durch Angriff wichtige Stellungen südöstlich von Courtecon entrissen. Nach zusammengefaßter Wirkung von Artillerie und Minenwerfern stürmten Teile des Infanterieregiments Generalfeldmarschall von Hindenburg und anderer ostpreußischer Regimenter sowie des Sturmbataillons 7 die französische Stellung in 1500 Meter Breite und 300 Meter Tiefe. Der Gegner leistete erbitterten Widerstand, so daß es zu hartnäckigen Nahkämpfen kam. Die Sturmziele wurden überall erreicht und gegen drei starke Gegenangriffe gehalten. Die blutigen Verluste der Franzosen sind schwer; bisher sind über 350 Gefangene eingebracht worden. Die beträchtliche Beute ist noch nicht gezählt. In der Westchampagne hat nach viertägigem schwersten Feuer gestern 9 Uhr abends der französische Angriff gegen unsere Stellungen südlich von Nauroy bis südöstlich von Moronvilliers eingesetzt. Der Ansturm der starken feindlichen Kräfte wurde dank der tapferen Haltung unserer Infanterie und der gesteigerten Abwehr- und Gegenwirkung der Artillerie im wesentlichen abgeschlagen. Am Hochberg und Pöhlberg entstanden nach Abweisen des ersten Ansturms durch erneuten Angriff des Gegners örtliche Einbruchstellen, an denen am Morgen noch gekämpft wurde. Auch auf dem linken Maasufer griffen die Franzosen nach Trommelfeuer an der Höhe 304 an. An keiner Stelle gelang es dem Feinde, unsere Gräben zu erreichen; seine Sturmwellen brachen in unserem Vernichtungs- und Sperrfeuer zusammen. Im Grunde von Vacherauville am Ostufer der Maas hielt unsere Artilleriewirkung einen sich vorbereitenden Angriff nieder. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Trotz ungünstiger Witterung war die Gefechtstätigkeit an der Düna und bei Smorgon lebhaft. In Ostgalizien erreichte das Feuer nur in begrenzten Abschnitten größere Stärke. Südlich des Dnjestr griffen die Russen oberhalb von Kalusz an mehreren Stellen an; sie wurden überall abgewiesen. — An der Front des Generaloberstsen Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen ist mehrfach eine Steigerung des Feuers merkbar. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und in den Karpathen wurde auf beiden Seiten das Geschützfeuer lebhafter. An der Lomnicafront südlich von Kalusz unternahm der Feind mehrere Angriffe. Unsere Truppen warfen ihn überall zurück. Zwischen Dnjestr und Pripjet nur geringe Kampftätigkeit.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 15. Juli. — Mazedonische Front: Nach heftigem Artilleriefeuer versuchte eine englische Infanterieabteilung gegen einen unserer Posten westlich vom Dojransee vorzugehen, wurde aber im Handgranatenkampf zerstreut und ließ mehrere Gewehre, eine große Menge Bomben und anderes Kriegsmaterial in unseren Händen. An der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Infanterie- und Artilleriefeuer. Östlich Mahmudia, in der Nähe der Dörfer Muruköj und Dunaretz überschritten russische Erkundungsabteilungen, ausgerüstet mit Maschinengewehren, während der Nacht auf Fahrzeugen den St. Georgsarm und versuchten, unsere vorgeschobenen Posten anzugreifen; sie wurden jedoch durch Gegenangriff vertrieben.

## Gegenangriffe bei Lombartzyde.

Großes Hauptquartier, 16. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gestern morgen versuchten die Engländer in dreimaligem Angriff, die bei Lombartzyde verlorenen Stellungen zurückzugewinnen; stets wurden sie verlustreich abgeschlagen. — Das tagsüber mäßige Feuer schwoll abends sowohl an der Küste wie von der Yser bis zur Lys zum starken Artilleriekampf an, der auch nachts lebhaft blieb. Vom La Basséekanal bis auf das Südufer der Scarpe war in den letzten Tagesstunden die Feuertätigkeit gesteigert. Nordwestlich von Lens und bei Fresnoy wurden starke englische Erkundungsabteilungen zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In heftigen aber vergeblichen Angriffen bemühten sich die Franzosen, die von uns südlich von Courtecon genommenen Stellungen zurückzuerobern. Hier wie bei gescheiterten Angriffen südlich des Gehöftes La Bovelle hatten sie schwere Verluste. Auch nordöstlich von Sillery im Vesletal schlug ein Vorstoß des Feindes fehl. In der Westchampagne waren einige unserer vorderen Gräben bei Abschluß der nächtlichen Kämpfe in Feindeshand geblieben. Während am Hochberg die am Abend wieder zurückgewonnenen Gräben nicht dauernd behauptet wurden, ist am Pöhlberg nach erbittertem Nahkampf unsere alte Linie wieder erreicht. Eine größere Zahl von Gefangenen und einige Maschinengewehre sind von beiden Gefechtsfeldern eingebracht worden. Mit kurzer Unterbrechung während der Nacht dauert lebhafter Feuerkampf auf dem westlichen Maasufer an. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Rege Artillerietätigkeit zwischen Maas und Mosel, wo am 14. Juli eine Erkundung bei Remenauville durch Einbringen zahlreicher Gefangener guten Erfolg hatte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Karpathen lebhafte Gefechtstätigkeit nur bei Riga und südlich von Dünaburg. In den Waldkarpathen wurden mehrfach russische Streifabteilungen vertrieben. In der rumänischen Ebene nahm abends in einzelnen Abschnitten das Feuer zu. Im Donaudelta wiesen bulgarische Sicherungen vorgestern einen russischen Überfall durch Gegenstoß zurück. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Waldkarpathen und südlich des Dnjestr wurden Vorstöße feindlicher Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. Sonst weder im Osten noch an der albanischen Front besondere Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Jamiano scheiterten mehrere italienische Teilangriffe.

## Ereignisse zur See.

Wien, 16. Juli. — Eines unserer U-Boote, Kommandant Linienschiffsleutnant von Trapp, hat am 8. Juli die militärischen Anlagen von Derna (Nordafrika) durch eine Stunde mit guter Wirkung beschossen. Das Feuer feindlicher Landbatterien war erfolglos. Flottenkommando.

## Erkundungsvorstöße in Mazedonien.

Sofia, 16. Juli. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia wurde das Artilleriefeuer von Zeit zu Zeit lebhafter. Auf dem übrigen Teil der Front schwache Artillerietätigkeit. Erkundungsabteilungen drangen im Süden von Dojran in die feindlichen Gräben ein und fügten dem Feinde empfindliche Verluste zu. An der unteren Struma zwischen den Dörfern Haznatar und Ormanli wurde eine feindliche Reiterabteilung durch Feuer zerstreut. — Rumänische Front: An der ganzen Front an der unteren Donau von Galatz bis zum Meer nur zeitweise Gewehrfeuer zwischen Posten und stellenweise vereinzelte Kanonenschüsse. Östlich von Tulcea während der Nacht lebhafteres Gewehr- und Maschinengewehrfeuer.

## Türkischer Erfolg am Euphrat.

Konstantinopel, 16. Juli. — Am Euphrat verlor die geschlagene feindliche Abteilung auf ihrem Rückzuge noch 120 Tote und Verwundete sowie 60 Pferde. Außerdem erbeutete unsere verfolgende Kavallerie 2 Levis-Gewehre und viele Zelte. — An der persischen Front erbeutete eine unserer Grenzkompagnien in einem Gefecht bei Serdesch ein Maschinengewehr. Nördlich Revanduz griff eine russische Kompagnie unsere Vorposten an, wurde aber zurückgeschlagen. — An der Kaukasusfront mäßiges Artillerie- und Infanteriefeuer.



## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 17. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste griffen die Engländer nach tagsüber lebhaftem Feuer wieder bei Lombartzyde an; sie wurden abgewiesen. Längs der Front von Noordschoote bis Warneton steigerte sich die Kampftätigkeit der Artillerie zu erheblicher Stärke; auch auf beiden Scarpe-Ufern war sie lebhaft. Englische Erkundungsvorstöße scheiterten bei Messines, Hulluch, Gavrelle, Bullecourt und nördlich von St. Quentin. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vormittags drangen an der Straße Laon—Soissons Stoßtrupps eines hannoverschen Regiments zusammen mit Pionieren nach Feuerüberfall in die französischen Linien, sprengten Unterstände und Grabengeschütze und kehrten mit zahlreichen Gefangenen und Maschinengewehren in die eigenen Gräben zurück. Bei Courtecon war in der Nacht zu gestern ein weiteres Stück französischer Stellung durch Handstreich genommen worden; die Gefangenenzahl in diesem Abschnitt erhöhte sich dadurch auf über 450 Franzosen. Kurz vor Dunkelheit eröffnete der Feind schlagartig stärkstes Feuer auf die Stellungen zwischen dem Gehöft Malval und Cerny. Darauf setzte gegen diese Front ein starker mit dichten Massen geführter Angriff ein, der im Feuer und im Nahkampf unter den schwersten Verlusten ergebnislos zusammenbrach. Alle kürzlich gewonnenen Stellungen sind fest in der Hand der bewährten ostpreußischen Division. Nördlich von Reims schlug ein Vorstoß der Franzosen gegen die von uns eroberten Gräben südlich des Bois Soulains fehl, ein weiterer wurde durch unser Abwehrfeuer unterdrückt. Am Pöhlberg in der Westchampagne gelang es Thüringern, in erbitterten Handgranatenkämpfen die Franzosen aus dem letzten Stück unserer alten Stellung zu vertreiben und mehrere Gegenangriffe zurückzuschlagen. Auf dem linken Maasufer setzte mittags heftigste Artilleriewirkung gegen die Höhe 304 und die Anschlußlinien ein. Unser Vernichtungsfeuer auf die französischen Gräben und Bereitschaftsräume erstickte den feindlichen Angriff; nur wenige Leute kamen aus den Gräben.. Heute morgen hat sich der Feuerkampf dort erneut gesteigert. — Außer 5 Flugzeugen wurden 4 feindliche Fesselballons durch unsere Flieger zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die rege Gefechtstätigkeit bei Riga, Dünaburg und Smorgon hält an. Bei aufklärendem Wetter war an der Narajowka das Feuer stärker als in den letzten Tagen. Südlich des Dnjestr nahmen rheinische Regimenter das Waldgelände nördlich von Kalusz. Da auch von Westen her deutsche Kräfte vorgingen, räumten die Russen die Stadt und zogen sich eilig auf das südliche Lomnica-Ufer zurück. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Dem Drucke deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen weichend, räumten die Russen gestern Kalusz und das westliche Lomnica-Ufer; die Verbündeten rückten nach. Südlich von Kalusz kam es stellenweise zu stärkeren Kämpfen. Bei Ldziany scheiterten sechs russische Entlastungsvorstöße am Widerstande kroatischer Bataillone. Bei Landstreu und Nowica erzielten wir Raumgewinn. — Sonst weder von der Ostfront noch aus Albanien Neues zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Colbricon explodierte eine italienische Mine; unsere Truppen besetzten den Trichter

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur auf dem linken Wardarufer östlich von Cerna und auf dem Mahowohügel lebhafter war. Feindliche Erkundungsabteilungen wurden durch unser Feuer verjagt. An der unteren Struma, bei dem Dorfe Ormanli, trieben wir aus Infanterie und Kavallerie bestehende feindliche Erkundungsabteilungen zurück. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und dem Dorfe Parlita lebhaftes Artilleriefeuer, bei Mahmudia gegenseitiges Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Juli. — In Persien, 60 Kilometer östlich der Grenze, und östlich von Suleimanie griff eine unserer Grenzabteilungen die an Zahl überlegenen Russen im Garranpaß an und warf sie auf Senne zurück. Der Feind verlor 70 Tote, 2 Maschinengewehre und eine Menge Waffen. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt scheiterte der Angriff einer feindlichen Kompagnie gegen unsere Patrouillen unter großen Verlusten für die Gegner, ebenso mißlang ein Angriff eines feindlichen Bataillons gegen einen unserer Züge, nachdem der Zug durch zwei Kompagnien verstärkt war. — Sinaifront: Artilleriefeuer bei Ghaza. Patrouillentätigkeit auf den übrigen Teilen der Front. In Adana wurde die Schule von französischen Flugbooten mit Bomben beworfen. Zwei Lehrer, elf Kinder und sieben andere Zivilpersonen wurden verwundet; von den Verwundeten sind vier gestorben.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Ar-

tilleriekampf in Flandern war an der Küste stark. Von der Yser bis zur Lys hat er sich gegen die Vortage erheblich gesteigert. Zwischen Hollebeke und Warneton sind englische Erkundungsvorstöße im Nahkampf abgeschlagen worden. Am La Basséekanal, bei Loos und Lens sowie auf beiden Ufern der Scarpe war das Feuer in den Abendstunden lebhaft. Bei Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer nördlich der Straße Arras—Cambrai an; sie wurden bis auf eine schmale Einbruchsstelle westlich des Bois du Vert zurückgeworfen. Heute morgen wurde ein englisches Bataillon, das nördlich Fresnoy vorging, durch Feuer vertrieben. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und in der Champagne blieb bei trübem Wetter die Feuertätigkeit meist gering. Auf dem linken Maasufer wurde tagsüber gekämpft. Nach dreistündiger stärkster Artilleriewirkung griffen die Franzosen in 5 Kilometer Breite vom Avocourtwalde bis zum Grunde westlich des Toten Mannes an. An der Südostecke des Waldes von Malancourt und beiderseits der Straße Malancourt—Esnes drangen sie nach erbittertem Kampf in die von uns kürzlich dort gewonnenen Gräben; im übrigen sind sie zurückgeworfen worden. In abends erneut vorbrechendem Ansturm suchte der Feind seinen Gewinn zu erweitern; dieser Angriff brach ohne Erfolg verlustreich zusammen. Östlich der Maas war das Feuer lebhafter als sonst. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Erhöhte Gefechtstätigkeit herrschte bei Riga sowie südlich von Dünaburg und Smorgon. In Ostgalizien war das Feuer bei Brzezany stark. Im Karpathenvorland nahmen in gemeinsamem Angriff bayerische und kroatische Truppen die von den Russen zähe verteidigten Höhen östlich von Nowica und wiesen in den erreichten Stellungen russische Gegenangriffe ab. Auch an anderen Stellen der Lomnicalinie wurden die Russen in örtlichen Kämpfen zurückgedrängt. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen ist ein allmähliches Aufleben der Feuertätigkeit besonders zu beiden Seiten des Susinatales und längs Putna und Sereth bemerkbar. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Juli. — Südlich von Kalusz erweiterten kroatische Heerestruppen und bayerische Bataillone im Angriff ihre vorgestern erkämpften Erfolge durch Einnahme einer Höhe bei Nowica. Östlich von Kalusz wurde die Säuberung des linken Lomnica-Ufers abgeschlossen. Sonst auf keinem der Kriegsschauplätze Ereignisse von Bedeutung.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 18. Juli. — Mazedonische Front: Schwaches Artilleriefeuer entlang der ganzen Front, nur auf dem Dobropolje lebhafteres Artilleriefeuer. In der Moglenagegend wurde eine Aufklärungsabteilung bei Monte verjagt. An der unteren Struma Scharmützel zwischen Patrouillen und Posten. — Rumänische Front: Bei Mahmudia spärliches Artillerie- und Gewehrfeuer bei Tulcea. Bei Parkesch auf der Bujakhöhe vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Juli. — Kaukasusfront: Das feindliche Bataillon, dessen Angriff laut gestrigem Heeresbericht abgewiesen wurde, ging zurück, so daß unsere Truppen einige Orte besetzen konnten, die bisher in der Hand des Feindes waren. — Sinaifront: Am 16. Juli auf der ganzen Front ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Eine von starker englischer Kavallerie vormittags in der Richtung Bir-es-Saba unternommene Erkundung geriet wieder in unser Artilleriefeuer. Nachmittags ging der Feind zurück. In der Nacht zum 17. Juli gegenseitiges Artillerie- und Maschinengewehrfeuer. Am 17. Juli wurde das Artilleriefeuer heftig. Zu feindlichen Angriffen kam es nicht.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern nimmt die Artillerieschlacht ihren Fortgang. Trotz Regens war die Kampftätigkeit der zusammengezogenen Artilleriemassen bei Tage und während der Nacht sehr stark. Gewaltsame Erkundungen der Engländer im Küstenabschnitt östlich von Ypern wurden vor unseren Linien zum Scheitern gebracht. An der Artoisfront war die Feuertätigkeit an mehreren Stellen am La Basséekanal bis auf das Südufer der Scarpe lebhaft. Südwestlich von St. Quentin stürmten hessische Truppen nach starker Feuerwirkung die französische Höhenstellung in 1 Kilometer Breite. Der Feind ließ eine größere Zahl von Gefangenen und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand und erhöhte seine Verluste durch Gegenangriffe, die abends und morgens vor den gewonnenen Gräben ergebnislos zusammenbrachen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Gefechtstätigkeit blieb meist in geringen Grenzen; zeitweilig lebte sie in einzelnen Abschnitten an der Aisne, in der Champagne und auf dem linken Maasufer auf. Am Hochberg zwang unser Zerstörungsfeuer die Franzosen, Teile des kürzlich dort gewonnenen Bodens zu räumen. Im Walde von Avocourt führte ein eigener Angriff zur Wiedernahme einiger tags zuvor verlorener Stellungsteile. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die schon seit Tagen regere Feuertätigkeit südlich von Dünaburg und Smorgon hielt auch gestern an. Nordwestlich von Luck und an der ostgalizischen Front brachten Stoßtruppsunternehmungen, die auch eine Zunahme des Feuers zur Folge hatten, zahlreiche Gefangene ein. Südlich des Dnjestr griffen die Russen die südlich von Kalusz von uns zurückgewonnenen Höhenstellungen mit starken Kräften an; sie sind überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden. Zwischen den Waldkarpathen und dem Schwarzen Meer keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Zwischen Ochrida- und Prespasee, am Dobropolje und auf dem linken Wardarufer lebhafte Feuertätigkeit. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Kalusz versuchten die Russen mit Einsatz starker Kräfte die ihnen entrissenen Höhen zurückzugewinnen, ihre Anstrengung scheiterte unter schweren feindlichen Verlusten. Nördlich des Dnjestr bis gegen Brody lösten erfolgreiche Stoßtruppsunternehmen lebhafteres Geschützfeuer aus, das sich namentlich heute früh in einzelnen Abschnitten zu beträchtlicher Heftigkeit steigerte. In Wolhynien traten österreichisch-ungarische und deutsche Stoßtruppen mit günstigem Ergebnis in Tätigkeit.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 19. Juli. — Mazedonische Front: Artilleriefeuer, das zwischen dem Ochrida- und dem Prespasee, östlich der Cerna und auf dem rechten Ufer des Wardar etwas lebhafter war. Auf der übrigen Front schwache Kampftätigkeit. An der unteren Struma vertrieben wir berittene englische Erkundungsabteilungen. — Rumänische Front: Bei Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. Juli. — Kaukasusfront: Einer unserer Flieger warf mit gutem Erfolg Bomben auf einen feindlichen Flugzeugschuppen. An mehreren Stellen lebhaftere gegenseitige Artillerietätigkeit. — Sinaifront: In der Nacht zum 18. und am 18. Juli leichtes Artilleriefeuer.

## Durchbruch zwischen Sereth und Zlota Lipa.

Großes Hauptquartier, 20. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte nach regnerischem Vormittag, der vorübergehend ein Nachlassen der Kampftätigkeit zur Folge hatte, die Artillerieschlacht von Mittag an wieder äußerste Heftigkeit. Feindliche Vorstöße bei Lombartzyde und östlich von Messines scheiterten. An der Artoisfront lebhafte Feuertätigkeit zwischen La Basséekanal und Lens, besonders südöstlich von Loos. Bei Gavrelle nachts vorstoßende englische Bataillone wurden zurückgeworfen. Auch bei Monchy griffen nach heftiger Feuerwelle die Engländer erneut an, ohne weitere Erfolge zu erzielen. Südwestlich von St. Quentin erlitten die Franzosen bei dreimaligem, vergeblichem Angriff gegen die von uns gewonnenen Gräben blutige Verluste. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordwestlich von Craonne nahmen märkische und Gardetruppen nach kurzer, starker Feuerwirkung Teile der französischen Stellung auf dem Winterberg. Der Feind leistete erbitterten Widerstand und hatte schwere Verluste. Über 375 Mann sind gefangen, zahlreiche Grabenwaffen als Beute eingebracht worden. Erst abends setzten Gegenangriffe der Franzosen ein; sie führten zu schweren nächtlichen Kämpfen, bei denen einige der von uns gewonnenen Gräben wieder aufgegeben wurden. — Bei den anderen Armeen, auch der Heeresgruppe Herzog Albrecht, außer einigen für uns günstig verlaufenen Vorfeldgefechten keine besonderen Ereignisse. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Am 1. Juli hatte die russische Regierung in Ostgalizien einen Teil des russischen Heeres zur Offensive geführt, die nach spärlichen Anfangserfolgen infolge ungeheurer Verluste bald ins Stocken kam. Der russische Soldat, dessen Wunsch nach Frieden an fast allen Stellen unserer Front in Annäherungsversuchen Ausdruck fand, war wieder umsonst für die Entente geopfert worden. In Erwiderung des Angriffs der Russen haben unsere Truppen gestern einen Gegenangriff begonnen. Unter persönlicher Leitung des prinzlichen Oberbefehlshabers brachen deutsche Armeekorps nach wirkungsvoller Feuervorbereitung durch deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie gegen die russischen Stellungen zwischen Sereth und Zlota Lipa vor und stießen über drei starke Verteidigungszonen durch. Der Feind hatte schwere blutige Verluste und wich in Auflösung zurück. Bis zum Nachmittag waren einige tausend Gefangene gemeldet. Bei Jakobstadt, Dünaburg und Smorgon sowie längs des Stochod und von der Zlota Lipa bis südlich des Dnjestr nahm die Feuertätigkeit teilweise erheblich zu. Eigene Vorstöße und gewaltsame Erkundungen führten mehrfach zu schönen Teilerfolgen. Bei Nowica an der Lomnica sind neue starke russische Angriffe verlustreich abgeschlagen worden. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Nordkarpathen stärkeres Feuer als in letzter Zeit. Auch in den Bergen östlich des Beckens von Kezdivasarhely hat sich die Gefechtstätigkeit gesteigert. (W. T. B.)



## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Herausgefordert durch die von den Westmächten und Amerika gegen den Willen des russischen Volkes erzwungene feindliche Offensive schritten gestern früh die Verbündeten in Ostgalizien zum Gegenangriff. Um 5 Uhr 30 Minuten früh traten zwischen dem Raum von Zborow und dem Sereth die deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien zu gewaltiger Wirkung in Tätigkeit. In den Vormittagsstunden folgte der Sturmangriff der von k. u. k. Abteilungen begleiteten deutschen Infanterie. Die siegreichen Angreifer stießen durch drei stark ausgebaute Linien; die Russen wichen in voller Auflösung, zahlreiche Tote und Schwerverwundete auf dem Schlachtfelde zurücklassend. An Gefangenen waren bis gestern abend einige Tausend gemeldet. In den anderen Abschnitten der galizischen Front kam es zu einer Reihe kleiner, für die verbündeten Waffen erfolgreicher Kampfhandlungen. Bei Nowica, südlich von Kalusz, erstickten russische Angriffe im Artilleriefeuer der Verteidiger. In den Karpathen erhob sich das feindliche Geschützfeuer stellenweise über das gewöhnliche Maß. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo beiderseits erhöhte Artillerietätigkeit.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. Juli. — Sinaifront: Unterstützt durch unsere schwere Artillerie, die lebhaftes Feuer auf die feindlichen Gräben richtete, unternahm eine Abteilung einen Erkundungsvorstoß bis zur Linie Kos—El—Basal—Abu—Sukeban. Der feindliche Bahnbau wurde unter wirksames Artilleriefeuer genommen. Nachmittags versuchte eine englische Kavalleriedivision mit Artillerie nördlich von Abi-Galjun aus zweimal gegen unsere Abteilungen vorzugehen. Sie wurde beide Male durch unsere Artillerie verlustreich abgewiesen und zog sich hinter den Madi Schenek zurück.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 21. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern tobte auch gestern der Feuerkampf in nur zeitweilig nachlassender Heftigkeit. Im Artois steigerte sich die Artillerietätigkeit vormittags zwischen La Basséekanal und Lens, nachmittags auch auf beiden Ufern der Scarpe. Wie in den Vortagen blieben Vorstöße starker Erkundungsabteilungen gegen mehrere Stellen unserer Front für den Feind ergebnislos. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nur im mittleren Teil des Chemin-des-Dames war die Feuertätigkeit stark; französische Angriffe sind bisher nicht erfolgt. Dagegen drangen abends Teile eines westfälischen Regiments in die feindliche Stellung, überwältigten die Besatzung und kehrten heute früh mit 100 Franzosen von dem kühnen Handstreich vollzählig wieder in unsere Stellung zurück. Auch bei Fort de la Pompelle (südöstlich von Reims) und auf beiden Maasufern brachten Erkundungen durch frisches Draufgehen eine größere Zahl von Gefangenen ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unsere Angriffsbewegung in Ostgalizien hat den beabsichtigten Verlauf genommen. Hinter den eilig zurückgehenden russischen Kräften, von denen nur Teile sich bisher zu Nachhutkämpfen stellten, haben unsere Truppen in ungestümem Nachdrängen in 40 Kilometer Breite die Straße Zloczow—Tarnopol beiderseits von Jezierna überschritten. Wo der Feind standhielt, ist er in raschem Ansturm geworfen worden; wie in früheren Jahren künden brennende Ortschaften und große Zerstörungen den Weg, den die Russen genommen haben. Weitere Kämpfe werden erwartet. — Nördlich von Brzezany nahmen österreichisch-ungarische Truppen die am 1. Juli verlorenen Stellungen nach hartem Kampf zurück. Nördlich des Dnjestr scheiterten Vorstöße der Russen vor unseren Linien. Südlich des Flusses wurde der Feind aus Babin geworfen; bei Nowice stürmten deutsche und österreichisch-ungarische Regimenter die russischen Höhenstellungen trotz hartnäckiger Gegenwehr. Vom Stochod bis zur Ostsee steigerte sich vielfach die Feuertätigkeit; besondere Stärke erreichte sie zwischen Krewo und Smorgon und bei Dünaburg. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im nördlichen Teil der Waldkarpathen hat das lebhafte Feuer angehalten. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth sind die Russen und Rumänen tätiger als bisher. Ein eigener Vorstoß an der Rimniculmündung brachte uns 80 Rumänen und mehrere Maschinengewehre ein. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Nowica südlich von Kalusz bauten die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen ihre kürzlich erkämpften Erfolge durch Eroberung einer weiteren Höhenstellung aus. Bei Babin wurden feindliche Abteilungen über die untere Lomnica geworfen. Unmittelbar nördlich des Dnjestr scheiterten russische Teilvorstöße. Der beiderseits der Bahn Lemberg—Tarnopol unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern geführte Gegenangriff schreitet erfolgreich vorwärts. Österreichisch-ungarische Regimenter gewannen nordöstlich von Brzezany die anfangs Juli verlorene erste Linie zurück. Die bei Augustowka, Jezierna und Wezterowca vorgehenden deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben diese Orte überschritten. Die Russen setzten dem Vordringen der Verbündeten stellenweise heftigen Widerstand entgegen, der durch scharfes Zugreifen gebrochen wurde. — Gegenüber Italien und Albanien keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 21. Juli. — Mazedonische Front: Außer örtlichem Trommelfeuer von feindlicher Seite östlich der Cerna schwache Kampftätigkeit auf der ganzen Front. In der Moglenagegend wurde eine griechische Erkundungsabteilung durch Feuer zerstreut. In der unteren Struma Scharmützel zwischen Erkundungsabteilungen, die aus Infanterie und Kavallerie bestanden. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse westlich von Tulcea. Bei dem Dorfe Somova versuchte eine feindliche Erkundungsabteilung sich mit Booten unseren Posten zu nähern; sie wurde durch Feuer verjagt. Von Isaccea bis Braila vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der Hauptteil der russischen 11. Armee geschlagen.

Großes Hauptquartier, 22. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit des Feindes war gestern geringer als in den Vortagen und nur in einzelnen Abschnitten der flandrischen Schlachtfront stark; sie hat sich heute allgemein wieder gesteigert. Im Artois dauerte lebhaftes Feuer vom La Basséekanal bis südlich von Lens an. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames waren bei Braye und Cerny Einbrüche in die französischen Stellungen von vollem Erfolg. Bewährte westfälische und ostpreußische Kampftruppen holten dort bei Erkundungen und Verbesserung der eigenen Linien zahlreiche Gefangene aus den feindlichen Gräben und wehrten heftige Gegenstöße ab. Erkundungsgefechte im Sundgau brachten Gewinn an Gefangenen und Beute. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Der am 19. Juli begonnene Gegenangriff in Ostgalizien hat sich zu einem großen Erfolg der deutschen und verbündeten Waffen ausgewachsen. Der Hauptteil der russischen 11. Armee ist geschlagen. Trotz schlechtester Wegeverhältnisse dringen unsere braven Truppen unermüdlich vorwärts. In vielfach erbitterten Kämpfen haben sie die sich von neuem setzenden russischen Kräfte überall geworfen. Die Gegend westlich von Tarnopol und die Bahn Brzezany—Tarnopol ist an mehreren Stellen erreicht. Bei Brzezany beginnt nunmehr auch die russische 7. Armee unter dem sich verstärkenden Druck auf ihre Flanke zu weichen. Die Gefangenen- und Beutezahl ist groß. In Jezierna fielen reiche Vorräte an Verpflegung, Schießbedarf und Kriegsgerät in unsere Hand. — Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Woyrsch war der Feuerkampf an der Schtschara und Serwetsch lebhaft. — Der Nordflügel ist in den bei der Heeresgruppe des Generalobersten v. Eichhorn beginnenden Kämpfen beteiligt. Zwischen Krewo und Smorgon griffen die Russen nach tagelanger starker Artilleriewirkung gestern abend mit starken Kräften an. Ihr Ansturm brach an der Front deutscher Truppen verlustreich zusammen. Nach unruhiger Nacht sind heute morgen dort neue Kämpfe entbrannt. Nordwärts bis zum Naroczsee sowie zwischen Dryswjatysee und Dünaburg hat die gesteigerte Feuertätigkeit angehalten. Mehrfach wurden russische Erkundungsvorstöße zum Scheitern gebracht. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Außer lebhaftem Feuer in den Nordkarpathen und erfolgreichen Vorfeldgefechten zwischen Casinu- und Susitatal nichts Besonderes. — Auch bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen noch keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Juli. — Die Kämpfe in Ostgalizien reifen zu einem gewaltigen Schlag gegen die russischen Armeen aus. Gestern nachmittag stießen unsere Verbündeten bis an den Serethbrückenkopf von Tarnopol vor. In der Nacht wurde an mehreren Stellen die von Kozowa nach Tarnopol führende Bahn genommen. Auch die russischen Massen südöstlich von Brzezany lösen sich. Die Verfolgung auf Kozowa wurde aufgenommen. Die Stadt Tarnopol und zahlreiche Ortschaften östlich des Sereth stehen in Flammen. In Jezierna wurde viel Kriegsgerät erbeutet. Die Zahl der Gefangenen konnte noch nicht schätzungsweise festgestellt werden. An der unteren Narajowka hob sich gestern der Geschützkampf zu beträchtlicher Stärke. In den Karpathen kam es stellenweise zu Geplänkel.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen kurze Artilleriefeuerwirbel. In der Moglenagegend und im Wardartal ziemlich lebhaftes, zeitweilig aussetzendes Artilleriefeuer. An der übrigen Front sehr schwache Kampftätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer, bei Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 23. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern ist die Artillerieschlacht wieder zu voller Kraft entbrannt, sie dauerte die Nacht hindurch an. Unsere für die Führung des Feuerkampfes unentbehrlichen Fesselballone waren längs der ganzen Front das Ziel erfolglosen feindlichen Fernfeuers; östlich von Ypern wurden sie einheitlich auch durch zahlreiche Fluggeschwader angegriffen. Unsere Kampfflieger und Abwehrgeschütze brachten diese Luftangriffe zum Scheitern. Die Fesselballone blieben unversehrt; 8 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Erkundungsvorstöße englischer Bataillone scheiterten. Heftige nächtliche Angriffe erfolgten zwischen Avion und Mericourt; Anfangserfolge des Gegners wurden ausgeglichen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei guter Sicht lebte durchweg die Feuertätigkeit auf. Am Nordhang des Winterberges bei Craonne gelang in kraftvollem, durch Feuer gut vorbereitetem Angriff, die eigene Stellung in 1 Kilometer Breite vorzulegen. Brandenburgische und Gardetruppen warfen die Franzosen aus mehreren Grabenlinien zurück und brachten über 230 Gefangene ein. Am Cornilletberge südlich von Nauroy waren Unternehmen hessisch-nassauischer Stoßtrupps erfolgreich. — Eins unserer Fliegergeschwader warf gestern vormittag mit beobachtet guter Wirkung Bomben auf Harwich an der englischen Ostküste. Die Flugzeuge kehrten vollzählig zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Längs der Düna, insbesondere bei Dünaburg, und beiderseits des Naroczsees nahm die Artillerietätigkeit erheblich zu. Südwestlich von Dünaburg ist ein russischer Vorstoß gescheitert. Südlich von Smorgon bis einschließlich Krewo griffen nach den verlustreich gescheiterten Angriffen des Vorabends die Russen am Morgen erneut an. Trommelfeuer ging dem Sturm voraus, der zu wechselvollen Kämpfen in unserer vorderen Stellung führte, in die an einzelnen Stellen die Russen eingedrungen waren. Am Abend war die Stellung dank frisch durchgeführter Gegenstöße bis auf zwei Einbruchsstellen wieder in unserer Hand. Heute früh blieben neue breite Angriffe der Russen südlich Smorgon in unserem Sperrfeuer liegen. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unser Gegenangriff südlich des Sereth ist eine Operation geworden: der Russe weicht bis in die Karpathen hinein. Hervorragende Führung und ungestümer Drang der Truppen nach vorwärts haben das erhoffte Ergebnis verwirklicht. Wir stehen auf den Höhen hart westlich von Tarnopol, haben die Bahn Rohatyr—Ostrow östlich unserer alten Stellung überschritten und die Vorwärtsbewegung zu beiden Seiten des Dnjestr begonnen. Der Feind leistete südlich der genannten Bahn starken Widerstand. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Längs des Karpathenkammes bis zur Putna nahm die russische Gefechtstätigkeit merklich, besonders im Südteil. zu. Mehrere Vorstöße des Feindes wurden abgeschlagen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth deutet lebhaftes Feuer auf bevorstehende Kämpfe.

(W. T. B.)

## Die Russen räumen Ostgalizien.

Wien, 23. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Stellenweise starker Geschützkampf. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph Zwischen dem Susitatal und der Dreiländerecke lebte die Gefechtstätigkeit erheblich auf. Der Feind unternahm an mehreren Stellen Angriffe; er wurde überall zurückgeschlagen. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die verbündeten Truppen erreichten in siegreichem Vordringen bei Tarnopol den Sereth und überschritten die Bahn Kozow—Ostrow beiderseits der Strypa in breiter Front. Die Russen brechen auch an der Narajowka ab. Die Rückwirkung des Sieges greift auf das Südufer des Dnjestr bis zu den Karpathen hinüber. Überall räumt der Feind seine Stellungen.

## Die Engländer über die Struma geworfen.

Sofia, 23. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen während kurzer Augenblicke Trommelfeuer. Östlich der Cerna und in der Moglenagegend in Richtung auf Kowel versuchten feindliche Erkundungsabteilungen nach heftiger Artillerievorbereitung vorzugehen. Sie wurden aber durch Feuer verjagt. Südlich von Gewgheli mehrmals Trommelfeuer. An der unteren Struma rückte ein englisches Bataillon bei dem Dorfe Homandos südlich von Serres in der Nacht zusammen mit einer Kavallerieschwadron in mehreren aufeinanderfolgenden Kolonnen gegen unsere vorgeschobenen Posten vor. Die Engländer suchten unsere vorgeschobenen Posten durch einen heftigen Stoß aus ihren Stellungen zu vertreiben. Sie wurden aber von unseren Abteilungen umgangen und, trotzdem sie neue Verstärkungen erhalten hatten, gezwungen, sich nach einem hartnäckigen Handgemenge und einem Kampf mit Bajonett und Handbomben in Unordnung auf das rechte Strumaufer zurückzuziehen. Die Verluste des Feindes sind ziemlich groß. — Rumänische Front: An der unteren Donau zwischen Mahmudia und Galatz ziemlich schwaches Geschützfeuer und bei Prislawa, östlich von Tulcea, Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 23. Juni. — Kaukasusfront: Im Laufe des 22. Juli versuchten die Russen, an mehreren Frontstellen mit etwas stärkeren Abteilungen, wie bisher üblich, gegen unsere Sicherungslinien vorzugehen. Alle Versuche scheiterten in unserem Feuer.

## Erbitterte Kämpfe an der ganzen Ostfront.

Großes Hauptquartier, 24. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Flandern tobt in noch nicht erreichter Stärke Tag und Nacht weiter. Die Erkundungsvorstöße gegen unsere Front mehren sich. Zwischen dem Kanal von La Bassée und Lens hält das lebhafte Feuer an; beiderseits von Hulluch blieben nächtliche Aufklärungsunternehmen des Feindes ohne Erfolg. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen bei Cerny wieder die kampfbewährte 13. Infanteriedivision an, die wie bisher keinen Fußbreit der von ihr im Angriff gewonnenen Stellungen verlor. Das aus Westfalen und Lippern bestehende Infanterieregiment Nr. 55 hat in letzter Zeit 21 Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen. Auf dem rechten Maasufer drangen am 22. Juli Teile badischer Regimenter in den stark verschanzten Caurièreswald ein, fügten dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit zahlreichen Gefangenen zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die gesamte Ostfront zwischen Ostsee und Schwarzem Meer steht im Zeichen erbitterter Kämpfe und großer Erfolge der deutschen und verbündeten Waffen! — Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn griffen die Russen bei Jakobstadt abends vergeblich an, nachdem am Morgen ein Angriff in breiter Front durch unser Vernichtungsfeuer im Entstehen niedergehalten worden war. Südwestlich von Dünaburg führten sie nach starker Artilleriewirkung 6 Divisionen fünfmal tiefgegliedert gegen unsere Linien, die voll behauptet wurden. Nach harten Nahkämpfen mußte der Gegner unter ungeheuren Verlusten weichen. Auch bei Krewo stürmten die Russen vormittags erneut in 5 Kilometer Breite an; sie wurden zurückgeschlagen. Dorf Krewo ist wieder in unserer Hand. Im ganzen hat der Feind südlich von Krewo mit 8 Divisionen, deren Regimenter sämtlich durch Gefangene und Tote in der Front festgestellt werden konnten, angegriffen. Nur Trümmer sind zurückgekehrt. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Die strategische Wirkung unserer Operationen in Ostgalizien wird immer gewaltiger; auch vor der nördlichen Karpathenfront weicht der Russe! Vom Sereth bis in die Waldkarpathen sind wir in einer Breite von 250 Kilometer im Vorwärtsdrängen. Unsere siegreichen Armeekorps haben den Serethübergang südlich von Tarnopol erkämpft. Bei Trembowla wurden verzweifelte Massenangriffe der Russen zurückgeworfen. Podhajce, Halicz und die Linie der Bystrzyca Solotwinska sind überschritten. Die Beute ist bisher nicht zu übersehen. Mehrere Divisionen melden 3000 Gefangene; zahlreiche schwere Geschütze bis zu den größten Kalibern, Eisenbahnzüge voller Verpflegung und Schießbedarf, Panzerzüge und -kraftwagen, Zelte, Baracken und jegliches Kriegsgerät sind erbeutet und legen Zeugnis ab von dem übereilten Rückzug des Feindes. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Der Nordflügel hat sich der südlich des Dnjestr begonnenen Bewegung angeschlossen. Längs der ganzen Front starke Feuertätigkeit des Gegners. Beiderseits der Bistritz und südlich des Tölgyespasses wurden russische Vorstöße abgewiesen. Gesteigertem Feuer zwischen Trotus- und Putnatal folgten in breiten Abschnitten Versuche der Russen und Rumänen, zum Angriff vorzubrechen. Fast überall hielt unsere Abwehrwirkung den Feind in seinen Gräben nieder; wo er herauskam, ist er zurückgeschlagen worden. Heute früh sind dort neue Kämpfe entbrannt. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Auch längs Putna und Sereth schwoll der Feuerkampf zu erheblicher Stärke an. Mehrfach gingen russisch-rumänische Sturmtruppen zum Angriff vor; sie brachen schon in unserem Feuer zusammen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Der Sieg westlich von Tarnopol hat den russischen Widerstand zwischen dem oberen Sereth und dem Tatarenpaß gebrochen. Deutsche Truppen gewannen nördlich von Trembowla des östliche Serethufer; die russischen Massen, die ihnen dort entgegengeworfen wurden, vermochten an diesem Erfolge nichts zu ändern. Österreichisch-ungarische und deutsche Divisionen haben unter Kämpfen den Raum von Podhajce überschritten. Auch beiderseits des Dnjestr nahmen die Verbündeten, dem Feinde scharf nachdrängend, die Vorrückung an ganzer Front auf. Noch immer ist es in der Hast der Ereignisse unmöglich, die Zahl der Gefangenen, die Menge an Beute allerart festzustellen und alles zu sichten und zu bergen, was die Russen beim fluchtartigen Räumen der Kampfzone liegen lassen müssen. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In bemerkenswerter Zähigkeit versucht die russische Führung ihre geschlagenen ostgalizischen



Armeen an anderen Frontabschnitten der Ostfront durch Angriffsunternehmungen wechselnden Umfanges zu entlasten. In den Karpathen sollte dieser Zweck zunächst durch Teilvorstöße erreicht werden. Im Dreiländereck, dem Tölgyesgebiet und zwischen dem Casinu und dem Putnatale wurden gestern mehrere solche Vorstöße abgeschlagen. Nördlich des Putnatales sind heute früh die Russen vereint mit rumänischen Bataillonen erneut zum Angriff vorgegangen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Makkensen: Auf rumänischem Boden brachen russisch-rumänische Angriffe schon im Feuer der Artillerie zusammen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Karsthochfläche und bei Vodice entfalteten beiderseits die Geschütze zeitweilig größere Tätigkeit.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. Juli. — Mazedonische Front: Östlich des Prespasees hält auf den Bergen heftiges Artilleriefeuer an. An der Cervena Stena versuchte eine feindliche Erkundungsabteilung vorzugehen; sie wurde durch Feuer abgewiesen. Auf dem rechten Wardarufer, bei Altschak Mahle und an der unteren Struma Scharmützel zwischen Wachabteilungen. Auf der übrigen Front sehr schwache Kampftätigkeit. — Rumänische Front: Von Mahmudia bis Isaccea Gewehrfeuer der Posten, stellenweise ziemlich lebhaft bei Isaccea. Bei Galatz heftiges Artilleriefeuer. Am Sereth in dem Abschnitt unserer Truppen starkes Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Juli. — Kaukasusfront: Im linken Flügelabschnitt besetzten in der Nacht zum 23. Juli Landungsmannschaften zweier russischer Torpedoboote die an der Mündung des Harschidflusses gelegene Insel. Unser einsetzendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zwang die Russen, die Insel zu verlassen. — Sinaifront: Unsere Artillerie brachte ein englisches Flugzeug zum Absturz ins Meer. Die herbeieilenden englischen Wachschiffe wurden durch unser Feuer vertrieben. Am 23. Juli ging eine englische Abteilung, bestehend aus 3 Bataillonen, 2 Batterien und einem Kavallerieregiment, bis Aba Galian vor und kehrte nachmittags in die Ausgangsstellung Tell Fari zurück. — An der Ghazafront mäßiges Artilleriefeuer, auf unserem rechten Flügel etwas lebhafter.

## Tarnopol genommen.

Großes Hauptquartier, 25. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlachtfront in Flandern war auch gestern der Schauplatz gewaltigster Artilleriekämpfe, die bis in die Nacht dauerten. Starke englische Erkundungsvorstöße wiederholten sich in mehreren Abschnitten; alle sind in unseren Trichterstellungen zurückgeschlagen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Winterberg bei Craonne holten sich die Franzosen durch das Fehlschlagen mehrerer starker Angriffe gegen unsere neuen Stellungen eine Schlappe. Auch der Einsatz einer frischen Division erzielte keinen Vorteil. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Der Russe hat unter dem Eindruck seiner Mißerfolge und Opfer nicht von neuem angegriffen. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unser Vormarsch geht unaufhaltsam weiter. Unter den Augen Seiner Majestät des Kaisers schlugen kampfbewährte Divisionen beim Aufstieg aus der Serethniederung zwischen Tarnopol und Trembowla starke russische Angriffe zurück und gewannen im Sturm die Höhen des Ostufers. Hier wurden erneut tiefgestaffelte Angriffe der Russen abgewiesen. Tarnopol ist genommen! Wir nähern uns Buczacz; Stanislau und Nadworna sind in unserer Hand. Nachhuten des Feindes wurden überall geworfen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Truppen des Nordflügels halten mit den im Karpathenvorland vordringenden Kräften gleichen Schritt. Südlich des Tatarenpasses hält der Gegner noch seine Stellungen. Im Südteil der Karpathen drang der Feind am Susitatal in unsere Linien; sein schnell geführter Stoß wurde in einer dicht westlich gelegenen Riegelstellung zum Stehen gebracht. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth lebhafter Feuerkampf; bisher keine größeren Angriffe. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien wurde gestern die Operation der Verbündeten durch neue Erfolge gekrönt. Österreichisch-ungarische Truppen haben Stanislau und Nadworna, deutsche Kräfte Tarnopol genommen. Die dem Feind nachdrängenden Korps der Verbündeten stießen mehrfach auf neu auflebenden russischen Widerstand. Der Nordflügel der Armee des Generalobersten von Koeveß warf die Russen am Tatarenpaß in zähem Ringen aus ihren Höhenstellungen. Die Bystrzyca Nadworianska konnte von den österreichisch-ungarischen und deutschen Divisionen erst nach erheblichen Kämpfen überschritten werden. Auch im Bereiche der unteren Zlota Lipa stellten sich die Russen zu wiederholten Malen. Südlich von Tarnopol warf der Feind vergeblich dichte Massen den deutschen Regimentern entgegen. In den Waldkarpathen ließ zwischen dem Tatarenpaß und der Susita die Tätigkeit des Feindes nach. Nördlich des Putnatales wiederholte er seine Angriffe. Seinen Sturmkolonnen wurde nach engbegrenztem Anfangserfolg Halt geboten. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die lebhaftere Artillerietätigkeit am Isonzo hielt auch gestern an.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das im Cernabogen und auf der Dobropolje etwas lebhafter war. Auf dem rechten Wardarufer südwestlich von Maladag schoß unsere Artillerie ein feindliches Munitionslager in Brand. — Rumänische Front: In der Nähe von Mahmudia, Tulcea, Isaccea und auf der Halbinsel Gerwan lebhaftes Geschützfeuer. Am Sereth hielt im Abschnitt unserer Truppen während des ganzen Tages außerordentlich heftiges Artilleriefeuer an. Ein Versuch feindlicher Infanterieabteilungen, die Offensive zu ergreifen, scheiterte in unserem Feuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Juli. — Sinaifront: Der laut gestrigem Bericht vernichtete englische Doppeldecker wurde durch den Fliegerabwehrzug Nr. 136 abgeschossen. Westlich der Straße Ghaza—Chan Jurus drang einer unserer Stoßtrupps in die feindliche Stellung ein, tötete 6 Engländer und brachte einige Gefangene ein. Mit gutem Erfolg beschoß unsere Artillerie mit Fliegerbeobachtung ein feindliches Lager vor der Ghazafront.

## Russische Gegenangriffe.

Großes Hauptquartier, 26. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In unverminderter Heftigkeit, vielfach zum Trommelfeuer anschwellend, tobte zwischen der Küste und der Lys die Artillerieschlacht weiter. Nachts ließ der Feuerkampf nur wenig nach; bei Hellwerden steigerte er sich erneut zu größter Stärke. Die englischen Erkundungsvorstöße dauerten an; Erfolg hatten sie nicht. Im Artois lag wieder heftige Artilleriewirkung auf den Stellungen bei Lens. Bei Monchy erkämpften lübeckische Sturmabteilungen zusammen mit Flammenwerfern ein wichtiges Grabenstück, das der Feind dreimal vergeblich zurückzuerobern versuchte. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach ausgezeichneter Feuervorbereitung stürmten abends Teile westfälischer Regimenter die französische Stellung südlich von Ailles in 1800 Meter Breite und 400 Meter Tiefe. Heute morgen brachen zu überraschendem Angriff niederrheinische Bataillone nordwestlich des Gehöfts Hurtebise vor und entrissen dem Feinde beherrschende Teile des Höhenkammes. In der Champagne führten schleswig-holsteinische und märkische Sturmtruppen einen schneidigen Vorstoß erfolgreich durch. Sie nahmen am Hochberg die Reste des am 14. Juli in der Hand der Franzosen gebliebenen Geländes wieder. Der Gegner führte auf den drei Gefechtsfeldern fruchtlose Gegenangriffe, die seine blutigen Verluste erhöhten; im ganzen sind über 1150 Gefangene, dabei 46 Offiziere, und zahlreiche Grabenwaffen eingebracht worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Südlich von Smorgon verkleinerte unsere zusammengefaßte Artilleriewirkung die Einbruchstelle der Russen. Der Feind mußte dort weichen; fast die ganze frühere Stellung ist wieder in unserem Besitz. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: In heftigen Kämpfen gewannen unsere Divisionen die Höhen nordöstlich von Tarnopol und den Griezna-Abschnitt bis zur Straße Trembowla-Husiatyn. Weiter südwestlich sind Buczacz, Tlumacz, Ottynia, Delatyn genommen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die russische Karpathenfront ist durch den Druck nördlich des Dnjestr nun auch südlich des Tatarenpasses ins Wanken gekommen. Der Feind geht dort in Richtung auf Czernowitz zurück. Im Angriff wurden die Russen gestern von den Baba Ludowahöhen geworfen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Von Mittag bis zur Dunkelheit lebhafter Feuerkampf am Unterlauf des Sereth. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der oberen Susita entwickelt der Feind erneut rege Tätigkeit. — Bei der Armee des Generalobersten von Koeveß wurde den Russen die Baba Ludowa entrissen. Der Gegner hat nordwestlich dieser Höhe seine Karpathenstellungen preisgegeben und weicht gegen Osten. Bei der Bezwingung des russischen Widerstandes im Tatarenpaß hat sich das erprobte Budapester Infanterieregiment Kaiserin und Königin Maria Theresia Nr. 32 besonders hervorgetan. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli hat Delatyn, Ottynia, Tlumacz und Buczacz gewonnen. Deutsche Truppen stehen am Westrand von Trembowla. — Der Erfolg von Tarnopol wurde durch die Eroberung mehrerer Höhen erweitert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer dem gewöhnlichen Geschützfeuer keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 26. Juli. — Mazedonische Front: Längs der ganzen Front schwache Kampftätigkeit. Auf dem linken Wardarufer, südlich des Dorfes Kraschteli führte eine unserer Abteilungen Zerstörungen in feindlichen Gräben und Drahtverhauen aus. An der unteren Struma bei Christian Kamila wies eine unserer Feldwachen durch Feuer eine feindliche Erkundungsabteilung ab. — Rumänische Front: Bei Mahmudia, Tulcea und Isaccea bis Galatz Artilleriefeuer. Am Sereth im Abschnitt unserer Truppen ziemlich heftiges Geschützfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. Juli. — Kaukasusfront: In dem rechten Flügelabschnitt machten die Russen am 26. Juli an mehreren Stellen Vorstöße mit Kavallerieabteilungen, die sämtlich scheiterten. In der Nacht zum 25. Juli an der Cazafront leichtes Artilleriefeuer das tagsüber andauerte. An anderen Frontteilen Patrouillentätigkeit.

## Kolomea genommen.

Großes Hauptquartier, 27. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Flandern ließ unter dem Einfluß ungünstiger Sicht gestern vorübergehend nach, nachts steigerte sie sich wieder zu äußerster Heftigkeit. Erneute gewaltsame Erkundungen der Engländer scheiterten überall in unserer Abwehrzone. Im Artois lebte nachmittags die Feuertätigkeit durchweg beträchtlich auf. Nachts wurden an der ganzen Front Vorstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen abgewiesen. Bei Avocourt, nördlich von St. Quentin, brachten württembergische Stoßtrupps eine große Zahl von Engländern von einem Einbruch in die feindliche Stellung zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames, südlich von Ailles und beim Gehöft Hurtebise, ebenso am Hochberg in der Westchampagne führten die Franzosen verlustreiche, erfolglose Gegenangriffe aus. Gefangenenzahl und Beute haben sich sehr vermehrt; im Abschnitt von Ailles stieg sie auf über 1450 Mann, 16 Maschinen- und 70 Schnelladegewehre. Östlich der Suippes fielen bei einem Überfall gegen feindliche Grabenstücke zahlreiche Franzosen gefangen in unsere Hand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generaloberlsten von Boehm-Ermolli: In erbittertem Ringen, dem Seine Majestät der Kaiser auf dem Schlachtfelde beiwohnte, erweiterten unsere Divisionen bei Tarnopol durch kraftvollen Angriff den schon kürzlich erstrittenen Brückenkopf auf dem Ostufer des Sereth. Weiter südlich wurde trotz hartnäckigen Widerstandes der Russen, die ohne jede Rücksicht Tausende um Tausende in dichten Haufen in unser vernichtendes Feuer trieben, der Griezna- und Serethübergang von Trembowla bis Shomorceze erkämpft. Beiderseits des Dnjestr sind wir in schnellem Vordringen. Kolomea wurde von bayerischen und österreichisch-ungarischen Truppen genommen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Nordteil der Waldkarpathen drängen unsere Armeekorps dem gegen den Pruth zurückgehenden Feinde nach. In den Bergen östlich des Beckens von Kezdivasarhely entspannen sich gestern neue Kämpfe, wir überließen dem Gegner das Tal von Soveja bis zum Oberlauf der Putna. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Die Gefechtstätigkeit am unteren Sereth war geringer als in den Vortagen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Bei den neuerlichen Kämpfen an der oberen Susita gelangten die Orte Soveja und Negrilesci in Feindeshand. In den Waldkarpathen ist die russische Front nun schon — vom Tatarenpaß herüber — bis in die Gegend von Kirlibaba ins Wanken gekommen. Honvedregimenter haben den Gegner über den Capul zurückgeworfen. Die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Generalobersten von Koeveß dringen, dem Oberlauf der Gebirgsflüsse folgend, in nordöstlicher Richtung vor. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Angriffsbewegung der Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli schreitet erfolgreich vorwärts. Teile der Armee des Generalobersten Kritok, das westgalizische Infanterieregiment „Jung Starhemberg" Nr. 13 und bayerische Truppen haben sich im Laufe der Nacht in erbitterten Kämpfen mit russischen Nachhuten der Stadt Kolomea bemächtigt. Am Nordufer des Dnjestr nähern sich die Verbündeten der Strypamündung. Czortkow und Trembowla sind in deutscher Hand. Nördlich von Trembowla rafften sich die Russen vergeblich zu scharfen Massenstößen auf. Die Gegenangriffe brachen durchweg unter schweren Verlusten zusammen. Östlich von Tarnopol wurde der Feind abermals weiter zurückgedrückt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Beiderseits mehrfach erhöhte Geschütztätigkeit, sonst keine besonderen Kampfhandlungen.

## Der bulgarische Heeresbericht.

Sofia, 27. Juli. — Mazedonische Front: In der Moglenagegend und südlich von Dojran ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. An der übrigen Front schwache Feuertätigkeit. In der Moglenagegend bei Monte wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unser Feuer vertrieben. An der unteren Struma fanden Scharmützel zwischen Patrouillen und Posten statt. — Rumänische Front: Zwischen Mahmudia und Tulcea in der Gegend des Dorfes Garvan lebhaftes Artilleriefeuer.

## Paris mit Luftbomben belegt.

Großes Hauptquartier, 28. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bis auf kurze Unterbrechungen blieb die Kampftätigkeit der Artillerien an der flandrischen Schlachtfront unvermindert stark. Heute morgen setzte auf breiter Front heftiges Trommelfeuer ein. Auch im Artois kam es zeitweilig zu lebhaften Feuerkämpfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Südlich von Ailles schlugen zwei neue französische Angriffe gegen die am Chemin-des-Dames von uns gewonnenen Stellungen verlustreich fehl. Sonst blieb die Gefechtstätigkeit, abgesehen von vorübergehender Steigerung des Feuers in der Champagne und an der Maas, gering. — In zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner 13 Flugzeuge. Bahnhöfe und militärische Anlagen von Paris wurden heute nacht mit Bomben beworfen; Treffer im Ziel wurden erkannt. Unsere Flieger sind trotz starker Abwehr unversehrt zurückgekehrt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unsere Divisionen gewannen östlich und südöstlich von Tarnopol weiter Gelände. Beiderseits des Dnjestr setzen die geschlagenen russischen Armeen unter zahlreichen Straßen- und Eisenbahnzerstörungen ihren Rückzug fort. In der Verfolgung haben unsere Armeekorps die Linie Jagielnica—Horodenka—Zablotow überschritten. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Truppen des Nordflügels nähern sich der Pruthniederung unterhalb Kolomea. Westlich der Straße Seletin—Fundul—Toliovi in den Waldkarpathen entrissen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen dem noch haltenden Feind einige Höhenstellungen. An der oberen Putna gingen Kräfte des Südflügels vor überlegenem feindlichen Druck auf die Osthänge des Bereczker Gebirges zurück. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Putna vermochte der Feind seine Front etwas vorzuschieben. Bei Soveja wurden seine Vorstöße abgewiesen. Bei Kirlibaba warfen österreichisch-ungarische Truppen die Russen aus ihren Höhenstellungen. Der Berg Tomnatik wurde durch deutsche Regimenter erstürmt. Die südlich des Dnjestr in östlicher Richtung vordringenden verbündeten Streitkräfte nähern sich, dem weichenden Feinde an der Ferse bleibend, der Westgrenze der Bukowina. Nördlich des Dnjestr ziehen sich die Russen gegen Zbrucz zurück. Jagielnica wurde von den verbündeten Kolonnen überschritten. — Auch östlich von Trembowla und Tarnopol ist Raumgewinn zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo lebhafter Geschützkampf.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Juli. — Kaukasusfront: Mehrfache Zusammenstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen mit unseren Sicherungen verliefen zu unserem Gunsten. — Sinaifront: In der Nacht zum 26. Juli lebhafte gegenseitige Artillerietätigkeit. Eine von uns vorgesandte 30 Mann starke Patrouille stieß mit einem an Zahl überlegenen englischen Stoßtrupp zusammen, der mit automatischen Gewehren ausgerüstet war. Unsere Patrouille griff den Feind mit Handgranaten und Bajonett an und warf ihn zurück. 4 Engländer wurden gefangen eingebracht.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 29. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Flandern tobte gestern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen. Die artilleristische Kraftentfaltung stellt das Höchstmaß an Massenwirkung in diesem Kriege dar. An mehreren Stellen des Schlachtfeldes lösten eigene und feindliche Vorstöße örtliche erbitterte Infanteriekämpfe aus. — Vom Kanal von La Bassée bis auf das Südufer der Scarpe steigerte sich am Abend die Feuertätigkeit; nachts östlich von Monchy vorbrechende Angriffe englischer Bataillone brachen verlustreich zusammen. Auch bei Ossus, nordwestlich von St. Quentin, blieben englische Teilangriffe ergebnislos. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Eine Zunahme der Gefechtstätigkeit wurde längs des Chemin-des-Dames, in der Champagne und an der Maas fühlbar. Südöstlich von Ailles griffen die Franzosen morgens einmal, am Abend dreimal mit starken Kräften an. Ein kölnisches Regiment wehrte in oft bewiesener Standhaftigkeit sämtliche Angriffe des Feindes in hartem Nahkampf ab. — Die Flugtätigkeit war außerordentlich rege, besonders an der flandrischen Front. Es wurden 35 feindliche Flieger abgeschossen. Oberleutnant Dostler rieb an der Spitze seiner Jagdstaffel ein Geschwader von 6 gegnerischen Flugzeugen auf und errang selbst den 20. Luftsieg. Oberleutnant Ritter von Tutschek schoß seinen 19. und 20. Gegner



im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: In Ostgalizien sind die Russen beiderseits von Husiatyn hinter die Reichsgrenze zurückgegangen. Unsere Korps haben den Zbrucz erreicht, andere nähern sich der Einmündung des nördlichen Sereth in den Dnjestr. Zwischen Dnjestr und Pruth stellten sich russische Nachhuten südöstlich von Horodenka zum Kampf. Kraftvoller Angriff durchbrach ihre Stellungen. Die Verfolgung geht auf beiden Dnjestrufern weiter. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Czeremosztal wurde Kuty genommen. Ober- und unterhalb der Stadt ist der Uferwechsel in Ausführung. Im Gebirge drängen unsere Divisionen kämpfend dem Feinde über die Straße Schipoth—Moldawa Sulitza nach. Südlich des Oitostales wurden starke russische Angriffe gegen den Mgr. Casinului zurückgeschlagen. An der oberen Putna führten wir die vorgestern begonnenen Bewegungen durch. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am Nordhang des Bergblocks Odobesti scheiterten feindliche Vorstöße. In der rumänischen Ebene nur schwaches Feuer. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der oberen Putna werden die durch den Druck des Gegners notwendig gewordenen Bewegungen vollführt. Nördlich des Casinutales schlugen unsere Gebirgstruppen mehrere Angriffe ab. In der südlichen Bukowina und im Tomnaticgebiet entrissen wir dem Feinde Höhe um Höhe. Die verbündeten Divisionen dringen über das obere Moldawatal und gegen Schipoth, an der Suczawa vor. Kuty ist in unserem Besitz. Nordöstlich davon wurde in der Nacht der Ort Russisch-Canilla erstürmt. Der Czeremosz wird überschritten. Auch östlich von Horodenko war russischer Widerstand vergeblich; die feindlichen Linien wurden durchbrochen. Jenseits des Dnjestr erstreckte sich die Verfolgung über die Höhen nördlich von Zaleszczyki und bis an den Zbruczabschnitt bei Husiatyn, wo der Gegner über die Reichsgrenze zurückgewichen ist. — Italienischer Kriegsschauplatz: Italienische Flieger suchten Idria zum dritten Male mit Bomben heim. Ein Einwohner getötet, einer schwer verwundet.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 29. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, etwas lebhafter nur an gewissen Stellen. Erkundungsunternehmungen, die für uns günstig verliefen, an verschiedenen Punkten der Front. Feindliche Kriegsschiffe beschossen vom Busen von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung, sie wurden jedoch durch Artilleriefeuer verjagt. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Juli. — Kaukasusfront: An unserem rechten Flügel wurde der Vorstoß einer 50 Mann starken Abteilung gegen unsere Posten abgewiesen. — Sinaifront: Am 27. Juli begann um 9,30 Uhr abends heftiges feindliches Artilleriefeuer gegen unsere Ghazafront, das eine Stunde andauerte. Um 10 Uhr ging englische Infanterie gegen die Mitte dieser Front vor. An einer Stelle drang der Gegner kurze Zeit in unsere Stellung, wurde aber durch Gegenstoß wieder vertrieben und ließ einige Tote in unseren Gräben und ein Maschinengewehr in unserem Drahthindernis. An anderen Punkten wurden die Angriffe glatt abgewiesen. Gegen 11 Uhr abends herrschte wieder Ruhe. Am 28. Juli war es verhältnismäßig ruhig an der Front.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 30. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Unter dem lähmenden Einfluß unserer auch die Nacht hindurch gesteigert anhaltenden Abwehrwirkung blieb die Kampftätigkeit der feindlichen Artillerie an der flandrischen Schlachtfront gestern bis zum Mittag gering. Erst dann nahm sie wieder zu, ohne aber die Stärke und Ausdehnung der Vortage zu erreichen. An der Küste und im Abschnitt von Het Sas bis Wieltje blieb der Feuerkampf auch nachts heftig. Mehrere gegen unsere Trichterlinien vorstoßende Erkundungsabteilungen der Engländer wurden zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames versuchte gestern die französische Führung in 9 Kilometer breiter Front mit mindestens 3 neu eingesetzten Divisionen wieder einen großen Angriff. Nach Trommelfeuer brach morgens der Feind von Cerny bis zum Winterberg bei Craonne mehrmals zum Sturm vor; unsere kampferprobten Divisionen wiesen ihn durch Feuer und im Gegenstoß überall ab. Ein oft bewährtes rheinisch-westfälisches Infanterieregiment schlug allein vier Angriffe zurück. Abends erneuerte der Gegner südlich von Ailles nach tagsüber andauerndem Vorbereitungsfeuer seine Angriffe noch zweimal; auch diese Stöße scheiterten. Schwere Verluste ohne jeden Erfolg sind die Kennzeichen des Kampftages für die Franzosen. — Im Luftkampf verloren die Feinde 10 Flugzeuge; Oberleutnant Ritter von Tutschek schoß seinen 21. Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Russische Kräfte halten die Höhen östlich des Grenzflusses Zbrucz, der an mehreren Stellen trotz heftigen Widerstandes überschritten und von unseren Divisionen auch südlich von Skala erreicht wurde. Auf dem Nordufer des Dnjestr gewannen wir über Korolowka hinaus Gelände. Zwischen Dnjestr und Pruth leistete der Feind von neuem erbitterte Gegenwehr, wurde jedoch südwestlich von Zaleszczyki durch Angriff weiter zurückgedrängt. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Längs des Czeremosz verteidigt sich der Gegner auf den östlichen Uferhöhen; unser Angriff ist zwischen Zalucze und Wiznitz im Fortschreiten. Im Suczawatal dringen unsere Truppen auf Seletin vor; auch östlich des oberen Moldawatales kamen wir kämpfend vorwärts. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Erfolgreiche Vorstöße brachten uns nördlich von Focsani und an der Rimniculmündung mehrere hundert Gefangene ein. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Susita- und beiderseits des Casinutales scheiterten mehrere Angriffe des Feindes. In der Bukowina gewinnen wir bei Überwindung des zähen russischen Widerstandes weiter an Boden. Bei Valeputna wurde ein Tunnelstützpunkt genommen. Aufwärts von Fundul Moldowi wurde das Moldawatal überschritten. Nordöstlich von Kuty stehen die Verbündeten am rechten Czeremoszufer im Kampf. Zwischen Pruth und Dnjestr wurde der Feind erneuert geworfen. Wir haben die Westgrenze der Bukowina überschritten. Honveds besetzten Zaleszczyki. Zwischen Skala und Husiatyn wurde das galizische Zbruczufer gesäubert. Wir erzwangen uns stellenweise den Übertritt auf russisches Gebiet. Im Raume südlich von Brody stießen österreichisch-ungarische und deutsche Sturmtruppen mit Erfolg in die feindlichen Gräben vor.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 30. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur auf dem östlichen Ufer des Ochridasees, im Cernabogen und auf dem Dobropolje heftiger war. Westlich des Dojransees bei Krachteli warfen wir zwei Erkundungsabteilungen des Feindes zurück. An der unteren Struma bei Christian Kamila wurden zwei feindliche Kompagnien, die vorzurücken versuchten, durch unser Feuer angehalten. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Feueraustausch zwischen Posten. Bei dem Dorfe Garvar, südlich Galatz, spärliches Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Juli. — Irakfront: Eine englische Kavallerieabteilung, unterstützt durch rebellische Beduinen, griff unsere Postierungen nordwestlich Bekedrus an. Nach kurzem Kampf, in dem bei uns treue Beduinen mitwirkten, wurde der Feind zur Flucht gezwungen und ließ 4 Tote auf dem Kampfplatze liegen. Am Euphrat überfielen unsere Reiter eine englische Wache und töteten 1 Offizier, 14 Mann und 6 Pferde. — Kaukasusfront: Ein feindliches Kavallerieregiment griff am 29. Juli unsere Postierungen nördlich Musch an und wurde zurückgeschlagen.

## Der Grenzfluß Zbrucz überschritten.

Großes Hauptquartier, 31. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern steigerte sich der Artilleriekampf abends wieder zu äußerster Heftigkeit, hielt während der Nacht unvermindert an und ging heute morgen in stärkstes Trommelfeuer über. Dann setzten auf breiter Front von der Yser bis zur Lys starke feindliche Angriffe ein. Die Infanterieschlacht in Flandern hat damit begonnen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen südöstlich von Filain in 3 Kilometer Breite an. Der Stoß brach an den meisten Stellen in unserer Abwehrwirkung zusammen; zwei begrenzte Einbruchstellen sind noch in der Hand des Feindes. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Angriffsfreudiger Drang nach vorwärts brachte unseren und den verbündeten Truppen in Ostgalizien und der Bukowina neue Erfolge. Der Grenzfluß Zbrucz wurde von oberhalb Husiatyn bis südlich von Skala in einer Breite von 50 Kilometern trotz erbitterten Widerstandes an vielen Stellen von deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen überschritten. Auch die osmanischen Truppen haben ihre alte Tüchtigkeit erneut bewiesen. Wie sie Anfang Juli in zäher Standhaftigkeit den Massenangriffen der Russen unerschüttert trotzten und dann in raschem Siegeslauf den Feind von der Zlota Lipa bis über den nördlichen Sereth zurückwarfen, wo er sich stellte, so nahmen sie gestern in kampfesfrohem Draufgehen die hartnäckig verteidigten Stellungen bei Nivra am Zbrucz. Zwischen Dnjestr und Pruth erkämpften sich die verbündeten Truppen in Richtung auf Czernowitz die Orte Werenczanka und Sniatyn. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In kraftvollem Ansturm durchbrachen deutsche Jäger die russischen Nachhutstellungen bei Wiznitz. Der Feind wurde dadurch zum Räumen der Czeremoszlinie gezwungen und ging

dann nach Osten zurück. Auch in den Waldkarpathen am Oberlauf des südlichen Sereth, sowie beiderseits von Moldawa und Suczawa gewannen wir im Angriff ostwärts Gelände. Unter dem Druck dieser Erfolge gaben die Russen im Mestecanesci-Abschnitt ihre vorderen Stellungen auf. Am Bereczker Gebirge setzte der Gegner seine Angriffe fort. Fünfmal griff er im Laufe des Tages am Mgr Casinului an, ohne einen Erfolg zu erzielen; weiter südlich wurde eins unserer Regimenter durch starken feindlichen Stoß in eine weiter westlich gelegene Höhenstellung zurückgedrängt. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Casinu-Tales griff der Feind zu wiederholten Malen mit starken Kräften an. Nördlich des Tales wurde er restlos abgeschlagen. Auf den südlichen Höhen bemächtigte er sich unserer vorderen Gräben. In der Bukowina leisteten die Russen auch gestern mehrfach erheblichen Widerstand. Die verbündeten Truppen dringen kämpfend östlich der Linie Jakobeny—Fundul—Moldowi—Schipoth vor. Die über Kuty hinausrückenden Divisionen gewannen den obersten Sereth. Zwischen dem Pruth und dem Dnjestr wurde der Feind in heftigen Kämpfen aus seinen Stellungen östlich von Sniatyn und südöstlich von Zaleszczyki geworfen. Bei Krzywcze, nördlich des Dnjestr, stürmten osmanische Regimenter in bewährter Tapferkeit die feindlichen Linien. Am Zbrucz erzwangen sich österreichisch-ungarische und deutsche Truppen auf 50 Kilometer Frontbreite an zahlreichen Punkten den Übergang auf das Ostufer. In Wolhynien erfolgreiche Stoßtruppsunternehmen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. Juli. — Mazedonische Front: Ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Cernabogen und teilweise auf dem rechten Wardarufer. In der Moglenagegend wurde bei Bahovo ein feindlicher Erkundungstrupp durch unser Gewehr- und Bombenfeuer vollständig abgewiesen. Im Cernabogen wurde ein feindliches Flugzeug durch Artilleriefeuer gezwungen, vor unseren Linien zu landen, nachdem es vorher in Brand geschossen worden war. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. Juli. — An der Kaukasusfront nur Erkundungsgefechte. — Sinaifront: Bei Ghaza leichtes, weiter östlich lebhafteres Artilleriefeuer.

## Die große Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 1. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die große Schlacht in Flandern hat begonnen; eine der gewaltigsten des heute erfolgverheißend zu Ende gehenden dritten Kriegsjahres. Mit Massen, wie sie bisher an keiner Stelle dieses Krieges, auch nicht im Osten von Brussilow, eingesetzt wurden, griff der Engländer und in seinem Gefolge der Franzose gestern auf 25 Kilometer breiter Front zwischen Nordschoote und Warnston an. Ihr Ziel war ein hohes: es galt einen vernichtenden Schlag zu führen gegen die „U-Boot-Pest“, die von der flandrischen Küste aus Englands Seeherrschaft untergräbt. Eng geballte Angriffswellen dicht aufgeschlossener Divisionen folgten einander, zahlreiche Panzerkraftwagen und Kavallerieverbände griffen ein. Mit ungeheurer Wucht drang der Feind nach dem 14tägigen Artilleriekampf, der sich am frühesten Morgen des 31. Juli zum Trommelfeuer gesteigert hatte, in unsere Abwehrzone ein. Er überrannte in einigen Abschnitten unsere in Trichterstellungen liegenden Linien und gewann an einzelnen Stellen vorübergehend beträchtlich an Boden. In ungestümem Gegenangriff warfen sich unsere Reserven dem Feinde entgegen und drängten ihn in tagsüber währenden, erbitterten Nahkämpfen aus unserer Kampfzone wieder hinaus oder in das vorderste Trichterfeld zurück. Nördlich und nordöstlich von Ypern blieb das vom Gegner behauptete Trichterfeld tiefer; hier konnte Bixschote nicht dauernd gehalten werden. Abends auf breiter Front von neuem vorbrechende Angriffe brachten keine Wendung zu des Feindes Gunsten; sie scheiterten vor unserer neu gegliederten Kampflinie. Unsere Truppen melden hohe blutige Verluste der kein Opfer scheuenden Gegner. Die glänzende Tapferkeit und Stoßkraft unserer Infanterie und Pioniere, das totesmutige Ausharren und die vortreffliche Wirkung der Artillerie, Maschinengewehre und Minenwerfer, die Kühnheit der Flieger und treueste Pflichterfüllung der Nachrichtentruppen und anderen Hilfswaffen, insonderheit auch die zielbewußte, ruhige Führung boten für den uns günstigen Abschluß des Schlachttages sichere Gewähr. Voll Stolz auf die eigene Leistung und den großen Erfolg, an dem jeder Staat und Stamm des Deutschen Reiches Anteil hat, sehen Führer und Truppen den zu erwartenden weiteren Kämpfen zuversichtlich entgegen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames erschöpften die Franzosen erneut ihre Kräfte in viermaligem, vergeblichem Ansturm gegen unsere voll behaupteten Stellungen südlich von Filain. Weiter östlich brachte die kampfbewährte westfälische 13. Infanteriedivision dem Feinde wieder eine erhebliche Schlappe bei. In frischem Draufgehen entrissen die Regimenter nach kurzer verheerender Feuervorbereitung den Franzosen das Grabengewirr auf der Hochfläche des Gehöftes La Bovelle. — Über 1500 Gefangene, von denen eine große Zahl durch Sturmtrupps aus der Schlucht nordöstlich von Troyon geholt wurden, fielen in unsere Hand. Erst abends setzten feindliche Gegenangriffe ein, die in den erreichten Linien abgewiesen wurden. Auf dem westlichen Maasufer stürmten tapfere badische Bataillone die kürzlich an den Feind verlorene Stellung beiderseits der Straße Malancourt—Esnes wieder. In mehr als 2 Kilometer Breite und 700 Meter Tiefe wurden die Franzosen dort zurückgeworfen. Über 500 Gefangene konnten eingebracht werden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generaloberstеn von Boehm-Ermolli: Unsere nördlich des Dnjestr nach Südosten vordringenden Truppen drängten den Feind, der sich hinter dem Billibach zum Kampf gestellt hatten, in den Flußwinkel von Chotin zurück. Zwischen Dnjestr und Pruth durchbrach eine Stoßgruppe russische Stellungen an der Bahn Horodenka—Czernowitz, während ihr Südflügel starke Entlastungsangriffe bei Iwankoutz abwehrte. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An den nordöstlichen Vorbergen und im mittleren Teil der Waldkarpathen gewannen deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen in Angriffsgefechten zähe verteidigte Talsperren. Am Mgr. Casinului wiesen Gebirgstruppen mehrere Angriffe des Feindes ab. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Casinu-Tales brachen abermals heftige Angriffe des Feindes zusammen. Das Szekler Infanterieregiment Nr. 82 kämpft hier mit bewährter Kraft. Im Gebiet der Dreiländerecke gingen unsere Truppen überraschend gegen die von den Russen besetzten Höhen vor; der Gegner wurde geworfen. In der südlichen Bukowina sind wir im Vordringen auf Kimpolung. Südwestlich und nordwestlich von Czernowitz wurde erneuter, durch Gegenstöße gestützter Widerstand des Feindes in heftigen Kämpfen gebrochen; die Russen weichen. Auch im Mündungswinkel des Zbrucz erzielten die Verbündeten weitere Fortschritte. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Unverändert.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. August. — Mazedonische Front: Ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer östlich der Cerna und an beiden Ufern des Wardar. In der Gegend von Moglena wurden feindliche Erkundungsabteilungen beim Hügel von Bahovo und bei Buyuktasch zurückgeschlagen. An der unteren Struma versuchten bei Christian Kamila englische Gruppen von Erkundern, bestehend aus Infanterie und Kavallerie, vorzugehen; sie wurden aber durch Feuer zurückgetrieben. — Rumänische Front: Bei Tulcea spärliches Artilleriefeuer.

## Von Langemarck bis zur Lys.

Großes Hauptquartier, 2. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern kam es erst nachmittags wieder zu heftigen Artilleriekämpfen. Von Langemarck bis zur Lys lag mehrstündiges Trommelfeuer auf unseren Linien, ehe der Feind gegen Abend zu neuen starken Angriffen auf dieser Front ansetzte. Es entspannen sich wieder schwere Kämpfe, in denen die vom Gegner ins Feuer geführten Divisionen überall zurückgeschlagen, mehrfach auch unsere Kampflinien bei erfolgreichen Gegenstößen vorverlegt wurden. An keiner Stelle gewann der Feind Vorteile; dagegen büßte er in unserem ungeschwächten Abwehrfeuer viel Blut, durch unsere Gegenangriffe an Einbruchstellen auch mehrere hundert Gefangene ein. Nach unruhiger Nacht frühmorgens östlich von Wytschaete erneut vorbrechende englische Angriffe sind verlustreich gescheitert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames wiederholten die Franzosen ihre erfolglosen Anläufe gegen die von uns südlich von Filain und südöstlich von Cerny gewonnenen Höhenstellungen. Während des Tages und in der Nacht stießen sie bis zu fünfmal gegen unsere Linien vor; stets wurden sie von unseren bewährten Kampftruppen abgewiesen. Auch auf dem Westufer der Maas führte der Feind abends einen vergeblichen Gegenstoß zur Wiedereroberung der ihm entrissenen Stellungen. — Die Gefangenenzahl aus den gestrigen erfolgreichen Kämpfen, an denen außer badischen auch hannoversche und oldenburgische Truppen rühmlichen Anteil haben, hat sich auf über 750 Mann erhöht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Im Winkel zwischen Zbrucz und Dnjestr wurden russische Nachhuten bei Wygoda an der Straße nach Chotin geworfen. Nördlich von Czernowitz nähern sich unsere Divisionen auch südlich des Dnjestr der russischen Grenze. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die russische Karpathenfront ist jetzt zwischen Pruth und den Südosthängen des Kelemen-Gebirges im Weichen. Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen drängen dem Feinde, der vielfach hartnäckigen Widerstand leistet, nach. Wir stehen vor Kimpolung. Zwischen Oitos- und Casinu-Tal setzte der Feind auch gestern starke Kräfte ein, um den Mgr. Casinului zu gewinnen. Mehrere nach heftigem Feuer erfolgende Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit der Verteidiger. (W. T. B.)

## Kämpfe am Casinu-Tale.

Wien, 2. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Keine besonderen Ereignisse. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Der Feind griff beiderseits des Casinu-Tales zu wiederholten Malen heftig an — unsere tapferen Truppen blieben im Gegenstoß und in stundenlangem andauernden Nahkampf Sieger —, die russisch-rumänischen Divisionen mußten unter schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückweichen. Die Armee des Generalobersten von Köveß gewinnt unter Kämpfen Raum. Die Höhen östlich von Dragoiessa in der Dreiländerecke und die Gegend nördlich von Kimpolung sind in unserer Hand. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Streitkräfte des Generalobersten von Boehm-Ermolli dringen unmittelbar südlich des Dnjestr gegen die russische Grenze vor. Der Mündungswinkel des Zbrucz wurde zum größten Teil vom Feinde gesäubert. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts zu melden.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. August. — Mazedonische Front: Lebhaftes zeitweiliges Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Czernabogen und auf Dobropolje. Auf der Kruschaw-Planina drangen unsere Aufklärungsabteilungen an verschiedenen Stellen in die feindlichen Gräben und verursachten bedeutenden Schaden. — Rumänische Front: Bei Isaccea schwaches Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. August. — An der persischen Grenze und Kaukasusfront fügten wir dem Gegner in mehreren Patrouillengefechten Verluste zu. Das tapfere Vorgehen einer unserer Patrouillen unter der Führung eines Stabsoffiziers bis weit hinter die feindlichen Linien an der Kaukasusfront verdient besonders erwähnt zu werden.

## Czernowitz vom Feinde befreit.

Großes Hauptquartier, 3. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Schlachtfront war gestern bei regnerischem Wetter der Feuerkampf nur an der Küste und nördlich von Ypern besonders heftig. Vorstöße der Engländer an der Straße Nieuport—Westende und östlich von Bixschote scheiterten, ebenso starke Angriffe bei Langemarck. Roulers, wohin sich ein großer Teil der belgischen Bevölkerung aus der Kampfzone vor dem Feuer ihrer Befreier geflüchtet hatte, wurde vom Feinde mit schwersten Geschützen beschossen. — Vorfeldgefechte nördlich des La Bassée-Kanals sowie bei Monchy und Harrincourt verliefen für uns günstig. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westlich von Allemant an der Straße Laon—Soissons drangen französische Kompagnien vorübergehend in einen unserer Gräben; sie wurden sofort wieder vertrieben. Bei Cerny vervollständigten unsere Truppen den Kampferfolg des 31. Juli. Sie bemächtigten sich durch Handstreich der französischen Stellung am Südausgang des Tunnels, hielten sie gegen mehrere Gegenangriffe und führten zahlreiche Gefangene zurück. Auf dem linken Maas-Ufer wurden morgens und abends nach starker Feuervorbereitung geführte Angriffe der Franzosen beiderseits des Weges Malancourt—Esnes abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Östlich von Husiatyn örtliche Kämpfe. Trotz zähen Widerstandes der Russen wurden mehrere Ortschaften am Unterlauf des Zbrucz im Sturm genommen. Bayerischer Landsturm zeichnete sich bei der Eroberung von Kudrynce besonders aus. Zwischen Dnjestr und Pruth hielt der Feind vormittags noch stand. In den ersten Nachmittagsstunden begann er unter dem Druck der Gruppe des Generals der Infanterie Litzmann nachzugeben und abzuziehen. Die nördlich von Czernowitz aufflammenden Dörfer kennzeichneten seinen Weg. Heute früh sind von Norden österreichisch-ungarische Truppen des Generalobersten Kritek, südlich von Westen her k. u. k. Truppen unter persönlicher Führung seiner Kaiserlichen Hoheit des Heeresfrontkommandanten Generaloberst Erzherzog Joseph in Czernowitz eingedrungen. Die Hauptstadt der Bukowina ist vom Feinde befreit! — Weiter südlich durchbrachen andere Kräfte der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph schon gestern die russischen Stellungen bei Slobodzia und Dawideny. Czudyn, im Tal des Kleinen Sereth, Sadeu und Falkeu in der Suczawa wurden genommen; in Kimpolung dringen österreichisch-ungarische Truppen im Häuserkampf vorwärts. Auch in den Bergen auf beiden Bistritz-Ufern wurden kämpfend Fortschritte erzielt. Am Mgr. Casinului waren neue Angriffe des Gegners vergeblich und für ihn verlustreich. (W. T. B.)

## Kimpolung besetzt.

Wien, 3. August. — Czernowitz ist seit heute früh zum dritten Male aus Russennot befreit. Der Feind gab die Stadt erst nach erbittertem Kampf frei. Bei Komanestie warfen gestern die Truppen des Generalobersten von Köveß in glänzendem Angriff die russischen Linien, wobei das Infanterieregiment 101 (Bekestsaba) besondere Gelegenheit fand, seine kriegerische Tüchtigkeit zu beweisen. Gleichzeitig mußten zwischen Pruth und Dnjestr die Russen dem Druck deutscher und österreichisch-ungarischer Bajonette weichen und gegen die Grenze zurückgehen. Heute früh rückte, während über die Pruthbrücke kroatische Abteilungen in Czernowitz eindrangen, von Süden her der Heeresfrontkommandant Generaloberst Erzherzog Joseph an der Spitze unserer Regimenter unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt. Nördlich des Dnjestr versuchte der Feind an mehreren Stellen durch Gegenstoß Entlastung zu gewinnen. Er wurde überall abgewiesen. Die Säuberung des Zbrucz-Winkels ist abgeschlossen. In der südlichen Bukowina wurde Kimpolung besetzt, in der Dreiländerecke das Westufer der rumänischen Bistritza erreicht. Zwischen dem Oitos-Paß und dem Casinu-Tal scheiterten neuerlich mehrere mit erheblichem Kraftaufgebot geführte Angriffe des Feindes. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts Neues.

## Kleine Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 3. August. — Mazedonische Front: Wenig lebhaftes Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Cernabogen, auf der Dobropolje und südlich von Dojran. In der Moglenagegend wurde eine feindliche Erkundungsabteilung mit Handbomben vertrieben. Auf dem linken Ufer des Wardar drang eine unserer Aufklärerabteilungen in feindliche Gräben und fügte dem Gegner empfindliche Verluste zu. An der unteren Struma bei Christian Kamila wurden feindliche Erkundungstruppen durch unser Feuer zurückgedrängt. — Rumänische Front: Bei Isaccea Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. August. — Smyrna wurde am 1. August von feindlichen Fliegern angegriffen. Die Beschädigungen sind bedeutungslos. Eins der feindlichen Flugzeuge wurde durch Artillerie abgeschossen. Die Besatzung, zwei englische Flieger, war tot, das Flugzeug ist vollständig zerstört. — Sinaifront: In der Nacht zum 2. August erbeuteten unsere Patrouillen der Ghazagruppe mehrere Handgranaten, Leuchtpistolen, Drahtscheren und ein Gewehr. Eine andere mehr östlich vorgehende Patrouille stieß auf eine feindliche Patrouille, tötete sechs Engländer und brachte drei als Gefangene ein. In der Nacht zum 2. August wurde der Versuch zweier englischer Kompagnien, gegen unsere Stellungen östlich der Ghazatruppe vorzustoßen, abgewiesen.

## Galizien dem Feinde entrissen.

Großes Hauptquartier, 4. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Schlachtfront ruhte auch gestern der Kampf unter Einwirkung starken Regens. Während der Nacht steigerte sich zeitweise das Feuer zu großer Heftigkeit; es fanden keine größeren Angriffe statt. Im Artois blieb es bis auf lebhaftere Feuertätigkeit bei Hulluch und Lens sowie Vorfeldgefechten östlich von Monchy ruhig. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nichts Wesentliches. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Süddeutsche und rheinische Sturmtrupps brachen in die feindliche Stellung südwestlich von Leintrey ein und kehrten mit einer größeren Anzahl schwarzer Franzosen zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Nordöstlich von Czernowitz ist die russische Reichsgrenze überschritten. In 14tägigem Feldzuge, der einen ununterbrochenen Siegeslauf der deutschen, österreichisch-ungarischen und osmanischen Truppen darstellt, ist bis jetzt der besetzte Teil Galiziens außer einem schmalen Streifen von Brody bis Zbaraz dem Feinde entrissen worden. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Befreiung der Bukowina macht schnelle Fortschritte. In den sich nach Osten zu erweiternden Flußtälern drängen die Kolonnen der verbündeten Korps über die Linie Czernowitz—Petroutz—Bilka—Kimpolung dem weichenden Gegner nach. — An der Moldaufront versuchten die Rumänen wiederum ohne jeden Erfolg, sich durch starke Angriffe in Besitz des Mgr. Casinului zu setzen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth nahm die Gefechtstätigkeit gegen die Vortage zu. — Mazedonische Front: Keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

## Der Übergang über die Neue Moldawitza.

Wien, 4. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Entlastungsstöße nördlich des Casinu-Tales und auf dem Tölgyes-Paß scheiterten an der tapferen Gegenwehr unserer Truppen. Die Befreiung der Bukowina schreitet erfolgreich vorwärts. Österreichisch-ungarische Kräfte haben sich nördlich von Kimpolung den Übergang über die Neue Moldawitza erzwungen. Westlich und nordwestlich von Radautz lösen sich die Kolonnen der Verbündeten aus dem Gebirge. Östlich von Czernowitz stehen wir an der Reichsgrenze. Südlich des Dnjestr wurde diese überschritten. An der Zbrucz-Mündung wiesen unsere Sicherungsabteilungen russische Kompagnieangriffe ab. — Italienischer

Kriegsschauplatz: Am Rombonhang erfolgreiche Patrouillenunternehmen. Gegen den Monte Santo sehr starkes italienisches Geschützfeuer. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unverändert.

## Ereignisse zur See.

Wien, 4. August. — In der Nacht vom 2. auf den 3. August haben etwa 16—20 feindliche Flugzeuge die Stadt und den Hafen von Pola mit rund 80 Bomben, darunter viele Brandbomben, belegt. In der Stadt wurden mehrere Schäden an Privathäusern verursacht, wobei von der Zivilbevölkerung zwei Personen getötet und zwölf verletzt worden sind, darunter hauptsächlich Frauen und Kinder. An militärischen Objekten ist kein nennenswerter Schaden zu verzeichnen. Bomben fielen auch auf das Marinespital und den Marinefriedhof. Von Militärpersonen wurden im ganzen zwei leicht verletzt. Flottenkommando.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. August. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur an der Cerwena Stena, auf Dobropolje und zwischen Wardar und dem Dojransee sehr lebhaft war. In der Gegend von Moglena wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer vertrieben. An verschiedenen Stellen der Front für uns günstige Erkundungsunternehmungen. — Rumänische Front: Eine feindliche Erkundungstruppe versuchte sich in Booten unserem Ufer bei dem Dorfe Samova, westlich von Tulcea, zu nähern, wurde aber durch Feuer vertrieben. Bei Isaccea lebhaftes Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. August. — An der Kaukasusfront die gewöhnliche Patrouillen- und Artillerietätigkeit. Bei Hedschas wurden Angriffe der Rebellen gegen mehrere Bahnstationen mit großen Verlusten für die Rebellen abgewiesen.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nur in einzelnen Abschnitten der flandrischen Front war der Feuerkampf stark; Angriffe sind nicht erfolgt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei schlechter Sicht blieb die Gefechtstätigkeit gering. Auf dem nördlichen Aisne-Ufer bei Juvincourt drangen Stoßtrupps niederschlesischer und Posener Regimenter in die französische Stellung ein und brachten nahezu 100 Gefangene zurück. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Nichts Neues. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im nördlichen Teil der Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern lebte an mehreren Stellen das Feuer auf. — Heeresgruppe des Generaloberſten von Boehm-Ermolli: Bei Brody und am Zbrucz kam es zeitweilig zu heftigen Artilleriegefechten. In Richtung auf Chotin sind unsere Truppen durch das Waldgebiet südlich des Dnjestr im Vordringen. Östlich von Czernowitz nahmen deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen Karancze und den Westteil von Bojan am Pruth. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der rumänischen Grenze südöstlich von Czernowitz besteht Gefechtberührung. Im Suczawa-Tal drängten wir die Russen nach Kampf in die Ebene von Radautz zurück. Wama an der Moldawa ist genommen, die Bistritz zwischen Lunga und Brosteni ostwärts überschritten. Am Mgr. Casinului blieben auch gestern rumänische Angriffe ohne Ergebnis. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen und an der mazedonischen Front ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nichts von Belang. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Nördlich des Casinu-Tals erneuerte vergebliche russisch-rumänische Angriffe gegen unsere Gebirgstruppen. In der Dreiländerecke wurden dem Feinde die Orte Brosteni und Holdita entrissen. In der Südbukowina drangen wir über Wama und Moldawitza Watra hinaus. An der Suczawo wichen die Russen über Radautz zurück. Südöstlich von Czernowitz gewannen wir die Grenze. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nördlich des Pruth wird um die Kampfstätten der Neujahrsschlacht 1916 gerungen. Bis gestern abend war der Feind aus Teilen von Bojan, aus dem Dorfe Karancze und vom Westhang des Bolzok geworfen. Nördlich des Dnjestr vielfach erhöhte Geschützkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Monte San Gabriele und auf der Karsthochfläche lag gestern mehrere Stunden hindurch schweres italienisches Geschützfeuer. — Balkankriegsschauplatz: Nordwestlich von Korcze versuchten feindliche Abteilungen den Bevoli zu überschreiten; sie wurden abgewiesen.

## Ereignisse zur See.

Wien, 5. August. — In der Nacht vom 3. auf den 4. August warfen feindliche Flugzeuge auf Stadt und Umgebung von Pola neuerdings etwa hundert Bomben. In der Stadt wurden einige Häuser beschädigt. Militärische Schäden sind nicht verursacht worden. Eine Zivilperson wurde verletzt. Flottenkommando.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 5. August. — Mazedonische Front: Sehr schwache Tätigkeit an der gesamten Front. Im Cernabogen und auf dem linken Ufer des Wardar zeitweise kurzes Trommelfeuer. Auf beiden Seiten des Wardar und an der unteren Struma für uns günstige Erkundungen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer; bei Galatz spärliches Geschützfeuer.

## Die Flandernschlacht. — Radautz genommen.

Großes Hauptquartier, 6. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern blieb die Feuertätigkeit bei Tage meist gering; abends nahm der Artilleriekampf in einigen Abschnitten große Heftigkeit an. Englische starke Teilangriffe, die nachts und heute morgen gegen unsere Stellungen zwischen der Straße Ypern—Menines und der Lys vorbrachen, sind überall abgewiesen worden. In dem uns wohlbekannten Trichterfelde führten unsere Sturmtrupps erfolgreiche Unternehmen durch. Zahlreiche Gefangene wurden eingebracht; aus einigen der 25 vor unserer Front zerschossen liegenden Panzerwagen wurden mehrere Maschinengewehre geborgen. Bei den anderen Armeen beschränkte sich die Gefechtstätigkeit tagsüber auf Streufeuer; abends steigerte sie sich zwischen La Bassée-Kanal und Scarpe sowie am Chemin-des-Dames. Vorfeldgefechte verliefen für uns günstig. Im Luftkampf schoß Leutnant Gontermann seinen 25. Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Längs des Zbrucz örtliche Gefechte. — Zwischen Dnjestr und Pruth haben sich die Russen erneut zum Kampf gestellt. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südöstlich von Czernowitz leistet der Feind an der rumänischen Grenze Widerstand, unser Angriff ist im Gange. Wir stehen vor Sereth (Ort) und haben nach heftigen Kämpfen Radautz genommen. Beiderseits der Moldawa und auf dem Ostufer der Bistritz wurden russischen Nachhuten mehrere Höhenstellungen entrissen. Wiederholte Angriffe der Rumänen am Mgr. Casinului und am Kloster Lepsa nördlich des Putna-Tales sind verlustreich gescheitert. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Zwischen Gebirge und Donau ist an einigen Stellen die Gefechtstätigkeit aufgelebt. — Mazedonische Front: Die Lage ist unverändert. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen stellenweise lebhafterer Artilleriekampf. Der Erfolg der von der Ententepresse freudig begrüßten rumänisch-russischen Offensive gegen die Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph bleibt offenbar beträchtlich hinter den Erwartungen zurück. Die Angriffe der Gegner im Casinugebiete verliefen auch gestern, von den großen Feindverlusten abgesehen, völlig ergebnislos. In der Dreiländerecke und in der Richtung auf Gurahumora erzielten wir weitere Fortschritte. Honved und ungarischer Landsturm warfen den Feind aus seinen Stellungen nordwestlich von Radautz und rückten nach tapferer Abwehr starker russischer Gegenstöße in die Stadt ein. Beiderseits des Sereth-Flusses nähern wir uns der Grenze. Südöstlich und nordöstlich von Czernowitz setzt der Feind dem Vordringen der Verbündeten heftigen Widerstand entgegen. Am Zbrucz russische Teilangriffe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die feindliche Artillerie dehnte gestern ihr Feuer in wechselnder Stärke auf die ganze Isonzo-Front von Tolmein bis zum Meere aus. — Balkan-Kriegsschauplatz: Keine besonderen Ereignisse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. August. — Außer Patrouillengefechten an der Kaukasusfront keine besonderen Ereignisse.

## Sturmangriff nördlich Focsani.

Großes Hauptquartier, 7. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war die Kampftätigkeit der Artillerien nur vorübergehend in einigen Abschnitten lebhaft. Im Trichterfeld kam es mehrfach zu Zusammenstößen von Erkundungsabteilungen. Im Artois lag starkes Feuer auf den Stellungen zwischen Hulluch und der Scarpe. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vorstöße oldenburgischer und württembergischer Sturmtrupps in der Schlucht von Bessy (nördlich der Straße Laon—Soissons) und bei Berry-au-Bac an der Aisne brachten uns Gewinn an Gefangenen und Beute. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Lage ist unverändert. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Sereth- und Suczawatal wurde kämpfend Boden gewonnen; auch im Gebirge ging es trotz zähen feindlichen Widerstandes vorwärts. Erneute rumänische Angriffe am Mgr. Casinului und bei Kloster Lepsa (am Putna-Tal) brachen verlustreich zusammen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: In örtlichem Angriff stürmten preußische und bayerische Regimenter die russischen Stellungen nördlich von Focsani. 1300 Gefangene, 13 Geschütze und zahlreiche Grabenwaffen wurden eingebracht. — Mazedonische Front: Keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)



## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen erstürmten deutsche Truppen nördlich von Focsani starke russische Verteidigungsanlagen; es wurden 1300 Gefangene und 13 Geschütze eingebracht. — An der oberen Putna scheiterten schwächere gegnerische Vorstöße. — Auf dem Casinului erschöpfte sich der Feind abermals in heftigen opferreichen Angriffen. Unsere tapferen Verteidiger warfen ihn durch Gegenstoß und in erbittertem Handgemenge immer wieder zurück. — Nördlich von Gyorgyo-Tölgyes bemächtigten wir uns mehrerer russischer Verschanzungen jenseits der Grenze. — Unser Vordringen bei Gurahumora gewann bei Überwindung zähen feindlichen Widerstandes weiteren Raum. — Sonst nichts von Belang. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Fassaner Kamm südöstlich von Cavalese brach ein italienischer Vorstoß in unserem Feuer zusammen; das feindliche Bataillon flüchtete in voller Auflösung. — Am Isonzo ließ gestern der Geschützkampf wieder nach. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unverändert.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Ein deutscher Sturmtrupp drang in feindliche Gräben ein und brachte Gefangene zurück. In der Moglenagegend lebhaftes Minenfeuer. Eine unserer Erkundungsabteilungen machte einige Gefangene. Im Wardartal und längs der unteren Struma Scharmützel zwischen Erkundungsabteilungen. — Rumänische Front: In der Gegend von Mahmudia und Isaccea Artilleriefeuer und schwaches Gewehrfeuer.

## Nachtkämpfe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 8. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Schlachtfront hat sich der Feuerkampf gestern abend wieder zu großer Heftigkeit gesteigert. Im Küstenabschnitt stießen die Engländer nachts nach Trommelfeuer mit starken Kräften von Nieuport nach Norden und Nordosten vor; sie wurden im Nahkampf zurückgeworfen. Zwischen Draaibank (nordöstlich von Bixschoote) und Frezenberg führte der Feind nach Einbruch der Dunkelheit wiederholt starke Teilangriffe gegen unsere Linien; auch hier wurde er überall verlustreich abgewiesen. Im Artois lebhafte Feuertätigkeit zwischen dem La Bassée-Kanal und der Scarpe. Englische Erkundungsvorstöße gegen mehrere Abschnitte dieser Front scheiterten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In den Abendstunden lebte das Feuer längs des Chemin-des-Dames auf. Auf dem Ostufer der Maas brachte ein kühner Handstreich badischer Sturmabteilungen, die in den stark verschanzten Caurières-Wald eindrangen, eine Anzahl Gefangener ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Keine größeren Kampfhandlungen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Waldkarpathen setzten sich österreichisch-ungarische Regimenter stürmender Hand in Besitz mehrerer zähe verteidigter Bergkuppen. Südlich des Mgr. Casinului und nördlich des Klosters Lepsa wurden neue rumänische Angriffe abgeschlagen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: An der Einbruchstelle in die feindlichen Linien nördlich von Focsani wurde erbittert gekämpft. Wir erweiterten unseren Erfolg. Russen und Rumänen führten starke, aber ergebnislose Gegenangriffe, bei denen 12 feindliche Regimenter durch Gefangene bestätigt wurden. — Mazedonische Front: Nichts Neues. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die nördlich von Focsani kämpfenden deutschen Truppen erweiterten trotz starker feindlicher Gegenwirkung ihren vorgestern errungenen Erfolg. Die gegen Siebenbürgen angesetzte rumänisch-russische Entlastungsoffensive fand abermals in mehreren erfolglosen Einzelvorstößen an der Putna und am Casinubach ihren Ausdruck. Nördlich von Gyorgyo-Tölgyes bemächtigten sich österreichisch-ungarische Truppen mehrerer vom Feinde zähe verteidigter Höhen. In der Bukowina und in Ostgalizien verlief der gestrige Tag verhältnismäßig ruhig. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts zu melden.

## Artillerietätigkeit nördlich Monastir.

Sofia, 8. August. — Mazedonische Front: Im Norden von Bitolia und in der Moglenagegend kurzes Artillerietrommelfeuer. Auf dem rechten Wardarufer südlich von Golena und Jarebitza wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer abgewiesen, wobei sie mehrere Verwundete zurückließ. Auf dem linken Wardarufer lebhaftes Artilleriefeuer und große Patrouillentätigkeit. Auf beiden Seiten der unteren Struma Gewehrfeuer zwischen Wachttruppen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer, bei Isaccea vereinzeltes Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. August. — Außer für uns günstigen Patrouillen an der Kaukasusfront keine Ereignisse von Bedeutung.

## Russisch-rumänische Vorstöße bei Focsani.

Großes Hauptquartier, 9. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ungünstige Sicht hinderte bis zum Nachmittag die Entfaltung lebhafter Feuertätigkeit. Erst am Abend nahm der Artilleriekampf in Flandern wieder zu. Er blieb nachts stark und erreichte in einigen Abschnitten, besonders an der Küste und von Bixschoote bis Hollebeke äußerste Heftigkeit. Infanterie griff nicht an; eine bei Hooge vorstoßende englische Erkundungsabteilung wurde zurückgeschlagen. Im Artois war das Feuer beiderseits von Lens gesteigert; auch hier blieben gewaltsame Erkundungen des Feindes ergebnislos. Bei den anderen Armeen blieb die Gefechtstätigkeit, die abends an vielen Stellen anschwoll, in den üblichen Grenzen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Keine besonderen Ereignisse. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Waldkarpathen und den Grenzgebirgen der westlichen Moldau kam es zu erfolgreichen Gefechtshandlungen. Wir schoben in einigen Abschnitten unsere Linien vor und wiesen starke feindliche Gegenangriffe ab. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Die Lage hat sich günstig entwickelt. Russen und Rumänen führten in Massenangriffen starke Kräfte ins Feuer, um unseren Truppen den nördlich von Focsani erkämpften und auch gestern wesentlich vergrößerten Geländegewinn zu entreißen. Alle Angriffe wurden zurückgeworfen; die Gegner erlitten schwerste blutige Verluste. Die Gefangenenzahl hat sich auf 50 Offiziere, 3300 Mann, die Beute auf 17 Geschütze und über 50 Maschinengewehre und Minenwerfer erhöht. — Mazedonische Front: Nichts von Bedeutung. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Versuche der Rumänen und Russen, die nördlich von Focsani errungenen deutschen Erfolge durch starke Massenstöße wettzumachen, scheiterten völlig. Der Feind verlor bis gestern abend 50 Offiziere und 3300 Mann an Gefangenen, außerdem 17 Geschütze und über 50 Maschinengewehre und Minenwerfer. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Bei der an der ungarischen Ostgrenze fechtenden Armee des Generalobersten Freiherrn von Rohr kam es gestern fast an allen Frontabschnitten zu günstig verlaufenden Kämpfen, in denen wir Raumgewinn erzielten. Sämtliche Angriffe des Feindes wurden blutig abgeschlagen. In der südlichen Bukowina entriß nach mehrtägigem hartem Ringen unsere Kavallerie den Russen bei Wama zwei hintereinander liegende Höhenstellungen; sie ist im Vordringen auf Gurahumora. Weiter nördlich trat in der Lage keine wesentliche Änderung ein. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts Neues.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 9. August. — Mazedonische Front: An verschiedenen Stellen der Front mäßiges Geschützfeuer, das zu beiden Seiten des Wardar ein wenig lebhafter war. Zwischen den Seen drang eine deutsche Erkundungsabteilung in die feindlichen Schützengräben ein und brachte mehrere russische Gefangene zurück. Auf dem rechten Wardarufer machte eine unserer Erkundungsabteilungen mehrere griechische Gefangene, darunter einen Offizier. — Rumänische Front: Bei Isaccea verschiedene Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. August. — In Persien nördlich von Sardascht griffen eine russische Kompagnie und eine Eskadron unsere Grenzabteilungen an; sie wurden nach vierstündigem Kampfe abgewiesen. Sonst nichts von Bedeutung.

## Der Übergang über die Susita erzwungen.

Großes Hauptquartier, 10. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern schwankte gestern die Kampftätigkeit der Artillerien bei wechselnder Sicht in ihrer Stärke; sie nahm abends allgemein zu, hielt während der Nacht an und steigerte sich heute in den frühesten Morgenstunden zwischen der Yser und Lys zu stärkstem Trommelfeuer. In breiten Abschnitten östlich und südöstlich von Ypern haben darauf starke feindliche Infanterie-Angriffe eingesetzt. Im Artois war der Artilleriekampf beiderseits von Lens und südlich der Scarpe sehr lebhaft. Abends griffen die Engländer vom Wege Monchy—Pelves bis zur Straße Arras—Cambrai in dichten Massen an. Unser Vernichtungsfeuer schlug verheerend in ihre Bereitstellungsräume; die vorbrechenden Sturmwellen erlitten im Abwehrfeuer und Nahkampf mit unseren kampfbewährten Regimentern schwerste Verluste und wurden überall zurückgeworfen. Nördlich von St. Quentin entrissen brandenburgische Bataillone den Franzosen einige Grabenlinien in 1200 Meter Breite. Gegenangriffe des Feindes scheiterten, über 150 Gefangene blieben in unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen Soissons und Reims, in der Westchampagne und auf beiden Maas-Ufern erreichte das Feuer zeitweilig erhebliche Stärke. Eine französische Erkundungsabteilung, die an der Straße Laon—Soissons in unsere Gräben eindrang, wurde durch Gegenstoß vertrieben.

Östlich der Maas brachen badische Stoßtrupps in die französische Stellung nördlich von Vacherauville ein und führten eine Anzahl Gefangener zurück. — Leutnant Gontermann schoß zwei feindliche Fesselballone ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auflebende Gefechtstätigkeit bei Dünaburg, südlich von Smorgon und bei Brody. Hier brachte ein Unternehmen deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen über 200 Gefangene ein. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südöstlich von Czernowitz wurde hartnäckig gekämpft; unsere Truppen drangen an mehreren Punkten in die Grenzstellung der Russen ein. Auch in der Serethniederung und an der Solka wurden nach Abwehr feindlicher Gegenstöße Vorteile erzielt. Zwischen Trotus- und Putna-Tal nahmen die verbündeten Truppen trotz zähen Widerstandes der Rumänen mehrere Höhenstellungen in Sturm. In den beiden letzten Tagen wurden im Oitos-Abschnitt gegen 1400 Gefangene gemacht und 30 Maschinengewehre erbeutet. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Zu beiden Seiten der Bahn Focsani—Adjudul haben deutsche Divisionen in breiter Front den Übergang über die Susita erzwungen. In erbitterten Gegenstößen suchten die Gegner unter Einsatz starker Massen unser Vordringen zu hemmen; alle ihre gegen Front und Flanke geführten Angriffe scheiterten unter den schwersten Verlusten. — Mazedonische Front: Nichts Besonderes.

(W. T. B.)

## Sieg an der Oitos-Straße.

Wien, 10. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nördlich von Focsani gewannen die verbündeten Truppen nach erbittertem Ringen, unter neuerlicher Abwehr schwerer russisch-rumänischer Gegenstöße, das Nordufer der Susita. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Beiderseits der Oitos-Straße stießen vorgestern die österreichisch-ungarischen und deutschen Regimenter des Generalobersten von Rohr gegen die stark verschanzten Stellungen von Heerestrau vor. In zähem Angriff warfen wir gestern den Feind von den Höhen südlich des genannten Ortes. Nebst schweren, blutigen Verlusten erlitt der Gegner eine Einbuße von mehr als 1400 Gefangenen und 30 Maschinengewehren. Auch nordöstlich von Holda an der rumänischen Bistritza mußten die Russen unseren anstürmenden Honveds zähe verteidigte Stellungen überlassen. In der Bukowina bei Solka und südöstlich von Czernowitz wurden Fortschritte erzielt. Gegenangriffe der durch Kosaken vorgetriebenen russischen Infanterie vermochten keine Änderung herbeizuführen. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Brody holten österreichisch-ungarische und deutsche Sturmtrupps 200 Gefangene aus den russischen Gräben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Mori in Südtirol brachen unsere Abteilungen in die feindliche Linie ein, nahmen einen Graben in Besitz und führten einen Offizier und 53 Mann als Gefangene ab. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unverändert.

## Ereignisse zur See.

Wien, 10. August. — In der Nacht vom 8. auf den 9. haben ungefähr 25 feindliche Flugzeuge auf Pola gegen 90 Bomben abgeworfen. Es wurden gar keine militärischen und in der Stadt nur geringfügige Schäden verursacht. Zwei Personen leicht verletzt.

Flottenkommando.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen, östlich von Nakow, wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unsere Bomben vertrieben. Auf beiden Seiten des Wardar und an der unteren Struma lebhafte Patrouillentätigkeit. Auf der übrigen Front schwaches Feuer. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer. Beim Dorfe Garwan, südlich von Galatz, vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. August. — Nordöstlich von Suleimanie wurde der Angriff zweier russischer Züge abgewiesen. Gegenüber Serduscht ziehen sich die Russen in die Berge zurück. An der Kaukasusfront die übliche Patrouillentätigkeit. — Sinaifront: In der Nacht zum 9. August 1917 gingen zwei englische Kompagnien mit 6 Maschinengewehren gegen den rechten Flügel unserer Truppen östlich der Ghazagruppe vor. Sie stießen im Vorgelände auf unsere Patrouillen, die den Gegner ungesäumt angriffen. Nach erbittertem Nahgefecht ging der Feind unter Zurücklassung von etwa 50 Toten eilig zurück. 5 Gefangene wurden eingebracht, ein Maschinengewehr, Leuchtpistolen und Fernsprechgerät erbeutet.

## Englische Flandern-Offensive gescheitert.

Großes Hauptquartier, 11. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die englischen Angriffe am gestrigen Morgen wurden von mehreren Divisionen geführt. In mehr als 8 Kilometer Breite zwischen Frezenberg und Hollebeke brach der Feind vor: trotz des starken Einsatzes hatte er keinen Erfolg. Zwar gelang es anfänglich dem tiefgegliedert vorstürmenden Gegner, an mehreren Stellen in unsere Kampflinie einzubrechen, doch wurde er durch schnellen Gegenstoß der Bereitschaften wieder geworfen, bei Westhoek erst nach längerem, erbittertem Ringen. Der Feuerkampf steigerte sich im Küstenabschnitt und vor Merckem bis Warneton am Abend wieder zu großer Heftigkeit; auch heute morgen war er vielfach äußerst stark. Nächtliche Erkundungsstöße der Engländer bei Nieuport scheiterten ebenso wie starke Teilangriffe, die der Feind beiderseits der Bahn Boesinghe—Langemark frühmorgens ansetzte. — Nördlich von St. Quentin griffen die Franzosen mehrmals die bei Fayet von uns gewonnenen Gräben an, die bis auf einen geringen Teil sämtlich gehalten wurden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames spielten sich örtliche Infanteriekämpfe bei der Royère Fe. ab, die eine Änderung der Lage nicht ergaben. Bei Cerny versuchte der Feind ohne besondere Feuervorbereitung in unsere Stellung zu dringen; rascher Gegenangriff der Grabenbesatzung warf ihn zurück. Am Hochberg in der Westchampagne entrissen Teile eines hessen-nassauischen Regiments den Franzosen wichtige Grabenstücke, die gegen starke Wiedereroberungsversuche behauptet wurden. Hier wurde eine größere Anzahl von Gefangenen einbehalten; auch südlich von Corbeny, nördlich von Reims und auf dem Westufer der Maas waren Vorstöße unserer Erkunder erfolgreich. — 19 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone wurden abgeschossen; der größte Teil in Luftkämpfen, die besonders in Flandern sehr zahlreich waren. Offizier-Stellvertreter Vizefeldwebel Müller errang seinen 20. und 21. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Grenzbergen der Moldau warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den zähe sich wehrenden Feind am Slanio- und Oitos-Tal ostwärts zurück. Auch am Mt. Oleja und Mgr. Casinului wurden die Rumänen von beherrschenden Höhen verdrängt. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Durch Einsatz sehr starker Kräfte, die bis zu siebenmal gegen die von uns gewonnene Susita-Stellung anstürmten, suchten Russen und Rumänen in verzweifelten Angriffen den verlorenen Boden zurückzuerobern. Jeder Stoß brach an der Front unserer tapferen Truppen zusammen. Der Tag kostete die Gegner ungewöhnlich schwere Blutopfer; Gewinn hat er ihnen nicht gebracht.

(W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Focsani unternahmen die Russen und Rumänen gestern nachmittag abermals heftige Massenangriffe, die stellenweise zwanzig Wellen tief gestaffelt waren. Die deutschen Divisionen schlugen den Feind in siegreicher Abwehr zurück. Die Kämpfe an der Oitos-Straße verlaufen erfolgreich. Österreichisch-ungarische und deutsche Streitkräfte drangen, dem Verteidiger Graben auf Graben entreißend, bis auf die Höhen südlich und westlich von Ocna vor. Weiter nördlich keine wesentliche Änderung der Lage. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo lebte der Artilleriekampf wieder auf.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 11. August. — Mazedonische Front: Zwischen den Seen eröffnete der Feind gegen Mittag heftiges Artilleriefeuer. Im Cernabogen stellenweise Trommelfeuer. Auf dem Dobropolje versuchten nach andauernder Artillerievorbereitung und Minenfeuer stärkere feindliche Erkundungsabteilungen vorzudringen, wurden aber durch unser Gewehr-, Maschinengewehr- und Bombenfeuer verjagt. Zwischen Wardar- und Dojransee, namentlich südlich vom Dojran, lebhaftes Artilleriefeuer. Zu beiden Seiten des Wardar auf den Nordhängen der Brusche Planina und an der unteren Struma für uns günstige Patrouillengefechte. An zahlreichen Stellen drangen unsere Aufklärertrupps in die feindlichen Schützengräben ein, fügten dem Gegner blutige Verluste zu und brachten Gefangene ein. — Rumänische Front: Bei Nurugeil östlich von Mahmudia gingen unsere Abteilungen auf das Nordufer des St. Georg-Armes hinüber, fügten dem Feind Verluste zu und brachten mehrere Gefangene ein. Bei Mahmudia unwirksames Gewehr- und Minenfeuer seitens des Feindes auf die Stadt Tulcea. Bei dem Dorfe Senowa westlich von Tulcea versuchte ein russischer Aufklärertrupp auf Booten auf unser Ufer zu gelangen, wurde aber durch Feuer zersprengt. Bei Isaccea spärliches Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. August. — In Persien griff am Gilischinpaß ein feindlicher Zug unsere Posten an. Er wurde nach einstündigem Gefecht zurückgeworfen. — An der Kaukasusfront scheiterten mehrere teilweise mit stärkeren Aufklärungsabteilungen unternommene Vorstöße gegen unsere Sicherungslinien in unserem Feuer. — An der Sinaifront zerstörten in der Nacht zum 10. August unsere Stoßtrupps feindliche Drahtanlagen. An diesem Tage ziemlich heftiges feindliches Artilleriefeuer.

## Feindliche Gegenstöße bei Focsani gescheitert.

Großes Hauptquartier, 12. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach den Angriffen des gestrigen Vormittags ließ in Flandern der Feuerkampf nach; erst gegen Abend steigerte er sich in breiten Abschnitten wieder und blieb nachts lebhaft. Heute morgen brachen nach einstündigem Trommelfeuer an vielen Stellen der Front starke feindliche Erkundungsabteilungen vor; sie wurden überall zurückgeschlagen. Nördlich von Hollebeke setzten die Engländer mehrere Regimenter zum Stoß an; auch sie hatten keinen Erfolg und mußten unter schwersten Verlusten zurückweichen. — Vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe und nordwestlich von St. Quentin verstärkte sich zeitweilig die Feuertätigkeit, während der es mehrfach zu Vorfeldgefechten kam. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront, in der Westchampagne und auf den beiden Maas-Ufern bekämpften sich die Artillerien lebhafter als in letzter Zeit. Bei Cerny-en-Laonnois brachen am Abend zwei französische Angriffe verlustreich zusammen; am Cornillet wurden feindliche Handgranatentrupps vor den von uns gewonnenen Stellungen abgewiesen. — Oberleutnant Ritter von Tutschek brachte im Luftkampf seinen 22. und 23. Gegner zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusul-Tales erkämpften deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen die beherrschenden Höhenstellungen und das Dorf Grozesci. Gegen unsere südlich des Oitos-Tales vordringenden Truppen führte der Feind frische Kräfte ins Feuer, die sich in oft wiederholten, erbitterten Gegenangriffen ohne jeden Erfolg verbluteten. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Die Kämpfe nördlich von Focsani dauern an. Zwischen Sereth und der Bahn von Adjudul Nou griffen auch gestern Russen und Rumänen mit starken Kräften unsere Linien an. Kein Fußbreit Bodens ging uns verloren. Westlich der Eisenbahn wurde der Feind durch kraftvollen Angriff deutscher Truppen nach Norden und Nordwesten zurückgedrängt und erlitt bei erfolglosen Gegenstößen blutigste Verluste. Seit dem 6. August sind auf diesem Kampffelde über 130 Offiziere und mehr als 6650 Mann gefangen, 18 Geschütze und 61 Maschinengewehre erbeutet worden. Vom Sereth bis zur Donau nahm die Feuertätigkeit erheblich zu; an der Buzaulmündung wurde ein russischer Angriff zurückgewiesen.

(W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Focsani warfen unsere Verbündeten die Russen und Rumänen weiter zurück. Alle Versuche der Gegner, diese Front durch Massenangriffe zu entlasten, scheiterten unter schweren Feindverlusten. Im Oitos-Tal griff südlich von Grozesci der Feind gleichfalls mit starken Kräften an; er vollführte stellenweise bis zu zwölf solcher Anstürme, die alle vor unseren Linien zusammenbrachen. Das Soproner Honved-Regiment Nr. 18 zeichnete sich besonders aus. Westlich von Ocna schreitet unser Angriff günstig vorwärts. Grozesci und Slanic wurden genommen; unsere Truppen nähern sich dem Trotusul-Tal. Nordöstlich von Wama in der Bukowina scheiterten mehrere russische Vorstöße gegen unsere Höhenstellungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo wurde die feindliche Luftaufklärung durch unsere Flieger erfolgreich bekämpft. Es wurden fünf italienische Flugzeuge abgeschossen, drei davon durch Hauptmann Crumowsky.

## Kleine Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 12. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das südlich Dojran ein wenig lebhafter war. Auf dem Ostufer des Wardar wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer verjagt. An verschiedenen Stellen der Front Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer, bei Tulcea mäßiges Artilleriefeuer, bei Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Patrouillenkämpfe an der Sinaifront.

Konstantinopel, 12. August. — An der Kaukasusfront lebhafte gegenseitige Patrouillentätigkeit. — Sinaifront: Am 10. August abends 9 Uhr 45 Min. gingen zwei englische Kompagnien mit drei Maschinengewehren und eine 60 Mann starke Patrouille mit einem Maschinengewehr gegen den rechten Flügel der Ghazagruppe vor. Der Patrouillenführer Offizier-Stellvertreter Issa Nadji griff mit seiner 31 Mann starken Patrouille den Feind im Vorgelände überraschend mit Handgranaten an, warf ihn zurück und verfolgte ihn bis an die feindlichen Hindernisse. Ein Engländer wurde gefangen genommen. Issa Nadji fand bei seiner kühnen Tat den Heldentod. 10 Uhr 50 Min. abends griffen nochmals zwei englische Kompagnien an, wurden aber im Bajonettkampf abgewiesen und ließen 10 Tote zurück. Eine unserer Patrouillen überfiel einen feindlichen Kavallerieposten, tötete von den 6 Mann zwei und nahm einen gefangen.

## Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 13. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Schlachtfront wuchs nach verhältnismäßig ruhigem Tage die Kampftätigkeit in den Abendstunden wieder zu erheblicher Stärke. Unsere Artilleriewirkung gegen feindliche Batterienester war gut; sie zersprengte auch Bereitstellungen englischer Angriffstruppen östlich von Messines. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs des Chemin-des-Dames und in der Westchampagne steigerte sich die Feuertätigkeit beträchtlich. Nördlich der Straße Lach—Soissons brachen gestern früh die Franzosen zu starken Angriffen vor; sie wurden durch Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Ebenso vergeblich und verlustreich war ein Vorstoß des Feindes südwestlich von Ailles. An der Nordfront von Verdun haben sich auf beiden Maas-Ufern heftige Artilleriekämpfe entwickelt. — Eins unserer Fliegergeschwader griff gestern England an. Auf die militärischen Anlagen von Southend und Margate an der Themsemündung wurden mit erkannter Wirkung Bomben abgeworfen. Eins unserer Flugzeuge wird vermißt. Auf dem Festlande sind gestern 14 feindliche Flieger und ein Fesselballon abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Lebhafteres Feuer nur südlich von Smorgon, westlich von Luck, bei Tarnopol und am Zbrucz. Hier kam es mehrfach auch zu Zusammenstößen von Streifabteilungen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der westlichen Moldau gelang es, trotz sehr zäher feindlicher Gegenwehr, die in zahlreichen heftigen Angriffen zum Ausdruck kam, unseren Geländegewinn südlich des Trotusul-Tales weiter auszudehnen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Der hartnäckig verteidigte Ort Panciu wurde im Sturm genommen. Entlastungsstöße der Russen und Rumänen gegen benachbarte Abschnitte unserer Front waren vergeblich; sie scheiterten sämtlich verlustreich. Am unteren Sereth blieb die Artillerietätigkeit lebhaft; mehrere feindliche Angriffe zwischen Buzaulmündung und Donau wurden zurückgeschlagen. — Im Monat Juli betrug der Verlust der Luftstreitkräfte unserer Gegner 34 Fesselballone und mindestens 213 Flugzeuge, von denen 98 hinter unseren, 115 jenseits der feindlichen Linien durch Luftangriff und Abwehrfeuer brennend zum Absturz gebracht wurden. Wir haben 60 Flugzeuge, keinen Fesselballon verloren.

(W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nordwestlich von Focsani erstürmten gestern deutsche Regimenter das zäh verteidigte Panciu. Südwestlich dieses Ortes warfen unsere Truppen den Feind aus seinen Stellungen. Feindliche Gegenangriffe westlich des Donauknies von Galatz und nördlich von Focsani blieben erfolglos. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Unsere Streitkräfte stehen beiderseits des unteren Slanicbaches vor den Brückenkopfstellungen von Ocna im Kampf; der Feind erhöht seinen Widerstand durch erbitterte Gegenstöße. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Am Zbrucz und an der Gnila fühlten die Russen mit stärkeren Aufklärungen vor; sie wurden abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die feindliche Fliegertätigkeit über dem Isonzo hielt an.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. August. — In Persien sind unsere Truppen im Vorgehen in Richtung Bale. — An der Kaukasusfront geriet eine 32 Mann starke feindliche Patrouille in einen Hinterhalt; 15 Mann wurden getötet, der Rest entkam verwundet. An einzelnen Stellen der Front leichtes Infanterie- und Artilleriefeuer. — Sinaifront: Zwei feindliche Kompagnien, die in der Nacht zum 12. August gegen unsere Linien östlich der Ghazagruppe vorstießen, wurden durch unsere Patrouillen zur Umkehr gezwungen. Smyrna wurde erneut von feindlichen Fliegern angegriffen. Durch Bomben wurden zwei Frauen getötet, ein Mann, eine Frau und zwei Kinder verwundet. Der angerichtete Materialschaden ist ganz unbedeutend.

## Englische Angriffe im Artois gescheitert.

Großes Hauptquartier, 14. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Starke Angriffe der verbündeten Gegner bereiten sich vor. — Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Feuerkampf auf dem Schlachtfeld in Flandern war wechselnd stark; er erreichte an der Küste, nordöstlich und östlich von Ypern abends wiederum große Heftigkeit. Gewaltsame Erkundungen der Gegner brachen vor mehreren Abschnitten unserer Abwehrzone ergebnislos zusammen. Südwestlich von Westhoek warfen wir die Engländer aus einigen Waldstücken zurück. Im Artois war die Kampftätigkeit durchweg gesteigert, vornehmlich beiderseits von Lens und an der Scarpe. Auch an dieser Front scheiterten mehrere englische Vorstöße. Bei einem Unternehmen sächsischer und bayerischer Sturmabteilungen bei Neuve Chapelle wurde eine größere Anzahl Portugiesen gefangen eingebracht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront und in der Westchampagne war eine erhebliche Zunahme des Artilleriefeuers merkbar. Am Cornillet, südlich von Nauroy, griffen die Franzosen zweimal ohne jeden Erfolg die von uns dort am 10. August gewonnenen Stellungen an. An der Nordfront von Verdun lagen die Artillerien tagsüber mit nur geringen Unterbrechungen in scharfem, sich dauernd steigerndem Feuerkampf. Der Franzose hat in diesen Kampfabschnitt wieder starke Kräfte, vor allem Artillerie, herangeschafft. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Zwischen Maas und Mosel

wurden feindliche Vorstöße bei Flirey abgeschlagen. In der Lothringer Ebene und im Sundgau war gleichfalls die Feuertätigkeit lebhafter als sonst. — In zahlreichen Luftkämpfen wurden 9 feindliche Flieger und 2 Fesselballone abgeschossen. Oberleutnant Dostler hat am 12. August seinen 23. und 24. Gegner zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusul-Abschnittes machte der Gegner uns durch starke Gegenangriffe unseren Geländegewinn streitig. Auch südlich des Oitos- und Casinutales führte er heftige Angriffe, die sämtlich zurückgeschlagen wurden. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Bei Panciu kam es zu neuen Kämpfen, bei denen der Feind in erfolglosen Angriffen schwerste Verluste erlitt. Zwischen Susita- und Putnatal drängten unsere Truppen den sich zähe wehrenden Gegner nach Nordwesten ins Gebirge zurück. Längs des unteren Sereth verliefen Vorfeldgefechte für uns günstig; Gefangene und Beute wurden geborgen. Im Mündungsgebiet der Donau lebte die Feuertätigkeit auf. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Panciu in Rumänien erzielten unsere Truppen im Angriff neuerlich Geländegewinn. Südlich des Oitostales und westlich von Ocna versuchte der Feind vergebens, durch starke Gegenstöße eine Änderung der Kampflage herbeizuführen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Flieger schossen seit vorgestern vier feindliche Flugzeuge ab. Ein italienisches Geschwader belegte Aßling mit Bomben. Die bedrohten Anlagen blieben unbeschädigt.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur am Westufer des Ochridasees, im Cernabogen, südlich Huma, südlich Dojran und bei der Strumamündung etwas lebhafter war. Eine unserer Aufklärungsabteilungen drang in feindliche Gräben östlich der Cerna ein und fügte dem Gegner fühlbare Verluste zu. — Rumänische Front: Von Mahmudia bis Galatz mäßiges Artillerie- und Gewehrfeuer an verschiedenen Stellen.

## Gute Fortschritte in Rumänien.

Großes Hauptquartier, 15. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gesteigerte Abwehrwirkung unserer Kampfartillerie in Flandern erzwang für einen Teil des gestrigen Tages ein Nachlassen des feindlichen Zerstörungsfeuers; die eingesetzten Munitionsmengen entlasteten die Infanterie. Erst gegen Abend konnte der Feind mit voller Kraft den Feuerkampf wieder aufnehmen, der die Nacht hindurch in großer Stärke andauerte. Durch Angriff wurden englische Abteilungen, die sich bei Langemarck über den Steenbach vorgearbeitet hatten, aufgerieben. Heftige Teilangriffe der Engländer südlich von Frezenberg und beiderseits von Hooge wurden abgeschlagen. — Im Artois verstärkte sich der Artilleriekampf zwischen Hulluch und Lens besonders in den heutigen Morgenstunden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames scheiterten bei Cerny mehrmalige Angriffe der Franzosen, die zur Vorbereitung ihres Stoßes starke Artillerie eingesetzt hatten. Auch in anderen Abschnitten dieser und der Champagnefront kam es zu lebhaften Feuerkämpfen. Auf beiden Ufern der Maas hält die vermehrte Artillerietätigkeit, vielfach in Feuerstöße stärkster Wirkung zusammengefaßt, an. Auch hier waren gute Ergebnisse der Kampftätigkeit unserer Batterien durch zeitweise Lahmlegung der feindlichen Artillerie erkennbar. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Im Sundgau hielt die Steigerung des gegenseitigen Feuers auch nachts an. — Durch Schneid und Können haben sich die Schlachtstaffeln unserer Flieger zur wertvollen Angriffswaffe auch gegen Grabenziele und Batterien entwickelt. In Luftkämpfen, die in Flandern besonders zahlreich waren, und durch Abwehrfeuer sind gestern 20 feindliche Flieger und 4 Fesselballone abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen dem nördlichen Sereth und Zbrucz erhöhte sich die Feuertätigkeit. Südöstlich von Tarnopol brachen russische Vorstöße, denen Panzerkraftwagen Halt geben sollten, vor unseren Stellungen zusammen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusultales versuchte der Feind durch starke Entlastungsangriffe den Rückzug der inneren Flügel der 2. rumänischen und der 4. russischen Armee zu decken. Alle Angriffe sind zurückgeschlagen worden. Unsere Truppen drängten über Soveja hinaus nach. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Dem im Bergland zu beiden Seiten der Putna nach Nordosten weichenden Feinde folgen unsere Kolonnen. Am Rande des Gebirges wurde Stracani (nordwestlich des Panciu) genommen. Die siegreich vordringende Truppe brachte heftige feindliche Gegenangriffe zum Scheitern. In der Serethniederung stürmten deutsche Divisionen den auf dem westlichen Flußufer gelegenen, zähe verteidigten Brückenkopf von Baltaretu. Außer hohen blutigen Verlusten büßten Russen und Rumänen am Sereth und am Gebirge über 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre ein. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Der Angriff nördlich von Focsani wurde mit Erfolg fortgesetzt. Unsere Verbündeten bemächtigten sich des Brückenkopfes Baltaretu und des mit großer Zähigkeit verteidigten Dorfes Stracani bei Panciu. Das Vordringen unserer Streitkräfte zwang die westlich der Linie Negrilesci—Soveja stehenden russisch-rumänischen Divisionen, ihre vor einigen Wochen unter schweren Opfern gewonnenen Stellungen aufzugeben. Wir folgen dem zurückweichenden Feinde. Bei Ocna brachen sich neue Angriffswellen am Widerstande unserer Truppen. Bei Focsani und bei den Kämpfen im Trotusulgebiet wurden dem Feinde neuerlich über 3000 Mann und mehrere Geschütze abgenommen. Südöstlich von Tarnopol scheiterte ein durch Panzerkraftwagen begleiteter russischer Vorstoß. — Italienischer Kriegsschauplatz: Über dem Isonzo wurden gestern in zahlreichen Luftkämpfen fünf feindliche Flugzeuge abgeschossen.

## Gegen das Seearsenal von Venedig.

Wien, 15. August. — Als Erwiderung auf die letzten Fliegerangriffe auf Pola führte in den frühen Morgenstunden des 14. August eine größere Anzahl von Seeflugzeugen im Zusammenwirken mit Landflugzeugen gegen das Seearsenal von Venedig eine Unternehmung aus, die trotz widriger Witterungsverhältnisse und sehr starker Gegenwirkung durch Geschützfeuer und feindliche Abwehrflieger sehr guten Erfolg hatte. Unsere Flugzeuge konnten aus geringer Höhe sehr gute Einschläge der schweren und leichten Bomben von etwa vier Tonnen Gesamtgewicht und Brandwirkung beobachten. Ein Seeflugzeug und zwei Landflugzeuge werden vermißt. Feindliche Torpedoeinheiten zogen sich vor unserer die Flieger deckenden Flottillenabteilung zurück. Feindliche Bombenwürfe gegen diese Abteilung und auf Parenczo hatten keinerlei Erfolg. Flottenkommando.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 15. August. — Mazedonische Front: Schwache Kampftätigkeit auf der ganzen Front. Etwas lebhafteres Artilleriefeuer östlich von Cerna und im Süden von Dojran. Auf beiden Ufern des Wardar und an der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und im Süden von Galatz vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 15. August. — An der kleinasiatischen Küste versenkte eines unserer Wachtboote unter Führung des Oberleutnants Hesselberger ein englisches Boot und machte drei Gefangene. Die rege Tätigkeit dieses mit großer Bravour geführten Bootes verdient volle Anerkennung. — An der Sinaifront gingen 100 Engländer, die auf eine unserer Patrouillen stießen, nach Kampf zurück, sie wurden bis zu dem feindlichen Drahthindernis verfolgt. Unsere Patrouille erbeutete Kriegsmaterial und zerstörte feindliche Hindernisanlagen. Feindliche Kavallerie, die zur Aufklärung gegen die Bahn Tell Scheria-Bir es Saba vorging, zog sich nach einigen Schüssen unserer Artillerie zurück.

## Die zweite große Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 16. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern ist die zweite große Schlacht entbrannt. Der Artilleriekampf nahm gestern an der Küste und zwischen Yser und Deule wieder äußerste Heftigkeit an, wurde während der Nacht unvermindert fortgeführt und steigerte sich heute früh zum Trommelfeuer. Hinter dichten Feuerwellen trat dann die englische Infanterie zwischen Bixschoote und Wytschaete in 18 Kilometer Frontbreite zum Angriff an. — Im Artois griffen die Engländer zwischen Hulluch und Lens schon gestern morgen mit den vier kanadischen Divisionen an. Sie drangen nach stärkster Feuerwirkung in unsere erste Stellung ein und suchten durch dauernden Nachschub frischer Kräfte die Einbruchsstelle beiderseits von Loos zu vertiefen. Nach aufgefundenen Befehlen war das Ziel ihres Angriffs das 4 Kilometer hinter unserer Front gelegene Dorf Vendin-le-Vieil. In tagsüber währenden, erbitterten Kämpfen drängten unsere Truppen durch Gegenangriffe den eingebrochenen Feind bis über die dritte Linie unserer ersten Stellung wieder zurück. Der Gewinn der Engländer ist gering; in neuen Angriffen, die sich bis zu elfmal wiederholten, versuchte der zähe Gegner am Abend nochmals sein Glück. Vor unserer Kampflinie brachen die feindlichen Sturmwellen zusammen. Südlich von Hulluch und westlich von Lens wurde der Angreifer, der an allen Stellen des Kampffeldes schwerste Verluste erlitten hat, abgewiesen. Bei St. Quentin entfalteten die Franzosen nachmittags besonders lebhafte Feuertätigkeit. Es gelang ihnen, mit etwa 3000 Schuß auf die innere Stadt, das Pfarrhaus in Brand zu schießen. Von dort sprang das Feuer auf die Kathedrale über, die seit 8 Uhr 30 Min. abends in Flammen steht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im mittleren Teil des Chemin-des-Dames herrschte tagsüber lebhafte Kampftätigkeit der Artillerien. Nachdem schon morgens ein Vorstoß gescheitert war, setzten am Abend starke französische Angriffe zwischen Cerny und Gehöft Hurtebise in etwa 5 Kilometer Breite ein.



Die Angriffe wiederholten sich; hin- und herwogender Kampf tobte bis in die Nacht. Wir blieben voll im Besitz unserer Stellungen; die vergeblichen Anläufe haben dem Gegner viel Blut gekostet. An der Nordfront von Verdun nahm der Artilleriekampf vormittags wieder große Stärke an; französischerseits wurde er aber nicht mit der Heftigkeit geführt, wie am 12. und 13. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In Verfolgungsgefechten brachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mehrfach den Widerstand feindlicher Nachhuten im Gebirge südlich des Trotusultales. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nördlich von Stracani und Panciu wehrten preußische und bayerische Regimenter erfolgreich zahlreiche Angriffe der Rumänen und neu herangeführter russischer Kräfte ab. Am Sereth wurde der noch auf dem Westufer haltende Feind durch kraftvollen Angriff unserer Truppen über den Fluß zurückgeworfen. 52 Offiziere, dabei auch französische, 3500 Mann, 16 Geschütze und über 50 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Östlich von Marasesci warfen deutsche Regimenter den Feind über den Sereth zurück, wobei sie über 3500 Gefangene, 16 Geschütze und über 50 Maschinengewehre einbrachten. Bei Stracani scheiterten schwere, durch erhebliche Verstärkungen genährte Feindesangriffe. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der oberen Susita wich der Gegner auf die Höhen westlich von Racoasa und östlich von Soveja. Honvedregimenter entrissen ihm den Mt. Rosboiului.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 16. August. — Mazedonische Front: Nördlich von Bitolia kurze Feuerwirbel. Eine feindliche Erkundungsabteilung wurde durch Handbomben zurückgeschlagen. Im Cernabogen stellenweise lebhaftes Gewehrfeuer zwischen Posten und kurze Artillerie-Feuerwirbel. In der Moglenagegend und südlich von Dojran Artilleriefeuer, das etwas lebhafter an der unteren Struma war. Erkundungsabteilungen und Kavallerietrupps wurden durch unsere Sicherungstruppen vertrieben. — Rumänische Front: Bei Mahmudia spärliches Gewehrfeuer, bei Tulcea und in der Gegend von Isaccea schwaches Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. August. — Irakfront: Am Euphrat wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung (zwei Panzerautos und 70 Mann) durch unsere Reiter zum Zurückgehen gezwungen. — An der Sinaifront Patrouillentätigkeit.

## Der zweite Großkampftag der Flandernschlacht.

Großes Hauptquartier, 17. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein neuer, der zweite Großkampftag der Flandernschlacht, ist zu unseren Gunsten entschieden; dank der Tapferkeit aller Waffen, dank der nie versagenden Angriffskraft unserer unvergleichlichen deutschen Infanterie! Nach einstündigem Trommelfeuer brach am Morgen des 16. August die Blüte des englischen Heeres, auf dem nördlichen Flügel begleitet von französischen Kräften, tiefgestaffelt zum Angriff vor. Auf 30 Kilometer Front von der Yser bis zur Lys tobte tagsüber die Schlacht. Der an den Yserkanal bei Drie-Grachten vorgeschobene Posten wurde überrannt; der Feind erkämpfte sich auch das nördlich und östlich von Bixschoote von unseren Sicherungen schrittweise aufgegebene Vorfeld der Kampfstellung am Martje-Vaart. Die Engländer durchstießen bei Langemarck unsere Linien und drangen, Verstärkungen nachschiebend, bis Poelkapelle vor. Hier traf sie der Gegenangriff unserer Kampfreserven. In unwiderstehlichem Ansturm wurden die vorderen Teile des Feindes überwältigt, seine hinteren Staffeln zurückgeworfen. Am Abend war nach zähem Ringen auch Langemarck und unsere verlorene Stellung wieder in unserer Hand. Auch bei St. Julien und an zahlreichen Stellen weiter südlich bis Warneton drang der Gegner, dessen zerschlagene Angriffstruppen durch immer neue Kräfte ergänzt wurden, in unsere Kampfzone ein. Die Infanterie fing den gewaltigen Stoß überall auf und warf den Feind unter enger Mitwirkung der Artillerie und Flieger wieder zurück. An den von Roulers und Menin auf Ypern führenden Straßen drang sie über unsere alte Stellung hinaus in erfolgreichem Angriff vor. In allen anderen Abschnitten des weiten Schlachtfeldes brach der englische Ansturm vor unseren Hindernissen zusammen. Trotz schwerster Opfer haben die Engländer nichts erreicht! Wir haben in der Abwehr einen vollen Sieg errungen! Unerschüttert, in gehobener Stimmung steht unsere Front, zu neuen Kämpfen bereit! — Im Artois griffen die Engländer gegen Abend bei Loos wiederum heftig an; örtliche Einbrüche wurden durch kraftvolle Gegenstöße wettgemacht. St. Quentin lag weiter unter französischem Feuer; der Dachstuhl der Kathedrale ist eingestürzt, das Innere des historischen Bauwerks ausgebrannt. — **Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisne scheiterten Teilangriffe der Franzosen östlich von Cerny. Bei Verdun entwickelte** sich die Artillerieschlacht mittags wieder zu höchster Stärke; der Feind griff bisher nicht an. Auf dem Ostufer der Maas brachen kampfbewährte badische Regimenter überraschend in den Caurièreswald vor, zerstörten die feindlichen Angriffsarbeiten und kehrten mit mehr als 600 Gefangenen von 3 französischen Divisionen zurück. — 16 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen; Rittmeister Freiherr von Richthofen hat den 58., Oberleutnant Dostler den 25. Luftsieg davongetragen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Keine größeren Kampfhandlungen; vielfach auflebende Artillerietätigkeit und Vorfeldgefechte. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Nördlich von Holda an der Bistritza und südlich des Trotusultales spielten sich für uns erfolgreiche Teilkämpfe ab. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Rumänisch-russische Vorstöße nördlich von Focsani und am unteren Sereth schlugen verlustreich fehl. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien keine Änderung. — Die Gesamtbeute seit Beginn der Kämpfe nördlich von Focsani beträgt 200 gefangene Offiziere, über 11 000 Mann, 118 Maschinengewehre und 35 Geschütze. Südlich von Grozesci warfen Honvedtruppen und k. u. k. Kavallerie zu Fuß den Feind in schneidigen Angriffen weiter zurück. Es wurden hierbei 45 Offiziere, 1600 Mann, 18 Maschinengewehre und 1 Geschütz eingebracht. Die 8. Kompagnie des Trenczener Honvedregiments Nr. 15 führte allein 600 Gefangene ab. Auf der Höhe nördlich von Holda an der Bistritza schlugen Abteilungen des Szegeder Honvedregiments Nr. 302 ein angreifendes russisches Bataillon in die Flucht, wobei viel Kriegsgerät in unseren Händen blieb.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. August. — Mazedonische Front: Östlich vom Prespasee und nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer. Im Cernabogen östlich von Makowo heftiges Artilleriefeuer. Östlich der Cerna und in der Moglena war die Tätigkeit der Artillerie etwas lebhafter. Im Wardartale und westlich vom Dojransee schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Östlich von Mahmudia gegenseitige Beschießung der Vorposten.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. August. — In Persien gingen nordöstlich von Serdascht 2 russische Eskadrons gegen unsere Abteilung bei Schikisse vor. Auf den Pferden der Kavalleristen war noch je 1 Infanterist aufgesessen. Nach einstündigem Gefecht ging der Feind zurück nach einem Verlust von 4 Toten und 10 Verwundeten. Unsere Patrouillen folgten und stellten den Rückmarsch der feindlichen Bataillone fest. Nördlich Rewandus hatten unsere Grenztruppen ein fünfstündiges Gefecht mit 300 Russen, die zurückgingen. — An der Sinaifront mäßiges Artilleriefeuer.

## Gesamtbeute in der Bukowina und Moldau.

Großes Hauptquartier, 18. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern steigerte sich der Artilleriekampf an der Küste und nordöstlich von Ypern wieder zu äußerster Stärke, sonst blieb das Feuer geringer als in den letzten Tagen. Beiderseits der Bahn Boesinghe—Staden führte der Feind nachmittags einen starken überraschenden Teilangriff, bei dem Langemarck nach erbittertem Kampf verloren ging. Wir liegen in flachem Bogen um das Dorf. Im Artois stellten sich unter starkem Feuerschutz englische Kampftruppen nordwestlich von Lens bereit. Unser Vernichtungsfeuer ließ einen Angriff nicht zur Entwicklung kommen. Nachts erfolgende schwächere Vorstöße des Feindes wurden abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames lebhafte Artillerietätigkeit bei Cerny, in der Westchampagne besonders am Keilberg, südwestlich von Moronvilliers. An der Nordfront von Verdun setzte der Feuerkampf mittags wieder mit voller Kraft ein und hielt gesteigert bis tief in die Nacht an. — Durch Flieger und Abwehrgeschütze wurden 26 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballone brennend zum Absturz gebracht. Oberleutnant Dostler errang seinen 26., Offizierstellvertreter Vizefeldwebel Müller seinen 22., Leutnant Gontermann durch Abschießen des 13. und 14. Fesselballons seinen 29. und 30. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer blieb bei kleinen Vorfeldgefechten und meist mäßigem Feuer die Lage unverändert. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph führte am 16. August ein Angriff österreichisch-ungarischer Regimenter südlich von Grozesci zu vollem Erfolg. Der Feind wurde aus verschanzten Stellungen im Sturm geworfen und büßte neben hohen blutigen Verlusten über 1600 Gefangene, 1 Geschütz und 18 Maschinengewehre ein. — Seit dem Beginn der Operationen im Osten am 19. Juli sind in Ostgalizien, der Bukowina und Moldau in die Hand der verbündeten Truppen gefallen: 655 Offiziere, 41 300 Mann, 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer und 50 000 Gewehre. An Kriegsgerät **wurde erbeutet: große Munitionsmassen, 25 000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 be-**

ladene Eisenbahnzüge, außerdem 26 Lokomotiven, 218 Bahnwagen, mehrere Flugzeuge, große Mengen an Fahrzeugen und erhebliche Lebensmittelvorräte. — Besonders anerkennend ist hervorzuheben, daß bei den letzten Kämpfen die Munitionskolonnen und Trains sowie die Eisenbahn- und Kraftfahrtruppen trotz höchster Anforderungen den für die Kampfführung so wichtigen Verkehr von und zur Front glatt bewältigt haben. Durch umsichtige Anordnungen und treue Pflichterfüllung von Offizieren, Beamten und Mannschaften konnten alle Truppenverschiebungen planmäßig durchgeführt und die kämpfenden Truppen jederzeit mit dem nötigen Nachschub an Munition, Verpflegung und sonstigem Kriegsbedarf versorgt werden; im Westen trotz des über mehrere Stellungen hinweg weit ins Hintergelände reichenden feindlichen Feuers, im Osten trotz aller Hindernisse, die Land und Wetter bei den umfangreichen Zerstörungen bereiteten. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Keine besonderen Ereignisse. — Seit dem 19 Juli, dem Tage des Sieges von Zborow, sind von den Verbündeten an der Ostfront 655 Offiziere und 41 300 Mann als Gefangene eingebracht worden. Die Beute beträgt 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50000 Gewehre, reiche Munitionsmassen, 25 000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 beladene Eisenbahnzüge, 26 Lokomotiven, 218 Eisenbahnwagen, mehrere Flugzeuge und beträchtliche Lebensmittelvorräte. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern mittag sind an der Isonzofront schwere Artilleriekämpfe entbrannt, die sich seit heute morgen auf den ganzen Raum zwischen dem Mrzli Vrh und dem Meere erstrecken. Das Feuer der italienischen Geschütze und Minenwerfermassen greift weit über unsere Schützenlinien hinaus. Unsere Batterien antworten und wirken gegen die Truppenansammlungen hinter der italienischen Front. In Kärnten und an der Tiroler Grenze keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 18. August. — Mazedonische Front: Nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer und kurzes Trommelfeuer. Im Cernaknie und in Richtung auf Gradesnitza Gewehr- und Artilleriefeuer, das auf die Gegend von Moglena übergriff. Zwei Erkundungsabteilungen des Feindes wurden vertrieben. Im Wardartal schwaches Artilleriefeuer und Patouillentätigkeit. In der Gegend der unteren Struma stellenweise vereinzelte Kanonenschüsse. Ein feindliches Flugzeuggeschwader beschoß die Stadt Resna, ohne militärischen Schaden anzurichten. — Rumänische Front: An bestimmten Abschnitten der Front schwacher Feuerwechsel der Artillerie und Infanterie.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. August. — In Persien warfen unsere in der Richtung Bane im Vorgehen befindlichen Abteilungen die Russen aus ihren Stellungen bei Schen Han, südwestlich Rewandus wiesen unsere Grenzwachen einen Angriff russischer Infanterie bei Gelischin ab. — An der kleinasiatischen Küste wurde durch das im Bericht vom 15. August schon erwähnte Boot wieder ein feindlicher Kutter versenkt. 4 Mann der Besatzung wurden gefangen genommen. Smyrna wurde erneut von feindlichen Fliegern angegriffen. 2 Zivilisten wurden getötet, 6 verwundet. — Sinaifront: In der Nacht zum 16. August wurden 2 gegen die Ghazafront vorstoßende englische Kompagnien abgewiesen. Am 16. August wurde ein feindliches Flugzeug im Luftkampf zum Niedergehen gezwungen, die Landung konnte aber hinter den feindlichen Linien stattfinden. Am 17. August Patrouillenkämpfe an mehreren Stellen der Front. 4 französische Flieger warfen am 17. August Bomben auf den Hafen von Beirut. Ein Einwohner wurde verwundet.

## Noch immer heftige Kämpfe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 19. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war die Kampftätigkeit an der Küste und von der Yser bis zur Lys besonders in den Abendstunden sehr stark; im Abschnitt Bixschote—Hooge steigerte sich heute früh der Artilleriekampf zum Trommelfeuer. Südlich von Langemarck brach dann der Feind zu einem Angriff vor, bei dem in künstlichen Nebel gehüllte Panzerwagen der Infanterie Bahn brechen sollten. Nach anfänglichem Einbruch in unsere Linien ist der Gegner überall zurückgeworfen worden. Im Artois erreichte die Feuertätigkeit am Kanal von La Bassée, beiderseits von Lens und auf dem Südufer der Scarpe zeitweilig große Stärke. Bei Havrincourt und westlich von Le Catelet (südwestlich und südlich von Cambrai) griffen die Engländer nach ausgiebiger Feuervorbereitung mit starken Erkundungsabteilungen an; sie wurden im Nahkampf abgewiesen. St. Quentin lag erneut unter französischem Feuer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames drangen unsere Stoßtrupps südlich des Gehöftes Royère in die feindlichen Gräben und machten die nur aus schwarzen Franzosen bestehende Besatzung nieder. Am Brimont verlief eine Unternehmung erfolgreich; mehrere Gefangene wurden eingebracht. In der Westchampagne kam es vorübergehend zu lebhaften Feuerkämpfen. Die Artillerieschlacht bei Verdun dauert an; auch während der Nacht nahm das starke Zerstörungsfeuer zwischen dem Walde von Avocourt und Ornes nur wenig ab. Ein Angriff französischer Flieger gegen unsere Fesselballone verlief ergebnislos. Badische Sturmabteilungen fügten von neuem den Franzosen im Caurièreswald durch kühnen Handstreich Verluste zu und kehrten mit zahlreichen Gefangenen zurück. — Gestern sind 19 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon in Luftkämpfen abgeschossen worden. Die lange Zeit durch Rittmeister Freiherrn von Richthofen geführte Jagdstaffel Nr. 11 hat gestern in siebenmonatiger Kampftätigkeit den 200. Gegner zum Absturz gebracht; 121 Flugzeuge und 196 Maschinengewehre wurden von ihr erbeutet. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. August. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Italiener holt am Isonzo neuerlich zum Angriff gegen die seit langen Jahrhunderten zu Österreich gehörigen Küstenlande aus. Nach eineinhalbtägiger stärkster Artillerievorbereitung, der gestern nachmittag einige Erkundungsvorstöße folgten, trat heute früh zwischen Mrzli Vrh und dem Meere die italienische Infanterie zur Schlacht an. Der Kampf tobt in größter Erbitterung fast in allen Abschnitten der 60 Kilometer breiten Front, bei Tolmein, nordöstlich von Canale, zwischen Descla und dem Monte San Gabriele, südlich von Görz und auf der Karsthochfläche. Die bisher eingelaufenen Meldungen lauten durchweg günstig.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 19. August. — Mazedonische Front: An der Cerwena Stena und nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer. Kurze Feuerüberfälle im Cernabogen und vereinzelte Kanonenschüsse östlich von Cerna bei Covik. In der Moglenagegend Feuer, das während der Nacht lebhafter wurde. Auf beiden Ufern des Wardar Artilleriefeuer. An der unteren Struma vereinzelte Kanonenschüsse und Tätigkeit von Erkundungsabteilungen. — Rumänische Front: Bei Tulcea und an einigen Abschnitten der Front schwaches Artilleriefeuer.

## Beginn der Schlacht vor Verdun.

Großes Hauptquartier, 20. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem flandrischen Schlachtfeld blieb nach dem Scheitern der englischen Frühangriffe südlich von Langemarck der Feuerkampf an Stärke erheblich gegen die Vortage zurück. Im Artois war die Artillerietätigkeit nur nordwestlich von Lens stark. Mehrfach wurden englische Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Schlacht vor Verdun hat heute früh auf beiden Maasufern vom Wald von Avocourt bis zum Caurièreswalde (23 Kilometer) mit starken Angriffen der Franzosen begonnen. Der Artilleriekampf dauerte gestern tagsüber und die Nacht hindurch ununterbrochen in äußerster Heftigkeit an; heute morgen ging stärkstes Trommelfeuer dem Angriff der Infanterie voraus. Die Franzosen besetzten kampflos den Talourücken östlich der Maas, der seit März d. J. als Verteidigungslinie aufgegeben und nur durch Posten besetzt war. Diese sind im Laufe des gestrigen Tages planmäßig und ohne Störung zurückgenommen worden. An allen übrigen Stellen der breiten Schlachtfront ist der Kampf in vollem Gange. — 16 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballone sind gestern zum Absturz gebracht worden. Leutnant Gontermann schoß 3 Fesselballone und 1 Flugzeug ab und erhöhte damit die Zahl seiner Luftsiege auf 34; Offizierstellvertreter Vizefeldwebel Müller blieb zum 23. und 24. Male Sieger im Luftkampf. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen warfen in kraftvollem Ansturm beiderseits des Oitostales die zähen Widerstand leistenden Rumänen gegen das Trotusultal zurück. Ein württembergisches Gebirgsbataillon zeichnete sich besonders aus. Mehr als 1500 Gefangene und 30 Maschinengewehre sind eingebracht worden. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Auf dem westlichen Serethufer entspannen sich am Bahnhof Marasesti heftige Kämpfe, bei denen mehr als 2200 Gefangene in unserer Hand blieben. Südlich der Rimnicmündung scheiterten starke russische Angriffe vor unseren Stellungen. (W. B. T.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Marasesti brachten deutsche Truppen in heftigen Kämpfen über 2200 Gefangene ein. Bei Grozesci, am Oitos und westlich von Ocna wurden Russen und Rumänen durch österreichisch-ungarische und deutsche Truppen erneut geworfen. Weiter nördlich keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere tapfere Isonzoarmee stand gestern wieder in erbittertem Ringen gegen ihren an Zahl weit überlegenen Feind. Der Erfolg des Tages war unser. Während sich der Gegner zwischen Tolmein und dem Krn mit einzelnen Teilvorstößen begnügte, brandeten abwärts von Auzza bis an die Meeresküste die Sturmwellen italienischer Massenangriffe gegen unsere Stellungen. Oberhalb Canale gelangten, von stärkster Artilleriewirkung unterstützt, die Italiener bis auf die Höhe von Vrh. Dort warfen sich dem Feinde die Egerländer Helden entgegen und drängten ihn an den Hang zurück. Bei Desola und Vodice, auf dem Monte Santo und dem Monte Gabriele, im Hügellande östlich und südlich von Görz, überall wurde mit größter Erbitterung gerungen, ohne daß es den Italienern gelang, einen Fußbreit Boden zu gewinnen. Die Braven des Wiener Landsturms und des österreichischen Landsturmregiments Nr. 51 fanden hier erneut reiche Gelegenheit, von ihrer oft bewiesenen Kriegstüchtigkeit Zeugenschaft abzulegen. Zwischen der Wippach und dem Faiti Hrib zerschellten die feindlichen Angriffskolonnen an dem eisernen Widerstand bewährter alpenländischer Schützenregimenter. Krainer Gebirgsschützen deckten hier heimatlichen Boden. Auch auf der Karsthochfläche tobte die Schlacht in größter Heftigkeit. Wogt südwestlich von Costagnevizza noch der Kampf im Zwischengelände der ersten Stellung hin und her, so ist sonst überall der Feind vollends über die vorderste Linie zurückgeworfen. Der 19. August brachte uns über 3000 Gefangene ein. Die blutigen Verluste der Italiener sind groß. — Feindliche Monitoren beschossen die offene Stadt Triest; es wurden mehrere Einwohner getötet. — Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, wo die Italiener im Juni schwere, aber ergebnislose Angriffe unternommen haben, räumte der Feind vorgestern nördlich von Asiago in 15 Kilometer Breite seine auf italienischem Boden befindlichen Stellungen. Gestern wich er aus dem Suganatal zurück.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 20. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer und lebhafte feindliche Fliegertätigkeit. Feindliche Flieger warfen Bomben auf Prilep und auf die Gegend an der unteren Struma. In Richtung auf Jeniköj wurden feindliche Erkundungsabteilungen und eine feindliche Infanteriekolonne vertrieben. — Rumänische Front: Nur in einigen Abschnitten schwaches Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

## Die Schlacht vor Verdun.

Großes Hauptquartier, 21. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Außer zeitweise starkem Zerstörungsfeuer in einigen Abschnitten der flandrischen und Arrasfront keine größeren Kampfhandlungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Der erste Tag der Schlacht vor Verdun nahm für die Franzosen denselben Ausgang wie die großen englischen Angriffe in Flandern am 31. Juli und 16. August: Ueberlegenheit an Material und rücksichtsloser Masseneinsatz von Menschen konnte die deutsche Kampfkraft nicht brechen; geringer örtlicher Gewinn steht dem Scheitern des Angriffs auf einer Front von mehr als 20 Kilometer gegenüber. — Am 11. August begann die gewaltige Artillerievorbereitung für den großen Stoß, den gestern auf Englands Geheiß Frankreichs Heer vollzog. — Vom Walde von Avocourt bis zum Ostrand des Caurièreswaldes wurden unsere Stellungen durch die in den letzten Stunden vor dem Angriff aufs höchste gesteigerte Artilleriewirkung des Gegners in ein weites, ödes Trichterfeld verwandelt. Am frühen Morgen des 20. August brach die französische Infanterie in dichten Angriffswellen unter dem Schutz des nach vorn verlegten Artilleriefeuers tiefgegliedert zum Sturm vor. An vielen Stellen drangen die schwarzen und weißen Franzosen in unsere Abwehrzone ein, in der jeder Schritt vorwärts unseren Kampftruppen durch blutige Opfer abgerungen werden mußte. Erbitterte Nahkämpfe und kraftvolle Gegenstöße warfen den Feind fast überall zurück. Der gewaltige Kampf wogte tagsüber hin und her. Auf dem westlichen Maasufer verblieb nur die Höhe Toter Mann und der Südrand des Rabenwaldes den Franzosen; wir liegen hier hart am Nordhang der Berge. Auf dem Ostufer ist die Kampflinie noch weniger verschoben; nur an der Höhe 344 südöstlich von Samogneux und im Fosseswald hat der Feind etwas Boden gewonnen. Die Maßnahmen der Führung haben sich glänzend bewährt. Neben der mit vorbildlicher Ausdauer und Tapferkeit kämpfenden Infanterie gebührt auch der Artillerie volle Anerkennung, deren vernichtende Wirkung die feindlichen Vorarbeiten und den Aufmarsch zum Angriff empfindlich schädigte, und die an der erfolgreichen Abwehr hervorragenden Anteil hatte. Die anderen Waffen, insbesondere Pioniere und Flieger, trugen zu dem guten Ausgang des Tages wesentlich bei. Die Verluste der französischen Infanterie sind ihrem Masseneinsatz entsprechend außerordentlich hoch. Die Schlacht vor Verdun ist noch nicht zu Ende. Heute morgen sind an vielen Stellen der Front neue Kämpfe entbrannt; Führer und Truppe vertrauen auf günstigen Abschluß. — 26 feindliche Flieger sind abgeschossen worden. Wir haben fünf Flugzeuge verloren. — Östlicher Kriegsschauplatz: Von der Düna bis zur Donau ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

## Die 11. Isonzoschlacht.

Wien, 21. August. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Isonzoschlacht ist in vollem Gange. Der Feind setzt alles daran, die Kraft unserer in zehn blutigen Schlachten siegreich gebliebenen Abwehr zu brechen. Dies ist ihm an keinem Punkte der von den Höhen der Julischen Alpen bis an die Adria reichenden Walstatt gelungen. Am Nordflügel der 70 Kilometer langen Linie, im Vrsic- und Krngebiete, löste sich der italienische Angriff dem felsigen Gelände gemäß in Einzelstöße auf, die alle glatt abgeschlagen wurden. Südlich von Auzza und östlich von Canale vermochte der Feind unter Einsatz neuer Kräfte unsere Front etwas zurückzudrücken. Der feindliche Angriff wurde bei Vrh aufgefangen, nachdem einzelne Abteilungen bis zur vollen Umzingelung ihren Platz behauptet und dann den Rückzug mitten durch den Angreifer gefunden hatten. Zwischen Descla und der Wippach prallte in Tag und Nacht andauernden Kämpfen ein Ansturm nach dem anderen an unseren heldenmütig verteidigten Linien ab. Neben dem Schützenregiment Nr. 7 hat sich wieder die ruhmreiche 1. Landsturmbrigade, Mannschaften aus Österreich nieder und ob der Enns, besonders ausgezeichnet. Gleich erfolgreich fochten die bewährten Verteidiger der Karsthochfläche. Die Eroberung des zerstörten Dorfes Selo bildet den einzigen örtlichen Erfolg, den hier der Feind, Tausende von Männern opfernd, zu erringen vermochte. An zwei Schlachttagen blieben über 5600 Gefangene und 30 Maschinengewehre in unserer Hand. Nordwestlich von Arsiero holten Abteilungen des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments und Sturmpatrouillen 4 Offiziere, 90 Mann und 1 Maschinengewehr aus den italienischen Gräben.

## Kämpfe an Höhe 304 und am Toten Mann.

Großes Hauptquartier, 22. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste und von Bixschoote bis Warneton abends wieder große Stärke. Gestern früh erfolgte nordöstlich von Ypern nach heftiger Feuerwelle ein starker Vorstoß der Engländer bei St. Julien; er wurde zurückgeschlagen. Heute morgen haben sich zwischen den von Staden und Menines auf Ypern führenden Straßen neue Kämpfe entwickelt. Im Artois griff der Feind nordwestlich und westlich von Lens nach starker Feuervorbereitung unsere Stellungen an. Örtliche Einbrüche wurden durch kräftige Gegenstöße, die zu erbitterten Nahkämpfen führten, ausgeglichen. Eine Kohlenhalde südwestlich der in Brand geschossenen Stadt Lens ist noch in der Hand der Engländer. Nordwestlich und westlich von Le Catelet spielten sich zahlreiche Vorpostengefechte ab, bei denen Gefangene von uns einbehalten wurden. St. Quentin lag erneut unter französischem Feuer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Schlachtfeld bei Verdun führten die Franzosen gestern ihre Angriffe in einigen Abschnitten fort; vielfach wurde bis in die Nacht hinein gekämpft. Im Südostteil des Avocourtwaldes und auf dem Hügel östlich davon faßte der Feind nach mehrmaligem vergeblichem Ansturm Fuß. An der Höhe 304 scheiterten alle Angriffe, auch die von Südwesten und vom Toten Mann her umfassend angesetzten, in unserem Feuer und an der Zähigkeit der tapferen Verteidiger. Vorstöße, die sich vom Rücken östlich des Rabenwaldes gegen den Forgesgrund richteten, wurden abgewiesen. Auf dem Ostufer der Maas drangen die Franzosen in den Südteil von Samogneux ein. Im übrigen wurden ihre dichten Massen, die von der Höhe 344 bis zur Straße Beaumont—Vacherauville und im Fosseswald vor- und nachmittags gegen unsere Linien anstürmten, blutig zurückgeworfen. Die Verluste der feindlichen Infanterie waren schwer; die französische Führung mußte mehrere der zehn Angriffsdivisionen durch frische Truppen ersetzen. — In den letzten Tagen errang Leutnant Voß den 36. und 37., Offizierstellvertreter Vizefeldwebel Müller den 25. und 26. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Riga, Dünaburg, Tarnopol und am Zbrucz lebte die Gefechtstätigkeit auf. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusultales setzten am 20. und 21. August die Rumänen starke Kräfte ein, um unseren Truppen den Gewinn beiderseits von Grozesci und nordöstlich Vonsoveja wieder zu entreißen. Alle Angriffe sind verlustreich abgewiesen worden. (W. T. B.)

## Schwere Kämpfe auf dem Karst.

Wien, 22. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja, bei Ocna und westlich Sulta unternahm der Feind starke, aber vergebliche Angriffe. Sonst nichts von Belang zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der 21. August ist in der Geschichte der Isonzo-Armee einer der heißesten Kampftage geworden. Östlich von Canale mußte dem Feinde das Dorf Vrh überlassen werden. Alle Anstrengungen der Italiener, den Stoß über die Höhe südlich des Ortes hinaus zu tragen, blieben erfolglos. Ebenso scheiterten südlich von Descla mehrere mit erheblichen Kräften geführte Angriffe des Gegners, wobei sich das ungarische Landsturmregiment Nr. 25 besonders hervortat. Siegreich wie an den Vortagen behüteten östlich von Görz und bei Biglia die tapferen Verteidiger ihre vordersten Gräben gegen neuerlich wiederholten Ansturm. Schwere Verluste und völlige Erschöpfung zwang hier den Feind, nachmittags eine Kampfpause eintreten zu lassen. Am schwersten wurde auf der Karsthochfläche gerungen. Unterstützt durch ein an Kraft kaum mehr zu überbietendes Artilleriefeuer warf der Feind vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend Division auf Division gegen unsere Stellungen. Heftigster Anprall richtete sich gegen die beiden Flügel des Abschnittes, gegen den Raum Faiti-Hrb-Costagnevizza, wo die seit Sommer 1915 am Karst fechtenden ungarischen Regimenter Nr. 39

und 46 neuen Heldenruhm ernteten, und gegen Medeazza und San Giovanni. Das Ergebnis des Tages entsprach der glänzenden Haltung der Truppe und ihres Führers: mochte es auch zu kleinen, im Abwehrverfahren gelegenen Schwankungen gekommen sein — der Erfolg blieb unbestritten auf unserer Seite. Heute seit Tagesanbruch stürmen italienische Massen aufs neue gegen unsere Karststellungen an. Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Konradi kam es vielfach zu erhöhter Gefechtstätigkeit. Im Suganatal wurden von unseren Erkundungsabteilungen 70 Gefangene eingebracht. Bei dem gestern gemeldeten Unternehmen nordwestlich von Arsiero blieben 2 Offiziere, 150 Mann und 3 Maschinengewehre in unserer Hand. Westlich des Gardasees überwältigten unsere Truppen nach heftigem Kampf einen feindlichen Stützpunkt.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer und stellenweise auch Gewehrfeuer zwischen vorgeschobenen Einheiten. Westlich des Wardar bei dem Dorf Ochine schoß unsere Artillerie ein feindliches Munitionslager in Brand. Ein feindliches Luftgeschwader warf Bomben hinter unseren Stellungen ohne Ergebnis ab. Nördlich von Bitolia warfen unsere Flieger mit Erfolg Bomben auf Vodena, Lerine und die Insel Thasos ab.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 22. August. — Ein an der Dialafront vorgehendes englisches Kavallerieregiment wurde durch unser Artilleriefeuer bei Beli Abas zurückgetrieben. — Kaukasusfront: In der Mitte der Front besetzten unsere Truppen in einer Frontbreite von 2 Kilometern drei hintereinander liegende russische Stellungen. An einer anderen Stelle etwas weiter östlich drangen starke Patrouillen in unsere Linien ein. Im Gegenangriff wurde der Feind fast völlig wieder vertrieben. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen. — Sinaifront: In der Nacht zum 21. kurzes heftiges Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen östlich Ghaza. Kurz darauf gingen starke feindliche Stoßtrupps vor, die durch unsere Patrouillen zurückgetrieben wurden. 5 Gefangene wurden eingebracht. Am 20. unternahmen einige feindliche Kavallerieregimenter eine Erkundungsstreife gegen Bir es Seba.

## Große Angriffe zwischen Langemarck und Hollebeke.

Großes Hauptquartier, 23. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach den ergebnislosen Teilvorstößen der letzten Tage gingen die Engländer gestern zwischen Langemarck und Hollebeke wieder zu einheitlichen großen Angriffen über, die den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein anhielten und zu schweren Kämpfen führten. An vielen Stellen stießen sie unter Einsatz neuer Kräfte bis zu sechsmal gegen unsere Linien vor: immer wieder wurden sie durch unsere tapferen Truppen im zähen Nahkampf zurückgeworfen. Von zahlreichen Panzerkraftwagen, die dem Feind den Durchbruch durch die Stellungen ermöglichen sollten, wurde die Mehrzahl durch Feuer erledigt. Bis auf zwei Stellen, östlich von St. Julien und an der Straße Ypern—Menin, ist unser vorderster Graben auf der 15 Kilometer breiten Kampffront voll gehalten. Nach kurzem Trommelfeuer gegen Lens heute früh vorstoßende feindliche Abteilungen wurden abgeschlagen. Weitere Kämpfe sind dort im Gange. Die lebhafte Beschießung des Stadtinnern von St. Quentin hält an. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In dem erbitterten Kampf bei Verdun trat gestern im Laufe des Tages eine Pause ein. Erst gegen Abend erreichte die Artillerietätigkeit auf beiden Maasufern wieder beträchtliche Stärke. Angriffe folgten dieser Feuervorbereitung beiderseits der Straße Vacherauville—Beaumont. In schwerem Ringen gelang es den Franzosen, nur westlich des Weges auf schmaler Front in unserem vordersten Graben Fuß zu fassen. Sonst wurden sie überall blutig abgewiesen. Mehrfach kamen ihre Vorstöße in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Entwicklung. Bei dem Luftangriff auf die englische Küste sind die militärischen Anlagen von Margate, Ramsgate und Dover erfolgreich mit Bomben belegt worden. In zahlreichen Kämpfen verlor der Feind 3 Flugzeuge, 2 eigene kehrten nicht zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Russen haben nach Abbrennen der Dörfer ihre Stellungen westlich der Aa bis zur Linie Oding—Bigaun geräumt. Das aufgegebene Gebiet ist von uns kampflos besetzt worden. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen dem Pruth und der Moldava war die Gefechtstätigkeit stellenweise lebhafter. Nördlich von Grozesci, im Susitatal und bei Soveja blieben erneute, nach starker Artillerievorbereitung einsetzende feindliche Teilangriffe erfolglos. — Mazedonische Front: Bei fast 60 Grad Celsius in der Sonne blieb die Kampftätigkeit gering. Nur im Cernabogen lebte das Artilleriefeuer zeitweise auf. (W. T. B.)

## Fortgang der Isonzoschlacht.

Wien, 23. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Soveja, beiderseits der oberen Susita und südlich von Ocna wiederholte der Feind seine Vorstöße. Er wurde überall abgeschlagen und erlitt große Verluste. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Angriffe der italienischen 2. und 3. Armee am Isonzo gingen mit größter Heftigkeit fort. Mindestens 40 feindliche Divisionen sind in vier Tagen zwischen Auzza und der Küste gegen unsere Linien angerannt. Während gestern zwischen Vodice und Wertojba in der Mitte der Kampffront meist nur die Artillerie zu Wort kam, wurde die Schlacht an den Flügelabschnitten um so erbitterter fortgesetzt. Bei Auzza stürmte der Feind zu wiederholten Malen vergeblich gegen unsere Truppen an. Er wurde zurückgeworfen. Dagegen gelang es ihm auf der Hochfläche von Vrh, seine große Überlegenheit an Zahl zur Geltung zu bringen und in südlicher Richtung Raum zu gewinnen. Um jeden Schritt wurde hartnäckig Mann gegen Mann gekämpft. Ebenso zäh wurde beiderseits der unteren Wippach gestritten, namentlich auf der Karsthochfläche, wo S. M. der Kaiser und König inmitten seiner tapferen Truppen verweilte. Immer wieder stürzten sich neue italienische Angriffskolonnen auf den ehernen Wall der Verteidiger. Mehrmals schlug bereits unsere wachsame Artillerie den Ansturm nieder. Glückte es dem Feinde irgendwo, in unsere Gräben einzudringen, so warfen ihn unsere Reserven mit dem Bajonett wieder hinaus. Dauernden Ruhm haben bei unseren Gegenstößen u. a. das Wiener Feldjägerbataillon Nr. 21 und die Abteilungen der Regimenter Nr. 93 (Olmütz) und Nr. 100 (Krakau) erworben. Alle Stellungen auf dem Karst sind fest in unserer Hand geblieben. Die Opfer der Italiener reichen an die der blutigsten Isonzokämpfe heran.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. August. — Mazedonische Front: Nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer. Im Cernabogen und östlich bei Gradesnitza lebhaftes Artilleriefeuer. In der Gegend von Moglena Störungsfeuer. Im Wardartal schwaches Artilleriefeuer und Patrouillengefechte. Starke feindliche Patrouillen rückten gegen den Abschnitt westlich des Dojransees vor, wurden aber überall von unseren vorgeschobenen Abteilungen vertrieben. Im Strumatal vereinzelte Kanonenschüsse und Gefechte mit feindlichen Infanterie- und Kavallerieabteilungen. — Rumänische Front: Die Stadt Tulcea wurde von feindlicher Artillerie und Flugzeugen mit Bomben belegt. Zur Vergeltung warfen unsere Wasserflugzeuge Bomben auf Ismail und feindliche Monitoren im Hafen. Ein Treffer an Bord eines Monitors wurde beobachtet.

## Höhe 304 von uns geräumt.

Großes Hauptquartier, 24. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern flaute die heftige Artillerietätigkeit im Kampfabschnitt zwischen Langemarck und Hollebeke nur vorübergehend ab; stellenweise erreichte sie wieder die Stärke von Trommelfeuer, ohne daß bisher größere Angriffe folgten. Nur bei Westhoek führten die Engländer einen Teilvorstoß, der erfolglos blieb. Heute am frühen Morgen entrissen wir dem Feind südlich der Straße Ypern—Menin den von ihm hier in den letzten Kämpfen errungenen Gewinn. Der verlorene Graben wurde zurückerobert und behauptet. Bei den ergebnislosen Angriffen am 22. August verloren die Engländer 21 Panzerkraftwagen, die zerschossen vor unserer Front liegen. Ein Teil der am Leben gebliebenen Besatzung wurde gefangen genommen. Kanadische Truppen versuchten erneut in Lens und unsere anschließenden Stellungen einzudringen. In hartnäckigen Nahkämpfen hielten wir restlos die bisherigen Linien. Auch an der Bahn Arras—Douai scheiterte ein feindlicher Angriff. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits der Maas steigerte sich der Artilleriekampf im Wald von Avocourt, auf Höhe 304, bei Beaumont und im Fosseswald zu einigen Tagesstunden wieder zu beträchtlicher Stärke. Gegen Höhe 304, die wir in der Nacht vom 21. zum 22. August planmäßig unter Zurücklassung einer schwachen Besatzung geräumt hatten, führten die Franzosen heute einen starken Angriff, sie wurden von unserem Artilleriefeuer empfangen. Nördlich von Louvemont kamen bereitgestellte feindliche Sturmtruppen in unserem Vernichtungsfeuer nicht aus ihren Gräben heraus. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An der Küste wurde die Aa an einigen Stellen von unseren Truppen erreicht. Am Dryswiatysee, bei Brody, am Sereth und Zbrucz lebte die Gefechtstätigkeit zeitweise auf. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Unsere Stellungen bei Soveja und am Susitatal waren erneut das Ziel ergebnisloser feindlicher Vorstöße. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Westlich von Corbul am Sereth brachte uns ein erfolgreiches Stoßtruppunternehmen Gefangene und Beute ein. — Mazedonische Front: Bei anhaltender Hitze nur stellenweise geringes Feuer. (W. T. B.)

## Neue Kämpfe auf der Karsthochfläche.

Wien, 24. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Bei Suveja und südlich des Susita griff der Feind abermals vergeblich an. In den letzten Kämpfen an der Susita und bei Ocna haben sich unsere Flieger bei Führern und Truppen durch erfolgreiche Arbeit gegen einen an Zahl überlegenen Feind die größte Anerkennung erworben. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nördlich des Dnjestr fühlten die Russen mit stärkeren Erkundungsabteilungen vor. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Isonzoschlacht dauert an. Nach einem verhältnismäßig ruhigen Vormittage entbrannten bald nach Mittag neuerliche heftige Kämpfe. Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist richteten die Italiener, ununterbrochen Verstärkungen heranziehend, wieder schwere Angriffe gegen unsere Linien südlich von Vrh. Sie vermochten nirgends Erfolg zu erringen. Unsere tapferen Truppen, unter ihnen die seit Tagen im schwersten Kampf stehenden Braven der 106. Landsturmdivision und des Infanterieregiments Nr. 41, behaupteten sich in allen Gräben. Mit besonderer Wucht griff die italienische 3. Armee abermals zwischen der Wippach und dem Meere an. Nach mehrstündigem Artilleriefeuer ging um 4 Uhr nachmittags die feindliche Infanterie zu einheitlichem Massensturm über. Während die feindlichen Kolonnen am Nordflügel stellenweise schon durch unsere Batterien niedergeschmettert wurden, kam es andernorts, namentlich zwischen Costagnevizza und der Küste, fast überall zu stundenlang währendem Nahkampf. Dank ihrer über jedes Lob erhabenen Tapferkeit und Ausdauer schlugen unsere Verteidiger alle an Kraftaufgebot vielfach überlegenen Angriffe des Gegners siegreich zurück. In unvergleichlicher Einigkeit haben Söhne aller Gaue beider Staaten der Monarchie und Bosniens Anteil an dem stolzen Erfolge. Waren es gestern die Infanterieregimenter Nr. 11, 47, 51, 62 und 63, die besonderen Ruhm ernteten, so werden morgen andere mit gleichem Opfermut an ihre Stelle treten. Das Vorfeld unserer Karstlinien ist mit ungezählten italienischen Leichen bedeckt.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. August. — Dialafront: Feindliche Haubitzen streuten unsere Stellungen auf dem Djebel Hamrin ab. Rückwärtige Bewegungen des Gegners sind erkannt. In Persien verloren die Russen in dem Gefecht am 19. August nördlich Bistan 200 Tote. Wir hatten 9 Tote und 24 Verwundete. — Kaukasusfront: Am linken Flügelabschnitt wurden mehrere feindliche Aufklärungsabteilungen durch unser Feuer vertrieben. Handgranaten, Seitengewehre und einiges Kriegsmaterial wurden erbeutet. — Sinaifront: Unsere Artillerie nahm mit gutem Erfolg feindliche Transportkolonnen unter Feuer.

## Angriffe bei St. Quentin.

Großes Hauptquartier, 25. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Zusammenhang mit Infanteriegefechten entwickelten sich bei Ypern in einzelnen Abschnitten wieder lebhafte Artilleriekämpfe, die auch nachtsüber anhielten. Östlich von St. Julien stieß ein zur Säuberung eines Engländernestes angesetzter Vorstoß mit einem feindlichen Angriff zusammen. Nach Zurückwerfen des Gegners wurde das beabsichtigte Unternehmen von uns erfolgreich durchgeführt. Beiderseits der Straße Ypern—Menin versuchten die Engländer erneut in unsere Stellung einzudringen; am Nordwestrand des Herenthagewaldes drückten sie unsere Linie etwas zurück, im übrigen wurden sie verlustreich abgewiesen. An mehreren Stellen scheiterten feindliche Erkundungsvorstöße. Starke Abteilungen des Gegners, die in den späten Abendstunden gegen unsere Linien bei Lens vorgingen, wurden nach zähem Nahkampf in ihre Ausgangsstellung zurückgetrieben. Südlich von Vandhuille entrissen wir den Engländern heute früh durch überraschenden Sturm das von ihnen gehaltene Gehöft Gillemont. Nach heftiger Artillerievorbereitung, die in St. Quentin und umliegenden Dörfern mehrfach Brände hervorrief, griffen die Franzosen gestern unsere Verteidigungsabschnitte auf der Südfront der Stadt in einer Breite von etwa 3 Kilometern an. In schweren Kämpfen wurde der Feind auf der ganzen Linie geworfen. Unsere dort fechtenden Truppen befinden sich im restlosen Besitz ihrer Stellungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Verdun nahm die Gefechtstätigkeit beiderseits der Maas wieder zu. Westlich des Flusses stießen die Franzosen morgens und abends gegen unsere Stellungen am Forgesbach zwischen Malancourt und Bethincourt mit starken Kräften vor. Im wirksamen Feuer unserer Artillerie wurden beide Angriffe unter schweren Verlusten abgeschlagen. Ebenso ergebnislos blieb ihr Versuch, auf dem östlichen Ufer von der Höhe 344 aus nach Norden vorzudringen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Längs der Düna bei Smorgon, Luck und Tarnopol, zwischen dem Pruth und der Moldava, sowie am Oitostal zeitweise auflebendes Artilleriefeuer. Vorstöße russischer Jagdkommandos bei Brody scheiterten. (W. T. B.)

## Bisher 8000 Italiener gefangen.

Wien, 25. August. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Karsthochfläche und bei Görz verlief der gestrige Tag, abgesehen von erfolglosen italienischen Vorstößen bei Korite, verhältnismäßig ruhig. Italienische Angriffe richteten sich vor allem gegen den Monte San Gabriele. Die Brigade Palermo ließ zusammen mit anderen italienischen Truppenteilen an den Hängen ungezählte Kämpfer tot und verwundet liegen, ohne daß sie es erreicht hätten, die Widerstandskraft der braven Verteidiger zu erschüttern. Die tapferen Steierer des 6. Jägerbataillons haben sich bei der Abwehr besonders hervorgetan. Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist richteten wir, der durch die Kämpfe bei Vrh geschaffenen Lage Rechnung tragend, unsere Verteidigung in einer neuen Linie ein. Der Feind griff gestern in mehreren Abschnitten nach heftiger Artillerievorbereitung alte und von uns geräumte Stellungen an und stieß, von unseren Batterien gründlich beschossen, bei seinem Vorgehen ins Leere. Erst gegen Abend wurde an einzelnen Punkten die Gefechtsfühlung wieder aufgenommen. Die Zahl der seit Beginn der Schlacht bis zum 23. eingebrachten Gefangenen beträgt 250 Offiziere und über 8000 Mann. Die Fliegertätigkeit ist auch in der 11. Isonzoschlacht außerordentlich rege. Durch englische und französische Hilfe sind die italienischen Flieger allerorts in der Lage, wider die unserigen in mehrfacher Überlegenheit aufzutreten. Durch kühnen Angriffsgeist, durch opferwilliges Drauflosgehen machen unsere Flieger in der Aufklärung und im Kampfe bei jeder Gelegenheit wett, was ihnen an Zahl abgeht. Wir haben vom 18. bis 23. zwölf feindliche Flieger abgeschossen, 6 davon entfallen auf die Jagdstaffel des Hauptmanns Bromowsky, der aus 18 Luftkämpfen als Sieger hervorging. Unser Verlust belief sich in dieser Zeit auf ein Flugzeug. — Östlicher Kriegsschauplatz: In mehreren Abschnitten lebte der Artilleriekampf auf. Bei Brody wurden russische Aufklärungsabteilungen zurückgewiesen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. August. — Mazedonische Front: An der gesamten Front schwaches Geschützfeuer, das im Cernabogen und im Abschnitt südlich von Huma lebhafter war. Unsere Artillerie sprengte ein feindliches Munitionslager südlich von Dojran in die Luft. An der unteren Struma Patrouillengefechte. Unsere Flieger bewarfen Koritza und feindliche Truppenlager hinter den Stellungen mit Bomben. — Rumänische Front: Schwaches Geschütz- und Gewehrfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. August. — Dialafront: Die feindliche Artillerie beschoß am 23. August morgens unsere Stellungen auf dem Djebel Hamrin. — Kaukasusfront: Im linken Flügelabschnitt wurden an mehreren Frontstellen feindliche Angriffsversuche abgewiesen. — Sinaifront: Am 23. August heftiges Artilleriefeuer an der Ghazafront.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 26. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Feuerkampf nur in einzelnen Abschnitten größere Stärke. An mehreren Stellen scheiterten englische Erkundungsvorstöße. Im Vorfeld unserer Stellungen westlich von Le Catelet kam es zu lebhafter Kampftätigkeit der Artillerien und Infanteriegefechten um die in unserer Postenlinie liegenden Gehöfte. St. Quentin lag wieder unter französischem Feuer, das neue Brände hervorrief. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne lebte mehrfach das Feuer auf. Nach starker Artilleriewirkung südwestlich von Pargny in unsere vordersten Gräben gedrungene französische Abteilungen wurden durch schnellen Gegenstoß geworfen. Auf dem Westufer der Maas blieb die Gefechtstätigkeit geringer als in den letzten Tagen. Dagegen war der Artilleriekampf östlich des Flusses wieder sehr stark. Erneut stießen feindliche Kräfte von der Höhe 344 (östlich von Samogneux) nach Norden vor; sie wurden durch Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Heute morgen haben sich bei Beaumont Kämpfe entwickelt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Dünaburg, Baranowitschi, Tarnopol und am Zbrucz sowie in mehreren Abschnitten der Karpathenfront rege Feuertätigkeit und kleine Postengefechte. — Mazedonische Front: Nördlich von Monastir war eine gewaltsame Erkundung für uns erfolgreich; nordöstlich des Dojransees wiesen die bulgarischen Sicherungen starke englische Streifabteilungen zurück. (W. T. B.)

## Schwere Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 26. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das lebhafte Artilleriefeuer in den Fronträumen der Generalobersten Erzherzog Joseph und von Böhm-Ermolli hält an. Keine besonderen Kampfhandlungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Karsthochfläche verlief auch der gestrige Tag ohne größeres Infanteriegefecht. Unmittelbar südlich des Wippachtales schlugen wir einen Nachtangriff ab. Bei Biglia scheiterten schwere italienische Vorstöße. Schwere Kämpfe entwickelten sich neuerdings im Gebiete des Monte San Gabriele. Dank der Tapferkeit der Verteidiger, unter denen neben den Grazer Jägern die Südsteierer vom Regiment Nr. 87 und ungarische Landsturmabteilungen besondere Erwähnung verdienen, drang der Feind trotz großer blutiger Opfer nirgends durch. Der von uns in der Nacht zum 24. kampflos geräumte Monte Santo wurde von den Italienern besetzt. Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist und östlich von Auzza kam es zu mehrfachen Zusammenstößen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 26. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich des Wardar lebhaftes Artilleriefeuer. Auf der

übrigen Front Störungsfeuer. Zwei englische Kompagnien, die im Abschnitt nördlich des Dojransees unsere vorgeschobenen Abteilungen anzugreifen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im Strumatal vereinzelte Kanonenschüsse und Patrouillengefechte. — Rumänische Front: Schwacher Austausch von Gewehr- und Artilleriefeuer an einzelnen Teilen der Front.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. August. — An der Küste des Schwarzen Meeres landete am 24. August eine russische Räuberbande in Armeeuniform bei Oram. Die Räuber zerstörten in der Stadt ein Arzneidepot, brachen in die Läden und Basars ein, überfielen die Zivilisten in den Straßen, raubten den Frauen Ohr- und Fingerringe und vergingen sich auf offener Straße an zwei griechischen Mädchen. Nach diesen Heldentaten, die unter dem Schutz russischer Kriegsschiffe stattfanden, ging die Räuberhorde wieder auf die Schiffe, 300 Griechen und Mohammedaner der Einwohnerschaft gewaltsam mit sich führend. So beschmutzt der Russe seine Soldatenehre, die er angeblich für Freiheit und Kultur einsetzt. — Gegen Bir es Saba fand abermals ein großes Kavallerieunternehmen des Feindes statt. 69 Eskadrons, 2 Bataillone und 6 Batterien des Gegners waren beteiligt. Während starke Kräfte des Feindes vorsichtig westlich Bir es Saba vorfühlten, griffen etwa 30 Eskadrons südlich und südöstlich um den Ort herum an. Unsere Truppen aus Bir es Saba machten mit einigen Bataillonen, Eskadrons und Geschützen einen geschickt angelegten Vorstoß gegen die rückwärtige Verbindung der östlichsten feindlichen Kavalleriekolonne, die 12 Eskadrons stark war. Der Gegner ging eiligst zurück und verlor an Toten 8 Reiter und 20 Pferde; 4 Pferde und einige Gewehre wurden erbeutet. Nachdem auch unsere Flieger erfolgreich angegriffen und 450 Kilogramm Sprengstoff auf den Gegner geworfen hatten, ging der Feind nachmittags auf der ganzen Linie zurück. In der Nacht zum 25. August ging er bis in das Tal des Faiks zurück. Unsere Streifabteilungen fanden zu dieser Zeit weit vor unserer Front keine feindlichen Postierungen mehr.

## Östlich der Maas erbitterte Kämpfe.

Großes Hauptquartier, 27. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern verstärkte sich der Artilleriekampf an der Küste sowie zwischen Yser und Lys gegen Abend erheblich; er hielt auch nachts an. Heute morgen drangen mehrfach starke englische Erkundungsabteilungen gegen unsere Linien vor; sie sind durchweg zurückgeschlagen worden. Vom La Bassée-Kanal bis Lens ging starke Artilleriewirkung heftigen englischen Vorstößen voraus, die nordwestlich von Lens kurz vor Dunkelheit einsetzten. Sie scheiterten verlustreich Die Gefechte im Vorfeld unserer Stellungen westlich von Le Catelet dauerten tagsüber mit wechselndem Erfolge an. Bei den Gehöften Malakoff und Cologne errang der Feind örtliche Vorteile; Versuche, den Gewinn zu erweitern, schlugen verlustreich fehl. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der westlichen Champagne zeitweilig lebhafte Artilleriekämpfe Südlich von Ailles kamen französische Teilangriffe in unserem Abwehrfeuer nicht bis an unsere Hindernisse heran. Vor Verdun blieb es westlich der Maas im allgemeinen ruhig. — Auf dem Ostufer wurde bis in die Nacht hinein erbittert gekämpft. Die nach Trommelfeuer bei Beaumont, im Fosses- und Chaumewalde einsetzenden Angriffe der Franzosen drängten uns anfänglich aus Beaumont und den Waldstücken heraus. Im Gegenstoß wurden Dorf und Wälder zurückgenommen und einige hundert Gefangene einbehalten. Abends brachen französische Kräfte erneut zu Angriffen vor, die zu noch andauernden Kämpfen um Beaumont führten. Zwischen dem Maastal und der Straße Beaumont—Vacherauville sind alle Angriffe der Franzosen gescheitert. — Rittmeister Freiherr von Richthofen schoß seinen 59. Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordwestlich von Jakobstadt gaben die Russen einige Stellungen auf dem Südufer der Düna auf; sie wurden von uns besetzt. Bei Baranowitschi und südwestlich von Luck lebte im Anschluß an erfolgreiche eigene Erkundungsvorstöße das Feuer auf; bei Husiatyn erstickte unsere Artilleriewirkung einen russischen Angriffsversuch. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Angriff entrissen deutsche Truppen den Rumänen einige Höhenstellungen nordwestlich von Soveja; heftige Gegenstöße des Feindes brachen verlustreich zusammen. (W. T. B.)

## Die 11. Isonzoschlacht dauert fort.

Wien, 27. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja erstürmten deutsche Truppen der Heeresfront Erzherzog Joseph eine feindliche Stellung und behaupteten sie gegen heftige Angriffe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Isonzoschlacht dauert fort. Die Angriffe des Feindes richteten sich abermals gegen unsere Linien auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist und nördlich von Görz. Der Kampf wurde namentlich östlich von Auzza, wo Steierer vom Regiment Nr. 47, Dalmatiner der 37er Schützen und andere Truppen dem Feind erfolgreich entgegentraten, sowie auf dem heißumstrittenen Monte San Gabriele mit großer Erbitterung geführt. Die wackeren Verteidiger behaupteten sich gegen alle Angriffe. Auf der Karsthochfläche nur Feldwachengeplänkel. Drei italienische Flieger wurden von der Erde aus abgeschossen.

## Starker englischer Angriff bei Ypern—Menin.

Großes Hauptquartier, 28. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern brach frühmorgens an der Straße Ypern—Menin ein starker englischer Angriff verlustreich zusammen Nachmittags setzte schlagartig stärkstes Trommelfeuer gegen die Kampfzone zwischen Langemarck und der Bahn Roulers—Ypern ein. Unter Verwendung zahlreicher Panzerwagen und tieffliegender Flugzeuge trat bald darauf die englische Infanterie auf dieser Front zum Sturm an. In zäher Verteidigung warfen unsere Kampftruppen den Feind, der seinem Angriff durch Vorführen starker Reserven dauernd Nachdruck zu geben versuchte, überall zurück. Abends setzte unter nochmaliger gewaltiger Feuersteigerung ein zweiter geschlossener Ansturm gegen dieselben Abschnitte ein. Das Ergebnis der bis in die Nacht hinein dauernden Kämpfe ist, daß bis auf eine unbedeutende Einbuchtung nordöstlich von Frezenberg unsere Stellungen restlos behauptet wurden und die Engländer eine blutige Niederlage erlitten. Der Erfolg des Tages ist der ausgezeichneten Haltung württembergischer Truppen und der vernichtenden Wirkung unseres zusammengefaßten Artilleriefeuers zu danken. Westlich von Le Catelet scheiterten englische Vorstöße vor unseren Linien. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im westlichen Teil des Chemin-des-Dames suchten die Franzosen am Wege Allemant—Sancy in Regimentsbreite zum Angriff vorzubrechen; sie wurden durch Feuer abgewiesen. Südlich von Courtecon und südöstlich von Ailles verliefen Stoßtruppunternehmen für uns erfolgreich. Vor Verdun herrschte tagsüber nur geringe Gefechtstätigkeit, nachdem die Frühkämpfe um das von uns zurückgewonnene Dorf Beaumont abgeschlossen waren. Die dort eingebrachten Gefangenen gehörten drei französischen Divisionen an. Abends nahm auf dem Ostufer der Maas der Artilleriekampf wieder große Heftigkeit an; bei erfolglosen Teilangriffen, die westlich der Straße Beaumont—Vacherauville vorbrachen, erlitten die Franzosen erhebliche Verluste. — In den letzten Tagen errang Leutnant Voß seinen 38. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Von der Düna bis zum Dnjestr war die Gefechtstätigkeit nur in wenigen Abschnitten lebhaft. Auf dem Nordufer des Pruth nahmen rheinische, bayerische und österreichisch-ungarische Regimenter die stark verschanzten russischen Stellungen auf der Dolzokhöhe und das Dorf Bojan im Sturm. Hartnäckiger Widerstand der Russen wurde auch auf den Hügeln nordöstlich des Dolzok nach hartem Kampf am Abend gebrochen. Mehr als 1000 Gefangene, 6 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Die Verluste des hinter den Rakitna-Abschnitt zurückgeworfenen Feindes sind schwer. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Nördlich von Soveja im Susitatal wurden unsere Sicherungen von kürzlich genommenen Höhen durch überlegenen feindlichen Angriff verdrängt. — Mazedonische Front: Zwischen Prespa- und Dojransee lebte mehrfach das Feuer auf. Westlich des Wardar bei Ljumnica angreifende feindliche Abteilungen wurden von den bulgarischen Posten abgewiesen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja mußte vorgestern eine gewonnene Höhe vor überlegenen Angriffen wieder geräumt werden. Bei der Armee des Generalobersten Kritek entrissen österreichisch-ungarische und deutsche Regimenter den Russen in heißen Kämpfen das Dorf Bojan und die Stellungen auf dem Dolzok. Es wurden über 1000 Gefangene, 6 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre eingebracht. — Italienischer Kriegsschauplatz: Durch Zuschub neuer Kräfte verstärkt, setzt der Italiener auf der Hochfläche Bainsizza—Heiliger Geist alles daran, seinen zu Beginn der 11. Isonzoschlacht unter großen Opfern errungenen Raumgewinn zu erweitern. Fast in allen Teilen dieser Front stürmte der Feind gegen unsere Truppen an. In erbitterten Handgranaten- und Bajonettkämpfen maß sich die in zehntägiger Schlacht ungebrochen gebliebene Widerstandskraft unserer Streiter mit der italienischen Übermacht. Die braven Verteidiger gingen auf der ganzen Linie als Sieger hervor. Der Gegner wurde überall geworfen. Er flüchtete stellenweise völlig aufgelöst. Auch östlich von Görz mißglückte dem Italiener ein mit beträchtlichen Kräften unternommener Vorstoß. Im Gebiet des Stilfser Jochs führte ein unter bedeutenden alpinen Schwierigkeiten ins Werk gesetztes Unternehmen zu vollem Erfolg. Kaiserschützen hoben in Eis und Schnee überraschend einen feindlichen Posten aus und brachten 2 italienische Offiziere, 20 Alpini, 1 Maschinengewehr und 1 Scheinwerfer zurück.

## Sturmerfolg am mittleren Sereth.

Großes Hauptquartier, 29. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unter dem Einfluß stürmischer, regnerischer Witterung blieb fast durchweg die Feuertätigkeit in mäßigen Grenzen. Zahlreiche eigene Erkundungsvorstöße brachten uns Gewinn an Gefangenen und Beute. — Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:



In Flandern lebte am Abend der Artilleriekampf zwischen Langemarck und Hollebeke auf. Unser Gegenstoß warf die Engländer aus der nordöstlich von Frezenberg gewonnenen Einbuchtung zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun stärkere Kampftätigkeit der Artillerien nur auf dem Ostufer der Maas zwischen Beaumont und Damloup. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Zur Vergeltung für die Beschießung von Thiaucourt durch die Franzosen wurde von uns Noviant-aux-Prés und Pont-à-Mousson unter Fernfeuer genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Beiderseits des Oitostales stürmten schlesische und österreichisch-ungarische Truppen einige Höhenstellungen und wiesen nördlich von Grozesci starke Gegenangriffe ab. Mehr als 600 Gefangene wurden eingebracht. Gegen die Gebirgsfront zwischen Casinului- und Putnatal stießen die Rumänen an mehreren Stellen vor, ohne einen Erfolg zu erzielen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am Gebirgsrande westlich des mittleren Sereth nahmen nach wirkungsvoller Artillerievorbereitung preußische, bayerische, sächsische und mecklenburgische Bataillone im Häuserkampf das Dorf Munoslul. Den geschlagenen Gegner drängten sie unaufhaltsam über mehrere Stellungen zu beiden Seiten des Susitatales nach Nordwesten zurück. An dem Ungestüm der Angreifer zerschellten starke russisch-rumänische Gegenangriffe. Der Feind büßte über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre ein und erlitt empfindliche blutige Verluste. Östlich der Bahn Focsani—Adjudul Nou lebhafte Kampftätigkeit der Artillerien. — Mazedonische Front: Die Feuertätigkeit war vielfach stärker als in letzter Zeit, besonders zwischen Wardar und Dojransee. Vorfeldgefechte an den Osthängen der Nidze Planina verliefen für die Bulgaren erfolgreich.

## Großkampftag in der Isonzoschlacht.

Wien, 29. August. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Unsere bei Focsani kämpfenden Verbündeten erstürmten gestern das Dorf Munoslul und warfen den Feind über die Höhen nördlich dieses Ortes zurück Die Beute beträgt über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Tälern der Putna und Susita fühlten rumänische Abteilungen ergebnislos vor. Südlich von Ocna entrissen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen dem Feinde eine Höhe. 600 Gefangene sind eingebracht. Gegenangriffe wurden abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das Ringen der 11. Isonzoschlacht wuchs gestern zu besonderer Höhe an. Die Wucht des italienischen Angriffs war noch stärker als an den vorangegangenen Tagen. Der Erfolg blieb unbestritten unseren Waffen. Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist richtete sich — von verschwenderisch schießenden Batterien aller Kaliber unterstützt — die Gewalt des feindlichen Stoßes vor allem gegen die Räume von Kal und Podelsce. In stundenlang andauernden schweren Kämpfen gewannen unsere Tapferen vollends die Oberhand über die durch Verstärkungen ununterbrochen genährten Massen des Gegners. Spät in der Nacht wurde der letzte italienische Angriff abgewiesen. Außergewöhnlich heftig brandete der Kampf wiederum um den Besitz des seit Tagen heißumstrittenen Monte San Gabriele. Als es in den Abendstunden am Nordhang einer italienischen Kampftruppe gelungen war, in unsere Stellung einzudringen, wurde sie durch Abteilungen der Regimenter Nr. 20 (Neu-Sandec), Nr. 34 (Kassa) und Nr. 87 (Cilli) im Gegenstoß gefaßt und aufgerieben. Ein italienischer Stabsoffizier und 200 Mann blieben in unserer Hand. Ein weiterer Angriff, kurz vor Mitternacht nordöstlich des Gabriele ohne Artillerieeinleitung angesetzt, wurde durch unser Feuer niedergestreckt. Eine mächtige italienische Angriffswelle sollte östlich von Görz und nördlich des Wippachtales Bahn schaffen. Nach sechsstündiger Artillerievorbereitung brach zu Mittag die feindliche Infanterie gegen unsere Linien vor. Am Friedhof von Görz und bei Grazigna wurde der Gegner durch die hervorragende Wirkung unserer Batterien, denen überhaupt reichlicher Anteil an den gestrigen Erfolgen gebührt, zum Weichen gezwungen. Bei San Marco hingegen konnte der Feind erst in erbittertem Ringen von Mann gegen Mann zurückgeworfen werden, wobei sich namentlich die bewährten Kämpfer des nordböhmischen 2. Jägerbataillons und des kroatischen Infanterieregiments Nr. 9 hervortaten. In engem Kampfraum brachten wir hier Gefangene von sieben italienischen Regimentern ein. Auf der Karsthochfläche kam es zu keinen größeren Kampfhandlungen. Triest wurde neuerlich von feindlichen Fliegern heimgesucht. Die in die Stadt geworfenen Bomben richteten keinen nennenswerten Schaden an.

## Neuer Kampferfolg nordwestlich Focsani.

Großes Hauptquartier, 30. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit in Flandern beschränkte sich auch gestern auf starkes Feuer in einigen Abschnitten nordöstlich und östlich von Ypern. Frühmorgens führten die Engländer einen heftigen Vorstoß nordöstlich von Wieltje, der verlustreich im Feuer und Nahkampf zusammenbrach. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames scheiterten mehrere nach Feuerwellen vorbrechende Erkundungsvorstöße der Franzosen südöstlich von Cerny. Vor Verdun nahm abends der Artilleriekampf wieder größere Stärke an; außer Erkundungsgefechten keine Infanterietätigkeit. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Französisches Feuer gegen Thiaucourt wurde erneut durch kräftige Beschießung von Noviant-aux-Prés erwidert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg und Smorgon lebte die Feuertätigkeit erheblich auf; auch südwestlich von Luck, bei Tarnopol und am Zbrucz war die russische Artillerie rühriger als sonst. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich von Tirgul Ocna wurden rumänische Angriffe gegen unsere Linien abgewiesen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Der Kampferfolg des 28. August in den Bergen nordwestlich von Focsani wurde gestern erweitert. Kraftvoller Stoß der bewährten Angriffstruppen warf den zähe sich wehrenden Feind aus Iresti und drängte ihn über die Höhen nördlich des Dorfes gegen das Susitatal zurück. Ein aus Schlesiern und Sachsen bestehendes Regiment zeichnete sich besonders aus. An 300 Gefangene und zahlreiche Maschinengewehre und Fahrzeuge wurden eingebracht. Heftige Entlastungsangriffe der Gegner, ohne Rücksicht auf Menschenverlust gegen die von uns nordöstlich und nördlich von Munoslul erkämpften Linien geführt, blieben erfolglos und ohne Einfluß auf die Angriffsbewegung westlich der Susita. Am Sereth und an der unteren Donau steigerte sich die Gefechtstätigkeit. — Mazedonische Front: Die erhöhte Feuertätigkeit dauerte an, besonders südwestlich des Dojransees. Bei Ihuma und Alcak Mah unternahmen die Bulgaren erfolgreiche Streifen, bei denen mehrere französische Posten aufgehoben und Gefangene zurückgeführt wurden. Einige angreifende feindliche Kompagnien wurden durch Feuer vertrieben. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Regimenter bauten ihre neuerlichen Erfolge nördlich von Focsani gestern durch Eroberung des Ortes Iresti aus, dessen Besitz gegen zahlreiche Angriffe behauptet wurde. Südlich von Ocna scheiterten feindliche Vorstöße. Weiter nördlich hob sich an zahlreichen Abschnitten der Ostfront die Kampftätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der große Waffengang am Isonzo wurde auch gestern mit höchster Erbitterung fortgesetzt. Der Wall der Verteidiger widerstand siegreich den schwersten Anstürmen. Im Raume nördlich von Kal brachen in den Morgenstunden zwei starke italienische Angriffe zusammen. Bei Podlesce, Madoni und Britof warf der Feind den ganzen Tag über bis in die späte Nacht ununterbrochen neue Massen gegen unsere Stellung. Alle Anstürme prallten an der zähen Standhaftigkeit unserer Braven ab. Zu den vielen Kampfmitteln, mit deren Hilfe der Feind unseren Widerstand niederzuzwingen versucht, trat gestern ein neues, in diesem Gelände kaum erwartetes: östlich von Britof ritt italienische Kavallerie gegen unsere Verschanzungen an. Sie wurde von Maschinengewehren empfangen und vernichtet. Für die heldenhaften Kämpfer auf dem Monte San Gabriele brachte der 29. August abermals heiße Stunden. Immer wieder lief der Feind gegen das Bollwerk Sturm. Gegen Abend gelang es ihm, am Nordhang in unsere Gräben einzudringen. Nach Einbruch der Dunkelheit schritten in schwerem Unwetter unsere Truppen zum Gegenstoß. Neues Ringen endete mit regelloser Flucht der Italiener. Auch östlich von Görz ließ der Druck des feindlichen Heeres noch nicht nach. Waren am Vormittag nur Einzelangriffe abzuschlagen, so ging der Gegner nachmittags nach mehrstündigem Trommelfeuer neuerlich zu einem allgemeinen, breit angelegten Massenstoß über. Wieder fand sich das Gelände von San Marco im Brennpunkt der Kämpfe. Mit Bajonett und Handgranaten wurde hier wie überall zwischen St. Catharina und Vertoiba die erste Linie behauptet. Bei Costagnevizza schob sich unsere Front nach einem erfolgreichen Überfall auf den Gegner etwas vor. Neben anderen Truppen fanden in den jüngsten Kämpfen noch Abteilungen der Regimenter Nr. 10 (Przemysl) und Nr. 48 (Nagy-Kanisza) Gelegenheit, sich besonders hervorzutun. Die blutigen Verluste des Feindes sind außergewöhnlich schwer. Die Zahl der seit Beginn der 11. Schlacht eingebrachten Gefangenen ist auf mehr als 10 000 gestiegen. Triest wurde vormittags zum zweiten Male, heute früh zum dritten Male innerhalb 48 Stunden von feindlichen Fliegern bombardiert. Den Angriffen fielen mehrere Einwohner zum Opfer, mehrere Privatgebäude wurden beschädigt.

## Die Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 30. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen auf der Höhe 1050 lebhaftes Minenfeuer von seiten des Feindes. In der Gegend der Moglena und auf dem Dobro Polje lebhafteres Geschützfeuer als in den letzten Tagen. Auf dem westlichen Wardarufer südlich von Kuma und nördlich von Altschak Mahle lebhaftes Geschützfeuer. Unsere Sturmtruppen drangen aus der Richtung Golema Jarebitschna in feindliche Gräben ein und machten 15 Gefangene von dem französischen Infanterieregiment Nr. 84. Bei Altschak Mahle versuchten mehr als zwei französische Kompagnien vorzudringen, wurden aber zurückgetrieben. Eine bulgarische Abteilung drang in feindliche Gräben westlich von Altschak Mahle und brachte 12 Gefangene von dem französischen Infanterieregiment Nr. 148 mit zurück. Zwischen Wardar und

dem Dojransee hat das lebhafte Feuer der feindlichen Artillerie, das vor zwei Tagen begonnen hatte, mit Erbitterung fortgedauert und südlich von Dojran gelegentlich ziemliche Heftigkeit erreicht. Östlich vom Dojransee bis zur Mündung der Struma Tätigkeit von Streifabteilungen. — Rumänische Front: Feindliches Geschütz- und Minenfeuer auf Tulcea. An der übrigen Front Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. August. — Kaukasusfront: Ziemlich lebhafte gegenseitige Patrouillentätigkeit. Der Versuch des Gegners, von einem Torpedoboot Soldaten in Wona zu landen, wurde durch unsere Posten vereitelt. Die wehrlose Stadt wurde darauf bombardiert, das Krankenhaus und einige andere Gebäude beschädigt. Im Krankenhaus eine Frau verwundet. — Sinaifront: Am 27. August gingen zwei englische Kompagnien gegen unsere Stellungen östlich Ghaza vor, wurden aber durch Feuer abgewiesen und bis zu den feindlichen Hindernissen verfolgt. In der Nacht vom 27. zum 28. August fand im Vorgelände ein Gefecht zwischen einer unserer Patrouillen und einem englischen Stoßtrupp statt. Der Feind wurde zurückgeworfen. In der Nacht vom 28. zum 29. August leichtes Gewehrfeuer. Unter dem Schutz eines französischen Schiffes versuchten 8 Banditen bei Tartus zu landen. Sie wurden durch Feuer daran verhindert.

## Sturmerfolg südwestlich Le Catelet.

Großes Hauptquartier, 31. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern steigerte sich die Kampftätigkeit der Artillerien an der Küste und zwischen Yser und Lys erst gegen Abend. Nachts kam es mehrfach zu Zusammenstößen im Vorfeld unserer Stellungen; eine Anzahl Engländer wurde gefangen. Im Artois entwickelten sich nördlich von Lens örtliche Kämpfe, die bis zur Dunkelheit andauerten. Südwestlich von Le Catelet entrissen Jägerkompagnien den Engländern einen Teil ihres neulichen Gewinns; zahlreiche Gefangene sind eingebracht worden. St. Quentin lag wieder unter französischem Feuer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der östlichen Hälfte des Chemin-des-Dames-Rückens war die Feuertätigkeit lebhaft. Vor Verdun ging das Störungsfeuer auf beiden Maasufern abends wieder in starken Artilleriekampf über, ohne daß es bisher zu neuen Angriffen kam. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordwestlich von Dünaburg stießen russische Streifabteilungen unter Feuerschutz bei Illuxt vor; unsere Grabenbesatzung schlug den Feind zurück. Vergeblich blieben russische Unternehmungen am Naroczsee. Bei Skala setzten einige unserer Kompagnien über den Zbrucz, brachen in die russischen Linien ein und kehrten nach Zerstörung der Grabenanlagen mit Gefangenen und Beute über den Fluß zurück. — Zwischen Dnjestr und Donau ist die Lage unverändert. — Mazedonische Front: Bei großer Hitze hielt die gesteigerte Gefechtstätigkeit an. Am Dobro Polje wurden serbische Abteilungen, südwestlich des Dojransees englische Bataillone unter schweren Verlusten abgewiesen. (W. T. B.)

## Ein Tag des Erfolges in der Isonzoschlacht.

Wien, 31. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Skala, in Ostgalizien, stießen unsere Sturmtrupps mit Erfolg in die feindlichen Gräben vor. — Italienischer Kriegsschauplatz: Triest wurde gestern mittag zum vierten Male von feindlichen Fliegern angegriffen, ohne daß nennenswerter Schaden entstanden wäre. Auf der Karsthochfläche war es verhältnismäßig ruhig. — Im Raume von Görz zwang den Italienern der opferreiche Niederbruch ihrer letzten Angriffe eine Kampfpause auf, die von uns dazu benutzt wurde, einige noch verbliebene Feindnester auszuheben. Ebenso kam es nördlich von Kal, nachdem am Morgen noch einige Einzelvorstöße des Feindes gescheitert waren, tagsüber zu keiner größeren Kampfhandlung mehr. Um so ungestümer warfen sich die italienischen Divisionen neuerlich auf die zwischen den eben genannten Abschnitten sich ausdehnende Front, auf unsere Stellungen bei Podlesce, Madoni, Britof und auf den seit sieben Tagen im Mittelpunkt des Isonzoringens stehenden Monte San Gabriele. Mit außerordentlicher Zähigkeit ließ der Feind Angriff auf Angriff folgen. Wieder war es der Tapferkeit und Ausdauer von Truppenverbänden aus allen Teilen Österreichs und Ungarns zu danken, daß in hin- und herwogender Schlacht sämtliche Stellungen siegreich behauptet wurden. In stundenlang währenden Nahkämpfen fanden Manneszucht, Gefechtsmoral und auf gründlicher Ausbildung fußende Kampftüchtigkeit wieder einen untrüglichen Wertmesser. Voll frisch fortlebenden Angriffsgeistes holten abends bei Britof, als der Italiener von seinem Anstürmen etwas abließ, unsere Abteilungen 3 italienische Offiziere, 110 Mann und 2 Maschinengewehre aus den feindlichen Gräben. So war auch der 14. Schlachttag für unsere Truppen ein Tag des Erfolges. — In Kärnten keine besonderen Ereignisse. — **An der Südtiroler Grenze, nordwestlich von Bezzecca entrissen wir dem Feinde einen Stützpunkt. Was von den Italienern nicht im Kampfe umkam, wurde gefangen abgeführt.**

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen lebhaftes Artillerie- und Minenfeuer. Im Osten von Makovo wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer vertrieben. Östlich der Cerna bei Zovik, Strovina und Tarnova lebhaftes Artilleriefeuer. Schwache feindliche Einheiten versuchten vorzurücken, wurden aber durch unser Feuer abgewiesen. In der Moglenagegend erreichte das heftige Artilleriefeuer große Stärke. Bei Dobro Polje griffen die Serben dreimal an, wurden aber durch Feuer mit schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Im Süden von Huma lebhaftes Artilleriefeuer. Ein feindlicher Angriff westlich von Golema und Jarabitschna scheiterte in unserem Feuer. Zwischen Wardar und dem Dojransee während des ganzen Tages ununterbrochenes erbittertes Artilleriefeuer, das auf feindlicher Seite zeitweise die Stärke von Trommelfeuer erreichte. Gegen 10 Uhr abends griff englische Infanterie nach sechstägiger Artillerievorbereitung unsere Stellung südlich von Dojran in dem Abschnitt zwischen Doldzeli und dem Dojransee an, wurde aber blutig durch unser Feuer zurückgeschlagen und flüchtete in Auflösung in ihre Gräben zurück. Darauf rückten unsere Angriffsabteilungen vor und säuberten vollständig die feindlichen Nester. Im Raume vor unseren Stellungen zwischen dem Dojransee und der Strumamündung Tätigkeit von Streifabteilungen.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. August. — An der Sinaifront gingen in der Nacht zum 30. August starke englische Patrouillen gegen die Mitte unserer Ghazafront vor. Nach heftigem Artilleriefeuer von unserer Seite ging der Feind gegen Morgen wieder zurück. Am 29. August gingen einige Kavallerieregimenter mit einigen Kompagnien und Batterien in die Gegend Mal el Mallaka südlich Bir es Saba vor, verbrachten dort die Nacht und gingen dann wieder zurück. Die feindliche Kavallerie wurde von unseren Fliegern mit Bomben beworfen. Sonst nichts Besonderes.

⌘ ⌘ ⌘

# Neue Friedensbestrebungen.

⌘

## Eine Note des Papstes.

An die Staatsoberhäupter der kriegführenden Völker

Von Anbeginn Unseres Pontifikats, inmitten der Schrecken des furchtbaren über Europa entfesselten Krieges, haben Wir Uns vor allem drei Dinge vorgenommen: vollkommene Unparteilichkeit zu wahren gegenüber allen Kriegführenden, wie es demjenigen gebührt, welcher der Vater aller ist und welcher alle seine Kinder mit gleicher Zuneigung liebt; ununterbrochen bestrebt zu sein, allen möglichst viel Gutes zu erweisen, ohne Ansehung der Person, ohne Unterscheidung der Nationalität oder der Religion, wie es Uns sowohl das allgemeine Gesetz der Nächstenliebe als die Uns von Christus übertragene höchste geistliche Würde vorschreibt; endlich — wie es in gleicher Weise Unsere friedensstiftende Sendung erheischt — nichts von dem zu unterlassen — soweit es in Unserer Macht steht — was dazu beitragen könnte, das Ende dieser Not zu beschleunigen, indem Wir den Versuch unternehmen, die Völker und ihre Staatsoberhäupter zu Entschlüssen der Mäßigung und zu ruhiger Erwägung des Friedens, eines „gerechten und dauerhaften“ Friedens zu führen.

Jeder, der während der drei eben abgelaufenen schmerzvollen Jahre Unserem Werke gefolgt ist, hat leicht erkennen können, daß Wir zwar Unserem Entschluß vollkommener Unparteilichkeit und Unserem Bestreben wohlzutun immerdar treugeblieben sind, aber ebenso unablässig die kriegführenden Völker und Regierungen ermahnt haben, wieder Brüder zu werden, obwohl nicht alles bekanntgegeben ist, was Wir getan haben, um dieses edle Ziel zu erreichen.

Gegen Ende des ersten Kriegsjahres richteten Wir an die im Streite befindlichen Nationen die lebhaftesten Ermahnungen und gaben überdies den Weg an, dem man folgen müsse, um zu einem beständigen und für alle ehrenvollen Frieden zu kommen. Leider wurde Unser Ruf nicht gehört, und der Krieg ging noch während zweier Jahre mit allen seinen Schrecken erbittert weiter; er wurde sogar grausamer und breitete sich zu Lande und zu Wasser aus, ja bis in die Lüfte; Verheerungen und Tod sah man hereinbrechen über unverteidigte Städte, über ruhige Dörfer, über ihre unschuldige Bevölkerung. Und jetzt kann niemand sich vorstellen, um wieviel sich die Leiden aller vermehren und erschweren würden, wenn weitere Monate, oder schlimmer noch, weitere Jahre sich diesen blutigen drei Jahren anreihten. Soll die zivilisierte Welt denn ganz zu einem Feld des Todes werden? Will das so ruhmvolle und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnsinn hingerissen, dem Abgrund entgegeneilen und zu seiner Selbstvernichtung die Hand bieten?

**Wir, die Wir keine besondere politische Absicht verfolgen, die Wir weder auf Einflüsterungen noch auf die eigennützigen Bestrebungen irgendeiner der kriegführenden Parteien horchen, sondern als gemeinsamer Vater aller Gläubigen einzig getrieben**



sind von dem höchsten Pflichtgefühl, von den inständigen Bitten Unserer Kinder, welche Unsere Vermittelung und Unser friedenstiftendes Wort erflehen, von der Stimme der Menschlichkeit und der Vernunft selbst: Wir lassen in einer so beängstigenden Lage, angesichts einer so schweren Bedrohung von neuem einen Friedensruf ertönen und richten abermals eine dringende Mahnung an diejenigen, welche die Geschicke der Nationen in ihren Händen halten. Um Uns aber nicht mehr auf allgemeine Ausdrücke zu beschränken, wie es Uns bisher die Umstände ratsam erscheinen ließen, wollen Wir nunmehr zu Vorschlägen übergehen, die in höherem Maße anschaulich und ausführbar sind und die Regierungen der kriegführenden Völker auffordern, sich über die folgenden Punkte, welche als die notwendige Grundlage für einen gerechten und dauerhaften Frieden erscheinen, ins Einvernehmen zu setzen, wobei ihnen überlassen bleibt, die Punkte im einzelnen festzulegen und zu ergänzen.

Vor allem muß der Grundgedanke sein, daß an die Stelle der materiellen Kraft der Waffen die moralische Kraft des Rechts tritt; hieraus folgt ein billiges Einvernehmen aller zum Zwecke gleichzeitiger und gegenseitiger Verminderung der Rüstungen nach bestimmten Regeln und unter gewissen Sicherheiten bis zu dem Maße, das zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in jedem Staate notwendig und ausreichend ist; sodann an Stelle der Streitkräfte die Einführung der Schiedsgerichtsbarkeit mit ihrer hohen friedenstiftenden Wirkung gemäß vereinbarter Normen unter Androhung bestimmter Nachteile gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, entweder die internationalen Streitfragen der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen oder deren Entscheidungen anzunehmen.

Wenn einmal auf diese Weise die Vorherrschaft des Rechtes hergestellt ist, möge man jedes Hindernis beseitigen, das dem Verkehr der Völker im Wege steht, indem man in gleicher Weise durch feste Regeln die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere sichert; dies würde einesteils vielfache Konfliktsgründe ausschalten, andernteils allen neue Quellen des Wohlstandes und Fortschritts eröffnen.

Was den Ersatz der Schäden und der Kriegskosten betrifft, so sehen Wir kein anderes Mittel, die Frage zu lösen, als daß Wir den allgemeinen Grundsatz eines vollständigen und gegenseitigen Verzichts aufstellen, der im übrigen durch die unendlichen aus der Abrüstung sich ergebenden Wohltaten gerechtfertigt ist; dies um so mehr, als die Fortsetzung eines solchen Blutvergießens einzig und allein aus wirtschaftlichen Gründen nicht zu verstehen wäre. Wenn es andererseits noch besondere Gründe für gewisse Fälle geben sollte, möge man sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit abwägen.

Aber diese friedlichen Vereinbarungen mit ihren unermeßlichen Vorteilen, die sich aus ihnen ergeben, sind nicht möglich ohne die beiderseitige Herausgabe der gegenwärtig besetzten Gebiete. Folglich seitens Deutschlands: vollständige Räumung Belgiens mit Garantie seiner vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegenüber gleichviel welcher Macht. Gleichfalls Räumung des französischen Gebietes; seitens der anderen kriegführenden Parteien eine ähnliche Herausgabe der deutschen Kolonien.

Was die strittigen territorialen Fragen betrifft, beispielsweise die zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich, so kann man hoffen, daß die streitenden Parteien in Anbetracht der unermeßlichen Vorteile, die ein mit Abrüstung verbundener dauerhafter Frieden bringt, gewillt sind, sie aus einer versöhnlichen Gesinnung heraus zu prüfen, dabei den Bestrebungen der Völker nach Maßgabe des Gerechten und Möglichen, wie Wir es bei früherer Gelegenheit gesagt haben, Rechnung zu tragen und gelegentlich die Sonderinteressen dem Allgemeinwohl der großen menschlichen Gemeinschaft einzuordnen.

Derselbe Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit wird die Prüfung der anderen territorialen und politischen Fragen leiten müssen, besonders derjenigen, welche sich auf Armenien, auf die Balkanstaaten und auf Gebiete beziehen, welche zum ehemaligen Königreich Polen gehörten, dem seine edlen geschichtlichen Überlieferungen und die von ihm insonderheit während des gegenwärtigen Krieges erduldeten Leiden gerechterweise das Mitgefühl der Nationen gewinnen müssen.

Dies sind die hauptsächlichen Grundlagen, auf denen, wie Wir glauben, sich die kommende Neuordnung der Völker stützen muß. Sie sind so beschaffen, daß sie die Wiederkehr ähnlicher Konflikte unmöglich machen und die Lösung der für die Zukunft und das materielle Wohlbefinden aller kriegführenden Staaten so wichtigen wirtschaftlichen Frage vorbereiten. Indem Wir sie Ihnen überreichen, Ihnen, die Sie zu dieser tragischen Stunde die Geschicke der kriegführenden Nationen lenken, sind Wir daher von einer beglückenden Hoffnung beseelt, nämlich sie angenommen zu sehen und so zu erleben, daß der schreckliche Kampf, der immer mehr und mehr als unnötige Metzelei erscheint, ein Ende nimmt. Alle Welt erkennt ja an, daß die Waffenehre sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite unverletzt ist. Leihen Sie also Unserer Bitte Ihr Ohr, nehmen Sie die väterliche Aufforderung an, welche Wir im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten an Sie richten. Denken Sie über Ihre sehr große Verantwortung vor Gott und vor den Menschen nach; von Ihren Entschlüssen hängen Ruhe und Freude unzähliger Familien ab, das Leben Tausender junger Leute, mit einem Wort, das Glück der Völker, denen diese Wohltat zu verschaffen Ihre unbedingte Pflicht ist. Möge der Herr Ihnen Entschlüsse eingeben entsprechend Seinem heiligsten Willen, möge es der Himmel fügen, daß Sie sich nicht nur den Beifall Ihrer Zeitgenossen verdienen, sondern auch bei den zukünftigen Geschlechtern den schönen Namen von Friedensstiftern sichern.

Was Uns betrifft, die Wir im Gebet und in der Buße mit allen gläubigen Seelen, die nach dem Frieden seufzen, eng verbunden sind, erflehen Wir für Sie vom Heiligen Geiste Licht und Rat.

Vom Vatikan, am 1. August 1917.

gez. Benedictus P. P. XV.

## Wilsons Phrasenschwall an den Papst.

Jede Regierung, die nicht verblendet und verhärtet ist durch diesen furchtbaren Krieg, muß gerührt werden durch diesen erschütternden Aufruf Seiner Heiligkeit des Papstes, und muß die Würde und Kraft empfinden der menschlichen und edelmütigen Beweggründe für diese Note. Jedermann muß folglich wünschen, daß die Note Sr. Heiligkeit den Weg zum Frieden bahnen würde, aber es wäre eine Torheit, diesen Weg zu beschreiten, wenn man nicht die Überzeugung hat, daß er tatsächlich zum Frieden führt. Der Vorschlag Sr. Heiligkeit müßte vom Standpunkt der tatsächlichen Verhältnisse geprüft werden. Nicht nur ein Waffenstillstand ist notwendig, sondern ein dauernder Friede. Die kommenden Generationen müssen bewahrt werden davor, diesen Todeskampf noch einmal ausfechten zu müssen. Se. Heiligkeit schlägt vor, den Status quo ante wiederherzustellen, ferner, daß eine allgemeine Versöhnung und Abrüstung erfolgen soll, sowie ein friedliches Übereinkommen der Völker auf Grundlage von schiedsgerichtlichen Einrichtungen, welche über die Freiheit der Meere, über die territorialen Forderungen Frankreichs und Italiens und das verwirrende Problem der Balkanstaaten und die Wiederherstellung Polens in versöhnendem Geiste sich einigen sollen, unter Mitwirkung der Völker, deren Schicksal dadurch betroffen wird. Es ist klar, daß kein einziger Teil dieses Programms durchgeführt werden kann, wenn die Wiederherstellung des Status quo ante dafür die feste und befriedigende Grundlage bilden soll. Das Ziel des Krieges ist die Freiheit der Völker der Welt vor der Bedrohung durch eine Macht zu retten, die gestützt auf die stärkste Militärorganisation unter einer Regierung steht, die kein Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, welche im geheimen ein Komplott zur Beherrschung der Welt schmiedete und welche zu geeignet erscheinendem Zeitpunkt zur Verwirklichung dieser Pläne übergegangen ist. Sie ließ sich dabei nicht beirren durch menschliche Rücksichten oder völkerrechtliche Bestimmungen, sie verwandelte Europa in ein Blutbad nicht allein der Soldaten, sondern auch der Frauen, Kinder und Hilflosen. Diese Macht ist nicht das deutsche Volk. Die Macht, um die es sich handelt, ist die mitleidlose Beherrscherin des deutschen Volkes. Es ist nicht unsere Aufgabe zu fragen, wie das große deutsche Volk unter diese Herrschaft gekommen und sich vorübergehend im Wohlgefühl dieser Herrschaft unterwerfen konnte, aber es ist unsere Aufgabe, zu bewirken, daß die Ruhe der Welt nicht länger von der Ausübung dieser Macht abhängen soll. Mit einer derartigen Macht auf Friedensfuß zu verhandeln, so wie es Se. Heiligkeit vorschlägt, würde, sofern wir das ermessen können, eine Wiederherstellung dieser Gewalt zur Folge haben und eine Erneuerung ihrer Politik und würde es notwendig machen, eine dauernde Völkerkombination zum Schutz gegen das deutsche Volk zu schaffen und zur Folge haben, daß das neugeborene Rußland wiederum den Intrigen dieser Macht überlassen bleibt, deren vielfältige Einmischungen eine sichere Gegenrevolution zur Folge haben würden und alle die bösen Einflüsse, an welche die deutsche Regierung die Welt gewöhnt hat. Kein Frieden kann begründet werden auf Wiederherstellung dieser Macht oder auf irgendein Ehrenwort, das sie etwa geben könnte in einem Vertrage zur Regelung und Versöhnung. Die verantwortlichen Staatsmänner müssen jetzt überall einsehen, wenn sie es niemals vorher eingesehen hatten, daß ein Frieden niemals beruhen kann auf politischen oder wirtschaftlichen Beschränkungen, die nur bewirken würden, einige Nationen zu bevorteilen oder andere darin zu schwächen, da sie als Rächer auftreten gegen erlittenes mutwilliges Unrecht. Das amerikanische Volk hat unduldbares Unrecht erlitten durch die Schuld der Kaiserlich Deutschen Regierung, aber es verlangt keine Vergeltung von dem deutschen Volke, das selbst allerlei Leiden in diesem Kriege auf sich nehmen mußte. Das amerikanische Volk glaubt, daß der Friede auf dem Recht der Völker beruhen muß, nicht auf dem der Regierung. Alle Nationen, große oder kleine, starke oder schwache, müssen ihr gleiches Recht auf Freiheit, Sicherheit, Selbstverwaltung erhalten, auf billige Grundlage in den wirtschaftlichen Kämpfen der Welt, natürlich mit Inbegriff des deutschen Volkes, falls dieses Gleichheit annimmt und von allen Beherrschungsbestrebungen absieht. Der Prüfstein für diesen Frieden muß deshalb der gute Glaube (bona fides) aller Völker sein und nicht nur beruhen auf dem Wort einer ehrsüchtigen Regierung einerseits und andererseits auf einer Gruppe freier Völker. Dieser

Prüfstein stellt das Herz des ganzen Programms dar. Die Ziele der Vereinigten Staaten in diesem Kriege sind der ganzen Welt bekannt und jedem Volk, zu dem die Wahrheit durchdringt. Sie brauchen nicht wiederholt zu werden. Wir erstreben keine materiellen Vorteile irgendwelcher Art. Wir glauben, daß die unduldsame Ungerechtigkeit, die in diesem Kriege durch eine rasende und brutale Macht, die Kaiserlich Deutsche Regierung, begangen worden ist, gutgemacht werden muß, aber nicht auf Kosten der Unabhängigkeit irgendeines Volkes, sondern vielmehr durch Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der schwachen wie der starken Völker. Die Schädigungen durch Zersplittern der Staaten, durch Aufstellung eines egoistischen Systems wirtschaftlicher Entschließung halten wir nicht für zweckmäßig, sogar für schlimmer als nutzlos und für eine zuverlässige Grundlage eines dauernden Friedens am allerwenigsten geeignet, der gegründet sein muß auf Gerechtigkeit, Billigkeit und gemeinschaftliche Rechte des Menschentums. Wir können das Wort der gegenwärtigen deutschen Regierung nicht als Bürgschaft für etwas Dauerndes ansehen, es sei denn, daß sie ausdrücklich unterstützt wird durch die unmißverständliche Willenskundgebung über die Ziele des deutschen Volkes selbst, damit die anderen Völker der Welt dieses Wort annehmen können. Ohne diese Bürgschaft kann kein Mensch und kein Volk auf Verträge, auf Regelungen der Abrüstung oder Regelungen, welche Schiedsgerichte an die Stelle der Macht setzen, auf Regelungen über Grundgebiet, über Wiederherstellung kleiner Völker bauen, wenn diese Regelung nur mit der deutschen Regierung allein getroffen würde. Wir müssen einen neuen Beweis für die Absichten der großen Völker der Zentralmächte abwarten. Gott gebe, daß dieser Beweis auf solche Art gegeben wird, daß das Vertrauen aller Völker in die Bona fides dieser Staaten und in die Möglichkeit, daß durch einen Vertrag mit ihnen ein Friede gesichert werden könne, neu erstehe.

gez. Lansing.

## Die deutsche Antwort auf die Kundgebung des Papstes.

Berlin, 19. September 1917.

Herr Kardinal!

Eure Eminenz haben die Geneigtheit gehabt, Seiner Majestät dem Kaiser und König, meinem Allergnädigsten Herrn, mit Schreiben vom 2. v. M. eine Kundgebung Seiner Heiligkeit des Papstes zu übermitteln, worin Seine Heiligkeit voll Kummer über die Verheerungen des Weltkrieges einen eindringlichen Friedensappell an die Staatsoberhäupter der kriegführenden Völker richtet.

Seine Majestät der Kaiser und König hat geruht, mir von dem Schreiben Eurer Eminenz Kenntnis zu geben und mir die Beantwortung aufzutragen.

Seit geraumer Zeit verfolgt Seine Majestät mit hoher Achtung und aufrichtiger Dankbarkeit die Bemühungen Seiner Heiligkeit, im Geiste wahrer Unparteilichkeit die Leiden des Krieges nach Kräften zu lindern und das Ende der Feindseligkeiten zu beschleunigen. Der Kaiser erblickt in dem jüngsten Schritte Seiner Heiligkeit einen neuen Beweis edler und menschenfreundlicher Gesinnung und hegt den lebhaften Wunsch, daß zum Heile der ganzen Welt dem päpstlichen Ruf Erfolg beschieden sein möge.

Das Bestreben des Papstes Benedikt XV., eine Verständigung unter den Völkern anzubahnen, konnte um so sicherer auf sympathische Aufnahme und überzeugungsvolle Unterstützung durch Seine Majestät rechnen, als der Kaiser von der Übernahme der Regierung an Seine vornehmste und heiligste Aufgabe darin gesehen hat, dem deutschen Volke und der Welt die Segnungen des Friedens zu erhalten. In der ersten Thronrede bei Eröffnung des Deutschen Reichstages am 25. Juni 1888 gelobte der Kaiser, daß die Liebe zum deutschen Heere und Seine Stellung zu demselben Ihn niemals in Versuchung führen würden, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit würde. Das deutsche Heer solle uns den Frieden sichern und, wenn er dennoch gebrochen würde, imstande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Der Kaiser hat das Gelöbnis, das Er damals ablegte, in 26 Jahren segensreicher Regierung, aller Anfeindungen und Versuchungen ungeachtet, durch Taten erhärtet. Auch in der Krisis, die zu dem gegenwärtigen Weltbrand führte, ist das Bestreben Seiner Majestät bis zum letzten Augenblick dahin gegangen, den Streit durch friedliche Mittel zu schlichten; nachdem der Krieg gegen Seinen Wunsch und Willen ausgebrochen war, hat der Kaiser im Verein mit Seinen hohen Verbündeten zuerst die Bereitwilligkeit zum Eintritt in Friedensverhandlungen feierlich kundgegeben.

Hinter Seiner Majestät stand in werktätigem Willen zum Frieden das deutsche Volk. Deutschland suchte innerhalb der nationalen Grenzen freie Entwicklung seiner geistigen und materiellen Güter, außerhalb des Reichsgebietes ungehinderten Wettbewerb mit gleichberechtigten und gleichgeachteten Nationen. Ein ungehemmtes Spiel der friedlich in der Welt miteinander ringenden Kräfte hätte zur höchsten Vervollkommnung der edelsten Menschheitsgüter geführt. Eine unheilvolle Verkettung von Ereignissen hat im Jahre 1914 einen hoffnungsreichen Entwicklungsgang jäh unterbrochen und Europa in einen blutigen Kampfplatz umgewandelt.

In Würdigung der Bedeutung, die der Kundgebung Seiner Heiligkeit zukommt, hat die Kaiserliche Regierung nicht verfehlt, die darin enthaltenen Anregungen ernster und gewissenhafter Prüfung zu unterziehen; die besonderen Maßnahmen, die sie in engster Fühlung mit der Vertretung des deutschen Volkes für die Beratung und Beantwortung der aufgeworfenen Fragen getroffen hat, legen davon Zeugnis ab, wie sehr es ihr am Herzen liegt, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli d. J. brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden.

Mit besonderer Sympathie begrüßt die Kaiserliche Regierung den führenden Gedanken des Friedensrufs, worin sich Seine Heiligkeit in klarer Weise zu der Überzeugung bekennt, daß künftig an die Stelle der materiellen Macht der Waffen die moralische Macht des Rechtes treten muß. Auch wir sind davon durchdrungen, daß der kranke Körper der menschlichen Gesellschaft nur durch eine Stärkung der sittlichen Kraft des Rechtes gesunden kann. Hieraus würde nach Ansicht Seiner Heiligkeit die gleichzeitige Herabminderung der Streitkräfte aller Staaten und die Einrichtung eines verbindlichen Schiedsverfahrens für internationale Streitfragen folgen. Wir teilen die Auffassung Seiner Heiligkeit, daß bestimmte Regeln und gewisse Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft sowie für die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der hohen See diejenigen Gegenstände darstellen, bei deren Behandlung der neue Geist, der künftig im Verhältnis der Staaten zueinander herrschen soll, den ersten, verheißungsvollen Ausdruck finden müßte. Es würde sich sodann ohne weiteres die Aufgabe ergeben, auftauchende internationale Meinungsverschiedenheiten nicht durch das Aufgebot der Streitkräfte, sondern durch friedliche Mittel, insbesondere auch auf dem Wege des Schiedsverfahrens, entscheiden zu lassen, dessen hohe friedenstiftende Wirkung wir mit Seiner Heiligkeit voll anerkennen. Die Kaiserliche Regierung wird dabei jeden Vorschlag unterstützen, der mit den Lebensinteressen des Deutschen Reiches und Volkes vereinbar ist. Deutschland ist durch seine geographische Lage und seine wirtschaftlichen Bedürfnisse auf den friedlichen Verkehr mit den Nachbarn und mit dem fernen Ausland angewiesen. Kein Volk hat daher mehr als das deutsche Anlaß zu wünschen, daß an die Stelle des allgemeinen Hasses und Kampfes ein versöhnlicher und brüderlicher Geist zwischen den Nationen zur Geltung kommt.

Wenn die Völker, von diesem Geist geleitet, zu ihrem Heile erkannt haben werden, daß es gilt, mehr das Einigende als das Trennende in ihren Beziehungen zu betonen, wird es ihnen gelingen, auch die einzelnen noch offenen Streitpunkte so zu regeln, daß jedem Volke befriedigende Daseinsbedingungen geschaffen werden und damit eine Wiederkehr der großen Völkerkatastrophe ausgeschlossen erscheint. Nur unter dieser Voraussetzung kann ein dauernder Friede begründet werden, der die geistige Wiederannäherung und das wirtschaftliche Wiederaufblühen der menschlichen Gesellschaft begünstigt.

Diese ernste und aufrichtige Überzeugung ermutigt uns zu der Zuversicht, daß auch unsere Gegner in den von Seiner Heiligkeit zur Erwägung unterbreiteten Gedanken eine geeignete Unterlage sehen möchten, um unter Bedingungen, die dem Geiste der Billigkeit und der Lage Europas entsprechen, der Vorbereitung eines künftigen Friedens näherzutreten.

Genehmigen Eure Eminenz usw.

(Name des Reichskanzlers.)

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 1. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern dauerte der starke Feuerkampf in den Dünen und beiderseits von Ypern an; außer Vorfeldgefechten keine Infanterietätigkeit. Im Artois lebte nach ruhigem Tage das Feuer vom La Basséekanal bis auf das südliche Scarpe-Ufer am Abend auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beim Gehöft Hurtebise am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen nach heftiger Artilleriewirkung mit starken Kräften an. Anfänglicher Geländegewinn des Feindes wurde durch unseren Gegenstoß zurückgewonnen; um einige Grabenstücke wurde die Nacht hindurch erbittert gekämpft. Eine Anzahl Gefangene ist in unserer Hand geblieben. Vorstöße des Gegners am Winterberg und südlich von Corbeny scheiterten verlustreich. Vor Verdun ruhte tagsüber der Kampf; in den Abendstunden steigerte sich die Tätigkeit der Artillerien in einigen Abschnitten wieder erheblich. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Ein Unternehmen bayerischer Sturmtrupps am Rhein–Marnekanal hatte vollen Erfolg. Außer blutigen Verlusten büßten die Franzosen Gefangene ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An der Düna, vor allem bei Illuxt, ferner bei Smorgon und Baranowitschi war gestern die Gefechtstätigkeit trotz ungünstiger Witterung lebhafter als sonst. Nördlich der Bahn Kowel–Luck stellten unsere Erkunder gute Wirkung unserer Minenwerfer und Artillerie in den feindlichen Gräben fest, aus denen Gefangene geborgen wurden. Bei Tarnopol und Husiatyn wurden russische Streifabteilungen im Nahkampf vertrieben. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Im



Gebirge nordwestlich von Focșani warfen deutsche Truppen die Rumänen aus einer zähe verteidigten Höhenstellung. Bei Maxineni am unteren Sereth brachen deutsche und bulgarische Sturmabteilungen in die russischen Stellungen ein, machten die Besatzung nieder und kehrten mit einer großen Zahl von Gefangenen zurück. — Mazedonische Front: Im Cernabogen griff ein italienisches Bataillon bei Paralovo an; deutsche Truppen warfen den Feind zurück und nahmen ihm Gefangene ab. Am Dobro Polje scheiterten mehrere serbische Angriffe, westlich des Wardar französische Vorstöße vor den Stellungen der Bulgaren. (W. T. B.)

## Erbittertes Ringen am Monte San Gabriele.

Wien, 1. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Focșani entrissen deutsche Truppen dem Feinde abermals eine zähe verteidigte Höhenstellung. Bei Husiatyn und Tarnopol wurden russische Jagdkommandos abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vormittag kam es am Isonzo zu keinen größeren Kampfhandlungen. Am Nachmittag flammte zwischen Tolmein und der Wippach die Schlacht an zahlreichen Stellen aufs neue empor. Nördlich von Kal, bei Madoni und Britof wurden stärkere italienische Angriffe abgeschlagen. Wie an den vorhergehenden Tagen war der Monte San Gabriele abermals der Schauplatz erbitterten Ringens. Von Norden und Westen her drangen die an Zahl weit überlegenen Angreifer auf unsere tapfere Besatzung ein. Auf dem Nordteil des Berges lag das Schwergewicht des Kampfes. Unsere über alles Lob erhabene Infanterie fing, wiederholt zum Gegenstoß übergehend, alle Anstürme auf. Bei Görz und im Wippachtal ließ der Feind heftigen Artillerieüberfällen mehrere Einzelstöße folgen, die alle glatt abgewiesen wurden. Östlich von Görz, ein italienisches Grabenstück nehmend, brachten unsere Stoßtruppen 6 italienische Offiziere, 140 Mann und 4 Maschinengewehre ein. Triest war wieder das Angriffsziel italienischer Flieger. Das bischöfliche Palais wurde beschädigt.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia schwaches Feuer. Im Cernabogen griffen die Italiener nach heftiger Minen- und Artillerievorbereitung die Höhe 1050 an. Sie wurden aber durch einen Gegenangriff deutscher Abteilungen abgewiesen. Die Deutschen nahmen 20 Mann des italienischen Regiments Nr. 162 gefangen. Südlich der Cerna, bei Gradesnitza, heftiges Artilleriefeuer. Schwache feindliche Gruppen versuchten, sich unseren Stellungen zu nähern, wurden aber durch Feuer abgewiesen. In der Moglenagegend, beim Dobro Polje und auf den benachbarten Höhen unternahmen die Serben auch heute nach heftiger Artillerie- und Minenvorbereitung wiederholte heftige, fruchtlose Angriffe, die sie schwerste Verluste kosteten. Bis Tagesanbruch griffen sie dreimal an, doch wurden sie jedesmal durch Feuer abgewiesen. Beim letzten Angriff gelang es ihnen, in einen unserer vordersten Gräben einzudringen, aber ein Gegenangriff warf sie aus dem Graben heraus, der mit serbischen Leichen gefüllt war. Tagsüber versuchten die Serben unter riesigem Granaten- und Minenverbrauch fünfmal anzugreifen, jedesmal aber wurden sie durch unser Sperrfeuer niedergemäht. Einige ihrer Infanterieabteilungen, denen es gelang, sich an einer Stelle einem Hindernis zu nähern, wurden durch Maschinengewehrfeuer und Bomben vernichtet. 3 Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial blieb bei diesen Kämpfen in unserer Hand. Neben der tapferen Haltung unserer Infanterie und Maschinengewehrabteilungen, an deren festem Widerstande sich die verzweifelten Angriffe der Serben brachen, ist die ausgezeichnete Mitarbeit der Artillerie hervorzuheben. Ihrem wirksamen Feuer gelang es, die Mehrzahl der Angriffe des Feindes rechtzeitig zu ersticken. Südlich von Ruma lebhaftes Artilleriefeuer. Südlich des Dorfes Mojna versuchte eine feindliche Abteilung überraschend in unsere Gräben einzudringen, sie wurde aber durch das Feuer der vorgeschobenen Posten abgewiesen. Zwischen Wardar und Dojransee Artilleriefeuer, das südlich von Dojran heftig anhält. Hier versuchte bei Einbruch der Dunkelheit eine feindliche Kolonne gegen die Höhe Prinz Kyrill vorzugehen. Sie wurde durch Feuer abgewiesen. An der unteren Struma Patrouillengefechte. — Rumänische Front: An verschiedenen Punkten der Front von Mahmudia bis Galatz Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. September. — In Persien vertrieben wir die Russen aus Meriwan. — An der Kaukasusfront lebhaftere feindliche Fliegertätigkeit. Smyrna wurde am 30. August wieder von zwei feindlichen Fliegern nachts angegriffen. Von der Bevölkerung wurden 4 Personen getötet, 2 verwundet. Mehrere Privathäuser wurden zerstört. In der Nacht zum 31. August halbstündiges lebhaftes Artilleriefeuer gegen den rechten Flügel unserer Gaagruppe. Am 31. August erhebliche feindliche Fliegertätigkeit.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der starke Artilleriekampf gegen die Mitte der flandrischen Front hielt bei Tage und die Nacht hindurch an; Vorfeldgefechte verliefen für uns günstig. Bei St. Quentin und an der Oise nahm die Feuertätigkeit gegen die Vortage zu; ein Erkundungsvorstoß westlich von La Fère brachte uns Gefangene ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Allemant nordöstlich von Soissons wurden bei einer gewaltsamen Erkundung dem Feinde blutige Verluste zugefügt und Gefangene abgenommen. Auf dem Rücken des Chemin-des-Dames blieb bei Abschluß der Kämpfe am Gehöft Hurtebise ein begrenzter Teil unserer vordersten Linie in der Hand der Franzosen. Vor Verdun schwoll erst abends der Feuerkampf an; nachts flaute er ab. — Rittmeister Freiherr von Richthofen errang gestern seinen 60. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Längs der Düna, bei Smorgon und Baranowitschi steigerte sich die Feuertätigkeit. Südöstlich von Riga, bei Friedrichstadt und Illuxt waren einige Unternehmungen von Erfolg. Westlich von Luck brachte uns ein Vorstoß von Sturmtrupps Gewinn an Gefangenen und Beute. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen Pruth und Suczawa Störungsfeuer und Vorfeldgeplänkel. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: In den Bergen nordwestlich von Focșani suchten die Rumänen und Russen unseren Truppen den erkämpften Boden streitig zu machen. Erbitterte Gegenangriffe des Feindes scheiterten verlustreich vor unseren Linien. — Mazedonische Front: Bei Monastir griffen die Franzosen mit starken Kräften an. Längs der Straße nach Prilep eingebrochener Feind wurde niedergemacht oder gefangen, der Ansturm seitlich des Weges von den bulgarischen Truppen überall zurückgeworfen. Am Dobro Polje brachen neue Angriffe der Serben zusammen. (W. T. B.)

## Triest mit Bomben beworfen.

Wien, 2. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Der Feind mühte sich vergebens, unseren Verbündeten die nordwestlich von Focșani errungenen Erfolge durch starke Gegenangriffe streitig zu machen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die offene Stadt Triest wurde gestern wieder des öftern von italienischen Fliegern heimgesucht, die insgesamt 70 Bomben abwarfen. Am Isonzo sind am gestrigen Tage größere Kämpfe unterblieben. Italienische Teilangriffe auf der Hochfläche von Bainsizza–Heiliger Geist, bei Görz und bei Jamiano scheiterten und wurden von unseren Sturmtruppen mit erfolgreichen Gegenunternehmungen beantwortet. Im Bereiche des Monte San Gabriele hielten unsere Geschütze die feindlichen Massen nieder. In der Nacht zum 1. September sind hier 10 Offiziere und 315 Mann 6 italienischer Regimenter in der Hand der tapferen Verteidiger geblieben.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia lebhaftes Artilleriefeuer, das südöstlich der Stadt mit großer Erbitterung fortgesetzt wurde. Ein feindliches Bataillon griff unsere Stellungen in der Ebene östlich vom Dorfe Rachtani an, wurde aber im Gegenangriff zurückgeworfen und mußte sich unter blutigen Verlusten zurückziehen, wobei es mehrere Gefangene in unseren Händen ließ. Am Dobro Polje unternahmen die Serben nach kurzer Artillerievorbereitung in den ersten Morgenstunden einen Angriff, sie wurden aber leicht zurückgeschlagen. Eine Anzahl Schnelladegewehre und anderes Kriegsmaterial blieben in den Händen unserer Truppen. Hiernach während des ganzen Tages nur schwaches Artilleriefeuer. Die seit drei Tagen in der Gegend des Dobro Polje fortgesetzten Angriffe der Serben kosteten ihnen außerordentlich schwere Verluste, ohne ihnen den geringsten Erfolg zu bringen. Allein im Abschnitt eines einzigen unserer Bataillone wurden bisher über 400 gefallene Serben gezählt. Auf dem rechten Wardarufer südlich des Dorfes Mojna lebhaftes Artilleriefeuer. Zwischen Wardar und Dojransee heftiges Artilleriefeuer, das östlich von Matschukovo zum Trommelfeuer anschwoll. Auf dem Nordabhange der Kruscha Planina und längs der unteren Struma Patrouillenunternehmungen. Beim Dorfe Temi Mahlo wurde eine englische Kavallerieabteilung von unseren Patrouillen zerstreut. Ein feindliches Flugzeug wurde bei Demir Hissar von unserem Abwehrfeuer abgeschossen und fiel hinter den englischen Linien nieder. — Rumänische Front: Gewehrfeuer, spärliches Artilleriefeuer bei Mahmudia, Tulcea und Isaccea. Am Sereth drangen unsere Abteilungen im Zusammenwirken mit deutschen Abteilungen in feindliche Gräben ein und führten, nachdem sie dem Gegner beträchtliche Verluste zugefügt hatten, 3 Offiziere, 60 Soldaten als Gefangene und 7 Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial als Beute zurück.

## Die Düna bei Uexküll überschritten.

Großes Hauptquartier, 3. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Sturm und Regenschauern war der Artilleriekampf in Teilen der flandrischen Front stark, bei den anderen Armeen, auch an der Maas, im allgemeinen gering. An der Straße Cambrai–Arras scheiterte ein starker englischer Vorstoß, beim Gehöft Hurtebise wurde der Geländegewinn der Franzosen in Grabenkämpfen beträchtlich eingeengt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leo-

pold von Bayern: Nach sorgsamer Vorbereitung überschritten deutsche Divisionen am Morgen des 1. September die Düna beiderseits von Uexküll. Starke Artillerie- und Minenwerferwirkung ging dem Übersetzen der Infanterie voraus, die nach kurzem Kampf auf dem Nordufer des Flusses Fuß faßte. Kraftvolle Angriffe warfen die Russen zurück, wo sie Widerstand leisteten. Die Bewegungen unserer Truppen sind im Gang und verlaufen plangemäß. Der Feind gab unter der Einwirkung unseres Vordringens seine Stellungen westlich der Düna auf; auch dort sind unsere Divisionen unter Gefechten mit russischen Nachhuten im Vorgehen. Dichte Kolonnen allerart streben auf den von Riga ausgehenden Straßen überhastet nordostwärts; brennende Ortschaften und Höfe zeigen den Weg des weichenden Westflügels der russischen 12. Armee. — Heeresgruppe des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Flußtälern am Nordosthang der Waldkarpathen auflebende Gefechtstätigkeit. Südlich des Trotustales scheiterten mehrere rumänische Nachtangriffe am Cosna und bei Grozesci. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Im Gebirge zwischen Susita- und Putnatal wehrten unsere Regimenter starke russisch-rumänische Angriffe durch Gegenstöße ab. Mit 200 dabei in unsere Hand gefallenen Gefangenen erhöhte sich für dieses Kampffeld ihre Zahl seit dem 28. August auf 20 Offiziere, 1650 Mann; die Beute auf 6 Geschütze mit Protzen, 60 Maschinengewehre, zahlreiche Minenwerfer und Truppenfahrzeuge. Auch bei Marasesti griffen die Rumänen vergeblich an. — Mazedonische Front: Heute morgen brachen französische Angriffe bei Bratindol nordwestlich von Monastir verlustreich zusammen; die Serben erlitten erneut am Dobro Polje eine blutige Schlappe. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Focsani und südlich von Ocna griffen Russen und Rumänen abermals vergeblich an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Monte San Gabriele führten gestern vor Tagesanbruch Unternehmungen unserer Truppen zu lebhaften Kämpfen, die günstig verliefen. Nachmittags und abends scheiterten am Nordhang des Berges starke italienische Angriffe. Auch östlich von Görz und bei Jamiano blieben Vorstöße des Feindes ergebnislos. Italienische Flieger bewarfen mehrere Orte der istrischen Westküste mit Bomben. Ein gegen Triest vordringendes feindliches Luftschiffgeschwader wurde von unseren Seefliegern vor Erreichen des Zieles vertrieben. — Balkan-Kriegsschauplatz: An der Vojusa wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen.

## Riga erobert.

Großes Hauptquartier, 4. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war nachmittags die Kampftätigkeit der Artillerien an der Küste und zwischen Langemarck und Warneton zu großer Heftigkeit gesteigert. Im Bogen von Ypern entspannen sich Kleinkämpfe im Vorfeld unserer Stellungen; dabei wurden einige Engländer gefangen genommen. Nachts griff der Feind nordwestlich von Lens an; er drang vorübergehend in unsere Linien, aus denen er sogleich durch Gegenstoß vertrieben wurde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne stießen die Franzosen an der Straße Somme-Py—Souain nach Trommelfeuer vor. Unser Gegenangriff warf sie aus einem von uns geräumten Graben wieder hinaus. Der Feuerkampf vor Verdun nahm abends wieder große Stärke an; auch die Nacht hindurch lagen die Artillerien auf dem Ostufer der Maas im Wirkungsfeuer. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Westlich der Mosel wurden von gewaltsamer Erkundung bei Remenauville französische Gefangene eingebracht. — In der Nacht vom 2. zum 3. September bewarfen unsere Flieger Calais und Dünkirchen mit Bomben. Die entstandenen Brände waren tagsüber zu beobachten. Dover wurde gestern, Chatham, Sheerneß und Ramsgate wurden heute nacht durch unsere Flugzeuge mit Bomben angegriffen. — Gestern sind 19 feindliche Flieger und 2 Fesselballone abgeschossen worden. Rittmeister Freiherr von Richthofen errang den 61. Luftsieg; der vor kurzem wegen seiner Kampfleistungen vom Vizefeldwebel zum Offizier beförderte Leutnant Müller brachte seinen 27. Gegner zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nach zweitägiger Schlacht hat die achte Armee unter Führung des Generals der Infanterie von Hutier gestern das an mehreren Stellen brennende Riga von Westen und Südosten her genommen! Unsere kampfbewährten Truppen brachen überall den russischen Widerstand und überwanden in ungestümem Drang nach vorwärts jedes Hindernis, das Wald und Sumpf bot. Der Russe hat seinen ausgedehnten Brückenkopf westlich der Düna und Riga in größter Eile geräumt; unsere Divisionen stehen vor Dünamünde. Dichte, ungeordnete Heerhaufen drängen sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen Wegen von Riga nach Nordosten. Südlich der großen Straßen nach Wenden, zu beiden Seiten des Großen Jegelbaches warfen sich in verzweifelten, blutigen Angriffen starke russische Kräfte unseren Truppen entgegen, um den Abzug der geschlagenen 12. Armee zu decken. In erbittertem Kampf erlagen sie unserem Sturm; die große Straße ist an mehreren Stellen von unseren Divisionen erreicht; einige tausend Russen sind gefangen, mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgerät erbeutet. Die Schlacht bei Riga ist ein neues Ruhmesblatt der deutschen Armee. — Heeresgruppe des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südöstlich von Czernowitz entrissen österreichisch-ungarische Regimenter den Russen eine zäh verteidigte Höhenstellung. Zwischen Sereth und Moldawa dauert die lebhafte Gefechtstätigkeit an. — Front des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Bei Muncelul, nordwestlich von Focsani, scheiterten mehrere russisch-rumänische Angriffe verlustreich. — Mazedonische Front: Die Truppen der feindlichen Mächte wiederholten ihre Angriffe gestern nicht. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Focsani brachen zwei Angriffe der Russen und Rumänen zusammen. Südöstlich von Czernowitz eroberten unsere Truppen in zähem Ringen eine stark verschanzte Höhe. Deutsche Korps haben Riga in siegreichem Ansturm genommen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag verlief ohne größere Infanteriekämpfe. In der Nacht wiesen wir bei Kal und Madoni italienische Vorstöße ab. Seit heute früh stehen am Nordhang des Monte San Gabriele unsere Truppen erneuert in heftigem Kampf. Triest wurde wieder von feindlichen Fliegern angegriffen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia ein wenig lebhafteres Artilleriefeuer. Nachträglich wurde festgestellt, daß gestern bei Bratindol die Franzosen mit schwersten blutigen Verlusten für sie zurückgeschlagen wurden. Ganz in der Nähe unserer Stellungen zählte man 60 Leichen. Französische Soldaten vom Infanterieregiment Nr. 58, darunter ein Hauptmann, blieben in unseren Händen. Zwei Maschinengewehre, eine große Anzahl Gewehre und anderes Kriegsmaterial wurden erbeutet. Auf dem Dobro Polje machten serbische Einheiten während der Nacht einen Angriff, der aber mit ihrer blutigen Niederlage endigte. An der unteren Struma wurden englische Abteilungen durch unsere Vorposten zersprengt. — Rumänische Front: Östlich Tulcea versuchte eine russische Erkundungsabteilung in Kähnen sich unserem Ufer zu nähern; sie wurden durch Feuer zersprengt.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. September. — Sinaifront: In der Nacht zum 3. September lebhaftes Artilleriefeuer bei Ghaza, ebenso am 3. September gegen unsere weiter östlich gelegenen Stellungen.

## Dünamünde genommen.

Großes Hauptquartier, 5. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern nahm der Artilleriekampf an der Küste und vom Houthoulster Wald bis zur Deule an Ausdehnung, Planmäßigkeit und Stärke zu; bisher keine Infanterietätigkeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun war auf dem Ostufer der Maas der Feuerkampf tagsüber gleichfalls bedeutend gesteigert; er hielt auch nachts an. — Sehr starke Fliegertätigkeit mit zahlreichen Bombenwürfen bei Tage und bei Nacht. An entfernten Zielen wurden erfolgreich mit Bomben angegriffen: Dover, Boulogne, Calais. 22 feindliche Flugzeuge sind abgeschossen worden. Leutnant Voß brachte seinen 39. Gegner zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unsere Operationen östlich von Riga haben sich wie beabsichtigt weiter entwickelt. Dünamünde ist genommen. Schwerste Küstengeschütze (bis 30,5 Zentimeter Kaliber) fielen unversehrt in unsere Hand. Nordöstlich der Düna ist die Ostsee erreicht. Der Abschnitt der livländischen Aa ist überschritten. Südlich des Flusses haltende russische Nachhuten sind aufgerieben worden. Der Feind ist im weiteren Rückzug nach Nordosten. (W. T. B.)

## Neue Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 5. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bereiche der österreichisch-ungarischen Streitkräfte keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der 19. Tag der 11. Isonzoschlacht war von schweren blutigen Kämpfen erfüllt. Bei Madoni stießen unsere Sturmtruppen im Vorgehen auf einen tiefgegliederten italienischen Angriff und geboten ihm Halt. Vier weitere Angriffe wurden abgeschlagen. Der Monte San Gabriele steht seit gestern früh erneut im Mittelpunkte eines zu großer Heftigkeit gesteigerten Ringens. Der Feind stürmte immer wieder gegen den Felsgipfel an, der wiederholt in seine Hand fiel, um kurz darauf von unserer ruhmreichen Infanterie zurückerobert zu werden. Der auf beiden Seiten mit größter Zähigkeit geführte Kampf dauert bis zur Stunde in unverminderter Stärke an. Bei Görz machte der Italiener einige vergebliche Vorstöße. Ein bei Selo und Medeazza zu Stellungsberichtigungen angesetztes Unternehmen unserer Truppen löste auf der ganzen Karsthochfläche heftige Zusammenstöße aus. Alle vom Gegner unternommenen Angriffe brachen, dank der standhaften Haltung unserer kampferprobten Karstverteidiger, zusammen. 100 italienische Offiziere und über 4000 Mann fielen als Gefangene in unsere Hand. Die Gesamt-



zahl der seit Beginn der Schlacht eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 15000 Mann. Triest wurde wieder zweimal von italienischen Fliegern angegriffen.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. September. — Kaukasusfront: Eine feindliche Aufklärungsabteilung von 200 Reitern und 150 Infanteristen wurde durch unser Feuer zum Zurückgehen gezwungen, nachdem es ihr gelungen war, unsere vorderste dünne Linie zu durchreiten. — Sinaifront: In der Nacht zum 4. September wurden im Vorfelde unserer Ghazafront von unseren Patrouillen feindliche Truppen zurückgewiesen, die arbeiten wollten. Am 4. September ging wieder eine feindliche Kavalleriedivision bis Ma-el-Muallalea vor; sie zog sich um 6 Uhr nachmittags wieder zurück.

## Günstiger Fortgang unseres Vorstoßes bei Riga.

Großes Hauptquartier, 6. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern blieb die Kampftätigkeit der Artillerien stark, vor allem zwischen dem Houthoulster Wald und dem Kanal Ypern—Comines. Nach Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer zwischen den von Ypern auf Poelkapelle und Zonnebeke führenden Straßen zweimal mit starken Kräften unsere Linien an. Beide Angriffe brachen im Feuer und Nahkampf verlustreich und ergebnislos zusammen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits der Straße Laon—Soissons und im östlichen Teil des Chemin-des-Dames war die Feuertätigkeit zeitweilig bedeutend gesteigert. Abends stieß nach Trommelfeuer französische Infanterie südwestlich von Pargny-Filain vor, kam aber in unserer Abwehrwirkung nicht bis an unsere Hindernisse. Bei Vauxaillon und am Winterberg verliefen eigene Erkundungen erfolgreich; Gefangene wurden eingebracht. Starkem Feuer nördlich von Reims folgte gegen Bois Soulains ein Teilangriff der Franzosen. Sie wurden zurückgeschlagen. In der Champagne war die Gefechtstätigkeit in einigen Abschnitten lebhaft. Vor Verdun dauert der starke Artilleriekampf, besonders auf dem Ostufer der Maas, an. Bisher keine Infanterietätigkeit. — In der Nacht vom 4. zum 5. September griffen unsere Flieger London, Southend und Margate an. Brandwirkung der abgeworfenen Bomben wurde erkannt. Eins unserer Flugzeuge ist nicht zurückgekehrt. Über dem Festland sind gestern 14 feindliche Flieger und ein Fesselballon abgeschossen worden. Leutnant Voß errang den 40. und 41. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Vor der Front der 8. Armee haben die Russen ihren Rückzug nach Norden und Nordosten in Eile fortgesetzt. An der Düna hat der Feind seine starken Stellungen bis Friedrichstadt geräumt. Die bei unserem schnellen Vormarsch bisher nur unvollständig festzustellende Gefangenenzahl und Beute beträgt 120 Offiziere, über 7500 Mann, 180 Geschütze, 200 Maschinengewehre, mehrere Panzerkraftwagen und sehr zahlreiches Kriegsgerät allerart. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der nordwestlichen Moldau zeitweilig lebhafte Artilleriefeuer- und Vorfeldgefechte. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: In den Bergen nordwestlich von Focsani scheiterte ein rumänischer Vorstoß bei Muncelul. Von einem eigenen konnten Gefangene zurückgeführt werden. — Mazedonische Front: Westlich des Prespasees waren deutsche, östlich des Dojransees bulgarische Erkundungsunternehmen von Erfolg. (W. T. B.)

## Um den Gipfel des Monte San Gabriele.

Wien, 6. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ganzen Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph vielfach lebhaftere Kampftätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vor 12 Tagen begannen die Italiener mit ihren planmäßigen Angriffen gegen den Monte San Gabriele. Mächtige Geschütz- und Minenwerfermassen vereinigten durch viele Stunden ihr Feuer gegen unsere Höhenstellungen. Auf engem Raum lief Tag und Nacht die Infanterie von mindestens 8 italienischen Brigaden Sturm. Vorgestern erreichte das Ringen seinen Höhepunkt. Der Felsgipfel wechselte im hin- und herwogenden Kampf mehrmals den Besitzer, aber der Jubel des nach einem Sensationserfolg dürstenden Feindes war verfrüht. Die opferfreudige Zähigkeit unserer Truppen gewann die Oberhand. Scharfe Gegenstöße faßten den Angreifer und entrissen ihm den vorübergehend gewonnenen Boden. Gestern mittag war der Monte San Gabriele wieder voll in unserer Hand. Abends wurde ein starker Angriff blutig abgeschlagen. Italienische Truppenansammlungen im Tale stellen weitere Kämpfe in Aussicht. Östlich von Görz wiesen wir Teilangriffe zurück. Auf dem Südteil der Karsthochfläche dauerte die Schlacht den ganzen Tag an. Der Italiener wurde aus seinen vordersten Gräben geworfen. Unsere brave Infanterie behauptete sich in den vordersten Linien siegreich gegen alle Versuche des Feindes, seine Mißerfolge durch starke Gegenangriffe wettzumachen. Die Zahl der am 4. und 5. September in diesem Kampfraum eingebrachten Gefangenen ist auf 160 Offiziere und über 6300 Mann gestiegen. Triest war abermals das Ziel zweier italienischer Luftangriffe.

## Kleine Erfolge in Mazedonien.

Sofia, 6. September. — Mazedonische Front: An verschiedenen Punkten der Front schwaches Artilleriefeuer, das etwas lebhafter südlich vom Dojransee war. Auf dem Westufer des Prespasees drangen deutsche Einheiten in die feindlichen Gräben ein und brachten daraus russische Gefangene ein. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea und westlich von Isaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front spielten sich zwischen dem Houthoulster Wald und Hollebeke wieder heftige Artilleriekämpfe ab. Morgens und abends griffen die Engländer nach starkem Trommelfeuer unsere Stellungen nördlich der Bahn Roulers—Ypern in 4 Kilometer Breite an. Nach kurzem harten Kampf wurden sie überall zurückgeworfen. Der Einsatz von drei Divisionen zu diesen Angriffen, die den Feind hohe Verluste kosteten, wurde durch Gefangene bestätigt. In den benachbarten Abschnitten drangen nach kräftigen Feuerstößen englische Erkundungsabteilungen vor; auch sie hatten keinen Erfolg. Bei Lens scheiterten frühmorgens Teilangriffe des Feindes verlustreich. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Teilen der Aisnefront und in der Champagne blieb die Kampftätigkeit tagsüber lebhaft. Vorfeldgefechte brachten uns Gefangene ein. Die Artillerieschlacht auf dem Ostufer der Maas wurde bis in die Nacht hinein mit kurzen Unterbrechungen fortgeführt. Unser Vernichtungsfeuer gegen erkannte Bereitstellungen von Sturmtruppen verhinderte am Fosseswald einen Angriff der Franzosen. Südlich von Beaumont drang ein württembergisches Regiment in die feindlichen Linien und vertrieb die Besatzung im Handgranatenkampf. Badische Stoßtrupps brachen in den Caurièreswald ein und kehrten mit Gefangenen zurück. — 9 feindliche Flugzeuge wurden im Luftkampf, weitere 5 durch Abwehrfeuer zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Rückzugsbewegungen der Russen nordwestlich der unteren Düna dauerten gestern an. Unsere Kavallerie kämpfte erfolgreich mit feindlichen Nachhuten südwestlich von Nitau und bei Neu-Kaipen (70 Kilometer östlich von Riga). Zwischen Lobesee und Friedrichstadt hat der weichende Feind die Ortschaften in Brand gesteckt. Die Beute in Dünamünde beläuft sich außer viel Schießbedarf und Kriegsgerät auf 40 Geschütze. Davon haben 22 größeres Kaliber als 12 Zentimeter. Bis zum Schwarzen Meer sonst keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Zwischen Ochrida- und Prespasee Gefechte von Streifabteilungen. Östlich des Wardar lebhafte Feuertätigkeit. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. September. — Feindliche Fliegerangriffe gegen die offene Stadt Triest werden zum täglichen Ereignis. Die Kämpfe auf dem Südteil der Karsthochfläche dauern an. Vergeblich müht sich der Feind, uns die in den letzten Tagen errungenen Erfolge streitig zu machen. Seine Angriffe — durch uns wiederholt im Gegenstoß gefaßt — scheiterten durchweg unter schweren Verlusten. Außerordentlich heftig wird noch immer um den Monte San Gabriele gerungen. Kein Opfer ist dem Feinde zu groß. Zehn Angriffe brachen gestern am Nordhang zusammen. Ein schwerer Ansturm wurde am Westhang abgeschlagen. Seit dem 10. August haben wir am Isonzo insgesamt 500 italienische Offiziere, 18000 Mann gefangen genommen. An blutigen Opfern steht für die Italiener die 11. Isonzoschlacht vor den früheren Schlachten in keiner Weise zurück. Über die anderen Fronten und Kriegsschauplätze ist nichts von Belang mitzuteilen. — Als Vergeltung für die wiederholten gegen die offene Stadt Triest gerichteten feindlichen Fliegerangriffe belegten unsere Seeflugzeuge in der Nacht vom 6. auf den 7. September das Seearsenal und die militärischen Anlagen der Festung Venedig ausgiebig und mit sehr gutem Erfolge mit Bomben. Es wurden zahlreiche Treffer einwandfrei beobachtet. Trotz heftigen Abwehrfeuers sind alle Flugzeuge wohlbehalten zurückgekehrt.

## Französische Angriffe bei Verdun.

Großes Hauptquartier, 8. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Starker Nebel schränkte die Kampftätigkeit im Nordteil der flandrischen Front ein. Vom Houthoulster Walde bis zum Kanal Comines—Ypern steigerte sich das Feuer zeitweilig zu großer Heftigkeit. Mehrfach stiegen die Engländer zu Erkundungen vor; sie sind überall abgewiesen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht vor Verdun ging gestern weiter. Auf dem Ostufer der Maas verstärkte sich die Artilleriewirkung mehrmals zum Trommelfeuer. Kurz vor Dunkelheit brach ein französischer Angriff zwischen Samogneux und der Straße Beaumont—Vacherauville ($3^1/_2$ Kilometer) vor. Dank der zähen Ausdauer und Stoßkraft unserer Infanterie und im Abwehrfeuer der Artillerie blieb dem Feinde ein Erfolg versagt. Seine Sturmwellen,

denen dichtauf starke Reserven folgten, wurden abgewiesen; wo sie eindrangen, warfen sich unsere Kampftruppen ihnen entgegen und drängten sie zurück. Einige französische Kompagnien sind aufgerieben worden; auch sonst sind die feindlichen Verluste schwer. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Ostsee und Düna hatte unsere Kavallerie westlich von Wenden, bei Banding, Nitau und Neu-Heidenhof Gefechtsfühlung mit dem Feinde, der in dieser Linie eifrig schanzt. Vorgeschobene russische Abteilungen wurden an mehreren Stellen durch Kampf zurückgedrückt. An der Düna hat der Gegner seine Stellungen bis westlich von Kokenhusen geräumt. Die Zahl der auf dem Schlachtfeld von Riga erbeuteten Geschütze ist auf 316 gestiegen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen Pruth und Moldawa sowie an der Gyimes- und Oitosstraße lebhafte Gefechtstätigkeit. — Mazedonische Front: Westlich des Prespasees wiesen osmanische Truppen in kürzlich gewonnenen Stellungen russische Vorstöße ab. (W. B. T.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. September. — Der Monte San Gabriele stand unter schwerem Geschützfeuer. Ein nächtlicher Infanterieangriff wurde abgeschlagen. Bei Bezzecca in Südtirol bemächtigten sich unsere Truppen eines feindlichen Stützpunktes durch Überfall. Es wurden Gefangene eingebracht und Maschinengewehre erbeutet.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. September. — Mazedonische Front: An der Cerwena Stena und bei Bratin Dol wurden während der Nacht französische Erkundungsabteilungen verjagt. Im Cernabogen östlich Makovo mehrfach Feuerüberfälle. Am Dobro Polje wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. Zwischen Wardar und Dojransee lebhaftes Artilleriefeuer. An der übrigen Front unbedeutende Kampftätigkeit. Ein feindliches Überwachungsschiff stieß im Golf von Orfano bei der Insel Kafkanaz auf eine Mine und sank. — Rumänische Front: Bei Tulcea und Isaccea Artilleriefeuer.

## Erbitterte Kämpfe östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 9. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern herrschte gesteigerte Feuertätigkeit an der Küste und vom Walde von Houthoulst bis zur Straße Menin—Ypern. Nach Trommelfeuer erfolgten nachts heftige englische Vorstöße nordöstlich von St. Julien. Der Feind ist überall abgewiesen worden. Südlich des La Bassćekanals und auf beiden Ufern der Scarpe bereiteten die Engländer gleichfalls mit starker Artilleriewirkung gewaltsame Erkundungen vor, die ihnen keinen Erfolg brachten. Nördlich von St. Quentin haben sich bei Gricourt und Villeret heute morgen Gefechte entwickelt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne stießen französische Bataillone östlich der Straße Somme-Py—Souain vor; sie wurden durch Gegenangriff vertrieben. Vor Verdun ist auf dem Ostufer der Maas tagsüber erbittert gekämpft worden. Die ersten Wellen der morgens zwischen Fosseswald und Bezonvaux angreifenden Franzosen brachen im Feuer unserer Grabenbesatzung zusammen. Den hinteren Staffeln des Feindes gelang es bei neuem Ansturm, vom Nebel begünstigt, im Chaumewald und auf Ornes zu — dies Dorf war nach Angabe eines gefangenen Offiziers das Ziel des französischen Angriffs — Boden zu gewinnen. Hier traf sie der kräftige Gegenstoß unserer Reserven und warf sie südwärts zurück. Abends vervollständigte ein neuer Stoß unserer Kampftruppen den Erfolg: in hartem Ringen konnte der Feind im allgemeinen bis in seine Ausgangsstellung zurückgetrieben werden; kleiner Geländegewinn blieb ihm im Südteil des Chaumewaldes und auf dem östlich davon streichenden Rücken. Von 3 französischen Divisionen, die blutigste Verluste — nach Gefangenenaussage bis zu 50 Prozent — erlitten, sind mehr als 300 Gefangene in unserer Hand geblieben. Unsere Infanterie hat sich vortrefflich geschlagen, die Artillerie sehr gut gewirkt. Wertvolle Dienste leisteten die Infanterieflieger. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Ostsee und Düna drückten unsere Vortruppen an mehreren Stellen die russischen Sicherungen auf die im Ausbau befindlichen neuen Stellungen zurück. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Pruth lebhaftes Störungsfeuer und Vorfeldgeplänkel. Am Oitostal ist die Artillerietätigkeit merklich aufgelebt. — Mazedonische Front: Südlich des Ochridasees wurden russische Vorstöße abgewiesen. Westlich des Maliksees haben französische Kräfte einige Ortschaften auf dem Nordufer des Devoli-Abschnittes besetzt. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph stellenweise Artilleriekampf und lebhaftere Gefechtstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Monte San Gabriele und andere Abschnitte der Isonzofront liegen unter schwerem italienischen Geschützfeuer. Die feindliche Infanterie wurde durch unsere Batterien niedergehalten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im albanisch-mazedonischen Seengebiet entwickeln sich Kämpfe zwischen unseren Truppen und den Franzosen. An der unteren Vojusa wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 9. September. — Mazedonische Front: An verschiedenen Stellen der Front das übliche Störungsfeuer, Westlich von Bitolia rief unser Geschützfeuer in den feindlichen Munitionsdepots eine Explosion hervor. An der unteren Struma Patrouillengefechte. — Rumänische Front: Bei Tulcea und Galatz mäßiges Geschützfeuer.

## Ergebnis der Fliegerkämpfe im August.

Großes Hauptquartier, 10. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front und im Artois steigerte sich die Kampftätigkeit der Artillerie nur vorübergehend in einzelnen Abschnitten. Nach Feuerstößen drangen vielfach feindliche Erkundungsabteilungen gegen unsere Linien vor; sie sind überall abgewiesen worden. Bei den gestrigen Gefechten nördlich von St. Quentin drückten die Engländer unsere Sicherungen bei Hargicourt und Villeret in geringer Breite zurück. Unsere Stellung östlich von Hargicourt wurde heute früh zurückgewonnen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne fühlten in einigen Abschnitten französische Aufklärungstrupps gegen unsere Stellungen vor; sie wurden vertrieben. An der Nordfront von Verdun spielten sich tagsüber Infanterieteilkämpfe ab. Östlich von Samogneux stießen unsere Sturmtruppen in die französischen Linien beiderseits der Höhe 344 vor, sie fügten dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit mehr als 100 Gefangenen zurück. Außerdem befreiten sie einen Schützenzug, der sich seit dem 7. September, rings von Franzosen umschlossen, aller Angriffe des Gegners in heldenmütiger Ausdauer erwehrt hatte. Am Fosses- und im Chaumewalde wurde mit blanker Waffe und Handgranaten erbittert gerungen; eine Änderung der Lage trat durch die französischen Angriffe nicht ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen dem Rigaischen Meerbusen und der Düna kam es im Wald- und Sumpfgebiet zu erfolgreichen Gefechten unserer Sicherungen mit russischen Streifabteilungen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Mit starken Kräften führten Russen und Rumänen wiederholte Angriffe gegen die von uns erkämpften Stellungen zwischen Trotus- und Oitostal. Der Feind wurde an allen Stellen durch Feuer und im Nahkampf zurückgeworfen und hatte schwere Verluste. — Mazedonische Front: Nordwestlich des Maliksees wichen unsere Vortruppen vor überlegenem französischen Druck auf die Höhen südwestlich des Ochridasees aus. — Im Monat August sind von Flügen gegen den Feind 64 unserer Flugzeuge nicht zurückgekehrt, 4 unserer Fesselballone abgeschossen worden. In derselben Zeitspanne beläuft sich der Verlust unserer Gegner auf 37 Fesselballone und wenigstens 295 Flugzeuge, von denen 126 hinter unserer, 169 jenseits der feindlichen Front brennend zum Absturz gebracht worden sind. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bereiche von Ocna nahmen Russen und Rumänen ihre Angriffe wieder auf. Sie wurden unter schweren Verlusten abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo verlief der gestrige Tag abermals ohne größere Kampfhandlung. Bei Bezzecca brachte uns ein erfolgreiches Stoßtruppunternehmen über 50 Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich und westlich des Maliksees drängten überlegene feindliche Kräfte, durch Russen verstärkte weiße und farbige Franzosen, unsere Postierungen auf die Hauptstellung zurück. Auch südlich von Berat kam es zu lebhaftem Geplänkel.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. September. — Kaukasusfront: An mehreren Stellen von den Russen unternommene Erkundungsvorstöße scheiterten in unserem Feuer. Auf Mudros wurden vor einigen Tagen die feindlichen Fliegeranlagen durch unsere Wasserflieger ausgiebig mit Bomben belegt. Alle Flugzeuge kehrten trotz heftiger Beschießung unversehrt zurück. — Sinaifront: Gegenüber der Ghazagruppe rege Schanztätigkeit beim Feinde. Unsere Patrouillen stören mit Handgranaten und Maschinengewehren die Arbeiten. Erhöhte feindliche Fliegertätigkeit.

## Neue Kämpfe auf dem östlichen Maasufer.

Großes Hauptquartier, 11. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Artilleriekampf in Flandern erreichte an der Küste und im Bogen um Ypern zeitweilig große Stärke. Vorstöße der Engländer südöstlich von Langemarck und nördlich von Frezenberg wurden zurückgewiesen. Bei Villeret, nordwestlich von St. Quentin, entspannen sich heute morgen neue Gefechte, die für uns günstig ausgingen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Unternehmungen französischer Erkundungstrupps, meist durch heftiges Feuer vorbereitet, wurden nordwestlich von Reims und in mehreren Abschnitten der Champagne zum Scheitern gebracht. Auf dem östlichen Maasufer griffen gestern morgen starke französische Kräfte vom Fosses- bis zum Chaumewald ($3^1/_2$ Kilometer) an. Südlich des Wavrillewaldes in unsere Kampfzone eingedrungener Feind wurde durch Gegenstoß geworfen. An der übrigen Front brachen die französischen Sturmwellen in unserem Abwehrfeuer verlustreich zusammen. Im Laufe des Tages noch mehrfach erfolgende Angriffsversuche des Gegners schlugen stets fehl. Im Nachdrängen schoben wir an einigen Punkten unsere Linien vor. — Leutnant Voß schoß gestern 3 feindliche Flieger ab; er erhöhte dadurch die Zahl seiner Luftsiege auf 45. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen den russischen und unseren Stellungen vom Meer bis zur Düna zahlreiche Zusammenstöße von Vortruppen. Der Feind büßte Gefangene ein. Vorstöße russischer Streifabteilungen im Waldgebiet nördlich von Husiatyn und am unteren Zbrucz wurden abgewiesen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Südostzipfel der Bukowina sind die Russen zum Angriff übergegangen; sie errangen nur örtliche Vorteile bei Solka. Zwischen Trotus- und Oitostal hat der Feind seine vergeblichen Angriffe bisher nicht wiederholt. — Mazedonische Front: Im Berggelände südwestlich des Ochridasees verwehrten deutsche und österreichisch-ungarische Kräfte den Franzosen gestern weiteres Vordringen. (W. T. B.)

## Das Ergebnis der 11. Isonzoschlacht.

Wien, 11. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Solka in der Bukowina drückte ein russischer Angriff unsere Linien etwas zurück. Am Pruth und in Ostgalizien beiderseits lebhafte Erkundungstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampfpause am Isonzo dauert an. Mögen die Italiener immerhin noch weitere Angriffe beabsichtigen, so kann das bisherige Ergebnis der am 17. August entbrannten 11. Isonzoschlacht doch dahin festgestellt werden, daß auch diese neue Kampfprobe des Feindes keinerlei Änderung in der Kriegslage im Südwesten herbeizuführen vermochte und daß die Schlacht bis zur Stunde zweifellos einen neuen Mißerfolg der Italiener bedeutet. Auf der Karsthochfläche bildet die Einnahme des Dorfes Selo, das zu Beginn der Kämpfe in unserer vordersten Linie lag, den einzigen Vorteil, der dem Gegner zufiel. Was wir am Südflügel der Karststellung an einzelnen Gräben vorübergehend verloren hatten, ist durch Gegenstöße zurückgenommen worden. Hatten unsere Führer und der Generalstab in rastloser, gründlicher Anwendung der Kriegserfahrung für die siegreiche Abwehr die Vorbedingung geschaffen, so errangen unsere braven Truppen — ihnen wie immer voran die Infanterie als ruhmreiche Trägerin schwersten Kampfes — in beispielgebendem Heldenmut neuerlich dauernden Ruhm. Gleich erfolgbringend verliefen für unsere Tapferen Kämpfe im Wippachtal und bei Görz, wo nicht ein einziger schmaler Graben in Feindeshand verblieb. Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist war den Italienern ein Anfangserfolg vergönnt, der unsere Führung veranlaßte, 15 Kilometer der Frontlinie auf 2 bis 7 Kilometer zurückzunehmen. Von da an scheiterten alle Versuche des Feindes durch mächtige Angriffe auf den Monte San Gabriele und gegen den Abschnitt nordöstlich davon, den unter großen Opfern errungenen ersten Raumgewinn zu einem operativen Erfolg auszubauen. Die Kriegslage am Isonzo ist durch die Ereignisse bei Vrh und Bainsizza in keiner Weise beeinflußt worden. Das Ringen um den Monte San Gabriele im besonderen wird stets dann anzuführen sein, wenn es Beispeile zähen, ruhmvollsten Verteidigungskampfes hervorzuheben gilt. Das italienische Kraftaufgebot in der 11. Isonzoschlacht — 48 Divisionen auf kaum ebensoviel Kilometer eingesetzt — sucht an Masseneinsatz in allen Angriffsschlachten des Weltkrieges seinesgleichen. Die italienischen Verluste entsprechen dieser Gefechtsführung. Sie betragen — 20000 Gefangene mitgezählt — nach strengster Berechnung 230000 Mann, also fast ein Viertel einer Million. Die Heeresgruppe des Generalobersten von Boroevic darf auf den jüngsten Erfolg die beste Zuversicht setzen, daß an ihrem siegreichen Widerstand auch fernerhin alle Anstürme des um Länderraub kriegführenden Feindes zerschellen werden. — Albanien: Der Feind ging gestern nachmittag gegen unsere Gebirgsstellungen östlich von Pogradec zum Angriff vor und wurde überall geschlagen, an zwei Stellen durch schneidigen Gegenstoß österreichisch-ungarischer Bataillone. Im Raume südlich von Berat wiesen unsere Sicherungstruppen feindliche Streifabteilungen in lebhaften Kämpfen zurück. Ein italienisches Schiffsgeschwader beschoß auf der Gegend nördlich der Bojusamündung das alte, an geschichtlichen Erinnerungen reiche Kloster Pojani. Dieses wurde gleichzeitig von Fliegern bombardiert, welche mehrere Einwohner töteten.

## Infanteriekämpfe in Mazedonien.

Sofia, 11. September. — Mazedonische Front: Schwaches Störungsfeuer in verschiedenen Frontabschnitten, nur im Cernabogen mehrere kurze Feuerstürme. Südlich von Serves versuchte eine englische Kompagnie, gegen unsere Posten vorzugehen, wurde aber durch Feuer zurückgetrieben. — Rumänische Front: Bei Tulcea versuchte eine Aufklärungsgruppe des Feindes an unserem Ufer zu landen, wurde aber durch Feuer zerstreut. Bei Isaccea und Galatz nur vereinzelte Kanonenschüsse.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. September. — Kaukasusfront: Auf der ganzen Front war die Tätigkeit des Gegners wieder lebhaft. An verschiedenen Stellen stießen feindliche Patrouillen und größere Aufklärungsabteilungen gegen unsere Sicherungslinien vor, wurden aber überall abgeschlagen. — Sinaifront: Bei der Ghazagruppe wurden in der Nacht zum 10. September feindliche Patrouillenvorstöße zurückgewiesen.

## Angriffe bei Somme-Py—Souain.

Großes Hauptquartier, 12. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In mehreren Abschnitten der flandrischen Front, im Artois und nördlich von St. Quentin lebte die Feuertätigkeit in den Abendstunden beträchtlich auf. Vielfach kam es zu Zusammenstößen der Infanterie im Vorfeld der Stellungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuerwirkung brachen französische Abteilungen zu gewaltsamen Erkundungen beiderseits der Straße Somme-Py—Souain in der Champagne vor. Sie wurden durch Feuer und im Nahkampf zurückgetrieben. Gefangene blieben in unserer Hand. Vor Verdun hat die Kampftätigkeit der Artillerien nachgelassen. — 19 feindliche Flieger sind abgeschossen worden; einen davon brachte Leutnant Voß (46. Luftsieg) zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An mehreren Stellen zwischen Ostsee und Düna warfen unsere Vortruppen russische Aufklärungsabteilungen durch Kampf zurück. Die Gefangenenzahl aus der Schlacht bei Riga ist auf 8900 festgestellt; die Beute beläuft sich auf 325 Geschütze, davon ein Drittel schwere, mehrere beladene Voll- und Kleinbahnzüge, große Pioniergerät-, Schießbedarf- und Verpflegungsvorräte, zahlreiche Kraftwagen und andere Truppenfahrzeuge. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen Pruth und Moldawa vielfach rege Artillerietätigkeit und Erkundungsgefechte. Die Russen setzten bei Solka ihren Angriff nicht fort. Südwestlich von Tirgul Ocna stieß der Feind fünfmal gegen unsere Linien vor; stets wurde er verlustreich abgewiesen. — Mazedonische Front: Die Lage am Südwestufer des Ochridasees hat sich nicht wesentlich geändert. Im Becken von Monastir stärkeres Feuer als in letzter Zeit. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russen und Rumänen griffen die Höhen westlich von Ocna zu wiederholten Malen heftig an. Ihre Anstürme brachen meist schon unter unserem Feuer zusammen, einmal wurden sie durch Gegenstoß zurückgeworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Laufe des gestrigen Tages kam es nur an den Hängen des Monte San Gabriele zu heftigeren Kämpfen, die für uns günstig verliefen; sonst keine besonderen Ereignisse. — Albanien: Südöstlich von Berat wurden italienische Abteilungen durch unsere Vortruppen über den oberen Osum zurückgetrieben. Bei Pogradec, am Ochridasee, weichen unsere Kräfte dem Drucke des überlegenen Gegners aus.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei geringer Sicht blieb die Gefechtstätigkeit auch an den Kampffronten bis auf vorübergehende Feuersteigerungen und Vorfeldgefechte im allgemeinen gering. — Leutnant Voß schoß im Luftkampf den 47. Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Südlich der Straße Riga—Wenden wichen unsere Kavallerieposten stärkerem russischen Druck über Moritzberg und Neu-Kaipen aus. Nördlich von Baranowitschi, östlich von Tarnopol und am Zbrucz lebhaftes Störungsfeuer und Erkundergeplänkel. Zwischen Dnjestr und Schwarzem Meer keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Südwestlich des Ochridasees sind nur schwache feindliche Abteilungen ins Gebirge gedrungen. (W. T. B.)

## Neue Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 13 September. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Bukowina und am Zbrucz lebhaftere feindliche Artillerie- und Patrouillentätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das schwere feindliche Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen am Monte San Gabriele und östlich von Görz dauert an. Bei Säuberung unserer Gräben am Nordwesthange des Monte San Gabriele wurden in erbitterten Kämpfen seit gestern früh 23 Offiziere, 535 Mann als Gefangene eingebracht und 12 Maschinengewehre erbeutet. Gegen Podlecce vorgehende starke feindliche Patrouillen wurden abgewiesen. In Tirol und Kärnten behinderten heftige Gewitterregen und Schneestürme die Gefechtstätigkeit.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia gegen Abend lebhaftes Artilleriefeuer. In

der Moglenagegend Störungsfeuer. Auf dem rechten Wardarufer einige Feuerüberfälle. An den Nordabhängen der Kruscha Planina und an der unteren Struma Patrouillengefechte mit für uns günstigem Ausgang, in deren Verlauf wir einige englische Gefangene machten. An der Strumamündung schoß Leutnant Eschwege im Luftkampf ein feindliches Flugzeug ab.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. September. — Auf dem linken Euphratufer griffen unsere Reiter eine feindliche Patrouille an, die von Panzerautos begleitet war. Der Feind verlor 27 Mann an Toten, 1 Unteroffizier und 2 Mann an Gefangenen. An der Diala wurden einige englische Kompagnien und Eskadrons, die östlich Scheriben vorgingen, durch unser Artilleriefeuer vertrieben. — Sinaifront: Am 9. September morgens unternahmen die Engländer mit 60 Eskadrons, 21 Bataillonen und 5 Batterien eine erneute Erkundung gegen Bir es Saba. Die Vorhut-Eskadrons kamen bis Twil Chebari—Abu—Suheben—Kos el Basal vor. Sie gerieten in das Feuer einer unserer Batterien und sahen sich zum Rückzuge gezwungen. Um 4 Uhr nachmittags ging auch das feindliche Gros zurück.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern verstärkte sich der seit Mittag zwischen dem Houthoulster Walde und dem Kanal Comines—Ypern heftige Artilleriekampf abends und frühmorgens nördlich von Frezenberg zum Trommelfeuer. Englische Angriffe sind nicht erfolgt. In der Nacht vom 12. zum 13. September warfen württembergische Kompagnien den Feind aus einem Waldstück nördlich von Langemarck. Zahlreiche Engländer wurden gefangen zurückgeführt. Im Artois und nördlich von St. Quentin hatten mehrere Erkundungsunternehmen Erfolg; Gefangene und Beutestücke fielen in unsere Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westlich von Guignicourt an der Aisne drangen westfälische und hanseatische Sturmtrupps bis in die 2. französische Linie, fügten im Grabenkampf dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit Gefangenen zurück. In der Champagne und vor Verdun steigerte sich die Artillerietätigkeit nur in einzelnen Abschnitten zu größerer Stärke. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer keine Kampfhandlungen von Bedeutung. — Mazedonische Front: Am Ochridasee ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. September. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Nordabhang des Monte San Gabriele wurden drei starke Angriffe der Italiener abgeschlagen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. September. — Mazedonische Front: Schwaches Störungsfeuer auf der gesamten Front. Eine englische Erkundungsabteilung, die westlich des Dojransees beim Dorfe Kreschteli vorzurücken versuchte, wurde durch unser Feuer zerstreut. Ein feindliches Schiff beschoß vom Golf von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung. Fliegertätigkeit in verschiedenen Abschnitten der Front. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. September. — Dialafront: Bei Scherban und gegenüber Deli Abbas feindliche Aufklärungstätigkeit. Am 12. September mußte ein feindliches Flugzug nordwestlich Kisil Rebat notlanden. Das Flugzeug verbrannte, ein Maschinengewehr wurde von uns erbeutet. Östlich Suleimanie wurden kleinere Angriffsversuche der Russen östlich der Garanbrücke abgewiesen. Smyrna wurde wieder von feindlichen Flugzeugen angegriffen. 2 Personen wurden verwundet, 4 Privathäuser und 1 Laden zerstört.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 15. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front steigerte sich abends wieder die Kampftätigkeit der Artillerien. Dem Trommelfeuer am 14. September vormittags folgte bei St. Julien ein englischer Teilangriff, der im Gegenstoß zum Scheitern gebracht wurde. Eine Anzahl Engländer wurde gefangen einbehalten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Winterberg bei Craonne holten Stoßtrupps eines badischen Regiments bei einer Erkundung Gefangene aus den französischen Gräben. An der Straße Somme-Py—Souain brachen die Franzosen zweimal ohne Feuervorbereitung gegen unsere Stellungen vor. Eingedrungener Feind wurde durch Gegenangriff der Bereitschaften sofort geworfen; Gefangene blieben in unserer Hand. Auf dem Ostufer der Maas stürmten nach kurzer Feuerwirkung Teile einer kampfbewährten badischen Division die Höhe östlich des Chaumewaldes. Der Feind leistete zäh Widerstand, der im Nahkampf gebrochen wurde. Über 300 Franzosen wurden gefangen. Die blutigen Verluste des Gegners erhöhten sich noch durch ergebnislose Gegenangriffe. — Leutnant von Bülow schoß den 20. Gegner im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei geringer Gefechtstätigkeit blieb die Lage überall unverändert. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. September. — An der Isonzofront lebt die Kampftätigkeit stellenweise auf. Südlich von Selo am Isonzo sind mehrere italienische Vorstöße gescheitert. Auf dem Monte San Gabriele liegt schweres Geschützfeuer. Teilangriffe der Italiener wurden abgeschlagen. — Die Zahl der im August an der Südwestfront abgeschossenen italienischen Flieger beträgt 32. Wir verloren in derselben Zeit 11 Flugzeuge.

## Englischer Vorstoß bei Cherisy.

Großes Hauptquartier, 16. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front wechselte die Feuertätigkeit in Ausdehnung und Stärke. Vornehmlich an der Straße Menin—Ypern lagen heftige Feuerwellen auf unserer Kampfzone. Dort griffen mehrere englische Bataillone an, deren Ansturm fast durchweg verlustreich zusammenbrach. Nördlich der Straße drang der Feind in unseren vordersten Graben in Kompagniebreite ein. Südöstlich von Arras steigerte sich nachmittags das feindliche Feuer schlagartig zu stärkster Wirkung. In künstlichem Nebel brachen kurz darauf die Engländer in 1500 Meter Breite bei Cherisy vor. Flammenwerfer und Panzerwagen sollten den Sturmtruppen den Weg bahnen. Unsere kräftig einsetzende Abwehr durch Artillerie und Maschinengewehre brachte den feindlichen Stoß zum Scheitern. Wo der Gegner in unsere Gräben eindrang, wurde er durch die Infanterie im Nahkampf zurückgeworfen. An der gleichen Stelle wiederholte der Feind seinen Angriff kurz vor Dunkelheit; auch diesmal schlug sein Sturm verlustreich fehl. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Außer Erkundungsgefechten und zeitweilig lebhaftem Störungsfeuer in einigen Abschnitten war die Kampftätigkeit gering. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. September. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südlich von Selo am Isonzo wurden italienische Vorstöße vereitelt. Im Südabschnitt der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist nahm der Feind seine Versuche, unsere Stellungen zu durchbrechen, erneut auf. Unsere Truppen behielten in erbitterten Nahkämpfen die Oberhand. Die Italiener wurden geworfen. Bei Görz und auf der Karsthochfläche Artilleriekampf.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 16. September. — Mazedonische Front: Störungsfeuer an verschiedenen Punkten der Front. An der Strumamündung versuchte eine englische Erkundungsabteilung vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer verjagt. In verschiedenen Abschnitten Fliegertätigkeit. — Rumänische Front: Im Westen von Isaccea Artillerietätigkeit.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. September. — Östlich Suleimanie an der Garanbrücke Gefechte zwischen Aufklärungsabteilungen. Östlich Rewanduz wurden die gestern gemeldeten Erfolge unserer Truppen erweitert und der Feind auf zwei nordöstlich Baba Kerwa Rayat liegenden Paßstellungen vertrieben. Es wurden 38 Gefangene eingebracht, 2 Maschinengewehre und Kriegsmaterial erbeutet. — Kaukasusfront: Südlich des Wansees versuchte eine feindliche Kompagnie unsere Posten zu überfallen. Sie wurde nach einstündigem Gefecht abgewiesen. An einer anderen Stelle griff ein Bataillon, Eskadrons und 2 Maschinengewehre unsere Stellungen an. Dem Feinde gelang es zunächst, unsere Posten zurückzudrücken und in unsere erste Linie einzudringen. Dann wurde er im Gegenangriff zurückgeworfen. — Sinaifront: Mit guter Wirkung beschoß Artillerie die südlich Ghaza schanzenden Engländer. Unsere Patrouillen von Bir es Saba stürmten die vom Feinde begonnenen Brunnenarbeiten.

## Artilleriekampf in Flandern und längs der Aisne.

Großes Hauptquartier, 17. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gute Sicht begünstigte die Entfaltung lebhafter Feuertätigkeit. In Flandern steigerte sich der Artilleriekampf an der Küste und in einzelnen Abschnitten zwischen Houthoulster Wald und Lys mehrmals zu heftigstem Trommelfeuer. Englische Infanterieangriffe erfolgten nicht; es kam lediglich zu örtlichen Vorfeldgefechten, bei denen Gefangene in unserer Hand blieben. Nordöstlich von Arras stießen nachts starke Erkundungsabteilungen der Engländer vor, an einigen Stellen auch bis in unsere Linien, von wo schneller Gegenstoß den Feind vertrieb. Auch bei St. Quentin bereiteten die Gegner mit Feuerüberfällen Vorstöße ihrer Aufklärer vor, die überall zurückgeworfen wurden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne, vornehmlich nordöstlich von Soissons, ferner in der Champagne und vor Verdun schwoll die Kampftätigkeit der Artillerien vielfach zu stärkerer Wirkung an. In mehreren Erkundungsgefechten büßten die Franzosen Gefangene ein. — Aus



feindlichen Fliegergeschwadern, die gestern Kolmar zweimal angriffen, wurden 2 Flugzeuge durch eine unserer Jagdstaffeln abgeschossen. Außerdem verloren die Gegner 16 Flugzeuge. Oberleutnant Berthold brachte am 15. September 2 feindliche Flieger, Oberleutnant Schleich in den beiden letzten Tagen 3 Gegner im Luftkampf zum Absturz. (W. T. B.)

## Ein Honvedvorstoß am Monte San Gabriele.

Wien, 17. September. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Albanien keine besonderen Ereignisse. — Am Isonzo tagsüber mehrfach lebhafter Artilleriekampf. Nach Einbruch der Dunkelheit ging der Feind südlich von Podlesce dreimal erfolglos zum Angriff vor. Am Nordwesthang des Monte San Gabriele brachten Honvedabteilungen bei einem Vorstoß in die feindlichen Gräben Gefangene und Maschinengewehre ein.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern wiederholten die Engländer auch gestern ihre starken Feuerstöße gegen einzelne Abschnitte zwischem dem Houthoulster Wald und der Lys. Es fanden nur kleine Infanteriekämpfe statt, bei denen die angreifenden englischen Abteilungen durchweg zurückgeworfen wurden. Unsere Artillerie hat die Bekämpfung der feindlichen Batterien mit voller Kraft wieder aufgenommen. Zwischen La Basséekanal und Lens sowie von der Somme bis an die Oise war die Gefechtstätigkeit lebhaft. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits der Straße Laon—Soissons und auf dem rechten Maasufer erreichte die Kampftätigkeit der Artillerien zeitweilig beträchtliche Stärke. An mehreren Stellen entwickelten sich Vorfeldgefechte, die für uns günstig verliefen. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Westlich von Apremont brachten Sturmtrupps von einem Handstreich gegen die französischen Stellungen eine Anzahl Gefangene zurück. — Oberleutnant Berthold schoß wieder 2 Gegner im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bogen um Luck, am Unterlauf des Zbrucz und in den Bergen östlich des Beckens von Kezdivasarhely zeigte sich der Feind rühriger als in letzter Zeit. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen führten die Rumänen westlich des Sereth nach ausgiebiger Feuervorbereitung bei Varnita und Muncelul mehrere Teilangriffe, die verlustreich scheiterten. An der Rimnicmündung wurden bei einem eigenen Unternehmen Gefangene gemacht. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. September. — Auf der Hochfläche von Bainsizza wurden vereinzelte nach starker Artillerievorbereitung unternommene Vorstöße abgewiesen. — Vom östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz ist nichts zu melden.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. September. — Östlich Rewanduz gingen die feindlichen Nachhuten weiter zurück. — An der Sinaifront bei Ghaza lebhaftes feindliches Artilleriefeuer.

## Französischer Angriff östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 19. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war zwischen dem Houthoulster Wald und der Lys gestern den ganzen Tag über der Artilleriekampf gesteigert. Das Zerstörungsfeuer der feindlichen Batterien, denen unsere starke Gegenwirkung sichtlich Abbruch tat, lag wieder in heftigsten Feuerwellen auf unserer Abwehrzone. Abends und heute morgen gab der Feind mehrmals Trommelfeuer ab, ohne daß Infanterie-Angriffe folgten. Bei Lens und St. Quentin herrschte lebhafte Gefechtstätigkeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons, am Aisne—Marnekanal und westlich der Suippesniederung bekämpften sich die Artillerien zeitweilig unter starkem Munitionseinsatz. Auf dem Ostufer der Maas brachen die Franzosen nach kurzer, kräftiger Feuervorbereitung westlich der Straße Beaumont—Vacherauville in 3 Kilometer Breite zum Angriff vor. Die ersten, in unserem Abwehrfeuer schnell weichenden Sturmwellen des Feindes wurden von den tiefgegliedert folgenden Reserven zu erneutem Angriff vorgerissen. Auch dieser starke Stoß kam im Feuer und Nahkampf zum Scheitern. In den zurückflutenden Haufen fand unsere Artillerie besonders lohnende Ziele. Der Tag hat die Franzosen wieder hohe Verluste gekostet, ohne ihnen den geringsten Vorteil zu bringen. — Gestern sind 16 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht worden; Vizefeldwebel Thom schoß 3, Leutnant Thuy 2 Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg und im Bogen um Luck hat die Feuertätigkeit der Russen merklich zugenommen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Starke Angriffe der Rumänen richteten sich gegen unsere Höhenstellungen südlich des Oitostales. Der südlich von Grozesci anfänglich eingebrochene Feind wurde durch kräftigen Gegenstoß geworfen, im übrigen schon durch Feuer abgewiesen und büßte außer blutigen Verlusten zahlreiche Gefangene ein. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Bei Varnita und Muncelul wiederholten rumänische Truppen ihre Angriffe, die ihnen erneut einen Mißerfolg brachten. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und in der Enge zwischen Prespa- und Ochridasee verstärkte sich die Artillerietätigkeit. Am Dojransee kam es zu Postengefechten, in denen die Bulgaren englische gemischte Abteilungen vertrieben. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Oitostales haben wir starke rumänische Angriffe abgeschlagen. Durch raschen Gegenstoß wurde der an einer Stelle eingedrungene Feind völlig geworfen; seine Verluste sind erheblich. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls Freiherrn von Conrad führte der zur Wiedergewinnung eines vorübergehend dem Feind überlassenen Frontstückes bei Carcano eingesetzte Gegenangriff zu vollem Erfolge. An Gefangenen wurden hier 6 Offiziere und über 300 Mann eingebracht.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. September. — Östlich Rewanduz gingen die Russen bis auf die Hänge südwestlich Paschno Kala zurück. — Sinaifront: Bei Ghaza mäßiges, weiter östlich lebhafteres Artilleriefeuer.

## Trommelfeuer in Flandern.

Großes Hauptquartier, 20. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern dauerte der starke Artilleriekampf tagsüber zwischen Houthoulster Wald und Lys unvermindert an. Feuerstöße größter Heftigkeit lagen wechselnd auf einzelnen Abschnitten unserer Abwehrzone. Die Nacht unterbrach die gesteigerte Kampftätigkeit der Artilleriemassen nicht. Gewaltigem Trommelfeuer am frühen Morgen folgten mit Hellwerden nach den bisherigen Meldungen starke englische Angriffe auf breiter Front. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun griffen die Franzosen gestern morgens und abends bei der Höhe 344 östlich von Samogneux, wo sie sich tags zuvor schon eine blutige Schlappe geholt hatten, wiederum ohne jeden Erfolg an. — 20 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen; Vizefeldwebel Thom brachte auch gestern 2 Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg, am Stochod, bei Brody und Tarnopol war die Artillerietätigkeit lebhaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der Bukowina griffen die Russen westlich von Arbora an; sie wurden durch unser Abwehrfeuer in ihre Gräben zurückgetrieben, aus denen Maschinengewehrfeuer sie erneut vorzutreiben suchte. — Mazedonische Front: Nur im Cernabogen lebhafte Gefechtstätigkeit. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Arbora in der Bukowina versuchten die Russen nach stärkerer Artillerievorbereitung vorzustoßen, unser Feuer zersprengte die Angriffstruppen und zwang sie zur Rückkehr in ihre Ausgangsgräben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Ein gegen den Monte San Gabriele ohne Feuervorbereitung angesetzter italienischer Angriff kam in unserem Feuer zum Stehen. Am Colbricon versuchte der Feind nach einer Minensprengung anzugreifen, wurde aber schon in der Bereitstellung wirksam gefaßt. Die Zahl der bei Carzano eingebrachten Gefangenen ist auf 11 Offiziere und 516 Mann gestiegen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 20. September. — Mazedonische Front: An der Cervena Stena und nördlich Bitolia mäßiges Störungsfeuer. Im Cernabogen zeitweise unterbrochenes und lebhaftes Geschütz- und Minenfeuer. Zwischen dem Wardar und Dojran ziemlich heftiges Artilleriefeuer. Am Nordhang der Kruscha Planina wurde eine berittene englische Abteilung in der Nähe des Dorfes Ak Buzalik durch Feuer zersprengt. Wir machten einige Gefangene. An der übrigen Front schwache Gefechtstätigkeit. — Rumänische Front: Westlich Isaccea spärliches Geschützfeuer.

## Großkampftag der dritten Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 21. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die unter Führung des Generals der Infanterie Sixt von Arnim kämpfenden Truppen der 4. Armee haben den ersten Tag der dritten Schlacht in Flandern erfolgreich bestanden. Deutete bereits die Feuerwirkung der letzten Tage auf eine große Kraftanspannung der Engländer hin, so bildete doch der Einsatz und die Zusammenfassung der am 20. September vom Feinde verwendeten Kampfmittel auf einer Front von rund 12 Kilometer ein Höchstmaß. Hinter der gewaltigen Welle stärksten Trommelfeuers aus Geschützen und Minenwerfern aller Kaliber traten morgens in engen Angriffsstreifen zwischen Langemarck und Hollebeke mindestens 9 britische Divisionen, dabei mehrere australische, vielfach durch Panzerkraftwagen und Flammenwerfer unterstützt, zum Sturm an.

Der Angriff führte den Feind nach und nach in hin- und herwogendem Kampf bis zu 1 Kilometer tief in unsere Abwehrzone hinein; auf Passchendaele und Gheluvelt zu drang der Gegner zeitweise weiter vor. Westlich von Passchendaele drängte ihn unser Gegenangriff zurück, nördlich der Straße Menin—Ypern blieb ein Teil des Geländes in seiner Hand. In allen anderen Abschnitten des Schlachtfeldes wurden die Engländer unter den schwersten Verlusten bis zum Spätnachmittage durch zähes, heldenmütiges Ringen unserer Truppen in das Trichterfeld unseres Kampfstreifens zurückgeworfen, über das hinaus abends neu ins Feuer geführte Verstärkungen des Feindes nichts mehr an Boden zu gewinnen vermochten. Die in der Kampfzone liegenden Ortschaften sind sämtlich in unserem Besitz. Heute morgen haben die Engländer den Kampf bisher nicht wieder aufgenommen. Wie in den früheren Schlachten in Flandern haben Führung und Truppen das Höchste geleistet. Bei den anderen Armeen der Westfront, im Osten und auf dem Balkan keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. September. — Ein italienischer Angriff gegen unsere Sielstellung wurde durch die tapfere Besatzung bei vortrefflicher Mitwirkung der Artillerie im Nahkampf abgeschlagen. Nebst erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind hier 4 Offiziere und über 100 Mann an Gefangenen ein. Sonst auf allen Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 21. September. — Mazedonische Front: Westlich und östlich des Prespasees ziemlich heftiges, zeitweise unterbrochenes Störungsfeuer. Nördlich von Bitolia, auf der Höhe 1248 gegen Abend lebhafteres Artilleriefeuer. Im Cernabogen mehrfach kurzes, aber lebhaftes Trommelfeuer. In der Moglenagegend wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unser Feuer zersprengt. Südlich von Dojran etwas lebhafteres Störungsfeuer. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. September. — Lebhaftere Artillerietätigkeit an der Sinaifront. Sonst nichts Wesentliches.

## Jakobstadt erobert.

Großes Hauptquartier, 22. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach heftigen Feuerstößen, denen nur bei St. Julien ergebnislose Teilangriffe des Feindes folgten, flaute gestern vormittag der Feuerkampf an der flandrischen Front ab. Von Mittag an steigerte er sich an der Küste und von der Yser bis zur Deule wieder zu großer Heftigkeit. 6 Uhr abends setzte von Langemarck bis Hollebeke schlagartig stärkstes Trommelfeuer von einstündiger Dauer ein. Im Anschluß daran ging englische Infanterie an vielen Stellen der Front wieder zum Angriff über. Wo zwischen den Bahnen Boesinghe—Staden und Ypern—Roulers der feindliche Ansturm in der verheerenden Abwehrwirkung unserer Artillerie zur Durchführung kam, wurde er im Nahkampf zurückgeschlagen. Weiter südlich bis zum Kanal bei Hollebeke brach die Wucht unseres Vernichtungsfeuers den feindlichen Angriffswillen; nur vereinzelt kamen englische Sturmtruppen aus ihren Trichterstellungen heraus; sie wurden abgewiesen. Heute früh entspannen sich nach neuer Feuersteigerung örtliche Infanteriekämpfe, die durchweg für uns günstig verliefen. Bei den anderen Armeen der Westfront herrschte fast überall geringe Gefechtstätigkeit. An den Kämpfen in Flandern hatten die Flieger hervorragenden Anteil. In den beiden letzten Tagen wurden 39 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone abgeschossen; 3 unserer Flieger sind abgestürzt. Oberleutnant Schleich errang seinen 21. und 22. Luftsieg. Leutnant von Bülow schoß seinen 21. Gegner, Leutnant Wüsthof und Leutnant Adam schossen je 2 feindliche Flieger ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auf dem Westufer der Düna gelang es den unter Befehl des Generalleutnants Graf von Schmettow (Egon) fechtenden Divisionen durch wohlvorbereiteten und kraftvoll durchgeführten Angriff, die russischen Stellungen nordwestlich von Jakobstadt zu durchbrechen. Ausgezeichnete Artillerie- und Minenwerferwirkung bahnte den Weg für die Infanterie, die von den Fliegern unter Führung des Rittmeisters Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen trotz ungünstigster Witterung sehr gut unterstützt wurde. In ungestümem Stoß wurde der Feind gegen den Fluß zurückgeworfen; er gab unter dem Druck unserer Truppen den 40 Kilometer breiten und etwa 10 Kilometer tiefen Brückenkopf auf dem Westufer der Düna auf und flüchtete eilends auf das östliche Ufer. Jakobstadt ist in unserer Hand! Bisher sind mehr als 4000 Russen gefangen, über 50 Geschütze als Beute gemeldet. — Mazedonische Front: Im Berggelände zwischen Ochridasee und Skumbital griffen starke französische Kräfte an. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen warfen in hartem Kampf den Feind zurück. (W. T. B.)

## Sarrail abgewiesen.

Wien, 22. September. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich vom Ochridasee haben österreichisch-ungarische und deutsche Truppen einen starken französischen Angriff in schwerem Kampfe abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei den österreichisch-ungarischen Truppen keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. September. — Mazedonische Front: Östlich vom Prespasee und nördlich von Bitolia lebhaftes Artilleriefeuer. Im Cernabogen bei dem Dorfe Makovo Trommelfeuer. Deutsche Sturmtrupps drangen in die feindlichen Gräben ein und brachten französische und italienische Gefangene zurück. In der Gegend von Moglena bei dem Dorfe Nante wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer verjagt. Südlich von Dojran lebhaftes Feuer. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea, Isaccea und Galatz Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 22. September. — Kaukasusfront: Am linken Flügel leichtes Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. — Sinaifront: Das Feuer unserer schweren Artillerie brachte ein feindliches Munitionsdepot zur Explosion.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 23. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein englischer Monitor beschoß mit Fliegerbeobachtung gestern morgen Ostende. Einige Granaten trafen die Kathedrale, in der Frühmesse gehalten wurde. 7 Belgier wurden getötet, 24 schwer verwundet. Der Monitor wurde durch Feuer unserer Küstenbatterien vertrieben. An der flandrischen Landfront blieb das Artilleriefeuer nach Abschluß der örtlichen Frühkämpfe wechselnd stark. Gegen Abend verdichtete sich die feindliche Wirkung wieder nordöstlich von Ypern zum Trommelfeuer. Es folgten starke Teilangriffe der Engländer südöstlich von St. Julien; der Feind wurde zurückgeworfen. Nachts bei nachlassendem Feuer keine Infanterietätigkeit. Eine bei Mouchy, südöstlich von Arras, nach heftigem Feuerstoß in unsere Gräben dringende englische Kompagnie wurde im Nahkampf vertrieben. Bei Vorfeldgefechten südlich der Straße Cambrai—Bapaume sowie an der Somme und Oise blieben Gefangene in unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne, am Brimont und in einigen Abschnitten der Champagne kam es zeitweilig zu lebhafter Kampftätigkeit der Artillerien. Bei zahlreichen Erkundungsvorstößen, die vielfach unsere Sturmtrupps bis in die hinteren Linien der französischen Kampfanlagen führten, konnten Gefangene gemacht werden, obwohl der Feind fast überall flüchtete. Unsere Grabenbesatzungen wiesen an einigen Stellen französische Aufklärer ab. Vor Verdun schwoll nachmittags das Feuer zu größerer Stärke an. — Die Gegner verloren gestern 14 Flugzeuge und 1 Fesselballon. Oberleutnant Berthold errang den 23. Luftsieg, Vizefeldwebel Thom schoß wiederum 2 feindliche Flieger im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Im Brückenkopf von Jakobstadt wurde in den hastig verlassenen russischen Stellungen umfangreiches Kriegsgerät vorgefunden. Unsere Truppen haben die Düna von Liwenhof bis Stockmannshof überall erreicht. In Pinsk entstanden durch russische Beschießung Brände. — Mazedonische Front: Bei großer Hitze — in der Sonne bis 65 Grad — fanden Gefechtshandlungen nur westlich des Ochridasees statt. Dort wurde den Franzosen eine Höhe bei Kreopa durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen im Sturm entrissen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Bukowina wurden feindliche Aufklärungsabteilungen abgewiesen. Sonst nur geringe Gefechtstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Südteil der Hochfläche von Bainsizza und der Monte San Gabriele standen unter lebhaftem Artilleriefeuer. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im Skumbigebiet haben wir die Franzosen von einer Höhe verdrängt. Einer schneidig geführten österreichisch-ungarischen Abteilung gelang es, hinter die feindlichen Linien vorzudringen und dort eine stärkere Reserve zu zersprengen.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. September. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und auf dem Dobro Polje lebhaftes Feuer. Östlich der Cerna geglückte Unternehmen unserer Erkundungsabteilungen. Südlich von Huma und südlich von Dojran ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Ein feindliches Schiff beschoß erfolglos von der Bucht von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung. — Rumänische Front: Eine feindliche Erkundungsabteilung versuchte sich unserm Ufer bei Tulcea zu nähern, wurde aber verjagt.

## Erfolge am Euphrat.

Konstantinopel, 23. September. — Euphratfront: In der Nacht vom 22. zum 23. September führten unsere Truppen einen Überfall gegen ein vormarschierendes feindliches Infanteriebataillon aus. In dreistündigem Kampfe wurde das feindliche Bataillon



vollständig aufgerieben; der flüchtende Rest stürzte sich in den Fluß und ertrank. 10 verwundete Gefangene fielen in unsere Hände, sowie die gesamten Gewehre und die Ausrüstung des Bataillons. — Kaukasusfront: An der Front Patrouillenkämpfe zu unseren Gunsten. Einer unserer Kampfflieger zwang im Luftkampfe mit zwei feindlichen Fliegern den einen von ihnen zum Niedergehen hinter den feindlichen Linien. — An den übrigen Fronten keine wesentlichen Ereignisse.

## Die Beute von Jakobstadt.

Großes Hauptquartier, 24. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf nachmittags an der Küste und vom Walde von Houthoulst bis Westhoek wieder große Stärke. An der Schlachtfront blieb die Kampftätigkeit auch nachts und am frühen Morgen gesteigert, ohne daß bisher neue englische Angriffe erfolgten. Gute Wirkung unserer artilleristischen Abwehr ließ sich am Verhalten der von uns beschossenen Batterien und an der Vernichtung zahlreicher Munitionsstapel feststellen. Bei Lens und bei St. Quentin, an dessen Kathedrale die Franzosen durch neue Beschießung ihr Zerstörungswerk fortsetzten, lebte die Feuertätigkeit auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Abschnitten der Aisnefront und der Champagne schwoll mehrfach das Feuer zu großer Heftigkeit an. Bei Erkundungsgefechten hatte der Gegner Verluste. Vor Verdun war der Feuerkampf nachmittags und während der Nacht sehr lebhaft. Auch heute morgen herrschte rege Gefechtstätigkeit auf dem Ostufer der Maas. — 14 feindliche Flugzeuge sind abgeschossen worden. Leutnant Wüsthoff errang den 20. Luftsieg, Leutnant Kissenherth brachte 2 Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unter der im Brückenkopf von Jakobstadt eingebrachten Beute von 55 Geschützen befinden sich eine bespannte Batterie und 5 schwere Geschütze von 26 bis 28 Zentimeter Kaliber. In der Stadt selbst fielen reichliche Vorräte, auch an Brot und Mehl, in unsere Hand. Nördlich von Baranowitschi und westlich von Luck entfaltete die russische Artillerie lebhafte Tätigkeit. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: In den Bergen nordwestlich von Focsani und am Sereth vielfach rege Feuertätigkeit und Vorfeldgefechte. Bahnhof Galatz wurde mit beobachtetem Erfolg beschossen. (W. T. B.)

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. September. — Mazedonische Front: Auf der Persister (?) Planina lebhaftes Artilleriefeuer. Bulgarische Erkundungstruppen warfen vorgeschobene feindliche Abteilungen zurück und brachten mehrere Gewehre und anderes Kriegsmaterial ein. Östlich von Cerna und in der Gegend von Moglena stellenweise lebhafteres Feuer. Feindliche Erkundungsabteilungen wurden verjagt. Südlich von Dojran mehrere Feuerstöße. An der übrigen Front schwaches Störungsfeuer. — Rumänische Front: Auf Tulcea Zerstörungsfeuer seitens des Feindes. Bei Isaccea und Galatz mäßiges Artilleriefeuer.

## Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 25. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die von unserer Artillerie kräftig durchgeführte Bekämpfung der gegnerischen Batterien erzwang zeitweilig ein beträchtliches Nachlassen des feindlichen Feuers an der flandrischen Schlachtfront. Einzelnen starken Feuerwellen folgten keine Angriffe der Engländer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisne und in der Champagne vorübergehende Feuersteigerungen und Erkundungsgefechte, die uns Gefangene und Beute einbrachten. Auf dem Ostufer der Maas spielten sich zwischen der Straße Vacherauville—Chaumont und Maucourt bei heftiger Artillerietätigkeit örtliche Infanteriekämpfe ab. Südlich von Beaumont entrissen unsere Truppen den Franzosen Gräben in 400 Meter Breite und hielten sie gegen mehrere Gegenstöße. Im Chaumewalde kam es zu erbitterten Nahkämpfen, welche die Lage nicht änderten. Bei Bezonvaux hatte ein Vorstoß in die feindlichen Linien vollen Erfolg. Im ganzen wurden den Franzosen über 350 Gefangene abgenommen. Nachts brach ein Sturmtrupp bei Malancourt in die feindliche Stellung ein und kehrte mit einer Anzahl Gefangener zurück. — Gestern abend griffen unsere Flieger England an. Auf militärische Bauten und Speicher im Herzen von London, auf Dover, Southend, Chatham und Sheerneß wurden Bomben abgeworfen. Brände bezeichneten die Wirkung. Alle Flugzeuge kehrten unversehrt zurück. Auch Dünkirchen wurde mit Bomben belegt. Die Gegner verloren 13 Flugzeuge. Oberleutnant Schleich errang den 22. und 23., Leutnant Wüsthoff den 21. Luftsieg. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Stellenweise Vorfeldkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo stärkeres feindliches Artilleriefeuer und lebhaftere Flugtätigkeit. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In Albanien erfolgreiche Bandenkämpfe.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. September. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich vom Dojransee lebhafteres Artilleriefeuer. An der ganzen Front lebhafte Fliegertätigkeit. Ein feindliches Flugzeug wurde von unserm Feuer getroffen und zur Landung hinter den feindlichen Linien südöstlich vom Dojransee gezwungen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Artilleriefeuer. Unsere Artillerie beschoß Galatz und rief Explosionen und einen großen Brand im Bahnhof von Galatz hervor.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. September. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt und im Zentrum wurden Angriffe kleiner feindlicher Abteilungen zurückgeschlagen. Im Zentrum führten unsere Truppen einen Angriff gegen die feindlichen Stellungen durch. Es gelang hierbei, unsere Linien in einer Breite von 25 Kilometern 4 Kilometer weit vorzuschieben. — Im Ägäischen Meer belegte eines unserer Flugzeuge den Hafen von Klokidia auf Chios wirkungsvoll mit Bomben. — Von den übrigen Fronten sind keine besonderen Ereignisse gemeldet.

## Neuer Fliegerangriff gegen England.

Großes Hauptquartier, 26. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Schlachtfront in Flandern ist seit gestern der Feuerkampf von neuem stark aufgelebt. Morgens nahmen unsere Truppen einen Teil des am 20. September nördlich der Straße Menin—Ypern verlorenen Geländes durch kraftvollen Ansturm wieder. Unter engster Zusammenfassung ihres Feuers und großem Kräfte-Einsatz versuchten die Engländer durch viermalige heftige Gegenangriffe uns wieder zurückzudrängen. Der Feind wurde abgeschlagen, das zwischen Polygonwald und der großen Straße erkämpfte Gelände von uns behauptet. Außer blutigen Verlusten büßten die Engländer über 250 Gefangene ein. Abends steigerte sich das Feuer an der Küste, wo wieder Ostende von See und Land aus beschossen wurde, und von der Yser bis zur Lys. Nach starkem Feuer während der Nacht schwoll heute morgen die Artilleriewirkung vom Houthoulster Wald bis zum Kanal Comines—Ypern zum Trommelfeuer an. Auf dem größten Teil dieser Front setzten dann englische Infanterie-Angriffe ein. Die Schlacht ist in vollem Gange. Im Artois und beiderseits von St Quentin nahm die Feuertätigkeit vielfach zu. Abends griffen die Engländer bei Gonnelieu an und drangen vorübergehend in unsere Linien. Gegenstöße vertrieben den Feind. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Abschnitten der Aisne- und Champagnefront lag lebhaftes Feuer auf unseren Stellungen und Batterien, die den Kampf kräftig aufnahmen. Erkundungsgefechte verliefen für uns günstig. Vor Verdun schwoll zeitweilig der Feuerkampf auf dem Ostufer der Maas zu großer Heftigkeit an. Südlich von Beaumont machten die Franzosen auf die kürzlich von uns dort genommenen Gräben einen vergeblichen Angriff. — Unsere Flieger griffen abends erneut London und die englischen Küstenplätze beiderseits des Kanals an. Bombenwürfe auf Ramsgate, Margate, Dover, sowie auf Boulogne, Calais, Gravelines und Dünkirchen hatten erkannte Brandwirkung. Eins unserer Flugzeuge ist nicht zurückgekehrt. Über Land verloren die Gegner gestern 15 Flugzeuge. Oberleutnant Berthold brachte seinen 24. Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Jakobstadt, am Dryswjatysee, westlich Luck und bei Tarnopol war die russische Artillerie tätiger als in letzter Zeit. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Sereth brachen deutsche Sturmtruppen bis in die hinteren Linien der russischen Stellung ein. Sie kehrten nach Zerstörung der feindlichen Grabenanlagen mit mehr als 150 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren zurück. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Sereth brachten deutsche Truppen von einer bis zu den rückwärtigen feindlichen Linien durchgeführten Unternehmung über 150 Gefangene und mehrere Maschinengewehre ein. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Monte San Gabriele und bei Kal wurden feindliche Aufklärungsabteilungen zurückgewiesen. Im Tonale-Abschnitt und westlich von Tolmein brachten unsere Stoßtrupps Gefangene ein. Die Flugtätigkeit war am Isonzo, dann zwischen dem Etsch- und Suganatal sehr lebhaft. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nur mäßige Artillerietätigkeit.

## Feindliche Kavallerie am Euphrat vernichtet.

Konstantinopel, 26. September. — Euphratfront: In einem Patrouillengefechte wurde eine feindliche Kavallerie-Abteilung vollkommen vernichtet. — Sinaifront: Am rechten Flügel vermehrte Artillerietätigkeit. — Kaukasusfront: Am rechten Flügelabschnitt wurde der Gegner, der in Stärke von 2 Kompagnien einen Überfallversuch gegen unsere Gräben machte, durch unser Feuer zurückgeworfen. An den übrigen Fronten keine Ereignisse von Bedeutung.

## Großkampftag in der Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 27. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlacht in Flandern hat gestern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen getobt; in Kleinkämpfen setzte sie sich bis zum Morgen fort. Wieder hat die kampfbewährte 4. Armee dem britischen Ansturm getrotzt; Truppen aller deutschen Gaue haben Anteil an dem Erfolg des Tages, der dem Feinde noch geringeren Geländegewinn brachte, als der 20. September. Trommelfeuer unerhörter Wucht leitete die Angriffe ein, hinter einer Wand von Staub und Rauch brach die englische Infanterie zwischen Mangelaare und Hollebeke vor, vielfach von Panzerwagen begleitet. Der beiderseits von Langemarck mehrmals anstürmende Feind wurde stets durch Feuer und im Nahkampf abgeschlagen. Von der Gegend östlich von St. Julien bis zur Straße Menin—Ypern gelang den Engländern bis zu 1 Kilometer tief der Einbruch in unsere Abwehrzone, in der dann tagsüber sich erbitterte, wechselvolle Kämpfe abspielten. Durch Verlegen seiner artilleristischen Massenwirkung sucht der Feind das Vorziehen und Eingreifen unserer Reserven zu hemmen. Die eiserne Willenskraft unserer Regimenter brach sich durch die Gewalt des Feuers Bahn, der Gegner wurde in frischem Anlauf an vielen Stellen zurückgeworfen. Besonders hartnäckig wurde an den von Zonnebeke westwärts ausstrahlenden Straßen und am Abend um Gheluvelt gerungen. Das Dorf blieb in unserem Besitz. Weiter südlich, bis an den Kanal Comines—Ypern, brachen wiederholte Stürme der Engländer ergebnislos und verlustreich zusammen. Der Feind hat bisher seine Angriffe nicht erneuert. Mindestens 12 englische Divisionen waren in Front eingesetzt; sie haben die Festigkeit unserer Abwehr nicht erschüttert. In den übrigen Abschnitten der flandrischen Front und im Artois steigerte sich nur vorübergehend die Feuertätigkeit. Die Beschießung von Ostende in der Nacht vom 25. zum 26. September forderte außer Gebäudeschaden auch von der Bevölkerung Opfer. 14 Belgier sind getötet, 25 schwer verletzt worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons, in den mittleren Abschnitten des Chemin-des-Dames und auf dem Ostufer der Maas blieb die Kampftätigkeit der Artillerien lebhaft; es kam nur zu örtlichen Vorfeldgefechten. — 17 feindliche Flugzeuge sind gestern abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Dünaburg, am Naroczsee, südwestlich von Luck sowie in Teilen der Karpathenfront, der rumänischen Ebene und an der unteren Donau auflebendes Feuer. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend östlich von Radautz lebte das feindliche Artilleriefeuer zeitweise auf. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe von Boroevic wurden durch Flieger und Abwehrfeuer 3 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. — Im Tonalegebiet gelangten Hochgebirgspatrouillen hinter die feindliche Front, sprengten dort 2 Seilbahnstationen, zerstörten mehrere Magazine und kehrten ohne Verluste mit Gefangenen zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Keine größeren Kampfhandlungen.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. September. — Kaukasusfront: Überfallsversuche kleinerer feindlicher Abteilungen scheiterten. Im übrigen nur Patrouillenkämpfe. — Sinaifront: Eine unserer Patrouillen drang bis zum feindlichen Graben vor und erbeutete Material und Schanzzeug. — Euphratfront: Eine feindliche Kavallerieschwadron, die sich unseren Stellungen näherte, zog sich im Feuer unter Verlusten zurück. — Von den übrigen Fronten keine besonderen Ereignisse.

## Englische Teilangriffe bei Frezenberg.

Großes Hauptquartier, 28. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern steigerte sich von mittags an der Feuerkampf wieder. Abends lag Trommelfeuer auf dem Gelände östlich von Ypern. Dort schritten die Engländer zu starken Teilangriffen nordöstlich von Frezenberg und an der Straße nach Menin. Auf beiden Angriffsfeldern wurden sie durch Feuer und im Nahkampf zurückgeworfen; am Wege Ypern—Passchendaele sitzt der Feind noch in einigen Trichtern unserer Frontlinie. An der Küste war abends die Artillerietätigkeit lebhaft; auch in mehreren Abschnitten der Front im Artois nahm sie zeitweilig zu. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nördlich der Aisne und in der Champagne schränkten schlechte Sicht und Strichregen die Gefechtstätigkeit tagsüber ein; abends lebte sie auf. An mehreren Stellen hatten unsere Erkundungen guten Erfolg. Vor Verdun wurde nachmittags der Artilleriekampf stark. Auf erfolgreichen Kampfflügen schoß in den letzten Tagen Oberleutnant Berthold seinen 25., Leutnant Wüsthoff den 22. und Leutnant von Bülow den 21. Gegner ab. Oberleutnant Waldhausen gelang es gestern, 1 Flugzeug und 2 Fesselballone zum Absturz zu bringen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nur in wenigen Abschnitten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer erhob sich die beiderseitige Feuertätigkeit über das gewöhnliche Maß. — Mazedonische Front: Aufklärergeplänkel im Skumbi- und Strumatal; stärkeres Feuer nur im Becken von Monastir und südwestlich des Dojransees. (W. T. B.)

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 29. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Küste und zwischen Houthoulster Wald und Lys wechselte die Kampftätigkeit der Artillerien in ihrer Stärke. Heftigem Trommelfeuer in den Abendstunden östlich von Ypern folgten nur bei Zonnebeke englische Teilangriffe; sie wurden abgewiesen. Am Weg Ypern—Passchendaele wurde der Feind aus der Trichterlinie, die er dort noch hielt, geworfen. Im Überschwemmungsgebiet der Yser brachten unsere Erkunder von Zusammenstößen mit Belgiern Gefangene zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons und vor Verdun verstärkte sich der Feuerkampf zeitweilig beträchtlich; er blieb an der Maas auch nachts lebhaft. Mehrere Vorfeldgefechte, die unsere Sturmtrupps in die französischen Stellungen führten, hatten vollen Erfolg. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Bei Bisel im Sundgau blieben bei einem französischen Vorstoß einige Gefangene in unserer Hand. — London und mehrere Orte an der englischen Südküste wurden von unseren Fliegern mit Bomben angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die meist geringe Gefechtstätigkeit steigerte sich nur vorübergehend bei Erkundungsunternehmen nördlich der Düna, westlich von Luck und am Zbrucz. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Russische Abteilungen, die in Kähnen über den Sereth und den St. Georgsarm der Donau gesetzt waren, wurden durch schnellen Gegenstoß vertrieben. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. September. — Ereignisse zur See: In Erwiderung eines Angriffs, den ein feindliches Luftschiff am 18. September abends gegen Lussin Piccolo unternommen hatte, ohne auch nur den geringsten Schaden anzurichten, suchte am 27. September abends eine Abteilung unserer Seeflugzeuge die Luftschiffanlage von Jesi bei Ancona auf, die schon im September 1916 mit einem in der Halle vertäuten Luftschiff durch unsere Seeflieger zerstört, vom Gegner aber wieder in Betrieb gesetzt worden ist. Auch diesmal war unseren Seefliegern ein voller Erfolg beschieden. Die Luftschiffhalle wurde getroffen. Das in der Halle befindliche Luftschiff explodierte mit 150 Meter hoher Stichflamme. Die Explosion wurde von den anderen Flugzeugen bis auf 20 Seemeilen Entfernung wahrgenommen. Alle unsere Flugzeuge sind wohlbehalten zurückgekehrt. Einem zur gleichen Zeit von einigen feindlichen Flugzeugen unternommenen Angriff auf die Umgebung von Pola und auf Parenzo blieb jedweder Erfolg versagt. Am 28. September vormittags belegten feindliche Flugzeuge in der Südadria eines unserer Seespitalschiffe, das mit allen vorgeschriebenen Kennzeichen als solches versehen war, wirkungslos mit Bomben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Nordhang des Monte San Gabriele lebte die Kampftätigkeit beträchtlich auf. Am Chieso in den Judikarien wurden angreifende Italiener durch unsere Sicherungstruppen zurückgeworfen.

## Abermals ein Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 30. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei ungünstiger Sicht blieb bei allen Armeen die Gefechtstätigkeit geringer als an den Vortagen. In Flandern war der Artilleriekampf an der Küste und abends von der Yser bis zum Kanal Comines—Ypern stark. Vorstoßende englische Erkundungsabteilungen wurden an mehreren Stellen abgewiesen. Vor Verdun war, von vorübergehender Feuersteigerung abgesehen, die Kampftätigkeit mäßig. — Unsere Flieger griffen erneut die Docks und Speicher in London sowie Ramsgate, Sheerneß, Margate an. Wirkung der Bomben war an Bränden erkennbar. Die Flugzeuge sind sämtlich unbeschädigt zurückgekehrt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Zwischen Ochridasee und Cerna war das Feuer lebhafter als sonst. (W. T. B.)

## Eine neue italienische Offensive.

Wien, 30 September. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Südteil der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist und der Monte San Gabriele wurden gestern wieder zum Schauplatz erbitterter Kämpfe. Die Italiener drangen nirgends durch.

## Eine Schlacht an der Euphratfront.

Konstantinopel, 30. September. — Kaukasusfront: An einzelnen Stellen der Front beiderseitige Feuertätigkeit. — Sinaifront: Beiderseitig heftiges Artilleriefeuer und Fliegertätigkeit. Im Luftkampf wurde ein feindliches Flugzeug zum Niedergehen hinter den feindlichen Stellungen gezwungen. Zwei andere entkamen durch die Flucht. — Euphratfront: Bei Tagesanbruch des 28. September beschoß der Feind mehrere Stunden lang mit verschiedenem Kaliber die Stellungen, die unsere vordersten Vortruppen bereits geräumt hatten. Anschließend versuchte der Gegner mit 6 Bataillonen vorzugehen. Das Gefecht dauert noch an. Während dieser Kämpfe wurden 4 feindliche Flieger durch unser Feuer von der Erde aus zum Landen hinter den eigenen Linien gezwungen. — Von den übrigen Fronten sind keine Ereignisse gemeldet.



## Fliegerangriff auf London.

Großes Hauptquartier, 1. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war der Artilleriekampf an der Küste und im Bogen um Ypern vom Mittag an stark; er blieb auch nachts lebhaft. Englische und französische Flieger haben in letzter Zeit im belgischen Gebiet durch Bombenabwurf erheblichen Sachschaden verursacht. Die Angriffe forderten unter der Zivilbevölkerung zahlreiche Opfer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne, nordöstlich von Reims und in der Champagne lebte die Feuertätigkeit auf, meist in Verbindung mit Erkundungsgefechten, die uns Gefangene einbrachten. Vor Verdun hielt sich die Kampftätigkeit in mäßigen Grenzen. — Unsere Flieger warfen wiederum auf die militärischen Bauten und Speicher im Innern Londons Bomben ab. Zahlreiche Brände kennzeichneten diesen Angriff als besonders wirksam. Andere Flugzeuge griffen Margate und Dover erfolgreich an. Sämtliche Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt. 14 feindliche Flieger sind gestern abgeschossen worden. Leutnant Gontermann errang seinen 37. und 38., Oberleutnant Berthold den 27. Sieg im Luftkampf. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. Örtliche Infanteriegefechte riefen in einzelnen Abschnitten vorübergehende Steigerung des Feuers hervor. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront erlahmten die italienischen Infanterie-Angriffe. Bei Podlaka, auf der Hochfläche von Bainsizza, wurde ein feindlicher Vorstoß im Keime erstickt. Die Artilleriekämpfe dauern im Bereich des Monte San Gabriele und nordöstlich davon unvermindert heftig an. Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Conrad keine besonderen Ereignisse.

## Ereignisse zur See.

Wien, 1. Oktober. — Am Abend des 27. September hatten unsere Seeflugzeuge die Flugstation Brindisi und die in diesem Hafen liegenden Torpedo-Einheiten und U-Boote wirksam mit Bomben belegt. Wie einwandfrei beobachtet werden konnte, erhielten eine Zerstörergruppe zwei schwere Bombentreffer und auch die übrigen Ziele gute Einschläge. Der gemeldeten erfolgreichen Unternehmung gegen die italienischen Luftschiffanlagen von Jesi vom 27. September folgte am 29. September abends ein von gleichem Erfolge gekrönter Angriff unserer Seeflieger gegen die Ballonhallen von Ferrara, dem wieder ein Luftschiff zum Opfer fiel, indem es durch zwei Bombentreffer auf die Halle mit riesiger Stichflamme verbrannte. Am selben Abend wurden auch die Fabrikanlagen von Pontelagoscuro wirkungsvoll mit Bomben belegt. Der Feind wiederholte am 28. und 29. September abends seine Fliegerangriffe bei Pola, die keinen nennenswerten Schaden militärischer oder privater Natur hervorriefen. Zwei Matrosen wurden verwundet. Eines der italienischen Flugzeuge wurde am 29. September von einem unserer Jagdflieger im Luftkampf über See brennend zum Absturz gebracht. Die Insassen, zwei italienische Leutnants, sind tot.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. Oktober. — In verschiedenen Abschnitten der mazedonischen Front Störungsfeuer, das nur auf dem rechten Wardarufer etwas heftiger war. Mäßige Tätigkeit in der Luft im Wardartale und in der Ebene von Serres. — Rumänische Front: Spärliches Gewehrfeuer bei Tulcea und Isaccea.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Oktober. — Kaukasusfront: An zwei Stellen des rechten Flügelabschnittes scheiterten Unternehmungen feindlicher Kavallerieabteilungen in unserem Feuer.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Front war der Artilleriekampf stark, zwischen Langemarck und Hollebeke mehrfach zu heftigen Trommelfeuerwellen gesteigert. Morgens entrissen unsere Sturmtruppen den Engländern am Polygonwalde, nördlich der Straße Menin—Ypern, in etwa 500 Meter Tiefe Kampfgelände, das gegen mehrmalige starke Gegenangriffe behauptet wurde. Außer erheblichen Verlusten büßte der Feind Gefangene ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons nahm die Kampftätigkeit der Artillerien zu. Vor Verdun war der Feuerkampf im Anschluß an ein erfolgreiches Unternehmen auf dem Ostufer der Maas lebhaft. Bei Bezonvaux brachen morgens Infanterie-Stoßgruppen mit Pionieren bis in die hinteren Linien der französischen Stellung, zerstörten dort die Grabenanlagen und kehrten mit mehr als 100 Gefangenen in die eigene Stellung befehlsgemäß zurück. (W. T. B.)

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Geschützfeuer, etwas lebhafter im Cernabogen. Feindliche Erkundungsabteilungen, die westlich vom Dojransee und an der Strumamündung gegen unsere Stellungen vorzudringen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im Wardar- und Strumatale lebhafte Artillerietätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea und westlich von Isaccea Geschützfeuer. Eine feindliche Erkundungsabteilung, die an unsere Stellung südlich von Galatz heranzukommen versuchte, wurde durch Feuer vertrieben.

## Schwere Verluste der Engländer am Euphrat.

Konstantinopel, 2. Oktober. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt scheiterte der Überfallversuch einer feindlichen Kompagnie in unserem Feuer. — Euphratfront: Der Gegner erlitt beim Angriff gegen unsere Vortruppen schwere Verluste, die ihn veranlaßten, nicht weiter vorzugehen. — Dialafront: Eine englische Abteilung, die über den Fluß setzen wollte, wurde durch unser Feuer vertrieben.

## Sturmerfolg östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 3. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste und zwischen Langemarck und Zandvoorde schwoll gestern der Artilleriekampf wieder zu großer Heftigkeit an, bei den mittleren Abschnitten der Schlachtfront auch zu stärksten Feuerstößen. Am Morgen mühte sich der Gegner erneut, aber völlig vergebens, das tags zuvor von uns nördlich der Straße Menin—Ypern erkämpfte Gelände zurückzugewinnen. Alle seine Angriffe wurden blutig abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zu beiden Seiten der Straße Laon—Soissons entfalteten die Artillerien wieder lebhafte Kampftätigkeit. Längs der Aisne, bei Reims und in der Champagne brachten uns Erkundungsvorstöße Gewinn an Gefangenen und Beute. Auf dem Ostufer der Maas gelang es gestern früh württembergischen Truppen, am Nordhang der Höhe 344, östlich von Samogneux, die französischen Gräben in 1200 Meter Breite im Sturm zu nehmen. Tagsüber führten die Franzosen 8 Gegenangriffe, um uns von dem eroberten Boden zu verdrängen. Auch nachts setzte der zähe Gegner noch Anläufe an. In erbitterten Kämpfen wurden die Franzosen stets zurückgeschlagen; über 1500 Gefangene von 2 französischen Divisionen blieben in unserer Hand. Die blutigen Verluste des Feindes mehrten sich mit jedem vergeblichen Ansturm. Der Feuerkampf griff von dem Gefechtsfeld auch auf die benachbarten Frontteile über und blieb während des ganzen Tages und nachtsüber stark. — Die Bombenangriffe unserer Flieger in der Nacht vom 1. und 2. Oktober auf London, Margate, Sheerneß, Dover hatten beobachtete gute Wirkung. Auch auf die englischen Häfen und Hauptverkehrspunkte in Nordfrankreich wurden mit erkanntem Erfolg zahlreiche Bomben abgeworfen. Leutnant Gontermann schoß den 39., Oberleutnant Berthold den 28. Gegner im Luftkampf ab. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Oktober. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Albanien keine Ereignisse von Belang. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Gabriele-Abschnitt flammten gestern die Infanteriekämpfe neuerlich auf. Starke feindliche Kräfte stürmten gegen unsere Stellungen. Der Gewinn eines schmalen Grabenstücks am Westhang des Berges bildet für die Italiener das einzige Ergebnis ihrer verlustreichen Angriffe.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 3. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der Front schwache Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter zwischen Wardar und Dojransee war. Im Wardartal und an der Struma lebhafte Fliegertätigkeit. — Rumänische Front: Das Artilleriefeuer war lebhafter bei Tulcea und östlich Galatz.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. Oktober. — Euphratfront: Vier feindliche Panzerautomobile versuchten gegen unsere Stellungen vorzugehen, wurden aber von unserem Feuer überrascht und zurückgetrieben. — Kaukasusfront: Zwei russische Kompagnien, die im rechten Flügelabschnitte einen Handstreich gegen unsere Gräben unternehmen wollten, wurden durch unser Feuer unter Verlusten zurückgetrieben. — Sinaifront: An verschiedenen Stellen der Front lebte das Artilleriefeuer auf. Am linken Flügel kleinere Zusammenstöße mit feindlichen Kavalleriepatrouillen.

## Die Schlacht in Flandern neu entbrannt.

Großes Hauptquartier, 4. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die gestrige Kampftätigkeit des Feindes in Flandern glich der an den Vor-

tagen; tief in das Gelände hinter unseren Stellungen reichendes und auf die belgischen Ortschaften gerichtetes starkes Störungsfeuer, gegen einzelne Abschnitte unserer Kampfzone in der Mitte der Schlachtfront zu heftigster Wirkung in Feuerstößen zusammengefaßt. Die Nacht hindurch hielt vom Houthoulster Walde bis zur Lys der gewaltige Artilleriekampf unvermindert an; heute morgen steigerte er sich zum Trommelfeuer. Mit dem Einsetzen starker englischer Angriffe im Bogen um Ypern ist die Schlacht in Flandern von neuem entbrannt. Bei den anderen Armeen war infolge schlechter Beobachtung die Gefechtstätigkeit tagsüber meist auf ein geringes Maß beschränkt; erst gegen Abend lebte sie auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Ostufer der Maas setzte bei Einbruch der Dunkelheit schlagartig stärkstes Feuer an der Höhe 344, östlich von Samogneux, ein. Tiefgegliedert brachen die Franzosen bald darauf zum Angriff vor, um die von uns dort gewonnenen Stellungen zurückzuerobern. Der Ansturm brach in der Abwehrwirkung unserer Artillerie und an der zähen Widerstandskraft der Württemberger verlustreich und ergebnislos zusammen. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Lebhafte Artilleriekämpfe entspannen sich zeitweilig dicht westlich der Mosel und im Sundgau; Angriffe erfolgten dort nicht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Jakobstadt, Dünaburg und am Zbrucz sowie am Donauknie bei Galatz nahm die Feuertätigkeit vorübergehend zu; Erkundungsgefechte verliefen an mehreren Stellen für uns erfolgreich. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Gabriele-Abschnitt ließen gestern nach. Der Vortag hat uns 6 italienische Offiziere, 407 Mann und 2 Ärzte als Gefangene eingebracht. Unsere Flieger schossen 3 feindliche Flugzeuge ab. An der Tiroler Front keine besonderen Ereignisse.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. Oktober. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, welches etwas lebhafter gegen Anbruch der Nacht wurde. In der Umgebung der Strumamündung westlich des Dojransees wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung durch unser Feuer verjagt. Im Strumatal Patrouillentätigkeit. Südlich Serres schoß Leutnant Eschwege im Luftkampf den 16. Gegner ab. Ein feindliches Flugzeug fiel in Flammen hinter unsere Stellung. — Rumänische Front: Im Westen Tulceas und östlich Galatz Artilleriefeuer. Bei Isaccea wechselseitiges Gewehrfeuer zwischen den Posten.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Oktober. — Sinaifront: An der ganzen Front heftiges Artilleriefeuer. Eine aus 30 Eskadronen Kavallerie, einem Bataillon Infanterie und zwei Batterien bestehende feindliche Abteilung versuchte am 2. Oktober ein Unternehmen gegen unseren linken Flügel, mußte sich jedoch am 3. Oktober wieder zurückziehen.

## Großkampftag in Flandern.

Großes Hauptquartier, 5. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein Schlachttag von seltener Schwere liegt hinter Führern und Truppen der 4. Armee; er wurde bestanden! Vom frühen Morgen bis in die Nacht währte das Ringen, das durch wiederholte englische Angriffe aus der Gegend nordwestlich von Langemarck bis südlich der Straße Menin—Ypern (15 Kilometer) immer von neuem entfesselt wurde. Ununterbrochen wirkten die Artilleriemassen mit äußerster Leistung von Mann und Geschütz in das Gelände, auf dem sich die erbitterten, hin- und herwogenden Kämpfe der Infanterie abspielten. Brennpunkte der Schlacht waren Poelkapelle, die einzelnen Höfe 3 Kilometer westlich von Paschendaele, die Wegekreuze östlich und südöstlich von Zonnebeke, die Waldstücke westlich von Becelaere und das Dorf Gheluvelt. Über diese Linie hinaus konnte der Feind zwar vorübergehend vordringen, doch sich unter der Wucht unserer Gegenangriffe nicht behaupten, obwohl er bis zum späten Abend dauernd frische Kräfte ins Feuer führte. Der Gewinn der Engländer beschränkt sich somit auf einen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Kilometer tiefen Streifen von Poelkapelle über die östlichen Ausläufer von Zonnebeke und längs der von dort nach Becelaere führenden Straße. Dies Dorf ist ebenso wie das heißumkämpfte Gheluvelt voll in unserem Besitz. Die blutigen Verluste der englischen Divisionen — mindestens elf waren allein beim Frühangriff auf der Schlachtfront eingesetzt — werden übereinstimmend als sehr hoch gemeldet. Das gute Zusammenwirken aller unserer Waffen brachte auch diesen gewaltigen Stoß der Engländer zum Zusammenbrechen vor dem Ziel, das dieses Mal nicht, wie behauptet werden wird, eng, sondern unzweifelhaft recht weit gesteckt war. Das Heldentum der deutschen Truppen in Flandern wird durch nichts übertroffen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Ostufer der Maas führten die Franzosen abends einen neuen starken Angriff — den 12. binnen drei Tagen — am Nordhang der Höhe 344 östlich von Samogneux. Tagsüber bereitete heftiges Feuer, vor dem Vorbrechen zum Trommelfeuer gesteigert, den Sturm der französischen Kräfte vor, die von den kampfbewährten Württembergern fast überall zurückgeschlagen wurden. An einzelnen Stellen wurden Gegenstöße erforderlich; sie brachten zahlreiche Gefangene in unsere Hand. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und im Cernabogen war die Gefechtstätigkeit lebhafter als in den letzten Tagen. (W. B. T.)

## Artilleriefeuer im Cernabogen.

Sofia, 5. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter östlich des Wardar war. Mehrere kurze Feuerorkane im Cernabogen; im Strumatal Patrouillentätigkeit. Eine der Aufklärungsabteilungen wurde in der Nähe der Strumamündung durch Feuer verjagt. Im Tal des Wardar und des Struma lebhafte Fliegertätigkeit. — Rumänische Front: In der Nähe von Tulcea und Isaccea und östlich Galatz Artilleriefeuer. Auf der Serethfront drangen unsere Aufklärungsabteilungen in die feindlichen Stellungen ein und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr zurück.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Kampfgelände der flandrischen Front verstärkte sich das tagsüber kräftige Störungsfeuer am Abend zu einzelnen Trommelfeuerwellen zwischen Poelkapelle und Gheluvelt. Englische Angriffe erfolgten nicht; vorstoßende Erkundungsabteilungen wurden zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons nahm abends die Artillerietätigkeit an Stärke und Planmäßigkeit zu. Nordöstlich von Reims scheiterte ein französischer Vorstoß. Auf beiden Maasufern brachen unsere Sturmtrupps bei Malancourt, Behincourt, Forges, Samogneux und Bezonvaux in die feindlichen Stellungen ein und kehrten überall mit Gefangenen zurück. — Stürmische Witterung schränkte die Fliegertätigkeit ein; 5 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Leutnant Müller errang den 29. Luftsieg. — Mazedonische Front: Mehrfach bekämpften sich die Artillerien lebhafter als sonst. Östlich des Dojransees wurde der Angriff eines englischen Bataillons durch die bulgarischen Sicherungen abgewiesen. (W. T. B.)

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 6. Oktober. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia und im Cernabogen mehrfach kurzes orkanartiges Artilleriefeuer. Westlich des Wardar lebhafteres Artilleriefeuer. Ein feindliches Bataillon, welches östlich des Dojransees vordrang, wurde durch unser Feuer zurückgetrieben. An mehreren Stellen der Front wurden feindliche Aufklärungsabteilungen durch Feuer verjagt. In den Tälern des Wardar und des Prespa lebhafte Fliegertätigkeit. Wir schossen durch unser Artilleriefeuer eins der feindlichen Flugzeuge ab, das östlich des Dojransees herabstürzte. — Rumänische Front: Bei Tulcea das übliche Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Oktober. — Kaukasusfront: Im Zentrum scheiterte in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober ein von einem stärkeren feindlichen Detachement versuchter Handstreich in unserem Feuer. — Dialafront: Eine Unternehmung eines feindlichen Detachements in Stärke von 5 Eskadronen, die durch Artillerie verstärkt waren, wurde durch unsere Artillerie bereits im Keime erstickt.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regenfällen und Wind blieb die Gefechtstätigkeit bei fast allen Armeen gering. In Flandern lag starkes Störungsfeuer, durchsetzt mit einzelnen heftigen Feuerstößen, auf dem Kampffelde zwischen Poelkapelle und Zandvoorde. Vor Verdun lebte auf dem Ostufer der Maas die Feuertätigkeit zeitweilig auf. Erkundungsgefechte riefen dort und in mehreren anderen Abschnitten vorübergehend eine Steigerung des beiderseitigen Feuers hervor. Die Auswertung von Lichtbildaufnahmen unserer Flieger bestätigt, daß unsere Bombenangriffe auf die Festung Dünkirchen starke Zerstörungen in mehreren Stadtvierteln, besonders an den Hafen-, Speicher- und Bahnanlagen verursacht haben. Empfindliche Hemmungen des englischen Nachschubes werden dadurch erreicht worden sein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordöstlich von Riga, bei Dünaburg und am Zbrucz bekämpften sich mehrfach die Artillerien lebhaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der Bukowina griffen die Russen unter Einsatz von Panzerkraftwagen unsere Stellungen bei St. Onufry und Waschkoutz an. Der Feind wurde durch Feuer abgewiesen, aus Waschkoutz durch Gegenstoß deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen vertrieben. Gefangene blieben in unserer Hand. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen lebte am unteren Sereth und bei Tulcea die Kampftätigkeit der Artillerien auf. (W. T. B.)



## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. Oktober. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Sereth in der Bukowina griff der Feind gestern nach starker Artillerievorbereitung an. Er wurde bei St. Onufry durch Feuer abgewiesen, bei Waschkoutz von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen im Gegenstoß geworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Gabriele-Abschnitt beschränkten sich die Italiener gestern auf Teilvorstöße; diese blieben erfolglos. Auf der Costabella holten Hochgebirgsabteilungen 21 Bersaglieri aus den feindlichen Gräben.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front geringe Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter östlich der Prespa, in der Gegend von Moglena und westlich des Dojransees war. — Rumänische Front: In der Nähe von Mahmudia Gewehrfeuer. In der Nähe von Tulcea lebhaftes Artilleriefeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Oktober. — Sinaifront: Am rechten Flügel schwoll das Artillerie- und Minenwerferfeuer zu noch größerer Heftigkeit an. In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober versuchte der Feind in Stärke von zwei Kompagnien gegen unseren rechten Flügel vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer zum schleunigen Rückzug gezwungen und von unseren Patrouillen verfolgt. Auch an verschiedenen anderen Stellen der ganzen Front hervorbrechende englische Patrouillen wurden durch unser Feuer zurückgetrieben.

## Neue Kämpfe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 8. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit in Flandern lebte gestern von Mittag bis zum Abend zwischen dem Houthoulster Walde und der Straße Menin—Ypern erheblich auf. Starkes Trommelfeuer ging englischen Teilangriffen voran, die sich gegen einzelne Abschnitte der Kampffront entwickelten. Die vom Gegner angesetzten Sturmtruppen kamen nirgends vorwärts; unsere Abwehrwirkung hielt sie im Trichterfeld nieder. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zu beiden Seiten der Straße Laon—Soissons wurde der Artilleriekampf zwischen dem Ailettegrunde und der Hochfläche südlich von Pargny mit großer Heftigkeit geführt. Abends stießen bei Vauxaillon mehrere französische Kompagnien vor; sie wurden durch Feuer zurückgewiesen. Östlich der Maas lag starkes Feuer auf unseren Stellungen und deren Hintergelände zwischen Samogneux und Bezonvaux. Die Wirkung unserer Artillerie unterband einen südwestlich von Beaumont sich vorbereitenden Angriff der Franzosen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. Oktober. — Am Isonzo lebte an zahlreichen Stellen das Artilleriefeuer stärker auf. Besondere Steigerung erfuhr es auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist. Zu Infanteriekämpfen kam es nur im Gabriele-Abschnitt, wo um Mitternacht italienische Vorstöße abgewiesen wurden.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 9. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Artilleriekampf in Flandern war trotz des stürmischen, regnerischen Wetters stark zwischen dem Houthoulster Walde und Zandvoorde. Abends faßte der Feind seine Wirkung zu heftigen Feuerstößen gegen einzelne Abschnitte zusammen. Nach unruhiger Nacht steigerte sich auf der ganzen Front die Artillerietätigkeit zum Trommelfeuer. Beiderseits der Bahn Staden—Boesinghe und nördlich der Straße Menin—Ypern brach englische Infanterie zum Angriff vor. Bei den übrigen Armeen kam es — abgesehen von tagsüber andauerndem Feuer nordöstlich von Soissons — nicht zu größeren Gefechtshandlungen. — Mazedonische Front: Lebhafte Feuertätigkeit südwestlich des Dojransees, im Wardartale, am Dobro Polje und im Cernabogen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Kal auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist wurde gestern früh ein italienischer Angriff unter starken Feindverlusten abgeschlagen. 120 Gefangene und 7 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Bei Kostanjevitza brachte uns ein erfolgreiches Unternehmen 180 Gefangene ein. — Albanien: Östlich von Valona wurde ein italienischer Übergangsversuch über die Vojusa vereitelt.

## Die Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern traten gestern neben 11 britischen Divisionen wieder französische Truppen in den Kampf. Die gewaltige Kraftanspannung der beiden verbündeten Westmächte erschöpfte sich in tagsüber währendem Ringen an der Standhaftigkeit unserer Flandernkämpfer. Die morgens nach stärkstem Trommelfeuer vorbrechenden Angriffe bildeten die Einleitung zur Schlacht, die sich bei ununterbrochen heftigster Artilleriewirkung bis tief in die Nacht in fast 20 Kilometer Breite auf den Trichterfeldern zwischen Bixschoote und Gheluvelt abspielte. Die Gegner warfen immer neue Kräfte in den Kampf, die mehrmals, an einzelnen Stellen bis zu sechsmal, gegen unsere Linien anstürmten. Südlich des Houthoulster Waldes gewann der Feind bei Draaibank, Mangelaere, Veldhoek und am Bahnhof von Poelkapelle etwa 1500 Meter an Boden, bis ihn der Gegenstoß unserer Reserven traf und seinen Anfangserfolg beschränkte. Von Poelkapelle bis südlich von Gheluvelt haben unsere tapferen Truppen ihre Kampflinien fest in der Hand; die wiederholten feindlichen Angriffe gegen diese 13 Kilometer breite Front sind sämtlich unter den schwersten Verlusten zusammengebrochen. — Bei den anderen Armeen war die Gefechtstätigkeit gering; nur an der Aisne verstärkte sich der Feuerkampf. Südlich der Straße Laon—Soissons vorstoßende französische Kompagnien wurden abgewiesen. — Mazedonische Front: Südwestlich des Dojransees warfen die Bulgaren mehrere englische Abteilungen, die nach längerer Artillerievorbereitung angriffen, zurück. (W. T. B.)

## Englisch-französische Niederlage bei Dojran.

Sofia, 10. Oktober. — Mazedonische Front: Mehrere Feuerorkane nördlich von Bitolia. Etwas lebhafteres Artilleriefeuer im Cernabogen und westlich vom Wardar. Südlich der Stadt Dojran herrschte heftiges Artilleriefeuer des Feindes, das am 8. Oktober begann und während der Nacht und auch am Morgen des 9. Oktober anhielt. Nach einem längeren Trommelfeuer griff die feindliche Infanterie unsere Stellungen an zwei Punkten an. Der Angriff des Feindes wurde durch unser Artillerie- und Infanteriefeuer gebrochen. Nur einer kleinen Anzahl feindlicher Soldaten gelang es, vorübergehend Fuß in einem unserer vorgeschobenen Gräben zu fassen, aber durch schweres Handgemenge wurden sie gänzlich vernichtet. Im allgemeinen sind die feindlichen Verluste ziemlich schwer und unsere äußerst gering. — Rumänische Front: Geringe Feuertätigkeit, die westlich Tulcea etwas lebhafter war.

## Ergebnis der Luftkämpfe im September.

Großes Hauptquartier, 11. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im flandrischen Küstenabschnitte und zwischen Blankartsee und Poelkapelle steigerte sich der Artilleriekampf nachmittags zu großer Stärke. Bei Draaibank griffen die Franzosen erneut an, ohne einen Erfolg zu erzielen. Auf dem Kampffelde östlich von Ypern war das Feuer wechselnd stark; die Engländer griffen nicht an. Bei einer abends sich über Zonnebeke—Zandvoorde entwickelnden Luftschlacht, an der rund 80 Flugzeuge beteiligt waren, wurden 3 feindliche Flieger abgeschossen. Auf dem Ostufer der Maas entrissen niederrheinische und westfälische Bataillone nach wirkungsvoller Feuervorbereitung den Franzosen durch kraftvollen Ansturm wichtiges Gelände im Chaumewalde. Der Feind führte vier kräftige Gegenangriffe, die sämtlich verlustreich scheiterten. Mehr als 100 Gefangene und einige Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Auch südwestlich von Beaumont und bei Bezonvaux hatten eigene Vorstöße in die französischen Linien vollen Erfolg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das an mehreren Stellen der Front lebhafte Störungsfeuer verstärkte sich zeitweilig in der rumänischen Ebene und bei Braila, das von den Russen beschossen wurde. Zur Vergeltung nahmen unsere Batterien Galatz unter Feuer, wo Brände ausbrachen. — Mazedonische Front: Lebhafte Artillerietätigkeit in der Enge zwischen Ochrida- und Prespasee, im Cernabogen und zwischen Wardar- und Dojransee. Mehrfach vorstoßende Erkundungsabteilungen der Gegner wurden vertrieben. — Im September beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 22 Fesselballone und 374 Flugzeuge, von denen 167 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone verloren. (W. T. B.)

## Erfolge in Mazedonien.

Sofia, 11. Oktober. — Mazedonische Front: An mehreren Punkten der Front Artillerietätigkeit, die besonders im Cernabogen ein wenig lebhafter war. Starke feindliche Erkundungsabteilungen, die südlich der Dobro Polje und westlich des Dojransees sich unseren Stellungen zu nähern versuchten, wurden durch Feuer verjagt. Deutsche und bulgarische Sturmtrupps drangen bei Makovo und Liumnitza in die feindlichen Stellungen und kehrten mit italienischen und griechischen Gefangenen zurück. — Rumänische Front: Bei Tulcea und östlich Galatz Artilleriefeuer. Eine unserer Batterien schoß ein feindliches Depot in Galatz in Brand. Eine feindliche Abteilung, die versuchte, sich unserm Ufer bei Perkesch zu nähern, wurde durch Feuer verjagt. Östlich Tulcea lebhafte Lufttätigkeit. Unsere Artillerie traf ein feindliches Flugzeug, das nördlich Tulcea auf dem linken Ufer des St. Georg-Armes niederfiel.

## Günstige Gefechte in Persien.

Konstantinopel, 11. Oktober. — Persien: Am Morgen des 8. Oktober griffen die Russen mit einer aus drei Bataillonen, einem

Kavallerieregiment und Artillerie bestehenden Abteilung unsere Truppen in Persien an. Das Gefecht dauert zu unsern Gunsten an. Unsere nördlich Rewanduz stehenden Truppen wurden ebenfalls von einer aus gemischten Waffen bestehenden russischen Abteilung angegriffen. Der Gegner wurde mit blutigen Verlusten zurückgeschlagen.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gestern beschränkte sich die Artillerietätigkeit in Flandern auf starken Feuerkampf im Küstenabschnitt und am Houthoulster Walde. Während der Nacht lag starkes Wirkungsfeuer auf dem Kampfgelände von der Lys bis zur Straße Menin—Ypern; es steigerte sich heute früh schlagartig zum Trommelfeuer. In breiten Abschnitten haben dann neue feindliche Angriffe eingesetzt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons und östlich der Maas schwoll die Kampftätigkeit der Artillerien zu großer Heftigkeit an. Bei Vauxaillon stießen starke französische Erkundungstrupps vor; sie wurden abgewiesen. Östlich von Samogneux kam es zu örtlichen Grabenkämpfen am Osthang der Höhe 344. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Riga und Zbrucz war die Gefechtstätigkeit lebhafter als in den Vortagen. Bei Zusammenstößen von Streifabteilungen fielen zahlreiche Gefangene in unsere Hand. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und im Cernabogen bekämpften sich die beiderseitigen Batterien zeitweilig stark. Am rechten Wardarufer scheiterte der Angriff einer englischen Kompagnie vor den bulgarischen Linien. (W. T. B.)

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Oktober. — Persien: Der bereits gemeldete Kampf mit den Russen an der persischen Grenze verlief zu unseren Gunsten. Die Russen wurden zurückgeworfen. In der Gegend Rewanduz griffen die Russen die Stellungen unserer vordersten Postierungen an. Es gelang ihnen in diese Stellungen einzudringen, jedoch wurden sie in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober daraus wieder vollständig vertrieben. — Syrien: Am 9. Oktober erschienen ein feindlicher Hilfskreuzer und ein Torpedoboot vor Alexandrette. Ein von einem dieser Schiffe aufgestiegenes Flugzeug wurde durch unser Abwehrfeuer zum Niedergehen gezwungen. Führer und Beobachter stürzten ins Meer, die Trümmer des Flugzeuges wurden geborgen. Am 11. Oktober erschien auch ein anderes feindliches Flugzeug über Alexandrette, das ebenfalls durch unser Feuer von der Erde aus zum Niedergehen gezwungen wurde. Der Pilot fiel schwer, der Beobachter leicht verwundet in unsere Hand. Das Flugzeug ist in gebrauchsfähigem Zustande.

## Die Schlacht in Flandern lebt auf.

Großes Hauptquartier, 13. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlacht in Flandern lebte nach kurzer Unterbrechung gestern von neuem auf. Diesmal führten die Engländer in schmalerer, etwa 10 Kilometer breiter Front zwischen den Straßen Langemarck—Houthoulst und Zonnebeke—Morslede die Angriffe; ihr Einsatz an artilleristischen Kampfmitteln war besonders stark. Nach mehrmaligem ergebnislosen Ansturm gelang es der englischen Infanterie, zwischen Bahnhof und Dorf Poelkapelle im Trichtergelände vorzukommen. In tagsüber andauernden, erbitterten Kämpfen warfen unsere Truppen den Feind beiderseits des Pendsbeek zurück. Unsere Stellungen in und südlich von Poelkapelle wurden vormittags und mit frischen Kräften am Abend erneut vergeblich angegriffen. Starker Druck des Gegners richtete sich auf Passchendaele; auch hier mußten die Engländer sich mit einem schmalen Streifen unseres Vorfeldes begnügen. Der Ort ist in unserem Besitz. Östlich von Zonnebeke brachen die feindlichen Angriffe zusammen; auch bei Gheluvelt scheiterte ein starker Vorstoß. Im ganzen beträgt der mit schweren, blutigen Opfern vom Feinde erkaufte Gewinn an zwei Einbruchsstellen etwa ½ Kilometer Boden; überall sonst war sein Einsatz vergeblich. Die Nacht hindurch hielt der Artilleriekampf an; heute morgen steigerte er sich wieder zum Trommelfeuer zwischen der Lys und dem Kanal Comines—Ypern. Nach den vorliegenden Meldungen sind bisher keine neuen Angriffe erfolgt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In einigen Abschnitten der Aisnefront war auch gestern die Kampftätigkeit lebhaft. Am Ostteil des Chemin-des-Dames brachen thüringische Sturmtruppen nach wirkungsvoller Feuervorbereitung in die französischen Stellungen nördlich der Mühle von Vauclere ein. In 400 Meter Breite wurden dem Feinde mehrere Grabenlinien entrissen; zahlreiche Gefangene blieben in unserer Hand. — Mazedonische Front: Außer lebhafter Artillerietätigkeit im Cernabogen und für die Bulgaren erfolgreichen Erkundungsgefechten am Dojransee nichts Besonderes. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Oktober. — Im Osten und in Albanien bei unseren Truppen nichts Neues. Am Isonzo und an der Tiroler Front kam es an zahlreichen Stellen zu lebhafterer Geschütztätigkeit. Südlich des Pelegrinotales holten unsere Stoßtrupps, durch Landesschützen verstärkt, Gefangene und Kriegsgerät aus der feindlichen Stellung.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. Oktober. — Mazedonische Front: Wiederholtes Trommelfeuer im Cernabogen, etwas lebhafteres Artilleriefeuer im Strumatal im Süden der Stadt Dojran und an der Strumamündung. Wir verjagten durch Feuer starke feindliche Patrouillen, die gegen unsere Stellungen vorrückten. — Dobrudschafront: Bei Tulcea und östlich von Galatz vereinzeltes Artilleriefeuer. Eine starke Erkundungsabteilung des Feindes, welche sich mit Unterstützung der Artillerie dem rechten Donauufer nördlich dem Dorfe Somove zu nähern suchte, wurde durch Feuer vertrieben.

## Deutsche Truppen auf Oesel gelandet.

Großes Hauptquartier, 14. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Kampffelde in Flandern sind dem Trommelfeuer zwischen Lys und Deule am gestrigen Morgen Angriffe nicht gefolgt. Tagsüber blieb die Feuertätigkeit an der Küste und vom Houthoulster Walde bis Gheluvelt lebhaft und war vornehmlich am Abend gesteigert. Starke französische und englische Erkundungsabteilungen stießen an einigen Stellen gegen unsere Linien vor; sie wurden abgewiesen. Im Artois und nördlich von St. Quentin lebte das beiderseitige Feuer in Verbindung mit Aufklärungsgefechten vorübergehend auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im westlichen Teil des Chemin-des-Dames zeitweilig starker Artilleriekampf an der Straße Laon—Soissons. Gegen die von uns nördlich der Mühle von Vauclere genommenen Gräben führten die Franzosen gestern fünf starke Gegenangriffe, die sämtlich ergebnislos und verlustreich scheiterten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nach wohldurchdachter Vorbereitung hat in vorzüglichem Zusammenwirken von Armee und Marine ein gemeinsames Unternehmen gegen die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerte, als Stützpunkt stark ausgebaute russische Insel Oesel begonnen. Nach umfangreichen Minenräumarbeiten in den Küstengewässern wurden am 12. Oktober morgens die Befestigungen auf der Halbinsel Sworbe, bei Kielkond, an der Taggabucht und am Soelosund unter Feuer genommen; nach Niederkämpfung der russischen Batterien wurden Truppen gelandet. Hierbei wie bei dem Geleit der Transportflotte durch die russischen Minensperren haben die beteiligten Seestreitkräfte den frischen Unternehmungsgeist und das Können der Flotte trefflich bewährt; ohne jeden Schiffsverlust ist dieser erste Teil der Operation voll gelungen. Die in der Taggabucht an der Nordwestküste der Insel ausgeschifften Truppen haben in frischem Draufgehen den Widerstand der Russen schnell gebrochen und sind im weiteren Vordringen nach Südosten. Zerel, an der Südspitze der Halbinsel Sworbe, und Arensburg, die Hauptstadt der Insel Oesel, brennen. — Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ist die Lage unverändert. — Mazedonische Front: Bei heftigen Regengüssen nur bei Monastir und im Cernabogen lebhafte Artillerietätigkeit. (W. T. B.)

## Fortschritte auf Oesel.

Großes Hauptquartier, 15. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit der Artillerien in Flandern war wechselnd stark. An der Küste und in einzelnen Abschnitten der Front zwischen Lys und Deule wurde das Feuer zeitweilig zu kräftiger Wirkung zusammengefaßt. In den ausgedehnten Trichterfeldern kam es mehrfach zu Erkundungsgefechten. Im Artois griffen die Engländer mit starken Kräften zwischen der Scarpe und der Straße Cambrai—Arras in 4 Kilometer Breite an. Auf den Flügeln scheiterte der Ansturm im Feuer; in der Mitte drang der Feind in unsere Linien, von dort wurde er nachts durch Gegenstöße wieder vertrieben. Bei St. Quentin lebte das Feuer vorübergehend auf. Die Kathedrale erhielt wieder 15 Granattreffer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen Ailettetal und Braye sowie im mittleren Teil des Chemin-des-Dames spielten sich tagsüber heftige Artilleriekämpfe ab. Auch nördlich von Reims, in der Champagne und an der Maas steigerte sich zeitweise das Feuer. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Insel Oesel wurden schnelle Fortschritte erzielt. In ungestümem Vorwärtsdrängen warfen unsere Infanterieregimenter und Radfahrerbataillone, vielfach ohne das Herankommen der Artillerie abzuwarten, den Feind, wo er sich stellte. Die Halbinsel Sworbe wurde von Norden her abgeschnürt, während das Feuer unserer Schiffe die Landbatterien niederhielt. Wir stehen vor dem brennenden Arensburg und sind im Vordringen im östlichen Teil der Insel, nach deren Ostküste die russischen Kräfte eilig zurückweichen, um über den Damm, der Oesel mit der Insel Moon verbindet, zu entkommen. Unsere Torpedoboote sind in das Binnenfahrwasser zwischen Oesel und Dagö eingedrungen und haben in wiederholten Gefechten russische Seestreitkräfte in den Moonsund zurückgedrängt. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei andauernd ungünstigem Wetter kam es auch gestern nur auf dem Monte San Gabriele und im Wippachtale zu erhöhter Kampftätigkeit. Unternehmungen unserer Sturmtrupps brachten Erfolg. Italienische Vorstöße wurden abgewiesen.



## Große Erfolge auf Oesel.

Großes Hauptquartier, 16. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die gestrige Kampftätigkeit der Artillerien in Flandern glich der an den Vortagen. Größere Infanteriekämpfe fanden nicht statt; Erkundungsvorstöße der Engländer wurden an mehreren Stellen, auch im Artois, abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Wieder war der Artilleriekampf nordwestlich von Soissons tagsüber lebhaft; auch westlich von Craonne steigerte er sich bei zwei neuen vergeblichen Angriffen der Franzosen gegen die von uns nördlich der Mühle von Vauclerc kürzlich gewonnenen Gräben. Mehrere Erkundungsgefechte verliefen für uns günstig; westlich der Suippes holten sächsische Grenadiere, westlich der Maas bayerische Sturmtrupps eine große Anzahl von Gefangenen und mehrere Maschinengewehre aus den französischen Stellungen. Die Feuertätigkeit an der Nordfront von Verdun war lebhafter als in letzter Zeit. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Kathen auf Oesel kämpfenden Truppen setzten sich gestern völlig in Besitz des Hauptteils der Insel. Auf der nach Süden auslaufenden Halbinsel Sworbe leisteten die dort abgeschnittenen russischen Truppen noch hartnäckigen Widerstand. Die schweren Küstenbatterien sind durch das Feuer unserer Schiffe zum Schweigen gebracht worden. Gegen die Ostküste wurde der Feind so scharf gedrängt, daß nur Teile sich über den nach Moon führenden Damm zu retten vermochten. Bei den Kämpfen um den Brückenkopf von Orrissar am Ostrand von Oesel wirkten von Norden her unsere Seestreitkräfte durch Feuer erfolgreich mit. Bisher sind mehr als 2400 Gefangene gezählt worden. Versprengte werden die Zahl noch erhöhen. 30 Geschütze, 21 Maschinengewehre, einige Flugzeuge und viele Fahrzeuge fielen bis jetzt in die Hand unserer Landungstruppen, die unter vortrefflicher Mitwirkung der unter Befehl des Vizeadmirals Schmidt stehenden Flottenteile den wesentlichsten Teil ihrer Aufgabe in vier Tagen erfüllten. Im Rigaischen Meerbusen sind die Inseln Runö und Abro von uns besetzt worden. An der Landfront im Osten keine Ereignisse von Bedeutung. — Mazedonische Front: In der Struma-Ebene überließen die Bulgaren den Engländern einige Ortschaften. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist scheiterten italienische Einzelvorstöße. Auf dem Monte San Gabriele wurde das Vorarbeiten feindlicher Abteilungen im Handgranatenkampf vereitelt.

## Erfolge im Kaukasus.

Konstantinopel, 16. Oktober. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt überfiel eine unserer Kavallerie-Abteilungen eine feindliche Eskadron, fügte ihr blutige Verluste zu und erbeutete eine größere Anzahl Pferde.

## Die Insel Oesel völlig erobert.

Großes Hauptquartier, 17. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern schwoll der Artilleriekampf vom Überschwemmungsgebiet der Yser bis zur Lys gestern wieder zu erheblicher Stärke an. In einzelnen Abschnitten war die Feuerkraft am Abend, auf der ganzen Front heute morgen gesteigert. Außer Erkundungsgefechten, die auch zwischen dem Kanal von La Bassée und der Scarpe zahlreich waren, kam es nicht zu Infanteriekampftätigkeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Der Feuerkampf nordöstlich von Soissons dehnte sich gestern seitlich aus und war zeitweilig sehr heftig; er hielt auch nachts an. In der westlichen Champagne, in den Argonnen und auf dem östlichen Maasufer erreichte die Artillerietätigkeit gleichfalls größere Heftigkeit als in den letzten Tagen. — 10 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon sind gestern abgeschossen worden. Leutnant von Bülow brachte seinen 23., Leutnant Böhme den 20. Gegner im Luftkampf zum Absturz. Dünkirchen wurde von unseren Fliegern erneut und mit erkannter Brandwirkung durch Bomben angegriffen. Zur Vergeltung für Bombenwürfe feindlicher Flieger auf offene deutsche Städte wurde die im französischen Operationsgebiet liegende Stadt Nancy von uns mit Bomben beworfen. Größere Brände waren die Folge. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die auf der Halbinsel Sworbe noch Widerstand leistenden feindlichen Kräfte wurden gestern durch unsere Truppen überwältigt. Die Insel Oesel ist damit völlig in unserem Besitz. Die Beute mehrt sich; gestern wurden mehr als 1100 Gefangene eingebracht. Unsere Seestreitkräfte hatten nördlich von Oesel und im Rigaischen Meerbusen mit russischen Zerstörern und Kanonenbooten Gefechte, die für uns günstig ausgingen. Ohne eigenen Verlust wurden die feindlichen Schiffe zur Umkehr gezwungen. Marineluftschiffe bewarfen Pernau mit Bomben; große Brände brachen dort aus. Auf der festländischen Front lebte die Gefechtstätigkeit an mehreren Stellen beträchtlich auf; vordringende Streifabteilungen der Russen wurden vertrieben. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Oktober. — An unserer Ostfront und in Albanien lebte stellenweise die Gefechtstätigkeit auf. — Im Gabriele-Abschnitt wurden abermals italienische Vorstöße abgewiesen.

## Lebhafte Kampftätigkeit in Mazedonien.

Sofia, 17. Oktober. — Mazedonische Front: Heftiges Artilleriefeuer zu beiden Seiten des Prespasees und westlich des Wardar. Im Cernabogen und südwestlich von Dojran wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. Im Strumatal ziemlich lebhafte Patrouillentätigkeit. Längs der Struma lebhafte Lufttätigkeit. Deutsche Flieger schossen im Luftkampf zwei feindliche Flugzeuge ab; eins davon fiel hinter unseren Linien nieder.

## Vorstoß unserer Seestreitkräfte in der Moonsund.

Großes Hauptquartier, 18. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Front war auch gestern der Feuerkampf stark; besonders in den Abend- und heutigen Morgenstunden war das Feuer am Houthoulster Walde und südlich von Passchendaele gesteigert. Bei Draaibank mehrmals vorstoßende starke Erkundungsabteilungen wurden zurückgeworfen. Zwischen dem Kanal von La Bassée und der Scarpe, sowie südlich von St. Quentin nahm bei Vorfeldgefechten auch die Feuertätigkeit zu. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons hat sich die seit Tagen lebhafte Kampftätigkeit zur Artillerieschlacht entwickelt, die seit gestern früh vom Ailettegrund bis Braye mit nur kurzen Pausen andauert. Auch die Batterien der Nachbarabschnitte beteiligen sich am Feuerkampf. Von der Aisne bis auf das Ostufer der Maas nahm in vielen Teilen der Front das Feuer gleichfalls erheblich zu. An der Nordostfront von Verdun stießen zu kühnem Handstreich gestern morgen badische Sturmtruppen bei Höhe 344 östlich von Samogneux in die französischen Gräben vor, zerstörten große Unterstände und führten die Besatzung, soweit sie nicht im Nahkampf fiel, gefangen zurück. Abends machte der Feind zwei Gegenangriffe gegen die genommenen Grabenstücke; beide Male wurde er zurückgewiesen. — Im ganzen wurden gestern 13 Flugzeuge zum Absturz gebracht. In Erwiderung eines Fliegerangriffs auf Frankfurt a. M. wurde gestern erneut Nancy mit Bomben beworfen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Sichtung der auf Oesel gemachten Beute hatte bisher folgendes Ergebnis: 10000 Gefangene von 2 russischen Divisionen, nach Moon sind nur wenige hundert Mann entkommen. 50 Geschütze, dabei einige unversehrte schwere Küsten- und einige Feldbatterien. Zahlreiche Waffen und sonstiges Kriegsgerät. Teile unserer Seestreitkräfte drangen durch die Minenfelder des Rigaischen Meerbusens bis zum Südausgang des großen Moonsundes vor, wohin sich etwa 20 russische Kriegsschiffe nach kurzem Gefecht zurückzogen. Die russischen Batterien bei Woi auf Moon und bei Werder an der estländischen Küste wurden zum Schweigen gebracht. Andere unserer Flotteneinheiten liegen im Ostteil der Kassar Wiek und sperren die Durchfahrt nach Westen. Zwischen Düna und Donau außer einigen vergeblichen Vorstößen russischer Aufklärer keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Berlin, 18. Oktober. — Am 17. Oktober griffen leichte deutsche Seestreitkräfte in der nördlichen Nordsee innerhalb des Sperrgebietes nahe bei den Shetlandsinseln einen von Norwegen nach England gehenden Geleitzug von insgesamt 13 Fahrzeugen an, darunter als Schutz die beiden modernen englischen Zerstörer „G 29" und „G 31". Alle Schiffe des Geleitzuges, sowie die Bedeckungsfahrzeuge, einschließlich der Zerstörer, wurden vernichtet, bis auf einen Geleitfischdampfer. Unsere Streitkräfte sind ohne Verluste und Beschädigungen zurückgekehrt. Die Operationen unserer Seestreitkräfte bei Oesel schreiten planmäßig fort. (W. T. B.)

## Die Insel Moon besetzt.

Großes Hauptquartier, 19. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die artilleristische Kampftätigkeit in Flandern erreichte gestern wieder an der Küste sowie zwischen Yser und Lys große Stärke. Besonders heftig war das Feuer am Houthoulster Walde, bei Passchendaele und zwischen Gheluvelt und Zandvoorde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach regnerischem Morgen schwoll von gestern mittag ab die Artillerieschlacht nordwestlich von Soissons wieder zu voller Höhe an und tobt seitdem bei gewaltigem Munitionseinsatz fast ununterbrochen. Morgens drangen bei Vauxaillon, abends an der ganzen Front bei Braye nach Trommelfeuer starke französische Abteilungen zu Erkundungsvorstößen vor; in örtlichen Kämpfen wurde der Feind überall zurückgeworfen. Die Nachbarabschnitte und das Rückengelände der Kampffront lagen unter sehr starkem Störungsfeuer, das von uns kräftig erwidert wurde. Im Ostteil des Chemin-des-Dames griffen die Franzosen erneut dreimal unsere Stellungen nordöstlich der Mühle von Vauclerc an; sie wurden blutig abgewiesen. Bei den anderen Armeen schränkte Regen und Nebel die Gefechtstätigkeit ein. — Unsere Gegner verloren gestern 12 Flugzeuge, davon 6 aus einem Geschwader,

das auf Roulers und Ingelmunster mit beträchtlichem Häuserschaden Bomben abgeworfen hatte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unter dem Befehl des Generalleutnants von Estorff erkämpften unsere Truppen, in Booten und auf dem Steindamm durch den Kleinen Sund übergehend, das Westufer der Insel Moon. In schnellem Vordringen wurden die Russen, wo sie Widerstand leisteten, überrannt; bis zum Mittag war die ganze Insel in unserem Besitz. Von Norden und Süden eingreifende Landungsabteilungen der Marine und die Geschütze unserer Schiffe trugen zu dem schnellen Erfolge wesentlich bei. 2 russische Infanterieregimenter in Stärke von 5000 Mann wurden gefangen; die Beute ist beträchtlich. Auf Oesel und Moon sind 1 Divisions- und 3 Brigadestäbe in unsere Hand gefallen. Unsere Seestreitkräfte hatten in den Gewässern am Moon mehrfach Gefechte mit feindlichen Kriegsschiffen. Das russische Linienschiff „Slava" (13500 Tonnen) wurde in Brand geschossen und ist dann dann zwischen Moon und der Nachbarinsel Schildau gesunken. Land- und Marineflieger hielten die Führung über den Verbleib der feindlichen Kräfte gut unterrichtet; mit Bombenabwurf und Maschinengewehrfeuer griffen sie auf Land und See den Feind oftmals mit erkannter Wirkung an. (W. T. B.)

Berlin, 19. Oktober. — Teile unserer Torpedobootstreitkräfte haben in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober Dünkirchen angegriffen und 250 Sprenggranaten auf nahe Entfernung gegen die Hafenanlagen der Festung gefeuert. Das Feuer wurde von Landbatterien und den auf der Reede liegenden feindlichen Streitkräften, die von uns ebenfalls mit sichtbarem Erfolge bekämpft wurden, erwidert; ein englischer Monitor wurde durch drei Torpedotreffer und zahlreiche Artillerietreffer schwer beschädigt. Die eigenen Boote sind vollzählig und unbeschädigt eingelaufen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Tiroler und der Kärtner Front kam es vorgestern und gestern an zahlreichen Stellen zu örtlichen Kämpfen. Unsere Truppen brachten 300 Gefangene und Kriegsgerät ein. Am Isonzo die gewöhnliche Artillerietätigkeit.

## Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bei ungünstigen Beobachtungsbedingungen blieb der Feuerkampf in Flandern geringer als an den Vortagen; nur in einzelnen Abschnitten zwischen Houthoulster Wald und Deule war er zeitweilig stark. Erkundungsgefechte spielten sich an mehreren Stellen, auch im Artois und nördlich von St. Quentin, mit für uns günstigem Erfolge ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons dauert an. In nur nachts vorübergehend nachlassender Heftigkeit bekämpften sich die dort zusammengezogenen Artilleriemengen mit äußerster Kraft. Anhaltendes Massenfeuer von Minenwerfern hat die vordere Kampfzone zwischen Vauxaillon und Braye in ein Trichterfeld verwandelt. Einzelne Vorstöße französischer Aufklärungstrupps wurden abgewiesen; größere Angriffe sind bisher nicht erfolgt. Östlich der Maas schwoll die Feuertätigkeit gestern nachmittag an. Mehrere eigene Unternehmungen brachten uns Gefangene ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Wir haben auf der Insel Dagoe Truppen gelandet, wo schon vor einigen Tagen Landungsabteilungen der Marine zur Sicherung der beabsichtigten Ausladestellen Fuß gefaßt hatten. Die dort eingeleiteten Operationen verlaufen plangemäß. Von der Ostseeküste bis zum Schwarzen Meer nichts von Bedeutung. — Mazedonische Front: Am Westufer des Ochridasees wurden angreifende französische Kompagnien zurückgeworfen. Bei Monastir, im Cernabogen und am Dobro Polje lebte das Feuer auf. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Oktober. — Westlich des Ochridasees scheiterte ein französischer Angriff im zusammengefaßten Feuer der Batterien der Verbündeten.

## Erfolge an den türkischen Fronten.

Konstantinopel, 20. Oktober. — Sinaifront: Der Gegner machte mit einer aus mehr als 20 Eskadronen Kavallerie, sowie aus Artillerie und Automobilen bestehenden Abteilung eine Erkundungsunternehmung gegen Bir-es-Saba. Am 18. Oktober zog sich der Feind wieder zurück. — Dialafront: Artilleriekampf zwischen den Engländern und unseren Vortruppen. — Persien: Ein Angriff, den die Russen in der Gegend von Serdescht mit einer Eskadron und einer Kompagnie unternahmen, wurde zurückgeschlagen.

## Neue Erfolge im Rigaischen Meerbusen.

Großes Hauptquartier, 21. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ostende wurde von See beschossen; in der Stadt entstand Häuserschaden. An der flandrischen Landfront blieb bei starkem Dunst bis zum Abend die Feuertätigkeit eingeschränkt. Vor Einbruch der Dunkelheit verstärkte sich das Feuer an der Küste, bei Dixmude und in einigen Abschnitten des Hauptkampffeldes. Mehrfach vorstoßende Erkundungsabteilungen der Gegner wurden verlustreich zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach nebligem und daher etwas ruhigerem Morgen steigerte sich bei mittags besser werdender Sicht die Artillerieschlacht von Vauxaillon bis Braye wieder zu größter Heftigkeit. Sie dauerte unvermindert, vielfach zum Trommelfeuer anschwellend, auch während der Nacht an. Größere Angriffe sind bisher nicht erfolgt. — Bei den übrigen Armeen blieb die Gefechtstätigkeit meist gering. — 9 feindliche Flieger wurden abgeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Insel Dagoe ist die Ostküste von unseren Truppen erreicht; Streifabteilungen durchdringen das Innere. Bisher sind mehrere hundert Gefangene gemeldet. Die zwischen der Insel Moon und dem Festland gelegene Insel Schildau wurde von uns besetzt. Die russischen Seestreitkräfte haben den Moonsund nach Norden verlassen unter Preisgabe des Wracks der „Slava" und von vier auf Strand gesetzten Dampfern. — Mazedonische Front: Im Gebirgsstock zwischen Skumbital und Ochridasee griffen gestern nach kräftiger Feuervorbereitung starke französische Kräfte an. Deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen brachten durch Feuer und im Gegenstoß den feindlichen Ansturm zum Scheitern. Östlich des Ochridasees sowie vom Prespasee bis zur Cerna und auf beiden Wardarufern hat die Kampftätigkeit der Artillerien merklich zugenommen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Fleimstal brachten unsere Patrouillen von einer gelungenen Unternehmung 1 Offizier und 40 Mann als Gefangene zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich des Ochridasees scheiterten starke französische Angriffe an der tapferen Gegenwehr österreichisch-ungarischer, deutscher und bulgarischer Truppen.

## Starker Feuerkampf in Mazedonien.

Sofia, 21. Oktober. — Mazedonische Front: An mehreren Stellen der Front belebte sich die Artillerietätigkeit. Sie steigerte sich zu besonderer Heftigkeit westlich von Bitolia, südlich von Huma, sowie zwischen Wardar und Dojransee. Im letzteren Abschnitt ging das Geschützfeuer in Trommelfeuer über. In den feindlichen Schützengräben westlich von Bitolia bemerkte Bewegung wurde durch unser Feuer unterdrückt. — Front in der Dobrudscha: Bei Tulcea Feuertätigkeit. Ein neuer Versuch einer feindlichen Erkundungsabteilung, die sich in mehreren Kähnen dem rechten Donau-Ufer am Rande des Dorfes Perkesch zu nähern versuchte, wurde vereitelt.

## Die Insel Dagoe in unserm Besitz.

Großes Hauptquartier, 22. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern schwoll gestern der Feuerkampf vom Houthoulster Walde bis zum Kanal Comines—Ypern wieder zu großer Stärke an und blieb, vielfach zum Trommelfeuer gesteigert, bis zum Morgen heftig. Heute früh haben nach bisher vorliegenden Meldungen zwischen Draaibank und Poelkapelle französisch-englische Angriffe eingesetzt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht zwischen Ailettegrund und Braye wurde unter stärkstem Einsatz aller Kampfmittel tagsüber und mit nur wenigen Pausen auch während der Nacht weitergeführt. Im mittleren Abschnitt des Chemin-des-Dames war besonders bei Cerny das Feuer zeitweilig sehr lebhaft. Auch in der Champagne und an der Maas hat sich die Kampftätigkeit verstärkt. — 12 feindliche Flieger und 1 Fesselballon wurden gestern zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die ganze Insel Dagoe ist in unserm Besitz. Mehr als 1200 Gefangene und einige Geschütze wurden eingebracht, große Vorräte erbeutet. In 9 Tagen führten Armee und Marine die Operationen über See gemeinsam durch, die Oesel, Moon und Dagoe, die Schlüsselpunkte der östlichen Ostsee, in deutsche Hand brachten. Ein neuer Beweis der Schlagkraft unseres Heeres und unserer Marine ist erbracht; ihr Zusammenwirken auch hier kann vorbildlich genannt werden. — Mazedonische Front: Im Skumbitale entrissen unsere und die verbündeten Truppen den Franzosen im Angriff einige Höhenstellungen und hielten sie gegen starke Gegenstöße. An der Straße Monastir-Resna scheiterten wiederholte Angriffe des Gegners. Der Feuerkampf blieb hier und in breiten Abschnitten auf beiden Wardarufern stark. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Beiderseits der Rollepaßstraße, im Pellegrinotal und Marmolatagebiet lebte die Gefechtstätigkeit auf. Am Monte Sief gelang die Sprengung eines feindlichen Stützpunktes. Gleichzeitig im Cordevoletal angreifende Stoßtrupps drangen bis in die zweite feindliche Linie vor, fügten dem Gegner schwere blutige Verluste zu und kehrten mit einigen Gefangenen wieder in die Ausgangsstellung zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Ein am westlichen Skumbi-Ufer von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen geführter Angriff brachte uns in den Besitz einiger französischer Stellungen.



## Ereignisse zur See.

Wien, 22. Oktober. — Am 18. Oktober unternahmen Teile unserer leichten Seestreitkräfte unter Führung des Kreuzers „Helgoland" zur Störung der gegnerischen Transporte einen Vorstoß in die Süd-Adria, in dessen Verlauf keine feindlichen Schiffe gesichtet wurden, obwohl sich unsere Flottille längere Zeit in der Nähe der italienischen Küste aufhielt. Angriffe feindlicher Flieger und eines Unterseebotes gegen unsere Einheiten am 19. Oktober morgens blieben wirkungslos. Ein italienisches Flugzeug wurde in Brand geschossen und zerschellte. Unsere Fliegertruppen belegten die weit im Südwesten und außer Sicht unserer Schiffe erschienenen überlegenen italienischen Seestreitkräfte erfolgreich mit Bomben, wobei ein italienischer Zerstörer durch eine dicht bei ihm einschlagende Bombe anscheinend beschädigt wurde. Unsere Seestreitkräfte und Flieger sind vollzählig und unbeschädigt zurückgekehrt.

Flottenkommando.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. Oktober. — Mazedonische Front: Am oberen Lauf des Skumbi haben unsere Abteilungen im Verein mit deutschen Truppen den Feind von einer Stelle, wo er sich am vorhergehenden Tage behauptet hatte, verjagt und 4 Maschinengewehre genommen. Zwei Gegenangriffe, die der Feind unternahm, um diese Stellung wieder zu nehmen, wurden blutig abgewiesen. Auf dem Westufer des Ochridasees lebte die Artillerietätigkeit wieder auf. Bei Bratindol und Tarnovo wiesen wir durch unser Feuer den Angriff eines feindlichen Bataillons, der am Morgen nach längerem Feuer unternommen worden war, ab. Er wurde am Nachmittag wiederholt und schlug wieder fehl. Nördlich Bitolia und in der Gegend von Moglena wurden starke feindliche Aufklärungsabteilungen, die sich unseren Stellungen zu nähern suchten, durch unser Feuer verjagt. Westlich Wardar heftiges Störungsfeuer. Zwischen dem Wardar- und Dojransee setzte die feindliche Artillerie eifrig und mit einem großen Aufwand von Geschossen ihr Feuer gegen unsere Stellungen fort. Das Feuer verwandelte sich häufig in Trommelfeuer, aber Infanterietätigkeit folgte nicht. — Dobrudschafront: Geringe Feuertätigkeit.

## Die Beute aus dem Rigaischen Meerbusen.

Großes Hauptquartier, 23. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die in Flandern zwischen Draaibank und Poelkapelle sich gestern morgen entwickelnden Kämpfe dauerten bis gegen Abend. Die Ziele der französisch-englischen Angriffe lagen nach aufgefundenen Befehlen 2 bis 2½ Kilometer hinter unserer vorderen Linie. Der anfangs nur am Südrand des Houthoulster Waldes tiefer in unsere Abwehrzone gedrungene Feind wurde durch Gegenangriff zurückgeworfen; von dem Gegner herangeführte Verstärkungen konnten den geringen Raumgewinn von höchstens 300 Meter Tiefe bei 1200 Meter Breite nicht erweitern. Bei Poelkapelle wurden in hin- und herwogendem Kampf gegen die vormittags und erneut am Abend vorbrechenden starken Angriffe der Engländer unsere vorderen Trichterlinien behauptet oder zurückgewonnen. An den übrigen Stellen des Angriffsfeldes scheiterte der feindliche Ansturm völlig. Tiefgegliederte Angriffe richteten sich auch gegen den Frontabschnitt beiderseits von Gheluvelt. Hier brach unsere Abwehrwirkung die Kraft des englischen Stoßes, der nirgends an unsere Hindernisse gelangte. Franzosen wie Engländer hatten in unserem gegen das Kampfgelände zusammengefaßten Feuer schwere blutige Verluste und ließen Gefangene in unserer Hand. Der gestrige Schlachttag in Flandern brachte uns einen vollen Erfolg. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons setzte mittags mit voller Wucht wieder ein, nachdem es an dem nebeligen Morgen bei geringerer Feuertätigkeit nur zu Erkundungsvorstößen der Franzosen gekommen war. Der Munitionseinsatz aller Kaliber erreichte am Abend im Kampfgebiet zwischen dem Ailettegrunde und Braye eine gewaltige Höhe. Bei Eintritt der Dunkelheit ließ das feindliche Feuer nach, um dann von Mitternacht an sich zu anhaltender Trommelwirkung zu steigern. Bei Hellwerden hat mit starken französischen Angriffen die Infanterieschlacht begonnen. Auf Ostufer der Maas stürmten ostfriesische Kompagnien und Teile eines Sturmbataillons nach trefflicher Feuervorbereitung die Höhe 326 südwestlich von Beaumont. Mehr als 100 Gefangene wurden eingebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gesamtbeute der Operation gegen die Inseln im Rigaischen Meerbusen beträgt: 20130 Gefangene, über 100 Geschütze, davon 47 schwere Schiffsgeschütze, einige Revolverkanonen, 150 Maschinengewehre und Minenwerfer, über 1200 Fahrzeuge, gegen 2000 Pferde, 30 Kraftwagen, 10 Flugzeuge, 3 Staatskassen mit 365000 Rubeln, große Vorräte an Verpflegungsmitteln und Kriegsgerät, Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer kam es nirgends zu größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Bei Regenwetter ließ vormittags durchweg die Gefechtstätigkeit nach; abends nahm sie bei Monastir, im Cernabogen und vom Westufer des Wardar bis zum Dojransee wieder an Heftigkeit zu. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Oktober. — An den Hängen des Monte San Gabriele scheiterten zwei weitere feindliche Angriffe im Handgranatenkampf.

## Großer Angriff am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 24. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern drängten unsere Truppen durch Gegenangriff den Feind fast völlig aus dem in unserer Abwehrzone noch besetzten Streifen am Südrand des Houthoulster Waldes zurück; Gefangene blieben in unserer Hand. Im Kampfgelände von Draaibank bis Zandvoorde nahm nachmittags das Feuer wieder erheblich zu; neue Angriffe erfolgten nicht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Franzosen begannen gestern in zwei Teilen einen großen Angriff am Chemin-des-Dames von dem Ailettegrunde nördlich von Vauxaillon bis zur Hochfläche nördlich von Paissy (25 Kilometer). Die vormittags südlich des Oise—Aisnekanals sich entwickelnden Kämpfe führten zu schwerem, wechselvollem Ringen zwischen der Ailette und den Höhen von Ostel. Der frühmorgens gegen unsere durch sechstägiges heftiges Feuer zerstörten Linien anstürmende Feind fand starken Widerstand und kam wegen schwerer Verluste nicht vorwärts. Erst einem späteren, nach neuer Feuervorbereitung geführten und durch zahlreiche Panzerwagen unterstützten Stoß frischer französischer Kräfte von Westen her auf Allemant, von Süden auf Chavignon, gelang es, in unsere Stellungen einzubrechen und bis zu diesen Dörfern vorzudringen. Dadurch wurden die dazwischenliegenden Stellungen unhaltbar. Bei der Zurücknahme der Truppen aus den in der Front zähe gehaltenen Linien mußten auch vorgezogene Batterien gesprengt und dem Feinde überlassen werden. Die Franzosen drängten scharf nach, doch wurde durch das Eingreifen unserer Reserven der feindliche Stoß südlich von Pinon, bei Vaudesson und dem hart umkämpften Chavignon aufgefangen; weitere Fortschritte blieben dem Gegner versagt. Die gleichzeitig auf der Hochfläche beiderseits des Gehöftes La Royere (südlich von Filain) angesetzten Angriffe mehrerer französischer Divisionen scheiterten trotz wiederholten Ansturms unter den schwersten Verlusten. Abends schritt nach mehrstündigem Trommelfeuer der Feind zwischen Braye und Ailles zum Angriff. Zweimal stürmten dort seine Truppen tiefgegliedert vor; im Abwehrfeuer und stellenweise in erbittertem Nahkampf brach an dieser Front der Stoß der Franzosen völlig zusammen. In örtlichen Kämpfen setzte sich die Schlacht bis tief in die Nacht fort; sie ist bisher nicht wieder aufgelebt. Unsere Truppen haben sich heldenmütig geschlagen. Auf dem östlichen Maasufer spielten sich tagsüber südwestlich von Beaumont Grabenkämpfe ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen dem Rigaischen Meerbusen und der Düna nahmen wir in den Nächten bis zum 22. Oktober ohne Störung durch den Feind unsere in breiter Front vor die Hauptstellung weit vorgeschobenen Sicherungstruppen zurück, die in erfolgreichen Gefechten den Russen den Einblick in unsere Aufstellung seit Anfang September verwehrt hatten. — Mazedonische Front: Lebhaftere Artillerietätigkeit nur westlich des Ochridasees und vom Wardar bis Dojran, wo Vorstöße der Engländer abgewiesen wurden. — Italienische Front: Die Gefechtstätigkeit in Tirol, Kärnten und am Isonzo ist merklich aufgelebt. Deutsche Artillerie hat in den Feuerkampf eingegriffen. Deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie hat heute morgen bei Flitsch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Bainsizza die vordersten italienischen Stellungen genommen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der ganzen Südwestfront nahm die Gefechtstätigkeit erheblich zu. Bei Flitsch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist brach österreichisch-ungarische und deutsche Infanterie nach mächtiger Artillerievorbereitung in die italienischen Linien ein. — Albanien: Südlich von Berat und beiderseits des Devoliflusses kämpften unsere Sicherungstruppen mit Erfolg.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. Oktober. — Mazedonische Front: Auf dem Kamm der Mokraplanina und westlich vom Ochridasee etwas lebhafteres Artilleriefeuer. Östlich vom Wardar und südlich von Dojran hält trotz des Regens die Feuertätigkeit mit derselben Heftigkeit an. Ein schwacher feindlicher Angriff südlich von Dojran wurde durch Feuer abgewiesen. — Dobrudschafront: Schwache Kampftätigkeit.

## Die italienische Isonzofront durchbrochen.

Großes Hauptquartier, 25. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern lag tagsüber stärkeres Feuer als sonst auf der Kampfzone zwischen der Küste und Blankaartsee. Von dort bis zur Lys belegte der Feind die einzelnen Abschnitte mit Feuerwellen, die sich vom Houthoulster Walde bis Paschendaele gegen Abend zu heftigstem Trommelfeuer verdichteten. Größere Angriffe erfolgten nicht. Im Artois und bei St. Quentin spielten sich Vorfeldkämpfe mit uns günstigem Erfolge ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise—Aisnekanal verlief der Tag bei geringer Feuertätigkeit des Feindes. Kurz vor Dunkelheit schwoll schlagartig der Feuerkampf wieder an. An mehreren Stellen drangen französische Erkundungstruppen vor; sie wurden überall abgewiesen. Nachts blieb das Feuer lebhaft. Zwischen Aisne und Maas kam

es mehrfach zu Erkundungskämpfen, die örtliche Steigerung des Feuers hervorriefen. — Mazedonische Front: In den meisten Abschnitten hat sich die Artillerietätigkeit verstärkt. — Italienische Front: Waffentreu traten gestern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Seite an Seite in den Kampf gegen den ehemaligen Verbündeten. In mehr als 30 Kilometer Breite nach kurzer, starker Feuerwirkung zum Sturm antretend, durchbrachen oft bewährte Divisionen die italienische Isonzofront in den Becken von Flitsch und Tolmein. Die Täler sperrenden starken Stellungen des Feindes wurden im ersten Stoß überrannt; trotz zäher Gegenwehr erklommen unsere Truppen die steilen Berghänge und stürmten die feindlichen Stützpunkte, welche die Höhen krönten. Schnee und Regen erschwerten das Vorwärtskommen in dem zerrissenen Gebirgsgelände; ihre Einwirkung wurde überall überwunden. Hartnäckiger Widerstand der Italiener mußte mehrfach in erbitterten Nahkämpfen gebrochen werden. Die Kampfhandlung nimmt ihren Fortgang. Bis zum Abend waren mehr als 10000 Gefangene, dabei Divisions- und Brigadestäbe, und reiche Beute an Geschützen und Kriegsmaterial gemeldet. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 12. Isonzoschlacht, hervorgegangen aus der Initiative der in Not und Tod treuverbündeten Mittelmächte, hat gestern erfolgreich eingesetzt. Um 7 Uhr früh begannen die Geschützmassen ihr Vernichtungswerk. Eine Stunde später ging in Sturm, Regen und Schneegestöber die Infanterie zum Angriff über. Wetter und Gebirge stellten die Truppe auf eine überaus schwere Probe. Der Feind wehrte sich aufs hartnäckigste. Doch schon am Mittag war die italienische Schlachtfront zwischen dem Rombon und Auzza an vielen Stellen durchbrochen. Alpenländische Regimenter nahmen Flitsch. Deutsche Truppen warfen weiter südlich den Feind im ersten Ansturm zurück. Die Höhen westlich von Woltschach und nordöstlich von Auzza sind völlig im Besitz der Verbündeten. Im Nordteil der Hochfläche von Bainsizza — Heiliger Geist setzte der Italiener gestern unseren Angriffen noch heftigen Widerstand entgegen. Auf dem Monte San Gabriele, bei Görz und auf der Karsthochfläche schufen örtliche Unternehmen die Vorbedingungen für weitere Kämpfe. Das Artilleriefeuer wuchs in diesen Räumen auf beiden Seiten zu großer Stärke an. Bis zum Abend sind mehr als 10000 Gefangene gemeldet worden. Unter ihnen befinden sich Divisions- und Brigadestäbe. Die Beute ist nicht im entferntesten zu übersehen. Bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls von Conrad Geschützkämpfe.

## Kleine Erfolge im Kaukasus.

Konstantinopel, 25. Oktober. — Kaukasusfront: Im Zentrum des einen Abschnittes wurde ein kleinerer russischer Überfallsversuch vereitelt. Rebellenbanden, die sich in der Nähe der Hedschasbahn verschanzt hatten, wurden mit großen Verlusten für sie durch unsere Truppen zersprengt.

## Fortgang der Offensive gegen Italien.

Großes Hauptquartier, 26. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der ganzen Front in Flandern war gestern und während der Nacht der Artilleriekampf lebhaft. Besonders heftig war das Feuer vom Houthoulster Wald bis Hollebeke; dort steigerte es sich morgens zum Trommelfeuer. Nächtliche Teilangriffe der Franzosen und Engländer scheiterten überall vor unseren Linien. Nach den bisher eingegangenen Meldungen sind nach Hellwerden an mehreren Stellen der Front Angriffe des Feindes erfolgt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuervorbereitung stießen die Franzosen gestern von den Nordhängen des Chemin-des-Dames in den Ailettegrund vor. Ihr Angriff traf gegen die in der vorhergehenden Nacht an den Südrand des Waldes von Pinon herangezogenen Vortruppen, die nach kurzem Kampf auf das Nordufer des Oise—Aisnekanals zurückgenommen wurden. Es gelang dabei nicht, das vor den letzten Kampftagen in dem zerschossenen Walde von Pinon eingebaute Geschützmaterial völlig zu bergen. An den übrigen Stellen des Kampffeldes wurden nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Stoßes unsere Linien plangemäß hinter den Kanal bei und südöstlich von Chavignon zurückverlegt. Mehrfach versuchte der Gegner später, die Kanalniederung zu überschreiten; er wurde von unseren Kampftruppen überall zurückgeworfen. Auf dem Ostufer der Maas stürmten tapfere niedersächsische Bataillone mit Flammenwerfern in mehr als 1200 Meter Breite die französischen Stellungen im Chaumewalde, überwältigten die Besatzung und brachten Gefangene zurück. Mehrere zur Wiedergewinnung seiner Gräben vom Feinde geführte Gegenangriffe brachen ergebnislos blutig zusammen. Bei den übrigen Armeen kam es bei Sturm und Regen zu zahlreichen Gefechten von Erkundungsabteilungen. — Italienische Front: In Ausnutzung des Durchbruchserfolges bei Flitsch und Tolmein sind unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus im Vordringen. Die Truppen des Nordflügels der 2. italienischen Armee sind, soweit sie nicht in Gefangenschaft gerieten, geworfen und im Weichen. In unwiderstehlichem Vorwärtsdrang überschritten die deutschen und österreichisch-ungarischen Regimenter, an Leistung wetteifernd, die ihnen gesteckten Ziele und warfen den Feind aus den starken rückwärtigen Höhenstellungen, die er zu halten versuchte. Unter unserem Druck begannen die Italiener, auch die Hochfläche von Bainsizza — Heiliger Geist zu räumen. Wir kämpfen vielfach bereits auf italienischem Boden. Die Gefangenenzahl ist auf über 30000 Mann, dabei 700 Offiziere, die Beute auf mehr als 300 Geschütze, darunter viele schwere, gestiegen. Klares Herbstwetter begünstigte die Kampfhandlungen. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die am mittleren Isonzo eingesetzten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte haben in rüstigem Vordringen die Linie Karfreit—Auzza überschritten. Die Bewegungen werden seit gestern früh durch schönes Wetter begünstigt. Auf der Hochfläche von Bainsizza — Heiliger Geist bis in die Gegend des Monte San Gabriele wurde der Widerstand der Italiener gebrochen. Der Feind ist im Begriff, alles Gelände freizugeben, dessen Besitz er in der 11. Isonzoschlacht durch das Leben vieler Tausende erkauft hat. Auf der Karsthochfläche entwickelten sich bei unverändert bleibender Lage stellenweise lebhafte Kämpfe. Der Anprall der Verbündeten vermochte in zwei Kampftagen die feindlichen Linien auf 50 Kilometer Frontbreite ins Wanken zu bringen. Bei den weichenden Italienern herrscht vielfach größte Verwirrung. Zahlreiche Verbände mußten, völlig abgeschnitten, auf freiem Felde die Waffen strecken. Große Geschützmassen, aus allen Kalibern zusammengesetzt, und unübersehbare Mengen Kriegsmaterial fielen in die Hand der Verbündeten. Eine österreichisch-ungarische Division nahm südwestlich von Tolmein dem Feinde allein 70 Geschütze ab. Bisher sind über 30000 Gefangene durch die Sammelstellen der Verbündeten gegangen und etwa 300 erbeutete Geschütze gezählt worden.

## Harte Kämpfe in Flandern. — Fortschritte in Italien.

Großes Hauptquartier, 27. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Franzosen und Engländer setzten gestern tagsüber auf dem Kampffeld in der Mitte der flandrischen Front von neuem starke Kräfte ein, um die Schlachtentscheidung zu suchen. Der Erfolg blieb unser; vergeblich haben die feindlichen Divisionen sich in unserer Abwehrzone verblutet. Gesteigerte Artilleriewirkung lag auf dem Kampfgelände, ehe der Feind zum Angriff schritt; hinter der sich vorwärtsschiebenden Feuerwalze brachen seine Sturmtruppen vor. Nördlich von Bixschote gelangten die Franzosen bis Bultehoek; von dort warf sie unser Gegenstoß ins Trichterfeld zurück. Zwischen der Straße Klerken—Poelkapelle und der Bahn Roulers—Ypern drangen in wiederholtem Ansturm die Engländer vor. Nach hin- und herwogenden Kämpfen, die westlich von Paschendaele besonders erbittert waren, mußte sich der Feind mit wenigen Trichterlinien vor seiner Ausgangsstellung begnügen. Abgesetzt vom Hauptangriff wurden mehrere englische Divisionen gegen unsere Front von Becelaere bis südlich von Gheluvelt vorgeführt. Anfänglich brachen sie in den Park von Paezelhoek und in Gheluvelt ein; doch wurde der Feind durch unseren kraftvollen Gegenangriff bald wieder über die alte Linie zurückgeworfen. Teilkämpfe dauerten bis in die Nacht; das starke Feuer ließ nur vorübergehend nach. Truppen aus allen Teilen des Reiches haben ruhmvollen Anteil an dem für uns günstigen Ausgang des Schlachttages! — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In wenigen Abschnitten am Oise — Aisnekanal nahm der Artilleriekampf größere Stärke an; die feindliche Infanterie versuchte gegen Abend vergeblich, an mehreren Stellen auf dem Nordufer des Kanals Fuß zu fassen. In der Champagne und an der Maas steigerte sich vielfach die Feuertätigkeit in Verbindung mit Aufklärungsgefechten. — Italienische Front: Die unter der persönlichen Oberleitung Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers Karl von Österreich, Königs von Ungarn, vorbereitete Operation gegen die Hauptmacht der italienischen Armee reift unter der Mitwirkung der unvergleichlichen Stoßkraft deutscher Truppen, die Schulter an Schulter mit ihren tapferen Waffenbrüdern am Isonzo in den Kampf traten, großem Erfolge entgegen. Die 2. italienische Armee ist geschlagen. Durch gutes Wetter begünstigt, drangen über die Höhen und durch die Täler, vielfach zähen Widerstand des Feindes brechend, deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen unaufhaltsam vorwärts. Der scharfgratige Höhenrücken des Stol wurde von der k. u. k. 22. Schützendivision genommen, der 1641 Meter hohe, stark befestigte Gipfel des Monte Matajur fiel schon am 25. Oktober 7 Uhr vormittags — 23 Stunden nach Beginn unseres Angriffes bei Tolmein — durch die hervorragende Tatkraft des Leutnants Schnieber, der mit vier Kompagnien des Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63 den starken italienischen Grenzstützpunkt stürmte. Kampf- und Marschleistungen aller Truppen, die durch die Vorberge der Julischen Alpen der italienischen Ebene zustreben, sind über jedes Lob erhaben. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 60000, die der erbeuteten Geschütze auf 450 erhöht. Unübersehbares Kriegsgerät muß aus den genommenen Stellungen der Italiener noch geborgen werden. 26 feindliche Flugzeuge sind in den beiden letzten Tagen abgeschossen worden. Die italienische Isonzofront wankt bis zur Wippach; auf der Karsthochfläche hält der Gegner. (W. T. B.)



## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der unter der persönlichen Oberleitung Seiner Majestät unseres Kaisers und Königs gegen die italienische Hauptmacht geführte Schlag reift gewaltig aus. Unsere kampferprobten ruhmreichen Isonzotruppen und die mit unüberwindlicher Stoßkraft vorgehenden deutschen Streitkräfte haben einen großen Erfolg errungen. Die Waffenbrüderschaft der Verbündeten, geschmiedet auf ungezählten Schlachtfeldern, besiegelt durch das Blut unserer Besten, bewährte sich aufs neue in unvergleichlicher Weise. Am oberen Isonzo haben unsere alpenländischen Truppen, altbewährte Infanterieregimenter, Kaiserjäger, Schützen aus Steiermark und Tirol in den Felsgebieten des Rombon und des Canin und auf dem Monte Stol in zäher Ausdauer und Tatkraft das Gelände und den Feind bezwungen. Südwestlich von Karfreit erstürmten Preußisch-Schlesier den hochaufragenden Monte Matajur. Dort wie westlich von Tolmein wird durchweg auf italienischem Boden gefochten. Auf der Bainsizzahochfläche wehren sich die Italiener Schritt für Schritt. In heftigem Kampfe wurden die feindlichen Stellungen südlich von Vrh, die einst so heißumstrittene Höhe 642 bei Vodice und der in Italien als Siegespreis der 11. Isonzoschlacht so sehr gefeierte Monte Santo erobert. Söhne aller Gaue Österreichs und Ungarns wetteiferten an Angriffsfreudigkeit. Bei Canale und östlich davon brachten 2 k. u. k. Divisionen allein 16000 Gefangene und 200 Geschütze ein. Nördlich von Görz stehen wir am Isonzo. Im Fajti Hrb entriß die ungarische 17. Division, die seit mehr als 2 Jahren am unteren Isonzo siegreiche Wacht hielt, dem Feind in überraschendem Ansturm seine erste Linie. Es fielen 3500 Italiener in ihre Hände. Die Gesamtzahl der Gefangenen hat sich auf 60000, die der erbeuteten Geschütze auf 500 erhöht. Von feindlichen Flugzeugen sind bisher 26 herabgeschossen worden.

## Görz befreit.

Großes Hauptquartier, 28. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war die Feuertätigkeit längs der Yserniederung wiederum stärker als früher, insbesondere bei Dixmude. Zwischen Blankaartsee und der Straße Menin — Ypern schwoll der Artilleriekampf zeitweilig zu großer Heftigkeit an. Morgens griff der Feind an der flachen Einbruchsstelle südwestlich des Houthoulster Waldes erneut an, ohne größere Vorteile als am Vortage zu erzielen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise—Aisnekanal verstärkte sich die Feuertätigkeit bei Brancourt und Anizy-le-Chateau. Nachmittags stießen starke französische Kräfte tiefgegliedert am Chemin-des-Dames östlich von Filain und nordwestlich von Braye gegen unsere Linien vor; sie wurden überall blutig abgewiesen. Bei Souain, Tahure und Le Mesnil in der Champagne führten unsere Stoßtrupps erfolgreiche Unternehmungen durch. Auf dem östlichen Maasufer unterhielten die Franzosen starkes Feuer auf die von uns im Chaumewalde kürzlich gewonnenen Gräben. — Italienische Front: Die schnelle Weiterführung des gemeinsamen Angriffs am Isonzo brachte auch gestern volle Erfolge. Italienische Kräfte, die unseren Divisionen den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren suchten, wurden in kraftvollem Stoß zurückgeworfen. Abends drangen deutsche Truppen in das brennende Cividale, die erste Stadt in der Ebene, ein. Die Front der Italiener bis zum Adriatischen Meere ist ins Wanken gekommen; auf der ganzen Linie sind unsere Korps im Nachdrängen. Görz, die in den Isonzoschlachten vielumkämpfte Stadt, ist heute früh von österreichisch-ungarischen Divisionen genommen worden! Die Zahl der Gefangenen ist auf mehr als 80000 gestiegen, die Zahl der Geschütze hat sich auf mehr als 600 erhöht. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern ist von unserer Isonzofront die letzte Feste des seit 2½ Jahren ebenso glorreich wie opfervoll geführten Verteidigungskampfes gefallen. Sowohl auf der Karsthochfläche wie im Görzer Abschnitt wurde zum Angriff übergegangen. Die Italiener hielten unserem Ansturm nirgends stand. Am Südflügel wurde Monfalcone durch unsere Vortruppen gewonnen. Oberhalb von Gradisca stürmte in der dritten Morgenstunde Major Mocsary an der Spitze seines tapferen Koesseger Jägerbataillons Nr. 11 über die brennende Isonzobrücke auf das rechte Ufer hinüber und entriß dem Feinde den Monte Wortin. Auf dem Kastell von Görz hißten Abteilungen des Karlovacer Infanterieregiments Nr. 96 um 2 Uhr früh unsere Fahne. In rascher Feindverfolgung wurde westlich der befreiten Stadt der Isonzo übersetzt und die Höhe Podgora erstiegen. Die Hochfläche von Bainsizza — Heiliger Geist liegt, den Monte Kuk inbegriffen, hinter unserer Front. Bei Plava erzwangen sich unsere Truppen in erbitterten Kämpfen den Übergang über den Fluß. Cividale ist in deutscher Hand. In ungestümem Vorwärtsdringen, allen Widerstand des Feindes brechend, gewannen unsere Verbündeten hier den Ausgang in die venezianische Ebene. Die geschlagenen Armeen des Herzogs von Aosta und des Generals Capello haben bisher 80000 Mann an Gefangenen eingebüßt. Die Zahl der erbeuteten Geschütze wird gering auf 600 geschätzt.

## Angriffsversuche in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 28. Oktober. — Mazedonische Front: Lebhafteres Artilleriefeuer westlich von Bitolia, im Cernabogen und stellenweise auf dem linken Wardarufer. Feindliche Erkundungsabteilungen, die an der unteren Struma regere Tätigkeit entwickelten, wurden beim Dorfe Kumli, westlich von Serres, zurückgetrieben. Unsere Aufklärungsabteilungen fingen mehrere Engländer, darunter einen Offizier. — Dobrudschafront: Bei Tulcea und westlich von Isaccea schwache Artillerietätigkeit.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Oktober. — Sinaifront: Am 26. Oktober wurden an der Ghazafront Angriffsabsichten des Gegners erkannt, unser Artilleriefeuer verhinderte die Ausführung. Unsere Truppen, die am 27. Oktober in der Mitte der Sinaifront vorgingen, trafen auf den Höhen von Kossel-Bassal auf 5 feindliche Kavallerieregimenter, die mit schweren Verlusten für den Gegner zurückgeworfen wurden. Zwei darauffolgende feindliche Gegenangriffe schlugen fehl. Der Gegner ließ dabei 200 Tote zurück; 2 Offiziere und 10 Mann wurden gefangen genommen, sowie 1 Maschinengewehr erbeutet. 1 feindliches Flugzeug erhielt einen Treffer von unseren Abwehrgeschützen und stürzte dicht hinter den feindlichen Linien ab. An den anderen Fronten keine Ereignisse von Bedeutung.

## Auch die 3. italienische Armee auf dem Rückzug.

Großes Hauptquartier, 29. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Dunst und Nebel schränkten in Flandern die Kampftätigkeit ein. Trotzdem war längs der Yser das Feuer lebhaft; es erreichte besonders bei Dixmude nachts große Heftigkeit. Vorstöße feindlicher Abteilungen nördlich der Stadt scheiterten. Zwischen dem Houthoulster Walde und der Lys belegte der Gegner unsere Kampfzone mit einzelnen starken Feuerwellen. Englische Infanterie, hinter Trommelfeuer von Rauchgranaten vorgehend, griff nördlich der Bahn Boesinghe—Staden an; in unserer Abwehrwirkung brachen die Sturmwellen zusammen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames stürmten starke französische Kräfte nach heftiger Artillerievorbereitung zweimal bei Braye an. Vor unserem Feuer, an einzelnen Stellen durch Gegenstoß unserer Grabenbesatzung gefaßt, mußte der Feind zurückweichen; er hatte schwere Verluste und ließ Gefangene in unserer Hand. — Bei den anderen Armeen nur stellenweise auflebende Gefechtstätigkeit. — Seit dem 22. Oktober verloren die Gegner durch Luftkampf und Abwehrfeuer 48 Flugzeuge, davon 3 im Heimatgebiet. Leutnant Müller schoß den 30. und 31., Leutnant von Bülow den 22. und 23. feindlichen Flieger ab. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir, im Cernabogen und vom Wardar bis zum Dojransee bekämpften sich die Artillerien lebhaft. — Italienische Front: Der durch die Erfolge beflügelte Angriffsgeist der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen des Generals der Infanterie Otto von Below hat die ganze italienische Isonzofront zum Zusammensturz gebracht. Die geschlagene 2. italienische Armee ist im Zurückfluten gegen den Tagliamento. Die 3. italienische Armee hat sich dem Angriff auf ihre Stellungen von der Wippach bis zum Meer nur kurze Zeit gestellt; sie ist in eiligem Rückzug längs der adriatischen Küste. Auch nördlich des breiten Durchbruchs ist die italienische Front in Kärnten bis zum Plöckenpaß ins Wanken gekommen. Feindliche Nachhuten versuchten bisher vergeblich, das ungestüme Vorwärtsdrängen der verbündeten Armeen zu hemmen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stehen vor Udine, dem bisherigen Großen Hauptquartier der Italiener. Österreichisch-ungarische Divisionen haben Cormons genommen und nähern sich im Küstenstrich der Landesgrenze. Alle Straßen sind von regellos flüchtenden Fahrzeugkolonnen der italienischen Armeen und Bevölkerung bedeckt; die Gefangenen- und Beutezahlen sind dauernd im Anwachsen. Heftige Gewitter, verbunden mit schweren Niederschlägen, entluden sich gestern über dem gewaltigen Kampffelde der 12. Isonzoschlacht. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am 24. Oktober früh begannen die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Generals Otto von Below und der Nordflügel der Heeresgruppe des Generalobersten von Boroevic ihren Angriff. Gestern, am Abend des 5. Schlachttages, war alles Gelände zurückgewonnen, das uns der Feind — jeden Quadratkilometer mit etwa 5400 Mann Verlusten erkämpfend — in 11 blutigen Schlachten mühsam abgerungen hat. Auf der Karsthochfläche stießen unsere Truppen, den Monte San Michele nehmend, an den Isonzo vor. Unsere Abteilungen übersetzten den hochgehenden Fluß. Görz wurde im Straßenkampf gesäubert, die Podgora spät abends erstürmt. Der Raum von Oslavija, der Monte Sabotino und die Höhe Curata bildeten den Schauplatz von mitunter sehr heißen Kämpfen. Jeglicher Widerstand der Italiener war vergeblich. Die Verfolgung des in größter Verwirrung zurückweichenden Feindes führte uns über Cormons und den Monte Quarin. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen

stehen vor Udine. Im Gebirgsland nordwestlich von Cividale sind wir in raschem Fortschreiten begriffen. Die italienische Kärntner Front ist in den wichtigsten Abschnitten erschüttert. In Schnee und Sturm entrissen unsere Truppen dem Feinde seine durch $2\frac{1}{2}$ Jahre aufgebauten Grenzstellungen südwestlich von Tarvis, bei Pontafel, im Plöckengebiet und auf dem Großen Pal. Das rasche, alle Hindernisse brechende Vordringen der Verbündeten macht es unmöglich, über die Zahl der Gefangenen und die unausgesetzt wachsende Beute einigermaßen Sicheres mitzuteilen. Im Raum südlich von Plava wurden allein 118 italienische Geschütze aller Kaliber eingebracht. Eine hier vorgehende Division nahm dem Feind in wenigen Stunden 60 Offiziere, 3000 Mann und 60 Geschütze ab. Was an Kriegsgerät in der 12. Isonzoschlacht erbeutet wurde, übersteigt weit das Beuteergebnis unserer galizisch-polnischen Sommeroffensive 1915.

## Lebhaftes Artilleriefeuer in Mazedonien.

Sofia, 29. Oktober. — Mazedonische Front: Zeitweilig wurde das Artilleriefeuer ziemlich lebhaft im Norden von Bitolia, im Cernabogen, im Wardartal und auf dem westlichen Ufer der Struma. In der Nähe des Dorfes Kopriva schoß der heldenhafte Leutnant Eschwege einen feindlichen Fesselballon, der in Flammen gehüllt hinter den feindlichen Linien abstürzte, ab. Es ist dies der 17. Luftsieg des Leutnants Eschwege. — Dobrudschafront: Ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer auf Tulcea.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Oktober. — Persien: Ein russisches Flugzeug, das bei Koleschin in der Nähe der persischen Grenze landete, wurde erbeutet. — Kaukasusfront: Eine russische Abteilung in der Stärke von etwa 200 Mann, die in der Mitte des linken Abschnittes einen Handstreich gegen unsere Gräben versuchte, wurde zurückgeschlagen. — Ägäisches Meer: In der Nähe der Insel Kos versuchte ein feindlicher Monitor, der ein mit Maschinengewehren bewaffnetes Boot im Schlepptau hatte, sich der anatolischen Küste zu nähern, wurde jedoch durch unser Feuer vertrieben. — Sinaifront: In der Nacht zum 28. Oktober und am 28. Oktober heftiges Artilleriefeuer im Abschnitt von Ghaza.

## Udine genommen.

Großes Hauptquartier, 30. Oktober. — Italienische Front: Udine ist von den verbündeten Truppen der 14. Armee genommen! Der bisherige Sitz der italienischen Obersten Heeresleitung ist damit am 6. Tage der erfolgreichen Operation in unsere Hand gefallen. Unaufhaltsam, keiner Anstrengung achtend, drängen unsere Divisionen in der Ebene dem Lauf des Tagliamento zu. An den wenigen Übergängen des durch die Regengüsse hochangeschwollenen Flusses staut sich der Rückzug des geschlagenen feindlichen Heeres. Die aus Kärnten vorgehenden Truppen haben auf der ganzen Front venezianischen Boden betreten und sind im Vorwärtsdrängen gegen den Oberlauf des Tagliamento. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war die Artillerietätigkeit im Abschnitt Dixmude mit kurzen Unterbrechungen lebhaft. Zwischen dem Houthoulster Wald und dem Kanal Comines—Ypern erreichte der Feuerkampf gestern zeitweilig große Stärke. Er blieb auch nachts heftig und hat sich heute morgen zum Trommelfeuer gesteigert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits von Braye am Chemin-des-Dames faßten die Franzosen gegen Abend ihr Feuer zu kräftiger Wirkung zusammen. Nach vorübergehendem Nachlassen hat sich der Artilleriekampf seit Tagesanbruch dort wieder verstärkt. Auch in den anderen Teilen der Bergfront war der Einsatz der Artillerie größer als in den letzten Tagen. Auf dem rechten Maasufer brachen bewährte Kampftruppen nach wirksamer Feuervorbereitung in die feindlichen Stellungen nordwestlich von Bezonvaux ein. Die in 1200 Meter Breite eroberten Gräben wurden gegen vier bis in die Nacht wiederholte Angriffe starker französischer Kräfte gehalten. Mehr als 200 Gefangene sind eingebracht worden. Der Feind hat schwere blutige Verluste erlitten. — Bei den anderen Armeen riefen eigene und feindliche Erkundungsvorstöße mehrfach lebhafte Artillerietätigkeit hervor. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die durch die 12. Isonzoschlacht geschaffene Lage wirkt bis in die Gebirge am obersten Tagliamento zurück, wo die Kärtner-Armee des Generalobersten Freiherrn von Krobatin, jeden Widerstand überwindend, auf venezianischem Boden rasch süd- und westwärts Raum gewinnt. Die Streitkräfte des Generals der Infanterie Alfred Kraus haben schon am 28. Oktober mittags die erste Bresche in das weitauslaufende befestigte Lager von Gemona geschlagen, indem sich das tapfere untersteirische Schützenregiment Nr. 28 durch Handstreich des Panzerwerkes auf dem Monte Lanz bemächtigte. Das entscheidende Vorgehen der verbündeten Truppen des Generals von Below ist durch den Gewinn von Udine gekrönt worden. Weiter südlich wälzen sich, noch getrennt durch unsere im Küstenlande verfolgenden Armeen, die regellosen Massen des geschlagenen Feindes gegen den hochgehenden unteren Tagliamento zurück. Die Räume hinter den Fronten der Verbündeten erhalten durch lange Gefangenenzüge und durch die Kriegsbeute vielfach das Aussehen eines italienischen Heerlagers.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 30. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Störungsfeuer, das nur etwas lebhafter im Cernabogen war. Östlich vom Wardar wurden nach längerem Luftkampf 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen, darunter 2 hinter unseren Stellungen. 2 der Flieger wurden gefangen genommen. — Dobrudschafront: Bei Tulcea das übliche Störungsfeuer.

## Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Oktober. — Sinaifront: Das Artilleriefeuer im Ghaza-Abschnitt hält an. — Kaukasusfront: Russische Kompagnien, die in der Mitte und im linken Abschnitt an drei verschiedenen Punkten vorzugehen versuchten, wurden abgewiesen.

## Starke Angriffe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 31. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Schlachtfront spielten sich gestern erbitterte Kämpfe ab. Dem morgens über die ganze Front vom Houthoulster Walde bis zum Kanal Comines—Ypern ausgedehnten Trommelfeuer folgten tagsüber starke englische Angriffe zwischen den von Roulers über Langemarck und Zonnebeke nach Ypern führenden Bahnen. Die Wucht des feindlichen Stoßes richtete sich gegen den Ort Paschendaele, der vorübergehend verloren ging. In ungestümem Angriff sturmbewährter Regimenter unter zusammengefaßter Artilleriewirkung wurde das Dorf wiedergenommen und gegen später neueinsetzende Angriffe der Engländer in zähen, bis zur Dunkelheit währenden Kämpfen voll gehalten. Unsere seitlich des Dorfes kämpfende Infanterie und die kampferprobten Maschinengewehrscharfschützen schlugen die sich im Laufe des Tages mehrfach wiederholenden feindlichen Angriffe in unerschütterlichem Ausharren in dem durchwühlten und verschlammten Trichterfelde erfolgreich zurück und nahmen zeitweilig verlorenen Boden in kraftvollen Gegenstößen dem Feinde wieder ab. Neben den Hauptangriffen nordöstlich von Ypern suchten die Engländer auch beiderseits der Straße Menin—Ypern auf Gheluvelt vorzudringen. In unserem gut liegenden Artilleriefeuer kamen nur schwache Teile des Gegners zum Vorgehen; sie wurden durch die Infanterie und Maschinengewehre zurückgetrieben. Die am gestrigen Kampf beteiligten Truppen der 4. Armee haben in vortrefflichem Zusammenwirken aller Waffen einen neuen Erfolg errungen. Die Engländer haben, ohne Vorteile zu gewinnen, erneut schwere blutige Verluste davongetragen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise—Aisnekanal und an der Bergfront des Chemin-des-Dames verstärkte sich der Artilleriekampf gestern erheblich; die französische Infanterie blieb untätig. Auf dem Ostufer der Maas hielt unser Vernichtungsfeuer am Chaumewalde sich vorbereitende Angriffe der Franzosen nieder. — Italienische Front: Die Bewegung der aus den Kärntner Bergen vordringenden Truppen, der 14. und der Isonzo-Armeen nehmen den von der Führung beabsichtigten Verlauf. (W. T. B.)

## Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Oktober. — Die verbündeten Armeen des Feldmarschalls Erzherzogs Eugen dringen in den Gebirgen des obersten Tagliamento und in der venezianischen Ebene planmäßig vor.

## Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. Oktober. — Mazedonische Front: An der ganzen Front Störungsfeuer. Im Strumatale Patrouillengefechte und lebhafte Tätigkeit in der Luft. — Dobrudschafront: Nur nachmittags bei Tulcea lebhafteres Feuer.

Fortsetzung im neunten Bande.

